**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP30
S94
v. 13
pt. 2

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

15. 4. 16

# In Englischer Gewalt


Tirpitz

Wilhelm A. Dyes / Erlebnisse, Eindrücke und Gedanken in englischer Gefangenschaft

Lukas Viëtor / In Britisch-Südafrika während des Weltkrieges

Christian Böhringer / Während des Krieges in Ceylon

Nachwort zu den Berichten aus englischer Gefangenschaft

Walther Siegfried / Paris vor dem Krieg

Rede eines englischen Ministers im Kino

Sir Edward Carson / Die allgemeine Wehrpflicht und Irland

Herbert Kühnert / Erlebnisse mit Engländern

Tagebuch

Mehr Vertrauen!

Carl Peters / England als Feind

---

Die Ebner-Eschenbach

Auguste Supper / Ein Flugblatt von Ellen Key

Josef Trumpp / Schulung der weiblichen Jugend

August Ludwig / Eine luxemburgische Heilige?

Im Münchener Schlachthaus

Josef Hofmiller / Unsere höheren Schulen

Eduard Heyck / Alfred Dove

Deutsche Mode

Dienstmädchen

Adolf Dirr / Der Kaukasus als russische Operationsbasis

Rudolf Kjellén / Deutschland


---


Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, April 1916

Vierteljahr 4 M



Digitized by Google



Einzeln 1.50 M

# Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

| | |
|---|---|
| Aktienkapital . . | 51.000,000 Mark |
| Reservefonds . . . | 27.500,000 Mark |
| Pfandbriefumlauf . | 500.000,000 Mark |
| Hypothekenbestand | 510.000,000 Mark |

# Graphische Kunstanstalten F. Bruckmann A.G. München

Fernruf 61001 Lothstraße 1

Buchdruck / Illustrationsdruck / Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- und Mehrfarbenbuchdruck
Strichätzungen / Albert-Galvanos

Preisangebote und Proben auf Verlangen


Digitized by Google

AP30
S94
v. 13
pt. 2

# Baden-Baden

Angenehmer Frühjahrsaufenthalt
Mildes Klima · Geschützte Lage

**Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht**

Großh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln · Inhalatorium
Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet

**Ermäßigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel für Kriegsverwundete und -kranke**

Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge · Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung)

**Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.**

Auskunft und Prospekte durch das Städtische Verkehrsamt

# Bad Nauheim

**am Taunus**

**Sommer- und Winterkurbetrieb**

**Vorzügliche Heilerfolge bei Herzkrankheiten, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden usw.**

**Sämtliche neuzeitlichen Kurmittel**

Herrliche Park- und Waldspaziergänge, gesunde, kräftige Luft, vorzügliche Konzerte, Theater, Tennis, Golf, Krocket

**Für Feldzugteilnehmer Vergünstigungen**

Prospekte und Auskünfte durch „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim".



Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang – April 1916 – Heft 7


## Inhaltsverzeichnis:


| | Seite |
|---|---|
| Tirpitz | 1 |
| Erlebnisse, Eindrücke und Gedanken in englischer Gefangenschaft / Von Dr. Wilh. A. Dyes, z. Zt. in Berlin | 3 |
| In Britisch Südafrika während des Weltkrieges Von Dr. Lukas Viëtor, z. Zt. Feldgeistlicher in Tournai | 21 |
| King Stephen | 34 |
| Während des Krieges in Ceylon / Von Christian Böhringer, z. Zt. in Stuttgart | 35 |
| Nachwort zu den Berichten aus englischer Gefangenschaft | 46 |
| Paris vor dem Krieg / Von Walther Siegfried | 47 |
| Rede eines englischen Ministers im Kino / Mitgeteilt durch Dr. K. A. v. Müller | 76 |
| Sir Edward Carson, Die allgemeine Wehrpflicht und Irland / Mitgeteilt durch Dr. K. A. v. Müller | 79 |
| Erlebnisse mit Engländern / Von Dr. Herbert Kühnert | 86 |
| Tagebuch | 92 |
| Mehr Vertrauen! | 96 |
| England als Feind / Von Dr. Carl Peters, Reichskommissar a. D. | 97 |
| Die Ebner-Eschenbach | 100 |
| Ein Flugblatt von Ellen Key / Von Auguste Supper | 102 |
| Schulung der weiblichen Jugend in Kinderpflege und Hauswirtschaft / Von Professor Dr. med. Josef Trumpp | 107 |
| Eine luxemburgische Heilige? / Von Dr. jur. et rer. polit. August Ludwig, o. Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Freising | 111 |
| Deutsche Geschichte in deutschen Gedichten | 125 |
| Im Münchner Schlachthaus | 126 |
| Jentsch | 130 |
| Unsere höheren Schulen / Von Josef Hofmiller | 131 |
| Alfred Dove / Von Professor Dr. Ed. Heyck | 139 |
| Görres spricht zu uns | 144 |
| Deutsche Mode | 145 |
| Samariterin und Saumensch | 148 |
| Dienstmädchen | 149 |
| Aus Briefen Blüchers | 152 |
| Der Kaukasus als russische Operationsbasis / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München | 154 |
| Deutschland / Von Dr. Rudolf Kjellén, Professor an der Universität Upsala | 156 |
| Wichtige Neuerscheinungen | 168 |



Wybert
TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe

mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.– oder Mk. 1.–



Digitized by Google

# Tirpitz.

Unsere Leser werden an dieser Stelle nichts anderes hören wollen, als unsere Ansicht über den Abgang von Tirpitz, und wenn sie auch etwas anderes hören wollten, so könnten wir doch nichts anderes sagen. Der Tag, an dem die Nachricht kam, wird uns allen, Feinden und Freunden der gegenwärtigen Regierung, Vorbereiteten und Unvorbereiteten, ja sogar wohl denen, die aus diesem Abgang neue Hoffnungen schöpften, kurz dem ganzen deutschen Volk als ein schwarzer Tag in Erinnerung bleiben. Jedermann empfand, wenn in solcher Zeit ein Mann wie Tirpitz abgeht, der wissen muß, wie sein Abgang im Inland und im Ausland wirkt, so will er uns damit etwas sagen, was er für so wichtig hält, daß er alle schädlichen Wirkungen auf die Stimmung im Inland und Ausland in Kauf nimmt. Unsere Partei, die Partei der Parteilosen, ist bei der Aussprache natürlich wieder zu kurz gekommen. Man warf sich wieder gegenseitig Mangel an Patriotismus vor, wie in den schönsten Friedenszeiten. Wir machen das nicht mit. Selbst wenn die Umgebung des Kanzlers in Tirpitz vor allem den Staatsmann sah, dessen Anhänger den gegenwärtigen leitenden Staatsmann bekämpfen, so hat auch sie den Abgang von Tirpitz aus Patriotismus begrüßt, da sie durchdrungen davon ist, daß die ungestörte Arbeit des Reichskanzlers in seinem Amt ein Glück für die künftige Wohlfahrt des Deutschen Reiches bedeutet. Auch die der Regierung beipflichtenden Journalisten der Regierungsblätter, der sozialistischen Presse und des Berliner Tagblatts sind gewiß durchdrungen davon, daß der Abgang von Tirpitz dem Wohl des Reiches förderlich ist. Wir können uns unter den im politischen Leben hervorgetretenen Persönlichkeiten schlechterdings nur bei Liebknecht, Rosa Luxemburg und einigen Kriegshassern vorstellen, daß sie sich über eine Schwächung des Reiches freuen würden. Aus der Sozialdemokratie haben wir, soweit sie nicht in der Presse sich äußert, beim Abgang von Tirpitz keine Äußerungen gehört, nehmen aber an, daß den meisten Sozialdemokraten auch nicht wohl dabei ist, weil sie die Tüchtigkeit des Mannes kennen und sich sagen, daß man gerade jetzt keine hervorragende Kraft entbehren kann. Es besteht also die Tatsache, daß das deutsche Volk mit Ausnahme mancher Regierungs- und Journalistenkreise ein schweres Gefühl beim Abgang von Tirpitz hatte. Viele aber suchten es sich selber auszureden, indem sie sich sagten: es müssen Gründe vorliegen, die du nicht kennst, man muß es denen überlassen, die besser informiert sind als du. So unbedingt können wir dem nicht beipflichten, weil wir doch mehr als mit solchen



Digitized by Google

Äußerungen geschieht, dem instinktiven Gefühl eines ganzen Volkes Bedeutung beimessen, wie es sich an einzelnen Heroen — Bismarck, Tirpitz, Hindenburg — trotz aller Schwankungen durch äußere Einflüsse doch schließlich im Innern orientiert. Es ist ja mit der reinen Mathematik in politischen Dingen nicht auszukommen. Mag unser Botschafter in Washington noch so viele und gute Informationen haben, jeden einzelnen Amerikaner kann er nicht kennen, und wie diese oder jene Maßnahme wirken wird, kann schließlich auch der Bestinformierte nur mit dem Gefühl entscheiden. In der Geschichte sieht das jeder ein, nicht aber in der Gegenwart, weil sich die Gegenwart für ganz etwas anderes hält als alle Vergangenheit, weil insbesondere die deutsche Gegenwart immer zum Vertrauen auf die Vortrefflichkeit des Weltlaufs neigt. Man darf aber auch rückwärts schauend nicht mit dem Vorwurf des mangelnden Patriotismus um sich werfen. Auch die Regierungen früherer Zeit und ihre Anhänger haben das Beste gewollt und wenn Bismarck noch in der Zeit der fortschreitenden Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. überwiegend Feinde in Deutschland hatte, so waren das nicht Feinde seines Zieles, eines starken Deutschen Reiches, sondern Feinde seiner Mittel, die sie für falsch und unzweckmäßig hielten. Wir wollen in der Ermahnung, den gegenseitigen Vorwurf mangelnden Patriotismus ein für allemal auszuschalten, nicht so weit gehen, alle Anschauungsdifferenzen nur in den verschiedenen Mitteln zur Erreichung ein und desselben Zweckes zu suchen. Gewiß würde das Berliner Tagblatt, wenn ein Aaronstab ihm Gewalt über die deutsche Zukunft gäbe, diese anders gestalten als z. B. Tirpitz. Materielle Blüte des Reichs würden beide anstreben, aber Tirpitz würde sie vielleicht leichter aufs Spiel setzen für gewisse Idealismen, für die er die größte Not und mehr als das ertragen würde; es sind das schließlich Unterschiede der Weltanschauung, ein stärkeres Haften an terrestrischen Gütern, das man auch nicht gleich als Egoismus verwerfen darf, da es der ganzen Volksgemeinschaft zugedacht ist und sich insofern mit Recht als Patriotismus bezeichnen darf. Und auch das Kulturziel ist in verschiedener Weise mit Materiellen verknüpft, in jenen Kreisen mehr an den Erfolg geknüpft und an die Großstadt, bei Tirpitz vermutlich mehr an das stille Walten des Volkstums und die Heiligkeit des Familienlebens. Es würde also, wenn vor jenem Zauberstab alle Schwierigkeiten und alle Schiffe mit argentinischem Getreide versänken, das Zukunftsbild von Europa gewiß ein anderes sein, wenn Tirpitz ihn besäße oder Theodor Wolff, aber Patrioten sind beide und man sollte endlich im öffentlichen Leben einführen, was im privaten längst eingeführt ist: einen nicht für einen schlechten Kerl zu halten, bis er nicht den Beweis des Gegenteils erbracht hat.

Digitized by Google

# Erlebnisse, Eindrücke und Gedanken in englischer Gefangenschaft.

Von Dr. Wilh. A. Dyes, z. Zt. in Berlin.

Wenn ich nach neunjährigem Aufenthalt in England und einjähriger Gefangenschaft diese Zeilen veröffentliche, so geschieht es in der Annahme, daß eine rein sachliche, auf Tatsachen beruhende Darstellung vielen, die in England ihre Beziehungen hatten und manchen, deren Verwandte dort noch interniert sind, willkommen sein wird.

## Meine eigene kurze Chronik.

Feld- und garnisondienstunfähig folgte ich Anfang August 1914 dem Rate des deutschen Konsuls in London, der die sehr beschränkte Fahrgelegenheit den jüngeren dienstfähigen Landsleuten zu reservieren wünschte. Wer trotzdem den Versuch einer Heimreise machte, wurde meist schon im August im Hafenorte verhaftet und dann sofort interniert. Mir blühte diese Überraschung am 15. Oktober; ahnungslos betrat ich mein Hotel abends 7 Uhr; um 9 Uhr war ich bereits gepäcklos in Olympia, der käsigen Mausefalle ("cheesy mousetrap"), wie dieses Lokal von Beamten des Home office bezeichnend genannt wurde. Fünf Tage darauf war ich in Frimley-Camp Frith Hill, wo ich am Sonntag dem Premierminister und seiner Gemahlin, die in Begleitung ihrer Tochter, des Ministers McKenna und anderer Herren waren, in dezenter längerer Ansprache das miserable System der Polizeibehörde ("Scotland Yard") und die unglaublichen sanitären Verhältnisse schilderte; Frau Asquith suchte beredt die Regierung zu entschuldigen, während Asquith eine Spezifizierung der Klagen ("specify your complaints") verlangte. Am Montag war eine Art Empörung unter den 2000 Zivilisten, weil — im Gegensatz zum vorhergehenden Tage, wo Asquith revidierte — die im Auto erschienenen Damen und die von der etwa 4—5 Kilometer entfernten Station in strömendem Regen gekommenen Frauen (teilweise mit kleinen Kindern!) ihre Gatten und Brüder nur getrennt durch einen doppelten Stacheldrahtzaun, auf eine Entfernung von etwa 2 Meter, sehen und sprechen konnten. Der Kommandant, Oberstleutnant Picot, ein früherer Zuchthausdirektor, gab selbst den Befehl: "females (der beleidigendste Ausdruck für die zum Teil englischen Frauen, Mütter und Bräute!) to the left, males to the right." — Weiber zur Linken, Mannsbilder zur Rechten! — (nämlich von der doppelten Stacheldrahtbarriere). Herr Picot hatte aber den Mut, in den großen, mit der vor Wut heulenden und pfeifenden Menge angefüllten Platz zu gehen und nach dem Grund der Erregung zu fragen. Da die Haltung der Menge, speziell der Seeleute, sehr drohend war, bahnte ich mir einen Weg und fragte Herrn Picot, warum diese Neuerung getroffen sei, während noch gestern bei Mr. Asquiths Besuch die alte Besuchsordnung (einer freien, ungestörten Aussprache) gegolten habe. Die Antwort war: "I have to obey the orders of the War Office; he (nämlich Asquith) is only a Civilian." (Ich habe den Befehlen des Kriegsministeriums zu gehorchen; der Premierminister ist nur Zivilist.) — Trotz der "order of the War-Office" fielen auf Befehl des Kommandanten die trennenden Stacheldrahtschranken binnen 5 Minuten! Dieses unkonsequente Handeln der Lagerautoritäten ist nur zu oft auch sonst vor-



Digitized by Google

gekommen. — Am selben Abend um 5 oder 6 Uhr wurde auf einer Liste von etwa 400 Mann zur Verschickung nach der Isle of Man mein Namen mit verlesen. Geld und Koffer waren noch nicht da. Nach einer Nachtfahrt (im offenen Zwischendeck für die meisten; mir und acht anderen überließ der Transportführer den Damensalon als Aufenthaltsort) kamen wir in Douglas an, wo das bestehende Ferienheim Cunningham mit 2 großen Speisehallen für 2500—3000 Mann von der Regierung übernommen war. Dort blieb ich vom 25. Oktober 1914 bis zum 9. Oktober 1915, erst als Captain einer 96 Mann starken Kompagnie im gewöhnlichen kleinen Lager, dann als Captain a. D. und die letzten 6 Wochen im privilegierten Lager, worauf ich über Stratford nach Tilbury abgeschoben wurde. Ein Jahr weniger vier Tage war ich also Zivilgefangener.

### Das englische Polizei- und Militärbehördensystem.

Die Geheimpolizei (Scotland Yard) und lokale Polizei machte ihre Verhaftungen ohne jede Wahl und Regel, besonders im Anfange des Krieges; es gab einfach kein System. London war doch der Schlupfwinkel für Mörder, Diebe, Zuhälter, Falschspieler, Gauner jeder Art, die der heimischen Polizei ein Schnippchen geschlagen hatten. London hat seine Verbrecherviertel East-End und Soho; London hat die City mit vielen deutschen Kaufleuten, Ingenieuren — das machte keinen Unterschied, wenn es der lokalen Polizei behagte! Alles durcheinander! Selbst unter den vom Kommandanten von Douglas ausgewählten Kapitänen waren einige Diebe oder sonstwie zweifelhafte Personen, die erst nach vielen Monaten ihres „Ehrenamtes" entsetzt und nach Knockaloe oder Lancaster abgeschoben wurden. Die deutschen Leiter der Camps, eingesetzt vom Kommandanten, waren häufig alles eher als befähigt, ein solches verantwortungsvolles Amt parteilos und vor allem selbstlos zu verwalten! Diejenigen, die wirklich die Interessen der Allgemeinheit vertraten, sind häufig gemaßregelt worden, weil sie den Anschein erweckten Unruhe zu stiften, während sie doch Unruhen vorbeugen wollten, indem sie Verbesserungen vorschlugen. Daß ich 11 Monate in Douglas blieb, trotzdem ich mehrmals auf der Strafversetzungsliste stand, hat manches Kopfschütteln erregt! Die Polizei und Militärbehörde machte sich nicht klar, daß es zu den schwierigsten Aufgaben gehört, an Disziplin nicht gewöhnte (60—70 Prozent waren überhaupt militärfrei oder hatten nicht gedient!) und — infolge der großen Anzahl zweifelhafter Elemente — unbotmäßige Internierte in Massen von 2000—3000 Mann an Ordnung zu gewöhnen. Wie leicht hätte man es gehabt, wenn man die Verbrecher usw. von Anfang an von den anständigen Elementen getrennt hätte! Wie viele von den anständigen strebsamen (zur Erlernung der englischen Sprache nach England gegangenen) Kellnern, Barbieren, Köchen, jungen Kaufleuten mögen seelisch und moralisch für ihr ganzes Leben geschädigt werden, weil sie 1¼—1½ Jahre oder noch länger mit Verbrechertypen zusammenleben mußten! Als ich einen Anschlag zur Einschränkung der Diebstähle machte, bekam ich binnen wenigen Tagen 169 Anzeigen in Douglas. Als durch eine ausgesetzte Belohnung von 20 Mark binnen 12 Stunden die Überführung eines notorischen Diebes bewirkt wurde, bekam derselbe nur 14 Tage Gefängnis; das war für ähnliche Existenzen eigentlich eine Ermunterung zu weiteren Diebstählen, da das Gefängnisessen damals bedeutend besser war als das im Cunningham Camp Douglas. Dieser gänzliche Mangel an System, die Abhängigkeit der Kommandanten vom grünen

Digitized by Google

Tische im War Office, das Mißtrauen der Kommandanten gegen Vorschläge zu Verbesserungen machte es damals uns Kapitänen sehr schwer, die Lager innerlich so zu organisieren, daß man sein Leben allmählich etwas normal und geregelt einrichten konnte. Es ist auch öffentlich in England zugegeben worden, daß Lord Kitcheners Übernahme der Zivillager ein großer Fehler war. Noch schlimmer war freilich der erste Schritt der Polizei: Anlegung von Ketten beim Transport von Manchester (die "Evening News" in Manchester vom 5. September oder 5. Oktober 1914 brachten ein Bild), der Transport in Möbelwagen in London, das unglaubliche Benehmen des Polizeimeisters von Brighton gegen langansässige Deutsche in Brighton, die Arretierung im leichten Sommeranzug oder Frack oder Arbeitskostüm ohne jedes Gepäck, die Unterbringung auf Schiffen, die nach dem Pferdetransport noch nicht entmistet waren, — usw., usw. — Im Gegensatz hierzu sind allerdings viele anständige Handlungen von Beamten in Cornwall und anderen Gegenden ebenfalls vorgekommen.

### Olympia—Stratford; Alexandra Palace—Islington.

In der Ausstellungshalle Olympia war das erste Konzentrationslager unorganisiert und sehr schlecht geleitet (unter der Unteraufsicht eines rüden Sergeant-Major, der trotz aller Klagen noch im Herbst 1915 in Stratford war). Im August und September 1914 mußten die Gefangenen auf dem Steinfußboden ohne genügende Decken schlafen; sie wurden anfangs ohne Auswahl der Person zum Steineklopfen, Klosettreinigen usw. von den einfachen Soldaten herausgeholt. Der Ton der Soldaten (Garde-Regimenter) war unglaublich. Lord Haldanes Besuch brachte einige Verbesserungen. Der Mangel an Decken — selbst Kitcheners Soldaten litten fühlbar darunter — war noch im Oktober 1914 sehr stark; bei den plötzlichen Arretierungen von 400—750 oder mehr Mann pro Tag gab es 2 Strohsäcke und 1—2 Decken für 4 Mann. Die große Halle wurde zum Spazierengehen benutzt; zu gleicher Zeit aber mußten 10—20 Deutsche Steine klopfen, so daß die Luft mit Staub erfüllt war. —

Das jetzige Londoner Konzentrationslager Stratford mit 600—800 Mann war (im Oktober 1915) seit einigen Monaten (nicht die ersten 4—6 Monate) gut geheizt, gut ventiliert, sehr sauber; die Beköstigung war reichlich und schmackhaft (gekocht unter Leitung eines Chefs vom Savoy Hotel). Die Leitung des Innendienstes ist in deutschen Händen. Alles in allem machte das Stratford-Lager — nach sehr viel Arbeit und Organisation der Deutschen — einen recht guten Eindruck.

In Alexandra Palace kann man auch nicht klagen, nach allem, was ich höre. Der Kommandant ist zwar streng, bekümmert sich aber um alle Einzelheiten und sorgt für große Reinlichkeit. Es sind dort etwa 4000—4200 Mann in 6—7 Sälen, außerdem ein privilegiertes Lager. Man kann über die Offiziere und Soldaten im allgemeinen nicht klagen. Das Essen ist unter einer deutschen Küchenkommission; auch die Kantine ist unter deutscher Leitung. Unterrichtsstunden sind eingerichtet; ein sehr gutes Orchester und ein Theaterverein sorgen für Unterhaltung. Die sanitären Anlagen sind gut. Man klagte nur in dem Saale A, der glasbedeckt ist, über große Kälte. Wie in vielen Lagern klagt man auch hier über die von den Kommandanten getroffene Auswahl der deutschen Linienkapitäne, die in manchen Fällen ihr Amt nicht selbstlos ausfüllen.

Digitized by Google

Das Lager Islington (Cornwallis Road Institution, Upper Holloway London N.) für etwa 700 Deutsche ist nach der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 24. Oktober 1915 ausführlich wiedergegebenen Beschreibung der amerikanischen Botschaft und auch nach mir gemachten Mitteilungen sehr gut organisiert und geleitet; es genügt auf diese Beschreibung hinzuweisen.

### Frith Hill 1914 — Frith Hill 1915.

Im September 1914: keine Eßgeräte, unglaubliche sanitäre Zustände, keine Badegelegenheit, sehr mangelhafte Waschgelegenheit, ein Verbesserungen unzugänglicher oder darin vom Kriegsministerium im Stiche gelassener Kommandant. Typhus; Zelte, meistens ohne Holzböden, ungenügend Decken — alles in allem ein zum Verzweifeln schlechtes Lager! Dabei eine günstige Lage auf einem Hügel, viele arbeitswillige Leute, so daß man mit wenig Ausgaben das Lager in einen einigermaßen bequemen Aufenthaltsort hätte verwandeln können. Aber es fehlte Organisation und System in der Sache.

Das Essen war Ende Oktober 1914 gut, nachdem man einige Wochen vorher das schlechte Fleisch und Mittagessen dem Kommandanten in Karren oder Haufen vor die Füße geworfen hatte — so wurde mir wenigstens erzählt. — Wie es im nahen Militärlager zuging, kann ich leider nicht sagen, denn zuverlässige Nachrichten waren nicht zu erhalten.

Im Sommer 1915 war Frith Hill unter einem neuen Kommandanten und guter deutscher Leitung, die auf eigene Kosten!! Verbesserungen vornahm: ein Speisezelt für die besser Situierten mietete und durch eigene Organisation ein 10-Mark-Camp arrangierte, d. h. die besser Gestellten, darunter viele Beamte der Deutschen Bank in London, zahlten etwa 10 Mark pro Woche für bessere Nahrung und andere Bequemlichkeiten.

### Isle of Man.

In Camp Douglas hatte man den Vorteil, daß es als Ferienheim für Bureauangestellte schon existierte und 2 große Speisehallen, eine große gut eingerichtete Küche, gute Wasch- und Badegelegenheiten (Schwimmbad!), Wasserklosetts usw. enthielt. Der Besitzer Cunningham ist unzweifelhaft ein guter Organisator, der Kommandant gibt sich in vieler Beziehung Mühe. Die Luft ist ausgezeichnet; das Klima milde, aber sehr regnerisch. Alle Vorbedingungen für ein Musterlager waren gegeben — aber welche Mühe, welche Klagen, welche Arbeit hat es gekostet, die verhältnismäßig geringen Änderungen und Verbesserungen durchzusetzen! Die Schuld lag an dem Eigensinn des Besitzers, einem anscheinend für die Regierung sehr ungünstigen Kontrakte mit diesem, dem autokratischen Regimente des Gouverneurs der Insel, Lord Raglan (der bei den Insulanern übrigens ebenso unbeliebt sein soll wie er damals bei den Gefangenen war), und an der Abhängigkeit des leider kranken und infolgedessen cholerischen Kommandanten vom Gouverneur und Kriegsministerium. — Nach etwa 9 Monaten war das Essen für die etwa 2000 Mann des großen Lagers endlich erträglich, während das früher 600—700 Mann fassende kleine Lager seit August (September 1915) in ein privilegiertes Lager umgewandelt ist. — Ich bemerke besonders, daß ich 1 Jahr in Zelten gewohnt habe und Zelte im milden Klima der Isle of Man Hütten vorziehe. — Unter den Offizieren waren einige sehr nette Herren.

Digitized by Google

Camp Knockaloe umfaßt 4—6 Camps von je etwa 5000 Mann, von denen je 1000 Mann ein sogenanntes, durch Stacheldraht abgetrenntes, Compound bewohnen. Je nach der inneren Organisation der von Deutschen geleiteten Compounds ist das Essen gut oder mindergut. Der Boden ist moorig; großer Schmutz herrscht im Winter (Strümpfe und Hausschuhe sind willkommen!). Der Militärkommandant war, nach allem was ich hörte, nicht der geeignete Mann[1]), ein solch großes Lager (35 000—40 000 Mann!) zu leiten, für Verbesserungen zu sorgen und dem Kriegsministerium gegenüber fest aufzutreten. Wenn man geringe Mittel zur Verfügung gestellt, Wegematerialien geliefert[2]), den Compoundkapitänen mehr Autorität und Vollmachten gegeben hätte, würden die anständigen Leute in jedem Compound gerne ihre Abteilung in besseren Stand setzen. Es ist dringend zu wünschen, daß die amerikanische Botschaft energischer für Verbesserungen und womöglich eine neue Leitung dieses großen Lagers durch einen organisatorisch befähigten Kommandanten eintritt. — Mit etwas Entgegenkommen seitens der englischen Verwaltung könnte in Knockaloe manche weitere Verbesserung geschafft werden, die mehr als 20 000 deutschen Zivilgefangenen sehr zu wünschen ist.

### Die Schießerei in Camp Douglas.

Mitte und Ende Oktober 1914 wurden die Kapitäne des großen Lagers (das 2200—2500 Mann enthielt) beim Kommandanten wegen des schlechten Essens vorstellig, — aber ohne Erfolg. Alsdann sandten Ende Oktober oder Anfang November die ältesten Kapitäne eine erneute Eingabe durch den Kommandanten an den Gouverneur Lord Raglan, — wiederum ohne Erfolg. Am 9. November machte ich, der ich das kleinere Lager mit organisieren half, einen ausführlichen schriftlichen Bericht an den Kommandanten, in dem ich warnte, daß die Zeit leerer Versprechungen vorüber sei und ernste Unruhen zu befürchten seien, falls nicht das Mittagessen besser würde. Die Gefangenen sagten, daß man in Deutschland solches „Schweinefutter" selbst nicht in landwirtschaftlichen Betrieben verfüttere. Zwischen dem 12. und 15. November fanden die Leute meiner „Kompagnie" das Essen etwas besser. Aber am 17. wurden Würmer im Mittagessen gefunden, und die Erregung stieg auf den Höhepunkt, so daß am 18. sämtliche Kapitäne und die etwa 3000 Mann das Mittagessen nicht anrührten, mithin einen Protest-Hungerstreik veranstalteten. Am Nachmittag des 18. wurden wegen der großen Erregung Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr im großen Saale aufgestellt — und eine blutige Krisis schien nahe. Ich wandte mich an 4 Offiziere nacheinander mit der Bitte, zum Kommandanten geführt zu werden, wurde aber nicht zu diesem gelassen. Ich erklärte dem ältesten Offizier, Major McKenzie, daß nach allem, was ich gehört habe, die ganze Erregung sich in keiner Weise gegen das Militär, sondern nur gegen den Lieferanten Cunningham wegen des schlechten Essens richte und daß ich alles täte, um die Leute zu beschwichtigen. Major McKenzie antwortete mir, daß seine Soldaten dieselbe Kost bekämen (dies war meines Wissens nicht der Fall) und Würmer im Essen als eine Bagatelle betrachteten. — Ich sah mit Bedauern, daß alle Bemühungen, meinerseits die Lagerautoritäten zu beeinflussen, nutzlos seien. Da aber neue Versprechungen gemacht wurden, beschwichtigte ich die 600—700

[1]) Ein neuer, tüchtiger Kommandant ist unterdeß ernannt worden. — [2]) Verbesserungen sollen in den letzten Monaten vorgenommen sein.

Digitized by Google

Mann im kleinen Saal und dieselben nahmen auch am 19. November ruhig ihr Mittagsmahl ein. Im großen Saale aber, wo 2000 oder mehr Mann zu gleicher Zeit speisten und sehr viel unbotmäßige Elemente vorhanden waren, wurden von der Galerie des Saales plötzlich Haufen von Schüsseln und Tischgeräten auf die unten vorübergehenden Angestellten des Lieferanten heruntergehagelt — da öffnete sich unerwartet schnell und plötzlich die große Tür zur Küche, und — ohne Befehl eines Offiziers — feuerten Soldaten erst in die Luft, dann — als keine Ruhe eintrat und das Blechgeschirr-Bombardement anscheinend fortgesetzt wurde — in die Menge. Es war zum Teil Salvenfeuer, das 6—7 Mann tötete und 12—15 Mann zum Teil schwer verwundete. Die Menge stürzte durch die Fenster und über die Vordächer ins Freie, worauf die in der äußeren Umzäunung aufgestellten und durch das Schießen im Saale erregten Soldaten auch noch von dort in die wehrlose Menge schossen und einige verwundeten. — Der Kommandant und die Offiziere gaben sofort nach ihrer sehr bald erfolgten Ankunft den Befehl zum Einstellen des Feuers und taten ihr möglichstes, Ruhe und Ordnung zu schaffen.

Eine vorbedachte Revolte — wie in der Gerichtsverhandlung angegeben wurde — lag meines Erachtens keinesfalls vor.

Der als Anführer oder Aufrührer mit 5 Jahren Zuchthaus verurteilte Baupel war einfach ein hanswurstartiger, harmloser Witzbold, der das ganze Regime und das schlechte Essen zum Ziele seiner Späße gemacht hatte.

Die Opfer der Schießerei haben wir in einfach-würdiger Weise beerdigt; der englische und — damals noch anwesende — deutsche Pastor sprachen am Grabe; wir haben gesammelt und den unschuldigen Opfern des schlechten englischen Verwaltungssystems zwei schöne steinerne Kreuze auf dem Kirchhofe errichtet.

### Lager-Lazarette für Leichtkranke.

Für leichte Erkrankungsfälle ist in den meisten Lagern jetzt genügend gesorgt. Englische Ärzte sind daselbst tätig; die Hospital-Kapitäne und Heilgehilfen sind meist Deutsche. Arzneien und Verbandzeug sind manchmal nicht genügend vorhanden; besonders im Jahre 1914 waren die Zustände in manchen Lagern über alle Maßen schlecht. Wenn der Reichskanzler die Ausfuhr von deutschen Arzneien nach den deutschen Lagern und Hospitälern gestatten würde, wird dieses unseren Landsleuten sehr zugute kommen. — In Camp Douglas tat ein deutscher Arzt Dr. Osten viel Gutes, nachdem er schon vorher im Lager Frith Hill und Knockaloe mancherlei Verbesserungen eingeführt hatte.

Im Lager Frith Hill wurden im Jahre 1914 (ebenso vielleicht in anderen Lagern) alle Gefangenen gegen Typhus geimpft. — Jetzt kommen schwere Fälle von Ruhr und Typhus verhältnismäßig wenig vor, wie ich besonders zur Beruhigung vieler Anverwandten betonen möchte.

### Schwerkranke, Invalide, Militäruntaugliche.

Das Städtische Hospital in Douglas wird für schwerkranke deutsche Gefangene benutzt; es ist sehr gut eingerichtet und vorzüglich geleitet, hat aber nicht genügend Mittel und ist meistens überfüllt, so daß die Schwerkranken unter den 22 000—25 000 Deutschen auf der Isle of Man oft zu lange in den Lagerlazaretten verbleiben. Außerdem wird das vorzüglich eingerichtete und geleitete Deutsche Hospital in London benutzt, das aber zum Teil für englische Soldaten

Digitized by Google

zur Verfügung gestellt und daher meist überfüllt ist. Es ist dringend zu wünschen, daß hier baldigst Abhilfe geschaffen und eine sofortige Aufnahme der Schwerkranken in einem guten Hospital ermöglicht wird. Ein Herzkranker starb z. B. auf dem Transport von Douglas nach London, und in verschiedenen anderen schwereren Fällen fehlte die richtige Behandlung durch Spezialisten, trotzdem die Kranken auf eigene Kosten um solche ersuchten.

Im allgemeinen sind meines Wissens wenig Todesfälle in den Lagern zu verzeichnen.

Der Austausch von Invaliden und Militäruntauglichen und deren Rücksendung nach Deutschland geschieht meines Erachtens in einer zu willkürlichen Weise. In Douglas sind trotz der Bemühungen des Kommandanten noch Schiffskapitäne, die 62 und 65 Jahre alt sind; von Knockaloe wurde mir noch ein Fall mitgeteilt wo ein junger Mann von nur 18½ Jahren mit nur einem Beine zurückgehalten wurde. In Camp Stratford und Knockaloe waren Schiffsjungen von 15—17 Jahren. — Dr. Breuer aus London, ein bekannter Augenarzt, wurde in Knockaloe widerrechtlich zurückgehalten. Ein unparteiischer Austausch der Invaliden und Militäruntauglichen kann meines Erachtens nur dann stattfinden, wenn eine Kommission von neutralen Ärzten die Lager besucht und wenn nach vorhergehender Ansage allen kranken Gefangenen Gelegenheit gegeben wird, sich dieser Kommission vorzustellen. Ich bin der Überzeugung, daß dann mindestens weitere 1000—1500 Gefangene ausgetauscht werden könnten, denen sonst wahrscheinlich die lange Gefangenschaft ernste gesundheitliche Schädigungen zufügt. — Natürlich sollten irgendwelche derartige Maßnahmen und Vereinbarungen möglichst bald getroffen werden, da Kranke naturgemäß unter der Eintönigkeit der Internierung am meisten leiden.

## Seelsorge.

Von August 1914 bis etwa Januar 1915 waren in den meisten Lagern deutsche Pastoren; in der letzten Zeit hingegen sind in der Mehrzahl der Lager nur Laienprediger, Mitglieder der Heilsarmee und ähnliche Seelsorger. Ebenso wie die deutsche Regierung englischen Pastoren und Missionaren erlaubt, die Engländer-Lager in Deutschland zu besuchen, sollte es dem Pastor der deutschen Gemeinde Forest Hill und anderen deutschen noch in England befindlichen Seelsorgern erlaubt werden, die 40 000—43 000 Deutschen auf der Isle of Man regelmäßig und fortdauernd zu besuchen. Zurzeit herrscht in dieser großen Gemeinde direktes Bedürfnis nach gutem evangelischen Gottesdienst.

Englischer Gottesdienst fand im Douglas-Lager fast jeden Sonntag statt, desgleichen regelmäßiger katholischer Gottesdienst, Beichte usw. Die meisten internierten Juden sind nach Douglas gebracht worden, wo jetzt vielleicht 300—400 sein mögen; dieselben haben einen ausgezeichneten Rabbiner und konnten ihre jüdischen Feiertage in der sogenannten Vergnügungsbaracke ritusgemäß feiern.

## Unterstützungen, Gefangenenfürsorge, Pakete, Briefe.

Die erste Fürsorge erhielten im Oktober oder November 1914 die durch die plötzliche Gefangennahme ihres Ernährers beraubten Frauen und Kinder. Mit Hilfe der örtlichen "Guardian" und des Emergency Committee, St. Stephens House, Westminster Bridge, London S. W. wurde ziemlich bald die wöchentliche Zahlung von 8—11 Mark für jede Gattin, und von 2½—2¾ Mark

Digitized by Google

für jedes Kind eingerichtet. Dieses Londoner Komitee hatte zusammen mit der Gesellschaft der Friedensfreunde Vertrauensleute in fast allen größeren Städten, und ich habe persönlich an vielen Beispielen gesehen, daß diese englischen Herren und Damen mit großer Promptheit handelten und halfen.

Für die unverheirateten Frauen wurde außerdem in entgegenkommendster Weise durch verschiedene Frauen-Wohltätigkeits-Gesellschaften gesorgt.

Ich muß offen gestehen, daß die Weihnachtsgaben des Emergency Committee und der deutschen Wohltätigkeitsgesellschaften in London, die meines Wissens Hand in Hand mit Ausschüssen in Deutschland arbeiteten, am Weihnachtsabend 1914 bei allen Gefangenen einen rührenden und sehr freudigen Eindruck hervorriefen. — Ein Freund teilt mir aus Douglas mit, daß auch Weihnachten 1915 viel für die Ärmeren getan worden ist.

Für besonders dürftige Fälle sind Liebesgaben vom Roten Kreuz in Hamburg, Bremen, Frankfurt, Stuttgart gekommen; große Freude erregte die von der Großherzogin Louise in Baden kommende Geldsendung an jeden gefangenen Badenser und eine ähnliche Geldsendung an alle Württemberger. Verwandte und Freunde sandten natürlich regelmäßig Pakete (manchmal schlecht verpackt oder schlecht eingenäht oder mit abgerissenen Adressen) und bei einer von mir veranstalteten Zählung in Douglas ergaben sich für 7 Monate 19 300 Pakete auf etwa durchschnittlich 2500 Gefangene; hierbei stellte sich heraus, daß etwa 300 Gefangene überhaupt keine Pakete empfangen hatten. Die Zentralstelle für deutsche Kriegsgefangenen-Liebesgaben ist bei Dr. Markel, London W., 20 Queens Gate Terrace, der am besten die Bedürfnisse der verschiedenen Lager und Personen herausfinden kann.

Ich bemerke noch auf viele an mich ergangene Anfragen, daß die Pakete auch Bücher enthalten können, wofern sich dieselben nicht auf den Krieg beziehen und vor dem Jahre 1914 gedruckt sind.

Zitronen, alle Arten von Flaschen werden meist nicht erlaubt.

Die Gefangenen können zweimal per Woche kurze Briefe schreiben und freuen sich am meisten über häufige kurze Briefe oder Karten; lange Briefe werden häufig vom Zensor dem Papierkorb überliefert. Ich rate an, alle Korrespondenz zu numerieren. Kriegsnachrichten sollen natürlich nicht mitgeteilt werden, aber Nachrichten über das Befinden der im Felde stehenden Verwandten werden vom Zensor meist durchgelassen.

Geldsendungen aus Deutschland kommen meist erst 6—8 Wochen nach der Absendung im Lager an und sollten immer mittels Brief oder Karte (am besten zweimal) den Internierten besonders avisiert werden.

### Beschäftigung und Arbeit; Musik, Theater, Kartenspiel.

In England begünstigen natürlich viele der Kommandanten den Sport als Beschäftigung; so hat der Kommandant von Douglas viel für Fußball, Boxen, Preisturnen, Frei- und Stabübungen, Faustball, Wettschwimmen usw. getan. Ich muß gestehen, daß es häufig eine Freude im Schwimmbad war, die athletische Körperform und Muskelkraft vieler Leute zu sehen, die sich unbeschadet der während vieler Monate so schlechten Mittagskost erhalten hatten. In manchen Lagern sind Lawn-tennis-Plätze eingerichtet und wird sogar Golfspiel versucht. Spazierengehen (natürlich unter Bedeckung), eine der Hauptfreuden im Lager Douglas, wurde nach der Versenkung der Lusitania nicht weiter erlaubt,

Digitized by Google

weil ein Trupp deutscher Gefangener beim Anblick der Plakate, die den Untergang dieses Schiffes mit 1200 Menschen anzeigten, patriotische Lieder gesungen haben sollte. — Hoffentlich ist es wieder erlaubt worden, da große Spaziergänge und Märsche sehr gewünscht wurden.

Für die Bedürfnisse des Lagers wurden allmählich eine Schneider-, Schuster-, Holzpantinen-, Tischler-, Uhrmacherwerkstätte, ferner ein Haarschneide-„Salon" eingerichtet; in diesen fanden zuletzt 30—40 Deutsche Beschäftigung und hatten ein Einkommen von 50—150 Pfennig pro Tag.

Als Liebhaberbeschäftigung hat sich am besten Schnitzkunst bewährt, die auf meine Anregung schon Ende November 1914 in größerem Maßstabe in Camp Douglas begonnen wurde und sich seitdem unter tüchtiger kaufmännischer und künstlerischer Leitung zu einem industriellen Gewerbe entwickelt hat, das monatlich 2000—3000 Mark Ware zum Teil nach Amerika umsetzte. Rahmen, Handschuh- und andere Kästen, Schreibtischzeug, Büchergestelle, eingelegte und künstlerisch bemalte Holzarbeiten der verschiedensten Art in meist wirklich geschmackvoll schöner Ausführung werden von etwa 80—100 Deutschen in Douglas hergestellt, wo die Schnitz- und Kunstschule ihre eigene Fabrikmarke zu Ehren gebracht hat.

In Knockaloe werden ebenfalls sehr schöne Schnitzarbeiten hergestellt; leider war aber die Herstellung und der Verkauf nicht so im großen organisiert wie im Lager Douglas.

Die im Douglaslager von mir im November 1914 vorgeschlagenen Schuleinrichtungen sind einige Monate darauf in einem größeren Maßstabe von anderer verdienstvollen Seite organisiert worden, als die sogenannte „Vergnügungsbaracke" für diesen Zweck zur Verfügung stand. Die Vielseitigkeit der Lehrgegenstände erhellt aus dem Lehrplan 1915/16: Deutsch, Rechnen, Buchführung, Schönschreiben, Mathematik, Geometrie, Chemie, Geologie, Elektrotechnik, Automobiltechnik, 2 Kurse Gabelsberger, 2 Stolze-Schrey, 3 französische, 3 englische, 2 spanische Kurse, Italienisch, Russisch, Hebräisch. Viele Lehrbücher stehen zur Verfügung; aber in allen Lagern ist großes Bedürfnis für weitere alte Lehrbücher aller Sprachen (auch türkisch!), besonders in der Sauer-Gaspeyschen Methode. — Denn in fast allen Lagern sind ähnliche Einrichtungen getroffen, und Bedürftige, denen Lehrbücher fehlen, reichlich vorhanden. Für eine gute Bibliothek ist in den meisten Lagern gesorgt; aber bei der Menge der Leser sind alte Romane, Reisebeschreibungen und andere Werke sehr willkommen. Nach meinen Erfahrungen macht die englische Lagerzensur keine Schwierigkeiten, vorausgesetzt, daß die Publikationen vor dem Jahre 1914 veröffentlicht sind. Liebesgaben sind bekanntlich portofrei, auch nach England. Von Anfang an habe ich die wichtigste Frage im Lagerleben, wie nämlich die Leute körperlich und geistig zu beschäftigen sind, in den Vordergrund zu stellen versucht. Die erniedrigenden Einflüsse des ewigen Kartenspiels oder gar Hazardspiels (das in Douglas ziemlich ausgerottet wurde, in Knockaloe aber stark grassieren soll) wirken bei langer Gefangenschaft geradezu abstumpfend und verdummend auf die Internierten ein, besonders wenn außerdem ihr einziges Gespräch politische Kannegießerei ist, die meist allein auf den Angaben der „Times" und auf Lagergerüchten fußt. Ein Zwang zur Arbeit besteht in den meisten Zivillagern nicht, abgesehen von den Reinigungs- und Instandhaltungsarbeiten. Die Sehnsucht nach wirklicher körperlicher Arbeit ist groß, aber die Regierung

Digitized by Google

hat keine landwirtschaftlichen Arbeiten eingerichtet, trotzdem ich z. B. Meldungen von etwa 600 Mann hatte, die gerne für 50—75 Pfennig per Tag im Freien gearbeitet hätten. — So kam es auf meine Anregung nur zur Einrichtung von Gartenarbeiten in Douglas, wo aber nur 30—40 Mann bei Gemüsebau usw. beschäftigt werden konnten.

Gute, zum Teil ausgezeichnete Musikkapellen sind fast in jedem Lager; auch Gesangvereinigungen finden sich meist. In Knockaloe hat man ein gutes Theater mit selbstgemalten Kulissen eingerichtet, wo „Altheidelberg", „Doktor Klaus" und andere bekannte Stücke mit gutem Erfolg vor ausverkauftem Haus gespielt werden.

Man kann jetzt mit Stolz sagen, daß in fast allen Lagern Persönlichkeiten [1]) mit Verantwortlichkeitsgefühl, Initiative und selbstloser Hingabe zu finden sind, welche trotz vieler Schwierigkeiten und persönlicher Reibereien im Allgemeininteresse für geregelte Beschäftigung ihrer Schicksalsgenossen sich sorgen und mühen.

Sendungen von Geduldspielen, Spielkarten, Heften mit Schachaufgaben, Lehrbücher jeder Art sind immer willkommen, besonders auch zum Verschenken an die weniger Bemittelten. — Sendungen können gemacht werden an Ingenieur W. Halder Nr. 3314 Camp Douglas, Isle of Man (für die 2000—2500 Mann), Herrn Franz Meyeringh Nr. 16 232 Comp. IV, Camp I, Barrack IV Camp Knockaloe, Isle of Man (für die etwa 40 000 Mann) und Herrn H. R. Radbruch, Camp Stobs near Hawick (Scotland), wo mehrere Tausend Zivil- und Militärgefangene sind.

### Kommandanten und Offiziere, Sergeanten und Wachmannschaften.

Die Kommandanten von Zivilgefangenenlagern haben keine leichte Aufgabe, besonders wenn sie sich aus den Gefangenen nicht die richtigen Mitarbeiter auswählen. Wer von den Deutschen im Interesse der Allgemeinheit sein Bestes versucht, ist doch meist zwischen zwei Feuern und macht es niemanden recht. Die Kommandanten müssen vor allem streng und gerecht sein, auf peinliche Sauberkeit und strikte Befolgung der Vorschriften sehen — sonst haben sie die größten Schwierigkeiten bei Zivilisten solcher Mischung, die so schwer an den Gedanken zu gewöhnen sind, daß sie unter militärischem oder Kriegsrecht stehen. Im allgemeinen haben sich die englischen Offiziere — die angeführten Beispiele ausgenommen — immer "gentleman-like" benommen; von einigen Schiffen werden allerdings andere sehr unangenehme Erlebnisse erzählt, für die ich aber nicht persönlich einstehen kann. — Unter den Sergeanten waren einige sehr unangenehme Kerle, wie z. B. in Olympia. — Die Soldaten gehörten in den meisten Lagern der „National-Reserve" an, waren 45—70 Jahre alt, hatten früher 6—15 oder mehr Jahre gedient und mußten nun widerwillig die langweilige Arbeit der Gefangenenbewachung ausführen. Es war eine schwierige Aufgabe für die Kommandanten und Offiziere, auch nur einigermaßen Disziplin und Ordnung unter hartgesottenen Dockarbeitern und anderen in Soldatenuniform gesteckten Leuten zu halten; sie verwünschten ihren Obersten (ein deutscher Soldat hätte für solche Schimpfworte Festung bekommen), ihren Dienst, den Mangel an Getränken und

[1]) Auf Dankbarkeit und Anerkennung darf man nicht zu sehr rechnen; auch die Tätigkeit der Vertreter der amerikanischen Botschaften und verschiedenen Komitees ist nicht immer eine dankbare Aufgabe.

Digitized by Google

vor allem den Krieg. Nach der Versenkung der Lusitania war doppelte Aufsicht seitens der Offiziere nötig, da die Erregung der (vielfach Liverpooler) Soldaten besonders groß war. In Knockaloe hat sogar ein Soldat, der einen Sohn in Gallipoli und einen anderen in der Lusitania verloren haben soll, in seinem Rachegefühl einen harmlos in seiner Hüttentür stehenden Deutschen angeschossen und schwer verwundet. — Wenn man sich vorsichtig verhielt, konnte man aber im allgemeinen gut mit den Soldaten auskommen.

Diejenigen Lager, wo durch den Drahtzaun die Bewachungsmannschaft gänzlich von den Internierten abgeschlossen und die ganze Innenaufsicht fähigen, zuverlässigen Deutschen überlassen ist, sind meines Wissens die besten.

Ich kann nicht genug betonen, daß in allen Lagern eigentlich alles von dem Takt- und Gerechtigkeitsgefühl der Kommandanten abhängt; dies trifft wohl auf alle Lager in allen Ländern zu, und wenn einmal die Gefangenen irgendeines Landes in ihr Vaterland zurückkehren, werden sie und ihre Verwandten und Bekannten das Land, wo der Betreffende gefangen war, in erster Linie nach dem Verhalten des Kommandanten, der Offiziere und Unteroffiziere des Gefangenenlagers beurteilen, da Gefangene im fremden Lande ja kaum mit anderen Personen in Berührung kommen. — Auch bei uns in Deutschland wird man den Eindruck und Einfluß nicht verkennen dürfen, den die 1½ Millionen oder mehr unserer Gefangenen daheim ausüben werden, wenn sie nach dem Kriege mit 20—30 oder mehr Millionen ihrer Landsleute über ihre Erlebnisse in Deutschland berichten werden.

### Unterschiedliche Behandlung; Mangel an System.

Im großen Knockaloe-Lager hatten die meisten Holzhütten Öfen, die meisten Lager Kochvorrichtungen; im Douglas-Lager hingegen hatten die Hütten im Winter 1914/15 keine Öfen und die 2000 oder mehr Mann haben jetzt meines Wissens keine Gelegenheit, ihre Konserven oder Tee auf einfachen Kochvorrichtungen warm zu machen.

In Knockaloe konnten die Gefangenen alle besseren englischen Zeitungen und Zeitschriften kaufen; in Douglas mußten wir uns mit den „Times“ begnügen.

Die Paket- und Posteinrichtung in Camp Douglas war fast ganz unter deutscher Leitung mit sorgfältigen alphabetischen Listen; in Knockaloe hingegen war die Organisation des Post- und Paketdienstes durchaus noch nicht auf der Höhe.

In Frith Hill wurden im Jahre 1914 die Zelte mit 10—12 Mann belegt; in Camp Douglas hingegen mit 3—4 oder höchstens 6—8 Mann, was ein großer Vorteil ist.

Das Lagerleben hängt gerade von vielen Einzelheiten und Kleinigkeiten ab, um welche sich der Kommandant persönlich bekümmern muß. Ich glaube, daß eine ganze Anzahl der Unterkunftsstellen in den Schützengräben angenehmer und behaglicher ausgestattet worden sind als die meisten Hütten und Zelte in England, trotzdem man in den letzteren nicht mit plötzlichem feindlichen Vernichtungswerk zu rechnen hatte.

### Kleidung, Schuhwerk, Gepäck, Schlafdecken.

Da die Polizei viele Deutsche direkt von der Arbeitsstelle weggeholt hatte, waren Hunderte von Gefangenen ohne Gepäck. Viele hatten noch im November und Dezember 1914 keine Schuhe oder nur zerfetzte Überreste von

Digitized by Google

solchen, denn für die Besorgung des Gepäcks hatten sie kein Geld und Regierungsholzschuhe gab es nur tropfenweise, da vom Kriegsministerium natürlich Kitcheners Armee zuerst versorgt wurde, so daß die Schuhfabriken an Gefangenenlager nur kleine Lieferungen machten. Die unglaubliche Kurzsichtigkeit der Regierung und Polizei bestand darin, daß man den Gefangenen einerseits ihr zum Teil reichliches Gepäck nicht prompt zustellte und andererseits sie mit gar keinem oder nur billigem Schuhwerk versorgte, das meist nur außerordentlich kurze Zeit vorhielt. Ebenso war es mit den Anzügen! Der Kommandant von Camp Douglas hat mehrere Hunderte von Gepäckpetitionen und Briefen befürwortet, die ich für Gefangene aufgesetzt hatte; seinerseits und von seiten mancher Polizeiverwaltungen ist viel getan worden, um den durch die voreiligen Gefangennahmen angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Ein Teil des Gepäcks ist übrigens auch durch das Emergency Committee der Friedensfreunde besorgt worden; aber in vielen Fällen war es geradezu unmöglich, das Gepäck noch zu beschaffen.

Die Schlafdecken in manchen Lagern waren sehr gut und dick; in Douglas hingegen waren viele Decken wie Zunder; eine Werkstätte für Deckenreparatur wäre in allen Camps sehr angebracht. Da Schottland einen viel kälteren Winter hat, hoffe ich, daß die Vertreter der amerikanischen Botschaft auf besonders reichliche Unterkleidung, Kleidung und mehr als 2 Decken dringend bestanden haben; ich hörte von ernsten Klagen in dieser Beziehung.

### Einkäufe im Lager oder Stadtbestellungen.

Wo die Lieferanten oder Kantinenbesitzer ein Monopol für alle Lieferungen haben, ist leicht eine Übervorteilung der Gefangenen möglich. Im Lager Douglas wurde diesem Mißstande dadurch abgeholfen, daß ein Einkaufsbureau von Deutschen unter Aufsicht des Kommandanten gebildet wurde, welches die Bestellungen in städtischen Geschäften verteilte. Ein von den Läden gegebener Rabatt wurde vom Kommandanten in der Lagerkasse verwaltet und sollte den Unbemittelten zugute kommen.

Sehr wurde im Lager Knockaloe über die schlechte Einrichtung und geringe Auswahl der Kantine geklagt; viele Bedarfsartikel waren überhaupt nicht zu haben. Auf der Liste der von der Kantine zu führenden Artikel sind viele Sachen, die immer ausverkauft sind, weil der Kantinenbesitzer zu träge ist, diejenigen Artikel, welche nur geringen Nutzen abwerfen, zu bestellen. Abhilfe in Knockaloe ist dringend im Interesse der etwa 40 000 Deutschen nötig.

### Beleuchtung in den Lagern.

In den Hütten des großen Lagers Douglas und in der großen Halle Stratford ist die elektrische Beleuchtung in den langen Winterabenden recht mangelhaft, so daß man kaum lesen kann. Lichte sind in vielen Lagern wegen der Feuersgefahr verboten. Die Außenbeleuchtung in den Lagern für die Bewachungsmannschaften ist andererseits geradezu glänzend zu nennen.

### Besuche und Inspektionen.

Im Oktober oder November 1914 fand ein erster sehr oberflächlicher Besuch eines England sehr freundlich gesinnten amerikanischen Attachés statt, der für Verbesserungen kein Verständnis hatte. Hingegen führten die späteren Be-

Digitized by Google

suche von Mr. Jackson von der amerikanischen Botschaft in Berlin und von Mr. Lowry von der amerikanischen Botschaft in London zu vielen Verbesserungen in manchen Lagern. Wiederholt wurden die Lager auch von Vertretern des Home Office besucht; Mr. Montefiore sorgte speziell für die Juden. Die Besuche von Mr. Clark und Dr. Markel für die Wohltätigkeitsgesellschaften führten eine Verbesserung der Bibliothek und gute Aufträge für die Schnitzschule herbei. Alle Inspektionen durch Vertreter der Regierung und der amerikanischen Botschaft haben aber nur dann Zweck, wenn dieselben vorher öffentlich bekannt gemacht werden und wenn den Gefangenen oder mindestens den deutschen Kapitänen Gelegenheit gegeben wird, offen und rückhaltlos — ohne die Gegenwart der Kommandanten und Offiziere — ihre Wünsche und Beschwerden vorzubringen. Mir wurde z. B. direkt verboten, Herrn Dr. Markel zu sprechen, trotzdem ich viel Korrespondenz mit diesem Herrn im Interesse meiner Landsleute gehabt hatte.

### Privilegierte Lager.

Man kann das Lager „Dorchester 1914" wohl zu den privilegierten rechnen, weil es einen besonders tüchtigen Kommandanten hatte und — nach allen mir gemachten Schilderungen — mancherlei Vorzüge bot. Im Jahre 1915 sind privilegierte Lager — außer den Offizierslagern in Donington Hall, in Wales und an anderen Orten — in Wakefield für etwa 1500—2000 Mann, in Douglas für 200—400 Zivilisten und neuerdings in Islington und Alexandra Palace bei London eingerichtet worden. Ich brauche kaum zu betonen, daß der Unterschied in der Behandlung, Wohnung und Nahrung, vor allem auch in der verhältnismäßigen Ruhe für diejenigen, welche vorher das laute Leben in den gemischten Lagern mitgemacht haben, ganz außerordentlich ist. Man atmet wirklich auf, fühlt sich wieder Mensch, kann seine Nerven wieder in Ordnung bringen, genießt den Vorzug eines weißbezogenen Feldbettes, eines Tischtuches und anständig gedeckten Tisches, man hat einmal wieder Unterhaltung mit Gleichgesinnten und Gleichgestellten. Ich will dabei der Minderheit im gemischten Lager keineswegs zu nahe treten; diese Minderheit bestand aus zum Teil sehr netten Kellnern, Seeleuten, Barbieren, Handwerkern, Handlungsgehilfen und anderen Berufen. Aber es war eben nur eine Minderheit, die manchmal verschwand unter den gröberen, radauluſtigen Elementen, welche manchmal per Schub an andere Lager abgegeben werden mußten, um Ruhe und Ordnung zu schaffen. Man kann Patriot und guter Deutscher sein, deshalb braucht man in derselben Notlage noch nicht mit Elementen zu harmonisieren und sympathisieren, die an das Scheunenviertel Berlins, an die düstersten Straßen von St. Pauli-Hamburg, an East-End und Soho in London erinnerten. Ich habe trotzdem niemals einen Landsmann beim Kommandanten zur Bestrafung gemeldet, sondern es ihm und seinen Polizeisergeanten überlassen, die Schuldigen herauszufinden.

In den privilegierten Lagern zahlt man gewöhnlich 10—20 Mark pro Woche, während die englische Regierung meines Wissens etwa 10 Mark für Wohnung und Beköstigung an die Unternehmer pro Mann und Woche zahlt. — Für diese Extrazahlung hatte man in Douglas ein Zelt oder Holzbude für 1 (20 Mark), 2 (12½ oder 15 Mark) oder 3 (10—12½ Mark) Bewohner, gutes Frühstück (Porridge, Fisch oder Ei mit Speck, Brot, Margarine, Obstmus, Tee mit Milch

Digitized by Google

und Zucker), gutes Mittagessen (Suppe, Fleisch mit Gemüse und Kartoffeln, süße Speise oder Käse) und um 6 Uhr Tee mit Brot, Margarine und Obstmus, Kuchen und eine warme Speise oder kalten Aufschnitt.

Die Mehrheit der Bewohner solcher privilegierten Lager gehört dem gebildeten Kaufmannsstande an; es sind auch fast alle anderen Stände vertreten, und zu der Minderheit gehören Spieler, Zuhälter usw.

Es hat sehr, sehr lange gedauert, bis die englische Regierung diese Trennung einführte; wieviel Ungemach, Nervenzerrüttung, ohnmächtige Wut und Erbitterung, wieviel Krankheit und Sorge hätte verhindert werden können, wenn das "Home Office" und "Scotland Yard" von vornherein ein Verbrecherlager errichtet hätten; bereits im November 1914 hatte ich diesen Vorschlag Asquith auf Grund meiner Erfahrungen schriftlich unterbreitet, aber die Internierungen im Juni 1915, welche etwa 6000—9000 Zivilisten betrafen, sind zum Teil in ähnlicher system- und rücksichtsloser Mischung erfolgt wie im August bis Oktober 1914. — Mein schriftlicher Bericht an Asquith und den amerikanischen Botschafter war von dem Gouverneur der Isle of Man, Lord Raglan, einfach unterschlagen worden, trotzdem ich von dem Premierminister aufgefordert worden war, meine Beschwerden zu spezifizieren.

### Eindrücke über menschliche Leichtgläubigkeit, Presse und Publikationen.

Bereits im September 1914 sollten belgische Kinder mit abgehackten Händen in London herumgelaufen sein, sollten unzählige belgische Frauen mit abgeschnittenen Brüsten existieren, sollten große russische Truppenmassen über Archangelsk und Schottland durch London transportiert sein! Auch in Deutschland sollten 20 deutsche Soldaten mit ausgestochenen Augen im Lazarett liegen, und 100 deutsche Offiziere von Engländern bei der letzten Offensive sollen gefangen und dann erschossen sein. — So wird erzählt — und viele glauben es! Im Gegensatz zu Houston Chamberlains Vorschlägen sind viele Internierte der Ansicht, daß wir Deutsche nicht genug tun können, um Tatsachen, aber nur Tatsachen, sachlich bekanntzumachen, ohne lange Zusätze und Meinungsäußerungen. Solche Veröffentlichungen sollten möglichst kurz sein, vor allem nur Tatsachen enthalten, womöglich illustriert sein und — wo scheußliche Greueltaten von seiten unserer Feinde geschehen sind — diese Taten ad oculos demonstrieren. Zwanzig Bilder dieser Art mit kurzem sachlichen Text in französischer, englischer, spanischer und portugiesischer Sprache würden bessere Dienste tun, als 200 oder 2000 Seiten langatmiger Dokumente und von Meinungsäußerungen von Deutschen oder Deutschgesinnten.

Wir beabsichtigen doch Weltpolitik zu treiben; dazu sollen wir die moderne illustrierte Presse und illustrierte Literatur benutzen mit Text in denjenigen Sprachen, die in Südamerika und Nordamerika am meisten verstanden werden. Wenn man über englische Staatsmänner und Organisation, englische Zustände und Meinungen während des Krieges kurze Auszüge aus englischen Zeitschriften und Zeitungen gebracht hätte — ohne Zusätze, die von Deutschen oder Deutschgesinnten verfaßt sind —, so hätte man mit diesen kurzen Auszügen häufig schnell im Auslande großen Eindruck machen können.

Wir wollen schnell und entscheidend siegen; jeder Tag, der den Krieg verkürzt, spart uns viele kostbare Menschenleben und 40—50 Millionen Mark. Die

Digitized by Google

Engländer, Russen und Franzosen fürchten nackte Tatsachen und auf Tatsachen beruhende Illustrationen, die der Welt die Wahrheit zeigen; sie fürchten solche Publikationen und günstige Berichte über Gefangenenlager in Deutschland, weil sie ihre Völker und Soldaten im Dunkeln halten. — Der Wust von Publikationen wird vom Auslande in unserer schnellebigen Zeit kaum gelesen, erst recht nicht verdaut!

In der Kürze liegt die Würze, und die moderne Wiedergabe von Photographien wird von den Engländern benützt, der Welt ad oculos zu beweisen, wo die Wahrheit angeblich liegt.

Die Bilder von feindlichen Greueltaten mögen grauenerregend sein, aber sie werden dem Auslande die Augen darüber öffnen, wer die Greuel verübt hat, wer gelogen hat und wer die Wahrheit spricht. Falsches Feingefühl ist nicht mehr am Platze! Die englische Presse hat selbst die groben Fehler der englischen Zensur und den Mangel an deren Wahrhaftigkeit zugegeben — wenn wir in Deutschland die Trumpfkarte der Wahrheit (ohne subjektive Zusätze von Deutschen oder Deutschgesinnten) in der Hand haben, warum diese Karte nicht jetzt ausspielen?

## Lager-Patriotismus.

Wer sachlich, historisch, nicht einseitig die Weltkampflage in den Lagern erörterte, galt als Engländerfreund. Ich wurde monatelang ähnlich eingeschätzt, als Pessimist angesehen und beinahe verhauen, als ich im November 1914 den 600—700 Mann im kleinen Camp Douglas nahelegte, sich zu beschäftigen und ihre Zeit nützlich zu benutzen, da der Krieg wahrscheinlich mindestens bis Juni 1915 dauern würde. Noch damals dachten die meisten, daß sie Weihnachten 1914 wieder zu Hause sein würden. Diese Patrioten verlangten einfach Unglaubliches von unseren tapferen Soldaten; die Einnahme von Paris, Calais im Oktober—November 1914, von Warschau im November—Dezember 1914 erschien der Mehrzahl als eine Selbstverständlichkeit. An Sonntagen gab es am meisten Lagergerüchte, Erfindungen der tollsten Art, die immer viele Gläubige fanden. — Begreiflich war dieser Glaube an plötzliche große Entscheidungen, weil wir damals keine Zeitungen (Notabene: auch kein Klosettpapier!) erhielten. Aber auch wenn wir Zeitungen erhielten, nahm man meist an, daß die Einnahme von Brüssel, Antwerpen, später von Lodz, Warschau usw. für viele Tage verspätet gebracht wurde; man hielt bis Mitte 1915 die Zeichnungen und Karten der englischen Zeitungen für falsch.

Erst allmählich hat man gelernt, zwischen den Lügen und Wahrheiten englischer Zeitungen zu unterscheiden und zu prüfen, welche Punkte im deutschen Generalstabsberichte und in den deutschen drahtlosen Berichten von der englischen Zensur unterschlagen wurden. Die meisten dachten, daß wir nicht nur Rußland, Frankreich, Italien, Serbien und Montenegro glatt und in der allerkürzesten Zeit besiegen oder vernichten würden, sondern sie erwarteten zu gleicher Zeit noch, daß wir die See- und Weltmacht England im Nu auf die Knie zwingen und die Friedensbedingungen diktieren könnten. Durch die Zulassung von Zeitungen wurden auch die einfachsten Elemente im Lager allmählich dazu erzogen, politisch zu denken, die Weltlage Deutschlands und Englands zu vergleichen und die weittragende Bedeutung dieses Existenzkampfes zu erkennen. Nach der mit Jubel begrüßten Unterseebootblockade Englands überlegte man



Digitized by Google

allmählich, wieviel der Tonnengehalt der englischen Flotte betrage, welche Tonnenanzahl pro Woche zum Sinken gebracht werden müsse, ob 25 oder 50 oder 75 oder 100 000 Tonnen pro Woche versenkt werden müßten, um einen dauernden Eindruck zu machen. Dann verglich man die wöchentlichen Einfuhrziffern an Getreide und anderen Lebensmitteln nach England, freute sich, als trotz erhöhter Einfuhr die Getreidepreise höher wurden. Dann wieder las man die Veröffentlichungen über die neu in England von Stapel gelassenen Handelsschiffe und verglich diese Ziffern mit denen, die von der deutschen Regierung über gesunkene englische Handelsschiffe veröffentlicht wurden. Ganz allmählich kam man zur Erkenntnis, daß die 30 000—40 000 Gefangenen in England doch eigentlich ein Tropfen im Meer seien, daß ihre persönlichen Beschwerden und Unannehmlichkeiten doch herzlich wenig bedeuteten im Vergleich mit dem, was unsere tapferen Truppen im Westen und Osten auszuhalten hatten. So bildete sich ganz, ganz langsam die ruhigere, festere Auffassung, daß man trotz aller unserer Erfolge im Westen und Osten unverzagt ausharren müsse, bis aus den Erfolgen Entscheidungen würden, welche die Weltmacht- und Seemachtstellung Englands erschüttern, das große britische Weltreich an einer Achillesferse packen und es auf diese Weise zu einem für Deutschland dauernd günstigen Frieden zwingen würde. Ich brauche nicht zu betonen, wie besorgt man monatelang die schwankende Haltung der Balkanstaaten und besonders Rumäniens verfolgte, bis endlich die Wagschale sich zu Deutschlands Gunsten neigte. Am bedauernswertesten bei diesen Diskussionen waren die deutschen Überseer, welche trotz der Garantien der Schiffsgesellschaften von neutralen Schiffen heruntergenommen waren und die Reservisten, die Anfang August in englischen Hafenorten verhaftet wurden. Tiefer Grimm beseelte sie, daß sie nicht dabei sein können im Westen, im Osten, im Balkan, oder in der Nord- und Ostsee!

### Deutsche Geschäftsleute in England.

Am schwersten sind die kleinen Geschäftsleute, Bäckermeister usw. betroffen, die ihre mühsam aufgebauten Geschäfte durch die Londoner Unruhen verloren. Es wird allgemein angenommen, daß diese Unruhen von Lord Northcliffe direkt organisiert worden sind, da Frauen und Kinder in gewissen Bezirken vorher ihre Absicht zu plündern ankündigten und dann mit Körben usw. bewaffnet loszogen, um Beute mit heimzubringen.

Besonders kurzsichtig ist die Politik der englischen Regierung in vielen Fällen gewesen, wo durch die Internierung der deutschen Geschäftsbesitzer, Fabrikleiter, Chemiker und Ingenieure die englischen Angestellten und Arbeiter ihr Brot verloren.

Das von Deutschen in England investierte Kapital wird von der englischen Regierung auf mehr als zwei Milliarden Mark geschätzt; es wird jetzt vom "Public Trustee" (einer Art staatlicher Treuhandbehörde) und von dessen Vertrauensleuten verwaltet, um zu verhindern, daß die den Deutschen gehörigen Gelder ins Ausland gehen.

Die peinlichsten und ungerechtesten Maßnahmen der englischen Regierung gegen deutsche Firmen und englische Aktiengesellschaften, die hauptsächlich in deutschen Händen sind, werden erst nach dem Kriege bekannt werden, wenn die Einzelheiten über das gegen solche Firmen in den englischen Kolonien befohlene Verfahren bekannt werden.

Digitized by Google

Am schmerzlichsten haben die Engländer Deutschlands Stellung in der chemischen Industrie und im Erz- und Metallhandel verspürt, wo trotz aller Regierungsmaßnahmen eine Änderung zu Englands Gunsten kaum durchführbar sein dürfte.

### Lagergedanken über baldigen oder dauernden Frieden.

Die meisten Kriegsgefangenen dachten anfangs an einen baldigen Frieden; sie hofften beim nächsten Mal dabei zu sein. Man verstand noch nicht, daß nur große, entscheidende Schläge gegen die Weltmacht England uns einen dauernden Frieden sichern können. Ebenso irrtümlich wie die Engländer noch immer uns Deutsche beurteilen, indem sie z. B. uns Gefangenen das im Stil des "Daily Liar" geschriebene Buch "J'accuse" als Tatsachen!! schildernde Lektüre gaben, ebenso unterschätzte man im Lager die Zähigkeit der Engländer. Wenn der Arbeiter streikt, weil er mehr verdienen und aus der Kriegskonjunktur den höchsten Nutzen ziehen will, wenn das ganze Land alles eher als Kriegsbegeisterung zeigt, wenn Bernhard Shaw oder "Etons headmaster" Lyttelton den Engländern die Wahrheit sagen, wenn die "Morning Post" Churchill, Asquith und Sir Edward Grey zum Abgange zu zwingen suchte, so sind diese Vorgänge für den, der Tag für Tag alle erdenklichen englischen Zeitungen und Zeitschriften studiert, zwar günstige Anzeichen, aber noch keine Entscheidungen. Im Lager nennt man kaum noch Kitcheners Armee ein Söldnerheer und ist sich klar, daß auch 500 000 englische Verluste die englische Nation nicht mürbe machen. Der im Frieden schon so konservative, Neuerungen so schwer zugängliche Engländer, läßt auch im Kriege die Ereignisse langsam auf sich zukommen. Entscheidenden Einfluß auf den Durchschnittsengländer gewinnt erst der Krieg, wenn der "Daily Liar" und "Daily Mirror" mit ihrer Auflage von $1^3/_4$—$2^1/_4$ Millionen Exemplaren, oder der wöchentlich in $1^1/_2$ Millonen verbreitete "John Bull" einen ganz anderen Ton anschlagen sollten. Die vielfach so niedrig in England stehende und doch so einflußreiche Presse zeigt klar die Urteilsrichtung der großen Menge im Zentrum des britischen Weltreichs; solange der Durchschnittsengländer solche Blätter kauft und liest, macht er deren Ansichten größtenteils zu den seinen. Ich habe mit vielen Herren gesprochen, die erst nach dem Juni 1915 interniert sind und die englische Beurteilung der Lage während des Kriegsjahres genau verfolgt haben; allgemein wird die Auffassung geteilt, daß die für uns Deutsche günstige Wendung im Balkan als erster Schlag und als die erste Grundlage zu Entscheidungen betrachtet wird, während alle anderen deutschen Erfolge im Westen und Osten den Engländer ziemlich kalt ließen. — Resigniert fügen sich die meisten Gefangenen in den Gedanken, daß die große endliche Entscheidung weitere Zeit und weitere große Opfer erfordert.

### Schlußsatz.

Aus meinen Schilderungen der Verhältnisse in den verschiedenen Lagern wird man ersehen können, daß es sich um mehrere Perioden bei der Behandlung der Zivilgefangenen in England handelt.

Zuerst kopflose Maßregeln der Polizei, des Ministeriums des Innern und Krieges: man gibt uns Deutschen keine Frist das Land zu verlassen, trotzdem keine oder völlig unzureichend organisierte und schlecht geleitete Lager vorhanden



Digitized by Google

waren. Ein Tiefstand moderner Zivilisation gegenüber harmlosen Zivilisten, wie er durch Krieg und schlechte Organisation nicht entschuldigt werden kann. Unglaubliche Zustände in Olympia, Frith Hill, Newbury usw. beweisen klar diese traurige Tatsache.

Dann nach drei Monaten wurden Gegenmaßregeln der Deutschen Regierung getroffen, die Internierung der englischen Zivilisten in Deutschland Anfang November 1914 verfügt.

Darauf kommt eine Übergangsperiode von November 1914 bis Januar und Februar 1915, in der ganz allmählich Verbesserungen in den englischen Lagern eingeführt wurden; es folgt eine Periode erträglicher Behandlung bis zum Untergange der Lusitania, dann neue Maßnahmen der englischen Regierung, die zur Besetzung von Knockaloe mit etwa 20 000 Mann führten, wobei wiederum die sehr schlechte Organisation in England zutage trat; erst nach und nach kann dieses Lager mit mehr Mitteln und besserer Verwaltung zu dem gemacht werden, was man von einem zivilisierten Lande verlangen kann.

Die englischen Zeitungen fordern seit Monaten einen "leader", einen Diktator, um für das Land eine einheitliche Leitung auf großzügigen Prinzipien zu sichern. Aber ebenso wie dort (bis auf Kitcheners Bildung einer neuen Armee und Lloyd Georges Eingreifen in der Munitionsfabrikation) die Leitung und organisatorische Verwaltung versagte, so haben wir deutsche Zivilgefangene im kleinen am eigenen Leibe den dortigen Mangel an System erfahren müssen. Manche Kommandanten mögen uns Deutsche absichtlich schlecht behandelt haben — vom Lagerkommandanten hängt ja fast alles ab; nach seinem Verhalten wird dann die Nation beurteilt, die er vertritt! — Aber im allgemeinen muß man, wenn man bei der Wahrheit bleiben will, zugeben, daß unnötige Härten und unwürdige Behandlung gewöhnlich nicht von den Individuen, sondern vor allem vom System herrührten. Die Unannehmlichkeiten, unter denen wir Deutsche in England zu leiden hatten, geben uns aber den Trost, daß wir ein Glied in der Kette der schlechten Organisation kennen lernten, die — wenn richtig und prompt von uns bei der Durchführung des Krieges ausgenutzt — uns den von uns erstrebten und erreichbaren Sieg sichert.

Noch hofft man in England, daß die von Lloyd George organisierte Munitionsversorgung für England, Frankreich und Rußland im Frühjahr 1916 den Sieg erringen könnte, aber in der Zwischenzeit sind wir natürlich nicht müßig geblieben. — Wenn wir die Zähigkeit des Feindes nicht unterschätzen und die Zeit zu entscheidenden Schlägen ausnutzen, so kann unsere Hoffnung auf einen günstigen, endgültigen und dauernden Frieden nicht fehlschlagen.

In der Zwischenzeit aber hoffen die Internierten und die — meist unter Verlust von Hab und Gut — ausgetauschten Zivilgefangenen, daß die deutsche Regierung eine, wenn auch bescheidene, Entschädigung für die Pioniere und Träger des Deutschtums im Auslande als Entgelt für die erlittene Unbill im Friedensvertrage ausbedingen wird, und daß die in Deutschland befindlichen Ausschüsse für vertriebene Reichsdeutsche den Zurückkehrenden Hilfe und Rat zur Neubegründung eines Heims und zur Betätigung in Deutschland angedeihen lassen werden.

Digitized by Google

# In Britisch-Südafrika während des Weltkrieges.

Von Dr. Lukas Viëtor, z. Zt. Feldgeistlicher in Tournai.

## Die Ereignisse bei Ausbruch des Krieges.

Es war an einem der letzten Tage des Juli 1914, als ich in Livingstone, der Hauptstadt Nordrhodesiens, einige Kilometer nördlich des Sambesi gelegen, in einen Laden trat, und der Inhaber mir mit der gleichgültigsten Miene von der Welt eine gedruckte Mitteilung der dortigen Zeitung übergab mit der Überschrift: Krieg zwischen Österreich und Serbien. Ich hatte mir für die Monate Juli und August eine Studienreise von Pretoria, meinem damaligen Aufenthaltsort, aus vorgenommen, hauptsächlich um Rhodesien kennen zu lernen. Ich war von Pretoria nach Laurenço Marques gefahren, an der Delagoabai, bestieg hier einen Dampfer der Britisch-Indischen Linie, der mich in 1½ Tagen nach Beira, in Portugiesisch Ostafrika, brachte. Von hier geht die Bahn quer durch Mozambique hindurch, durchschneidet den schönen Amatongo-Forst und erklimmt dann das Hochland von Rhodesien. Ich fahre direkt in 48 Stunden Bahnfahrt durch nach Bulawayo und nehme mir vor, eins der Hauptziele meiner Reise, die Ruinen von Simbabye in der Nähe von Viktoria auf der Rückreise zu besuchen. Von Bulawayo aus gilt ein Abstecher dem Besuch von Rhodes' Grab in der Felsenwildnis von Matoppos, der letzten Zufluchtsstätte der kriegerischen Matabeles. Man kann nicht an dem Felsengrab von Cecil Rhodes mit der einfachen Aufschrift: *Here lies the remains of Cecil Rhodes* stehen, ohne der Bedeutung dieses Mannes für die Geschichte Südafrikas zu gedenken. Er hat eigentlich die Geschicke dieses Teils von Afrika bestimmt. Insbesondere ist Rhodesien, das nach ihm ja auch den Namen trägt, sein Werk.

Von Bulawayo aus besuche ich die Viktoriafälle des Sambesi und erfreue mich wieder einmal des Anblicks eines breiten Stromes, der an den von üppigem tropischen Baumwuchs umränderten Ufern vorbei sein Wasser in den tiefen Kessel hinabstürzt, von wo es dann wieder in Rauch und Wassersäulen Hunderte von Metern emporzischt, bis es sich dann aufs neue in tausend Strudeln sammelt und nach mehreren Windungen durch die engen Felswände hindurch wieder die ursprüngliche Flußbreite einnimmt.

Der Krieg setzt meiner weiteren Reise ein Ziel. Leider muß ich, nun wohl für immer, den Besuch der noch immer ihrer Herkunft nach unbekannten Ruinen von Simbabye aufgeben. Der Lärm in den Zeitungen ist zu groß geworden, und ich habe die Ruhe für Natur- und Kunstgenuß verloren. Daß es Krieg mit England geben wird, kann ich immer noch nicht glauben. Nur als ich unterwegs auf der Reise nach Johannesburg lese, daß der deutsche Botschafter aus London abgereist ist, da wird es mir zur Gewißheit, daß das kaum für möglich Gehaltene dennoch Ereignis geworden ist. Ich reise über Johannesburg nach Pretoria, der Hauptstadt der Südafrikanischen Union, zurück und warte der Dinge, die da kommen sollen.

Durch einen Aufruf des deutschen Konsuls zu Johannesburg sind alle Militärpflichtigen aufgefordert worden, nach Kapstadt zu reisen, um wenn möglich mit irgend einem Dampfer nach Deutschland zu gelangen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser Plan vereitelt wird. Die deutschen Konsuln er-

Digitized by Google

halten dafür bald ihre Pässe und reisen ab. In Johannesburg wird schon sehr früh ein Konzentrationslager aufgetan, das sich zu füllen beginnt mit Deutschen in militärpflichtigem Alter, mit deutschen Matrosen, die in den Hafenstädten von englischen und neutralen Schiffen heruntergeholt werden, und ebenfalls mit älteren deutschen Herren vor allem aus Kapstadt, deren ausgesprochenes Deutschbewußtsein bekannt ist.

Mir wird in Pretoria die Verpflichtung aufgelegt, mich einmal in der Woche bei der Polizei zu melden. Ich möchte übergehen darzustellen, wie sich die Kriegsereignisse in der englischen, vor allen Dingen Johannesburger Presse widerspiegelten. Sie waren voll von den bekannten Lügennachrichten von Reuters Bureau. Jedoch soll darauf hingewiesen werden, daß die in holländischer Sprache erscheinende Presse des Landes uns Deutschen einen großen Dienst erwiesen hat, wohl nicht durch größere Wohlgesinntheit gegen Deutschland, wohl aber durch größere Objektivität. Sie erinnerte sich wieder der Verdrehungen aus der Zeit des Burenkrieges und, obwohl auch von Reuter abhängig, versah sie dennoch dessen Berichte mit kritischen, zuweilen sehr sarkastischen Anmerkungen.

In dem in hochholländischer Sprache in Pretoria herausgegebenen Wochenblatt „*De Spectator*" kam eine England feindliche Stimmung zum Ausdruck, die in einer englischen Kolonie wohl nicht gut überboten werden konnte. Das Blatt hat während des Krieges eine erhebliche Bedeutung erhalten. Große Dienste leistete uns in der Orientierung über den europäischen Kriegsschauplatz der „*Nieuwe Rotterdamsche Courant*", nachdem die deutschen Blätter immer seltener wurden. Auch in dem Regierungsorgan „*De Volkstem*" kommt wohl eine Stimmung zum Ausdruck, die man antiengliſch nennen kann, zugleich aber auch eine antideutsche. Das Burentum wird in der Weise bearbeitet, daß es vor die Frage gestellt wird, ob es lieber unter der britischen Flagge leben will, als unter dem preußischen Militarismus. Sehr bald treten aber schon die Absichten der Regierungspolitik in dem immer aufs neue wiederholten Nachweis hervor, daß Deutsch-Südwest-Afrika politisch und geographisch eigentlich zur Union gehören müsse. In einer viel beachteten Rede hatte schon der Minister Smuts ein Jahr vorher bei einem Besuch englischer Parlamentarier von einem vereinigten Südafrika südlich des Sambesi gesprochen.

Schon gleich in den ersten Tagen des August hat sich die Unionsregierung mit derjenigen des Mutterlandes in Verbindung gesetzt wegen ihrer Beteiligung am Kriege.

Die Korrespondenz ist später veröffentlicht und befindet sich neben vielen anderen Zeitungsausschnitten in meinen Händen. Da über den Zusammenhang der dortigen Ereignisse in Deutschland nicht viel bekannt ist, gehe ich etwas ausführlicher darauf ein.

Am 4. August bereits läßt General Botha an den Staatssekretär für die Kolonien in London depeschieren, daß die Union in voller Anerkennung ihrer Verpflichtungen bereit wäre, durch ihre Verteidigungsmacht *(Defence Force)* alle zum Schutze des Landes notwendigen Maßregeln zu ergreifen, um damit zu gleicher Zeit die englischen Garnisonen in Südafrika zu entlasten und dieselben frei zu machen für ihre sonstige Verwendung.

Am folgenden Tage schon, 5. August, wird dies Angebot dankbar angenommen. Infolgedessen werden die englischen Truppen zurückgezogen. Damit

Digitized by Google

hat Botha die Verpflichtung übernommen, die sonst die englische Garnison gehabt hätte, z. B. im Falle von inneren Unruhen die Ruhe des Landes zu sichern. Am 7. August wird von dem englischen Minister an Botha folgende Depesche gesandt:

„Wenn Ihre Minister zu gleicher Zeit wünschen und sich im Stande dazu fühlen, solchen Teil von Deutsch-Südwest-Afrika zu besetzen, der ihnen die Herrschaft geben wird über Swakopmund, Lüderitzbucht und die drahtlosen Stationen dort oder im Inneren, so würden wir das als einen großen und dringenden Dienst für das Reich ansehen.

Sie wollen sich jedoch darüber klar sein *(realize)*, daß jedes jetzt besetzte Gebiet zum Zweck einer definitiven Regelung am Schluß des Krieges zur Verfügung der Reichsregierung stehen muß.

Die anderen Dominien handeln in ähnlicher Weise auf Grund derselben Verständigung."

Am 9. August wird noch deutlicher von London aus mitgeteilt, daß Se. Majestät Regierung die Besitznahme der drahtlosen Telegraphenstationen bei Swakopmund und Lüderitzbucht als eine dringende Notwendigkeit betrachtet; ebenfalls wird aufmerksam gemacht auf die wichtige, weitreichende Station in Windhuk.

Botha hat auf diese Aufforderung hin geantwortet, daß die Minister der Unionregierung nach sorgfältiger Überlegung der wichtigen Fragen, die von der britischen Regierung aufgeworfen seien, von Herzen zustimmen *(cordially agree)*, mit der Reichsregierung zusammenzuwirken und eine Expedition zu senden für den angegebenen Zweck, indem die militärischen Operationen unternommen werden sollten durch die Unionsregierung, soweit jedoch Schiffe in Betracht kämen, durch die Reichsinstanzen.

So hat sich denn Botha gleich von Anfang an für die englische Politik freiwillig eingesetzt und wurde dann sofort für die im vorstehenden näher bestimmten Operationen festgelegt.

Es mußte jedoch darauf ankommen, ob nicht das Volk eingedenk der vielen Beweise der Sympathie von seiten des deutschen Volkes während des Burenkrieges, sich diesem von der Regierung geplanten Raubzuge gegen die deutsche Kolonie widersetzen würde.

Im westlichen Transvaal war die Stimmung von Anfang des Krieges an eine sehr erregte gewesen. Hier lebte der aus der Zeit des Burenkrieges berühmte General de la Rey. Hier machte ein sogenannter Prophet viel von sich reden, van Rensburg, der schon viel früher einen Krieg zwischen Deutschland und England vorausgesagt hatte, und daß dabei Transvaal wieder seine Unabhängigkeit gewinnen würde. Hier fand denn auch die Regierungspolitik ihren schärfsten Widerstand.

Am 9. September hatte Botha zum ersten Male in dem inzwischen zusammenberufenen Parlament zu Kapstadt die Pläne der Regierung angekündigt. Sein früherer Kollege im Ministerium, Hertzog, opponierte neben elf anderen Vertretern seiner, der Nationalpartei, und der Arbeiterpartei. Im Senat äußerten hochangesehene Männer des Burentums ihre schweren Bedenken gegen die Politik der Regierung. Auch de la Rey gehörte dazu. Ein weithin sichtbares Zeichen aber einer wachsenden Opposition war es, als am 15. September der Oberstkommandierende der Verteidigungsmacht, der General C. F. Beyers zu Pretoria, in einem offenen Brief an den Minister für

Digitized by Google

Verteidigung, Smuts, seine Stelle als Höchstkommandierender niederlegte mit der Begründung, daß die Verteidigungsmacht ihrer Bestimmung gemäß nicht für Angriffszwecke benutzt werden dürfte. Diesen Punkt hatte Botha freilich im Parlament dadurch zu beseitigen gesucht, daß er die Besetzung eines Punktes namens Nakob an der Grenze des Unionsgebietes durch die Deutschen zu einer Grenzverletzung stempelte. Zwar lag Nakob auf der deutschen Seite; aber in den eigens hierzu angefertigten Karten wurde es auf die andere Seite verlegt. So sollte der Feldzug durchaus zu einer Maßregel zum Zwecke der Verteidigung gemacht werden, und die englischen Blätter wurden nicht müde, die schwere Gefahr zu schildern, welche die angrenzende deutsche Kolonie für die Sicherheit der Union bilde. Beyers ließ sich dadurch nicht imponieren; er legte kurz entschlossen als Zeichen des Protestes seine Stellung nieder; ebenso der Kommandant eines Bürgerkommandos in Potschefstroom namens Kemp. Begreiflicherweise machten diese Amtsniederlegungen gerade unter solchen Umständen ein ungeheures Aufsehen.

Für den 15. September war eine Zusammenkunft zwischen Beyers, de la Rey und Kemp in Potschefstroom im westlichen Transvaal geplant. Die Regierung hat in einem von ihr veranlaßten Blaubuch es so darzustellen versucht, als ob an diesem Tage das Signal zur bewaffneten Rebellion gegeben werden sollte. Das ist sehr unwahrscheinlich; denn wie sich nachher herausstellte, hatte Beyers nichts getan, um eine Rebellion zu verursachen. Es ist wahrscheinlich, daß die drei Männer sich beschränken wollten auf einen Protest gegen die Regierungspolitik, unter Umständen mit der Waffe in der Hand. Freilich war es zweifelhaft, ob die Bewegung sich auf die Dauer auf dieser schmalen Linie würde halten können. Als Beyers mit de la Rey in der Nacht vom 15. September in einem Motorwagen von Pretoria über Johannesburg nach Potschefstroom fuhren, wurde der letztere von einem tragischen Unfall betroffen. In Johannesburg trieb in jenen Tagen eine Verbrecherbande ihr Unwesen, die in einem Motorwagen allerlei Raubzüge veranstaltete. Es war gerade an diesem Abend der Polizei Befehl gegeben, sämtliche Wege von und nach Johannesburg zu sperren und namentlich alle Motorwagen zum Halten zu bringen. Beyers und de la Rey kommen des Weges, überhören das Haltesignal, und infolgedessen feuert der Polizist von hinten in den Wagen, daß de la Rey zu Tode getroffen wird. Es ist weithin geglaubt worden, die Erschießung wäre eine absichtliche gewesen, was nach der später erfolgten Untersuchung verneint werden muß.

Jedenfalls war der plötzliche Tod de la Reys ein starker Dämpfer für die der Regierung sich widersetzende Bewegung. Sie verlor damit eine sehr angesehene und einflußreiche Persönlichkeit.

Inzwischen war die Regierung daran gegangen, die Expedition gegen Deutsch-Südwest zu unternehmen. Eine Streitmacht sollte von Süden aufbrechen unter Lukin über den Orangefluß in die Richtung auf Warmbad, eine andere von Osten, von Upington und Kakamas in die Richtung nach Ukamas auf deutschem Gebiet. Diese letzteren Streitkräfte standen unter dem Befehl von Maritz, ebenfalls einem Führer aus der Zeit des Burenkrieges. Am 23. September wird an Maritz vom Hauptquartier in Pretoria folgende Depesche geschickt: „Der Minister (Smuts) wünscht zu wissen, ob Sie eine starke Streitmacht gegen Schuit Drift von Kakamas aus vorwärts bringen

Digitized by Google

und die Streitkräfte in Upington gegen die Grenze vorrücken lassen können in der Richtung auf Ukamas. Er denkt, es möchte möglich für Sie sein, im Marsch auf Warmbad Lukin zu unterstützen."

Die Antwort von Maritz auf diese Mitteilung war, daß er um Annahme seines Rücktrittes bittet, dem Minister also anzeigend, daß er im Einverständnis mit Beyers handelt.

Der Minister schickt, anstatt den Rücktritt anzunehmen, den Major Enslin nach Upington, um über die dortige Lage zu berichten, zugleich als Stabschef. Enslin berichtet zurück, daß Maritz und seine Offiziere wohl das Uniongebiet verteidigen würden, aber offen erklären, daß sie sich weigern würden, die deutsche Grenze zu überschreiten und, wenn dazu befohlen, resignieren würden. Der Minister schickt am 28. September Order an Maritz, unmittelbar nach Pretoria zu kommen und das Kommando in der Zwischenzeit an Enslin zu überhändigen. Die Antwort von Maritz lautet, daß es unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich für ihn sei, selbst zu kommen und das Kommando an Enslin zu überhändigen. Zugleich ersucht er um Antwort in bezug auf seinen Rücktritt. Der Minister erwidert, es sei notwendig, mit ihm die ganze Lage zu besprechen; er würde ihm Verstärkungen schicken und bäte um Mitteilung, wann er abreise. Maritz Antwort vom 2. Oktober: die Lage zu besprechen wäre unnötig, da er ihm diese schriftlich bereits dargelegt. Verstärkungen hätte er nicht nötig, und die Zumutung, sein Kommando zu übergeben, wäre ein Zeichen seiner völligen Verständnislosigkeit. Maritz hebt darauf das Lager bei Upington auf und rückt vor in die Gegend der deutschen Grenze.

Auf Vorschlag von Enslin beauftragt sodann der Minister den regierungstreuen Burenkommandanten Brits, das Oberkommando über alle Streitkräfte bei Upington zu übernehmen und Maritz einen Brief mit der Annahme seines Rücktritts zu überreichen. Sollte Maritz sich weigern, so sollte er unmittelbar verhaftet und unter Eskorte nach Pretoria gesandt werden.

Als Colonel Brits am 7. Oktober in Upington ankommt, findet er Maritz nicht mehr vor, der mit seiner ganzen Truppe nach einem Ort dicht an der deutschen Grenze mit Namen van Rooisvlei gezogen ist. Brits sendet darauf den Colonel Leutnant Bouwer zu Maritz, um das Kommando der Truppen zu übernehmen, der nach seiner Ankunft von ihm gefangen genommen wird. Der 10. Oktober war für die Regierung in Pretoria ein kritischer Tag. Dieser Tag ist der Geburtstag Paul Krügers, des früheren Präsidenten von Transvaal, und wird dort alljährlich festlich begangen. Es war bekannt, daß bei der Feier im Opernhause Beyers sprechen würde. Es ist dann bei dieser Versammlung zu derartigen Ruhestörungen gekommen, daß niemand zu Worte kommen konnte. Einer der Rebellenführer, Fourie, hat nachher bezeugt, daß der Verlauf dieser Versammlung ihn dazu getrieben hätte, in die Rebellion einzutreten und zwar als Offizier der Verteidigungsmacht. Er ist später nach seiner Gefangennahme erschossen worden.

Der Schreiber dieser Zeilen konnte an der Versammlung nicht mehr teilnehmen, da er am selben Tage innerhalb kürzester Frist nach dem Internierungslager auf Roberts Heights bei Pretoria überführt wurde.

Der 10. Oktober war ein Sonnabend. Die Regierung stand einem bewaffneten Widerstand gegenüber, wie sie glaubte, und am 12. Oktober wurde im ganzen Gebiet der Union das Kriegsrecht proklamiert.

Digitized by Google

Es ist nur natürlich, daß durch alle diese Ereignisse der alte Kämpe aus dem Burenkrieg, der General de Wet im Orange Freistaat, in Mitleidenschaft gezogen wurde und daß in seinem Kopf am allermeisten die Ideen einer Wiedergewinnung der Freiheit der alten Burenrepubliken Gestalt gewannen. Wie wenig das aber Motiv der Rebellion ist, vielmehr nur Begleiterscheinung, wie sehr die Regierungspolitik es war, die das südafrikanische Volk in den Bürgerkrieg zog, geht am besten aus der Proklamation hervor, die Beyers und de Wet zusammen erließen. Wir geben sie ihrer Wichtigkeit wegen in wortgetreuer Übersetzung wieder:

Steenbokfontein, 29. Oktober 1914.

Da die Regierung der Union beschlossen hat, Deutsch-Südwestafrika zu erobern und die Mitglieder des Parlaments, die der Südafrikanischen Partei angehören, auf Grund ungenauer Berichte und Feststellungen den Beschluß der Regierung bestätigt haben,

da das Parlament diesen Schritt getan hat, ohne die Nation zu befragen, wodurch es die Rechte des Volkes verletzt hat,

da Proteste erhoben worden sind gegen den gottlosen Angriff auf Deutsch-Südwest, gegen eine Nation, die uns niemals etwas zuleide getan hat, sondern uns immer wohl geneigt war,

da die Regierung das Volk des Rechtes beraubt hat, auf friedlichem Wege zu protestieren, indem sie das Kriegsrecht proklamierte und sonstige Beschränkungen, so fahren wir fort, mit den Waffen in der Hand gegen jenes so gefährliche Beginnen zu protestieren, das die Regierung auszuführen sucht gegen den Willen und den Wunsch der Nation, indem wir überzeugt sind, daß unsere Nation in das größte Elend und Unglück gestürzt werden wird, und daß Gottes Fluch auf uns fallen wird, wenn dieser Entschluß der Regierung ausgeführt wird.

Da unsere protestierende Haltung nicht den Zweck hat, Blut zu vergießen, sondern im Gegenteil es zu vermeiden, wie bereits bewiesen ist, und unter keinen Umständen die Offensive zu ergreifen, so rufen wir zum Schluß alle Bürger auf, alle ihre Macht und ihren Einfluß gegen die Eroberung von Deutsch-Südwestafrika zu gebrauchen und zugleich sich zu weigern, von der Regierung gebraucht zu werden, gegen uns mit den Waffen zu kämpfen, da unser einziges Ziel ist die Ehre Gottes und die Wohlfahrt unseres Volkes und Vaterlandes.

C. R. de Wet C. F. Beyers
Generäle der protestierenden Bürger.

Botha und Smuts sorgten dafür, daß dieser Aufruf nicht in der Presse verbreitet wurde. Sie suchten mit Gewalt des Widerstandes gegen ihre Politik Herr zu werden. Botha stellte sich selbst an die Spitze der Regierungstruppen, rieb die einzelnen bewaffneten Kommandos de Wets im Freistaat auf. De Wet selbst wurde Anfang Dezember auf seinem Wege nach Deutsch-Südwest, von Automobilen verfolgt, eingeholt. Und der Bewegung passierte dann noch das Mißgeschick, daß Beyers, gehetzt von Regierungstruppen, bei dem Versuch, mit seinem Pferd den Waalfluß zu durchschwimmen, ertrank. Viele Hunderte der protestierenden Bürger haben sich sodann der Regierung ausgeliefert. Nur Kemp kam mit einigen Hunderten nach mühevollen Märschen über die deutsche Grenze, hat sich dann nachher aber auch in die Hände der Regierung überliefert, nachdem er zusammen mit den Truppen von Maritz während des Dezember und des Januar den Regierungstruppen in dem Grenzgebiet viel zu schaffen gemacht hat. Maritz blieb auf deutschem Gebiet, ging aber nachher nach der Eroberung der deutschen Kolonie nach Portugiesisch Angola, wo er sich jetzt noch aufzuhalten scheint.

Die sog. Rebellion hat den Feldzug gegen Deutsch-Südwest für ein halbes Jahr aufgehalten. Sie ist ein schöner Beweis dafür, wie im afrikanischen

Digitized by Google

Volk noch nicht vergessen ist, was das deutsche Volk ihm einst geleistet. Sie hat die nationalen Bestrebungen im Burentum mächtig gefördert und wenn es diesen Bestrebungen auch nicht gelungen ist, bei den Parlamentswahlen am 20. Oktober 1915 die Botharegierung zu beseitigen, so ist doch an ein Untergehen südafrikanischen Volkstums im Engländertum jetzt weniger zu denken denn je.

## Im Gefangenenlager.

Das Gefangenenlager war eine ganz andere Welt. Vorher schwebte doch schließlich über jedem Deutschen, der sich noch in der „Freiheit" aufhielt das Damoklesschwert seiner Internierung bei der geringfügigsten Gelegenheit. Man mußte damit rechnen, daß jeder Schritt überwacht, jede Äußerung vielleicht von guten Freunden überbracht wurde. Unter dem Kriegsrecht gab es überhaupt kein geordnetes gerichtliches Verfahren mehr. Und Angebereien wegen *seditious language* waren an der Tagesordnung. Im Gefangenenlager herrschte freie Meinungsäußerung und das Zusammenströmen so vieler verschiedener Elemente aus allen Teilen des südlichen Afrikas schuf eine sehr animierte Stimmung. Unter den Kampinsassen fielen zunächst die vielen Deutschen aus dem belgischen Kongogebiet durch ihre großen Gestalten, aber auch durch ihre von der Tropensonne gebleichte Hautfarbe auf. Sie waren teilweise, wie die Angestellten deutscher Firmen in Elisabethville, sofort bei Ausbruch des Krieges in entehrender Weise festgenommen worden — der Vertreter des Hauses Philippi wurde schon im Gefängnis befindlich von einem belgischen Polizisten erschossen — teilweise aus der Wildnis herausgeholt, als sie noch nichts vom Kriege gehört hatten. Dann kamen in diesen Tagen immer neue Trupps der Zivilbevölkerung aus Lüderitzbucht an.

Die Uniontruppen waren nämlich schon in dieser Zeit ungehindert in Lüderitzbucht gelandet, wo die Bevölkerung im Unterschied von Swakopmund größtenteils geblieben war. Zu ihrer eigenen größten Überraschung mußte dann die deutsche Bevölkerung die Stadt räumen und wurde angeblich zu ihrer eigenen Sicherheit nach Kapstadt gebracht. Dort wurden die Männer von den Frauen getrennt, die ersteren wurden nach Pretoria transportiert, während die letzteren von vornherein nach Pieter Maritzburg in Natal kamen. Ferner finden sich dort Deutsche aus allen Teilen der Union ein, wozu noch später solche aus Rhodesien kamen. Jeder neue Zuzug wurde unter großem Jubel begrüßt.

Es war vielleicht nicht zu verwundern, wenn die ganze Unterkunft in der ersten Zeit sehr primitiv, weniger verzeihlich, wenn das Essen ganz miserabel war. Es galt, in die zusammengeströmte Bevölkerung etwas einheitlichen Geist hineinzubringen, sofern es nicht die Ereignisse von selbst taten. Dazu dienten vornehmlich die nationalen Festtage, die in diese Zeit fielen. Der 17. Oktober wurde als Gedenktag der Leipziger Schlacht festlich begangen. Künstlerische Kräfte waren genügend vorhanden. In der Rede nahm ich Gelegenheit, eine Parallele zwischen der gegenwärtigen und der damaligen Lage zu ziehen, die ungleich bessere Situation der Gegenwart zu beleuchten, die Einigkeit des deutschen Volkes zu betonen und das Vertrauen auf die politische und die diplomatische Vertretung des Reiches zu stärken. Ich konnte das um so mehr tun, als ich bis dahin noch immer, also bis zum 10. Oktober, die Wochenausgabe der „Täglichen Rundschau" auf dem Wege über Holland erhalten hatte. Und

Digitized by Google

dann war mir das Glück passiert, am Tage vor meiner Internierung die fünf ersten Kriegsnummern des „Echo", der bekannten Zeitschrift für Auslandsdeutsche, in einer holländischen Buchhandlung aufzutreiben und mit in den Kamp zu nehmen. Der meinen Koffer durchsuchende Beamte nahm mir die wertlosen englischen Zeitungen ab, ließ aber diese kostbaren Blätter liegen. Sie sind dann bis zur Unkenntlichkeit verschlungen worden und brachten die ersten authentischen Nachrichten über die Siege in Belgien, bei Metz und bei Tannenberg. Die englische Presse hat sich, von ihrem eigenen Publikum gedrängt, einer immer größeren Wahrheitsliebe befleißigen müssen, jedoch die Siege bei Metz und Tannenberg völlig verschwiegen. Jedoch wurde die Einnahme von Antwerpen schon am folgenden Tage in Südafrika bekannt gegeben. Der Fall von Maubeuge war in der Weise dem englischen Publikum mitgeteilt, daß 40000 „Verwundete" durch Lüttich gekommen wären, um die Möglichkeit offen zu halten, daß es Deutsche gewesen wären.

Mein Aufenthalt auf Roberts Heights bei Pretoria dauerte nur 14 Tage. Eine so große Anzahl wehrfähiger Deutscher mußte natürlich die Aufmerksamkeit der unruhigen Burenbevölkerung erregen, die sich von ihrer Befreiung Unterstützung versprachen; gerade damals fanden um Pretoria herum Kämpfe zwischen Regierungstruppen und Rebellen statt. Die Regierung beschloß daher das gesamte Lager in eine sichere Gegend zu verlegen, und zwar nach Pietermaritzburg in Natal, einer fast rein englischen Provinz.

Die Abreise erfolgte, nachdem uns der Kommandant versichert hatte, daß das auch wirklich das Ziel sei und nicht, wie viele fürchteten, St. Helena. Denn die Fahrt von Pietermaritzburg bis zum nächsten Hafenort, Durban, beträgt nur 6 Stunden. Und St. Helena war manchen unter uns noch im Gedächtnis, weniger weil Napoleon dort gefangen saß, sondern sie selbst mit den gefangenen Buren während des Burenkrieges.

Als wir in Pietermaritzburg ankamen, war nichts vorbereitet, kein Wasser, keine Seegrasmatratzen, die zurückgeblieben waren. So haben wir auf dem nackten Holz etwa vierzehn Tage lang uns ausstrecken müssen.

Im ganzen war aber die Verlegung nach Natal ein Gewinn. Es war bedeutend niedriger gelegen als die Hochfläche Transvaals, deren Spannung in der Temperatur sich in der heißen Jahreszeit oft entladet in ungeheuer starken Gewittern. Dagegen ist das Klima Natals gemildert durch die Einwirkungen der nahen See, der Himmel häufig bewölkt, das Wasser reichlich und gut. Auch wurde die Verpflegung immer besser, nachdem es vor allem gelang, daß den im Lager natürlich reichlich vertretenen deutschen Köchen die Zubereitung der Speisen anvertraut wurde. Von einer Beaufsichtigung durch Schwarze, wie in anderen Teilen Afrikas, war bei uns keine Rede. Eine wesentliche Erleichterung war es, die sich auch äußerte in einer größeren Ruhe des sonst unruhigen Kamplebens, daß das Zeitungsverbot aufgehoben wurde, und wir wenigstens die Zeitungen des Landes ungestört lesen konnten. Doch waren davon die auf Burenseite stehenden Zeitungen ausgeschlossen, ebenso europäische Zeitungen. Höhepunkte des Kamplebens waren auch hier die nationalen und sonstigen Festtage, deren Feier durch den Kommandanten nicht beeinträchtigt wurde. In Erinnerung wird mir immer bleiben die Weihnachtsfeier 1914, bei welcher Gelegenheit der Pfarrer Riechers aus Port Elisabeth in seiner Ansprache am heiligeu Abend die Herzen ganz besonders zu packen wußte.

Digitized by Google

Ferner die Kaisergeburtstagsfeier im Januar 1915. Es war ein Denkmal inmitten des Lagers errichtet worden mit der Inschrift: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt, von den Deutschen Südafrikas. Hübsche gärtnerische Anlagen zierten es, auch später wieder die Stätte unserer Feiern. Bei Gelegenheit der Kaisergeburtstagsfeier wurde ein von dem Lehrer Radecke, der aus Deutsch-Südwest gekommen, sich zur Zeit des Ausbruchs des Krieges in Kapstadt aufhielt, verfaßtes Gedicht vorgetragen, das auch hier wiedergegeben zu werden verdient:

Der Kaiser sprach —

„Ruft nicht mit lautem Schalle,
Wie sonst in Fried' und Ruh,
Den Glückwunsch heut, ihr alle,
Zum Wiegenfest mir zu."
So sprach der Kaiser — „tretet
Zum Gotteshause her
Und neigt das Haupt und betet! —
Gebt Gott allein die Ehr! —

„Ich hab des Friedens Segen
Erstrebt für unser Land,
Doch gab den scharfen Degen
Der Feind mir in die Hand.
Ein Hassen rings zu dämpfen,
Wir zogen in das Feld,
Und haben zu bekämpfen
Von Feinden eine Welt! —

„Gar mächtig hob die Schwingen
Der stolze, deutsche Aar, —
Daß man ihn niederzwinge
Fand sich der Neider Schar. —
Und ließ des Krieges Wettern
Kaum einen Staat neutral, —
Wir danken es den Vettern
Dort drüben am Kanal! —

„Noch tobt das blut'ge Ringen,
Wie nie die Welt es sah —
Doch herrliches Gelingen
War unsern Waffen nah! —
So heldenhaft das Schlagen,
Daß noch in fernster Zeit
Man singen wird und sagen
Von deutscher Tapferkeit. —

„Von Ruhmestaten melden
Namur, Antwerpen, Mons,
Es nahmen unsere Helden
Maubeuge und Soissons, —
Zugleich galt's zu verjagen
Rußland von Preußens Flur —
Aus jenen großen Tagen
Nenn Tannenberg ich nur. —

„Daß solche braven Scharen
Ich führen kann zum Streit,
Daß mir auch in Gefahren
Das Volk steht treu zur Seit —
Das ist das höchste, beste,
Das mir der Himmel beut.
Ich nehm's zum Wiegenfeste
Als schönste Gabe heut! —

„Seid mit mir stolzen Mutes!
Wenn auch die Träne floß,
Gedenken wir des Blutes,
Das sich aus Wunden goß.
Doch wenn der Opfer schwere
Auch fordert dieser Krieg, —
Es gilt für unsere Ehre! —
Und unser wird der Sieg!"

Des Kaisers Worte klangen,
Vom Volke tief gespürt,
Von uns auch, die gefangen
Man in den Kamp geführt. —
Doch ob jetzt fortgetrieben
Vom Heimatherde gleich, —
Es bleibt das heiße Lieben
Für Kaiser uns und Reich!

Sehr wertvoll war es, daß der deutsche Verein „Liedertafel" in Port Elisabeth seine gesamte Bibliothek dem Lager zur Verfügung gestellt hatte. So wurde eine regelrechte Bücherverteilung eingerichtet. Auch das Gewerbe richtet sich im Lager ein, so gut es ging. Es gab Schneider, die von Morgen bis Abend zu tun hatten, Tischler ließen sich ihre Hobelbank kommen, und es gab sogar eine richtige Eisenwerkstätte. Überhaupt muß gesagt werden, daß es nur wenige gab, die völlig müßig die Tage verbrachten. Der freie Boden wurde in Bearbeitung genommen. Von den im Lager verfertigten Stein- und Holzsachen und Kunstgegenständen — zwei Kunstmaler gab es unter den Insassen — wurde eine Ausstellung veranstaltet, die das Staunen der englischen Verwal-

Digitized by Google

tung erregte. Es fanden sich im Lager Klavier- und Violinvirtuosen zusammen, die außerordentlich gut besuchte Kammermusik-Abende veranstalteten. Eine Musikkapelle veranstaltete Konzerte im Freien, und der Schreiber dieser Zeilen muß bezeugen, daß er in Südafrika niemals so gute Musik gehört hat wie im Kriegsgefangenenlager zu Pietermaritzburg.

Für körperliche Bewegung war gesorgt, indem Turngeräte angeschafft und aufgerichtet wurden; ferner wurde ein Fußballplatz angelegt. Die Anlage desselben gab mannigfache Gelegenheit für körperliche Anstrengung. Der englischen Verwaltung muß nachgesagt werden, daß sie alle Bestrebungen begünstigte, die eine Verbesserung des Loses der Kriegsgefangenen bedeutete.

An Theatern gab es zu einer Zeit sogar drei, von denen eins auf einer bemerkenswerten künstlerischen Höhe stand. Leider ging es ein, als der Leiter, Herr Radecke, entlassen wurde. Ein Scherz möge in diesem Zusammenhange erwähnt werden. Ein phantastisch ausgeschmückter Träger eines Plakats mit der Mitteilung, daß am Abend das Stück: Ende gut, Alles gut, gegeben werde, wurde plötzlich vor den Kommandanten bestellt. Der aufsichtführende Wächter hatte aus „Alles gut": *Allies cut*, d. h. die Alliierten erledigt, gelesen und in der Ankündigung ein politisches Tendenzstück gesehen. Nachher klärte sich das Mißverständnis auf und wurde viel belacht.

Zur Veranstaltung von Vorträgen war ein Baldachin zum Schutz gegen die Sonne auf einem freien Platz errichtet. Hier fanden Sonntags regelmäßig Gottesdienste statt, die von den im Lager internierten Geistlichen der deutschen Gemeinden Kapstadt, Port Elisabeth und Pretoria gehalten wurden. Ebenfalls wurden hier Vorträge gehalten über alle Gebiete, die am meisten besucht wurden, wenn ein militärischer Sachverständiger an Hand von eigens angefertigten Karten über die verschiedenen Kriegsschauplätze berichtete.

Mit der Zeit wurde eine im Lager befindliche ehemalige Küche zu einem Vorlesungsraum eingerichtet. Sprachkurse wurden eingerichtet für Holländisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, die sehr gut besucht wurden.

Ein Arzt, Dr. Scheuer aus Calvinia, gab Kurse in Verbandslehre und hielt zusammenhängende Vorträge über Hygiene mit Berücksichtigung des dortigen Klimas. Von demselben Verfasser entstand dort ein Buch in holländischer Sprache mit der Absicht, größere Aufklärung auf medizinischem Gebiet späterhin in die Burenkreise zu bringen.

Überhaupt wurde mehr und mehr statt des einzelnen Vortrags die Vortragsreihe eingeführt. Der Schreiber unternahm es, in acht Vorträgen eine Einführung in die Philosophie Kants zu geben.

Veranlassung zu diesem Vortragskursus boten die in den englischen Zeitungen immer wieder gemachten Anspielungen auf die „deutsche Kultur". So sollten die Vorträge einer tieferen Einführung in deren Geist dienen. Sie wurden aufmerksam verfolgt auch von denen, die im gewöhnlichen Leben nicht zu den gebildeten Kreisen gerechnet werden.

Es war, wie ich glaube, eine ganz heilsame Erziehung auch für den Vortragenden, sich nicht auf Hilfsmittel und Literatur zu beziehen, sondern aus sich heraus und dem eigenen Nachdenken über die Kulturzusammenhänge die Gedanken zu entwickeln. Doch konnte nachher die Kritik der reinen Vernunft selbst zugrunde gelegt werden, da es sich herausstellte, daß drei Exemplare vorhanden waren, bei einem Schneider, einem Gärtner und einem Rechtsanwalt.

Digitized by Google

Das Beispiel erweckte Nachahmung und als Zeichen des vielseitigen Bildungsstrebens im Lager möge die im Oktober 1915 erfolgte Ankündigung weiterer Vorträge hier veröffentlicht werden.

Anschließend an den Kant-Zyklus und in ähnlicher Weise wird eine weitere Serie von Vorträgen gehalten werden.

1. Die Vorträge sind unten nicht in zeitlicher Reihenfolge gegeben.
2. Etwaige Thema- oder Titelveränderungen sind dem Vortragenden vorbehalten.
3. Bei Einzelvorträgen, die sich über mehr als einen Abend hin ausdehnen, wird, wenn möglich, die Disposition bekanntgegeben werden.
4. Durchschnittsdauer des Vortrages ¾ Stunden.
5. Näheres über Ort und Zeit wird durch Anschlag veröffentlicht.

Herr Tenwinkel: 1. Prinzipien und Theorien in der Explosivstoff-Kunde. 2. Explosivstoffe. 3. Kriegsexplosivstoffe. Drei Vorträge.
Herr J. E. Rosenthal: Der Kampf der internationalen Kabelinteressen: Eine kontributive Ursache des Weltkrieges.
Herr Dr. Upmeyer: Die Weltpolitik Friedrichs des Großen.
Herr Weyhausen: Elemente des internationalen Verkehrs.
Herr Dr. Scheuer: Die Ethik des Weltkrieges.
Herr Dr. Wedekind: Einiges über die Reichsverfassung.
Herr Dr. Viktor: Grundzüge der auswärtigen Politik Deutschlands unter Kaiser Wilhelm II.
Herr Hauptmann von Karlowitz: Militärischer Vortrag.
Herr W. Wagener: 1. Der Branntwein. 2. Die Naturwissenschaften in der Landwirtschaft. Zwei Vorträge.
Herr Dr. Merensky: Vorkommen einzelner für den Krieg unentbehrlicher Rohstoffe wie: Steinkohle, Salz, Kali, Petroleum usw. Zwei Vorträge.
Diamanten .... ein Vortrag.
Herr Dipl.-Ingenieur P. Mettgenberg: Vergleichende Kritik der technischen Erziehung Deutschlands und Englands.
Herr Dr. Garny: Die Metallurgie der Randerze.
im Anschluß daran
Herr Silbermann: Pochwerke (am Modell demonstriert).
Herr Oberleutnant Hespe: Über Marinewesen. Zwei Vorträge.
Herr Eichler: Berechtigte Erwartungen vom Einfluß des Weltkrieges auf die geistigen Strömungen der Neuzeit. Unter besonderer Berücksichtigung von Rudolf Euckens: „Grundbegriffe der Gegenwart".
Herr Dr. Adler: Nationalökonomisches.
Herr Erich Mayer: Zwei französische Maler: Millet und Corot.
Herr Dr. Pieper: 1. Alaska. 2. Mexiko im Lichte der Revolution von 1913. Zwei Vorträge.
Herr von Below: Die Glashütteninduſtrie.
Herr Leutnant Kanitz: Die niederländische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts als Ausgangspunkt der deutschen Gemäldekunst. (Mit Lichtbildern von alten Meistern.)

Es muß nun allerdings bemerkt werden, daß es für die Abteilung des Gesamtlagers, in dessen Leben hier ein Einblick gegeben wurde, besonders günstig war, daß hier eine Reihe von Persönlichkeiten sich zusammenfanden, die führend auftreten konnten. Das Gesamtlager war nämlich in drei, später in vier Abteilungen voneinander getrennt, jeder Teil zu etwa 750 Mann. In anderen Abteilungen waren die Vorbedingungen vielleicht nicht so günstig. Doch ermöglichte es der Kommandant, daß eine Verbindung hergestellt wurde bei besonderen Gelegenheiten, indem z. B. Schauspielergesellschaften, Turn- und Fußballvereine auch die anderen Abteilungen besuchen konnten zum Zweck

Digitized by Google

gemeinsamer Veranstaltungen. Auch wurde damit begonnen, daß die Vorträge in der einen Abteilung auch in der anderen gehalten wurden.

So entfaltete sich denn unter diesen eigenartigen Umständen ein Kulturleben eigener Art, was dann über das Gefühl des Interniertseins hinweghalf und die sich immer mehr hinziehende Dauer der Kriegsgefangenschaft erträglicher machte.

Die in immer größerer Zahl einkommenden Schutztruppler aus Deutsch-Südwest bereiteten uns langsam vor auf das Schicksal, das der deutschen Kolonie bevorstand. Die im Felde gefangenen Soldaten wurden nachher von den Zivilgefangenen getrennt und nach Kimberley überführt. Von da sind sie ebenso wie die Zivilbevölkerung aus Lüderitzbucht nach der Einnahme der Kolonie wieder nach Deutsch-Südwestafrika zurückbefördert worden.

## Die Rückreise.

Im Laufe des Juli 1915 gelangte an die im Konzentrationslager internierten Pfarrer, Missionare und Ärzte die Anfrage, ob sie in die Heimat entlassen werden wollten. Diese Anfrage war das Ergebnis schon seit längerer Zeit dauernder Verhandlungen zwischen den Regierungen. Die Frage wurde freudig bejaht, immerhin schien es uns zweifelhaft, ob es so weit kommen würde.

Einige der in Betracht kommenden Kriegsgefangenen waren schon nach Kapstadt entlassen und sollten dort das Schiff besteigen. Die übrigen sollten am 7. September von dem nächstgelegenen Hafenorte, Durban, aus sich einschiffen. Wir wurden am Abend des 6. aus dem Lager entlassen, indem uns der englische Offizier eine glückliche Reise wünschte. Er und wir ahnten nicht, daß wir uns sehr bald wiedersehen würden. Wir vier, die die Reise antraten, nahmen an, daß alles von der Regierung aus geregelt wäre, da wir als „Gouvernementspassagiere" reisen sollten. Als der Einwanderungsbeamte *(Immigration officer)* in Durban uns jedoch fragte, was wir für Vorschläge machen wollten wegen unserer Reise, so mußten wir wohl etwas erstaunt ausgesehen haben. Es gab noch längere telephonische Verhandlungen mit der Regierung zu Pretoria, bis wir wirklich noch als Passagiere dritter Klasse auf dem Union-Castle-Dampfer „Gaika" unterkamen.

Die Reise verlief zuerst ganz gut. Doch lief der Dampfer bei der Einfahrt in East London bei heftigem Sturm für einige Stunden fest, was auf dem Lande eine größere Beunruhigung hervorrief als auf dem Schiff. Der erlittene Schaden des Schiffes war aber, wie es sich herausstellte, nicht bedeutend.

In East London ließ uns der *Immigration officer* kommen und eröffnete uns in hochnasiger Weise, daß wir das Schiff nicht verlassen dürften. Außerdem beauftragte er einen uniformierten Polizisten, uns während des Tages zu bewachen; auch während der Nacht stand der Posten in der Nähe unserer Kabinen. Diese ganz überflüssige Maßregel ist offenbar schuld daran, daß aus unserer Weiterfahrt über Kapstadt hinaus einstweilen nichts wurde. Denn nun wurde die Besatzung des Schiffes sowie die englischen Fahrgäste erst besonders darauf aufmerksam, daß Deutsche sich auf dem Schiffe befänden. Und sofort änderte sich das Verhalten der Stewards. Gewisse Unhöflichkeiten der Bedienung vermehrten sich, als in Port Elizabeth mehrere Frauen und Kinder

Digitized by Google

an Bord kämen, die ebenfalls mit uns nach Deutschland fahren sollten. Die Schiffsmannschaft wollte das offenbar verhindern und drohte mit einem allgemeinen Streik. Die Folge davon war, daß wir in Kapstadt nach einer sehr unerfreulichen Reise um das Kap herum wieder von der Polizei veranlaßt wurden, den Dampfer zu verlassen, und die anderen, die sich dort eingefunden hatten, konnten ebenfalls ihre Reise nicht antreten. Man war zurückgewichen vor dem Drohen der Besatzung, deren Verhalten in der Kapstadter Presse noch als besonders gesinnungstüchtig gelobt wurde.

Der dortige amerikanische Generalkonsul bemühte sich lebhaft um uns — es kamen über 30 Personen in Betracht. Aber eine andere Schiffsgelegenheit ließ sich nicht finden. Eine Anzahl Frauen und Kinder wurden teils bei Privatleuten, teils in einem Hotel untergebracht, wir vier wurden mit einem Billett nach P. Maritzburg versehen, wo wir 14 Tage später, nachdem wir es verlassen, wieder anlangten. Man gab uns keine Eskorte mit, und es fand auch keine geheime Überwachung statt, wie sich herausstellte. Denn wir verließen in der Nähe von Pretoria unsern Zug und stellten dem Kommissar für feindliche Untertanen, der in Pretoria wohnte, unsere Sache dar. Der ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern forderte die Weiterreise nach P. Maritzburg. Wir kamen dort zum großen Erstaunen des Kommandanten wieder an, der weder von Kapstadt noch von Pretoria aus orientiert war. Der Vorfall mit der „Gaika" war den Regierungskreisen offenbar sehr unangenehm und eine Blamage für sie.

Der ganze Vorfall mit der „Gaika" wurde in der der Regierung nahestehenden „Volkstem" in Pretoria in einem Artikel vom 15. September besprochen. Hatte die englische Presse die Haltung der Schiffsmannschaft gelobt, so mißbilligte die „Volkstem" durchaus, daß die rechtmäßige Überfahrt von Personen von der Zustimmung der Kajütenbedienten abhängig gemacht wurde. Wenn man sich bei dieser Haltung der Schiffsmannschaft beruhigte, so fragt die „Volkstem", was könnte sie dann abhalten, auf dieselbe Weise General Botha oder General Hertzogs Reise nach Europa zu verhindern, oder, wenn der Friede wieder hergestellt wäre, Wolle oder Mais zu verfrachten, wenn es etwa für Hamburg bestimmt wäre? Die „Volkstem" tadelt die Union-Castle-Linie, daß sie von dem geltenden Schiffsrecht nicht Gebrauch gemacht habe, um die widerspenstige Schiffsbesatzung zu zwingen. „Hat die Union-Castle-Linie recht, deutsche Untertanen abzuweisen, nachdem die Unionsregierung der Einschiffung dieser Personen zugestimmt hat, und nachdem keine gesetzlichen Gründe zu ihrer Abweisung angeführt werden können?"

Diese Angelegenheit ist ein kleiner Beitrag, um den Unterschied zwischen der englischen und der afrikanischen (niederländischen) Presse Südafrikas kennen zu lernen. Dort blinde Leidenschaftlichkeit, die die Haltung der Besatzung und der Linie als Patriotismus verherrlichte, hier eine kühle, besonnene Beurteilung, ein Unterschied, der auch sonst während des Krieges immer zu spüren war.

Aus der Haltung der „Volkstem" konnte geschlossen werden, daß die Regierung auf Ausführung einer einmal getroffenen Bestimmung dringen würde. Vier Wochen später verließen wir denn ein zweites Mal das Lager. Diesmal fuhren wir auf dem Landwege nach Kapstadt, wo der frühere deutsche, von den Engländern gekaperte Dampfer „Erna Woermann" für uns bereit lag.

Nach stundenlanger Durchsuchung nach Wertgegenständen u. dgl. konnten



Digitized by Google

wir unsern Dampfer besteigen. Die Fahrt ging zuerst nach Lüderitzbucht, wo eine größere Anzahl deutscher Ärzte und Sanitätspersonen an Bord kamen. Wir waren zusammen etwas über 90 Personen. Dazu kam eine Besatzung englischer Truppen von etwa 30 Mann unter ihrem Offizier. Wir waren auf jeden Fall unter uns Deutschen und hatten diesmal wirklich eine glückliche Reise. Die Fahrt verlief ohne Störung. Auf der Straße von Dover erblickten wir die ersten englischen Torpedoboote, die die Gegend abstreiften. Vor Deal an der Themsemündung lagen an die Hundert Schiffe aller Nationen. Wegen der Gefahr treibender Minen wurden auch wir zum Halten veranlaßt. Am folgenden Tage fuhren wir mit ausgehängten Booten in die Themse ein. Des Nachts lagen alle Schiffe vor Anker. Am nächsten Tage begegneten wir einigen Minenfischern und Torpedobooten; in der Ferne lagen einige Torpedobootszerstörer. Abends kamen wir angesichts London bei Tilbury an, wo wir wieder 2 Tage warten mußten, bis die Weiterreise auf einem holländischen Schiff der Battavia-Linie geregelt war. So war die Reise doch gelungen, ein Aufatmen ging durch unsere Reisegesellschaft, als wir den neutralen Boden betraten und ein jeder freute sich, von nun an den großen Ereignissen der Zeit nahe sein zu können.

Wir langten am Abend des 16. November wohlbehalten in Rotterdam an, nachdem unsere Seereise von Kapstadt bis Schelde auf der „Erna Woermann" genau vier Wochen gedauert hatte.

## King Stephen.

F. Max Müller, der bekannte, 1900 gestorbene Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Oxford, kommt in seinen Lebenserinnerungen (Aus meinem Leben. Fragmente zu einer Selbstbiographie. Übers. v. H. Groschke, Gotha 1912, S. 216) auch auf die mannigfachen Geschichtchen zu sprechen, die an der Oxforder Universität über einzelne Gelehrte im Umlauf waren. Sie sind mehr oder weniger wahr, und viele von ihnen sind vielleicht weniger charakteristisch für die, denen sie angedichtet wurden, als für die, die sie erzählten und sich an ihnen erfreuten. Darunter findet sich folgende Anekdote:

„Wer hätte nicht die verschiedenen Lesarten der Geschichte von dem bekannten Kanonikus von Christ Church gehört, der einmal auf dem Fluß ruderte und plötzlich bemerkte, daß ein Ertrinkender das Boot erfaßte und fast zum Umkippen brachte. ‚Vorsichtigerweise aber', erzählte er selbst, ‚hatte ich meinen Regenschirm bei mir und hatte Geistesgegenwart genug, ihn auf die Knöchel zu schlagen. Er lies los, sank und — ward nicht mehr gesehen.' Es würde wohl keiner die Wahrheit dieser Geschichte verbürgen wollen, nichtsdestoweniger wurde sie so oft wieder- und weitererzählt, daß der alte Herr seinen Spitznamen für alle Zeiten weg hatte."

Max Müller sagt nicht, wie der Spitzname hieß, den der fromme gentleman erhielt. Wenn die Geschichte noch heute denselben Beifall in Oxford findet wie dereinst, was kaum zu bezweifeln sein dürfte, wird er wohl King Stephen lauten.

Digitized by Google

# Während des Krieges in Ceylon.

## Von Christian Böhringer, z. Zt. in Stuttgart.

Vielleicht werden die Leser der S. M. gerne hören, wie es den in Ceylon internierten 400 Deutschen ergangen ist. Ich möchte vorausschicken, daß die Engländer schon vor Ausbruch des Kriegs in jedem Deutschen einen verdächtigen Menschen sahen. Schon der Umstand, daß die meisten Deutschen außer ihrer Muttersprache Englisch, Französisch, häufig auch Italienisch oder Spanisch sprechen, hat für die Engländer etwas Unheimliches. Dieses Wissen wird vom Engländer nicht etwa als ein Gradmesser höherer Bildung, sondern als eine sehr verdächtige Eigenschaft ausgelegt. Sprachkenntnisse sind ja gewiß ein Vorteil, der uns Deutschen ein Übergewicht über die Engländer gibt. Wenn aber ein Deutscher die Sprache der Eingeborenen in Wort und Schrift beherrscht, wenn er Singalesisch, Tamil oder Malaiisch spricht und liest, dann wurde er in diesem Krieg als Spion behandelt. Diesem Umstand verdanken es deutsche Buddhapriester, daß sie schon am 8. August 1914 eine naheliegende Insel, auf der sie ihren Wohnsitz hatten, nicht mehr verlassen durften, bis sie nach dem Gefangenenlager gebracht wurden. Man fürchtete offenbar den Einfluß dieser Männer auf die Eingeborenen. Am Tag der Kriegserklärung wohnte ich mit meiner Frau im Galle Face Hotel, wo wir Zimmer mit Fenstern nach der See hatten. Einige Tage nachher erhielten wir die Aufforderung, andere Zimmer zu nehmen, oder das Hotel zu verlassen. Wir machten von der Einladung des uns befreundeten deutschen Konsuls Gebrauch und zogen nach dessen Haus. Dort wurde unser Kreis bald größer. Zwei junge Frauen, deren Männer als Gefangene auf den im Hafen liegenden Dampfer Gallia gebracht wurden, fanden ebenfalls Aufnahme im gastfreundlichen Haus. Die Polizei hatte die Damen einfach ans Land gesetzt, ohne sich um deren Unterkunft und Fortkommen zu kümmern. Die 53 Deutschen Colombos hatten sich täglich zweimal bei der Polizei zu melden. Unsere Bewegungsfreiheit wurde eingeschränkt. Wir durften nicht nach dem Hafen, an den Bahnhöfen oder in der Nähe der Eisenbahnlinien, Befestigungen oder Kanäle uns aufhalten, noch ohne polizeiliche Erlaubnis nach 7 Uhr abends das Haus verlassen. Gegen diese Maßregeln war weiter nichts einzuwenden. Die aus englischen Kaufleuten bestehende freiwillige Stadtgarde von etwa 120 Mann entfernte des Nachts Konsulatsschild und Firmenschilder und bedrohte auch das Gebäude des Deutschen Vereins, was uns zeitig zu Ohren gekommen war. Zu dem geplanten Überfall kam es jedoch nicht, da wir ebenfalls auf der Hut waren. Der Deutsche Verein wurde später freiwillig von uns geschlossen und dem Schutz der Polizei empfohlen. In Deutschland ist es niemand eingefallen, sich an englischen Firmenschildern zu vergreifen. So sind, um nur ein Beispiel zu nennen, die Firmen- und Reklameschilder der englischen Teefirma Lipton noch überall zu sehen. Die Zahl der Gefangenen aus den gekaperten und neuankommenden Schiffen wuchs täglich. Da auf der Gallia nur für eine beschränkte Zahl von Gefangenen Platz war, wurden diese nach dem früheren Coolylager Ragama, einer Beobachtungsstation für ansteckende Krankheiten, bei Colombo gebracht. Über die Zustände in diesem Lager, die mir persönlich nicht bekannt sind, wird seinerzeit einer der Herren berichten, der ebenfalls dort interniert war. Besonders verlockend waren sie keineswegs, wie ich gehört habe.



Digitized by Google

Wir verfolgten die Kriegsnachrichten mit großer Spannung und lernten bald genug die Wahrheit aus den Telegrammen herauslesen. Die besten Anhaltspunkte gaben die in den Telegrammen erwähnten Ortsnamen, aus denen hervorging, daß unsere Armeen durch Belgien nach Frankreich vorrückten, während man aus dem übrigen Text ungefähr das Gegenteil schließen mußte. Die Einnahme von Lüttich wurde als ein mißglückter Versuch, als große deutsche Niederlage gemeldet. Erst 14 Tage später lasen wir, daß die Deutschen nun doch in Lüttich seien, ihre Lage sei aber sehr gefährlich, da die Befestigungen zum Teil noch in Händen der Belgier seien. Später kamen fremde Zeitungen herein, die uns dann die nötige Aufklärung brachten. Von da ab wußten wir genau, was wir von den englischen Nachrichten zu halten hatten. Mit fieberhaftem Interesse verfolgten wir die Taten unserer Emden. Wochenlang brachten die Zeitungen in Colombo Leitartikel über die Emden. Zuerst hieß es, wir müssen die deutschen Piraten aus dem Wasser herausblasen und vertilgen. Ein Volk, welches sich die Seeherrschaft anmaße und sich so wenig dazu eigne, wie das deutsche, müsse von der See und überhaupt vom Erdboden verschwinden. Als bekannt wurde, daß die Besatzung der gesenkten Schiffe gerettet und anständig behandelt wurde und die Geretteten selbst dies weit und breit bekannt machten, da schlug der Ton plötzlich um. Offiziere und Mannschaften der Emden wurden als Helden gepriesen und den englischen Seehelden gleichgestellt. Um diesen Umschwung der Gesinnung einigermaßen zu begründen, schrieb die Colombo Times: Wie wir von zuverlässiger Seite hören, stammt der Kommandant der Emden von einer englischen Mutter ab. Daraus erklärt sich ohne weiteres die Nächstenliebe des Kapitäns von Müller. Welcher Kontrast, wenn man die Hunnen in Belgien an der Arbeit sieht, wie sie den Kindern die Hände abhacken und Erwachsenen Ohren und Zungen abschneiden. Auf diesen Ton ungefähr waren die Zeitungsartikel gestimmt. Nachdem die Emden in der Bai von Bengalen mehrere Dampfer gesenkt hatte, tauchte sie plötzlich im Indischen Ozean zwischen Colombo und den Malediven auf. Im Hafen von Colombo lagen 56 Schiffe und außerhalb 25. Der ganze Verkehr stockte. Zwei japanische Kreuzer erschienen und ein englischer, um auf die Emden Jagd zu machen, aber sie kehrten unverrichteterdinge wieder zurück. Dann senkte die Emden weitere 4 Schiffe im Indischen Ozean, gleichzeitig kam die Meldung, die Emden habe ihre Tätigkeit wieder in die Bai von Bengalen verlegt. Diese günstige Gelegenheit benützend, verließen die Frachtschiffe den Hafen und fuhren, von Kriegsschiffen begleitet, in langen Reihen nach Europa und Australien. Dann verkündigten die Zeitungen, daß die Emden Madras beschossen und kurz darauf weitere 5 Schiffe versenkt habe. Jetzt zogen die Zeitungen zur Abwechslung über die englische Admiralität los, es sei unglaublich, daß weder die Engländer noch die Japaner imstande seien, die Emden zu vernichten. Inzwischen war auch die Nachricht durchgedrungen, daß die Emden im Hafen von Penang ein russisches Kriegsschiff und bei der Ausfahrt ein französisches Torpedoboot in den Grund geschossen habe. Auch der Humor kam zu seinem Recht. So teilte eine Zeitung mit, der Kommandant der Emden habe an den Vizekönig von Indien telegraphiert: Ehe die Emden die Bai von Bengalen verläßt, entbietet deren Kommandant dem Vizekönig von Indien seinen Gruß. Die Vorbereitungen zur Beschießung von Madras getroffen zu haben, wurde ein Deutscher aus Colombo beschuldigt, der kurz vor Ausbruch des Kriegs eine Automobiltour nach Südindien gemacht und dabei Madras

Digitized by Google

berührt hatte. Überhaupt waren die Engländer in Colombo überzeugt, daß die Deutschen irgendwie der Emden Nachrichten zukommen ließen. Woher sollte denn der Kommandant der Emden über die Schiffsbewegungen unterrichtet sein, wenn nicht durch die Deutschen in Colombo, hieß es in den Zeitungen. Man dichtete uns Fähigkeiten an, deren Erfüllung gar nicht im Bereich der Möglichkeit lag, abgesehen davon, daß wir unser Wort gegeben hatten, strenge Neutralität zu beobachten. Die Stimmung änderte sich, als plötzlich die Nachricht eintraf, die Emden habe einen neutralen Hafen angelaufen und werde dort durch Kriegsschiffe an der Ausfahrt verhindert. Ein Zug der Erleichterung ging durch die englische Welt, und die Zeitungen überboten sich in Lobsprüchen über die englische Flotte, die Beherrscherin der Meere, die das Piratenschiff endlich unschädlich gemacht habe. Auch diese Freude dauerte nicht lange, denn es stellte sich heraus, daß eine Verwechslung mit einem gleichnamigen deutschen Handelsschiff vorlag, welches, wenn ich mich recht erinnere, seit Anfang des Kriegs im neutralen Hafen von Sabang, Zuflucht gefunden hatte. Dann hörte man längere Zeit nichts mehr von der Emden. Die Admiralität meldete die Handelsstraßen nach Kalkutta, nach dem Osten und nach Aden wieder als ziemlich sicher — *fairly safe* — wie der englische Ausdruck lautete. Plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam die Nachricht, daß die Emden 5 weitere Schiffe gesenkt und die Besatzung auf einem Dampfer nach Cochin gebracht habe. Die Enttäuschung war groß und immer schwieriger wurde es für die Zeitungen, ihre Gefühle mit den Tatsachen in Einklang zu bringen. Die Emden wurde zunächst nicht mehr gelobt, dagegen wurde um so gründlicher über die englische Admiralität hergezogen, die nicht imstande sei, die Handelsstraßen zu sichern. Sehr drollig waren auch die Ratschläge, die von Privatpersonen in offenen Briefen an die Zeitungen gemacht wurden. Einer lautete etwa wie folgt: Da man jetzt aus Erfahrung wisse, daß die Emden immer gleich 5 bis 6 Schiffe in kürzester Zeit versenke und doch nur ein Schiff nach dem andern erledigt werden könne, so sollten die übrigen Schiffe Rammversuche machen. Wenn dies von verschiedenen Seiten gleichzeitig geschehe, so könne der Erfolg nicht ausbleiben. Daß durch die Erfolge der Emden die Lage der Deutschen in Ceylon nicht verbessert wurde, läßt sich denken. Während wir anfangs, wegen der Mißerfolge, die Reuter uns täglich andichtete, bemitleidet wurden und wir unter dem Schutz der Regierung die Liquidation unserer Geschäfte selbst besorgen konnten, schlug dieser Ton in Haß um. Diesen Haß verdanken die Deutschen nur ihren geschäftlichen Erfolgen. Auf diesen Haß der Mißgunst, der uns den Besitz einer Sache mißgönnt, die aus eigener Kraft zu schaffen, der Engländer selbst nicht imstande ist, können wir nur stolz sein!

Die englischen Firmen verweigerten uns Frachten und Versicherungen und es wurde uns bald klar, daß es nicht mehr lange so weiter gehen konnte. Die Erbitterung wuchs täglich, sie wurde hauptsächlich durch die Zeitungen und durch die englischen Konkurrenzfirmen genährt, die mit allen Mitteln an unserer Internierung arbeiteten, um unsere Verbindungen mit dem neutralen Amerika, Italien, Spanien, Asien und Afrika an sich zu reißen. Die Gereiztheit der Stimmung kam in folgender Begebenheit zum Ausdruck. Eines Sonntags ritten 2 deutsche Herren spazieren und begegneten innerhalb der erlaubten Stadtgrenzen dem kommandierenden General mit einer Kompagnie Freiwilliger, während einer Dienstübung. Diese Herren wurden angehalten und am nächsten Tag in

Digitized by Google

Ragama interniert. Sie hatten durchaus nichts unternommen, was irgendwie zu ihrem Ehrenwort, die Neutralität zu wahren, im Widerspruch stand, trotzdem wurden sie in den Zeitungen für wortbrüchig erklärt. Durch derartige kleinliche Schikanen suchte man uns unschädlich zu machen, während wir erst recht unsere Köpfe hochtrugen und stolz waren, Deutsche zu sein, so daß die Times eines schönes Tags in einem Leitartikel sich folgenden Ausfall leistete: Es ist höchste Zeit, daß alle Deutschen interniert werden. Die deutschen Frauen schauen ganz vergnügt und befriedigt in die Welt hinein, fahren in ihren Autos spazieren und freuen sich ihres Daseins. Die Männer machen es ebenso und vergessen ganz, daß sie sich ihrer hunnischen Abstammung schämen sollten. Man könne den englischen Frauen nicht mehr zumuten, diesen Anblick länger zu ertragen. In diesem Ton ging es weiter. Wer noch nicht reif war für Diyatalava, wurde es jetzt. Dabei war ein großer Teil der Deutschen mit Engländerinnen verheiratet, wodurch die Sache besonders pikant wurde. Am 25. Oktober 1914, einem Sonntag, wurde uns vom Polizeiinspektor mitgeteilt, daß wir uns Montag früh 6 Uhr bereithalten sollten, um in Diyatalava, dem alten Burenlager, interniert zu werden. Mit etwas Bargeld hatten wir uns schon früher versehen. Wir waren offengestanden froh, von Colombo wegzukommen. Wir waren alle vom Sieg der deutschen Waffen überzeugt und blieben unerschütterlich in dieser Zuversicht. Wir begrüßten unsere Fahrt ins Gefangenenlager als eine Befreiung aus einer sich immer mehr zuspitzenden, für beide Teile unangenehmen Lage. An jeder Wagentüre hing eine gedruckte Aufschrift: "*Prisoners of war*". Die Türen wurden von außen verschlossen. Ein europäischer Offizier mit bewaffneten indischen Truppen, bildete die Bewachung. So oft unser Extrazug in eine Station einlief, wurden patriotische Lieder gesungen, die von den zahlreich anwesenden Eingeborenen mit Andacht und mit scheuer Neugier angehört wurden. Die Fahrt dauerte 12 Stunden. Zu essen gab es nichts. Zum Glück hatten sich die meisten vorgesehen, so daß jeder wenigstens etwas bekam. Bei der Station vor Diyatalava war durch einen Erdrutsch das Geleise beschädigt. Wir mußten daher eine Strecke zu Fuß gehen und in einen anderen Zug umsteigen. In der Zeitung stand, daß der Erdrutsch durch die Deutschen veranlaßt wurde. Das Unmögliche wurde uns zugetraut. Wir wußten nicht, sollten wir uns über die Dummheit oder über die Unverfrorenheit der Engländer mehr wundern. Im Lager war man auf unsere Ankunft nicht vorbereitet. Offiziere und Mannschaften liefen in der Dunkelheit durcheinander, keiner wußte sich zu helfen. Wir brachten so gut es ging alles selbst in Ordnung. Im Lager trafen wir viele alte Bekannte, die einige Tage vor uns von Ragama heraufgeschickt worden waren, meist deutsche Pflanzer und sonstige Herren, die bei Ausbruch des Kriegs im Innern von Ceylon ansässig waren. Sie sollten mit den Deutschen in Colombo nicht mehr zusammenkommen und waren daher alle nach Ragama und von dort nach Diyatalava gebracht worden. Wir wurden in großen Wellblechschuppen von etwa 40 Meter Länge, 10 Meter Breite und 6 Meter Höhe untergebracht. In jedem Schuppen standen 20 eiserne Feldbetten mit Strohmatratzen und 2 wollenen Decken. Alle 4 Meter war ein drehbares Fenster. Der hölzerne Fußboden war etwa 30 Zentimeter über dem Erdboden. Zwischen Dach und Seitenwänden war 3 Zentimeter Zwischenraum, im Giebel an beiden Enden waren 2 große runde Löcher, so daß für Durchzug reichlich gesorgt war. Nach der ersten Nacht räumten wir unsere Buden aus, sonnten Betten und Decken und

Digitized by Google

fegten den ganzen Raum mit Desinfektionsmitteln und vertilgten das Ungeziefer, was uns erst nach mehrfacher Wiederholung der Reinigung gelang. Nach unserer Ankunft waren wir im ganzen 80 Gefangene. Ein deutscher Hoteldirektor aus Colombo übernahm die Aufsicht in der Küche über einen singalesischen Koch und dessen Gehilfen. Je 5 Herren hatten abwechslungsweise Zimmer- und Aufwartedienst beim Essen und das Geschirr zu waschen. Jede Blechbude hatte einen Stubenältesten, der für Ordnung zu sorgen hatte. Morgens um 6 Uhr wurde geturnt und dann gebadet. Die Badeeinrichtung war geräumig, nur fehlte es häufig an Wasser, namentlich wenn gleichzeitig in der Küche Wasser gebraucht wurde. Das Holz wurde abwechslungsweise von den jungen Herren gespalten. Wir betrachteten diese Tätigkeit als eine gesunde Übung. Unsere Wache bestand aus einer Kompagnie indischer Truppen aus der Provinz Punjab, unter einem englischen Major, der zugleich unser Lagerkommandant war. Dieser Major war ein vernünftiger Mann. Er war klug genug, uns die Organisation selbst zu überlassen und erreichte dabei mehr, als wenn er es selbst getan hätte. In wenigen Tagen arbeitete alles wie ein Uhrwerk! Zweimal täglich war Appell, um 10 Uhr abends mußten die Lichter gelöscht werden. Da die Zahl der Gefangenen in Ragama immer mehr anwuchs und alle, auch die Frauen, nach Diyatalava kommen sollten, so bezogen wir schon nach 14 Tagen ein neues großes Lager in unmittelbarer Nähe. Dieses Lager war mit einem doppelten Stacheldraht umgeben, der Zwischenraum von 1½ Meter war ebenfalls mit einem Gewirr von Stacheldraht ausgefüllt. Alle 50 Meter stand ein Wachposten. Zwei Tage vor dem Umzug fegten wir sämtliche Baracken mit Wasser, Seife und Sand. Auch hier war alles voll Schmutz und Ungeziefer. Für die Verheirateten waren Abteilungen aus Holz eingebaut, die jedoch nur zu halber Höhe der Wände reichten. In der Mitte war der Länge nach ein Gang von 1½ Metern Breite. Von diesem Gang aus führten Türen in die einzelnen Abteilungen. Die Verheirateten erhielten Erlaubnis, ihre eigenen Betten und Möbel kommen zu lassen. So konnten wir unsere Zimmer ganz wohnlich einrichten. Am 11. November kamen alle Frauen aus Colombo herauf, darunter 9 Engländerinnen, die mit Deutschen verheiratet waren. Daß auch Engländerinnen Gelegenheit geboten war, ihre Landsleute von einer neuen Seite kennen zu lernen, erfüllte uns mit ungeteilter Befriedigung. Im neuen Lager hatten wir viel mehr Raum, einen großen Spielplatz innerhalb des Stacheldrahts und auch andere freie Plätze, die zum Aufhängen von Wäsche, Sonnen der Betten, Reinigen der Möbel und Koffer dienten. Jede Woche einmal war großes Reinemachen. Mit den Ragamaleuten war unsere Zahl auf 350 gestiegen. Jede Messe hatte eine eigene Küche. Die eingeborenen Köche wurden alle entlassen, deutsche Schiffsköche und Matrosen besorgten von nun an deren Arbeit. Unsere Frauen beteiligten sich alle mit Umsicht und Eifer an der Arbeit, sorgten dafür, daß die Zimmer in Ordnung gehalten wurden, befaßten sich unter ärztlicher Leitung mit Kranken- und Kinderpflege und sahen namentlich nach der Wäsche, die in der Hauptsache von einigen Matrosen und Eingeborenen, zum Teil, wenn die Arbeit drängte, von den Damen selbst besorgt wurde, soweit die Messe der Verheirateten in Betracht kam. Die Verheirateten wohnten in 4 großen Blechbaracken. Wir wohnten zusammen mit der Familie des deutschen Konsuls und einer Stuttgarter Familie, im ganzen 10 Erwachsene und 2 Kinder. Wir hatten, wie überhaupt alle, genügend Raum.

Digitized by Google

Ungenügend war die Nahrung. Der von der Regierung ausgesetzte Betrag von 60 Pfennigen pro Kopf und Tag reichte lange nicht aus, zumal die Frauen anfangs nur die Hälfte bekamen und die Kinder garnichts, außer einer Flasche Milch pro Tag. Auf unsere Beschwerde wurden den Frauen ebenfalls 60 Pfennige zugestanden, desgleichen den Kindern. Die 60 Pfennige wurden nicht in bar ausbezahlt, sondern wir erhielten dafür folgende Rationen pro Tag und Kopf: 600 Gramm Brot, 200 Gramm Rindfleisch, 12 Gramm Tee, 12 Gramm Salz, ein Zwölftel Gramm Pfeffer, 48 Gramm Zucker, 20 Gramm Büchsenmilch, 192 Gramm Kartoffeln, 24 Gramm Butter, 48 Gramm Reis und 1100 Gramm Brennholz. Brot bekamen wir genügend, aber nicht in bester Qualität, oft verschimmelt und ungenießbar. Auf unsere Klagen wurde dem Übelstand nach Möglichkeit abgeholfen. Meistens behauptete der Bäcker, das Mehl sei schlecht, was ich auch glaube, denn es war zu den ausgesetzten Preisen eben besseres nicht zu bekommen. Wir legten 1,75 Mark pro Tag und Kopf zu, um nur einigermaßen satt zu werden. Auch Seife mußten wir kaufen. Auf unsere mündliche Beschwerde erklärte der General, der jeden Monat unser Lager besichtigte und Beschwerden entgegennahm, Seife sei für Kriegsgefangene Luxus. Eine englische Firma errichtete auf Veranlassung der Regierung einen Laden, wo Eßwaren, Getränke und allerhand Gebrauchsgegenstände zu haben waren. Die Preise waren jedoch viel zu hoch, noch einmal so teuer wie in Colombo. Damit war uns schlecht gedient, namentlich denjenigen, die wenig Geld hatten. Wir ließen solche Mitgefangene natürlich nicht hungern. Jede Messe erhob von denen die Geld hatten, so viel, daß alle annähernd satt wurden. Wenn man uns erlaubt hätte, Nahrungsmittel und Getränke direkt in Colombo zu kaufen, so hätten wir mit dem halben Zuschuß auskommen können. Diese kleinliche Bestimmung hat bei uns viel berechtigten Verdruß hervorgerufen und alle unsere Bemühungen, dem Übelstand abzuhelfen, waren vergeblich. Außer dieser finanziellen Schädigung, die uns durchaus nicht gleichgültig war, fiel mir noch eine andere Sache auf, die ich hier erwähnen möchte.

Wer in englischen Tropenkolonien gelebt hat, weiß, daß die englische Regierung streng darauf sieht, die herrschende Stellung der weißen Rasse, ohne Rücksicht auf Nationalität zum Ausdruck zu bringen, ein Standpunkt, der von allen europäischen Nationen geteilt und befolgt wird. Es wird z. B. der Europäer immer in einem Eisenbahnabteil erster Klasse fahren, weil der zweite für Farbige und der dritte für Coolies bestimmt ist. Der Europäer wird in den Tropen nicht bei Tisch bedienen, Holz spalten, Kochen, das Geschirr waschen usw., aus dem einfachen Grund, weil dies die Arbeit der Eingeborenen ist. Wenn ein Weißer solche Arbeit verrichtet, so betrachtet dies der Eingeborene als eine Erniedrigung, als eine Arbeit, die man allenfalls Verbrechern, aber nicht gebildeten Europäern zumutet. Gerade hier haben die Engländer eingesetzt, sie haben ihr Möglichstes getan, den Eingeborenen zu zeigen, daß der Deutsche mit ihnen auf einer Stufe steht, sie haben mit ausgesuchter Gemeinheit und Kurzsichtigkeit, das von allen Kulturnationen anerkannte Gesetz, das dem Weißen eine Vorzugsstellung einräumt, mit Füßen getreten und zwar mit Absicht und mit Überlegung. Wenn den Engländern in diesem Krieg weiter nichts gelungen ist, in diesem Punkt werden sie von keiner Nation, nicht einmal von den Franzosen übertroffen worden sein. Ich möchte durchaus nicht den Eindruck erwecken, als hätten wir uns der Arbeit geschämt, ganz im Gegenteil. Wir fühlten uns

Digitized by Google

nicht so gedrückt, wie es unsere Bedrücker wohl gerne gesehen hätten, wir haben niemand im Zweifel darüber gelassen, daß wir das fortgeschrittenste und mächtigste Volk der Erde, unsere Lage mit Würde zu tragen wissen und daß der Tag der Abrechnung kommen wird. Ich halte es für meine Pflicht, die Handlungsweise der Engländer gerade in diesem Punkt ins richtige Licht zu stellen. Wie mir von zuverlässiger Seite mitgeteilt wurde, hat im Ragamalager ein junger englischer Offizier sich nicht entblödet eine Gruppe deutscher Herren, wie sie mit Holzspalten beschäftigt, von Coolies angegafft wurden, zu photographieren. Infolge energischen Protests der Betroffenen hat der Kommandant, anständigerweise, die Vernichtung der Platte veranlaßt. Ich glaube, daß die Engländer sich durch dieses unerhörte Vorgehen selbst am meisten geschadet haben. Viele gebildete Eingeborene haben die Köpfe geschüttelt und ich glaube auch, daß viele Engländer mit diesem Verfahren durchaus nicht einverstanden waren. Wie selbst entlassene Zivilgefangene, trotz eines Freibriefs der Regierung, behandelt werden, geht aus nachfolgendem hervor: Als ich mit meiner Frau und einem österreichischen Herrn am 24. März 1915 freigelassen war, brachte man uns unter Militärbegleitung mit aufgepflanztem Seitengewehr nach dem Bahnhof. Im Zug zwang man uns, in einem Abteil zweiter Klasse die Fahrt mit zwei eingeborenen Wachen anzutreten. Da zum Schlafen zu wenig Platz war, bequemte sich einer der Soldaten im Gang vor unserer Tür zu schlafen, während der andere sich in unserem Abteil schlafen legte. Der Grund meiner Freilassung war, daß ich das 56. Lebensjahr überschritten hatte. Herr Böck, der österreichische Herr, war erst 42 Jahre alt, hatte aber von der englischen Behörde in London schriftliche Erlaubnis erhalten, von Soerabaya nach Genua zu reisen, weil seine zweifelhafte Gesundheit einen längeren Aufenthalt in den Tropen nicht mehr zuließ. Trotzdem war er in Diyatalava 6 Wochen interniert, infolge seiner Papiere aber mit uns freigelassen worden. In Colombo wurde Herr Böck von der Polizei auf das Polizeiboot im Hafen gebracht, meine Frau und ich unter Polizeibegleitung nach dem Militärhospital. Hier kamen wir des Morgens um 7 Uhr an. Ich wurde in ein Zimmer mit vergitterten Fenstern verbracht, vor dessen Tür sich das Wachkommando befand. Dieses bestand aus einem Wachkommandanten und drei Mann, lauter Eingeborenen, von denen abwechslungsweise immer einer mit aufgepflanztem Seitengewehr vor meiner Tür stand. Der Kerl schaute durch die von außen geöffneten Holzschieber der Tür fortwährend zu mir herein. An der Seitenwand stand ein von Schmutz strotzendes Bett, dessen weißer Überzug und Kissen von toten Insekten zum Teil schwarz und braun gefärbt war. Mosquitonetz oder Fächer waren nicht vorhanden. Eine elektrische Birne war am Kopfende des Betts angebracht, deren Regulierung von außen durch die Wache erfolgte. Ein Tisch und ein Stuhl, ebenso schmutzig wie der Boden, bildeten das Mobiliar. Um ½10 Uhr kam endlich der englische Oberarzt. Ich sagte ihm, daß ich mir eine Kamera verschaffen und dieses Schmutzloch photographieren werde, denn es liege mir daran, daß in Europa bekannt werde, wie unwürdig freigelassene Zivilgefangene behandelt würden. Er sah dies auch ein und versicherte mir wiederholt, daß er nur höherem Befehl gehorchen müsse. Nach längerer telephonischer Unterhaltung zwischen Oberarzt und Militärbehörde, wurde mir erlaubt, das Schmutzloch zu verlassen und bis auf weiteres auf dem Vorplatz eines Krankenzimmers Platz zu nehmen. Wie ich später erfuhr, mußte meine Frau sämtliche Koffer öffnen,

Digitized by Google

durch einen männlichen und einen weiblichen Beamten wurde alles untersucht und auch die Privatkorrespondenzen durchgelesen. Die Untersuchung dauerte etwa 1 Stunde und förderte nichts Verdächtiges zutag. Dann fuhr meine Frau unter Polizeibegleitung nach unserer früheren Wohnung, um zurückgelassene Kleidungsstücke zu holen. Um 11 Uhr endlich wurde mir mitgeteilt, meine Frau sei wieder da und ich könne mit ihr nach dem Bristol Hotel gehen. Ein Polizeibeamter ging mit und ein zweiter wartete im Bristol Hotel. Letzterer, um mich abends 9 Uhr wieder nach dem Militärhospital zu bringen. Auf die Hospitalbehörde hatte meine Drohung offenbar einigen Eindruck gemacht, denn ich fand wenigstens das Bett frisch überzogen vor. Ich zog mich im hellerleuchteten Zimmer unter Beobachtung des ganzen Wachkommandos aus und kaum war ich im Bett, als auch schon das Licht von außen ausgedreht wurde. Die Türe war schon vorher von außen abgeschlossen worden. Es fiel immer noch genügend Licht vom Gang herein, um alles genau beobachten zu können. Ich glaube kaum, daß ich viel geschlafen habe, denn ich war die ganze Nacht mit Mosquitofang beschäftigt. Am folgenden Morgen um 7 Uhr verließ ich wieder unter Polizeibegleitung mein Gefängnis auf Nimmerwiedersehen. Ich traf meine Frau im Bristol, wo wir frühstückten. Um 2 Uhr trafen wir auf dem holländischen Schiff Princeß Juliana mit Herrn Böck zusammen, der in Suez von neuem verhaftet wurde.

Nach dieser Abschweifung bitte ich wieder mit mir nach dem Gefangenenlager in Diyatalava zurückzukehren.

Einer der dunkelsten Tage für uns war der Verlust der Emden, deren Taten wir mit fieberhaftem Interesse verfolgt und bewundert hatten und heute noch bewundern. Sobald wir hörten, daß die Verwundeten nach Colombo gebracht und dort im Militärhospital untergebracht wurden, veranstaltete einer unserer Mitgefangenen, der damals zufällig im Militärhospital in Colombo untergebracht war, eine Sammlung in Diyatalava, die trotz der herrschenden Geldknappheit einen Betrag von 260 Rupees (à 1,38 Mark) erreichte. Ich kann übrigens auf Grund persönlicher Aussagen der Emdenleute bestätigen, daß diese im Militärhospital anständig behandelt wurden. Sobald die Wunden geheilt und die Leute transportfähig waren, wurden sie nach unserem Lager in Diyatalava geschickt, wo wir ihnen einen würdigen und begeisterten Empfang bereiteten. Unter den ersten, die nach Diyatalava kamen, waren Oberleutnant Gerdes und ein Obermaschinist die einzigen Offiziere, außerdem 43 Matrosen, der Emden, die in Ceylon blieben, die andern Herren befinden sich meines Wissens in Malta, so auch der Kapitän der Emden, von Müller, der unserem Vaterland so große Dienste geleistet. Wir waren stolz darauf, wenigstens einen Teil der Männer bei uns zu haben, ebenso auf diejenigen, die ihr Leben in dem ungleichen Kampf mit dem Kreuzer Sydney lassen mußten. Von der verwegenen Fahrt des Kapitänleutnants von Mücke mit Offizieren und Mannschaften nach Hodeidah und von dem glücklichen Entkommen von Oberleutnant Lauterbach aus dem Lager in Singapore, hatten wir noch in Diyatalava gehört. Zu Ehren dieser Männer veranstalteten wir einen Emden-Abend, verbunden mit einer Trauerfeier, bei welcher Pfarrer Dr. Pothmann in beredten Worten dankbar der Gefallenen gedachte. Die Feier nahm einen würdigen, großartigen Verlauf. Unsere Lagerzeitung, die am 15. November 1914 ins Leben gerufen wurde, erschien jeden Sonnabend in 6 mit Schreibmaschinen geschriebenen Auflagen. Sie ent-

Digitized by Google

hielt politische Leitartikel, Telegramme, Kriegsnachrichten, Auszüge aus Briefen aus der Heimat mit Nachrichten von allgemeinem Interesse, Auszüge aus Kritiken über gehaltene Vorträge, Lokalnachrichten, Anzeigen, ferner einen humoristischen Teil. Wenn besonders wichtige Nachrichten einliefen, erschienen auch Extrablätter.

Das größte Gebäude im Lager war der Speisesaal der Verheirateten. Am Ende des Saals bauten wir eine Bühne ein, die mit deutschen Flaggen von gekaperten Schiffen reich geschmückt war. Hier wurden Theaterstücke aufgeführt, Konzerte gegeben und jede Woche ein Vortrag gehalten. Bühne und Zuschauerraum dienten auch zur Abhaltung von patriotischen Festen, wie Gründung des Deutschen Reichs, Kaisers Geburtstag sowie aller Geburtstage der deutschen Fürsten. Die Bühne und der Zuschauerraum diente auch zur Abhaltung von Gottesdiensten. Unser Männergesangverein war 50 Mann stark. Zweimal wöchentlich, meist des Abends, war Gesangsübung aus einer vierstimmigen Liedersammlung, von welcher der Deutsche Verein 20 Exemplare besaß. Auch hatten wir einen gemischten Chor und eine Musikkapelle. Musikalische Übungen, Konzerte und Solis von Sängern und Sängerinnen, von denen wir eine gute Auswahl hatten, wurden von Herrn Winfried Freudenberg in vorzüglicher Weise geleitet. Unter den Gefangenen befanden sich auch katholische Priester, die zum Teil Lehrer in einer der ersten Schulen Colombos waren. Mit Hilfe dieser Herren wurde ein regelmäßiger Sprachunterricht eingerichtet. Es wurde Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch, Tamil, Singalesisch und Malaiisch gelehrt. Die deutschen Stunden wurden von den Engländerinnen besucht. Wir hatten ein besonderes Schulzimmer. Alt und jung, namentlich auch viele Matrosen, beteiligten sich an dem Unterricht. Wir richteten ein Lesezimmer ein, wo auch die Lagerzeitung auflag und Extrablätter angeschlagen wurden. Hier hingen auch große, von einem Offizier gezeichnete Karten der verschiedenen Kriegsschauplätze, auf denen die Positionen durch Einstecken von Fähnchen kenntlich gemacht wurden. Die Karten waren Vergrößerungen aus Andrées Atlas, der in mehreren Exemplaren vorhanden war, auch Spezialkarten von Brockhaus, große Ausgabe, standen zu unserer Verfügung. Das Abstecken der Karten wurde von einigen Offizieren gemeinsam besorgt. An der Wand in der Mitte hing das Bild unseres Kaisers, in hübscher Kreidezeichnung, ausgeführt von einem Künstler, der in seinem Hauptberuf Photograph in Colombo war. Unter den Matrosen war ein ausgezeichneter Karikaturenzeichner. Offiziere unseres Wachkommandos und deren Vorgesetzte, die sich blicken ließen, zu Fuß und zu Pferd, die russische Dampfwalze, wie sie im Sumpf stecken bleibt, der Proviantoffizier, der um die Hüften etwa den doppelten Umfang hatte wie um die Brust, waren dankbare Objekte. Sie alle waren als Wandschmuck in unserem Lesezimmer zu sehen. Bis zum 25. März waren 22 Vorträge gehalten worden, meist von Fachleuten, die sich auf den betreffenden Gebieten auskannten. Um nur einige zu nennen:

die Entwicklungslehre Darwins,
die deutsche chemische Industrie,
die Bedeutung der Staßfurter Salze für tropische Landwirtschaft,
die Blüte des deutschen Handels im 15. Jahrhundert,
unser neues Kolonialreich in Afrika,
ferner eine Reihe von Vorträgen über tropische Kulturen wie Tee, Kautschuk, Tabak und Kakao.

Digitized by Google

Die Gesellschaft in Diyatalava war aus Vertretern aller Berufsarten zusammengesetzt. Außer den bereits erwähnten 7 Buddha- und 18 katholischen Priestern, waren vertreten: Pflanzer aus Ceylon, Sumatra, Java und von allen möglichen Inseln der Südsee, ein Beamter aus dem chinesischen Seezolldienst, ein Professor der Physik, auf der Reise nach Tsingtau begriffen, ein Ingenieur, der früher bei den anatolischen Bahnen, jetzt in ähnlicher Stellung auf dem Weg nach Java war, Techniker, Schriftsteller, Vergnügungs- und Geschäftsreisende, 15 Schiffskapitäne, Obermaschinisten und Offiziere, einige 100 Matrosen, darunter 20 Österreicher, 2 Türken, 1 holländischer Marinesoldat in Uniform, der von holländischen Eltern in Essen geboren war. Ein Kapellmeister, Köche, Gärtner, Bäcker, Barbiere, Metzger, sowie Kellner von Dampfern, die meist auch Musikinstrumente besaßen und spielen konnten. Unter den Damen befand sich eine Schulreiterin aus Berlin und eine Nonne, die auf dem Weg von Irland nach Australien war. Da die Regierung anstatt Gemüse nur Zwiebeln lieferte, so befaßten sich verschiedene Gärtner mit dem Anbau von richtigem Gemüse, einige Matrosen betrieben eine Waschanstalt, ein Photograph errichtete eine photographische Anstalt, die Schiffszimmerleute machten Möbel und Bilderrahmen aus alten Kisten, andere wieder besorgten feinere Arbeit, wie Schnitzen und Lackieren von allerhand Gebrauchsgegenständen. Hühnerhöfe wurden angelegt, auch eine Bäckereigenossenschaft wurde gegründet. Obgleich nur vorübergehende Einrichtungen in Frage kamen, so ist trotz allerhand Hindernissen, die sich uns in den Weg legten, durch uneigennützige Unterstützung und gegenseitige Arbeitsförderung, alles mögliche geleistet worden. Man konnte erkennen, daß bei den verschiedenen Berufsarten, die Anfangsbedingungen zu einer Ansiedlung gegeben waren, wenn auch einiges ganz fehlte, wie der Anbau des nötigen Futters für die Hühner, es fehlte namentlich an Waldungen, um Nutz- und Brennholz zu fällen, und ein Sägewerk. Wir haben auch Versuche gemacht, Schafe zu züchten. Zu diesem Zweck wurde uns Weideland außerhalb des Lagers zur Verfügung gestellt. Der Versuch ist aber nicht gut ausgefallen, weil die Schafe unter der Regenzeit und Höhenlage zu leiden hatten. Rinderzucht hätte sich besser gelohnt, dazu kam es aber nicht mehr, weil es am nötigen Geld fehlte. Ich möchte in diesem Zusammenhang besonders auch Herrn Garbrecht aus Bremen erwähnen, der sich um die innere Organisation des Lagers und um den musterhaften Betrieb der Ragamamesse große Verdienste erworben hat. An Anregungen aller Art hat es durchaus nicht gefehlt und ich glaube, daß nur wenige im Lager waren, die nicht wußten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Drei unserer Damen waren geübte Zeichner und Malerinnen. Für sie wurde ein besonderer Arbeitsraum eingerichtet. Manches Bild, manche Skizze schmückt die Wände in Diyatalava.

Einige Matrosen befaßten sich mit der Herstellung von Schiffsmodellen. Die Emden wurde in etwa 50 kleinen Modellen hergestellt und an Liebhaber verkauft, auch der Deutsche Verein in Colombo und einige Herren bestellten große Modelle von etwa 1 Meter Länge. Die Schiffe, namentlich auch die großen, sind sehr genau gearbeitet. Da fehlt keine Kanone, kein Anker, kein Gegenstand, der zum Schiff gehört und der an Deck oder auf den Außenseiten zu sehen ist. Ein Obermaat, gelernter Sattler, ließ sich als Schuhmacher nieder und sohlte unsere Stiefel zu 2,50 Mark das Paar. Besonders erwähnen möchte ich auch Herrn Dr. Heinemann aus Lüneburg, der selbst Kriegsgefangener, sich in auf-

Digitized by Google

opfernder Weise der Kranken annahm und der unter der nominellen Aufsicht eines englischen Arztes alle Fälle selbst behandelte. Er war den Müttern bei der Entbindung eine erfahrene und vertrauenswerte Hilfe und hielt auch einen Kursus über erste Hilfe in Unglücksfällen, der stark besucht war. Sein Sprechzimmer lag in der Mitte des Lagers und war durch eine Rote Kreuzflagge kenntlich. Zuletzt fehlte es an den notwendigsten Arzneien und an Verbandzeug, was als großer Übelstand empfunden wurde. Herr Dr. Heinemann ist vergangenen Sommer ausgetauscht worden.

Während der Regenzeit waren Betten, Kleider, Schuhe andauernd naß. Die 20 Pfund Holz pro Tag für unsere Messe reichten nicht einmal zum Kochen aus, geschweige zum Trocknen der Kleider. Es gab natürlich viele Erkältungen und Krankheitsfälle, aber zum Glück gehörten ernstliche Erkrankungen zu den Seltenheiten. Die Fliegenplage war unausstehlich, was mit der mehr als mangelhaften Anlage der Abflußkanäle zusammenhing. Viele Buden hatten wohl Kanäle, um das vom Dach fließende Wasser aufzunehmen. Diese hatten aber keinerlei Verbindung mit den Hauptkanälen. Die Wege sind während der Regenzeit grundlos. Sehr unangenehm war auch die Blutegelplage. Es war niemand im Lager, der während der Regenzeit nicht zwei- bis dreimal wöchentlich von wilden Blutegeln gebissen wurde. Schlimm war auch, daß in dem großen Lager, welches meiner Schätzung nach einen Umfang von etwa 1½ Kilometer hatte, kein Schattenbaum war. Nur an der Grenze, außerhalb des Stacheldrahts waren einige Bäume zu finden. Das Klima in Diyatalava ist im allgemeinen gut. Höhenlage 1300 Meter. Wenn es nicht regnete, spielten unsere jungen Leute Hockey oder Fußball. Eine sehr angenehme Abwechslung waren gemeinsame Spaziergänge, welche meist in Abteilungen von 20 Personen unter Begleitung von 8 indischen Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr in der nächsten Umgebung gemacht wurden. Die Gegend ist sehr gebirgig, aber schattenlos. Soweit man sieht, kurzes Gras. Aufforstungsversuche sind nie ernstlich gemacht worden. Wenn dieses Land in deutschem Besitz wäre, hätten unsere Forstleute längst alles aufgeforstet. Nur in den Tälern findet man Reisfelder und sonstige Anpflanzungen, zum Teil auch üppigen Urwald.

Wenn man von den bereits erwähnten Übelständen absieht, so war es auszuhalten und zwar um so eher, als jeder seine Beschäftigung hatte und je nach Wahl seinen besonderen Neigungen nachgehen konnte. Es war unnütz, schriftliche Klagen beim amerikanischen Konsul anzubringen. Solche Briefe wurden laut Anschlag einfach nicht an ihre Adresse befördert. Dagegen hatten wir Gelegenheit, von Zeit zu Zeit mit dem amerikanischen Konsul während seiner Besuche, mündlich zu verkehren. Wir haben stets gefunden, daß er berechtigte Wünsche nach Kräften unterstützte. Wir erhielten die Erlaubnis, unsere Turngeräte vom Deutschen Verein in Colombo kommen zu lassen. Es bildeten sich Turnriegen. Besonders stark war die Beteiligung bei den Freiübungen des Morgens von 6 bis 7 Uhr, teils mit Hanteln, teils nach dem System Müller. Unsere militärpflichtigen jungen Leute, über 300 an Zahl, waren in ausgezeichneter Verfassung und hätten wohlgeübte und tüchtige Soldaten abgegeben. Einen Punkt möchte ich noch besonders hervorheben. Alle Entbehrungen, auch geschäftliche Sorgen, traten weit zurück hinter dem einen Gedanken, der uns alle beherrschte. Das feste Vertrauen an den Sieg unserer Waffen und die Liebe zu unserem großen Vaterlande. Mit glühender Begeisterung feierten wir unsere Siege und National-

Digitized by Google

feste und mit Hohn und Spott behandelten wir die Lügen der Zeitungen über die Kriegslage. Hier möchte ich noch einfügen, daß laut telegraphischer Nachricht vom 28. Juli 1915 die in Ceylon internierten Deutschen, noch 390 an Zahl, nach Australien deportiert wurden. Sie wurden im Zwischendeck eines Pferdetransportdampfers untergebracht und schliefen in Hängematten. Ausführliche Berichte über diese Reise werden wohl erst nach dem Krieg an die Öffentlichkeit kommen. So viel bis jetzt durchgesickert ist, haben unsere Landsleute während dieser Reise eine Behandlung erfahren, welche als unwürdig bezeichnet werden muß. Derartige Übergriffe werden an dem Ausgang des Kriegs nichts ändern, im Gegenteil:

Wir bleiben, was wir waren,
Ein jeder Mann ein Held.
Der Schrecken der Barbaren,
Das erste Volk der Welt.

---

## Nachwort zu den Berichten aus englischer Gefangenschaft.

Im vorigen Heft haben sich unsere Leser aus Berichten von in Rußland Gefangenen ein Bild gemacht von den durchschnittlichen Erfahrungen: Bauern und Militär (mit Ausnahme der Kosaken) anständig, Polizei und Beamte niederträchtig. Wie die Engländer unsere Unterseebootleute behandeln, hat Graf Reventlow im vorigen Heft dargestellt; von der Behandlung der Zivilgefangenen geben die vorstehenden Berichte ein verhältnismäßig günstiges Bild. Mit demselben Freimut, mit dem wir das anerkennen, müssen wir anerkennen, daß von den drei Ententevölkern sich die Franzosen als das niederträchtigste erwiesen haben. Nichts von der Korrektheit der Engländer, der Gutmütigkeit der Russen. Unter der Maske der Zivilisation eine Bestie. Wir denken nicht daran, alle Deutschen für Engel zu erklären und steigen in diesem Heft durch den Bericht aus dem Münchner Schlachthaus in die tiefsten Tiefen deutscher Gesittung hinab, wie wir anderseits immer wieder Günstiges über die Ritterlichkeit französischer Truppen hören. Wir wissen ganz genau, was bei uns vorkommen kann und was nicht. Und so wissen wir, daß kein Deutscher und keine deutsche Frau auf einen verwundeten Soldaten einhaut und mit Steinen wirft. Es liegt nicht im Charakter dieser ungehobelten Boches, aber im Charakter der liebenswürdigen Französinnen liegt es. Für das Verhalten des englischen Straßenpöbels beim Austausch der Schwerverwundeten verweisen wir auf den Bericht von Eduard Bulle (Weimar. Ztg., ‚Deutschland', 13 u. 20. II. 1916), für das Verhalten deutscher Bevölkerung bei gleicher Gelegenheit auf den Schluß der Aufzeichnungen von Walther Siegfried in diesem Heft; auch hier weiß jeder Deutsche, daß sich jede Bevölkerung von Konstanz bis Memel ebenso benehmen wird. Auch das Bespucken, das in Frankreich eine so große Rolle spielt, ist in Deutschland so gut wie ungebräuchlich. Es war unsere Absicht, die Berichte aus Frankreich gleich folgen zu lassen, aber es ist wieder zu viel geworden und wir müssen sie auf einen späteren Zeitpunkt vertagen. Der Aufsatz von Walther Siegfried über Paris vor dem Krieg, der den Berichten aus französischer Gefangenschaft vorangehen sollte, erscheint schon in diesem Heft und so wird durch einen Zufall angedeutet, daß auch Frankreich, wie manches andere Land, sich in englischer Gewalt befindet.

Digitized by Google

# Paris vor dem Krieg.

## Von Walther Siegfried.

Im Jahre 1914 nahm ich nach zwanzigjähriger Pause wieder einmal für mehrere Monate Winteraufenthalt in Paris. Ich hatte früher drei Jahre dort zugebracht und mir in jugendlicher Empfänglichkeit den Gesamtbegriff von Paris gewonnen. Seitdem war ich mit der unvergleichlichen Stadt verbunden geblieben. Denn wieviel verdankt jeder, der Paris einmal mit Augen und Nerven in sich aufgenommen hat, den Anregungen und Einflüssen der französischen Kultur dreier Jahrhunderte, wie sie dort auf ihn einwirkt! Mag der Wert dieser Einflüsse beim einzelnen mit der Erweiterung und Abklärung seiner Gesamtbildung später sich auch modifizieren, zur richtigen Zeit sind sie eine einzigartige Schule der Bereicherung und Verfeinerung, und zu den unvergänglichen Schätzen von Paris kehrt man sein Leben lang anhänglich und dankbar zurück.

Flüchtige Wiederbesuche nur waren mir in den Zwischenjahren möglich gewesen, ohne Gelegenheit, mit Menschen und Zuständen neuerdings in nähere Fühlung zu treten. Über das, was in der Literatur, in der bildenden Kunst und in der Musik hervorgebracht wurde, war ich auch in der Ferne stets in Kenntnis geblieben. Von Jahr zu Jahr drängender aber hatte sich in mir das Bedürfnis gemeldet, das Bild von Paris selbst an Ort und Stelle gründlich wieder aufzufrischen, meine Eindrücke von einst mit gereiftem Urteil nachzuprüfen, vielleicht da und dort zu berichtigen, vor allem aber zu sehen, was Neues, Befruchtendes, Überraschendes die ewig nach einem Letzten und Neuesten verlangende Stadt in der Zwischenzeit zur Erscheinung gebracht haben mochte. Wie würde dieses Neuentstandene sich ausnehmen, gemessen an der imponierenden Entwicklung deutscher Städte wie Berlin, wie München, deren Zeuge ich in diesem gleichen Zeitabschnitte gewesen war?

An einem Januarabend bei Eintritt der Dämmerung langte ich im Pariser Ostbahnhof an. Die gare de l'est hatte sich nicht verändert. Die Erledigung der Formalitäten war die gleiche wie einst. Noch immer verließ man den Bahnhof infolge der Zoll- und Stadtzollprüfung kaum vor einer halben Stunde nach Ankunft des Zuges. Draußen traf ich ein „Taxi-Auto", das mich nach einem kleinen Familienhotel nahe der Madeleine bringen sollte. Ich wunderte mich über das alte Modell des Fahrzeuges und den muffigen Geruch seines Innern. Das abgeklapperte, unsaubere Vehikel hätte am Bahnhofe einer entlegenen Provinzstadt, in La Trimouille oder Sainte Frédégonde sous bois verständlicher ausgesehen als in Paris. Unsanft setzte es sich über das Pflaster des umgitterten Bahnhofplatzes in Bewegung und bog aus dem weitgeöffneten Tor auf das Boulevard de Strasbourg hinaus. Der ganze, alte, betäubende Pariser Straßenlärm nahm mich wieder auf. „Oh la belle, oh la belle, la belle botte de cerfeuil! . . . deux sous, deux sous, deux sous la botte!" gellte mir die erste Gassenstimme ins Ohr, von einem Gemüsekarren, den mein Wagen streifte. Jetzt zwei, drei, fünf andere Schreier auf der anderen Seite. Tututu! Klinglingling! Rattattatt! . . . einer der riesigen Steinwagen! Schon erkannte ich mich in der rue Chabrol, dann in der rue Lafayette. Weit hinab ging es da, endlosen Häuserreihen entlang, durch altbekannte Bilder. Nichts war hier verändert. Auf den Gehsteigen wälzte sich wie immer die

Digitized by Google

haſtende ſchwarze Schlange der Fußgänger; auf der Fahrbahn würgten ſich die dichtgedrängten Wagenreihen aneinander vorüber. Nur lärmiger, klappernder, ſchrillender noch als früher kam mir alles vor an dieſem unüberſehbaren Getriebe. Dort vorn, am Boulevard Haussmann, erſchien blendend erleuchtet der Printemps, das große Kaufhaus; Warenauslagen auf der offenen Straße; taghell beſtrahlt: Stoffe, Seifen, billige Teppiche, unechte Spitzen im allwöchentlichen Gelegenheitsausverkauf, umwimmelt von einer wühlenden Menge. Wo führte mein Chauffeur mich aber herum? Mir ſchien, ein bißchen kreuz und quer, um die Taxe zu ſtrecken. Meinetwegen! Es war intereſſant genug. Nun biegt er durch die rue Auber in vornehmere, minder grell beleuchtete Gegend ab, der Oper entgegen und den großen Boulevards. Dort ſteigt ſchon Garniers Giebel und Kuppel auf in die lichtwogende Nacht. Dort glitzert die Avenue de l'Opéra mir entgegen, dort die rue de la paix mit der Vendôme-Säule am Ende. Morgen, morgen werde ich das alles wieder ſehen! Der Verkehr auf dem Boulevard des Italiens iſt um dieſe Abendſtunde zermalmend, das Getöſe nicht zu überbieten. Und um die Sinnverwirrung voll zu machen, ſo weit das Auge reicht ein Geblitz und Geflitz von blindmachendem Licht. Ganzen Fronten entlang elektriſche Reklamen, über ſechs Stockwerke hinauf und hinunter: Rieſenlettern in jäh wechſelnden Farben, Feuerräder, ſcheußliche Kontraſteffekte von jähem Erlöſchen und gleißendem Wiederaufflammen. Ein Tollhaus für Auge und Ohr. Für den Pariſer aber ſein Element. Dort ſitzt er, auch jetzt im Januar, in Hut und Mantel, vor den erleuchteten Kaffeehäuſern unter der ſchützenden Marquiſe an den kleinen Tiſchen im Freien und genießt mit dem Behagen der teuren Gewohnheit das Raſen dieſer Stunde, den vorüberflutenden Strom. Der mörderiſche Lärm iſt ihm nichts. Das infernaliſche Gebrüll der Zeitungsverkäufer, die von Stuhl zu Stuhl rennen, ficht ihn nicht an; des dunkeln Hungernden, der zwiſchen ſeinen Füßen die Zigarrenſtummel herausholt, achtet er gar nicht. Seinen eleganten Stock zwiſchen den Knien, ſchaut er und genießt.

Alles, alles, wie es immer geweſen, und ich mit einmal wieder mittendrin in dieſem haſtenden, toſenden, glänzenden Paris, das in Jahren, in Jahrzehnten nicht einen Augenblick aufhört zu haſten, zu toſen, zu glänzen.

„Wie mag ein an Landleben und Stille Gewöhnter hier Nachts ſeinen Schlaf finden?“ fragte ich mich einigermaßen beſorgt, während mein Auto, an der edlen griechiſchen Front der Madeleine vorüber, ſich meinem Quartier näherte. „Tagsüber der Wirbel dieſes Lebens und des Nachts keine Ruhe?“ Das kleine Hotel, das ich diesmal gewählt, war mir zwar als tatſächlich ſtill, „leider nur etwas abgewohnt“ empfohlen worden; von der zweiten Eigenſchaft war ich, da es ein echtes altes Pariſer Hotelchen war, auch zum vornherein überzeugt, an die Möglichkeit einer ruhigen Lage dagegen vermochte ich nur noch zaghaft zu glauben, nachdem der ganze Eindruck des Pariſer Höllenlärms wieder über mich hergepraſſelt war. Doch durch die weniger belebte rue Boissy d'Auglas biegt jetzt der Wagen in eine vollends zurückliegende Cité ein, einen Häuſerwinkel mit Gittertoren an beiden Ausgängen. Der Lärm bricht hier auf einmal ab. Kein Laden, kein Reſtaurant wirft mehr Helle über das Pflaſter. Privathäuſer nur und ein paar kleine Hotels ſtehen im Halbdunkel. Beim Einfahren ſehe ich im erſten Hauſe zu ebener Erde die Türe der erleuchteten Portierloge nach der Straße offen ſtehen, drinnen hantierend die typiſche dicke Concièrge, den Mann am Tiſche bei einer Flaſche Wein, die Katze neben ihm, den Hund auf der

Digitized by Google

Schwelle — das ganze altbekannte Paris mit seinen verwunderlich kleinstädtischen Idyllen.

Der Wagen hält. Aus seinen unappetitlichen Polstern trete ich in ein gleichfalls nicht durch Blankheit imponierendes Haus. Ein Glassalon, geschickt in den beschränkten Vorraum hineinpraktiziert, täuscht zwar mit hohen Spiegeln, üppigen Palmen und falschen Gobelins dem Ankommenden etwas vor, und die Besitzerin, eine junge Witwe, sehr hübsch und sehr pariserisch, die mich empfängt, trägt ein Toilettchen aus getupftem Taffet, das an Frische und Geschmack nichts zu wünschen übrig läßt. Aber die Treppe hinter ihr zeigt einen abgetretenen Läufer, die Wände sind verwetzt, die undurchsichtigen Fenster der Rückfront maskieren ohne Zweifel allerlei besser nicht zu Zeigendes, was dahinter liegt. Madame versichert, daß sie mir das stillste Zimmer des Hauses bereit halte; Monsieur werde sich wie im Kloster glauben.

Wie diese Klosterzelle beschaffen war, klingt im reinlichen Deutschland kaum glaublich. „Zentralheizung! Elektrisches Licht!", prahlt der Kellner, während er mir die Türe zu numéro vingt-deux öffnet. Aber was ich erblickte, warf mich mit eins in meine übelsten früheren Eindrücke von der Pariser Wohnungsschmutzerei zurück, die ich über den wertvolleren Erinnerungen ganz vergessen hatte. Ein Feldbett, zweifelhaft weiß lackiert, auf einem Teppichbelag, noch schäbiger und verfärbter als der auf der Treppe; verstaubtes Polstermobiliar und verrußte Samtvorhänge; aber über dem Marmorkamin der nie fehlende imposante Spiegel und auf dem Sims die Goldbronzegarnitur zweier Leuchter und einer Uhr mit dem Unschuldspaare Paul und Virginia. Ein tapezierter Verschlag wird geöffnet: „Voici le cabinet de toilette, Monsieur!" Darin ein dürftiger Waschtisch, ein paar Gerätschaften, eine Reihe Kleiderhaken hinter einem Kretonnevehang, nach Pariser Begriffen ausreichend zur Beherbergung der Garderobe. Hoch oben eine Scheibe, die Gott weiß auf was für einen dämmerigen Schacht hinausgeht. Ventre de Paris und Sherlock Holmes.

„Ist kein größeres Zimmer frei? Vielleicht im zweiten Stock?"

„O Monsieur, unser Haus ist vollbesetzt! Lauter Familien, die seit Jahren im Winter unsere Kundschaft sind!"

Ich öffne das hohe, bis auf den Boden gehende Fenster, mit Kniebrüstung aus Gitterwerk. Es geht auf einen engen, himmelhoch umbauten Hof, der in der Tiefe von den Glasdächern der Küchen überdeckt ist. Jenseits die Rückfronten vornehmer Häuser des Faubourg St. Honoré. Schlafzimmer und Wirtschaftsräume, in denen man Diener, Zofen, Köche umhergehen sieht. Die Kehrseite des feudalen Viertels. Aber welch eine Stille! Kaum war hoch über die Dächer herein ein unbestimmtes Rauschen von dem fernen Verkehr zu vernehmen. Das hatte ich nicht erwartet.

„C'est bien. J'y reste!"

Für diese Wohngelegenheit betrug der tägliche Preis so viel, wie man in Deutschland in einem Hotel ersten Ranges für ein untadelig sauberes, mit allem Wünschbaren eingerichtetes Zimmer im zweiten Stockwerk bezahlt. Es schlief sich in Wahrheit darin wie im Kloster. Dennoch glaubte ich für die lange Dauer meines Aufenthaltes hier nicht bleiben zu können, weil die Verlotterung sich beim Bewohnen als allzutoll erwies. Der Schreibtisch wackelte, der Lehnstuhl wackelte, weil dem einen Fuß eine Rolle fehlte — was ein Pariser „propriétaire" zu ersetzen nicht für nötig hält. Der Spiegelschrank, ohne Haken, war lediglich



Digitized by Google

Dekoration, und saß man beim Schreiben, so flogen einem zu den Tagesstunden, da rings die Küchen und Heizungen in Tätigkeit waren, die Rußflocken über Hände und Papier. So ging ich Besseres zu suchen. Ein halbes Dutzend anderer Familienhotels wanderte ich ab, bis über die Seine, in der Gegend des Luxembourg, alle als gediegen empfohlen. Manchmal sah das Haus auf den ersten Blick einladend aus und die Zimmer waren moderner; aber beim näheren Zusehen fanden sich allenthalben die gleichen typisch pariserischen Mängel wieder und schließlich mußte ich mich mit der Feststellung abfinden, daß man im Punkte der Unterkunft in Frankreich eben noch heute eine Rückständigkeit als selbstverständlich hinnimmt, die in anderen Ländern undenkbar wäre. Man findet nichts dabei, daß die gewissen Gelasse sämtlicher Stockwerke ihre einzige Ventilation auf das Treppenhaus hinaus oder auf den Schacht des Personenaufzuges besitzen. Und ähnliche Lösungen des Raumersparnisproblems mehr. Trotzdem traf ich diese sämtlichen Familienhotels, gleich dem meinen in der Cité, von einem guten Publikum wohlbesetzt. Daß bei Ritz, Meurice, Bristol, Crillon und in den modernen Hotels an den großen Verkehrsadern diese Verhältnisse ganz anders und auf der Höhe der Zeit sind, versteht sich. Diese Häuser stehen übrigens auch größtenteils unter nichtfranzösischer Leitung. Das eigentliche echte, alte Paris aber steckt bis zum heutigen Tage noch ein gut Teil im Stile Ludwigs XIV., der bekanntlich von der Reinlichkeit höchst unkönigliche Begriffe hatte, sich sehr sparsam wusch und sein üppiges Versailles für einen Hofhalt von 10 000 Personen baute, ohne irgend entsprechende Einrichtungen für natürliche Erfordernisse für nötig zu halten.

Von diesem Belehrungsrundgang kehrte ich entschlossen heim, in meiner Klosterzelle zu bleiben. Sie besaß wenigstens ihre Stille. Nur einige Verbesserungen der Einrichtung bat ich mir aus.

„Ah Monsieur," — entschuldigt sich die elegante Witwe — „da bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Zu meinem lebhaften Bedauern habe ich die wünschbaren Erneuerungen am Mobiliar meines Hauses nicht vornehmen können. Unsere ganze Cité gehört nämlich dem Fürsten von Monaco nebenan im Faubourg St. Honoré, und er kann jeden Tag 45 Millionen dafür bekommen Dann wird sie abgebrochen. Wie sollte ich da zuvor noch die Unkosten einer Modernisierung riskieren?" Doch der Portier, der sich als ein Landsmann von mir herausstellte, verriet mir hinterher, daß diese Ausrede schon seit Jahren herhalten müsse, um neuen Gästen „ce mobilier pitoyablement délabré" zu erklären, während die Patronne der alten Kundschaft trotz dieser Verlotterung sicher sei, da das vornehme Viertel, die ausgezeichnete Lage und die Ruhe doch jeden, der hier einmal gewohnt habe, zum Wiederkommen bestimme.

Das ist Pariser Geschäftssinn. —

Der Januar war ausnehmend mild; noch ohne Schnee. Es war möglich, sich im Freien aufzuhalten, als befände man sich in der guten Jahreszeit. Diesen günstigen Augenblick nützte ich aus, zuerst die Stadt wieder zu durchwandern, den Genuß aufschiebend, nach dem mich am meisten verlangte: die Morgenbesuche im Louvre. Der erste Gang galt der Place de la Concorde, der ich nun so nahe wohnte; nur die rue royale hinaus und ich war da. Welch ein Eindruck, wenn man nach langer Zeit das erstemal wieder hinaustritt auf die Weite dieses einzigartigen Platzes! Das ist Paris! Frei, vornehm, stolz; hier nur leben, gehen, genießen zu dürfen, ist eine Erhöhung des Lebensniveaus.

Digitized by Google

Welche Dimensionen, welche Schönheit und Monumentalität! Und als gipfelnder Ausdruck der ganzen immensen Anlage welche hinreißende Eleganz! Ja Eleganz. Wenn Monumentalität und Eleganz sonst zwei verschiedene Stufen bedeuten, hier erblickt man sie auf einer Höhe vereinigt. Und zwar ist es die richtige, keiner anderen vergleichbare Pariserelegenz der Lebendigkeit, Leichtigkeit und Grazie, die hier Monumentalität erreicht hat. Wohin der Blick geht, in allen vier Himmelsrichtungen gleich prachterfüllte, großzügige Bilder. Stadteinwärts die rue royale, am Eingang rechts und links flankiert von zwei gleichen Säulenpalästen aus dem 18. Jahrhundert, dahinter in nobeln, ruhigen Häuserzeilen schnurgerade auf die antike Tempelfassade der Madeleine zulaufend. Nach Westen die Champs Elysées, 400 Meter breit, wie ein Riesenpark hinaufgedehnt bis zum Triumphbogen. Im Osten der Tuileriengarten mit dem Palastkomplex des Louvre als Abschluß; der Stadtseite entlang besäumt von der Bogenarchitektur der rue de Rivoli. Gegen die Seine im Süden eine majestätische Weite mit Himmel und Wolken, jenseits der stolzen Brücken von der edeln Kuppel des Invalidendoms begrenzt. Der Platz selbst belebt von rauschenden Springbrunnen; in der Mitte aufragend der Obelisk von Luksor, an den Flanken die Statuen französischer Städte, hinter ihnen, erhöht, baumgekrönte Terrassen mit reichen Steinbalustraden. Großer Wurf, Vornehmheit, Pracht, soweit das Auge schaut. Wie verständlich ist das Selbstbewußtsein des Pariser! Diese Umgebung predigt es ihm alle Tage, daß seine Stadt unvergleichlich sei.

Der Eindruck der place de la Concorde blieb allerdings einer der stärksten in meinem Wiedergenuß des Stadtbildes. Auf den Seinebrücken, auf dem Eiffelturm, von der Höhe des Montmartre herab, reihten sich ihm wohl noch andere mächtige und prächtige an; doch war all das Schöne, Imponierende mir altbekannt. Nach acht Tagen des Wanderns und Fahrens durch alle Stadtteile mußte ich mich überzeugen, daß Paris in diesen letztvergangenen zwanzig Jahren nichts anderes Neues von wirklicher Bedeutung hervorgebracht hatte, als seine Untergrundbahn; allerdings ein Riesenwerk und bei der immens gewordenen Ausdehnung der Stadt ein hinzugekommener Wert allerersten Ranges. Mit ihren beiden Netzen, dem Métropolitain, 1900 eröffnet, und dem Nord-Süd, 1910 nachgefolgt, gelangt man bequem und blitzschnell überall hin. Bei der Madeleine oder an der Oper aus dem Mittelpunkte des Boulevardverkehrs in die Tiefe gestiegen, taucht man nach kurzem am entlegensten Stadtrande wieder ans Licht. Damit ist heute ganz Paris in den Bereich der leichtesten Erreichbarkeit einbezogen und steht darin ebenbürtig neben London und Berlin. Außer diesem einen aber, wo trat mir etwas von den erwarteten Neuschöpfungen entgegen? Nirgends. Ich war enttäuscht. Wo Durchbrüche vorgenommen und neue Straßen angelegt worden, wich das Bild vom Übrigen und Herkömmlichen nicht ab. Ebenso waren die Bauten aus jüngster Zeit, sofern sie künstlerische Qualität zeigten, durchweg weiter in den alten französischen Stilen gehalten; Versuche, etwas Neuartiges zu gestalten, fanden sich außer allem Vergleich spärlicher, als in deutschen Städten. Das einzige, durchaus Abweichende, was ich zu entdecken vermochte, war ein Geschäftsbau im Louvreviertel und auch der hatte nicht das Verdienst, original zu sein. Er mutete sogar recht bekannt an und stellte lediglich eine etwas französisierte Variation jener ausschweifenden deutschen Versuche der neunziger Jahre dar, um jeden Preis etwas noch nicht Gesehenes hinzustellen, wobei dem natürlichen Gefühl für Tragen und Ruhen auf den ersten



Digitized by Google

Blick unbehaglich wurde. Auch hier statt der erwarteten Form etwas Undefinierbares, statt der Ornamente Wülste; das ganze durch die Ausführung in echtem Stein doppelt bedauerlich und in aufdringlicher Disharmonie zu der übrigen Architektur Straße auf und ab.

Nach diesem leeren Ausgang meiner Streifzüge auf neues Bauliches, ging ich der Möbelkunst nach. Aber hier verhielt es sich nicht anders. Das Gute blieb der alten Liebe treu. Henri II, Louis XIV, XV, XVI, Empire. Dem Neuen fehlte die Kraft und das frische Wagen der deutschen Werkstätten. Es wies alsbald wieder den Zug ins Spielerische auf, der eine Folge der traditionellen französischen Forderung nach Grazie ist. Alles soll das besondere französische „cachet" haben, auch wenn dieser Hauch anmutiger, leichter Gefälligkeit sich mit dem Charakter und dem Zwecke des Objektes gar nicht verträgt. Dadurch werden Stücke, deren Wesen schweres Material und gewichtige Formgebung verlangt, stillos. Bibliothek- und Speisezimmermöbel, in vollendet schöner Facharbeit, lassen meist irgendein Bedauern zurück, während man bei den gleichen Gattungen, wenn sie mit englischer Stilempfindung durchgeformt sind, zumal in dem vorbildlichen Sinn der alten Meister Chippendale und Sheraton, gegenteils stets den Eindruck hat, sie seien an Zweckerfüllung und daraus hervorgehender Schönheit unübertrefflich.

Dieser spielerische Zug stört auch in den meisten Pariser Wohnungseinrichtungen, bis in die vornehmen Häuser hinein, mit ihrem herrlichen, echten, alten Mobiliar. Überall zu viel Kleinigkeiten; Liebhaberei, Rarität, Laune, Originalitätsbemühung. Du trittst in einen Empfangsraum von vollendeter Harmonie der Formen und Farben; du willst dich schon freuen — da entdeckst du es. Das stört auf dem Kamin, verteilt zwischen Uhr und Kandelabern; das liegt und steht auf Tischchen, auf Konsolen, in Vitrinen und zieht den Blick nach allen Seiten auf sich. Was einem Sammlungszimmer zur bewunderungswürdigen Dekoration gereichen könnte und auch in den Privatgemächern seine Berechtigung besitzt, Stoffe, Schatullen, kleine Bilder, vereinzelte Möbelchen, denen man als Andenken, als Zeugen teurer Erlebnisse guten Morgen und gute Nacht zu sagen liebt, ist so, in die Einrichtung der Gesellschaftsräume hineingestopft, für ein kultiviertes Auge eine gelinde Barbarei. Diese Räume sind in ihren Maßen und in ihrer Ausstattung auf große Wirkung angelegt; das Kleinzeug zerstört sie. Hierzu kommt die unausrottbare Mode der kreuz und quer herumgestellten spanischen Wände, die sogar in den edeln Zimmern alter Adelshotels, oft Wundern von Stilreinheit, den Gesamteindruck beeinträchtigen und keine schöne Wand frei genießen lassen. Denn diese verflixten Paravents und Ecrans nehmen durch ihren eigenen Wert die Aufmerksamkeit auch noch für sich in Anspruch. Manchmal ruht das Auge erst in der kühlen Monumentalität eines Treppenhauses wieder aus von dieser ewigen Unterbrechung des Schaubehagens in den Wohnräumen. Unmöglich, sagt man sich, daß so ein gesammelter Geist wohnen kann, oder ein an hoher Kunst geklärter Geschmack, bestenfalls ein raffinierter.

Aber wie viele Menschen verlangen denn in Paris für sich in Harmonie zu wohnen? Ganz andere Wünsche sind hier maßgebend. Für sich allein kann der Franzose seinen besten Wert nicht ausspielen. Nur in der lebendigen Auswirkung seines Wesens und in der Gegenwirkung, also in der Geselligkeit, genießt er sich selbst. Deshalb will man vor allem zum „monde" gehören. Wer aber zum monde gehören will, dessen Haus muß wimmeln von Besuchen, und

Digitized by Google

diese Besuche sollen der Einrichtung des Hauses das höchste in Paris erstrebte Lob zugestehen müssen: la note personelle et originale. Da dieses Kompliment nun jeder erzwingen will, kann man sich bei der Größe und dem Reichtum von Paris ausdenken, zu was für einem Wettausstatten das in der beständigen Steigerung des einen durch den anderen mit der Zeit geführt hat. In Antiquitäten war schließlich keine Überbietung mehr möglich; die Originalität des fernen Ostens begann zu verleiden; der Ehrgeizige sah sich auf neue Funde verwiesen. So öffnete er den modernen und ultramodernen Erzeugnissen die lange verschlossene Tür und trug damit in das Vielerlei seines Gesammelten auch noch die Disharmonie. Denn der kostspieligste Einfall eines Lalique stört zwischen den reinen Abbildern der großen Epochen. Unsere Zeit hat keinen Stil und wird aus natürlichem Wachstum auch kaum einen hervorbringen für Gebilde von ausschließlichem Schönheitswert. Auf keinen Fall aber scheint Paris dazu mehr imstande zu sein. In seinem allzulangen Jagen nach ewig Neuem hat es sich endlich augensichtlich totgerannt. Seine Erfindungsgabe scheint erschöpft. Es erzwingt neue Wirkungen nur noch durch Bizarrerien, die sein guter Geschmack und sein geschultes Gefühl von ehedem für Greuel erklärt haben würden.

Dieses zunehmende Versagen konnte übrigens von jedermann schon alle die letzte Zeit auf dem allgemein sichtbaren Gebiete der Kleidermode verfolgt werden. Oder hat, was Paris hier der Welt in den vergangenen Jahren zugemutet, nicht das Verzweiflungsstadium einer impotent gewordenen Phantasie dargetan? Von der natur- und gesundheitswidrigen Zurechtquetschung des Frauenkörpers nicht zu reden, mittels deren die Pariser Modeschöpfer von der Korpulenz wie von der Magerkeit die gleiche „neue Linie" erzwangen, um sie dann nach ihren letzten „Inspirationen" umkleiden zu können. Die früheren Arten der Einschnürung sind ja auch nicht viel schöner noch gesünder gewesen. Aber welch ein Versagen des Geschmackes in diesen Umkleidungsinspirationen selbst! Die Einteilung des Körpers in Rumpf und Beine grotesk verschoben. Bald das Oberteil absichtlich zu kurz, durch gestutzte Taillen und Jacken verunstaltet, ähnlich aufgeschossenen jungen Mädchen, die ihre verwachsenen Kleider aus der Schulzeit auftragen. Bald umgekehrt, der Oberkörper pierrothaft verlängert bis weit unterhalb der Hüften, in schlotterigen Säcken, die dort unten dann mit einem Gürtel zusammengepackt sind. Was darunter noch zum Wandeln übrig bleibt, sind Beinstümpfchen eines Kretins, der auf Stelzchen geht. Und der Zuschnitt dieser Kleider! Unter den Armen ganze Blasen formloser und zweckloser Stoffüberfülle, die weit hinausstehen. „Mais Madame, si cela ne fait pas des bosses, ce n'est pas bien fait!" belehrte ein Verkäufer bei Redfern eine naive Dame, der das an einer „Creation" dieses ersten Hauses mißfiel. Also der Buckel als Perfektion! Danach kann wohl die nächste Offenbarung nur noch lauten: si ce n'est pas mal fait, ce n'est pas bien fait!

Und die Hüte! Einst galten die Einfälle und die Handgeschicklichkeit, mit der die Pariser Modistinnen jedem Material Form zu geben wußten, mit Recht für unnachahmlich. Was verstand man aus Bändern, aus duftigen Materialien zu machen, wie brachte man die Schönheit von Spitzen, von Federn, von Blumen zur Geltung! Und nun sehe man die letzten Leistungen von Paris! Die gleiche Caroline Reboux, die in jener Kunst den Weltruf der Ersten erlangt hatte, setzt heute ihren verwöhntesten Kundinnen eine leere Hutform schief und frech auf den Kopf, einen einzigen irrsinnigen Federstoß darauf, der nicht verwildert, nicht

Digitized by Google

indianerhaft genug sein kann und in irgendeiner total unerwarteten Richtung in die Luft hinausstehen muß. Das ist dann das Wahre, das Letzte, das Verrückteste!

Und diese Verkrüppelung vom Kopf bis zu den Füßen machen Millionen schöngewachsener Frauen und Mädchen in aller Welt willig mit, statt sich zu gestehen, daß Paris ausgepumpt ist bis auf die gänzliche Sterilität.

Wenn Deutschland sich in der Hoffnung wiegt, seinerseits jetzt die Führung der Mode übernehmen zu können, dann wird es vor allem den Mut haben müssen zum vollständigen Bruch mit dieser Entartung der Pariser Richtung. Denn diese Bekleidungsweise war seit Jahren etwas für die deutsche Frau Unmögliches, weil es durch und durch eine Mode der Kokotten und nicht eine Mode für Damen war. Herausfordernd, indezent als Absicht.

— Wenn ich so in acht Tagen der Wanderung durch alle Arten von Pariser Geschäften nichts fand, was besser oder auch nur eigenartiger gewesen wäre, als was in den ersten Häusern anderer Weltstädte auch zu finden ist, so muß ich doch einem Zweige des Kunsthandwerkes seinen alten unverwelkten Lorbeer lassen: den Pariser Gold- und Silberschmieden. Stilgefühl und Schönheit der Arbeit erweist sich bei mehreren von ihnen noch heute als unübertrefflich. Ich fand Geräte und Tafelstücke würdig, geradenweges in Museen zu wandern als Vorbilder für alle Zeit. Bei einem Meister, nahe der Madeleine, einige vergoldete Zuckerstreubüchsen, streng im Anfangstile Louis XIV, üppiger in Louis XV, zierlich in Louis XVI, so vollendet schön von Form, Durcharbeit und Tönung, daß man sie — vielleicht unter dem Titel eines Räuchergefäßes — als Kunstwerk beständig vor sich hätte stehen haben mögen. Bei zwei Juwelieren waren Einzigkeitsstücke von Schmuck zu genießen. Zuerst bei Falize im Faubourg St. Honoré kombinierte Kunstgebilde aus Gold, Email, Perlen und Edelsteinen; eine Brosche, eine Schließe, ein Anhänger, meist in strengem Renaissancecharakter. Hinsichtlich Schönheit der Erfindung, Zusammenstellung des kostbarsten Materials, Durchgestaltung, stilvoller Herrlichkeit der Wirkung, eine reine Augenweide. Jedes Stück aus diesem Hause bedeutet für den, der es ersteht, einen Familienschatz im stolzen alten Sinne. Das ist keiner Zeit, keiner Mode unterworfen; es bleibt immer neu, immer als Unikum tragbar.

Zum zweiten fand ich beim Goldschmied Wièse in der rue Vivienne (oder rue Richelieu?) als Spezialität schweren Schmuck aus reiner Goldarbeit, von solchem schöpferischen Talent, wie Verstandeneres, Schöneres in keiner Epoche hervorgebracht worden ist. Das Gold nur in sich selbst verherrlicht, in all seinen Möglichkeiten und edeln Eigenschaften, in allen Tönungen, deren es fähig ist, vom blassen zarten Schwefelgelb über das volle satte Dukatengoldgelb bis zu tief gebrannten braunen Tönen. Man möchte sagen, ein Künstler sei hier am Werke, der von einer Leidenschaft erfüllt ist für die zartesten wie die glühendsten Schönheiten des Goldes und der sich die Aufgabe gestellt hat, diese den Menschen in immer wieder anders behandelten Kunstwerken zu offenbaren. Nur vereinzelt fand sich einmal ein kostbarer Edelstein mitverwendet, dann aber auch seinerseits immer ein Juwel von ausgesuchter Charakteristik. Zum Beispiel ein tiefroter Rubin in glutig gebräuntes, hochornamentiertes Gold gesetzt, oder ein unendlich vielfach facettierter, dennoch ganz flach wirkender Diamant von kristallreiner Weiße, der kalt aus einem bleichen, strenggezeichneten Goldring sprühte. Man stand bezaubert vor diesem Schaffen, das an die andächtigsten Künstler des Mittelalters erinnerte, denen, wie hier, jede einzelne Gestaltung ein Stück ihres

Digitized by Google

Lebenswerkes, ihrer Verewigung bedeutete. Aber in Paris einzig ist auch eine derartige Werkstätte kostspieligster, von keiner anderen Rücksicht als derjenigen auf Schönheit geleiteter Handarbeit heute noch möglich. Denn aus der ganzen Welt kommen mit Gewißheit diejenigen, die so hohe Kunst zu schätzen imstande sind, irgendeinmal in ihrem Leben nach Paris, und deshalb findet jedes dieser Stücke, wenn nicht heute, so doch morgen oder übers Jahr oder über einige Jahre seinen Verstehenden, seinen Verliebten, seinen Erwerber.

Wie kalt lassen neben solcher Kunst die Hunderttausendwerte der Diamantenhalsbänder und Diademe in den Läden der rue de la paix und der place Vendôme; wie zuckt man die Achsel über das unwahrscheinliche, echt amerikanische Bluffkaliber solcher Steinreihen bei Tiffany an der Oper! Edel bleibt dagegen immer die stille Herrlichkeit der Perlen, von denen in Paris heute wie je gleichfalls das Erlesenste sich ausgestellt findet.

Im Bereich dieser luxuriösesten Geschäfte das Publikum zu beobachten, zumal zwischen 4 und 6 Uhr nachmittags, bietet ein glänzendes Schauspiel der Pariser Eleganz, und die Architektur bildet in dieser Stadtgegend die großartigste Dekoration dazu. Alles gewährt da einheitlich das Bild reichster selbstsicherer Vornehmheit. Vom Elend der Weltstadt taucht hier nichts auf. Die zerlumpten Gestalten der Hungernden, die verdächtigen Typen derer, die ohne Arbeit durchzukommen verstehen, lassen sich hier nicht blicken. Wenigstens am Tage nicht. Selbst wer hausieren, ja wer betteln geht auf den großen Boulevards und ihrem Umkreise, richtet sich in seinem Äußeren einigermaßen nach diesem Quartier. Das bemerkte ich, nachdem ich einmal darauf geraten war, mir diejenigen näher anzusehen, die mich ansprachen, mir etwas anboten. Während man auf der Straße an seinem Kaffeetischchen sitzt, wird ja alle Augenblicke irgendein Gegenstand vor einem hingelegt und nach einer Weile, wenn nicht gekauft, von dem Hausierenden wieder abgeholt. Was entdeckt man da oft Unvermutetes, wenn man, schon im Begriffe, das Unerbetene zurückzuweisen — einen Band Musset à quatre sous, ein bonbon de sel rafraichissant nebst Prospekt, — den flüchtig ansieht, der es hergelegt! Statt des erwarteten Gaunergesichts ein erlebtes, nobles Antlitz, das sicherlich bessere Tage gekannt, eine Herrenerscheinung in geschenkten oder erbettelten Kleidern, abgetragen, aber durch einen sauberen Kragen möglich gemacht zu diesem traurigen Straßenverkäuferdienst in den feinen Cafés. Wenn der Mensch nichts mehr hat, und es hat in dieser Riesenstadt mancher eines Tages nichts mehr ohne seine Schuld, und muß doch essen oder hat gar Familie, und er fragt sich des Morgens, was beginne ich nun, — da nimmt er eben jeden Erwerb auf, der nicht unehrenhaft ist. „Ce sont des gens, auxquels on donnerait bien la main", bezeichnete mir ein Pariser diese Art von Armen. Und wahrlich, wenn man einzelne von ihnen betrachtete, fühlte man sich um kein Geringstes höher als sie, nur begünstigter vom blinden Glück. Die Beobachtung dieser Seite des Pariser Straßenlebens wird immer fesselnder, je mehr man sich damit abgibt; denn nirgends ist dieses Rätsel aufgebende Leid so ausdrucksvoll wie hier, wo die Geistigkeit und das Temperament der Rasse alles so scharf in die Erscheinung treibt. Man muß diesen Gesichtern, diesen Erscheinungen nachsinnen, man sucht sich aus ihrem Ausdruck und Benehmen ihre Geschichte zurechtzudenken, sich ihr Dasein vorzustellen, in ihr intimes Leben einzudringen. Welche Bilder bekommt man zuweilen innerhalb eines einzigen Tages durch die Zufälle des riesenhaften Getriebes vor Augen! Das ganze

Digitized by Google

Glücksrad des Lebens mit solchen, die gerade zuoberst, und mit denen, die gerade zuunterst sind. Wie lernt man unbillige Wünsche unterdrücken angesichts dieses Augenscheins, wie es tausend anderen im Leben ergeht, die vielleicht gerade so viel Vorbedingungen und Ansprüche mitbrachten wie wir, auf ein zum mindesten gesichertes Dasein. Manchmal hebt solch ein Zufall sogar jäh den Vorhang von dem tiefsten Grauen, das die Weltstadt birgt. So eines Abends vor mir auf dem Boulevard de la Madeleine. Nachts 10 Uhr in kaltem Regen und Wind. Das Trottoir ist dort eine Strecke weit sehr breit; die beleuchteten Häuser stehen zurück und lassen gegen die Fahrbahn hin, bei den Bänken unter den Bäumen, dunkle Plätze. Vorbeikommend gewahrte ich da, schwarz abgezeichnet gegen das lichtspiegelnde nasse Pflaster des Fahrdammes, auf einer Bank zwei Gestalten, einen Mann, barhäuptig, in einen Havelock gehüllt, an ihn geschmiegt ein schmächtiges Mädchen von 12 bis 13 Jahren. Der Mann warf sein Gesicht in erschüttertem Weinen immer wieder in die Hände. Das Kind legte die Hand auf seinen Arm, streichelte leidenschaftlich seine Schulter, zog ihn bittend am Mantel, weinend wie er. Ich blieb im Rücken der Unglücklichen stehen. Der Mann hatte einen edeln bärtigen Kopf, das Mädchen ein feines blasses Profil. Des Vaters Verzweiflung steigerte sich; das Kind schien ratlos. Es regnete, regnete; sie achteten es nicht. Konnte ich wagen, sie anzusprechen? War ihnen zu helfen? Das sah nicht aus wie Not allein, oder dann wie Not auf dem letzten Punkte, wo keine Wahl mehr bleibt als der Tod. Mehr aber sah es aus wie seelisches Weh. Der Mann konnte ein Maler oder ein Kunsthandwerker sein. War er vielleicht verdienstlos geworden und hatte seine Frau ihn und das Kind verlassen, überdrüssig des Elends und vielleicht noch schön genug, sich anderswo bessere Tage zu suchen? Paris ist so groß und die Gelegenheiten sind so unerschöpflich! Jetzt sprach das Kind einige Worte. Der Mann suchte in den Taschen seines Mantels und reichte ihm ein Stück Brot. Das Mädchen teilte es entzwei, aber der Vater wies seine Hälfte zurück. Ein neuer Verzweiflungsstoß schüttelte ihn. Da trat ich an die Bank heran. „Mademoiselle, est-ce qu'on peut vous aider?“ Der Mann nahm gar keine Notiz. Das Kind ließ ohne Antwort den Kopf sinken. Ich legte ihr etwas in den Schoß. „Vous êtes bon, Monsieur“, flüsterte sie, ohne aufzublicken, als sollte ich den Vater nicht stören. Da entfernte ich mich. Das war zu weit, als daß fremde Hilfe half. Sie blieben sitzen im strömenden Regen, das Kind ohne längere Versuche, den Vater aufzurichten. Vielleicht gingen die beiden noch diese Nacht in die Seine. Ich schritt in das Licht der Häuser zurück. Da stelzten einem frech und siegesgewiß die Kokotten entgegen, die schiefen Hüte auf den geschminkten Köpfen, in enganliegenden Pelzfutteralen bis auf die januarwidrig durchbrochenen Florstrümpfe und blitzenden Lackschuhe. Grauenhaft, die Gegensätze dieser Millionenstadt, grauenhaft die tausenderlei Gelegenheiten, die sie den Menschen hinschiebt, einander unglücklich zu machen!

— Von Tag zu Tag wurde es draußen nun rauher. Ein schneidender Winterwind rüttelte an allem Beweglichen und wirbelte einem in den Straßen die weggeworfenen Reklamezettel um den Kopf. Mit gutem Glück hatte ich meine Eindrücke vom Paris der Straße noch eingeheimst und konnte jetzt — mochte es draußen stürmen — zu den Kunstgenüssen übergehen.

An einem grauen Morgen überschritt ich zum ersten Male wieder den Hof des Louvre. Es ist ein einzigartiges Glücksgefühl, das man nur in Rom und in

Digitized by Google

Paris genießt: mit einer empfänglichen Seele dem Höchsten entgegenzugehen, was uns heute Lebenden an bildender Kunst aus allen Zeiten erhalten ist.

Die Rhetorenpose Gambettas auf seinem von unruhigen Figuren angefüllten Piedestal läßt den nur den Kopf schütteln, der in dieser heiligen Vorfreude über die Weite des nobeln Hofes eilt. Diese Darstellung des großen Patrioten berührt wie eine Monumentalisierung der französischen Phrase. In aller neueren Pariser Denkmalkunst vermochte ich überhaupt eine einzige Plastik zu entdecken, vor der ein ruhiger Genuß möglich war: in einem versteckten grünen Rondell hinter dem Gambetta den Pierre de Montereau, eine hagere Mannesgestalt im Mönchsgewand, im flüchtigen Momente schöpferischen Denkens so schlicht festgehalten, daß es unmittelbar wie eine geglückte Skizze in Stein wirkt. Bei all den Poeten und Komponisten dagegen, die, von ihrer Muse inspiriert oder beschützt, im übrigen Paris auf ihren Piedestalen fortleben, spuckte allerwärts der grand geste: hélas, c'est nous!

— Welch ein Schauer ewiger Hoheit weht einem dafür entgegen, wenn man, in den Louvre eingetreten, wieder den escalier Daru emporsteigt und die Nike von Samothrake erblickt! Als wäre man in einen Tempel eingegangen, fällt ab, was man von draußen mitgebracht. Hier weht es streng, erhaben, rein. Umwittert von Jahrtausenden schwebt sie einher, wie sie dem edlen Volk der Griechen vor Augen gestanden, auf hohem Schiff, als hehre Künderin des Sieges. Gebete, Tausende von Jahren zurück zu ihr emporgesandt, scheinen die Unvergängliche noch zu umschweben; die Falten ihrer göttlichen Gewänder sind noch geschwellt von hellenischem Wind. Unvergänglicher Segen höchster Kunst! Was einmal göttlich war, bleibt göttlich bis zur letzten Spur.

Und drinnen im ersten Saal! Zieh' Deine Schuhe aus; auch hier ist heiliges Land! Hier steht man wieder vor Leonardo!

Jede Linie, jeder Pinselstrich von seiner Hand. Was das sagen will, wenn man in den zwanzig Jahren, seit man zuletzt davon gegangen, bemüht war, sich immer umfassender und eindringlicher den Begriff dieses Menschen zu bilden, der einer der gewaltigsten und menschlichsten gewesen, die auf dieser Erde gelebt! Wenn einem seine Äußerungen, seine Aufzeichnungen, seine Taten, alle seine Lebensphasen gegenwärtig sind und man nun wieder hier steht, vor den Wundern seiner Hand!

Was mir diesmal, nach dem tiefen Gesamteindruck von den einzelnen Werken, als neues Wunder aufging, war die Unerschöpflichkeit der Licht- und Schattenschönheiten seines Konturs, die alles Körperliche so atmend plastisch in den Raum stellen. Wenn man in der Madonna in der Felsgrotte Antlitz um Antlitz, Glied um Glied diese Umrißlinien verfolgt, — nicht ein Zoll ohne neues Leben! Überall ein wundersamer Wechsel von weichen tiefen Schatten und von zauberischen Aufhellungen. So leidenschaftlich war sein alles erschauendes Auge von der Ausdrucksfülle der Grenzlinien einer beleuchteten menschlichen Form beglückt, daß er sie allen offenbaren mußte, die zu schauen fähig sind. Ich vermochte nun auch nicht mehr zu glauben, daß die belle Ferronnière von Leonardo sein kann, dieses Gesicht mit den gleichmäßig harten Umrissen und den unbelebten Wangenflächen. Ob Boltraffio oder wer sonst der denkbare Urheber dieses Bildnisses ist, mögen die Kunstgelehrten ergründen; das Gefühl dessen, der eben vom wirklichen Leonardo kommt, lehnt es rebellisch ab, hier Geist von seinem Geiste anzuerkennen.

Digitized by Google

In diesem Saale geht man herum wie im Traum. Wie ein geliebter Freund, der in zwanzig Jahren nicht um einen Tag gealtert wäre, leuchtete mir hier auch Tizians „homme au gant“ wieder entgegen, von dem mir jeder Zug, jede Falte, der verschlossene Mund und der suchende Blick teuer und gegenwärtig geblieben waren in all der Zeit. Sind deine Gedanken über das Leben noch immer nicht zu Ende gesonnen, du vornehmer, heftiger Mensch? Hast du den Handschuh noch nicht abgestreift, der dir im jähen Ballen der Faust geplatzt ist? Wie der Ausdruck des Willens ist diese Linke, — die Hand der Seite des Herzens; wie der Ausdruck der Erkenntnis die Rechte, die ruhevoll aufliegt. Ewig fesselnd ist das Leben dieses Bildnisses, das geheimnisvolle Pulsen dieses Temperaments.

Noch ein andächtiges Genießen des Erasmus von Holbein, dieser Vollendung, — du hörst die Stille des mittelalterlichen Gemachs, du atmest nicht, um die höchste Sammlung dieses edeln Geistes nicht zu stören — dann genug für diesen ersten Tag.

Als ich über den Hof davonging, fiel mir die frühverstorbene Marie Baschkirtseff ein, das verzogene russische Adelsmarschallskind, das seinerzeit hier in Paris die inbrünstige Hingabe an ein hohes Streben als das einzige mögliche Glück auf Erden erkannt und in der Malerei kurz und verzehrend genossen hatte. An einem solchen Wintermorgen hatte sie beim Verlassen des Louvre ausgerufen: „Sentir que c'est beau, et comprendre pourquoi c'est beau, voilà un grand bonheur!“

Reich besetzte neue Säle von Gemälden fand ich in den folgenden Tagen im Louvre, teils aus dem Luxembourg in der Zwischenzeit hierher übergeführte Werke aufweisend, teils Vermächtnisse verstorbener Sammler. Was das 19. Jahrhundert Bestes und Bleibendes hervorgebracht, führt ein wundervoller Saal gleich neben der großen Galerie der alten italienischen Meister vor Augen, und so anders der Geist auch ist, der einen hier umfängt — auch er ist heiliger Geist. Wie manches von diesen Bildern, die noch wild umstritten waren, als ich sie vor zwei Jahrzehnten zuerst gesehen und die als Brand- und Schandmale im Louvre gegolten hätten, hingen heute als klassische Werke ihrer Zeit in überraschend stiller Harmonie da beisammen, — in der Harmonie des gleichen hohen künstlerischen Ernstes. Ingres Odaliske und Manets Olympia erträglich im gleichen Raume! Hier sind jetzt auch die köstlichsten Werke der Landschafter von Fontainebleau versammelt und offenbaren, wie seit Claude Lorrain nichts anderes es mehr getan hat: zu welcher Versenkung in die Natur auch der Franzose, wenn er Künstler ist, die Fähigkeit besitzt, einer solch' keuschen Versenkung, daß man ihm die deutsche Hand wie einem Bruder reichen möchte: „Nicht wahr, wir sind doch alle Kinder einer Mutter!“ Vor der „Ernte“ von Daubigny stand ich und stand, und schaute und schwelgte weit hinein in dieses französische Sommerland. Alles Reichtum, alles Schönheit, Heiterkeit und Segen. Die schweren gelben Kornfelder, die leuchtenden grünen Fernen, die dunkeln Baumherrlichkeiten in ziehenden Wolkenschatten, die rosagoldige, wie Perlmutter spielende Morgenluft. Welch ein Land, welch ein Himmel! So französisch, so vollständig anders als der deutsche Sommertag. Nichts von dessen schwerer, traumverlorener Pracht. Alles leicht und heiter. Nicht: „Die schönen weißen Wolken ziehn dahin durchs tiefe Blau“ von Brahms, sondern Massenets helles:

„Ouvre tes yeux bleus, ma mignonne,
Voici le jour!“

Digitized by Google

Wen dieses Land geboren, der muß es lieben, mit der Leidenschaft der Jeanne d'Arc. Wer es antastet, wer es verwüstet, muß der Todfeind sein! Man steht vor diesem tiefen Werke Daubignys, der Heimatliebe entblüht, und erlebt tragische Erkenntnisse. Wie berechtigt mußten die Kinder dieses Landes sich glauben, Deutschland zu hassen, das ihm 1870 Wunden geschlagen und von dem sie, in hartnäckiger Mißkennung seines Charakters, weiter argwöhnten, es wolle wieder in ihr Paradies einbrechen. Wie hoffnungslos die Unfähigkeit wahr zu sein, sich einzugestehen, daß sie es gewesen, die nicht Frieden gehalten, und daß nur die unveränderten Schwächen ihrer Natur weiter die Gefahr bleiben, aufs neue ein Kriegswetter in diese Fluren zu hetzen.

— Wenn ich heute an jene Gedankengänge und Befürchtungen im Louvre zurückdenke und das seither Eingetretene betrachte, dann tut mir das Herz weh, und dem armen Menschenhirn erscheinen die Absichten jener höchsten Intelligenz, die wir als die Erschafferin und Lenkerin alles Seienden annehmen, unbegreiflicher als je angesichts des Entsetzlichen, was sich im Widerspruch zu allem, was uns als vernünftig zu erkennen gegeben ist, zur Zeit vollzieht.

Doch ich will nicht vorgreifen.

Ich hatte mich nun gründlich in der Stadt wieder heimisch gemacht, hatte in den ungestörten Morgenbesuchen im Louvre genossen, nach was ich mich gesehnt, und war allmählich in die Stimmung gelangt, zu der Berührung mit den Menschen weiterzugehen. So fuhr ich zu einer langjährigen Freundin, die mich erwartete, Mme. de Ch., und meldete mich als angelangt. In ihrem Hause wußte ich an Elementen dasjenige anzutreffen, was mich binnen kurzem in Fühlung setzen würde mit allem, was zurzeit Paris interessierte und bewegte. Geistige und künstlerische Persönlichkeiten aus der vollen Welle des Tages, auch einzelne politische Männer, kurz, eine Zusammensetzung, die mich die Geistesverfassung der Pariser Gesellschaft von 1914 sehen lassen würde.

— Es ist unleugbar, daß der erste Eindruck eines Kreises von gebildeten Franzosen es dem Fremden zuerst immer wieder antut: die ausgesuchte Verbindlichkeit, von der sich der Eintretende umgeben sieht, die anmutige leichte Freiheit der beherrschten Formen, der gesellschaftliche Takt, das Talent zur Unterhaltung, das Geschick Figur zu machen, welchem allem gegenüber jede Geselligkeit der anderen Länder schwerfälliger und ärmer an Grazie wirkt. Dann aber auch die glänzende Beweglichkeit der Ideen, die flinke Kopfarbeit, die Meisterschaft, sich auszudrücken, die Lust am geistreichen Hinüber und Herüber, am Auffangspiel in der Luft; endlich jene Feinheit und Schulung, alles zu verstehen, was der andere meint, aber nicht sagt, die Balzac einmal „le génie du sous-entendu" nennt, — „qui est la moitié de la langue française". All das ist einzig, unnachahmlich, und kommt einem Zurückkehrenden wieder entgegen wie ein Duft, den er von einsther zu den feinsten Genüssen gerechnet, aber lange entbehrt hatte.

Und doch! — war ich durch zwanzig Jahre inmitten deutschen Geisteslebens so viel anspruchsvoller geworden, oder hatte diese französische Geselligkeit sich, selbst in so ausgesuchten Kreisen wie demjenigen der Mme. de Ch. seit dazumal verflacht? Auf jeden Fall hatte ich mir einige Zeit später zu gestehen, daß die Form bestach, der Gehalt enttäuschte. Wo man, dem glänzenden Disput nach, gründliche Kenntnis des Gegenstandes annehmen mußte, enthüllte unverhofft eine verwunderliche Plattheit, daß der tiefste Sinn der Sache nicht erfaßt war. Das wiederholte sich, ja, trat selbst bei Persönlichkeiten zutage, bei denen man

Digitized by Google

um der geistigen Betätigung, oder gar um einer Kunst willen, der sie sich widmeten, volle Beherrschung ihres Gebietes vorauszusetzen berechtigt war.

Ein Beispiel.

An einem der ersten Abende wurde bei Mme. de Ch. musiziert. Die Frau des Hauses, meisterlich Klavier spielend, war viel in Deutschland gereist, mehrfach in Bayreuth gewesen, mit der deutschen Musik vollständig vertraut.

In ihrem Quartett saß ein Geiger von internationalem Ruf, den seine Konzertreisen wiederholt auch durch die deutschen Großstädte geführt hatten. Es wurde Beethovensche, dann Schubertsche Kammermusik gespielt; am Schlusse neue Sachen von Debussy und Vincent d'Indy, von den französischen Hörern gläubig als hohe, neuartige Poesie genossen, unsereinem nicht überzeugend unverkünstelt vom Quell geflossen. Bei Tische kam ich dem Geiger gegenüber zu sitzen. Er sagte mir — sogar ohne sauersüße Überwindungsmiene — verbindliche Dinge über Deutschland, über das viele Imponierende, was er dort getroffen habe. Diese Konzertsäle! Dieses Publikum, „qui sait réellement apprécier! Etonnant, vraiment, j'avoue". (Zu gütig!) Wenn man die Pariser Konzertlokalitäten betrachtete, wunderte einen freilich das Staunen über die würdigeren Stätten nicht, die man in Deutschland der Kunst gibt. Zum Beispiel das schmuddelige Châtelet-Theater, in dessen Dunkel und Stickluft eingepfercht, wir am Tage zuvor vom Colonne-Orchester eine Aufführung Wagnerscher Fragmente mit deutschen Solisten und französischen Chören gehört hatten.

Die erhabene Wirkung wurde erwähnt, die die deutsche Sängerin der Kundry mit ihrer herrlich ruhigen Tongebung nach dem tremolierenden Gezwitscher der Pariser „Blumenmädchen" da ausgeübt habe.

„Plötzlich wie aus einer anderen Welt", bemerkte Mme. de Ch.

„C'est à dire" wandte der Geiger ein, — es war eben eine Stilmischung. Wären die Solopartien ebenfalls unseren Sängern überlassen worden, so wäre die Einheitlichkeit hergestellt und der Genuß auch wieder vollkommen gewesen. Ich fragte, ob er eine bestimmte, gestern besonders eindruckstief herausgekommene Stelle sich wirklich im Tremolovortrag einer gewissen ersten Pariser Sängerin gleich wirksam vorstellen könnte, und zitierte diese Stelle mit den Textworten.

Was antwortete der französische Berufsmusiker!

„Ah Monsieur, les paroles? — je n'en sais rien! Je n'y fais jamais attention!"

„Wirklich? Wie vermögen Sie aber den Sinn einer Stelle ganz zu fassen, wenn Ihnen das Wort fehlt, das zumal bei Wagner so ganz mit dem musikalischen Ausdruck zusammen gedacht ist?"

„Mais qu'est-ce-que ça me dit, voyons? Les paroles, c'est toujours la même chose. Je t'aime, tu m'aimes. C'est toi, c'est moi!"

Ich war so frei, zu lächeln und ihn daran zu erinnern, daß im zweiten Akte Tristan die beiden sich doch noch etwas anderes sagten als C'est toi, c'est moi.

„Ah, je ne nie pas! pourtant c'est justement là, qu'ils ne cessent de répéter cela!" schnitt er ab. Aus diesem Grunde sei es auch gänzlich gleichgültig, ob die Texte deutsch oder französisch gesungen würden.

Mme. de Ch. und ich vertraten die entgegengesetzte Meinung: daß die Übertragung einer bedeutsamen Stelle in eine andere Sprache naturnotwendig eine Entwertung bedeuten müsse, weil das Wort, vom Komponisten mit dem Ton zu-

Digitized by Google

sammen empfunden, sobald es in der fremden Sprache auf ganz andere Vokale gesungen werde, stets eine Minderung der Charakteristik erleide.

Für solche Prätensionen erklärte der große Geiger gar kein Verständnis zu besitzen und schloß mit der Behauptung, die Musik klänge auf jeden Fall immer schöner, wenn der Text französisch gesungen werde, als deutsch; die deutsche Sprache eigne sich nicht zum Singen; es sei dann nicht mehr Musik, sondern gesprochen.

„Wie duftet doch der Flieder
So mild, so stark und voll!
Mir löst es weich die Glieder,
Will, daß ich was sagen soll."

sang es in meinem Innern zur Antwort.

Je mehr ich in der Folge in Gesellschaft von Parisern Musik anhörte und hernach ihren Gesprächen darüber beiwohnte, um so bestimmter wurde meine Erkenntnis, daß das Musikverstehen der Franzosen und das Musikverstehen der Deutschen zwei verschieden geartete Geistesanlagen sind, und daß das Ahnungsvermögen der Franzosen für die tieferen Untergründe der Musik begrenzt ist. Wenn am gewähltesten Orte und von der empfänglichsten Hörerschaft — im Conservatoire — eine Beethovensche Symphonie begeistert applaudiert wurde, bewiesen mir die nachfolgenden Äußerungen über das Gehörte, daß die französischen Ohren eine Reihe von Sätzen genossen hatten, in denen mit wundervoll logischer Entwicklung musikalische Themen durchgeführt waren. Daß hinter diesem Entwicklungsvorgang der hörbaren Musik jedoch erst eine ganze Welt seelischer Vorgänge sich auftat, ein Genius uns in Tönen die Probleme und Kämpfe seiner Menschenseele enthüllte und sie zur sublimen Lösung emporläuterte, offenbarungshell, wie keine von Menschen erfundene Wortsprache es imstande wäre, dem ganz zu folgen, schien mir den Franzosen im allgemeinen versagt. Ihnen singt das Waldvöglein Töne, wo Siegfried eine Sprache vernimmt.

Ich möchte nicht so weit gehen, wie der große Stendhal, der seinen Landsleuten eigentliches Musikgefühl überhaupt abspricht und behauptet, die Franzosen treibe beim Anhören von Musik lediglich ihr Verstand, die überwundenen Schwierigkeiten zu applaudieren. Bei der Masse mag das zutreffen, wie der landesübliche Ausdruck beweisen könnte: „aller écouter les cuivres du régiment" für: Militärkonzerte hören gehen. Allein auch Berlioz urteilte bitter. Er, unter den französischen Komponisten derjenige, der zu Zeiten wahrhaft eine Sprache der Seele sprach, eine Sprache, der mit dem Verstande nicht beizukommen war, und der damit völliger Verständnislosigkeit in seinem Vaterlande begegnete. Auch hier ist es das deutsche Musikverstehen gewesen, das erkannt hat, was an ihm war und seine Bedeutung erst den Franzosen vorrücken mußte. Er ist an dieser Verständnislosigkeit zerbrochen. 1860 schrieb er hoffnungslos an Wagner, der gleichfalls schwer um seine Anerkennung in Paris kämpfte: „Je ne sais, si vous avez encore des illusions? Quant à moi, je vois depuis bien des années les choses telles qu'elles sont. Vous êtes au moins plein d'ardeur, prêt à la lutte; je ne suis, moi, prêt qu'à dormir et à mourir." Das ist wohl eine historische Bestätigung der Begrenztheit der französischen Musikalität.

Aber nicht nur in der Musik, sondern überall begann ich bei diesen so begabten, so eindrucksfähigen, den gebildetsten Franzosen zuzuzählenden Men-

Digitized by Google

schen, mit denen ich nun Tag um Tag im Gedankenaustausch stand, ein Letztes zu vermissen. Weder die Sache, noch die Persönlichkeit, selbst bei den glänzendsten von ihnen, bot einem jene vollständige Befriedigung, die jedes, auch das bescheidenste Ganze gewährt. Weshalb? Weil nichts diese französischen Naturen ganz hinnimmt, weil sie sich wohl voll Enthusiasmus für eine Sache, aber unfähig eines gänzlichen, selbstverleugnenden Aufgehens in einer Sache erweisen. Und je zusammenhängender und näher mein Einblick in das persönliche, geistige, künstlerische Leben der einzelnen wurde, desto klarer traten mir auch die Ursachen dieses allen gemeinsamen Unganzen vor Augen. Sie lagen einmal im Menschlichen des heutigen Franzosen, dann in dem Leben, in das er hineingestellt ist und das ihn mit sich reißt.

Am Menschlichen des heutigen Franzosen fällt durchgehends das Fehlen eines innersten Kompasses auf. Außer den hugenottischen Kreisen, in denen man dank einer starken Familientradition überzeugt christlich gesinnt geblieben ist, hat der „intellektuelle" Franzose heute kaum mehr Religion. Wie wenig er aber einer unerschütterlichen philosophischen Überzeugung fähig ist, mit der er auszukommen vermöchte, beweist am hellsten der Umstand, daß man in Paris jedesmal wieder einen neuen Modephilosophen antrifft, dem sich der Glaube zugewendet hat. Zurzeit war es Bergson. So, ohne einen festen Halt im Sturme des Erlebens, sind diese Weltmenschen der französischen Hauptstadt ewig umhergeworfen im Wellengange des Geschehens. Viele kommen nur auf flüchtige Augenblicke, die meisten überhaupt nie dazu, sich auf sich selbst zu besinnen. Und wird es nach schmerzlichen Erlebnissen einmal einen Augenblick in ihnen still und entdecken sie die sonst überlärmte Öde ihres Innern, dann greifen sie mangels jedes eigenen Ankergrundes zu all den wechselnden Hilfsmitteln von außen, die je nach Lebensalter und Tagesströmung nur für den Moment wieder Trost und Weitergeleite verheißen. Man kann, in philosophischen Gesprächen, typisch solche Pariser Lebensgänge ausgebreitet bekommen, die nacheinander alles ergriffen und verworfen haben, was Halt zu gewähren versprach, ohne zum Schluß doch irgend etwas Festes gewonnen zu haben. Den Glauben, den heroischen Unglauben, den Mystizismus der eben herrschenden Mode, dann neue Leidenschaften mit ihren neuen Enttäuschungen; schließlich die Wollust radikaler Negierung, und wenn das Alter heranschlich, ein verzweifeltes Zurückgreifen auf vernachlässigte Beziehungen und verlachte Werte, die man trotz allem sich bewähren gesehen. Ernster Betrachtung ein wenig imponierendes Bild!

Und nun der Strudel dieses Lebens selbst! Wie bliebe da drin dem einzelnen überhaupt Zeit, die in jagendem Wechsel eingeheimsten Eindrücke des Tages in sich fortwirken und Gewinn ansetzen zu lassen? Das Morgen verjagt das Heute und das Heute deckt das Gestern zu. Wenn man ein paar Wochen hindurch dieses Tempo und dann das Ergebnis ihrer Hast mitangesehen hat, machen einem die Pariser den Eindruck eines ruhelos nach Wahngebilden rennenden Haufens. Hier glaubte ich schließlich auch — da Paris das geistige Leben Frankreichs ausmacht — den Schlüssel dazu zu erblicken, weshalb die Franzosen bei aller Begabung und allem Vorzug des Temperamentes nicht Menschen und Geister wahrhaft ersten Ranges in die Welt stellen. Sie lassen dem Tage zu schädigend das Recht, das Unerläßliche zu Leistungen ersten Ranges wegzufressen: die Vertiefung. Abgesehen von den paar ernsthaften Namen auf dem Gebiete der Wissenschaft, wo die Materie einfach den ganzen Menschen erheischt,

Digitized by Google

sind im heutigen Paris wenig hervorragende Menschen zu finden, deren Begabung nicht durch diesen Fluch beeinträchtigt wäre. Wie berührt im weiteren die Tatsache, daß man jeden Menschen, der etwas kann, in Paris beständig mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, von der äußeren Seite seiner Sache reden hört, als von ihrem Wesen selbst, — vom Apparat, von den persönlichen Verbindungen, von den Protektionen, von den Aussichten auf den Erfolg im Geldpunkt und bei der Presse. Bei den Künstlern geht das bis zur Kläglichkeit. Ich hörte einen Dramendichter nach der Erstaufführung des Stückes eines Kollegen andern Tags, statt einer Auskunft über die künstlerischen Qualitäten des Werkes, zur Antwort geben: „oh, il s'est composé une fort belle salle!" Daß der Autor es fertig gebracht hatte, ein beifallswilliges Publikum zusammenzueskamotieren also, schien dem Fachgenossen das erste, was von der Aufführung meldenswert war. Undenkbar geworden erscheint in diesem Treiben die lärmabgewandte Inbrunst eines Jean François Millet, eines Corot, Daubigny, Courbet usw., oder das heiße Ringen eines Berlioz, das verbissene Sichselbsttreusein eines Gustave Flaubert. Rodin ist wohl die einzige Erscheinung eines wahren, tiefgründigen Künstlers mit vollen Erkenntnissen und überschauendem Wissen, der sich inmitten dieser Zustände noch behauptet.

Da erscheint einem die Superiorität des germanischen Wesens auf einmal wie mit Scheinwerfern beleuchtet. Und wenn Richard Wagner großartig ethisch definiert: „Was ist Deutsch? Eine Sache um ihrer selbst willen tun.", so möchte man den Franzosen sagen: „Darum seid und bleibt Ihr bei allen Euren glänzenden Naturanlagen inferior."

Dabei ist die Menge von Begabung heute wie immer erstaunlich, die in Paris auf einem Fleck beisammen lebt. Ich darf wohl sagen, ziemlich jeder, den ich in den paar Monaten im Umkreise meiner Freundeshäuser kennen lernte, war in irgendeinem Betracht ein besonderer Mensch. Aber alle vergeudeten sie einen besten Teil ihrer Kraft an diesem einen gleichen: an dem Götzenbilde des Tages, an dem äußeren Apparat ihrer inneren Bestimmung.

Ich äußerte diese Eindrücke Mme. de Ch. Sie war sich selbst darüber vollkommen klar. „Dennoch", antwortete sie, „gewährt dieses greulich gewordene Paris, was Sie nicht glauben würden, noch immer die Gelegenheit, zu ganz einsiedlerisch unberührten Existenzen. Gerade in seiner Immensität liegt die Möglichkeit, sich das Leben nach jedem Belieben einzurichten. Sie sollen einen jungen Menschen bei mir kennen lernen, einen Maler, der seinen Weg durch dieses Paris geht, als wäre um ihn die Stille und Sammlung der Wildnis. Er kehrt in den nächsten Tagen zurück. Es ist der Sohn eines kleinen Bureauangestellten und die ganze Familie, Eltern und Geschwister, darben willig, um dem Talente dieses einen Kindes die Ausbildung zu ermöglichen. Er studiert bei B., der mir von ihm sprach und ihn auf meine Aufforderung zu mir brachte. Ich habe ihn hier mit denjenigen Elementen zusammengeführt, die seine Begriffe erweitern, ihm Wege weisen konnten."

Kurz danach machte ich mit diesem, inmitten von Paris weltfremden Achtzehnjährigen genußreiche Gänge durch den Louvre. Schon die äußere Erscheinung René Gôts nahm sich unter den andern Köpfen und Gestalten aus wie ein Bild von 1830, aus dem Umkreise Musset, Chopin, Liszt. Schmächtig, bleich, mit einem geistvollen Hirschprofil; dichtes, glattes, aus der Stirn zurückfliehendes blondes Haar, ärmliche, immer schwarze Kleidung, ein kleiner schwar-

Digitized by Google

zer Filzhut, ein schwarzes Radmäntelchen, ein huschender Gang, wenig mit der Erde in Berührung.

Das erste, zu was er mich im Louvre hinführte, als zu seinem Ideal, war in einem abgelegenen Saale alter Franzosen eine wenig beachtete große Beweinung Christi aus der Schule von Avignon; XV. Jahrhundert. Wie der Leichnam dalag, aus tiefer Empfindung für das Erbarmungswürdige überstark hintenübergebogen, wie die Frauengestalten ihn bejammerten, herbe, ursprünglichste Natur, auch wieder einzig auf ergreifenden Ausdruck des Jammers angelegt, — das war für sein Empfinden wahre Kunst. „Et vous savez, on ne connait pas le nom de celui, qui a fait cette chose adorable. Die Schule von Avignon verschwieg die einzelnen Namen. Das Werk blieb das Werk der Schule. Weiter nichts! Das scheint mir das Ausschlaggebende, wenn wahrhaft reine Kunst erreicht werden soll, und ich träume davon, eine Anzahl Freunde zu finden, die sich auf die gleiche Weise mit mir zusammentun."

Ich hörte diesem bleichen, vergeistigten jungen Menschen voll Anteil zu. Namenlos das Höchste leisten wollen — war das nicht wahrlich inmitten von Paris „Stille und Sammlung der Wildnis"?

Von dieser, seiner heiligsten Liebe, führte er mich zu der andern, zwei italienischen Fresken auf dem rückwärtigen Podest des escalier Daru, eine von Boticelli aus der Villa Lemmi bei Florenz hierher übergeführt, die andere von Fra Angelico, aus einem Kloster in Fiesole stammend. Wiederum war es die Einfachheit der Mittel und die reine Wirkung, die die junge Künstlerseele anzog. René Gôt sprach seine Überzeugungen leise aus wie in einer Kirche. Ich ging erbaut von dem Erlebnis dieser Echtheit und Berufenheit neben ihm die Stufen hinab und mir war, als spende die hehre Nike, mit ihrer unvergänglichen Schönheitsbeglückung, der Zukunft dieses Inbrünstigen ihren Segen.

Ich setzte voraus, daß in einer so beschaffenen Seele auch die Musik eine Heimat haben müsse. Aber der junge Mensch hatte noch wenig gehört. Man war zu Hause zu arm, als daß man ihm den Besuch von Konzerten und Opern ermöglichen konnte, und Bekannte, die ihn einluden, hatte er nicht gehabt. Erst durch seine Verbindung mit Mme. de Ch. hatte für ihn überhaupt die Berührung mit künstlerisch gebildeten Menschen und damit ein Leben nach seinen Bedürfnissen begonnen. Das Wenige, was er seitdem von klassischer Musik kennen gelernt, hatte ihm einen tiefen Eindruck hinterlassen. Von Wagner — den er „Ouanière" aussprach — kannte er noch nichts, „et je n'en ai point envie. C'est un caractère trop indigne!"

„Wirklich? Woher er das wisse?"

Oh, gerade genug habe er von ihm gehört. Und nun bekam ich die alte Geschichte vorgesetzt, die demnach in Paris noch heute herhalten muß: daß Wagner 1871, als Frankreich in seiner tiefsten Erniedrigung gelegen, die Gemeinheit begangen habe, es in einem höhnischen Pamphlet noch vollends zu besudeln.

„Kennen Sie jenes kleine Stück, die ‚Kapitulation'?"

„Ich habe kein Verlangen danach."

Nun, dachte ich, du bist es wert, zur Erkenntnis deines Irrtums geführt zu werden. An den Plakatsäulen stand eine demnächstige Wiederholung des Wagner-Konzertes mit den deutschen Solisten bei Colonne angekündigt.

„Ich gehe mit Mme. de Ch. nochmals da hin;" sagte ich, „wollen Sie mir das Vergnügen machen, mit uns zu gehen? Wir könnten nachher weitersprechen."

Digitized by Google

Als am folgenden Sonntagnachmittag durch den verdunkelten Raum des Châtelet die ersten Klänge des Lohengrinvorspiels schwebten, sah ich das blasse Hirschprofil sich erstaunt aufrichten, hintenüberbeugen; die Augen schlossen sich und öffneten sich nicht wieder bis zum Ausklang. Dann bewegte er wortlos den Kopf. So blieb es während der ganzen Stunden, da große Teile aus Parsifal, die Siegfried-Trauermusik, der Schluß der Götterdämmerung vorüberzogen. Erst als draußen der rasende Sonntagabendlärm der rue de Rivoli uns aufgenommen hatte, vernahm ich von ihm die Worte: „ce n'est pas de ce monde!" Auf dem Wege nach Hause definierte er mir seinen Eindruck: hoch über unserm Dasein, erhaben über die Geschicke, in einer Welt der Symbole habe er sich gefühlt, lauter verklärte Musik um sich, über sich, unter sich; dabei beständig mit dem Eindrucke von Landschaft, von unendlichem Raum, aus dem ihm von allenthalben eindringliche, selige, befreiende Botschaften (messages) gekommen seien. Welche Erleuchtungsmacht! Welche Intensität der Charakteristik! Im Karfreitagszauber die Weite, die heilige Feiertagsmorgenstille, in der Siegfrieds-Trauermusik umschlossene heroische Felsenlandschaft. Nein! Vor dieser Gewalt eines Genies, vor dieser Offenbarungskunst heiligster verklärter Dinge beuge er sich. „Je ne rêvais même pas chose pareille sur terre!" Er ergriff meine Hand: „Je veux connaître l'Allemagne. Je viendrai vous voir. L'année prochaine. Je vous le promets!" In diesem Augenblicke erschien mir der in Erkenntnis beseligte junge Franzose als der Typus des genialen Menschen, der, an keine nationale Beschränkung gebunden, seine Heimatsprache überall da vernimmt, wo sie ertönt, — die Sprache der ewigen Wahrheit und Schönheit.

Er ist nach Deutschland gekommen. Aber anders als er es gedacht. Im Dezember 1914 als Achtzehnjähriger eingezogen, mußte gerade dieser Willige im Februar im Elsaß durch eine deutsche Kugel fallen.

— Von jener Höhe gerieten wir am gleichen Abend noch um so gründlicher in die Tiefe. Wie ein erstes Wetterleuchten berührt es mich heute, wenn ich daran zurückdenke. Wir hatten das Erhabene, das deutschem Quell entflossen, doch eben nur inmitten feindlicher Duldung genossen. Unmittelbar darauf betraten wir ein stockfranzösisches Haus zu einer Abendgesellschaft und fanden große Erregung vor. Es war Günstiges durchgesickert aus schwebenden Verhandlungen über einen für die allernächste Zeit geplanten Besuch des englischen Königspaares in Paris und das hatte eine fieberhafte Belebung der Revanchephantasien bewirkt. Der Abend sollte mir einen vollen Einblick bringen, wie es um die politische Stimmung des Paris von 1914 stand. So vorsichtig dosiert Mme. de Ch. den Fragenden den eben erlebten Genuß äußerte, genügte schon so viel deutscher Lufthauch, den wir drei mitbrachten, um die vorhandene Spannung bis zur Entladungsbedürftigkeit zu reizen. René Gôt, in seiner Kindlichkeit auf das Antippen nach seinen Eindrücken ehrlich antwortend, war als ein zur Bekehrung Neigender im Nu die Zielscheibe nervöser Neckereien, und da man mich, als Schweizer, offenbar ganz zu sich zählte, folglich die Rücksicht, die man einem einzelnen anwesenden Deutschen gegenüber niemals vergessen haben würde, nicht für nötig hielt, so schwirrte bald das unversiegliche Thema des Hohnes und Hasses gegen Deutschland über den Tisch. Zuerst leidlich in den Grenzen des guten Geschmacks. Mit dem Nippen an den Gläsern und der gegenseitigen Aufreizung aber immer temperamentvoller, ungezügelter. Zwei elsässische Matronen, im Sommer auf ihren Familiengütern im Sundgau, im



Digitized by Google

Winter in Paris wohnhaft, wo ihre Kinder verheiratet waren, würzten die politischen Gespräche der Herren mit giftigen Einstreuungen über deutsche Art, zu denen sie die Studien daheim nach der Natur gemacht zu haben behaupteten und die besonders genossen wurden. Einige der anwesenden Männer besaßen dank ihren Stellungen näheren Einblick in die laufenden Dinge der Regierung. Was diese aber von der deutschen Politik zur Sprache brachten und was sie der Gesellschaft als angeblich festgestellte Absichten Berlins aufmalten, mutete einen, der aus Deutschland kam, selbst da, wo ein tatsächlicher Kern zugrunde liegen mochte, mindestens als Verzerrung an. Es waren Gedankengänge, Unterstellungen, wie sie das französische Hirn gebar, das deutsche aber nicht konzipiert, und gingen sämtlich auf die Bezichtigung hinaus, daß Deutschland in einer „demnächst nicht länger ertragbaren Perpetuität" eine Bedrohung Frankreichs bilde und damit das Hindernis für die ganze Welt, sich vor unverhofften kriegerischen Ereignissen sicher zu fühlen. Der englische Monarchenbesuch, als weithin berechnete Demonstration, daß Großbritannien sein Interesse gemeinsam mit Frankreich darin erblicke, diese Gefahr in Schach zu halten, sei deshalb eine Entlastung und eine Aussicht von unabsehbarer Bedeutung. Umsomehr, als Deutschland sich auch kaum noch einer Illusion darüber hingeben könne, auf welcher Seite sich, nach den zustandegekommenen Abmachungen, im gegebenen Momente auch Rußland befinden würde.

In Wahrheit offenbarte alles, was ich da zu hören bekam, mit aller Schärfe nur, daß Frankreich seinerseits nicht einen Augenblick aufhörte, einen günstigen Augenblick für seine Vergeltung zu erlauern und aus diesem Grunde jede einzelne deutsche Maßnahme zur Vervollkommnung der Abwehrbereitschaft, durch welche seine Aussichten auf einen Erfolg wieder um ein Stück beschnitten wurden, als neue „Bedrohung" empfand. Dieser wirkliche Sachverhalt aber wurde systematisch, von obenher, umgelogen, um die Nation bei der gewünschten Stimmung zu erhalten, und die aggressive Absicht Deutschland untergeschoben.

Bei einzelnem, was die Herren als Intentionen Berlins ausgaben, konnte man für möglich halten, daß sie selbst daran glaubten, so sonderbar es bei ihrer Gescheitheit anmutete. Vielleicht ließ eben auch sie, wie alle Franzosen, ihr sonst vorhandener Verstand in dem Augenblicke im Stich, da das rote Tuch Deutschland aufs Tapet kam. Nationalpsychose! Bei mehreren aber konnte gar kein Zweifel bestehen, daß jetzt aus lauter wütendem Bedürfnis anzuschuldigen und aus paroletreuer Scharfmacherei die krasse, bewußte Unwahrheit sprach. Widerlich zu konstatieren an Männern von dem öffentlichen Ansehen der disputierenden, und aufregend anzuhören, wenn einem das positive Material zur Widerlegung fehlte, während die bloße Kenntnis des deutschen Charakters genügte, um die Unhaltbarkeit des Behaupteten zu durchschauen.

Von der Tischgesellschaft schien alles geglaubt zu werden; jedenfalls wendete niemand etwas ein; die Begeiferung Deutschlands gewährte fühlbar allen die gleiche grimmige Genugtuung. Meine Sympathie für diese Menschen erlitt einen Stoß. So scharfsinnig, so gebildet, auch ehrenhaft denkend, hatte ich sie bis hierher gesehen, und nun, sowie die gekränkte Nationaleitelkeit ins Spiel kam, versagte Gewissen und Skepsis, und handgreifliche Unwahrscheinlichkeit störte sie nicht, wenn sie nur hören ließ, was genehm war. Hart gesagt: wo sie haßten, wurden diese Franzosen alle unwahr.

— Was hingegen am deutschen Wesen lächerlich gemacht wurde, wäre leider

Digitized by Google

nicht immer durch eine Gegenbeleuchtung zu entkräften gewesen. Es waren von jenen Erscheinungen, deren Bedauerlichkeit, zumal im internationalen Verkehr, von einsichtigen Deutschen selber längst zugegeben und öffentlich besprochen wird. Von den Augen eines Feindes wie des Franzosen erspäht, der Meister der Beobachtung ist, und von seiner glänzend geschliffenen Zunge verhöhnt, können sie zu einem ärgerlichen Herabwürdigungsmaterial werden. Man sprach den Deutschen im allgemeinen gewinnendes Auftreten und Sicherheit ab. Entweder sehe man Starrheit oder dann einfältige (niaise) Zutraulichkeit. Eben keine Welt, und diejenige Welt, die in den obersten Schichten vorhanden sei peu agréable. Immer zu wenig freier Mensch, zu viel Klasse, Stellung, Schablone — was im raschen Verkehr der Welt unleidlich sei und ungeduldig mache. Dann kam die „heutzutage unverständliche Schlechtangezogenheit der Durchschnittsdeutschen" daran, „so billig-honett, so ohne Ahnung von den modernen leichten und besseren Bekleidungsgelegenheiten. Keine Augenkultur!"

Eine imposante Dame, nach den letzten Eingebungen Béchoff-Davids angezogen — des seither auch politisch bekannt gewordenen — und mit einem Raffinement beschuht, als hätte sie im Cluny herausstudiert, was dem Stil ihrer Person entsprach, gab eine Geschichte sur l'élégance prussienne zum Besten, die sie soeben von Rom heimbrachte. Dort habe in einer großen Pension in etwelcher Entfernung von ihr bei Tische ein älteres adeliges preußisches Ehepaar gesessen, die leurs excellences betitelt worden. Lui, d'une politesse irréprochable, elle, bonne femme empâtée. Monsieur sei in Rom in einem Sportsanzug durch Stadt und Museen gelaufen, als ob er sich auf seinem Gute là-bas oder in Tirol befände, et Madame portait des costumes-tailleur de soixante francs d'un Printemps quelconque de Berlin. Das Paar sei fast täglich zu spät zu Tisch gekommen, weil sie es mit ihrer haute position für unvereinbar gehalten, einen Tram zu benützen, zu einem Wagen vom Forum oder vom Vatikan nach Hause aber offenbar das Geld nicht besessen hätten. Meist habe Madame bei Tisch dann irgendeinen horreur aus ihrem Ridikül hervorgezogen und herumgezeigt, den sie für eine Rarität oder für echt antik hielt und von dem sie erzählte, wie sie ihn nach resolutem Kampfe von einem schwindelhaft viel fordernden Händler wieder billig erstanden hatte. Als man ihr eines Tages, um das Grauen vor ihrem Geschmack zu verbergen, höflichkeitshalber wenigstens über ihren ausdauernden Sammeleifer ein Kompliment gemacht, habe die Preußin „avec une naïveté, qui vous désarmait" verraten, daß sie sich diese kleinen Liebhabereien erlauben könne, weil sie während der ganzen Reise ihre Blusen selber in der Waschschüssel wasche und mit einem Spiritusbügeleisen aus ihrem Koffer plätte, wodurch sie sich ein hübsches Taschengeld erübrige. „Songez! Son excellence! C'est-il prussien, ça?"

Man lachte nicht; man jubelte vor Vergnügen über diesen Fund von Charakteristik. Leider war die kleine Geschichte wohl wahr. Sie besaß ihre Möglichkeit in jener alten preußischen Sparsamkeit, die zu ihrer Zeit die größte Tugend gewesen und eine ergreifende Hingabe an das Vaterland dargestellt hatte, die in manchen wertvollsten Geschlechtern bis heute Tradition geblieben ist, hier aber, am gefährlich falschen Orte, zur grotesken Lächerlichkeit hatte werden können. Nicht das Sparkunststück an sich war ja das bedauerliche, sondern das Versagen des Stilgefühls. Es war zu wetten, daß eine Pariserin auf Reisen genau das Gleiche täte und bei eingestanden bescheidenen Verhältnissen sogar



Digitized by Google

mit heiterſter Freiheit darüber ſpräche. Lieber dagegen würde eine Franzöſin ſich die Zunge abbeißen, als ſo etwas laut werden zu laſſen, ſobald es im Widerſpruch zu ihrem Auftreten ſtünde. Jene an ſich gewiß vortreffliche Deutſche aber, die in der äußeren Repräſentation dermaßen peinlich auf das achtete, was ſich mit ihrer Stellung vertrug, daß ſie ſelbſt in einer fremden Stadt keinen Straßenbahnwagen beſtiegen hätte, gab unbedenklich ihren Sparkniff preis, weil er ihr, nach heimiſchen Begriffen, ein ebenſo praktiſcher als beluſtigender Einfall ſchien. Hier trennt ein Abgrund das franzöſiſche Gefühl von dem deutſchen. Und wenn man ſolcherlei für Bagatellen hält, ſo weiß derjenige, der Frankreich kennt, daß es juſt dieſe Imponderabilien ſind, die die Unüberbrückbarkeit der Gegenſätze ausmachen. Immerhin ſchwieg ich zu dieſer Anekdote nicht, ſondern gab, nachdem ich durch Mitlachen über ihre Komik mir das Vertrauen geſichert, die hiſtoriſche Erklärung für dieſe Sparſamkeit und fügte bei, daß in manchen preußiſchen Adelsfamilien die Männer eben in dem ganzen Jahrhundert ſeit damals noch nicht aufgehört hätten, von Vater auf Sohn einzig ihrem Vaterlande zu dienen, ohne daß je einer ausgeſprungen wäre, um ſein Leben dem Erwerben von Reichtümern zuzuwenden.

„Fort respectable!“ gab man zu. Doch war wohl zu ſpüren, wie wenig Eindruck preußiſche Tugend, und wüchſe ſie ins Unüberbietbare, in Frankreich machen könnte. Schon meine abſchwächende Darlegung hatte genügt, als disharmoniſcher Klang in der leidenſchaftlich einigen Stimmung empfunden zu werden. Man wandte ſich mit vorſichtig ſondierenden Fragen an mich und hörte die Antworten ſehr höflich an, wodurch ich, mich mit Samthandſchuhen weitertaſtend, die Möglichkeit gewann, allerlei falſchen Vorſtellungen und übelwilligen Mißkennungen weitere Wahrheiten entgegenzuſetzen. Ich ſagte, daß ich aus Wahl, trotzdem ich Schweizer ſei, meinen Wohnſitz in Deutſchland genommen. Daß neben Seltſamkeiten, wie ſie da erzählt worden, neben Kleinlichem und Schwerfälligem, was ich nicht leugne, was aber in andern Ländern genau ſo zu finden ſei, geiſtig, künſtleriſch, geſellſchaftlich ein ſo reiches, befruchtendes Leben herrſche, auch ſo viel vollendet feine Form und gediegener Geſchmack zu finden ſei, daß man ſich, ſelbſt mit recht kultivierten Nerven, durchaus dort wohl fühlen könne.

„Vous dites cela, vous? Etonnant!“

Leider durfte ich ihnen nicht ins Geſicht antworten, daß es eine Schande ſei, daß man ihnen, die überzeugt ſeien, an der Spitze der Kultur zu ſtehen, im Jahre 1914 noch immer die elementarſten Auskünfte über Deutſchland ſervieren dürfe, als handelte es ſich um ein unerreichbar fernes, unbekanntes Land.

Ob es Berlin ſei, das ich mir zum Wohnorte gewählt?

Nein, Bayern, die Nähe Münchens.

Hier ſprangen mir nun mehrere, die gereiſt, verbindlich bei, ſtellten München in helles Licht, prieſen die Schönheit ſeiner Umgebung und konnten ſich das Landleben in Oberbayern, das ſie durchreiſt, reizvoll vorſtellen.

„Mais le peuple là-bas!“

Ich antwortete, daß gerade das Volk es ſei, was dem Leben in Oberbayern eine beſondere Annehmlichkeit gebe. In ſeiner Art und Begabung ſei es menſchlich ebenſo ſympathiſch, wie künſtleriſch intereſſant.

„Bei dieſer Rohheit der Raſſe?“

„Wieſo?“

Digitized by Google

Darauf bekam ich Dinge über die Bayern ausgeschüttet, abgestanden, widerlegt bis zum Überdruß und dennoch wiederaufgewärmt, wie man es nach 44 Jahren für undenkbar gehalten hätte, aus dem Munde von Gesellschaftsparisern, die sonst Trivialitäten daherzureden ärger scheuten als ein Verbrechen zu begehen. Hier waren es nun vor allem die beiden elsässischen Patrizierinnen, die mit Einzelheiten aufzuwarten wußten: wie diese brutes Anno 70 die Menschlichkeit hätten vermissen lassen, und wie wertvolle Gegenstände, Familienerbstücke seit Generationen, durch die Dieberei gerade der bayerischen Einquartierung aus großelterlichen Landhäusern und befreundeten Schlössern verlorengegangen seien, — die erbärmlichen Schablonenbezichtigungen, die wir heute aufs neue in alle Weltteile hinauszetern hören.

Hier freute ich mich nun nicht wenig, mit Tatsachen aus meiner nächsten Lebensumgebung dienen zu können, die die bayerische Volksart, wie sie wirklich ist, so eindrücklich kennzeichneten, daß die Verleumdung durch sie empfindlich getroffen wurde.

„Wer Gelegenheit hat, mit eigenen Augen zu prüfen," wandte ich ein, „vermag das schwer in Einklang zu bringen mit dem, was er an den Bayern Tag um Tag sieht. Rohe einzelne Individuen gibt es bei jedem Stamme, warum soll es damals im Kriege nicht einzelne rohe Bayern gegeben haben. Deswegen die Rohheit für einen Charakterzug der Bayern überhaupt zu halten, wäre aber ein großer Irrtum. Sie erlauben mir gewiß, Ihnen zwei Züge gerade aus dem Kriege von 70 dagegenzustellen, die Ihnen zeigen werden, wie ganz anders ein bayerischer Soldat aussehen kann. Für die Wahrheit beider Illustrationen bin ich in der Lage, einzustehen. Ich kenne selber die zwei Männer und beide haben mir die kleinen Vorkommnisse, nachdem andere sie mir zuerst erzählt hatten, gelegentlich selbst bestätigt.

Der erste, ein einfacher Straßenwärter, noch heute mit seinen Siebzigen ein mächtiger starker Mensch, war als Soldat in Frankreich eines Nachts mit einem Kameraden in ein armseliges, einsam gelegenes Haus ins Quartier gekommen. Die Bewohner waren geflohen; dafür fand sich ein ganz kleines Kind vor, das entsetzlich schrie. Erschöpft von Kampf und Marschleistung des Tages, galt es für die beiden Bayern etwas zu essen zu finden und zu schlafen. Aber was tat man mit dem kleinen Kinde? Man konnte es doch nicht so liegen und schreien lassen! Der große Matthies war selber ein junger Vater, hatte daheim ein gleichalteriges Bübchen zurückgelassen und verstand mit solchen kleinen Wesen umzugehen. Doch alle Versuche, es zu beruhigen, waren umsonst. Offenbar schrie das arme Geschöpf aus Hunger. Im ganzen Häuschen fand sich nicht ein Tropfen Milch, überhaupt nichts Eßbares, und in der unbekannten Umgebung jetzt Nachts auf die Suche zu gehen, war nicht ratsam. Der Kamerad warf sich mißmutig aufs Lager. Der Matthies aber suchte in seinem Tornister nach Zwieback, kaute den weich, band ihn in den Zipfel seines Taschentuches und steckte ihn dem jammernden Säugling in den Mund. Dann trug er ihn auf dem Arm in der Stube herum, hoffend, nun schlafe er ein. Solange der Beutel vorhielt und das Kind gewiegt wurde, war es ruhig; sowie der Beutel leer wurde oder der Matthies es hinzulegen versuchte, ging das Geschrei wieder an, derart jämmerlich, daß das Kind nicht nur für ausgehungert, sondern auch für krank gehalten werden mußte. Also besorgte der Matthies das Kind eben die ganze Nacht hindurch, bis bei Morgendämmerung Alarm ihn zu schleunigem Aufbruch

Digitized by Google

zwang. „Du mein Gott, jetzt kann ich dir auch nimmer helfen," habe er da gerufen; „es wird aber doch hoffentlich deine Mutter wieder nach dir sehen!" Noch einen frischgefüllten Lutscher ins Mäulchen, und davon!

„Et vous connaissez cet homme?"

„Je le vois presque chaque jour; c'est le type du montagnard bavarois."

Der andere, den ich Ihnen zeigen möchte, war gleichfalls gemeiner Soldat, Sohn eines Zimmermanns in dem Gebirgsort, den ich bewohne, — künstlerisch begabt, wie so viele seines Volkes. Er wurde später Maler und hat es zum Professor an der Akademie in München gebracht. In einem französischen Schlosse, in dem seine Kompagnie lag, entdeckte er eines Tages in einem Kabinett voll kostbarer Sammlerstücke eine Handzeichnung von Rubens, die ihn in Begeisterung versetzte. Die Besitzer waren geflüchtet, die Bayern die alleinigen Herren im Hause. Jeden Tag studierte und genoß der junge Soldat wieder und wieder das herrliche Stück Arbeit von der Meisterhand, bis die Kompagnie eines Morgens weiterbefohlen wurde. Das Blatt aus dem Rahmen zu nehmen und gerollt im Tornister davonzutragen zu lebenslänglichem beglückendem Besitz — trat als glühende Versuchung an die Künstlerseele heran. Doch dann rasch! Es hieß antreten! Da drehte er das Kleinod um, schrieb auf die Rückseite: „Gesehen, verstanden, und doch nicht mitgenommen. B., bayerischer Soldat." — hängte es wieder an seinen Platz und zog mit ehrlichen Händen weiter.

Man nahm beides als erstaunliche vereinzelte Möglichkeiten auf, ohne sich das Bild dadurch widerlegen zu lassen, das man nun einmal in Frankreich von den Bayern festzuhalten beliebte. Und in der Folge lernte ich jeglichen Versuch als nutzlos erkennen, für eine Berichtigung irriger Vorstellungen über deutsche Verhältnisse in Paris ein williges Ohr zu finden. Die Antipathie erwies sich neuerdings zu solcher gehässigen Schärfe verhetzt, daß gerade nur so viel zugegeben wurde, als sich ohne Stupidität nicht leugnen ließ. Das bloße Wort allemand wirkte wie ein Schlüssel, der eine Verrücktheitszone der Franzosen öffnete und aus dem eben noch liebenswürdigsten Menschen einen blinden, tauben, ignoranten Fanatiker hervorbrechen ließ. Selbst das angeborene Bedürfnis nach feinen Grenzen in der Ausdrucksweise versagte dann, und verpönte Worte wie sale, saleté, konnte man von Lippen hören, die sonst die ganze pariserische Kunst abgetönter Bezeichnungen genießen ließen.

In dieses Fahrwasser geratend, offenbaren die Franzosen zugleich einen erstaunlichen Mangel an Einzelmeinungen. Die sonst verschiedenartigsten Individuen zeigen sich einhellig beherrscht von ein paar wenigen, gleichen Gedankengängen, wie von einer ausgegebenen Nationalparole. Weltkenntnis, Überschau, besonnene Voraussicht, als Hemmung der Impulse, fehlen im Momente der Aufpeitschung gänzlich. In den andern Ländern denkt der Einzelne viel selbständiger, hat sich seine persönlichen Ansichten gebildet und wirft sie nicht ohne weiteres vor einer ausbrechenden Bewegung weg, um mitzumachen. Selbst in Italien ist, infolge des Vorhandenseins verschiedener bedeutender Städte und Meinungszentren, diese Gefahr minder groß, trotz der gleichartigen romanischen Neigungen, als in Frankreich, wo das einzige Paris alles bestimmt. Aus diesem Grunde finden diejenigen, die in Frankreich die Politik machen, im Augenblicke, da es ihnen paßt, immer die erforderliche suggestible Masse zur Hand, die sie mit einem Schlagwort in die gewünschte Richtung hetzen können. Ist die Bewegung aber einmal nach ihrem Willen im Gange, so hört jede Einzelmeinung auf. Wer in solchen Augen-

Digitized by Google

blicken widersteht, ja bloß vermöge seiner abweichenden Gesinnung ein Hindernis zu werden droht, der fällt. Jaurès ist dafür wieder ein Beweis geworden. Das erklärt gleichzeitig, wie alle großen früheren Explosionen in der französischen Geschichte zustande gekommen sind und weshalb sie ihren blindrasenden Charakter annehmen konnten. Sie waren spontane Entladungen dieser gleichen, noch heute bestehenden, allgemeinen Ansteckbarkeit zu augenblicklichem fanatischem Zusammenschluß vor einem wirklichen oder suggerierten Haß.

Diese Eindrücke auf dem politischen Gebiete schlossen sich mit den tieferdringenden menschlichen im Laufe der Wochen für mich mehr und mehr zu einem unerquicklichen Gesamtbilde zusammen und gaben mir das Gefühl, daß eine solche seelische Verfassung nicht dauern könne, sondern nach einer Krise irgendwelcher Art hindränge. Müdigkeit und Überreizung beisammen — das war ihre Signatur; zugleich das typische Symptom der Abgelebtheit. Und zwar erwiesen sich die Pariser als so müde in ihrem persönlichen Leben wie im öffentlichen. Zu der verabvokateten Regierung hegte kein Mensch Vertrauen. Kalt wurde herausgesagt, daß die Mehrzahl derer, die in jüngster Zeit das Staatsschiff steuerten, von Ehrgeiz oder Bereicherungssucht getriebene Männer seien. Ebensowenig aber zeigte jemand Mut und frische Tatenlust, zu des Vaterlandes Heil eine Änderung herbeizuführen. Man ließ die Dinge gehen und sagte offen weshalb. Weil — wer in Frieden zu leben hatte, davor zurückscheute, durch politisches Hervortreten seine Person und ganze Existenz der Besudelung durch die dermalige korrupte Presse und die übrige, schamlos gewordene öffentliche Anfeindung auszusetzen. Die eben über Paris hingegangenen Caillaux-Erlebnisse ließen jeden, der so dachte, im Recht erscheinen. Eine wirklich starke Persönlichkeit aber fehlte der Gegenwart gänzlich, in der sich, wie seinerzeit in Gambetta, die Nation hätte verkörpert sehen können, an die sie zu glauben vermocht hätte. Am meisten Qualität dazu besaß Jaurès; aber er entbehrte als Sozialistenführer der Gefolgschaft zu großer Parteien, und auch die Klugheit und Energie Caillaux' konnte nicht zu ihrer Auswirkung gelangen, weil seine Besteuerungspläne just diejenigen Schichten gegen ihn stehen ließen, die das solide Frankreich darstellen wollten.

— Wie es andererseits um die Müdigkeit im Einzelleben stand, bekam ich reichlich in persönlichen Gesprächen zu erkennen. Alles fühlte sich vorzeitig alt, weil sich die gesellschaftlichen Zustände so rapid verändert hatten. Die Persönlichkeiten und die überlieferten Sitten, die noch vor zwanzig Jahren Paris das Gepräge gegeben, waren dahin; eine emporgekommene, großenteils ausländische Plutokratie war in die Gesellschaft eingedrungen und verfälschte überall die Atmosphäre. Verbissen sagte mir eine Dame, die noch alle namhaften Köpfe von vormals gekannt, heute aber kaum mehr ein paar Häuser des Verkehrs wert hielt, von diesem neuen Paris: „Paris? qu'est-ce que c'est, Paris? — une cohue!"

Einer cohue entsprechend sind denn auch in der Tat die Ereignisse in dieser veränderten Gesellschaft, die jetzigen Formen der Eheskandale, der Ehrenhändel, der Geldmachenschaften, kurz der mondänen Affären jeglicher Art. Drei gelegentliche Aussprüche hielt ich fest, die mir über diese heutigen Zustände alles zu sagen schienen:

„On se lasse de tout, sauf de comprendre."

„Je ne tâche plus de comprendre."

„On constate, mais on ne comprend plus."

Digitized by Google

— Einen Kunstfreund und seinen Literaturkenner, den ich vor zwanzig Jahren umgeben von einem großen Freundeskreise interessanter Menschen, als immer anregenden, immer mit neuen Erkenntnissen beschäftigten Geist gekannt hatte, vermochte ich diesmal erst nach Wochen überhaupt vor Augen zu bekommen. Er war fast vollständig Einsiedler zwischen seinen Kunstwerken und Büchern geworden und blickte nur hier und da noch bei einzelnen erprobten Freunden zur Türspalte herein. Die Erklärung, die er mir dafür gab, war das klassische Zeugnis für die allgemeine Müdigkeit der Pariser. „Alle Beziehungen sind doch vorübergehender Natur", sagte er. „Wenn man das erkannt hat, zieht man vor, das enttäuschende Spiel nicht immer von vorn zu beginnen. Was hat man in Wirklichkeit dabei geholt? Hätten wir nicht die Naturanlage eines geselligen Tieres, so würden wir uns das nach den ersten Erkenntnissen schon viel früher eingestehen: — bestenfalls immer eine Geduldsprüfung durch die Unstimmigkeit der Temperamente und Ansichten! Als Sie damals hier lebten, genoß man in Paris wenigstens noch durch gemeinsame Überzeugungen, durch verwandtes Kunstgefühl, durch die Zugehörigkeit zu einem gleich erzogenen und gestimmten Gesellschaftskreis eine harmonische Atmosphäre. Jetzt ist auch das vorbei. Der letzte Genuß ist, da und dort noch ein vereinzeltes Wesen aus jenen besseren Tagen zu wissen, das unsere Art zu empfinden teilt, und bei diesem zu frühstücken. Die Abende sind überhaupt nicht mehr zu verbringen. Ich lege mich vor zehn zu Bett."

Hier mußte etwas kommen. Über kurz oder lang. Luftreinigung oder Zusammenbruch. Die Schuld an den allgemein als unbefriedigend bezeichneten Zuständen der Charakterschwäche der gegenwärtigen Generation zuzuschreiben, ließ die Eitelkeit nicht zu. Der latente Mißmut aber mußte ein Objekt haben. Dieses Objekt wurde Deutschland.

Einmal gefunden, ergoß sich hierdrauf die ganze Flut der Verstimmung, die nicht gewußt, wo hinaus, und die ganze Ruhelosigkeit des französischen Erregungsbedürfnisses. Und die Streber an der Spitze nährten und stachelten wohlberechnet diesen wiederzustandegekommenen Haß. Denn hier lag für sie die Gelegenheit, sich, allem Mißtrauen zum Trotz, eben doch als die gegebenen Vertreter der nationalen Strömung empfinden zu lassen und durch ihre Verhandlungen mit England, mit Rußland, fortlaufend den Eindruck zu bieten, daß die Aspirationen und Hoffnungen des Landes durch sie gefördert würden. Das letzte Ergebnis dieser Dinge konnte nur ein Krieg sein, und daß man sich einstweilen dazu zu schwach fühlte, verschärfte den Grimm, zeitigte jene unflätige Redeweise über Deutschland und machte die sonst so vorsichtigen französischen Sparer dummblind für die mit Rüstungen lockende, milliardenschwere, finanzielle Ausbeutung dieses Hasses durch Rußland.

Mit alldem gebe ich nur wieder, was ich — ohne Politiker zu sein — als beobachtender Mensch wahrgenommen habe.

— Als ich am Winterende von Paris schied, fuhr ich mit zwiespältigen Empfindungen aus der Gare de l'Est hinaus, in die ich im Januar mit so viel alter Sympathie eingefahren war. Wohl war diese Sympathie bestätigt worden für gewisse Seiten des französischen Wesens; aber die unsympathischen Züge hatte ich diesmal scharf erkannt: das innerlich Kalte, Leichtsinnige, Gefährliche, das erschreckend die Oberhand gewonnen hatte. Die Franzosen boten in ihrem dermaligen Irritationszustande als Nation genau das Bild, das im

Digitized by Google

bürgerlichen Leben eine gemeingefährlich gewordene hysterische Einzelperson bietet. Wie eine solche mit der Verzerrtheit ihrer Vorstellungen und der Verlogenheit ihrer Umtriebe Ehre, Frieden und Wohlfahrt eines ganzen Lebenskreises verwüstet, so mußte diese Hysterie Frankreichs über kürzere oder längere Zeit eine Verheerung von furchtbarem Umfang im Völkerleben anrichten.

— Wie ist es seitdem gekommen! Wie über alle Voraussicht bald und kraß haben diese Eindrücke sich als richtig erwiesen! Ärger, als der schlimmste Beurteiler es für möglich gehalten, hat der Verfall der französischen Nation sich aller Welt enthüllt. Die Verlogenheit zeigte sich, mit ihrer Entfesselung durch den Krieg, als ein allen Schichten bereits derart gemeinsamer moralischer Defekt, daß wir von der Regierung und der obersten Heeresleitung angefangen, über Gesandtschaften und Geschäftsverbindungen — von der Presse gar nicht mehr zu reden, — bis zum letzten Wort, das einer von dort noch über die Grenze berichten kann, tobende Phantasie in abstoßender Erkrankungsform erblicken. Die Hysterie brach in das Stadium des Delirierens aus und wütet mit Verleumdung und verirrten Haßtaten nun schon durch das zweite Jahr. Wo blieb die französische Kultur? Wo eine Spur dessen, was sich in der ganzen Welt als französische Ritterlichkeit hatte preisen lassen? Erste Bedingung der Ritterlichkeit ist Rücksicht gegen Frauen und Wehrlose. Mit welcher Roheit aber ging man vom ersten Tage des Kriegsausbruches an in Frankreich z. B. gegen die völlig schuldlosen deutschen Mädchen vor, die das Unglück hatten, als Erzieherinnen, Lehrerinnen, Bonnen sich dort in Stellung zu befinden. Welches schnöde Im-Stich-lassen dieser schutzlosen Wesen von seiten ihrer Herrschaften, welche Transportquälereien, welche Behandlung in den Konzentrationslagern! Man lese einen Bericht nach, wie den in Nr. 16/17 vom April 1915 in der Zeitschrift „Die deutsche Frau" veröffentlichten „3½ Monate kriegsgefangen". Daraus nur zwei kennzeichnende Tatsachen. Der Präfekt von Le Mans nannte die deutschen Frauen: „Ihr Schweine! Ihr gemeinen Bestien!" Die Männer spuckte er an. Der Bahnhof-Offizier von Nantes, der eine französische Dame vom Roten Kreuz sah, wie sie einem erschöpften deutschen Säugling etwas Milch reichen wollte, befahl: „Nichts für diese schmutzigen Schweine! Es wäre besser Stroh unter dem Wagen anzuzünden und sie zu rösten!" Gleiche Niedertracht gegen die gefangenen deutschen Schwerverwundeten. Als Gipfel jene Steinigung eines auf dem Transporte sterbenden Infanteristen auf dem Bahnhofe von Le Bourget bei Paris, unter Eid gemeldet von Augenzeugen und bekanntgegeben durch das Wolffsche Telegraphenbureau am 12. Juli 1915. Nicht einmal, während der herbeigerufene Geistliche dem verscheidenden Deutschen die letzten Trostworte spendete, war das Volk zum Einstellen seiner Beschimpfungen und Steinwürfe zu bewegen; die französischen Soldaten aber schauten untätig zu. Ich bezeuge als Gegenstück, daß ich auf dem Bahnhofe von Konstanz die Menge beim Anblick der schwerverwundeten französischen Austauschgefangenen die Häupter entblößen sah und daß aus der ehrfürchtigen, weithinreichenden Stille nur einzelne unwillkürliche Laute des Mitleids und der Ergriffenheit zu hören waren. Was ist alles über die Gefangenenbehandlung in Frankreich festgestellt! Durch einen gesund und unverwundet in den Vogesen in Gefangenschaft geratenen, trotzdem nur mit einem letzten Lebensrest schließlich als Schwerkranker noch nach Davos ausgetauschten bayerischen Gebirgler gelangte ich zur Kenntnis herzbeklemmender Einzelheiten aus dem Dasein, das diese braven Menschen in Casa bianda durchzuleiden hatten. Das Ärgste in diesem Betracht bleibt wohl jene teuflische Quälerei der

Digitized by Google

gefangenen Patrouille des Leutnants von Schierstädt, infolge deren dieser heldenhafte Offizier zuletzt irrsinnig wurde. Das ist nichts anderes als die Grausamkeit der Entarteten und Untergehenden, die wollüstig Rache nimmt an dem Starken und Gesunden, der wehrlos in ihre Hände fällt. Hat auch nur eine Stimme aus der „ritterlichen Nation" sich erhoben gegen die Schmachtat des Fliegerbombardements auf das Großherzogliche Schloß in Karlsruhe, in dem man in der frühen Morgenstunde die greise Großherzogin Luise und die Königin von Schweden schlafend wußte? Jedes primitivsten Gefühles bar für die feige Roheit dieses Aktes, hat im Gegenteil die öffentliche Meinung Frankreichs von dieser Schändlichkeit mit Genugtuung Kenntnis genommen, zum Teil sie offen gebilligt. War es doch die Tochter Kaiser Wilhelms I., die besonders geliebte und verehrte Tante des verhaßten Kaisers Wilhelm II., und ihre Tochter, die da bedroht worden! Zeugnis des gleichen Geistes ist die Aufzeichnung jenes gefangenen Fliegers, der in Freiburg im Breisgau auf Befehl friedliche Bürger getötet hatte und die, vom deutschen Großen Hauptquartier am 18. August 1915 veröffentlicht, lautete:

Capitain Hoppe a ordonné de lancer des bombes sur Fribourg. Sur la demande du bombardier, sur quel point de la ville il fallait les laisser tomber, il a répondu „n'importe pas où, pourvu que ça fasse des victimes boches".

Eine zynischere Niedrigkeit militärischer Befehlshaber ist nicht zu erdenken. Aber auch das stimmt wieder nur zum Ganzen, das Senegalneger zu seinen Hilfsbrüdern macht und von solchen Halbtieren deutschen Bürgers- und Bauernsöhnen die Bäuche aufschlitzen, die Gesichter zerreißen und die Augen auskratzen läßt.

Wird man angesichts solcher Raserei einer verlorenen Nation nicht endlich aufhören, das Wort Ritterlichkeit auszusprechen, überhaupt länger von Kultur zu reden, wo der erste Begriff der Kultur versagt: kein wildes Tier zu sein? In Deutschland jedenfalls wird es hinfort zu den Forderungen der Selbstachtung gehören, seine Sprache gegenüber Frankreich diesen Tatsachen entsprechend einzurichten. Wenn manche der Neutralen sich durch das schmachvolle Schauspiel erstaunlich wenig in ihren Sympathien berühren lassen, so ist das ihre Sache. Das gehört auch zu den Dingen, „que l'on constate, mais qu'on ne comprend pas." Es gemahnt an die analoge Erscheinung jener Frauen, die sonst als rechtlich bekannt, ihre Zärtlichkeit für einen Menschen auch dann noch weiter bewahren, wenn ihnen dessen Schandtaten unabweislich vor Augen stehen. Alle seelisch Gesunden aber, deren Urteil nur durch die Wahrheit bestimmt wird und die über noch so teure alte Voreingenommenheiten hinweg den wirklichen Sachverhalt zu sehen willig sind, werden ihre innere Stellung zu Frankreich heute schmerzlich zu berichtigen haben. Diese Nation ist kein Opfer — außer das Opfer ihres verderbten Charakters. Sie hat jedes Gewissen verloren. Von dem Frankreich eines Montaigne und Pascal ist der letzte Hauch geschwunden. Nicht einen Mann mehr sehen wir heute dort aufstehen, der den sittlichen Mut besäße und integer genug zu dem Wagnis wäre, seinem Volke die Wahrheit, die Beschwörung zur Selbsterkenntnis ins Gesicht zu schreien und es einer vielleicht noch möglichen allmählichen Wiedererhebung zuzuführen. Das ist ein letztes Zeichen des eingetretenen Verfalls. Wenn die Stunde tiefster nationaler Not nicht ein einziges ethisch überragendes Element mehr hervortreibt, das die besseren Reste um sich sammelt, dann ist es für die Gegenwart und für die nächste Zukunft aus.

Digitized by Google

Wie anders im gesunden Volkskörper Deutschlands, wo die gleiche Stunde der Not sogar ungekannte Genies zur Rettung des Vaterlandes aus dem Dunkel ans Licht brachte!

Es ist immer hart, eine Sympathie begraben zu müssen, die uns ein weites Stück unseres Lebens begleitet, bereichert und beglückt hat, eine Sympathie, zu der uns so viele schätzenswerte, ja bestrickende Eigenschaften des andern geführt. Wenn diese Eigenschaften, auf die Probe gestellt, sich aber nicht bewähren, ja, von einem Übermaß von Häßlichem verdunkelt werden, dann hat der Mann von Charakter resolut seine alte Meinung zu opfern und die angewiesene neue Stellung einzunehmen. Das Frankreich von 1914/16, wie es sich uns Monat um Monat in immer neuen Erscheinungen seiner moralischen Zersetzung bloßgelegt hat, ist der vormaligen Zuneigung der gesitteten Menschheit nicht mehr würdig.

Das ist hier der Eindruck — nicht eines Deutschen, den man des Hasses gegen die Feindesnation bezichtigen könnte, sondern der Eindruck eines Neutralen, der Frankreich geliebt hat, der dessen ehemalige Kultur auch weiter hochhalten wird, aber seine Liebe für das Frankreich von heute hat verlieren müssen.

„Sollte demnach" — wird mancher fragen — „Frankreich, mit dem die Welt solange gerechnet, das den Gebildeten aller Länder einen feinsten Teil ihres Kulturbesitzes bedeutet hatte, hinfort aus dem Bestande unserer Lebensgüter ausscheiden? Wird es nach dem Unglück, das es über unsern Erdball gebracht hat und nach der Schlußabrechnung, die ihm wohl unvermeidlich auch mit seinen jetzigen Verbündeten noch bevorsteht, als ein hoffnungslos zusammengebrochenes Land seiner weiteren Zersetzung überlassen werden?"

Wer vermag hierauf zu antworten!

Vor allem wird es darauf ankommen, wer nach dieser Katastrophe die Macht an sich bringt. Wird es neuen Streben gelingen, den tiefen Fall auszunützen, sich an die Spitze zu drängen und den Ruin zu vollenden? Oder werden trotz allem fäulnisfrei gebliebene Elemente aus dem Volke sich ans Licht ringen, den abgewirtschafteten Schichten die Zügel entreißen und retten, was einer Genesung fähig blieb?

Und wäre, von seiten eines solchen, allmählich sich doch wieder emporarbeitenden und dann in bitter erlernten vernünftigeren Richtlinien bewegenden Frankreichs, über Jahr und Tag auch einmal an ein ehrliches Verhältnis zu Deutschland zu denken?

Den Anfang dazu könnte jedenfalls einzig die Zwangslage zuwege bringen, in der das Land sich hinsichtlich einer wirtschaftlichen Erholungsmöglichkeit überhaupt erblicken wird. Diese Zwangslage mag es vielleicht, über allen Groll hinweg, zur Wiederherstellung wenigstens einer kalten, äußerlich korrekten Verbindung nötigen. Eine Änderung der inneren Stellung dagegen erscheint psychologisch unmöglich, ehe nicht die ganze jetzige Generation in Frankreich weggestorben und die nächste, durch sie und die heutigen Ereignisse ebenfalls noch in der Haßvergiftung herangewachsene, entweder gleichfalls wieder abgestoßen, oder — zu der Fähigkeit hindurchgereift sein wird, unter der Wucht der erlebten weltgeschichtlichen Lektion sich auf ein Besseres zu besinnen.

Eine erste Einwirkung in dieser Richtung möchte von der Heimkehr der französischen Kriegsgefangenen aus Deutschland denkbar sein. Gegen ihren Willen haben jetzt ihrer mehrere Hunderttausende von deutscher Art Kenntnis nehmen

Digitized by Google

müssen und es kann nicht anders sein, als daß die Intelligenten unter ihnen ihr bloßer Verstand gezwungen hat, zu erkennen, daß das Land der boches etwas ganz anderes sei, als durch Schule, Bücher und Presse ihnen lebenslang vorgemacht worden war. Soweit ihr französischer Charakter es ihnen also zuläßt, das menschlich Gute und staatlich Imponierende, was sie mit eigenen Augen unleugbar gesehen und an sich selbst erfahren haben, auch ehrlich festzuhalten, werden sie für ihre Person wenigstens in der Folge eine andere Stellung Deutschland gegenüber einnehmen. Daß ihre Berichte einen breiteren Einfluß auf die Meinung der Daheimgebliebenen ausüben werden, ist deswegen keineswegs zu hoffen. Denn diese Meinung wird nicht vom Verstande gelenkt, sondern von blinden Instinkten bestimmt. Doch selbst ein bescheidener Prozentsatz von Redlichen unter diesen Heimkehrenden kann ausreichen, in der künftigen Politik ein Richtungswort zu gewinnen.

Das alles kann Deutschland abwarten. Sollte in unbestimmbarer Zeit der Augenblick herangereift sein, da die Erkenntnis des deutschen Wertes die Franzosen bewöge eine aufrichtige Verständigung zu suchen, und würde dann Deutschland einem regenerierten Frankreich die Hand reichen, so stünde es wahrhaft großmütig da. Früher — bleibt alles ohne Wert.

Dem allerdings, der das Paris der letzten Jahre gesehen, muß der Eintritt dieses Ereignisses fast so fern erscheinen, wie ein Annäherungsversuch der Bewohner des Mars.

## Rede eines englischen Ministers im Kino.

Die Engländer müssen seit längerem dagegen ankämpfen, daß die andern Bundesgenossen der Entente ihren Einsatz im Weltkrieg nicht als gleichwertig anerkennen. Besonders die Russen und Franzosen wollen sich gar nicht mehr zur richtigen Einsicht bringen lassen, daß das englische Gold ebensoviel und im Grund noch viel mehr wert sei als das russische und französische Blut und daß die silbernen Kugeln, die England ausrollen läßt und wieder einsammelt, genau dasselbe bedeuten wie die stählernen, die seine Verbündeten verschießen und mit ihren eigenen Leibern auch wieder auffangen sollen.

Unter den Mitteln, die England zur Belehrung seiner Bundesgenossen aufwendet, ist das neueste eine gewaltige Filmserie „Englands Rüstung" *(Britain Prepaired)*, die mit Erlaubnis und mit Unterstützung des Kriegsamtes und der Admiralität hergestellt wurde und von der man sich vor allem in Rußland, bei den Massen der Analphabeten, an die die Presse nicht herankommt, große Wirkung verspricht. Sie zeigt in Bildern, die nach den *Times* zu den vollendetsten ihrer Art gehören, die Ausbildung des britischen Landheeres, Flieger in Tätigkeit, Maschinengewehre im Feuer, Schützengrabentreiben und Handgranatenkämpfe, und die Arbeit in den englischen Munitionsfabriken; vor allem aber, z. T. in prächtigen Farbenfilms, die britische Flotte, mitten in den stahlgrauen und schieferdunklen Wellen der Nordsee, Schaum und Gischt der weißsprühenden Wogen um die finstern Schiffskolosse, Unterseeboote bei der Arbeit und Schlachtschiffe, die ihre Breitseiten schwerer Geschütze in Salven abfeuern.

Zum erstenmal sind diese Bilder am 29. Dezember 1915 im Empire-Theater in London vorgeführt worden, vor einem enthusiastischen und zum Teil glänzenden Publikum; auch der chinesische, der argentinische und der brasilianische Gesandte waren darunter. Nach der Abteilung, die dem Landheer gewidmet war, und vor der, die die Flottenbilder bringen sollte, trat der erste Lord der Admiralität, Arthur Balfour, der frühere Premierminister, selbst vor die Kinorampe, um diese Bilder mit einigen Ausführungen über die Leistung der britischen Flotte im Weltkrieg einzuleiten. Diese Ausführungen sind es, die der Leser im folgenden

Digitized by Google

findet. Sie zeigen sich im ganzen kinomäßig genug, für das breiteste Publikum berechnet und ohne die feineren Untertöne wie für die verwöhnteren Ohren des Parlaments. Sie drücken im allgemeinen aus, was die Normalmeinung des Engländers ist — und was er möchte, daß die Normalmeinung der ganzen Welt sein sollte. Aber auch das ist vielleicht für uns nicht wertlos, einmal unverkürzt und ohne Zwischenbemerkungen mit anzuhören. Wir geben also, vor der Kinorampe, im Gehrock inmitten einer Palmengruppe, dem ersten Lord der Admiralität, Herrn Balfour, das Wort:

„Wenn ich gleich hier auf einem mir etwas ungewohnten Operationstheater erscheine, so geschieht dies, weil meiner Ansicht nach das Schauspiel, das Sie schon gesehen haben, und wohl noch mehr das Schauspiel, das Sie jetzt sehen werden, ungleich mehr ist als ein Nachmittagsvergnügen für müßige Leute. Die wundervollen Photographien, die Sie gesehen haben und die Sie jetzt sehen werden, staunenswert als Muster der photographischen Kunst, sind reich an Lehren von der größten Wichtigkeit für uns und die Welt.

Sie haben bereits die Ausbildung der Heere gesehen, die Großbritannien und das Reich zur Unterstützung unsrer Verbündeten auf dem Kontinent im Werk sind zu schaffen. Sie werden jetzt Photographien eines Teiles der Flotte sehen, der Flotte, von der meiner Überzeugung nach der Erfolg der Unternehmungen zu Land letzten Endes abhängt. Es ist unglücklicherweise nicht möglich, selbst für die modernsten Formen der photographischen Kunst, uns die großen Schlachten vor Augen zu führen, die jetzt stattgefunden haben. Was würden wir nicht für eine dauernde Erinnerung an die großen Taten geben, die unser Heer in Flandern geleistet hat, oder an solche Wunder von Heldentum, wie die Australier und Neuseeländer bei Anzac vollbracht haben! Unglücklicherweise ist dies nicht möglich, und was das Heer anlangt, so ist es mehr dessen Ausbildung für den Krieg als dessen Unternehmungen im Krieg, was wiedergegeben werden kann.

Der Teil der Großen Flotte *(Grand Fleet)* den Sie jetzt sehen werden, ist eben in einer großen Kriegsoperation begriffen. Von ihr, wie Sie sie lebensgetreu vor Augen sehen werden, hängt die Gesamtheit der Unternehmungen ab, die die Verbündeten ausführen, von Archangelsk im Norden bis herab zum Persischen Golf; denn wäre die britische Flotte beseitigt, so hätten die verbündeten Nationen, die jetzt gegen die Tyrannei der Mittelmächte vereinigt sind, kein Mittel gegenseitigen Verkehrs. Sie wären abgeschnitten von der umliegenden Welt; sie wären abgeschnitten eine von der andern. Die Mittel der Verbindung zwischen den weitauseinanderliegenden Unternehmungen dieses beispiellosen Krieges werden geschützt durch die Flotte und werden beschafft durch die Flotte. Was ein wundervolles System innerer Verbindungen für Deutschland und Österreich leistet, das leisten die Flotten der Verbündeten und, wir dürfen es ohne unbilliges Selbstlob sagen, das leistet in erster Linie die britische Flotte für die Mächte der Entente. Ich zweifle, ob wir im gewöhnlichen Tageslauf die Größe der Aufgabe erfassen, die der britischen Flotte auferlegt ist, und die sie bis jetzt glorreich erfüllt hat.

Die Große Flotte, die als solche noch nie Gelegenheit hatte, in Aktion zu treten, ist trotzdem, von Stunde zu Stunde und Tag zu Tag, durch alle die Monate dieses Krieges der Grund gewesen, auf dem alles übrige beruht hat. Denken Sie sich die Große Flotte hinweg, — ohne sie hätten Sie den Handel des Feindes nicht von den Meeren vertreiben können, ohne sie könnten Sie jetzt nicht seine wirtschaftliche Stellung erdrosseln, ohne sie könnten Sie jetzt nicht

Digitized by Google

Ihre Truppen unbehindert hin und zurück von Großbritannien nach Frankreich, von Kanada nach Britannien, von Australien nach Ägypten befördern, ohne sie könnten Sie jetzt nicht militärische Operationen durchführen, Tausende von Meilen von unsern Küsten entfernt, vollständig sicher von jeder Art Angriff durch irgendein andres Schiff als ein Unterseeboot.

Das verdanken Sie der Großen Flotte, und es ist nicht alles, was Sie ihr verdanken. Sie verdanken ihr, daß wir unbehindert einführen können, was wir von auswärts brauchen, und unbehindert ausführen, was wir zu Hause erzeugen. Unsre wirtschaftliche Sicherheit hängt nicht minder als unsre militärischen Unternehmungen von der britischen Flotte ab, wie der Rest der britischen Flotte abhängt, in seinem ganzen Dasein, seiner Stärke, seinem Nutzen, von der Großen Flotte, von der Sie den Vorzug haben werden, in wenigen Augenblicken einen Teil vor Ihren Augen dargestellt zu sehen. Betrachten Sie sie gut. Wenn sie gleich lautlos ist, nicht begriffen in romantischen Heldentaten, gleich denen, die unsre Unterseeboote im Marmarameer und in der Ostsee geleistet haben, so erfüllt sie doch in diesem Augenblick nicht nur für Britannien, nicht nur für Britanniens Verbündete, sondern für die ganze Welt eine höchst wichtige Rolle in dem Drama, das jetzt um die Freiheit der Welt gespielt wird.

Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind in diesem Land, die ihr tägliches Brot genießen und ihrem gewohnten Beruf nachgehen, die fühlen, daß ihre Küsten geschützt sind vor den brutalen Angriffen eines skrupellosen Feindes — alle sollten eingedenk sein, daß sie diese unvergleichlichen Segnungen der britischen Flotte und der Großen Flotte verdanken. Ich brauche nicht mehr zu sagen. Nichts Größeres kann meiner Ansicht nach gesagt werden als das, was ich Ihnen heute nachmittag wahrheitsgetreu vorgestellt habe.

Unsre Einbildungskraft ist vielleicht etwas träge. Wir fühlen vielleicht nicht leicht, wieviel wir unsern Seeleuten in diesem Augenblick verdanken. Wir finden es vielleicht schwierig, uns das Leben vorzustellen, das sie führen, die Arbeit, die sie tun. Ich bin überzeugt, daß solche Vorführungen, wie Sie sie jetzt sehen werden und die ich persönlich soviel als möglich gefördert habe, viel dazu beitragen werden, in diesem und in andern Ländern die großen Kriegsoperationen, die jetzt vor sich gehen, in ihr wahres Licht zu setzen. In diesem wahren Licht nimmt unzweifelhaft den ersten Platz ein und muß ihn einnehmen die britische Flotte. Für uns, die wir immer, von Kindheit an, auf diese Flotte geblickt haben, als auf den Schutz unsrer Freiheiten, sind diese Lehren vielleicht einfach zu lernen, obwohl ich glaube, daß sie selbst von Bürgern dieses Reiches noch nicht alle gelernt worden sind. Die Welt muß erst noch erfahren und sie weiß es noch nicht, wieviel sie der britischen Flotte verdankt, und wie der sichere Sieg, der uns in der Zukunft zufällt, uns mindestens ebensosehr als die Gabe der britischen Flotte zufallen wird wie als die Gabe der glänzenden Tapferkeit der verbündeten Truppen, der britischen und der fremden.

Das ist die Lehre, die ich heute nachmittag einzuprägen hoffe, und wenn das, was Sie sehen werden, nachdem ich jetzt diese Bühne verlassen habe, Ihnen ein klares und sinnfälliges Bild der allgemeinen und abstrakten Wahrheiten gibt, die ich nach meinen besten Fähigkeiten Ihnen vorzustellen versucht habe, dann bin ich überzeugt, daß diese Unterhaltung etwas mehr ist als eine Unterhaltung: nämlich eine tiefe und wesentliche Lehre für alle, denen die Zukunft der Menschheit nicht gleichgültig ist."

K. A. v. Müller.

Digitized by Google

# Sir Edward Carson, Die allgemeine Wehrpflicht und Irland.

In der Unterhausdebatte vom 11. Januar 1916, bei der zweiten Lesung des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, hatte als erster Redner Mr. Anderson (Labour Party) den Antrag gestellt, das Gesetz zu verwerfen, weil die Arbeiter darin ein Mittel befürchteten, die militärische Disziplin in den Werkstätten einzuführen. Der Liberale Mr. Lambert unterstützte den Antrag mit der Begründung, die Tatsache des Krieges könne in grundsätzlichen Fragen keinen Unterschied machen. Der Führer der irischen Nationalisten, Redmond, der bei der ersten Lesung im Namen seiner Freunde gegen das Gesetz gestimmt hatte, zog jetzt den aktiven Widerstand zurück: Es handle sich — da Irland von dem Gesetz ausgeschlossen worden war — um ein rein britisches Gesetz; dies rein britische Gesetz habe bei der ersten Abstimmung eine britische Mehrheit von 10 gegen 1 gehabt, bestehend aus Mitgliedern aller britischen Parteien; niemand zweifle, daß auch im Fall einer Neuwahl eine überwältigende Mehrheit für das Gesetz sein würde: er verzichte deshalb im Namen seiner Freunde auf jeden weiteren tätigen Widerstand. — Nach Redmond erhob sich sein alter irischer Gegner, der Führer der „Ulster-Rebellen", Sir Edward Carson (im Koalitionsministerium von Mai bis September 1915 Attorneygeneral) zur folgenden Rede. K. A. v. Müller.

Ich bin überzeugt, das ganze Haus wird die Aufrichtigkeit anerkennen, mit der das ehrenwerte und gelehrte Mitglied (Redmond) eben seine Ankündigung gemacht hat. Ich werde mich nicht auf eine Untersuchung einlassen, ob die Gründe, die er angegeben hat, gut oder schlecht sind. Ich bin völlig bereit anzunehmen, daß er seine Feststellung unbedingt aufrichtig gemacht hat, daß er jetzt wirklich wünscht, daß dieses Gesetz so rasch als möglich Recht werde und daß es im Interesse des Vereinigten Königreiches und des Reiches sich so erfolgreich als möglich erweise, indem es diesen furchtbaren Krieg zu einem glücklichen Ende bringt. Mein einziges Bedauern ist, daß er nicht noch einen oder zwei Schritte weiter gehen konnte. Er hat uns gesagt, er wisse, daß die große Mehrheit der Mitglieder dieses Hauses für das Gesetz sei. Er hat uns auch gesagt, er sei unterrichtet, daß im Fall einer allgemeinen Wahl die große Mehrheit im Land, wenn nicht das ganze Land, ebenfalls für das Gesetz sein würde. Darf ich bei ihm anregen, daß er unter diesen Umständen, wo es sich um ein britisches Gesetz handelt, seine Parteigenossen auch zur Abstimmung führe, damit wir unsern Feinden die gigantische Mehrheit dieses Landes vor Augen stellen, die entschlossen ist, es koste was es wolle, und unter Hintansetzung aller Gegensätze, diesen Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu bringen?

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Ich wünsche, der ehrenwerte und gelehrte Gentleman erlaubte, daß Irland in das Gesetz eingeschlossen wird. Er und ich sind alte Widersacher — ich gebrauche nicht das Wort Feinde — und ich kann ihm von Herzen versichern, daß nichts uns eher zusammenbringen könnte — wenn nicht auf einer Grundlage, die jeden von uns befriedigt, so doch auf einer Art gemeinsamer Grundlage — als wenn wir Irland und England und Schottland unbedingt einmütig fänden in dem, was sie für die Durchführung dieses Krieges für notwendig halten. Ich kann ihm versichern, daß der Ausschluß Irlands für viele Leute in Irland verletzend ist, aus Gründen, die ich später angeben werde, und ich glaube, er ist besonders verletzend für die Bewohner der drei südlichen Provinzen, die meiner politischen Gesinnung und meines religiösen Bekenntnisses sind, und die sich mit dem ehrenwerten und gelehrten Gentleman, wie er gewiß anerkennen wird, auf mancher Grundlage vereinigt haben, um das gemeinsame Ziel, Soldaten zu gewinnen, nach Möglichkeit zu fördern.

Ich glaube, das ganze Haus und sicher das Land sind ernstlich der Art von Einwendungen müde, ob denn überhaupt die Gelegenheit gekommen sei, um das

Digitized by Google

feierliche Versprechen des Premierministers einzulösen oder nicht. Der Premierminister sagt, sie sei gekommen. Gewiß muß er sein eignes Versprechen ebensogut beurteilen können wie der frühere Staatssekretär des Innern oder das ehrenwerte Mitglied, das den heutigen Antrag gestellt hat. Es scheint mir auch gar keinen Wert zu haben, mit einem ehrenwerten Mitglied (Mr. Lambert) zu streiten, das uns versichert, daß ein Krieg doch keinen Unterschied in der Art von Heer machen kann, das man haben soll. Mir kommt es oft so vor, als ob viele in der ganzen Nation sich nicht darüber klar wären, daß wir im Krieg stehen. Es kommt mir manchmal so vor, als ob einige Mitglieder dieses Hauses sich nicht darüber klar wären, daß wir im Krieg stehen. Wenn Sie unsre Lage im Krieg und unsre Interessen im Krieg erwägen, wenn Sie erwägen, worauf sie sich stützen, und wenn Sie sie dann mit diesem sehr milden und gemäßigten Gesetz vergleichen, dann, glaube ich, würden Sie zögern, bevor Sie eine Stimme dagegen abgeben. Man sagt uns, daß wir den Krieg ohne dieses Gesetz nicht gewinnen können —

Mr. D. Mason. Wer sagt das?

Carson. Das Kabinett sagt es. Ich werde in einigen Augenblicken Zitate geben, und ich darf das ehrenwerte Mitglied wohl daran erinnern, woran es vielleicht nicht denkt, daß Lord Kitchener dem Kabinett angehört, und ich darf ihn auch daran erinnern, was Leute außerhalb des Kabinetts vielleicht nicht wissen, daß die militärischen Berater des Kabinetts sich mit großen Plänen für Feldzüge und Strategie gemeinsam mit unsern Verbündeten befassen müssen, und ich will dem ehrenwerten Mitglied, das mich unterbricht, um dies von mir zu hören, sagen — ich gebe kein Geheimnis preis, indem ich es tue — daß Verpflichtungen eingegangen und Anstalten getroffen worden sind — und getroffen werden mußten —, die wir gebunden sind zu erfüllen, und die wir, wie man uns sagt, nicht erfüllen können ohne dieses Gesetz.

Mason. Wer sagt das?

Carson. Das Kabinett, die Regierung sagt es uns. Wer sonst sollte es uns sagen?

Mason. Darf ich fragen —

Der Speaker. Wenn das ehrenwerte Mitglied für Coventry seine Unterbrechungen unterdrücken kann, so wird er Gelegenheit haben, seine Ansichten nachher darzulegen. Es ist unmöglich, die Debatte fortzuführen, wenn immerwährend Fragen dazwischengeworfen werden.

Carson. Ich frage mich oft, ob manche ehrenwerte Mitglieder sich wirklich über die Schwierigkeiten klar sind, in denen wir uns befinden. Sie sehen zwar die Ereignisse vorüberziehen Tag für Tag, dann gleiten diese wieder aus ihrem Gedächtnis, und sie sehen nie deren angesammelten Erfolg. Lenken Sie doch nur einmal ihre Gedanken auf den Frühsommer zurück und erinnern Sie sich an alle die Hoffnungen, die wir damals auf die Massen unsres tapfern russischen Verbündeten gesetzt hatten, mit seinen Millionen von Soldaten, die, wie wir hofften, immer weiter zum Erfolg vorrückten durch Galizien und dann weiter zum Einfall in Deutschland und Österreich. Millionen von Soldaten aus dem Angriff in die Verteidigung zurückgeworfen! Waren wir denn dann noch oder sind wir je seitdem oder konnten wir denn dann noch in der gleichen Lage wie vorher sein, was die Zahl des Heeres betrifft, das wir auf dem Schlachtfeld brauchten? Ich behaupte, was immer vorher hierin ausreichend war, das konnte nachher unter diesen Umständen nicht mehr genügen. Dann fanden wir gerade zur selben Zeit und während des Herbstes, als wir soviel Verstärkungen für unsre Truppen

Digitized by Google

brauchten als nur möglich, daß die Rekrutierung Woche für Woche und Monat für Monat abnahm. Ich hörte das ehrenwerte Mitglied, das den heutigen Antrag unterstützt hat, sagen, die Regierung stelle ihre Forderungen jetzt zu übereilt. Sie sind bis zum letzten Augenblick verschoben worden, und wenn das ehrenwerte Mitglied nur nachdenken will, so wird es einsehen, daß selbst die Leute, die jetzt so dringend gebraucht werden, nicht für sehr viele künftige Monate ausreichen können, selbst wenn Sie dies Gesetz angenommen haben.

Aber lassen Sie den gelegentlichen Beobachter doch die Geschichte dieser Angelegenheit etwas eingehender betrachten. Hat er sich jemals gefragt: „Warum haben wir denn die Dardanellen wieder preisgegeben, wo soviel Blut und soviel Geld eingesetzt worden ist?" Der einzige Grund, der meiner Meinung nach dafür angegeben werden kann, warum wir die Dardanellen wieder preisgegeben haben, ist der, daß wir nicht genug Leute hatten, um das große Unternehmen durchzuhalten, das in der ursprünglichen Lage dieses Krieges so bewunderungswürdig entworfen war. Wenn er weiter um sich blickt, so sieht er den Marsch des Feindes durch Serbien; er sieht diese kleine Nation, der wir die Hoffnung gegeben hatten, sie würde so kräftige Unterstützung erhalten und die so wenig erhielt, bis es zu spät war. Was war der Grund? War es irgend mangelnder Wille auf seiten der Regierung? Keineswegs. Es war, weil wir nicht die Leute hatten und weil wir die Leute nicht bekommen konnten, um sie dorthin zu dieser Unterstützung zu senden.

Was ist die Alternative? Ich sehe Mitglieder aufstehen, eins nach dem andern, und ausführen: „Sie werden diese Industrie oder jene schädigen" oder „Sie führen uns zu industriellem Dienstzwang oder etwas anderm." Was hat das alles zu sagen, solang wir den Krieg gewinnen, und was würde irgend etwas zu sagen haben, wenn wir den Krieg verlören? Ich möchte diese Herren fragen, die in diesem Haus in einer Minderheit sich befinden, und die diese Dinge rundum im Land predigen gehen: Wollen sie die Verantwortung dafür tragen, die Regierung selbst zu übernehmen, und wenn sie die Regierung übernommen haben, wollen sie dann übers Land gehen — denn es ist sehr leicht Reden zu halten, wenn man nicht dafür verantwortlich ist, den Krieg zu gewinnen — und wollen sie sagen: „Wir haben zwar von Lord Kitchener, von General Robertson, vom ganzen militärischen Stab hier gehört, daß wir nicht annähernd genug Leute haben, aber wir sagen euch, ihr wärt Narren, wenn ihr eure Einwilligung zum Dienstzwang gäbet, um die Drückeberger beizutreiben, die uns ermöglichen würden, den Krieg zu gewinnen?" Nein; die Leute, die ein Gesetz dieser Art bekämpfen, tun ihrem Land einen schlechten Dienst und sie zeigen dem Feind, daß unsre Lage hoffnungslos ist. Nein; was sie auch sagen mögen, das Land ist gesund und stark, und das Land wird jedes Opfer bringen, solang es dasselbe notwendig findet, um den Sieg herbeizuführen.

Ich habe neulich eine Rede des frühern Staatssekretärs des Innern (Sir John Simon) — es tut mir leid, ihn als frühern bezeichnen zu müssen — über diese Frage des Dienstzwanges gehört. Es ist mir beim Anhören dieser Rede etwas schwer gewesen, das muß ich ihm offen sagen, herauszubringen, ob er dem Dienstzwang grundsätzlich entgegen ist, oder ob er wirklich ein Argument gebrauchte, das seit langem aufgegeben worden ist .... Ich glaube keinen Augenblick, daß der frühere Staatssekretär des Innern dem Dienstzwang grundsätzlich entgegen ist, und ich will Ihnen sagen, warum. Im Augenblick als der Krieg ausbrach, hat der Staatssekretär des Innern und die Regierung und das Haus ohne Be-



Digitized by Google

denken das Gesetz angenommen, das die Dienstzeit der Matrosen, die in heimischen Stationen dienten, zwangsweise verlängerte. Das ist Dienstzwang für einen Mann, der das Seinige schon getan hatte; aber sieh da, der frühere Staatssekretär des Innern und andre wollen den gleichen Zwang nicht anwenden gegen den Mann, der das Seinige nicht tun will oder der überhaupt gar nichts tun will. Das ist noch nicht alles. Neulich wurde, während der frühere Staatssekretär des Innern noch im Amt war, ein Gesetz eingebracht, um die Dienstzeit jedes Soldaten, der 13 Jahre gedient hat, auf Kriegsdauer zu verlängern, obwohl es nach dem Heeresgesetz unbedingt ausgemacht ist, daß er gehen darf, wenn seine Zeit um ist. Wer will hingehen und zu diesen Soldaten sagen — ich glaube es sind ungefähr 40 000, deren Zeit zu Ende geht —: „Was wollt ihr tun, ihr Drückeberger? Ihr habt erst 18 Monate lang gefochten; ihr habt der Armee erst 18 Monate lang Ruhm gebracht. Ihr habt eurem Land erst 13 Jahre gedient, ihr Drückeberger, marsch und dient bis zum Ende des Krieges! Und warum müßt ihr bis zum Ende des Krieges dienen? Ich will's euch sagen. Weil wir es nicht wagen, Druck und Zwang gegen Leute anzuwenden, die zu Hause sitzen und nichts tun."

War denn der Derby-Plan freiwillig? Das ehrenwerte Mitglied, das den Antrag unterstützte, meine ich, sagte, daß der Derby-Plan erfolgreich war und eine ganze Menge Leute beibrachte, weil sie wußten oder weil man ihnen sagte, wenn sie sich nicht freiwillig einschrieben, so käme vielleicht ein Gesetz, das sie doch hineinbrächte. Ist das ein freiwilliges System? Was die Ausdehnung eines Grundsatzes anlangt, so ist dies Gesetz, insoweit es eine Ausdehnung von irgendeinem Grundsatz ist, das blutleerste Gesetz, das ich je gesehen habe. Wenn Sie aus ihm die verschiedenen Volksklassen ausscheiden, die ausgenommen sind, so glaube ich wirklich, daß dies Gesetz — davon abgesehen, daß es zeigt, dies Land ist unbedingt entschlossen, und wird keine Drückeberger unter irgendwelchen Bedingungen dulden — beinahe ergebnislos sein würde. Der ehrenwerte Gentleman, der diesen Antrag stellte, schien seinen ganzen Beweis darauf zu stützen, daß es vielleicht zu industriellem Dienstzwang führen würde. Ich sehe nicht ein, warum wir jetzt zu industriellem Dienstzwang schreiten sollten. Aber selbst was industriellen Dienstzwang betrifft, scheint mir, würde es eine eingehende Prüfung erfordern, um zu sehen, ob er uns wirklich mehr Schaden als Nutzen bringen würde. Wenn wir aber bei einer solchen Prüfung fänden, daß industrieller Dienstzwang gut wäre und uns dazu helfen würde, den Krieg zu gewinnen, warum sollten wir ihm ausweichen? Ich für meinen Teil spreche keine Meinung darüber aus, weder im einen noch im andern Sinn. Ich habe erfahren, daß neulich, wenn ich nicht irre in Cardiff, eine etwas lärmende Versammlung stattgefunden hat, in der einige sehr richtige Fragen gestellt wurden, und ich habe erfahren, daß einer unter anderm fragte: „Warum sollten wir nicht Zwang oder Konskription gegen das Eigentum gebrauchen?" Ja, haben wir das denn noch gar nicht getan? Nehmen Sie doch einmal Ihren Band unsrer Notgesetze in die Hand. Sie werden dort einen guten Teil Zwang finden. Sie werden einen guten Teil Zwang finden, was die Gewinne anlangt, was die Kontrolle von Anstalten anlangt, was Steuern anlangt, denn schließlich ist eine Besteuerung, die von Tag zu Tag anwächst und die jetzt zu keiner unbedeutenden Summe angewachsen ist, auch ein Zwang. Aber lassen Sie mich über die Konskription dies sagen. Jene angeführten Gesetze sind eingebracht worden. Neulich z. B. wurde eines über Mieten eingebracht von dem hochehrenwerten Gentleman mir gegenüber (Mr. Long), das, wie ich weiß, in gewöhnlichen Zeiten nicht eben

Digitized by Google

mit seinen persönlichen Anschauungen übereinstimmte. Aber er ist nicht wie der ehrenwerte Gentleman, der den heutigen Antrag unterstützte. Er sagt nicht: „Krieg macht keinen Unterschied", und so bringt er eben das Gesetz ein. Das erleben wir alle Tage. Und doch hört man, darf ich wohl sagen, zugunsten derer, die davon betroffen werden, sehr wenig Brummen und Murren von ihnen. Ich gehe weiter und ich sage: Mögen Sie mit Konskription des Eigentums meinen, was Sie wollen, wenn es etwas ist, was uns auf dem besten für den Staat geeigneten Weg instand setzt, die Summen zu bekommen, die notwendig sind, um den Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu führen, dann schrecke ich, was mich betrifft, vor Konskription nicht zurück. Es ist nicht viel, was ich besitze, aber wozu würde es mir gut sein, wenn ich mein Haupt senken müßte in ewiger Scham beim Gedanken, daß mein Land, mit all seinen Überlieferungen, geschlagen worden ist, weil, wahrhaftig weil einige Leute Angst hatten wegen der Konskription von Menschen oder, noch das kleinlichere, wegen der Konskription von Eigentum?

Ich möchte noch einige wenige Worte über den Ausschluß von Irland sagen, und ich muß gestehen, daß ich durch die Art und Weise, in der die Koalitionsregierung diesen Gegenstand behandelt hat, tief enttäuscht bin. Ich hätte verstehen können, wenn die Koalitionsregierung ein Gesetz eingebracht und irischen nationalistischen Mitgliedern erlaubt hätte, wenn sie es so wünschten, die besondere Klausel über Irland zu beantragen. Ich habe es nicht verstanden, daß das ehrenwerte und gelehrte Mitglied für Waterford, wie er bei der letzten Gelegenheit sprach, seine Opposition darauf gründete, daß Irland eine getrennte Wesenheit sei. Ich glaubte, er gründe seinen Widerstand auf Prinzipien. Wenn ich auf die Gründe blicke, die von meinen, wenn sie mir's erlauben mich so auszudrücken, Leitern im Kabinett angegeben worden sind, so bin ich noch mehr enttäuscht, weil ich meine, es wäre an ihnen gewesen zu sagen, warum sie sich darauf einließen, Irland als eine getrennte Einheit, eine getrennte Wesenheit abgesondert von England, Schottland und Wales zu behandeln. Ich nehme zunächst den Kolonialsekretär. Was ist seine Meinung? Alles was er sagte, muß des Zitierens höchst wert sein. Er sagte aber folgendes: „Wenn wir den Ausschluß Irlands aus dem Gesetz als eine grundsätzliche Frage betrachten würden, so würde es absolut keine Rechtfertigung für einen solchen Vorschlag geben, überhaupt gar keine." Das ist ein sehr großes Zugeständnis, und es wird, wenn Sie einmal zugestehen, daß Sie nach einem falschen Grundsatz handeln, sehr starker Gründe bedürfen, um zu zeigen, daß man trotzdem dazu berechtigt sei. Was sind seine Gründe? „Wenn wir aber von dem Gedanken ausgehen, daß die Grundlage dieses Gesetzes, soweit es die Regierung betrifft, nicht irgendein Prinzip ist, sondern die Notwendigkeit, Menschen zu bekommen, die uns ermöglichen, diesen Krieg zu gewinnen, dann haben Sie nur zu erwägen, was Sie gewinnen und was Sie verlieren, und von diesem Standpunkt haben Sie das Gesetz zu betrachten, und einige haben dann diese Meinung, andere jene. Das ist der Standpunkt, von dem wir ausgehen." Das ist sein Grund für den Ausschluß von Irland. Ich kenne meinen hochehrenwerten Freund viel zu gut, um zu glauben, daß er nicht klarer hätte sein können, wenn er gewollt hätte. In der Tat, dies ist, glaube ich, die erste geheimnisvolle Äußerung, die ich ihn je habe machen hören.

Ich wende mich zum ersten Lord der Admiralität. Was hat er gesagt? „Es ist unmöglich, Irland in dieser Angelegenheit als gleichartig mit Schottland und Wales zu betrachten." Warum? Er nahm in seiner weitern Rede besondere



Digitized by Google

Gelegenheit festzustellen, daß jeder Mann in Irland genau ebenso loyal sei wie jeder Mann in England. Unter diesen Umständen verstehe ich aber dann jene Äußerung nicht. Er sagte dann weiter: „Das Gesetz sollte so beschaffen sein, daß es nicht mit großen Streitfragen der inneren Politik in Berührung käme." Dagegen erhebe ich unbedingten Widerspruch. Ich war immer der Meinung, daß in all unsern Streitigkeiten und all unsern politischen Balgereien und in allem, was wir von Zeit zu Zeit durchgemacht haben, die eine Frage, über die wir alle einig waren — ob wir nun Home Rule rundum hätten oder für Irland oder Konföderation des ganzen Reiches —, daß die elementare Frage der Verteidigung des Reiches, der Armee und der Flotte, eine Frage nicht der Parteipolitik, sondern der großen Reichsnotwendigkeit sei; irgendeinen Teil des Vereinigten Königreichs hierin als eine getrennte Wesenheit behandeln, heißt meiner Überzeugung nach die ganze Idee der Einheit überhaupt aufgeben und das Chaos einführen in Dingen der hohen Reichspolitik, im eigentlichen Mittelpunkt und recht im Herzen des Reiches.

Darf ich den ersten Lord der Admiralität oder den Kolonialsekretär fragen, inwiefern die Lage Irlands in bezug auf den Krieg von der Großbritanniens verschieden ist. Hat es weniger Interesse am Ergebnis? Wenn die Deutschen gewinnen, wird Irland von diesem Sieg weniger betroffen werden? Oder ist es weniger gebunden — und wenn wirklich, auf Grund welcher Prinzipien — Opfer zu bringen, um einen Sieg zu erringen, der für Irland ebenso wichtig ist wie für Großbritannien? Hat es ein Recht, zum Volk, zur Demokratie von Großbritannien zu sagen: „Wir brauchen diesen Sieg, und er ist für uns ebenso wichtig wie für euch, aber wir sagen euch, geht ihr und bringt die Opfer und wir wollen uns inzwischen darauf vorbereiten, uns mit über das Ergebnis zu freuen?" Ich sage es offen, wir sollten uns schämen, uns einem solchen schmachvollen Vorwurf auszusetzen. Hat Irland bei der Rekrutierung mehr geleistet als Großbritannien? (Ein ehrenwertes Mitglied: „Es hat sehr viel geleistet.") Mein ehrenwerter Freund sagt, es hat sehr viel geleistet, aber schließlich hängt das davon ab, was man unter sehr viel versteht. Ich betrachte keine Leistung als eine sehr gute, die nicht genügend ist. Hat Irland bei der Rekrutierung mehr geleistet? Es hat nicht halb soviel geleistet. Es ist ganz falsch, ihm um den Bart zu streichen und ihm zu sagen, es hätte Glänzendes geleistet, wenn es dies nicht getan hat. Ich habe die Zahlen hier. Von 562 000 Mann im militärischen Alter zwischen 19 und 41 Jahren haben sich 92 000 in die Liste eingetragen. Ist das genug? (Mr. Ginnell: „Ja.") Es gibt ein ehrenwertes Mitglied, das Ihnen, glaube ich, sagen würde, er wünsche, daß Irland seinen vollen Anteil am Krieg auf sich nimmt. Bedenken Sie dies — und ich wende mich mit diesem Appell wieder an das ehrenwerte und gelehrte Mitglied für Waterford —, bedenken Sie, daß für jede Unterlassung, die Sie in Irland begehen, die Last schwerer auf denen liegt, die Sie zwingen zu dienen. Es verlängert den Krieg. Man sagt uns, daß der Derby-Plan sich nicht auf Irland erstreckt habe; aber weit entfernt, daß dies ein Grund wäre, Irland nicht in dies Gesetz einzuschließen, ist es im Gegenteil ein Grund dafür. Der Derby-Plan hat Millionen von Rekruten in diesem Land gebracht, die wir in Irland nicht im entsprechenden Verhältnis bekamen, und deshalb ist es um so notwendiger, daß Irland jetzt mit eingeschlossen würde.

Lassen Sie mich die Gründe prüfen, die für dies Gesetz angegeben werden, und sehen, ob sie auf Irland Anwendung finden oder nicht. Ich nehme wieder den Kolonialsekretär. Er sagt: „Dieser Schritt ist jetzt notwendig, wenn wir eine

Digitized by Google

Armee im Feld halten wollen, die wir, nach der Ansicht eines jeden, aufbringen können und die notwendig ist, wenn wir irgendeine Aussicht haben wollen, den Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu bringen." Warum soll dies keine Anwendung auf Irland finden? Lassen Sie mich Lord Kitchener nehmen. Er sagt: „Wir bitten jetzt das Parlament, einen Wechsel gutzuheißen, da es bewiesen ist, daß in den besondern Verhältnissen dieses ganz und gar beispiellosen Ringens das bestehende System ohne Abänderung nicht imstand ist, die Armee aufrechtzuerhalten, die notwendig ist, um den Sieg zu sichern." Warum soll dies keine Anwendung auf Irland finden? Das sind keine Erwägungen örtlichen Charakters. Es sind Erwägungen von Reichscharakter und es sind Erwägungen, die alle Teile des Vereinigten Königreiches in gleicher Weise berühren. Hat Irland kein Interesse an unsern Soldaten in den Schützengräben und in der Flotte, „wachend, fechtend, sterbend, um unsre Ehre und unsre Sicherheit zu verteidigen"? Ich frage das ehrenwerte und gelehrte Mitglied für Waterford, was aus unsern Regimentern mit irischen Namen werden soll, wenn die Stämme nicht aufrechterhalten werden.

Redmond. Sie werden aufrechterhalten werden und sie werden aufrechterhalten.

Carson. Sie können nicht aufrechterhalten werden mit den Zahlen, die gegenwärtig zur Verfügung stehen. Ich hoffe, sie werden aufrechterhalten werden — niemand hofft das lebhafter als ich. Aber wir wissen ganz genau, daß im gegenwärtigen Augenblick eine Anzahl unsrer irischen Regimenter mit großen Zahlen aus England und Schottland aufgefüllt werden. Es hat keinen Wert, diese Tatsache zu vertuschen. Von Tag zu Tag, wenn nicht mehr Rekruten aus Irland geliefert werden, werden diese Regimenter ihre Identität verlieren, samt ihren wunderbaren Traditionen alles dessen, was sie auf dem Schlachtfeld in Gemeinschaft mit den Truppen dieses Landes geleistet haben.

Es ist noch ein andrer Umstand, wenngleich vielleicht ein geringfügiger, den ich betonen möchte, in Verbindung mit der Ungerechtigkeit, die man begeht, wenn Irland ausgeschlossen bleibt — ein Umstand, der auf die Dauer Schande über mein Land bringen wird. Wie das Gesetz gegenwärtig ist, kann ein Mann in England, der ein gutes Geschäft hat, vom Rekrutierungssergeanten gepackt und an die Front geschickt werden; und ein Irländer kann ganz rechtmäßig über den Kanal geschickt und herübergebracht werden, um jenes Geschäft aufzunehmen, und er kann hier bleiben und die Arbeit des andern Mannes ausführen, ohne daß der Rekrutierungssergeant zu ihm ein Wort sagt. (Einiger Widerspruch.) Es ist ganz genau so, denn wenn er nicht immer hier lebt oder am 15. August hier war, so kann er nicht ergriffen werden. Ich will mich freuen, wenn dies nicht in Ihrer Absicht liegt; aber die ehrenwerten Mitglieder können es mir glauben, als eine Angelegenheit der Konstruktion des Gesetzes, es ist so.

Ich werde mich nicht auf Streitfragen mit ehrenwerten Mitgliedern über dem Gang drüben einlassen. Ich habe es vorgezogen, große Gründe der Reichspolitik, auch im eignen Interesse Irlands, zu zeigen, warum Irland in das Gesetz mit eingeschlossen sein sollte. Ich bitte das ehrenwerte und gelehrte Mitglied für Waterford noch einmal dringend, zu erwägen, ob dies nicht selbst jetzt noch geschehen kann. Ich bin nicht imstande gewesen, irgendein Argument zu finden, das einen Unterschied zwischen Irland und den andern Teilen des Vereinigten Königreiches zeigt, und in meinem Herzen glaube ich, wenn die Stunde des Sieges kommt, und sie wird sicher kommen, dann werden wir, die wir Irländer sind, uns schämen, wenn wir uns erinnern, daß wir von andern Opfer erwartet, uns selbst aber vorsorglich davon ausgeschlossen haben.

Digitized by Google

# Erlebnisse mit Engländern.

## Von Dr. Herbert Kühnert.

Herbst 1912. In einem prächtigen Kuppelsaal des Londoner Rathauses waren deutsche und englische Führer des Wirtschaftslebens, der Politik, der Wissenschaft, der Kirche, des Erziehungswesens und der Presse versammelt, um über das Problem der deutsch-englischen Annäherung ihre Gedanken auszutauschen. Fast jeder Teilnehmer war ein Typ in seiner Art: da war der silberhaarige deutsche Professor, der stolze englische Junker, da waren Reverends, Journalisten, Finanzleute, Genossenschaftler, Diplomaten, Parlamentarier, Quäker und Quäkerinnen, kurzum die mannigfaltigsten Berufsklassen und Gesellschaftsklassen des deutschen und englischen Lebens waren vertreten.

Gedämpft tönte von den engen Straßen der City das Gerassel der Fuhrwerke, das Rufen der Verkäufer, das Töff-Töff der Automobile herauf in den prächtigen Raum, dessen Licht durch bunte gotische Fenster gemildert, dessen Stimmengewirr von Teppichen, Gobelins und getäfelten Wänden weich zurückgegeben wurde.

Der Lord-Mayor von London, die schwere goldene Kette am Hals, trat auf das Podium und begrüßte ungefähr mit folgenden Worten die Versammlung: „Krieg mit Deutschland? Welche Absurdität! Kein Mensch in dieser Stadt denkt an so etwas. Krieg mit Deutschland? Wieso, warum, frage ich Sie, sollten wir Krieg mit Deutschland bekommen? Immerhin, hochgeehrte Herrschaften, wenn Sie glauben, daß solche Konferenzen wie die, die Sie jetzt abzuhalten im Begriffe sind, noch nötig und nützlich sind, so schätzt sich die Stadt London glücklich, Ihnen diese altehrwürdigen Räume für Ihre Arbeit zur Verfügung zu stellen."

So der Lord-Mayor von London. Dann kam ein angesehener englischer Diplomat, der bis vor kurzem britischer Geschäftsträger in Berlin gewesen war. Er drückte sich vorsichtiger aus: „Wir müssen uns hüten, von Bestrebungen wie den unsrigen allzuviel zu erwarten. Die großen Massen der beiden Völker kennen einander noch zu wenig. So viel Interessen Deutschland und England auch auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet gemeinsam haben mögen, so verschieden sind sie doch auch wieder in ihren Sitten, ihrem häuslichen Leben, ihren politischen, religiösen und moralischen Begriffen, ihrer Erziehungsweise, ihren öffentlichen und privaten Einrichtungen. Viel Geduld, viel Arbeit, viel Zeit wird erforderlich sein, um alle diese Hemmnisse nach und nach zu beseitigen."

Ein Teil der Konferenz war der Erörterung der Frage des Kaperrechts gewidmet. Ein bekannter deutscher Politiker hielt ein orientierendes Referat. Er sprach zuerst von den Abmachungen, die die Kontinentalmächte seit langer Zeit zum Schutz des Privateigentums im Landkrieg getroffen haben. Er sprach von dem Vertrag Friedrichs des Großen mit Franklin zum Schutz des schwimmenden Privateigentums in Kriegszeiten, kam dann auf das Zusammengehen Deutschlands und der Vereinigten Staaten in dieser Frage auf der Haager Konferenz, erklärte die Schwierigkeiten bei der Fassung der Begriffe „Kontrebande" und „Blockade", die zur Londoner Seerechtskonferenz geführt hatten, sprach über die Londoner Deklaration und davon, daß sie noch der Ratifizierung durch die englische Regierung harrte.

Von englischer Seite sprach über dieselbe Frage Sir John Lubbock (Lord Avebury), eine der ehrwürdigsten Greisengestalten, die die Menschheit je gesehen hat. Dieser große Mann hat bekantlich zuerst Licht in das Leben der Ameisen und

Digitized by Google

Bienen getragen, hat wunderschöne Bücher über Pflanzen, Versteinerungen und über die Anfänge der Kultur geschrieben, hat als Parlamentarier in England das Gesetz über den Ladenschluß und die Sonntagsruhe, das Gesetz über die Erhaltung alter Kunstdenkmäler und das Gesetz über die Einrichtung von Volksbibliotheken geschaffen, hat die Geschichte der Königlichen Akademie der Wissenschaften geschrieben, die Londoner Volkshochschule und das Londoner Arbeiterbildungswesen organisiert, hat lange Jahre das väterliche Bankhaus geleitet und vergrößert, lange der Londoner Handelskammer und dem englischen Bankiersverein vorgestanden. Er war der Freund Darwins und Spencers. Seine vortrefflichen Schriften sind in Hunderttausenden von Exemplaren im englischen Volk und außerhalb Englands verbreitet: ein Mann, der das Leben in seinen Tiefen und Breiten ausgeschöpft hat, der keine Sekunde seines langen Lebens hat ungenützt dahinstreichen lassen. Nun sprach er über die Frage des Kaperrechts. Ein edler Enthusiasmus hob dabei seine vom Alter gebeugte Gestalt, jugendliche Röte belebte seine eingefallenen Wangen. Er sagte ungefähr so: „Der gegenwärtige Zustand, in dem sich die gesetzliche Regelung dieser Frage befindet, erinnert an die ältesten Zeiten der Barbarei. Er ist eine Schande für unsere Zeit und unser Volk. Wie oft bin ich in meiner Eigenschaft als Vertreter der Handelswelt Londons und Englands bei unserer Regierung vorstellig geworden, diese Frage doch endlich einmal zu regeln und durch Aufgabe des Kaper-„rechts" einen beständigen Anlaß zum Mißtrauen der anderen Völker gegen England aus dem Weg zu räumen. Ich schlage hiermit dieser Versammlung eine Resolution vor, durch die den deutschen und englischen Handelskammern nahegelegt wird, bei ihren Regierungen auf eine endliche Ratifizierung der Londoner Deklaration zu bringen."

Ein anderer prächtiger Greis unterstützte warm Aveburys Vorschlag. Er war ein Vertreter der schweren englischen Industrie und langjähriger Vertrauensmann der liberalen Partei. „Ich bitte", rief er aus, „es mit allem Freimut selbst angesichts der anwesenden Diplomaten sagen zu dürfen (unter den Anwesenden befand sich als Vertreter des englischen Auswärtigen Amts Unterstaatssekretär Acland), daß nach meinem Empfinden unsere leitenden Diplomaten viel zu wenig vom Wesen des heutigen Wirtschaftslebens verstehen, sonst würden sie eine andere Politik machen."

Einige Tage danach las ich in der Zeitung, Staatssekretär Acland habe sich in einer Bankettrede über den Standpunkt des Auswärtigen Amts in der Frage des Kaperrechts geäußert. Eine Aufgabe dieses „Rechts", so habe er gesagt, sei für die englische Regierung nur möglich in Verbindung mit einem deutsch-englischen Abkommen über Einschränkung, beziehungsweise Regulierung der Flottenrüstungen.

Januar 1913. Ich saß im Zeitschriftensaal einer jener reizenden öffentlichen Kleinstadtbibliotheken, die das englische Volk einer Stiftung Carnegies und der oben erwähnten Lex Lubbock verdankt. Die Januarhefte der führenden Monatsrevüen waren soeben herausgekommen. Ich weiß nicht mehr genau, ob es in 19th Century oder in der English Review oder in Contemporary Review war, jedenfalls erinnere ich mich, daß der betreffende Aufsatz, von dem ich sprechen will, an leitender Stelle stand und daß sein Verfasser F. Harryson, der bekannte Führer des englischen Positivismus Comte-Spencerscher Richtung war. Der Gedankengang dieses Aufsatzes war ungefähr dieser: Jedermann kennt mich aus meiner langen öffentlichen Laufbahn als einen warmen Anhänger des Pazifismus. Ich hatte einmal Gelegenheit, mit dem Deutschen Kaiser zu sprechen, und ich bin fest überzeugt davon, daß er es ehrlich mit der Aufrechterhaltung des Frie-

Digitized by Google

dens meint. Aber ich mag die Dinge betrachten, wie ich will, die Tatsachen und Vorgänge, die jetzt in Frage stehen, sind leider so, daß ich sagen muß: der Weltkrieg ist unvermeidlich, er steht vor der Tür, und wenn wir nicht einen furchtbaren Fall Englands von seiner politischen Höhe erleben wollen, müssen wir uns auf diesen Krieg rüsten. Der Balkankrieg hat die Machtverhältnisse im Orient auf Kosten Österreichs zugunsten Rußlands verschoben. Der neu gestärkte Panslawismus gefährdet Österreich nicht nur in seiner bisherigen Stellung nach außen, sondern auch im Innern. Deutschland muß sowohl als Verbündeter Österreichs wie auch als Interessent auf dem Balkan und im nahen Orient bestrebt sein, das Gleichgewicht wieder zugunsten Österreichs und seiner selbst herzustellen. Es bereitet aus diesem Grund neue gewaltige Rüstungen vor. Diese Rüstungen müssen auch auf Rußland und indirekt auf Frankreich als Partner Rußlands im Sinn einer Verstärkung der Rüstungen wirken. Da die Schraube nicht ohne Ende weiter gehen kann, so wird und muß es eines Tages zwischen Deutschland-Österreich und der Tripleentente zum Kriege kommen. Wie ist nun England auf diesen Fall vorbereitet? Erschreckend schlecht. Folgerung: die Flotte muß von dem ungünstigeren Verhältnis der letzten Zeit wieder auf das Verhältnis: zwei englische Kiele gegen einen deutschen gebracht werden. Es muß ein englisches Heer von mindestens 500 000 Mann geschaffen werden, falls man nicht sogleich zur allgemeinen Wehrpflicht schreiten will. Zur Deckung der Kosten muß sofort eine nationale Anleihe von einigen Milliarden aufgenommen werden.

Beim Mittagessen erzählte ich meinen englischen Freunden von meiner Lektüre: „Was soll man dazu sagen, wenn selbst Leute, die die soziologische Absurdität des Krieges kennen, von seiner Unabwendbarkeit überzeugt sind?" „Ah was," lachte man um mich. „Harryson, dieser alte Veteran aus der viktorianischen Epoche, glauben Sie doch nicht, daß d e n das heutige aufgeklärte England ernst nimmt. Man hört solche alten Leute eben respektvoll an, das ist alles."

Das war zwei Jahre, bevor ich bei Ypern eine englische Kugel erhielt.

Es war überhaupt immer von großem Reiz für mich, die Haltung zu studieren, die das moderne England gegenüber den Veteranen aus der Glanzperiode des politischen Liberalismus und ökonomischen Individualismus einnimmt. Herbert Spencer, der klassische Vertreter der liberal-individualistischen Periode, räsonierte ja in seinen „Prinzipien der Soziologie" im Hinblick auf die herannahende Zeit des Staatssozialismus ungefähr so: „Wir versinken gegenwärtig rettungslos aus der großen Zeit der persönlichen Freiheit in die Zeit des militaristischen Zwangs, der Barbarei und des Prussianismus. Den Anstoß zu dieser Rückwärtsbewegung hat Preußen mit seinen Eroberungskriegen gegeben. Durch seinen Sieg über die Franzosen hat es in diesen den Revanchegedanken geweckt und sie zu immer angestrengteren Rüstungen veranlaßt. Diese Rüstungen haben dann Deutschland wieder veranlaßt, durch entsprechend verstärkte Rüstungen vor seinem westlichen Nachbarn und späterhin vor dessen östlichem Nachbarn auf der Hut zu sein. So erfuhr allmählich das gesamte staatliche Leben auf dem europäischen Kontinent eine immer stärkere Militarisierung. Auch England, das bereits eine höhere Stufe freiheitlicher Entwicklung erklommen hatte, wurde notwendigerweise in den Kreis dieser rückläufigen Bewegung hineingezogen. Immer mehr begann auch hier der Staat in die persönlichen Angelegenheiten des Individuums einzugreifen. Mischt er sich gegenwärtig nicht bereits in die Erziehung, die doch eine rein persönliche Angelegenheit der Eltern ist? Ja, ist es nicht bereits soweit gekommen, daß man uns zumutet, die jugendlichen Verbrecher als die verwahrlosten

Digitized by Google

„Söhne" der Nation anzusehen und uns sozusagen für ihren verwahrlosten Zustand als mitverantwortlich anzusehen?"

So jammerte Spencer in einer uns heute manchmal geradezu tragikomisch anmutenden Weise über die neue Zeit. Lord Courtney, der jetzt in Deutschland wegen seiner Oberhausrede Vielgenannte, ist einer der letzten noch lebenden feinen Typen des extremen Liberalismus und Individualismus vom Schlage Herbert Spencers. Bekanntlich nahmen sich ja um 1890 die jungen, raufluſtigen Fabier, an ihrer Spitze Shaw und Sidney Webb, jene alten Herren tüchtig vor und hämmerten ihnen durch Broschüren und Diskussionen so lange den Geist des Staatssozialismus ein, bis sie in der Versenkung verschwanden. Spencer fuhr griesgrämig ins Grab; Lord Courtney zog sich von seiner glänzenden politischen und wissenschaftlichen Laufbahn in ein kleines Häuschen in Chelsea, London S.W., zurück, das von oben bis unten mit Kuriositäten angefüllt ist, um hier im wesentlichen schöngeistigen Freuden zu leben.

Als mich im Februar 1913 der Zufall einmal an den Teetisch der Lady Courtney führte, die übrigens eine Schwester von Sidney Webbs berühmter Gattin Beatrix ist, traf ich den Lord, einen alten Seebären mit glattrasierter Oberlippe, grauem Knebelbart und altmodischer Gewandung, im Großvaterstuhl neben dem Kamin sitzend an, wie er mit begeistertem Kennerblick eine prachtvolle Nachahmung von Agricolas Buch über den Bergbau musterte.

Kürzlich nun, als im Oberhaus die Kriegslage diskutiert wurde, als die Regierung den Mißerfolg der Dardanellenexpedition zugeben mußte und sich anschickte, die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetz zu erheben, da tat auch Lord Courtney wieder einmal einen Gang nach dem Haus der Lords und ließ dort seine Kassandrastimme ungefähr folgendermaßen vernehmen: „Dieser Krieg wird nun tatsächlich, wie ich es immer schon vorausgesagt habe, alle Schätze der europäischen Kultur in einem Meer von Trümmern begraben. Er verwüstet die Denkmäler der alten Kunst, zerstört die internationale Zusammenarbeit an gemeinsamen letzten Kulturzielen, zwingt die Wissenschaften, die der Verschönerung und Veredelung des Lebens dienen sollten, in den Dienst sinnloser Vernichtung. Er verwandelt die edle, humane Gesinnung in niedrige, haßerfüllte Leidenschaft und wird dem letzten Rest von persönlicher Freiheit, der uns noch geblieben ist, ein unwiederbringliches Ende bereiten."

„Das ist die erste Stimme des Gewissens, der Einsicht, der unabhängigen Meinung, die sich unter den unerschrockenen Junkern des englischen Oberhauses vernehmen läßt", raunte man sich damals wohl hier und da mit vielsagender Miene in Deutschland zu. Alle Blätter brachten die Rede im Wortlaut und versahen sie mit ausführlichem Kommentar.

„Ist dieser alte Knabe auch noch einmal von den Toten auferstanden?" mag es dagegen weniger respektvoll, aber desto häufiger aus der öffentlichen Meinung Englands herausgetönt haben, d. h. aus jenem Publikum, das am Morgen in der Vorstadt die Daily Mail kauft und in der Untergrundbahn auf dem Weg zur City die fettgedruckten Überschriften des Titelblatts liest. Denn ohne der Stimme dieses Predigers in der Wüste irgendwie Beachtung zu schenken, hat sich die Psyche Englands seitdem immer tiefer in die „Sackgasse des Kriegs" verrannt, wie sich Lord Courtney nicht unzutreffend ausgedrückt hatte. Die Marksteine, die diesen verhängnisvollen Weg kennzeichnen, sind die seitdem erfolgte Einführung der Wehrpflicht und die Suspendierung der Habeas Corpus Akte, jenes tausendjährigen Grundpfeilers und letzten Bollwerks der „persönlichen Freiheit", so wie sie Spencer, Courtney und die andern alten Liberalen verstanden haben.

Digitized by Google

Juli 1913. Ein Bekannter nahm mich zu einem Dritten, der in London-Schwabing wohnte, zum Fünfuhrtee mit. Es war ein großes, reiches, offenes Haus mit geschmackvoll eingerichteten Räumen und einem wohlgepflegten Garten. Da war ein Anarchist, ein Futurist, ein M. P., ein russischer Flüchtling, ein berühmter Schriftsteller, ein Inder, ein Armenier, da waren Malweiber, Tänzerinnen, Suffragetten, Ladies, Monisten, Dualisten, Freihändler, Protektionisten, Quäker, Gesundbeter, Spiritisten und viele andere „isten" und „iker". Der Hausherr selbst war Syndikalist. Er war Besitzer einer nicht sehr gut gehenden Goldgrube im wilden Westen, aber sehr vermögend und vertrieb sich die Zeit damit, eine syndikalistische Wochenschrift zu schreiben, die er in vielen Tausenden von Gratisexemplaren über die Kohlenbezirke von Wales, Pennsylvanien und Colorado verstreute. Ihm wurde gemeldet, ich sei Sozialist und deutscher Herkunft. „Ach, gehen Sie mir mit den deutschen Sozialdemokraten," rief er aus, „die sind genau so wertlos für den Sozialismus wie die offiziellen Sozialistenparteien in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Ich meine, sie sind mit ihren Interessen ganz an die Interessen der Bürgerlichen ihres Landes gekettet und ihre Politik ist dementsprechend. Glauben Sie zum Beispiel, daß die deutschen Sozialdemokraten trotz der Opposition, in der sie sich der deutschen Regierung gegenüber befinden bei einem Krieg ihrer Regierung die Gefolgschaft verweigern werden?" „Nein," sagte ich, „das haben sie selbst in Kopenhagen nicht gesagt. Aber, sie sind doch sozusagen eine Gewähr gegen einen deutschen Angriffs- und damit gegen einen Weltkrieg." „Ach was," sagte er, „wenn die Regierenden einen Krieg wollen oder für unvermeidlich halten, dann machen sie ihn schon. Niemand wird sagen können, ob es ein Angriffs-, ein Verteidigungskrieg oder ein Präventivkrieg sei. Sie werden sehen, wie *ein* Mann werden die deutschen Sozialdemokraten marschieren, wenn man ihnen sagen wird, sie kämpften um ihre Existenz. Und dann, glauben Sie nicht, daß auch der deutsche Arbeiter dafür empfänglich sein wird, wenn man ihm sagt: „Es ist nicht nur für deinen Arbeit*geber*, sondern auch für deinen *eigenen Lohn* nicht gleichgültig, ob Deutschland seine *Rohstoffe* aus eigenen Kolonien oder doch wenigstens aus Ländern, die offen sind, bezieht oder aus solchen, die abgesperrt sind oder im Kriegsfall jederzeit von einem bösen Feind abgesperrt werden können?" Und weiter, wenn man ihm sagt, daß es sich ähnlich hinsichtlich des Absatzes der deutschen *Produkte* in der Welt verhält? Warum sollte man von den deutschen Sozialdemokraten mehr für den Sozialismus erwarten dürfen als die englischen und französischen Sozialistenparteien bis jetzt für ihn geleistet haben? Ist die Politik Frankreichs und Englands z. B. weniger imperialistisch geworden, seitdem es in diesen Ländern sozialistische Minister und sozialistische Regierungsparteien gibt?" „Mir scheint," sagte ich, „Sie verlangen ein bißchen viel auf einmal sowohl von Ihren sozialistischen Landsleuten wie von den meinigen. Wie wollen Sie denn den sozialistischen Zukunftsstaat herbeiführen?" „Warten Sie ab", rief er begeistert aus, „und sehen Sie zu, was in dem Krieg, den wir bald haben werden, in den Kohlenbergwerken von Wales und unter den indischen, italienischen und slawischen Proletariern der Vereinigten Staaten passieren wird, dann wollen wir uns wieder sprechen." „Meinen Sie nicht, daß auch vom Standpunkt des extremsten Sozialismus aus ein bis zu einem gewissen Grad heilsamer Zusammenhang zwischen Staat und Sozialismus zugegeben werden muß?" „Nun ja," antwortete er, „aber das ist eine alte Geschichte. Das wissen nicht nur die Arbeiterparteien, sondern sogar die alten konservativen Staatssozialisten von Wagner bis Webb. Mit solchen Lehren ver-

Digitized by Google

hindern wir aber keinen Krieg." „Glauben Sie also, daß die syndikalistische Lehre den Krieg verhindern wird?" „Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es."

Weihnachten 1913. Ich arbeitete damals eine Zeitlang studienhalber auf der berühmten George-Farm bei Freeville im Staat Neuyork, wo sich männliche und weibliche Jugend nach dem Grundsatz „Nothing without labour" (Nichts ohne Arbeit) in Form einer Jugendrepublik selbst regiert. Die Farm befand sich in der Nähe der reizend gelegenen Staats-Universität von Neuyork, wo ich viele gute Freunde hatte. Fast jeden Sonnabend kam ich aus meiner ländlichen Einsamkeit hinüber in die kleine Universitätsstadt, um mich durch Lektüre und Verkehr geistig anzuregen. So lernte ich auch Dr. Andrew D. White kennen, der mich einlud, den Weihnachts-Heiligabend in seinem Hause zuzubringen. Wir in Deutschland kennen Dr. White hauptsächlich als Vertreter der Vereinigten Staaten am Hof Kaiser Wilhelms I. und dann wieder am Hof Kaiser Wilhelms II., sodann durch seinen hervorragenden Anteil am Zustandekommen und den Arbeiten des Haager Friedenswerkes. In Amerika aber kennt man Dr. White außerdem auch als hervorragenden Parlamentarier, Sozialpolitiker und Gelehrten. Die Cornell-Universität insbesondere sieht in ihm ihren Begründer, langjährigen Lehrer und Protektor, wie er denn auch jetzt sein Heim ganz nahe bei der ihm lieb gewordenen Alma Mater aufgeschlagen hat. Dr. White ist ein großer Historiker, Rechtsgelehrter und Philologe. Er hat ein bedeutendes Werk über den Kampf der Wissenschaft gegen die Dummheit in den Vereinigten Staaten geschrieben, und seine Memoiren geben zugleich einen Einblick in die letzten Jahrzehnte der amerikanischen Geschichte, wie in ein reiches und langes Menschenleben, das untrennbar mit dieser Geschichtsperiode verflochten ist.

Dr. Whites europäische Erlebnisse reichten bis zum Krimkrieg zurück, zu welcher Zeit er sich trotz seiner großen Jugend bereits in diplomatischer Mission am Petersburger Hof befand. Es gewährte mir großen Reiz, einen so hervorragenden Mann wie ihn, der in der Neuen Welt sowohl wie in der Alten die junge Generation wie auch die alte kannte, von seinen Erlebnissen und Eindrücken plaudern zu hören, von Kaiser Wilhelm I. und seinem Enkel, von Bismarck, von den deutschen Universitäten, von den deutsch-amerikanischen Austauschprofessoren, von deutschen und amerikanischen Erziehungsidealen und dergleichen mehr. Wir kamen auf das Haager Friedenswerk zu sprechen. Da wurde er lebhaft. „Ich habe gerade jetzt wieder damit zu tun", rief er aus. „Dr. Wilson hat mich nämlich aufgefordert, ihm ein Gutachten zu schicken, was für Programmpunkte man wohl am besten vom amerikanischen Standpunkt aus für eine dritte Haager Konferenz, deren Abhaltung der Präsident vielleicht für eines der nächsten Jahre anregen wird, vorschlagen könnte." „Werden Sie ihm vorschlagen, die Frage des Kaperrechts wieder aufs Tapet zu bringen?" fragte ich. „Nach den Erfahrungen, die wir auf den beiden ersten Konferenzen in dieser Angelegenheit gemacht haben, nicht. Dazu ist es noch zu früh. Die Sache muß erst einmal zwischen England und Deutschland allein geregelt werden. Solange das nicht geschehen ist, hat es keinen Zweck, sie im Haag wieder vorzubringen. Es gilt eben auch hier das Wort Talleyrands: Qui trop embrasse, mal empreint".

Als ich durch den schneebedeckten, mondbeglänzten Park dem Bahnhof zuschritt, dachte ich besorgt an das liebe alte Vaterland drüben über dem Wasser: „Was mag die Zukunft alles in ihrem Schoß verborgen halten?"

Februar 1914. Eine Donnerstagsdebatte in Toynbee Hall. Das Publikum waren Arbeiter aus London-Ost, meist Dockarbeiter russisch-jüdischer oder

Digitized by Google

irisch-katholischer Herkunft. Referent des Abends war Herr X., Herausgeber des „Economist", einer der angesehensten nationalökonomischen Zeitschriften Englands. Seine These lautete: „Daß die Politik Sir Edward Greys für England verhängnisvoll sei, weil sie sich auf veraltete politische Begriffe und nationalökonomische Unwissenheit stütze." Die Ententepolitik, führte er aus, sei verderblich, weil sie auf der Theorie vom europäischen Gleichgewicht ruhe. Diese Theorie sei längst nicht mehr zeitgemäß, seitdem der Welthandel die wirtschaftlichen Interessen der Völker Europas ineinandergeflochten habe. Sie sei außerdem undemokratisch, da sie nicht vom Willen des Volks, beziehungsweise der Volksvertretung diktiert werde, sondern vom Willen einiger mehr oder weniger geeigneter Persönlichkeiten im Auswärtigen Amt. Sir Edward Grey z. B. gehe die erforderliche Eignung für seinen Posten ab, da er nationalökonomisch nicht geschult sei. Seine Methoden und Ziele seien, was ihren autoritativen und imperialistischen Charakter angehe, in keiner Weise verschieden von denen, die der Deutsche Kaiser in seiner auswärtigen Politik zur Anwendung bringe. Ich meldete mich zum Wort und erklärte, die deutsche Auslandpolitik entspreche zwar auch meinen idealen Ansprüchen nicht durchaus, doch sei sie zweifellos erleuchteter und habe einen weniger autoritativen Charakter als die englische. Sie sei die Resultante aus dem Willen des Bundesrats, des Kaisers und des Reichstags. Der Kaiser habe verfassungsgemäß kaum je die Möglichkeit, unserer Auslandspolitik in so weitgehendem Maß seinen persönlichen Willen aufzuzwingen, als es das englische Volk seinerzeit König Edward VII. hinsichtlich der englischen Auslandspolitik erlaubt habe. Gerade in der Frage des Verhältnisses von Deutschland zu England sei unsere Politik entschieden erleuchteter als die englische. Der springende Punkt sei hier die Frage des Kaperrechts. Mit der Ratifikation der Londoner Deklaration durch die englische Regierung werde für Deutschland eine Veranlassung zu Mißtrauen gegen die englische Flotten- und Ententepolitik hinwegfallen. Der Vortragende erklärte zu meinen Ausführungen, sie könnten nur dazu dienen, die Richtigkeit seiner These zu erhärten. Daraufhin wurde die These von der Versammlung mit überwältigender Mehrheit akzeptiert.

## Tagebuch[1]).

20. September 1914. Die Frankfurter Zeitung veröffentlicht aus dem ihr in der Handschrift vorliegenden Brief eines preußischen Majors: „Meine Brigade kommandierte mich gestern ins Lazarett, um über einen Franzosen zu Gericht zu sitzen. Ich fand einen Gefreiten vor, Ende der 30er, Soldat seit 1895. Er gab ohne weiteres zu, zwei verwundeten deutschen Soldaten des . . . Armeekorps, das hier vor einigen Tagen die Maasübergänge gewonnen hatte, mit seinem Bajonett die Augen ausgestochen zu haben. Nach dem Grunde gefragt, sagte er ganz ruhig: „C'est une revanche comme toute autre" . . . . Geschehen in . . . am 31. August abends. Der Gefreite hieß E . . . B . . . Er war von Sanitätsmannschaften bei der Tat abgefaßt worden. Ihnen gegenüber hatte er behauptet, von seinen Vorgesetzten dazu Befehl erhalten zu haben. Die deutschen Sanitätsmannschaften sagten, daß der französische Gefreite etwa 30 verwundeten Deutschen die Augen ausgestochen habe."

[1]) Abdruck, auch auszugsweise durch die Tageszeitungen, nicht gestattet. D. Red.

Digitized by Google

30. September 1914. Der Generalarzt der Armee von Schjerning hat Seiner Majestät folgende Meldung erstattet: „Vor einigen Tagen wurde in Orchies ein Lazarett von Franktireurs überfallen. Bei der am 24. September gegen Orchies unternommenen Strafexpedition durch Landwehrbataillon 35 stieß dieses auf überlegene feindliche Truppen aller Gattungen und mußte unter Verlust von 8 Toten und 35 Verwundeten zurück. Ein am nächsten Tag ausgesandtes bayerisches Pionierbataillon stieß auf keinen Feind mehr und Orchies war von den Einwohnern verlassen. Am Orte wurden 20, beim Gefecht am vorhergehenden Tage verwundete Deutsche grauenhaft verstümmelt aufgefunden. Ohren und Nasen waren ihnen abgeschnitten und man hatte sie durch Einführen von Sägmehl in Mund und Nase erstickt. Die Richtigkeit des darüber aufgenommenen Befundes wurde von zwei französischen Geistlichen unterschriftlich bestätigt." (W. T.-B.)

31. Oktober 1914. *E. Ashmead Bartlett* berichtet in *The National Weekly* aus Reims: „Zum Schutze des Doms wurden am 17. Dezember 63 gefangene Deutsche — ausnahmslos Verwundete — auf Stroh in das Kirchenschiff gelegt ... Hier auf Strohbündeln lagen die verwundeten Deutschen in allen Stadien des Leidens. Ihre Rundköpfe, eingefallenen Wangen, blaugrauen Uniformen stachen seltsam von dem feierlichen Schwarz der Priester ab, die sich ihrer annahmen. Die meisten Verwundeten hatten ihre Strohbündel hinter die großen gotischen Pfeiler gezogen, als suchten sie Schutz gegen ihre eigenen Granaten ... Während dieses Bombardements wurden die deutschen Verwundeten nahezu wahnsinnig vor Schrecken. Sie krochen hinter die großen gotischen Pfeiler, um Schutz zu suchen und ächzten zum Erbarmen. Viele, die sich bewegen konnten, krochen die Treppen im Innern zu den beiden Türmen hinan, den umherfliegenden Glassplittern zu entgehen ... Glühendes Zinn kam hernieder und setzte das Stroh im Innern der Kirche, auf dem die Verwundeten lagen, in Brand. ... Etwa 14 von den Verwundeten, die der Warnung, aus dem Nordtor herauszugehen, kein Gehör gaben, flüchteten durch das Südtor auf den brennenden Palast des Erzbischofs und den Saal der Könige zu; 8 oder 9 wurden hier von den Flammen erfaßt und verbrannten; 4 oder 5, offenbar so verwirrt, daß sie nicht wußten, was sie taten, liefen auf die Straßen hinaus und wurden offenbar von dem Volk, das sie flüchtend wähnte, erschlagen." (Übersetzt in der Frankfurter Zeitung vom 7. Januar 1915, zweites Morgenblatt.)

Anfang November 1914. Die englischen Zivilisten in Deutschland werden interniert; die Lage der seit Kriegsausbruch in England internierten deutschen Zivilisten bessert sich.

Mitte November 1914. Carl Peters verlangt in den Süddeutschen Monatsheften Vergeltungsmaßregeln für die Verletzung der Genfer Konvention gegenüber den in England gefangenen Deutschen.

8. Dezember 1914. Hamburgischer Landesverein vom Roten Kreuz gibt nach Kölnischer Zeitung Bericht über Gefangenenlager Cortereſſe de Blaye bei Bordeaux. Im Anfang deutsche Verwundete nicht verbunden (widerrechtlich zurückgehaltenen deutschen Sanitätern verboten, sie zu verbinden), viele Todesfälle durch Wundstarrkrampf.

9. Dezember 1914. Der 71½ Jahre alte Kaufmann Otto Fürst schildert in der München-Augsburger Abendzeitung seine Erlebnisse in französischer Gefangenschaft in Celluee (Puy de Dôme). Trinken des guten Trinkwassers durch

Digitized by Google

Geistlichkeit verboten. Deutsche Dame, von der französischer Arzt sagt, Transport ins Gefangenenlager bedeute ihren Tod, stirbt am dritten Tag.

16. Dezember 1914. Schiffsoffizier H. Wodarz veröffentlicht im Hamburger Fremdenblatt seine Erlebnisse aus französischer Gefangenenschaft. Auf einem Ponton bei Marseille müssen deutsche Schwerverwundete nachts auf- und ablaufen, um nicht vor Kälte und Zug zu erstarren. Vor Ausreise angespuckt.

24. Dezember 1914. Der russische Höchstkommandant ordnet durch Geheimerlasse an, die Briefe der in Deutschland gefangenen Russen zu beschlagnahmen, da sie berichten, daß es ihnen gut geht.

Januar 1915. P. Gaster-Antwerpen berichtet im Deutschen Philologenblatt über das Schicksal der deutschen Austauschschüler in Frankreich. Sie wurden zum Teil in Konzentrationslager und Verbrecherzellen gebracht; ein 14½ Jahre altes Mädchen mit Handschellen transportiert, auf der Heimfahrt beschimpft, „Damen vom französischen Roten Kreuz bewarfen den Zug mit Steinen".

23. Januar 1915. Frau Marie Paumpgartner, Gattin des österreichischen Generalkonsuls in Odessa, berichtete in der Neuen Freien Presse über die ohne Rücksicht auf das Völkerrecht erfolgte Einkerkerung ihres kranken Mannes. „Der amerikanische Konsul kümmerte sich um die Angelegenheit fast gar nicht."

24. Januar 1915. In der Grazer Tagespost schildert der Grazer Arzt Dr. Karl Zelger seine Erlebnisse in französischer Gefangenschaft. Auf dem spanischen, von Spanien nach Italien fahrenden Schiff „Federico" gefangen genommen, in Marseille mit eisernen Fesseln paarweise gefesselt, im Marseiller Zuchthaus St. Nicolas in Einzelhaft, „in einer Ecke ein Blechkübel, der von meinem, wie ich feststellen konnte, ruhrleidenden Vorgänger benutzt und noch nicht entleert worden war". Zu den übrigen Federico-Gefangenen gebracht, in 2 Räumen über 500 Menschen, das Wasser einem Brunnen entnommen, der die Warnungstafel *Eau dangereuse* trug, infolgedessen großer Teil der Leute erkrankt, kein Abort, offene Blechkübel, nächsten Tag durfte Z. die Kranken behandeln, Typhuskranke wurden in ein Spital gebracht, Geschlechtskranke durften nicht behandelt werden, „da der französische Staat für die Laster der Deutschen keinen Sou ausgebe".

29. Januar 1915. Der Grazer Arzt Dr. Hans Otter berichtet in der Grazer Tagespost über seine Erlebnisse in dem englischen Gefangenenlager Queensfarry. Der englische Arzt Herbert zwang am 24. November 1914 einen Schwerkranken durch Drohung einen Topf zusammengerührter Konservenmilch zu trinken; als der Kranke, wie er vorausgesagt hatte, die Milch erbrechen mußte und dabei der Mantel des Arztes etwas beschmutzt wurde, gab ihm dieser mit den Worten „nasty German" eine Ohrfeige.

11. Februar 1915. Martha Back und Gertrud Hebel veröffentlichen in der Täglichen Rundschau ihre Erlebnisse aus französischer Gefangenschaft in Afrika. In Bougie mit syphilitischen Dirnen untergebracht, im Bordell entkleidet, mit der Bahn nach Batna transportiert in Gegenwart der Gendarmen, die dazu die Fenster öffnen, vom Pöbel bespuckt, ohne Trinkwasser, unterwegs mit deutschen Gefangenen zusammentreffend, von denen ein Herr Auerbacher einen tiefen Scherenstich an der Schläfe, ein Herr Meier mehrere große Löcher am Kopf und zerschlagenes Nasenbein hatte; ein französischer Oberst spuckte unterwegs den Sprachlehrer Bohnert ins Gesicht. Von Batna nach Lambuse ins Zuchthaus.

10. Mai 1915. Dr. Franz Bayer, Professor am Staatsgymnasium in Graz,

Digitized by Google

berichtet dort über seine Kriegsgefangenschaft in Frankreich. Den Ärzten im Gefangenenlager war verboten, den erkrankten Gefangenen Hilfe zu leisten. (Bericht in der Grazer Tagespost vom 13. Mai.)

9. Juni 1915. Die deutsche Regierung veröffentlicht Mitteilungen über die Lage der deutschen Gefangenen in Dahomey, die als Verbrecher behandelt und geschlagen werden; man versucht, sie durch Verzweiflung zum Eintritt in die Fremdenlegion zu treiben.

26. Juni 1915. Der schwedische General Hjalmarson berichtet in Aftenbladet, daß er auf der Durchreise durch Irkutsk österreichische Gefangene beim Wassertransport gesehen habe, die von Soldaten mit Peitschen bewacht wurden. Auf seine Frage nach der Behandlung entblößte ein Gefangener seinen Arm, der einen langen blutigen, von einem Peitschenhieb herrührenden Striemen zeigte. Die Deutschen wurden noch schlechter behandelt.

28. Juni 1915. Der aus französischer Gefangenschaft ausgelieferte schwerverwundete Kriegsfreiwillige Friedrich Müller vom Reserve-Regiment Nr. 233, eidlich vernommen, wurde als Schwerverwundeter als Deckung auf die Brustwehr eines französischen Schützengrabens gelegt, französischer Arzt sagte zu ihm: „du deutsches Schwein, von den paar Schüssen wirst du nicht gleich verrecken", auf Transport durch Soldaten Rock ausgezogen, durch Zivilbevölkerung geschlagen.

1. Juli 1915. Die Times schildern „eine Tour durch den Schützengraben": Gestern nahm einer unserer braven Soldaten einen Deutschen gefangen und stieß ihm das Bajonett durch den Leib mit den Worten: ‚Das ist für die Lusitania', dann nach einer kurzen Pause durchbohrte er ihn zum zweiten Male: ‚Und das für dich selbst'. Nicht lange vorher kam ein Deutscher auf uns zu mit dem Ausruf: ‚Ich bin ein Christ', die Antwort war: ‚Bist du wirklich einer, gut, dann hast du hier die Beförderung zum Engel'; eine Kugel beendete das Leben eines deutschen Schurken."

10. August 1915. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung veröffentlicht den beeidigten Bericht des ausgetauschten schwerverwundeten Reserve-Gefreiten des Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiments Nr. 1 Wilhelm Oelbüttel über seine Gefangenschaft in Ile de Ré. Hintransport ohne Arzt und Pfleger, 12 Schwerverwundete in Abteil dritter Klasse mit 8 Plätzen, so daß 4 immer stehen mußten, mehrere starben unterwegs, die ersten Wochen wurde keine Nahrung gereicht, Wunden nicht verbunden, ein um Behandlung bittender Mann mit einem Fußschuß von einem französischen Marinearzt mit Füßen getreten und aus dem Verbandzimmer mit Stößen hinausgeworfen.

4. September 1915. Die Alldeutschen Blätter berichten: „Die Deutsche Kolonialgesellschaft teilt mit: Verschiedene Einwohner Neuguineas hatten einen englischen Missionar, der trotz langjähriger Anwesenheit in der deutschen Kolonie sich nicht entblödet hatte, Kriegsverrat zu begehen, verprügelt. Ein Pflanzer verriet das Versteck der Herren, unter denen sich auch deutsche Beamte befanden, und darauf wurden sie von dem englischen Administrator zur öffentlichen Auspeitschung verurteilt. Vergeblich protestierten Pflanzer und auch der noch anwesende deutsche Bezirksrichter, der darauf hinwies, daß noch deutsches Recht gelte. Die Verurteilten baten, erschossen zu werden, doch umsonst. Einer der Herren versuchte, in der Nacht vor der Exekution Selbstmord zu begehen, um sich der Schande zu entziehen. Zu der Ausführung des Urteils mußten alle an-

Digitized by Google

wesenden Deutschen erscheinen, jedoch durften sie nach Verlesen des Urteils fortgehen; nur ein Pflanzer und ein deutscher Beamter blieben anwesend. Die Exekution wurde von einem australischen Soldaten vollzogen. Einer der Herren bekam 30 Hiebe, die übrigen zwischen 10 und 25."

9. Oktober 1915. In Guerre sociale bekämpft Sévérine den Antrag, die deutschen Gefangenen öffentlich in Paris herumzuführen. Seinerzeit habe auch Hervé gegen die Schaustellung deutscher Gefangener protestiert, weil die Bevölkerung die Gefangenen mit Steinen bewarf und bespuckte.

20. November 1915. Die Kölnische Zeitung schildert das Schicksal der Kranken und Leichtverwundeten in Reims nach Beschießung der Kathedrale auf Grund der eidlichen Aussage des Vikars Johannes Prüllage zu Stadtlohn in Westfalen, der als freiwilliger Krankenpfleger zugegen war: „Der Gardegrenadier Middendorf flüchtete mit seinem Kompagniekameraden Seiler in das Bureaugebäude. Durch ein jenseitiges, auf die Straße führendes Fenster suchte er hinauszukommen, jedoch wurde von rechts sofort nach ihm geschossen, es gab also keinen Ausweg mehr aus dieser Hölle. Beide kehrten also um. Im Augenblick, als Middendorf die Tür wieder erreichte, traf Seiler ein vom hintern Fenster von einem Posten auf ihn abgegebener Schuß, der ihn am Halse verletzte; er stürzte. Middendorf hockte sich hinter einen unmittelbar an der Tür stehenden, halb behauenen Stein. Er sah dann, wie ein Zivilist aus den niederen Bevölkerungsschichten durch das Fenster eindrang und sich auf den am Boden liegenden Seiler stürzte. Er setzte ihm den Fuß auf den Hals, und der Soldat schoß ihm vom Fenster aus eine Kugel durch den Kopf; Seiler war sofort tot. Nunmehr entdeckte der Zivilist unter einem großen Bureautisch etwa zwölf dorthin geflüchtete, verwundete Gefangene, die sich dort zusammengekauert hatten, und zeigte sie dem noch am Fenster stehenden Posten. Dieser schoß alsbald in den Haufen hinein, wenigstens 10—12 Schüsse. Laut ertönte das Schreien und Jammern der Getroffenen. Von den unter dem Tisch Kauernden ist nur einer, wenngleich auch schwer verwundet, gerettet, der Sergeant Heyl, Reserve-Feld-Artillerie-Regiment Nr. 62."

## Mehr Vertrauen

**ist die Mahnung, die mit Recht von den offiziösen Blättern immer wieder ausgegeben wird. Nur wird hier dieses Vertrauen vielleicht zu ausschließlich für die in der sozialen Rangordnung am höchsten Stehenden verlangt und sollte auch auf Persönlichkeiten ausgedehnt werden, die dieses Vertrauen lange genossen haben, beispielsweise aus früherer Zeit Bismarck oder wenn es sich um den Krieg gegen England handelt, Tirpitz und Zeppelin. Wir betrachten die Geschichte durchaus nicht als unfehlbare Lehrerin, jede Wirklichkeit ist anders, und wer nur in die Vergangenheit stiert, soll allenfalls Bücher schreiben, aber keine politische Reden halten. Wenn einmal die wirkliche Geschichte dieses Kriegs neben die offiziöse gelegt und alles veröffentlicht wird, was während des Kriegs nicht veröffentlicht werden konnte, so wird das deutsche Volk vielleicht der Regierung die Mahnung zurückgeben: Mehr Vertrauen!**

Digitized by Google

# England als Feind.

## Von Carl Peters.

Es ist nicht nur endgültig, auch für die Geschichte, festgestellt, daß der gegenwärtige Krieg im wesentlichen auf britische Machenschaften zurückzuführen, sondern auch, daß das britische Reich das eigentliche Rückgrat des uns feindlichen Völkerbundes ist. Derart, daß, sollte England geneigt sein, sich mit uns friedlich zu verständigen, bald auch Frankreich, Rußland usw. folgen würden; wenn England indes kriegerisch durchhalten wird, auch all die andern Völker kämpfen würden, und ein Friede in Europa unabsehbar ist.

Daß die englischen Staatsmänner sich 1914 zum Krieg entschlossen, kann übrigens niemanden wundernehmen, der die Lage klar übersah. Die notwendige Auseinandersetzung mit dem koloniengründenden und schiffebauenden Deutschland war seit 1901 ein feststehender Glaubensartikel britischer Auffassung, und jeder Engländer, von oben bis unten, war dazu entschlossen, sobald sich die Gelegenheit bot. Daß Deutschland der gefährlichste Mitbewerber um die Weltherrschaft sei, lag jedem Engländer, klein oder groß, im Blut. Kein Staatsmann hätte 1914 den Krieg vermeiden können, niemals hätte man an der Themse tatenlos zugesehen, daß das sogenannte „Gleichgewicht" auf dem Festland von Europa umgestoßen würde. Es würde von ungeheurer Kurzsichtigkeit zeugen, wenn sich später herausstellen sollte, daß bei uns irgendeine unterrichtete Stelle es anders erwartet hätte. Unsere Staatsmänner waren in einer ähnlichen Zwangslage. Vielleicht, daß man die Entscheidung durch weitere Nachgiebigkeit um zwei Jahre hätte hinausschieben können; zu beseitigen war sie nicht. Aber 1916 würde die feindliche Koalition wahrscheinlich noch besser vorbereitet gewesen sein, als 1914. Wenn wir die Lage überblicken, können wir immerhin dankbar sein, daß die Entwicklung so gekommen ist, wie sie kam.

Also Deutschland ist bei diesem sogenannten „Weltkrieg" politisch völlig in der Defensive. Durch das bloße Schwergewicht seiner politischen und volkswirtschaftlichen Entwicklung wurde es den übrigen Staaten mehr und mehr unbequem, und dies mußte schließlich zu einem Ausgleich mit den Waffen führen. Wer den Krieg in Wirklichkeit angefangen hat, ist dabei eine nebensächliche Frage, und es ist einfach vergeudete Zeit, sich mit ihr auch nur noch eine Minute zu beschäftigen.

Das britische Reich hat dem heraufziehenden Kampf von vornherein ein bestimmtes Gepräge gegeben. Es hat den alten Grundsatz des europäischen Völkerrechtes gleich zu Beginn vollständig umgeworfen. Wir hatten gelernt, daß der Kriegszustand nur gewissermaßen ein Rechtsstreit zwischen zwei oder mehreren Staaten sei, mit dem die einzelnen Staatsbürger gar nichts zu tun hätten. Die Engländer begannen damit, jedes einzelne deutsche Privatvermögen, dessen sie habhaft werden konnten, ohne weiteres in ihre Gewalt zu nehmen, jeden deutschen wie Kriegshandlungen zu Lande oder zur See vornahmen. Kitchener führte die Staatsbürger, wo auf der Erde sie ihn fassen konnten, bis zum Alter von 55 Jahren einzustecken und als Gefangenen zu behandeln, den sogenannten Rechten von Mitgliedern der Kriegführenden mit plumper Faust ins Gesicht zu schlagen und dann immer heuchlerisch zu klagen, daß *wir* das Völkerrecht nicht achteten, wenn Anschauungen, welche er im Kampf mit mehr oder weniger wilden Völkerschaften oder -Stämmen gewonnen hatte, schonungslos in diesem sogenannten Weltkrieg ein,



Digitized by Google

der immerhin unter dem Zeichen der Genfer Konvention und der Haager Abmachungen hätte stehen sollen, und seine Bundesgenossen waren nur zu sehr bereit, ihm hierin zu folgen. Wir würden mehr als dumm sein, solchen Gegnern gegenüber noch die Gesetze der Ritterlichkeit gelten zu lassen. Strauchdieben gegenüber wehrt man sich, wie man irgend kann. Wie z. B. auch die Franzosen dem englischen Vorbilde folgen, beweist unter anderem ein Armeebefehl, welcher in diesen Tagen bei einem gefallenen Franzosen gefunden ward, und der folgendermaßen lautet:

„Hauptquartier, den 12. 3. 1916.

Besondere Anweisung.

Es ist Tag für Tag festgestellt worden, daß die zurückgeführten Gefangenen mit törichter Milde und sogar mit törichten Aufmerksamkeiten behandelt werden. Eine solche Behandlung zeitigt nur eine noch größere Unverschämtheit unserer Feinde.

Es ist ausdrücklich verboten, den Gefangenen vor ihrer Ankunft im Hauptquartier der Gruppe de Bazelaire Nahrungsmittel, irgendwelche Getränke (einschließlich Wasser), Kleider, Kopfbedeckungen, Decken oder Stroh zu geben. Ferner ist es jeder Person des Soldatenstandes, die nicht hierzu befugt ist, verboten, die Gefangenen auszufragen oder an sie das Wort zu richten.

Die Gefangenen müßten unseren Unteroffizieren und Offizieren gegenüber eine mindestens ebenso korrekte und unterwürfige Haltung einnehmen als die, welche von ihnen ihren eigenen Offizieren gegenüber verlangt wird.

Jedes Vergehen in dieser Hinsicht muß sofort rücksichtslos geahndet werden.

Die begleitenden Offiziere oder Gendarmen sind persönlich für die Beobachtung dieser Vorschrift verantwortlich."

Also dem französischen Soldaten wird hierdurch geradezu verboten, sich gegen deutsche Kriegsgefangene irgendwie ritterlich oder auch nur menschlich zu betragen. Gegen solche Maßnahmen nützen keine bloßen Deklamationen in Worten, von denen wir in Deutschland überhaupt schon viel zu viel haben, sondern dagegen ergreift man Gegenmaßregeln. Wir wären keine Männer mehr, sondern alte schwachmütige Weiber, wenn wir so etwas geduldig hinnehmen würden.

Ich habe im Herbst 1914 an einer andern Stelle meine Erlebnisse und Beobachtungen in England während dieses Krieges veröffentlicht und sie später in einer Schrift: „Das deutsche Elend in London" (S. Hirzel, Leipzig) des näheren belegt. Hernach habe ich von allen Teilen der Erde die Bestätigung meiner Auffassung erhalten. In Südafrika, wie Ostindien, in Kanada, wie in Australien sind unsere Landsleute gehetzt worden, wie das Wild des Waldes und der Steppen. Was deutsch war, oder auch nur einen deutschen Namen trug, wurde von Engländern, Russen, Franzosen, Italienern und anderen „Feinden" geschmäht, geprügelt, eingesperrt, erschossen, und man kann mit Fug und Recht behaupten, daß es zurzeit keinen größeren Makel auf unserem Planeten gibt, als Deutscher oder deutscher Abstammung zu sein. Wem gegenüber diesen Tatsachen, von denen jeder Tag neue bringt, nicht die Schamröte des Zornes ins Gesicht steigt, hat die Fußtritte verdient, mit denen elende Ausländer unser Volk überhäufen. Wir müssen hier und da die Zähne zusammenbeißen und den neuen Haß zum alten häufen, gegenüber den Beschimpfungen, denen unser Volkstum ausgesetzt ist. Aber wir wollen sie nicht vergessen, und wollen hoffen, daß der lebendige Gott über uns eines Tages die Genugtuung geben wird, nach welcher unser persönlicher Stolz verlangt.

Digitized by Google

Der Höhepunkt der britischen Ruchlosigkeiten war jedenfalls der scheußliche Baralong-Mord, durch welchen eine Reihe wehrloser Deutscher mit kaltem Blute umgebracht wurden. Hierfür hat der deutsche Reichskanzler uns im Reichstag feierlich Repressalien versprochen. Hoffentlich können sie bald ausgeübt werden, damit der britische Dünkel uns gegenüber nicht ins Ungemessene wachse.

Die Engländer eröffneten den Krieg bereits 1914 mit einem ganz bestimmten Feldzugsplan, welcher augenscheinlich mehr gegen die einzelnen deutschen Staatsbürger, als gegen den Staat gerichtet war. Sie wollten uns alle Zufuhren abschneiden und uns verhungern lassen. Daran arbeiten sie noch heute, und, wenn man die öffentlichen Reden von jenseits der Nordsee liest, sind sie sich ihres Erfolges völlig sicher und glauben bereits, gesiegt zu haben. Somit ist die ganze Frage, um welche es sich heute handelt, die, ob Deutschland in der Lage ist, sich die nötigen Nahrungsmittel zu verschaffen, oder, ob die Feinde es fertig bringen werden, uns zu ersticken. Einzelne Kriegserfolge ändern an diesem Kernpunkt nichts.

In einer solchen Lage gibt es keine Rücksichten, als die der Selbsterhaltung.

Ich höre in Deutschland häufig, das sei hart. Aber ist es weniger hart, ein ganzes Volk mit Aushungerung zu bedrohen, woran unsere Feinde seit Jahren arbeiten?[1])

Ich höre und lese auch häufig in deutschen Blättern, nach dem Kriege müßten wir ja doch mit den Engländern wieder freundlich verkehren. Also sei es klug, den Haß schon während des Krieges nicht ins Ungemessene zu steigern. Das ist so recht die Art der „sanften Heinriche", ausgerechnet uns mit solchen Ratschlägen zu kommen! Ich habe schon manches alberne Gewäsch in meinem Leben gehört und gelesen, ein dummeres als dieses noch nicht. Wissen wir denn schon, ob sie Lust haben, nach dem Kriege mit uns wieder freundlich zu verkehren? Weshalb sollen wir uns denn jetzt schon vorbereiten, nach dem Kriege ihnen von neuem nachzulaufen? Das würde ja unser schwächliches Verhältnis zum Ausland verewigen! Außerdem gibt es kein unwirksameres Mittel, als zudringliche Freundlichkeit, um sich bei einem selbstbewußten Briten beliebt zu machen. Insbesondere Engländern gegenüber ist die geballte Faust von jeher mehr am Platze gewesen, als irgendeine andere Pantomime. Jetzt handelt es sich darum, zu entscheiden, was während des Krieges zu geschehen hat, was wir nachher tun wollen, können wir getrost einer späteren Sorge überlassen.

Also: „Ich oder Du!" ist die einzig mögliche Losung zwischen England und uns. Für beide hat die Erde keinen Raum mehr. Irgendein Friede, bei dem das Leben für einen selbstbewußten Deutschen überhaupt noch möglich wäre, ist zwischen uns nicht denkbar.

Das Schlimme ist, daß Deutsche und Engländer sich gegenseitig nicht verstehen. Jedes Volk schätzt das andere ein, als ob es seinesgleichen sei. Der Deutsche, welcher von Natur der gutmütigere ist, vermeint, den Engländer durch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen gewinnen zu können, was jene nur veranlaßt, ihn ge-

[1]) Zu meinem Erstaunen erfahre ich von mehreren Seiten, daß russische Kriegsgefangene, welche in den landwirtschaftlichen Betrieben mit zu Arbeiten herangezogen werden, nicht an die fleischlosen Tage gebunden seien, wie wir alle. Ich kann mir nicht denken, daß dies wahr ist. Sie helfen uns mit aushungern und sollen doch nicht mit unter den Folgen ihrer eigenen Kriegspolitik leiden? Das wäre doch ganz unglaublich.



Digitized by Google

ring zu schätzen. Der Engländer glaubt, daß seinesgleichen in der Mitte von Europa sitzt, und daß die Deutschen ebenso handeln würden, wie er selbst. Bei ihm aber sitzt der Grundsatz: „Macht gilt vor Recht" fremden Völkern gegenüber seit Jahrhunderten in Fleisch und Blut, und deshalb war es so unmöglich, ihn seit 1900 glauben zu machen, daß jemand stark sein könnte, ohne gewalttätig zu werden, und daß Deutschland Kriegsschiffe bauen werde, ohne ihn selbst angreifen zu wollen. So mußte das gegenseitige Mißtrauen von Jahr zu Jahr wachsen. Ich habe mehr als ein Vierteljahrhundert, in allen Teilen der Erde, unter und mit Engländern freundschaftlich gelebt, und sah den Krieg in den Seelen der Völker sich vorbereiten und am Horizont der Geschichte emporziehen. Jetzt ist es so, daß, je weniger wir über unsere zukünftigen Beziehungen zu England sprechen, um so sicherer sie sich wieder entwickeln werden; je mehr wir selbst sie für erforderlich zu halten scheinen, um so mißtrauischer man jenseits der Nordsee ablehnen wird. Wenn irgend Einem, so gilt England und den Engländern gegenüber die Wahrheit des alten Rates, sie an sich herankommen zu lassen. Er muß unser ganzes zukünftiges Verhältnis bestimmen.

## Die Ebner-Eschenbach.

Mit ihr ist wieder ein Stück vom alten Deutschland von uns gegangen, auf das wir zurückblicken wie auf ein Land, das wir nicht mehr betreten werden, ungewiß, wie das der Zukunft sein wird. So war es, als Raabe fortging, Fontane, Widmann, Heyse. Die Lichter sind ausgelöscht, eins nach dem andern. Es ist niemand mehr da. Gute Hausgeister sind weg, das Haus blickt fremd und leer wie nach einem Umzug.

Was sie mit ihren Mitstrebenden verband, war ein Glaube: an den Adel der menschlichen Natur. Das Künstlerische war bei ihnen etwas, das den Menschen durchfließt, wie leichteres Götterblut, nicht die Adernverkalkung des Forciert-Künstlichen. Man trat bei ihnen ein wie in wärmere Luft. Sie waren wohlwollend, sie waren verstehend, sie waren gütig. Keine neugierigen Psychologen, sondern Herzenskünder. Die Ehrfurcht vor dem Lebendigen war um sie wie ein Golfstrom: Gräser wuchsen weich, Bäume blühten, Ernten bräunten sich. Man vergaß, wieviel sie Geist hatten, über ihrer Seele. Weil sie Humor besaßen, verschmähten sie die Ironie als die billigste Art, sich vom Lebendigen abzuwenden, und weil sie vornehm waren, konnten sie sogar darauf verzichten, Haltung zu posieren.

Sie hatten Musik in sich: Symphonien der Liebe klingen aus ihren Werken. Sie wußten: Und wenn ich alle Kunst gewänne und alle Meisterschaft des Handwerks und alle Schärfe der Unterscheidung und alle Genauigkeit des Worts, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Darum war, was sie schrieben, nicht Literatur für Literaten, sondern Dichtung für Dichtungsbedürftige. Niemand hätte gewagt, sie Intellektuelle zu nennen.

Digitized by Google

Neuere mikroskopieren und isolieren, wie Beobachter gefärbter Präparate auf Glastäfelchen, sie schauten mikrokosmisch und verknüpften. Denn sie wußten das Geheimnis der Einheit und hatten das indische „Das bist du" erkannt. Waren sie religiös? Jedenfalls soweit, daß sie den Namen Gottes nicht eitel nannten.

Sie waren so gar keine Schreibtischmenschen. Der angebundenste, am meisten journalistische von ihnen, Widmann, am wenigsten. Ihre Werke schießen und fließen zusammen wie Lebendiges, das sich sucht. Sie zerbrechen nicht in tausend scharfe, aber verkleinernde, aber verzerrende Spiegel. Sie sind frei von der Atelierüberschätzung des Einzelzugs, der Gebärde, der Beleuchtung.

Der Titel „Dorf- und Schloßgeschichten" drückt Gesichtspunkt und Blickfeld der Ebner aus. Sie wußte, daß alle Fragen von Schloß und Dorf im Grund aufs selbe hinauslaufen, weil wir alle, wenn man uns den Kittel oder die Robe ausgezogen hat, arme Menschenkinder sind, Täuschung unser Glück, Enttäuschung unser Los, ein sonderbar unruhiges Gebräu aus Himmlischem und erdenhaft Grobem, das dumpf aus Trübem zum Lichten drängt, voll Heimweh und Zielweh.

Wer nur ihre berühmten Sachen gelesen hat, das Gemeindekind, Bozena, Lotti die Uhrmacherin, bekommt ein unvollständiges Bild, so herrlich sie sind. Die Frau mit dem grundguten Großmuttergesicht war nebenbei eine der geistreichsten Aristokratinnen, deren Bosheiten selbst noch etwas Gütiges hatten, dabei von der Einfachheit der höchsten Bildung. Die österreichische Baronin hätte bei den prachtvollen märkischen Adeligen Fontanes aus und ein gehen können und sie hätten sich verstanden. Sie steht ihren Gestalten mütterlich gegenüber; darum werden ihre Adeligen so menschlich und ihre Menschen so adelig, und es ist am Ende dasselbe Geschick, das die Dienstmagd Bozena und die fürstliche Heldin von „Unsühnbar" verbindet. Das macht: sie kopiert nicht, sie gestaltet. Gestalten kann man nur aus sich selbst. Balzac gestaltet. Zola beobachtet. Darum ist Zola tot, und darum Balzac lebendig. Sie ist Bozena und Lotti, und auch der Hund Krambambuli ist sie: sie hat all diese Leben gelebt, nicht bloß beobachtet. Wer nur beobachtet, bleibt notwendig im Skizzenhaften stecken, darum macht er aus seinem Unvermögen ein Dogma und aus dem Skizzenmäßigen ein Prinzip.

Sie hat sich lang Zeit gelassen mit dem Veröffentlichen. Ihre ersten Geschichten erschienen, als sie schon in der Mitte des fünften Jahrzehnts stand. Weil ihre Werke so tief wurzeln und so langsam gewachsen sind, werden sie lang stehen und all das Gesträuch überdauern, das rechts und links von gestern auf heut in Saft und Blust geschossen ist.

Digitized by Google

## Ein Flugblatt von Ellen Key.

Tausend Federn haben sich in Bewegung gesetzt, um den Krieg zu verdammen. Tausend andere, um ihn zu verherrlichen. Viele auch, um ihn zu erklären.

Die ersten haben sich ihre Aufgabe leicht gewählt. Die, auf dem Unterbau hart durchrungener Jahrtausende oder vielleicht Jahrmillionen zum Instinkt herangereifte Menschlichkeit lassen sie sprechen und sind fertig.

Schwieriger haben es die zweiten. Ihnen liegt ob, zu zeigen, daß diese instinktive Menschlichkeit kein höchster Maßstab, ja, unter Umständen der Hemmschuh und Feind höheren Menschentums ist. Starke Geister und feine Gewissen fordert diese zweite Aufgabe, wenn nicht rohes Geschrei oder hohle Dialektik dabei herauskommen soll.

Am schwersten tun sich die dritten.

Dafür aber ist auch ihr Unterfangen vielleicht allein wert, daß die höchste und letzte Kraft daran gesetzt werde.

Liegt es doch wie ein Ahnen in dem denkenden Geist, daß der Krieg schwinden müßte, wie Schatten vor der Sonne, wenn er erst erklärt wäre. So sicher, wie die Sünde aufhören würde zu sein, wenn man erst wüßte, was ihr Wesen ist.

Dies Ahnen ist in all unserem dunkeln Nichtwissen wie ein Punkt, der einsam aufglüht, weil ein Strahl fernen Lichtes ihn trifft.

Es liegt nun nahe, zu glauben, Menschen, deren Lebenszweck und -ziel es ist, den Krieg zu bekämpfen, würden am eifrigsten und selbstverständlich den Weg beschreiten, den jenes Ahnen, jene Intuition gehen heißt.

Dem ist aber nicht immer so. Wie ja auch im Kampf gegen die Sünde fast jedes andere Mittel, und wenn es noch so kindlich wäre, lieber gebraucht wird, als das: mit Verstehen und Erkenntnis ihr zu Leib zu rücken.

So weit man sehen kann, tut niemand weniger für ein richtiges Verstehen und Wissen vom Wesen des Krieges, als die, die sich den schönen Namen Pazifisten geben.

Sie lassen sich völlig daran genügen, zu tun, was wir oben die einfachen Kriegsverdammer tun sahen. Greuel und Blut, Brand und Verwüstung, Verluste an geistigen und wirtschaftlichen Gütern, zerstörte Hoffnungen und Anwartschaften, vernichtete Volkskraft, Jammer der Mütter, der Frauen, der Bräute, kurzum ein Schlag ins Gesicht der Menschheit und Menschlichkeit — das ist ihnen schlechtweg der Krieg. Und auf Grund dieser ihrer Anschauungen stellen sie ihre Forderungen auf, formulieren sie ihre Vorschläge, treffen sie ihre Maßnahmen. Kein Wunder, daß das Geschehen in der Welt wie ein gellendes Hohngelächter darauf antwortet.

Von Bertha von Suttners berühmtem Buch „Die Waffen nieder", bis zu dem jüngsten Flugblatt des Frauenbundes der Deutschen Friedensgesellschaft, in dem Ellen Key spricht, ist die unsäglich verwickelte, dunkle und rätselvolle Sache angefaßt, wie irgendeine Alltagsschwierigkeit, der ein wenig, oder auch viel guter Wille, Einigkeit und Organisationstalent gründlich abhelfen könnte. Ja, nicht nur Frauen, denen man nachsagt, daß sie — was noch lange das Übelste nicht ist — mit dem Herzen denken, sondern auch Männer behandeln das Problem, das für

Digitized by Google

sie freilich keines zu sein scheint, mit einer Kindlichkeit, Harmlosigkeit, Blicklosigkeit, die staunen macht. Haben es doch einige dieser frei über den Dingen Schwebenden fertig gebracht, ohne Wimperzucken und ohne Erröten Männer wie Bismarck und Moltke für Verwirrer und Verwüster der deutschen Seele, der deutschen Ideenwelt zu erklären.

Durch das oben erwähnte Flugblatt geht ein sanfter Triumph, daß der jetzige furchtbare Krieg den Pazifisten recht gegeben habe. Es ist diese Auffassung der Sache nur eine folgerichtige Fortsetzung der Denkweise von vorher und darum nicht verwunderlicher als alles andere. Nur schwerer zu ertragen ist diese ganze Verworrenheit jetzt als in Friedenszeiten, da wir uns so schafsgeduldig und schafsgläubig alles unterbreiten ließen und alles zu verdauen gewillt waren.

Oder haben wir beispielsweise gezuckt oder gemuckt, als uns — zufällig aus der gleichen Feder, der das Flugblatt entstammt — unsere Kinder plötzlich als Majestäten, und unsere Haselgertlein, die schon die Heilige Schrift geweiht und geheiligt hat, als Teufelswerkzeuge und Schandzeichen unseres Jahrhunderts vor Augen geführt wurden? Doch das nur nebenbei, wenngleich es nicht schwer und sogar verlockend wäre, die Zusammenhänge zwischen diesen Materien und den Methoden der Behandlung aufzuweisen.

Vielleicht wird es uns als große Schande oder als Verbrechen angerechnet; aber wir wollen es trotzdem gestehen: Wir Deutsche, die wir bis an den Hals im furchtbarsten der Kriege stehen, die wir ihn auskosten müssen bis auf die Neige, wir wissen heute weniger als je, was eigentlich der Krieg ist.

Merkwürdig. Aus dem neutralen Ausland — denken wir nur an Amerika — wird uns in klaren Worten so viel über ihn gesagt. Wir erinnern uns an Privatbriefe, in denen der Schreiber klipp und klar beweist, daß der Krieg weiter nichts ist als „ein Hohn auf die Kultur". Man sollte meinen, das wäre deutlich und gebe uns den gewünschten Aufschluß. Aber wenn wir das wuchtige Wort gegen unsere Sache halten, so beleuchtet es noch nicht einmal den äußersten Rand des Ungeheuren. Ja, ein Lächeln nötigt es uns ab und den Gedanken: warte du nur, du kluger Mann dort drüben, bis die gelben Ostasiaten dir die Finger um die Gurgel legen! Wie dann die Schlichtheit deines Kriegsbegriffs durch das Prisma solchen Erlebnisses zu einem vielleicht nur allzu vielfarbigen Spektrum auseinander, brechen wird, das du nicht mehr mit einem Blick übersehen wirst. Wir Deutschen sind bekannt oder sogar berüchtigt dafür, daß wir nicht leicht eine Sache können auf sich beruhen lassen. Da wird es nicht so ganz unglaubhaft klingen, wenn wir versichern, daß auch über das Kriegsrätsel bei uns gebrütet wird. Nur unsere Pazifisten können uns mit ihren Flugschriften in den Verdacht bringen, wir wateten leichtfertig durch Blut, während mit ganz einfachen Mitteln die Sache zu verhüten wäre. Wenn bei einem menschlichen Beginnen, so muß man wohl beim Tun der jetzigen Pazifisten ausrufen: heilige Einfalt!

In die tiefsten und geheimnisvollsten Verwicklungen alles Geschehens, in die Art der rätselhaftesten Seelenvorgänge, der Einzelseele und der Massenseele müßte Licht getragen werden, ehe man nur mit der Hälfte der Unbefangenheit vom Krieg reden dürfte, wie sie es tun.

Digitized by Google

Wenn sie, da sie ja schon einmal nur die Oberfläche, nur eine Art Steckbriefsignalement vom Krieg sehen und geben, wenigstens die ganze Oberfläche sehen wollten! Wenn sie gerechterweise neben die furchtbaren Schatten auch die entsprechenden Lichter setzen wollten, wie sie doch auch dem Blödesten in die Augen stechen! Aber nicht einmal das tun sie. Sie haben — und wenn sie das auch entsetzt von sich wegweisen wollen — etwas von jener Sorte Leute an sich, denen nicht mehr die Sache, sondern ihre Meinung über die Sache wichtig ist, und dann ist's vorbei mit Sachlichkeit.

Wenn nun aber auch, wie schon erwähnt, die Nichtpazifisten unter uns ihren Wissens- und Verstehensbankerott betreffs des Kriegs ehrlich bekennen, so verzichten sie doch weniger als je darauf, dem Wesen des Phänomens auf die Spur zu kommen, wie es echten und denkenden Friedensfreunden ansteht und selbstverständlich ist. Wie in so vielen Dingen, die an sich über menschliches Begriffsvermögen hinausragen, die Analogie einen Punkt unter die Füße gibt, eine Operationsbasis schafft, von wo aus wenigstens überhaupt einmal etwas geschehen kann, so auch hier. Man wußte einst nichts vom Wesen des Fiebers. Wußte nicht, daß es die wilde Anstrengung ist, die das Blut in bitter-notwendiger Selbsthilfe macht, um über eingedrungene Gifte Herr zu werden. Und man ging jedem Fieber toll zu Leib, als wäre es der Feind an sich und nicht des Giftes Feind. Ist es eine Gewaltsamkeit, wenn wir den tobenden Weltbrand als ein tobendes Weltfieber ansehen? Ist uns nicht alles in die Hände gespielt, was diese Vermutung rechtfertigt? Haben wir nicht in den letzten Friedensjahren hundert- und aberhundertfach das sichere Gefühl gehabt: es rumoren Gifte im Menschheitskörper, für deren Entfernung, Aufsaugung, Unschädlichmachung die normalen Entgiftungsvorrichtungen nicht mehr hinreichen. Es muß etwas Katastrophales kommen. — Nicht die Mucker, die Weltfremden, die Engherzigen hatten dieses Gefühl, sondern die Unbefangenen, die Achtsamen, die Schauenden und Denkenden.

Ist es ein Zufall, daß mit stetem und stillem Schritt Anschauungen, Gedankengänge auf der Bildfläche unseres inneren Lebens auftauchen, die — von einzelnen verehrungswürdigen, prophetenhaften Männern früher schon vertreten — vor noch nicht allzulanger Zeit überhaupt keinen Raum in uns hatten! Die uns absurd, oder bestenfalls spielerisch erschienen! Die Gedanken eines Fechner, Humboldt, Kepler von der Organisation des uns Übergeordneten, uns Einschließenden? Wer in diese Gedankenwelt ehrfürchtig eintritt, tut auch einen Schritt näher hin zum Erkennen des Wesens des Kriegs.

Ist es dann nicht fast komisch, wenn man die Pazifisten am Werk sieht? Man möchte fragen: Ja, habt ihr, die ihr das Fieber so grimmig haßt, auch schon einmal daran gedacht, wo es herkommt und was seine Funktion ist? Wißt ihr etwa, was da würde, wenn es ausgeschaltet wäre? Fürchtet ihr nicht, es könnten furchtbare Beulen, Lähmungen, Krämpfe ausbrechen? Wäre das schöner, besser, menschlicher, als Fieber?

Es ist nicht paradox, zu wünschen, der gleiche Erkenntnisstrahl, der unsere Mediziner lehrte, das Fieber zu bewerten und ein vernunftgemäßes Leben, vorbeugende Achtsamkeit, sanitäre Maßregeln sämtlichen veralteten Heil- und Unheilmethoden vorzuziehen, er möge auch endlich die Pazifisten treffen.

Digitized by Google

Wenn die Menschen keine Mörser, keine Panzerschiffe, keine Kanonen mehr bauen, keine Sprengstoffe, keine Gase, keine neuen Granaten mehr erfinden und dieselben bleiben an Härte und Verderbtheit des Inneren, dann werden sie sich mit Nägeln und Zähnen das Fleisch aus den Gesichtern reißen und ein Krieg, nicht weniger schrecklich als der jetzige, wird da sein, auch wenn kein Schuß mehr über die Erde donnert.

Und wenn du deinen jauchzenden Buben nicht mehr auf zinnerne Bataillone schießen und stürmen, sondern nur noch mit schneeweißen Lämmern spielen läßt; übersiehst ihm aber eine Lüge, eine Frechheit, eine Rohheit, dann trägt er Kriegskeime in sein und Aller künftiges Leben.

„Die wirklich christlich Gesinnten", schreibt Ellen Key in ihrem Flugblatt, „fühlen, daß es eine Gotteslästerung ist, wenn die Kriegführenden Gottes Hilfe anrufen vor einem Kampf und sich bei ihm bedanken nach einem Sieg. In dieser Kriegszeit müssen wir an Christus denken, wie ihn Leonardo da Vinci gemalt hat, die Augen niedergeschlagen in Scham und Schmerz". —

Dies ist nun nicht mehr gedankenarmes Wohlmeinen, sondern dies ist eine böse Fremdheit in unserer Wahrheitswelt, ein völliges Unvertrautsein mit denjenigen Tiefen, die uns Ringenden jetzt allein still und heilig genug sind, um unser letztes Fühlen darin auszuströmen.

Für unsere Toten, für die besten, edelsten unserer Toten dürften wir uns das nicht gefallen lassen, wenn wir solche Armut noch ernsthaft nehmen könnten. Nicht allein gebetet haben diese Gefallenen für Kampf und Sieg, sondern das Schwert in die Hand genommen in Gottes Namen haben sie, und verblutet sind sie mit Gott auf den Lippen. Ellen Key — glaubst du, wir lassen ihnen von dir, von deiner triefenden Rede den Christennamen rauben? Zwar liegt uns nichts am Christennamen, so wie er jetzt klingt und gilt in der Welt. Ja, nicht einmal an jenem Christus, der die Augen niederschlägt in Scham und Schmerz in unserem Krieg, in unserer tiefsten Not. Den Namen und den Mann mögen die behalten, denen Christus nichts ist, als ein Ratgeber für ihre irdischen und himmlischen Geschäfte, ein weichmütiger Weltschulmeister, der für alles die Formel hat.

Wir wollen zu Christus gehen als zu dem tiefsten und ehrfürchtigsten Kenner der Seele und ihres Zusammenhangs mit Gott. Dieser göttliche Meister hat nie Krankheit und Symptom verwechselt. Er bleibt gelassen, wo kleine Geister sich entrüsten, und entrüstet sich, wo Toren gelassen bleiben. Er steht auf einer Warte, die wir nur ahnen können. Nicht über todtreue Männer, die das Leben lassen für die Brüder und Leben zerstören für die Brüder, schlägt er die Augen nieder in Scham und Schmerz, sondern über all das Gift, das immer wieder so furchtbare Reaktionen auslöst, über all das, was immer wieder auf Kriege hindrängt.

„Fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten!" dies ist ein echtes Christuswort. Ja, dieses Leibtöten, vor dem die Pazifisten in Entsetzen zurücktaumeln, es ist ihm ein Kleines, ein Untergeordnetes vor dem andern.

Darum versehen wir uns zu Ihm, gerade zu Ihm, daß er als ein Lebendiger, ein Erbarmer neben denen steht, die im furchtbaren Geschehen des Kriegs den Willen haben, die Sache des Guten zu führen.

Digitized by Google

Man mache uns nicht jenen kindlichen und abgebrauchten Einwand, daß in allen Lagern um Sieg gebetet werde. Es ist nicht unsere Aufgabe, Dissonanzen aufzulösen, sondern den Ton zu halten; dann wird das Lied des letzten Meisters schon recht gesungen werden, auch wenn wir nicht absehen können, wie er die Stimmen führt. Die Lobeshymne, die Ellen Key in ihrem Flugblatt zum Schluß den Frauen widmet, ist ein Angebinde, das manche deutsche Frau mit gemischten Gefühlen betrachten wird. Es heißt da unter anderem: „Wenn das Mitleid der Frauen die Form eines einzigen Willens mit einem klaren Ziel angenommen hat, dann ist die Zeit gekommen, daß Frauen ihre Hände an das Steuer legen und helfen, das Staatsschiff zu lenken, vom kriegerischen Zustand hinweg zu den Gestaden einer friedvollen Zukunft. — Dann werden sie Mitbestimmung fordern für die Zwecke, wofür das Volk sich zu opfern bereit ist". —

Wir wissen nicht und wollen nicht untersuchen, wie es anderswo und wie es künftig ist; aber wir wissen, daß bei uns im lieben deutschen Vaterland das Volk für gar nichts sich zu opfern bereit ist, als für Heim und Herd, Weib und Kind, Brüder und Heimat. Das genügt auch. Denn alles, was schön, gut, groß und erlebenswert ist auf dieser Erde, hängt damit zusammen, steht und fällt damit. Wir können uns nicht denken, welche Zwecke, die das Opfer eines Volkes wert wären, die Pazifisten etwa im Hintergrund haben könnten.

Es ist schwer vorstellbar, daß „das Mitleid der Frauen sich zu einem einzigen Willen mit klarem Ziel" kristallisieren sollte. Das Wesen des Mitleids ist noch immer zerfließend und auflösend gewesen und damit dem Wesen des Willens herzlich wenig verwandt. Aber gesetzt der Fall, es ginge einmal gegen die Regel, — wir deutschen Frauen wissen so gewiß, so aus unserer innersten Seele heraus, daß unsere Männer, unsere Brüder, unsere Söhne, die seitdem das Staatsschiff gelenkt haben und es noch lenken, auch ohne uns und mit ganz anderer Kraft als wir dieses Staatsschiff „vom kriegerischen Zustand hinweg zu den Gestaden einer friedvollen Zukunft lenken", (soweit dies überhaupt in Menschenwillen und Menschenhänden steht), daß wir sie walten lassen. Sie sind Blut von unserem Blut, Seele von unserer Seele. Wir kennen sie und wir vertrauen ihnen, und wo sie uns brauchen können, sind wir da. Das ist deutsche Art. Gebe der allmächtige Gott, daß sie es bleibe!

Ellen Keys Flugblatt aber ist, wie so vieles von dieser wohlmeinenden Frau, „als Ausspruch gut, — als Gedanke nicht zu gebrauchen".

Und das Heute gehört dem Schwert und den Gedanken, nicht den Aussprüchen.

Korntal bei Stuttgart. Auguste Supper.

---

Zu den Leuten, auf die auch vor dem Krieg nicht hereingefallen zu sein wir uns freuen, gehört Ellen Key. Wir erinnern an den Aufsatz „Contra Ellen Key" von Margarete Siebert im Septemberheft 1908.

Digitized by Google

# Schulung der weiblichen Jugend in Kinderpflege und Hauswirtschaft.

Von Prof. Dr. med. Josef Trumpp in München.

Unsere Behörden und Kinderärzte sind schon seit langer Zeit in unermüdlicher gemeinsamer Arbeit bemüht, unsere übergroße Säuglingssterblichkeit herabzumindern. Als deren Hauptursache gilt neben den neuzeitlichen sozialen Verhältnissen (Fabrikarbeit der Frauen u. a.) die Unwissenheit des Volkes in der Kinderpflege. Man legt deshalb schon lange den größten Nachdruck auf eine diesbezügliche Volksbekehrung, mit der man zuerst in Bayern im Jahre 1902 ausgedehnte Versuche anstellte (Verbreitung belehrender Flugblätter durch den Frauenverein vom Roten Kreuz).

Eine Bekehrung der auf diesem Gebiete nicht oder vielfach falsch erzogenen Mütter von den jahrhundertelang eingerosteten Vorurteilen und unrichtigen Pflegegebräuchen stößt aber auf große Schwierigkeiten und erscheint wenig aussichtsvoll. Der Verfasser empfahl deshalb schon im Jahre 1904 in der Delegiertenversammlung der Vaterländischen Frauenvereine zu Berlin und im Jahre 1907 in einem Referat über „Die Milchküchen und Beratungsstellen im Dienste der Säuglingsfürsorge" in der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde außer einem geregelten Unterricht der Hebammen und Landkrankenpflegerinnen in der Säuglingspflege eine Belehrung der weiblichen Schuljugend als vornehmstes Mittel im Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit. Danach sollten die Mädchen schon in der Schule wenigstens mit den allernötigsten Kenntnissen in der Kinderernährung und -pflege vertraut gemacht werden, zumal feststeht, daß ein volles Drittel aller Schulmädchen daheim von den Müttern zur Wartung der jüngeren Geschwister herangezogen wird.

Nach außerdeutschen Vorbildern baut sich dieser Unterricht in der Kinderpflege auf demjenigen der allgemeinen Gesundheitslehre allmählich auf. Er soll in den höheren Klassen der Volksschule mit den einfachsten Begriffen begonnen und in den Fortbildungsschulen bezw. Höheren Mädchenschulen entsprechend dem wachsenden Verständnis und Interesse der Schülerinnen fortgesetzt und vertieft werden.

Erfreulicherweise ist diese Erweiterung des Lehrplanes der Mädchenschule in der einen und anderen Weise schon mancherorts (in München an den Fortbildungsschulen, in Preußen an den Lyzeen) bereits eingeführt worden. Nur besteht leider vielfach der Mißstand, daß man hierzu

Digitized by Google

keine Fachlehrkräfte benützt. Aber auch unter der Leitung von Ärzten und Fürsorgerinnen wird ein solcher Unterricht an den Mädchenschulen seine enggezogenen Grenzen finden und zwar in der Jugend und dem noch nicht vollen Verständnis der Schülerinnen für derartige Aufgaben. Er bedarf also noch einer nachfolgenden Ergänzung vor allem auch durch ausreichende praktische Betätigung. Zu diesem Zwecke müssen deshalb noch besondere Schulen, Frauenschulen eingerichtet werden, wie sie der Verfasser schon im Januar 1906 in einem vom Kabinett J. M. der Kaiserin erbetenen Memorandum forderte.

„Diese Frauenschulen sollen eine Vereinigung von Säuglingsheim bzw. Kinderheim und Haushaltungsschule vorstellen, so daß die gereiften Mädchen (im Alter von 18 bis 20 Jahren) Gelegenheit haben, sich nach jeder Richtung hin für ihren natürlichen Beruf genügend vorzubereiten. Der Arbeitsplan einer solchen Frauenschule wäre:

a) praktische Unterweisung in allen zur Pflege des gesunden und kranken Kindes gehörigen Einzelheiten; ferner praktische Unterweisung im Kochen, in der Behandlung der Wäsche, in Handarbeit, Hausarbeit und Gartenbau.

b) Theoretischer Unterricht im Körperbau und in den Körperfunktionen des Kindes, Kenntnis der wichtigsten Kinderkrankheiten, erste Hilfeleistung bei Verletzungen, Gesundheitspflege und Erziehung des Kindes, ferner theoretischer Unterricht in Nahrungsmittellehre, Behandlung und Gebrauch der Wäsche und Kleidung, Gartenbau, einfacher Buchführung, Bürger- und Gesetzeskunde.

Der Unterricht wird erteilt in allen medizinischen Fragen vom Ärztepersonal der Anstalt, in allen hauswirtschaftlichen Fragen von entsprechenden weiblichen Lehrkräften, in Bürger- und Gesetzeskunde von einem geeigneten Fachmanne."

Diese Frauenschulen waren als selbständige staatliche Anstalten mit städtischem Zuschuß gedacht, an die alle erwachsenen Mädchen, in der Regel gegen Entgelt, ausnahmsweise auch unentgeltlich, Zutritt haben sollten. Nebenbei sollten die Anstalten auch dazu dienen, dem — trotz der zahlreichen, aber zu kleinen privaten Pflegerinnenschulen — bestehenden großen Mangel an geschulten Säuglingspflegerinnen abzuhelfen, sollten auch die Lehrstätten für die Ausbildung der Hebammen, Fürsorgerinnen und Landkrankenpflegerinnen in Säuglings- und Kleinkinderpflege bilden.

Mittlerweile haben die Schulverwaltungen fast sämtlicher deutschen Bundesstaaten Verordnungen zur Schaffung von Frauenschulen im Anschluß an Höhere Mädchenschulen erlassen, in denen meine oben

Digitized by Google

aufgestellten Forderungen mehr oder weniger Berücksichtigung finden. Leider haben sich aber bei der Einrichtung der Frauenschulen nur wenige Organisatoren gefunden, welche die praktische Ausbildung zur Frau im Familien- und sozialen Leben (daher der Name Frauenschule) mit der nötigen Konsequenz in den Vordergrund gestellt haben. Zahlreiche Frauenschulen sind nichts anderes als die alte, unfruchtbare Selekta. So stehen außerhalb Bayerns nur sehr wenige Frauenschulen (z. B. in Kassel, Berlin, neuerdings in Frankfurt), in Bayern nur eine einzige, die Städtische Frauenschule am St. Annaplatz in München, in organisatorischem Zusammenhange mit einem Säuglingsheim. Diese, von Prof. Dr. Marc im Auftrage der Stadtgemeinde München ins Leben gerufene Frauenschule dürfte der Beachtung beteiligter Kreise nachdrücklichst zu empfehlen sein. — Die Schülerinnen werden im ersten Jahre gemeinschaftlich in den von mir oben aufgezählten Fächern praktisch und theoretisch und zwar ausschließlich von Fachlehrkräften unterrichtet. Im zweiten Jahre geht der theoretische Unterricht gemeinschaftlich weiter. In den praktischen Fächern jedoch steht den Schülerinnen die Wahl zum Besuche einer der vier Abteilungen: Hauswirtschaft, Kinderpflege, Kindergarten, Kindererziehung, frei. Als Unterrichtsmittel stehen ein Küchengarten, Küche und Kindergarten zur Verfügung. Der Unterricht in Kinderpflege wird während acht Wochen in einem Säuglingsheim erteilt. — Obwohl die Münchener Schule erst seit 1½ Jahren besteht, hat die Schülerinnenzahl schon 100 überschritten, woraus man schließen kann, daß ihre Einrichtung den Beifall und das Verständnis der Bevölkerung findet.

Ob sie schon die einzige und bestmögliche Lösung bildet, wird die Zukunft lehren.

Erstrebenswert dürfte sein, solche Frauenschulen in der Nähe größerer Städte in Form kleiner Gartenstädte zu gründen. Außerdem aber müssen Mittel und Wege gefunden werden, um die Segnungen der Frauenschule auch den Töchtern der Arbeiterinnen zuteil werden zu lassen, denen durch die ständige Abwesenheit der Mütter fast jede Möglichkeit genommen ist, die Führung eines geordneten Haushaltes zu erlernen. Der Erfolg aller Bestrebungen, welche darauf hinzielen, die deutsche Arbeiterfrau (durch Beschränkung ihrer Arbeitszeit, bessere Entlohnung des Mannes usw.) wieder dem Familienleben zurückzugewinnen, hängt zum nicht geringen Teil von einer entsprechenden hauswirtschaftlichen Ausbildung der heranwachsenden weiblichen Arbeiterjugend ab, bei der Verständnis, Geschick und Liebe zum Hausfrauenberuf vielfach erst wieder großgezogen werden muß. Einen guten Grundstock

Digitized by Google

hierzu, geeignet zu weiterem Ausbau, können die Kinderpflege-, Koch- und Nähkurse unserer Fortbildungsschulen liefern.

Die Institution der Frauenschule, die also nach ihrem verschiedenen Zwecke ganz verschieden gestaltet werden müßte, wird demnach einmal berufen sein, eine der wichtigsten, für unsre Volkserhaltung und Volksvermehrung bedeutsamsten sozialen Aufgaben zu lösen. Einmal, hoffentlich nicht in zu ferner Zukunft!

Einstweilen müssen wir uns mit der Einführung der Frauenschule für die Töchter der bemittelten Stände zufriedengeben und hoffen nur, daß dabei das Münchener Vorbild in Deutschland allenthalben Beachtung findet. Wir hoffen ferner, daß sich die zuständigen Behörden mit dem Gedanken an die Unentbehrlichkeit der Frauenschulen und zwar für die Töchter aller Stände vertraut machen und zu ihrer Gründung und weiteren Entwicklung hilfreiche Hand bieten, sobald nach Friedensschluß die dazu nötigen Arbeitskräfte und vor allem die dazu nötigen Mittel vorhanden sind.

Daneben aber muß als vordringlich die Einführung des oben erwähnten, einfachen vorbereitenden Kinderpflegeunterrichts in allen Fortbildungsschulen für Mädchen gefordert werden. Er sollte im ganzen Reich zum Pflichtfach erhoben und mit der Zeit ausschließlich Fachlehrkräften (Ärzten, Ärztinnen, Fürsorgerinnen) übertragen werden, selbst wenn dies mit beträchtlichen Unkosten verknüpft sein wird.

Denn eines steht fest, daß sich alle deutschen Staaten angesichts der offenbaren Mißstände im eigensten Interesse bald um eine gründlichere Vorbereitung der gesamten weiblichen Jugend für ihren natürlichen Beruf annehmen müssen und dabei kein Opfer scheuen dürfen, um uns der wachsenden Sorge um unseren Nachwuchs zu entheben.

Während der Drucklegung obiger Ausführungen ist im Verlage von O. Gmelin, München, eine Sammelschrift erschienen: „Die weibliche Dienstpflicht", herausgegeben vom Institut für soziale Arbeit, München. Sie behandelt das Thema in einer Anzahl von Aufsätzen bekannter Autoren von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Nur eine nationalökonomische Bearbeitung fehlt, ein gerade für solche Vorschläge besonders schwerwiegender Mangel, den die Herausgeberinnen selbst aufs lebhafteste bedauern. Die vom ärztlichen Mitarbeiter, Herrn Hofrat Dr. Rommel, aufgestellten Forderungen decken sich so ziemlich mit den oben von mir vorgetragenen.

Wer immer sich für Lebensfragen unseres Volkes interessiert, dem sei diese Sammelschrift aufs wärmste empfohlen, da sie eine der wichtigsten Reformen vorbereiten hilft.

Digitized by Google

# Eine luxemburgische Heilige?

Von Dr. jur. et rer. polit. August Ludwig, o. Professor der Kirchengeschichte am Lyzeum in Freising.

In einer Besprechung der Biographie der stigmatisierten Tertiarin Marie Beatrix Schuhmann aus Pfarrkirchen[1]) habe ich zur Vorsicht gegenüber angeblichen Offenbarungen im Leben frommer Personen gemahnt, weil es sich bei scheinbar übernatürlichen Phänomenen oft um Äußerungen seelischer Kräfte handelt, die bei anormalen Zuständen zutage treten, aber aus Unkenntnis der medizinischen psychiatrischen und der ernsteren mediumistischen bezw. okkultistischen Literatur voreilig dem übernatürlichen Gebiet zugeteilt werden. Ich habe mich in letzter Zeit leider davon überzeugen müssen, daß gewisse Produkte einer astermystischen Literatur in manchen Kreisen mit einer Kritiklosigkeit entgegengenommen werden, die an die beschämenden Vorkommnisse zur Zeit des Leo Taxil-Schwindels erinnert. Dem gegenüber halte ich es für die Pflicht der katholischen Wissenschaft[2]) wie der kirchlichen Behörden ihre warnende Stimme zu erheben, damit das katholische Volk nicht durch falsche Mystik irregeführt, die katholische Kirche aber vor schweren Angriffen aus den Reihen ihrer Gegner bewahrt bleibe. Das Gesagte gilt auch bezüglich der Beurteilung eines Buches, das unter dem Titel erschien: „Mutter Maria Dominika Klara Moes vom hl. Kreuz und ihre Klostergründung, nach authentischen Quellen bearbeitet von Barthel". Luxemburg 1908.

Auffallen muß sofort bei dieser Schrift, die nicht weniger als 670 Seiten umfaßt, daß sie nur als Manuskript gedruckt wurde, und wie ein ihr beiliegender Zettel besagt, nur in die Hände „Gutgesinnter" kommen soll. Allein es erschienen in verschiedenen Kalendern lange Auszüge aus dieser Schrift und außerdem eine einläßliche Besprechung von Montanus[3]), die unbeanstandet in Deutschland verbreitet wurde, dazu noch neuestens eine solche von Philalethes[4]) in den „Psychischen Studien", so daß sie dennoch als veröffentlicht gilt. Trotzdem will ich hier in erster Linie an die Schrift des Montanus mich halten, freilich unter steter Prüfung am Original selbst, das mir vorlag, und von längeren Zitaten aus Barthel absehen. Dieser mit Raffinement ausgeführte Umgehungsversuch einer allgemeinen Veröffentlichung, die schließlich doch eine Publizierung des Inhalts bezweckt (freilich nur für „Gutgesinnte") ist nicht zu billigen[5]) und man kann sich nicht wundern, wenn Montanus, der übrigens ganz

[1]) Vgl. Theol. Monatsschr. (Passau) 1915, Heft 7. — [2]) Diese Pflicht scheint freilich manchen Redaktionen Theol. Zeitschriften nicht einzuleuchten; denn eine, die bereits die Aufnahme dieses Artikels zugesagt und sich mit dessen Inhalt einverstanden erklärt hatte, ließ sich durch die Drohungen einiger epistolae virorum obscurorum so einschüchtern, daß sie die Zusage zurücknahm, eine andere hüllte sich in Schweigen. [3]) „Aus dem Tagebuch einer hysterischen Nonne", Frankfurt 1912. — [4]) Wahrscheinlich ein luxemburgischer Geistlicher. — [5]) Auf diese nicht loyale Weise könnten

Digitized by Google

auf freisinnigem Boden steht und seinen Antiklerikalismus nicht verhüllt, von diesem Vorgehen sagt[1]): „Kann es ein beschämenderes, ein traurigeres Eingeständnis geben, daß die ganze Sache das Licht nicht verträgt? ... Man wollte zuerst vom Ausland her gleichsam in konzentrischen Kreisen die Luxemburger öffentliche Meinung, die aus leicht begreiflichen Gründen der Verehrung der „seligen Klara" am hartnäckigsten widerstand und noch widersteht[2]), bearbeiten und so allmählich den letzten Widerstand mit den letzten Überlebenden brechen." In der Tat, wenn man davon Kenntnis nimmt, welch horrende Zumutungen ein großer Teil des Inhalts jenes Buches an das stellt, was man den gesunden Menschenverstand nennt, wie viele theologisch und dogmatisch höchst bedenkliche Ausführungen sich dort finden, welche süßliche, sentimentale, oft geradezu geschmacklose Art der Frömmigkeitsäußerungen, welche Kumulation der unglaublichsten Legendenwunder da in einer einzigen Person vereinigt sind, so muß man sich wundern, wie es Leser geben kann, die kritiklos alles, auch das stärkste, hinnehmen, nur weil es sich um eine fromme, aszetische Dominikanernonne handelt und das Buch von einem Geistlichen geschrieben ist. Da Klara Moes von ihrem zwar frommen, aber sehr naiven und wundersüchtigen Seelenführer in ihrem 42. Lebensjahre veranlaßt wurde, ihr „wunderbares" Leben aufzuzeichnen, so will ich zuerst an der Hand der Gegenschrift des Montanus (unter stetem Vergleich von dessen Äußerungen mit dem Original) einen Einblick in dies Wunderleben geben und dann zur theologischen Beurteilung des Gebotenen übergehen.

Das auserwählte Wunderkind Klara Moes will nach seiner Behauptung bereits im Augenblick der Taufe den vollen Vernunftgebrauch erhalten haben. Sie erkannte das Geheimnis der göttlichen Trinität, ein herrlicher Engel des Himmels stieg zu ihr herab, um in ganz besonderer, wunderbarer Weise durch die Jugendzeit sie zu geleiten, während der Teufel beim Anblick des neugetauften Kindes mit seinen Krallen sein Gesicht bedeckte und voll Wut schrie: „O weh, daß dieses Geschöpf geboren ist! Es macht mir mehr Schaden auf der Welt als hunderttausend andere Menschen! Verflucht ist der Tag für die ganze Hölle, an welchem dieses Kind geboren ist."[3]) Um dieser Verleihung des Vernunftgebrauchs im Augenblick der Taufe das Auffällige und Unglaubliche zu benehmen, beruft sich Barthel auf die „Ansicht" bedeutender Geistesmänner, wonach auch Dominikus mit der Taufe den Vernunftgebrauch erhalten

alle möglichen aftermystischen Schriften im katholischen Volk verbreitet werden, ohne daß es der theologischen Wissenschaft möglich wäre, dieselben unter die Lupe der Kritik zu nehmen. Nach dem Reichsgesetz, das Urheberrecht an Werken der Literatur betreffend, gilt übrigens das Buch, das vom Kloster aus überallhin um 6 Mark verkauft wird, als „veröffentlicht" — [1]) a. a. O., S. 9 und 13. — [2]) Aus zuverlässigen Berichten höre ich, daß die Majorität des Luxemburger Klerus gegen das Buch Barthels ist, auch im Dominikaner- und Benediktinerorden sind die Meinungen sehr geteilt. — [3]) Montanus S. 16, Bartel S. 21 ff.

Digitized by Google

habe; denn auch er sei ja eine Art von Johannes Baptista gewesen, da er ein Vorläufer des Herrn war für die letzten Zeiten! Diese „letzten" Zeiten haben freilich seit dem 13. Jahrhundert auf sich warten lassen. Als weiteren „Beweis" zitiert Barthel eine Vision der Maria von Escobar, in der sie Dominikus als Kind von 2 Jahren in wunderbarer Schönheit strahlen sah. Auf diese Manier läßt sich allerdings so ziemlich alles beweisen. Mit 6 Wochen konnte sie mit ihrem Engel schon sprechen. Fünf Monate alt lernt sie das Vater unser, Kredo, die 10 Gebote, die 5 Gebote der Kirche und die Erweckung der 3 göttlichen Tugenden. Der Engel lehrt die noch nicht Zweijährige ein längeres Gebet um Reinheit an Maria, aber auch ein Gebet an ihn, den Engel selbst. Dieser erweckt das Kind jeden Morgen durch Klopfen und eilt öfter in die Höhen des Himmels, um Maria Nachricht von ihr zu bringen. Schon in ihrem ersten Lebensjahre (1832) leitet sie der Engel an zu fasten, indem sie am Mittwoch und Freitag sich der Mutterbrust enthält. Das fiel ihr freilich manchmal schwer, weil sie befürchtete, dadurch der Mutter an der Gesundheit zu schaden(!). Handelte sie aber diesbezüglich dem Willen des Engels entgegen, dann durfte sie die in Ungehorsam genommene Milch nicht bei sich behalten. Mit Hilfe des Engels kann sie schon im neunten Monat gehen, und dies, weil sie wegen ihres außerordentlichen Schamgefühls einen Ekel vor dem Getragenwerden und den Hantierungen des Dienstmädchens empfand. Sie fragt bereits als kleines Kind, ob sie Nachtwachen halten darf, worauf ihr der Engel erlaubt, nur mehr vier Stunden zu schlafen. Im Sommer schläft sie auf dem Boden. Im zweiten Lebensjahr betet sie mit ausgebreiteten Armen, macht Kniebeugungen und küßt den Boden. Als sie kaum ein Jahr zählte, erschien ihr bereits der Engel mit der Dornenkrone und lud sie zum Leiden ein. Es würden nämlich viele Menschen in Wut gegen die Kirche losstürmen, „für dies alles aber sucht der göttliche Heiland Trost und Hilfe bei dir".

So flüchtete sich auch, weiß sie zu berichten, das göttliche Jesulein zu ihr, um Hilfe und Schutz bei ihr zu suchen und es habe sie mit den Worten angeredet: „Ach, mein liebes Kind, wie sehr freut es mich doch, daß ich bei dir Mitleid finde. Wie wenig Seelen finde ich, die mich lieben!"

Da die Eltern ihre Pflege etwas vernachlässigten (sie führten damals eine Gastwirtschaft), so brachte ihr der Engel Speise und Trank, frische Leinwand, die er selbst ihr anlegte, ja er brachte ihr sogar himmlische Süßigkeiten (wohl aus einer himmlischen Konditorei!) und führte sie im Haus herum. Sie spielt mit den Engeln wie mit kleinen Kindern; schließlich kommt sie in die „Engelsschule", in der Engel aus niederen Rangordnungen von solchen höherer Ordnung, besonders vom Chor der Cherubim unterrichtet werden. Bücher wurden nicht gebraucht. Was die himmlischen Lehrer ihren Schülern vorsagten, wurde von diesen gleich im Geiste erfaßt und auf goldenen Tafeln niedergeschrieben.



Digitized by Google

Sie tat das nämliche. Wo später diese goldene Tafel hinkam, darüber hat sie uns nichts verraten, auch merkt sie nicht, daß sie aus der Rolle fällt, wenn sie, weil alles sogleich geistig erfaßt wird, Bücher für unnötig, Tafeln aber für notwendig erklärt. Sie wurde von den Engeln auch zu Haus- und weiblichen Handarbeiten angeleitet. Was die Menschen sie in der Folge lehren wollten, das wußte sie durch den himmlischen Unterricht besser als diese es sie hätten lehren können. Nur gegen das Schreibenlernen sträubte sie sich sehr, zerriß und beschmutzte öfter das Schreibpapier (das es also auch noch außer den goldenen Tafeln gab), so daß der Engel öfter zu Strafen greifen mußte. Trotz der beständigen Wachsamkeit des Schutzengels über ihr kostbares Leben fällt sie doch eines Tages aus der Wiege und trägt einen Bruch der Hirnschale davon. Erst jetzt kommt der Engel herbei, heilt die Wunde und bringt auch den verrenkten Fuß wieder in Ordnung. Unangenehm fällt auf, wie viel sie bereits als kleines Kind von geschlechtlichen Dingen weiß und überall Versuchungen gegen ihre Keuschheit wittert, ganz wie man das aus dem Munde von Hysterischen zu hören gewöhnt ist. Noch nicht 3 Jahre alt drohen ihrer Unschuld angeblich große Gefahren von Seiten eines schamlosen Kindermädchens, vor denen aber der Engel sie bewahrt. Bald darauf ist sie wieder den Verfolgungen eines „Ungeheuers", eines schamlosen Mannes ausgesetzt, der sich in ihr Schlafzimmer eingeschlichen hatte, allein wiederum rettet sie der Engel, der sie, als sie kaum 5 Jahre zählt, das betrachtende Gebet lehrt. Als sie an den Pocken erkrankt, bringen Scharen von Engeln ihr allerlei Süßigkeiten, auch sogar Spielsachen. Unter diesen stellte eine ihre Vermählung mit dem Herrn, eine andere ein Dominikanerinnenklösterchen dar. Es folgt dann in der Engelsschule der Katechismusunterricht, wo es ganz nach irdischem Muster zugeht. Vor Beginn des Unterrichts wird der heilige Geist angerufen „in ihr kleines Herzchen" einzugehen. Der Engel geleitet sie und ihre kleinen Engelgenossinen öfter in die Kirche zum Besuch der hl. Messe, lehrt sie vor dem Hochaltar genuflektieren und in schulmäßiger Ordnung paarweise das Gotteshaus wieder verlassen. Im 5. Lebensjahre erfolgt dann die nähere Vorbereitung auf ihren Beruf, ein Dominikanerinnenkloster im Luxemburgischen zu begründen und Sühnungsleiden für die Kirche zu übernehmen. Maria nämlich besucht sie und teilt ihr mit, daß sie selbst bereits mit 3 Jahren sich im Tempel dem Herrn geschenkt habe, worauf sie 1837 am Herz Jesufest von einem unwiderstehlichen Drang ergriffen wird, sich dem Herrn zu weihen. Daher macht sie der Engel mit dem Gelübde der ewigen Jungfräulichkeit bekannt. Am Herz Jesufest 1838 erscheint ihr dann der Herr selbst und schenkt ihr sein Herz. Sie fragt ihn nun in zärtlicher Liebe so vieles, daß er sie „in zärtlicher Weise seine einfältige Närrin" nennt! Als sie mit 6 Jahren ihre erste Beicht ablegt, gibt ihr der Beichtvater als Buße auf, sie solle sich von ihrer Mutter ein Butterbrot geben lassen. Da-

Digitized by Google

durch kommt sie in schweren seelischen Konflikt; denn sie hatte an jenem Tage gerade ihren Fasttag, daher riet ihr der Engel, sich zwar das Butterbrot geben zu lassen, es aber „als Sühne für ihre Sünden" einem Armen zu schenken. Ihre Verbindung mit Gott wird noch in demselben Jahre (am 8. Dezb. 1838) eine engere durch die Ablegung des Gelübdes ewiger Jungfräulichkeit. Ein Engel ist dabei als ihr „Brautführer" bestimmt. Sie sieht den Herrn, umgeben vom hl. Dominikus, Katharina von Siena und Rosa von Lima. Sein Herz öffnet sich und Maria führt die kleine Braut in dasselbe hinein. Der Herr sagt ihr: „Jetzt bist du ganz mein und ich bin dein". Unter anderem wird ihr eröffnet, daß es ihre Aufgabe sei, ein Dominikanerinnenkloster im ursprünglichen Geiste zu gründen. Der Dominikanerorden steht von nun an immerdar im Vordergrund ihres Interesses. Es dürfte für die übrigen Orden der katholischen Kirche wenig schmeichelhaft sein, daß sie in einer Vision, in der die Kirche ihr als eine von den Feinden belagerte Burg erscheint, nur die Dominikaner und Jesuiten der Burg zu Hilfe kommen sieht; denn diese beiden Orden habe der göttliche Heiland sich ausersehen, um seiner Kirche in ihrer äußersten Not und Bedrängnis zu Hilfe zu kommen und sie von der Knechtschaft ihrer Feinde zu befreien. Offenbart ihr doch einmal Maria selbst, daß der Dominikanerorden gleichsam das „Schoßkind ihres mütterlichen Herzens" sei.

Als sie in die Dorfschule kam, war sie so klug, daß sie jede Frage des Pfarrers zu dessen großer Verwunderung beantworten konnte. Gleich einem Philipp Neri erkannte sie die schlechten Kinder an einem widerlichen Geruch. Als sie trotz des Verbotes ihres Schutzengels sich einmal bei solchen Kindern aufhielt, mußte sie zur Buße einen Monat lang täglich den Rosenkranz auf Dornen kniend mit ausgespannten Armen beten, auch war sie ebensolang vom Umgang mit den hl. Engeln ausgeschlossen. Nicht einmal die harmlosen Schriften eines Christoph von Schmid läßt der Engel sie lesen, weil sie nicht der Lesesucht verfallen soll. Sie gefällt sich in außerordentlichen Bußübungen, wie Geißelung, Bußgürtel, nächtlichem Gebet auf harter Erde. Um ihr strenges Fasten ohne allzu großes Aufsehen durchführen zu können, nahm auf ihre Bitte der gefällige Schutzengel zuweilen ihre Gestalt an, setzte sich in die Reihe der Geschwister an den Tisch und tat, als esse er mit ihnen. — Natürlich ist auch, wie das zum ganzen „Stil" ihres Lebens nun einmal gehört, ihre erste hl. Kommunion von Wundern, Erscheinungen und Gnadenerweisen umgeben. Gleich Johanna von Chantal macht sie dabei das Gelübde, immer das Vollkommenere zu tun. Wieder teilt ihr der Herr mit, daß sie als Leidensopfer ausersehen sei. Sie soll insbesondere für die Jesuiten und Dominikaner beten und leiden, damit diese „in brüderlicher Liebe und Eintracht gemeinschaftlich der Kirche ihre Stütze böten." Sie will vom Dominikanerorden damals noch keine Silbe vernommen haben und doch hatte sie schon früher, wie wir gesehen,



Digitized by Google

den Auftrag erhalten, für die Dominikaner zu leiden und ein Dominikanerinnenkloster zu gründen. Es erscheinen ihr der hl. Dominikus und Ignatius von Loyola. Letzteren bittet sie um Verzeihung, daß sie den üblen Gerüchten über seinen Orden Glauben geschenkt, worauf Ignatius sich sehr liebenswürdig gegen sie zeigt und ihr mitteilt, er habe von Gott öfter Verfolgung für seinen Orden erbeten, damit derselbe nie erschlaffe.

Den Höhe- und Glanzpunkt ihrer wunderbaren Führung und Entwicklung bildet ihre geistliche Vermählung mit Christus. Am 6. Januar 1850 läßt ihr der Herr durch einen Seraph (ein geringerer Engel tuts nicht!) ankündigen, daß er am 20. Januar sich mit ihr geistig vermählen werde. Seit Advent schon (also hatte sie doch schon früher von dem bevorstehenden Ereignis Kenntnis?) bereiteten sie die Engel durch 30 tägige Exerzitien darauf vor. Am genannten Tage fiel sie in Ekstase, sah sich vor den Thron der hl. Dreifaltigkeit versetzt, den Engel umschweben, von denen einer besonders glänzend war. Er trug ein herrliches Diadem, auf dem die leuchtende Inschrift stand: „Brautführer meiner vielgeliebten Braut, mit welcher ich mich jetzt auf ewig in dem Brautgemach meines liebenden Herzens verbinde". Heilige Jungfrauen geleiten singend die Braut Klara Moes vor Gottes Thron. Der Brautführer-Engel verneigt sich tief vor Maria und überreicht ihr einen kostbaren Ring, den diese ihrem Sohne übergibt. Dann ergriff Maria die rechte Hand der Moes, legte sie in die Rechte ihres göttlichen Sohnes, ihn bittend, sich mit jener zu vermählen. Christus steckt darauf den Ring an den Mittelfinger von Klaras rechter Hand unter bestimmten Vermählungsworten. — Wer die Legende der hl. Katharina von Siena kennt, sieht, daß die ganze Schilderung ein Abklatsch aus dieser ist, nur ist dort alles einfacher und bescheidener, hier alles reicher, pomphafter, schwülstiger. Die Vermählungsworte sind hier wie dort fast wörtlich übereinstimmend. Besonders charakteristisch ist, daß Christus sich da wie dort als „Schöpfer" bezeichnet. Der Klara übergebene Ring trug die Inschrift: „Braut meines süßesten Herzens, liebe mich!" Genau wie bei Katharina von Siena sah Moes den Ring mit leiblichen Augen, während er von anderen Sterblichen nicht gesehen wurde. Von nun an wird der himmlische Brautführer, der Cherub, ihr Lehrer, Schützer und Führer. Gleich dem hl. Franziskus fordert Klara oft die Tiere auf zum Lobe Gottes und siehe, die verschiedensten Tiere aus Wald und Feld folgten ihrer Einladung und fanden sich zum Lobe Gottes bei ihr ein. Sogar ganz fremdartige Tiere aus der Vogel- und Insektenwelt flogen zu gewissen Zeiten in ihre Zelle. Sie will einen förmlichen Vertrag mit diesen Tierchen geschlossen haben, das Lob Gottes zu singen, während sie der Arbeit nachgeht. Sobald sie ihnen aber bedeutet, sich zu entfernen, geschieht es auch. Sie kommen aus den verschiedensten Weltteilen, je nachdem sie es wünscht. — Jährlich an ihren Festtagen besuchen sie der hl. Dominikus, Katharina von

Digitized by Google

Siena, Rosa von Lima, aber auch die hl. Theresia, die mit glänzendem Gefolge herabsteigt, Klara zu trösten. Sie darf ihr Haupt auf Theresias Schoß legen. Einmal erscheint Maria und betet die Laudes mit ihr. Wie einem Stanislaus von Kostka wird ihr, aber nicht nur einmal wie jenem, die hl. Kommunion auf wunderbare Weise überbracht, wenn sie infolge ihrer Sühnungsleiden verhindert war, die Kirche zu besuchen. Im Dezember 1877 will Klara eine göttliche Erleuchtung über den bevorstehenden Tod Papst Pius IX. und die Erhebung Peccis empfangen haben. Diese Mitteilung ist freilich erst lange nach der Erhebung Leo XIII. niedergeschrieben worden.

Noch nicht genug mit der ganzen Kette der bisher geschilderten Wunder, durchbohrt schließlich der Herr nach dem Vorgang im Leben der hl. Theresia ihr Herz, nachdem er mit diesem eine geheimnisvolle Umwandlung vollzogen hatte, mit einem „rotglühenden" Liebespfeile, der heftige, aber süße Schmerzen verursacht, in der Liebfrauenkirche zu Luxemburg aber wird eines Tages das dortige Gnadenbild lebendig, Maria steigt vom Altar herab, geht ihr entgegen und überreicht ihr das Jesukind. Ein andermal legt ihr im Augenblick der Kommunion Maria ihr göttliches Kind ins Herz. Und da sie später bei Gründung des Dominikanerinnenklosters öfter in Geldverlegenheit gerät, so ist der hl. Joseph so entgegenkommend, einen Hundertmarkschein in einen Tausendmarkschein zu verwandeln, so daß Klara scherzend meint, der hl. Joseph verstehe sich aufs Geldprägen, wogegen sie ihm dann freilich wieder einen Gegendienst erweist, indem sie den Herrn bittet, er möge die Verehrung des hl. Joseph auf Erden fördern. Nach all dem kann es den Leser nicht wundern, daß schließlich auch ihre Einkleidung als Dominikanernonne nicht in gewöhnlicher Weise vor sich geht, sondern ihr himmlisches Gegenstück hat, in dem vor der klösterlichen Zeremonie Maria selbst, von der hl. Katharina und Klara unterstützt, sie einkleidet! —

Wer sich auch nur einigermaßen ein gesundes, kritisches Urteil bewahrt hat, muß sich von dem Buch Barthels abgestoßen fühlen. Er muß mit höchstem Mißtrauen erfüllt werden gegenüber einem „Heiligenleben", das ein wahres Non plus ultra von Wundern bildet, eine Kumulation aller möglichen Legendenwunder, wie sie in solcher sich drängender Fülle kaum in irgend einem Heiligenleben gefunden werden. Und wenn man sich dann fragt: wozu dies alles? Um ein Dominikanerinnenkloster in Luxemburg zu gründen! Parturiunt montes etc. Der einzigartig wunderbaren Führung müßte auch ein ganz einzigartiger Beruf für die Kirche entsprechen, der noch über dem der Apostel und großen heiligen Lehrer der Kirche stünde. Aber wie einfach und „wunderlos" ist deren Leben im allgemeinen gegenüber dem einer Klara Moes! Und Gott sollte seine Wunder hier förmlich verschwenden? Das entspricht durchaus nicht der Heilsökonomie Gottes. Der gebildete Theologe weiß auch, daß es nicht

Digitized by Google

die Art des göttlichen Wirkens ist, den natürlichen Verlauf eines Menschenlebens, und sei es auch das Leben eines frommen Aszeten, fort und fort durch Wunder zu unterbrechen, zumal, wenn diese oft gar keinen ersichtlichen Zweck haben und nicht selten burlesk anmuten, wie der Engel als Kindermädchen, die Engelsschule, der Apport von himmlischen Spielsachen und Bonbons und so vieles andere. Montanus hat nicht so Unrecht, wenn er glaubt[1]), es sei leicht, den Einfluß zu verfolgen, den die Lektüre der Legende auf die Phantasie der Hysterischen ausgeübt. Es sei ein unbewußtes, geistiges Plagiat, wo die Kopie verzerrter aussehe als das Original.

Vielleicht ist es auch nur unbewußt oder halb bewußt geschehen, daß Klara Moes sich sozusagen als das Zentrum von Himmel und Erde hinstellt, um das sich alles dreht, der die Cherubim und Seraphim dienen, die von den Heiligen besucht wird, mit der der ganze himmlische Hof sich fortdauernd angelegentlich beschäftigt, zu der Jesus sich förmlich flüchtet, um „bei ihr Trost und Hilfe zu finden"! Ist dies Demut oder satanische Selbstüberhebung oder eine krankhaft überspannte Phantasie? Ich glaube, um dies gleich zu sagen, das letztere. — Der Theologe wird aber auch wissen, was er zu halten hat von den krassen Anthropomorphismen, die in diesem Buch sich finden. Da muß der Engel erst zum Himmel hinauf fliegen, um sich mit Maria zu besprechen, als ob auch noch für die Geisterwelt die irdische Kategorie des Raumes gelte und nicht vielmehr die geistige Kommunikation als eine Art von Telepathie betrachtet werden müßte. Christus weint vor Klara Moes, Gott Vater zeigt den zornigsten Gesichtsausdruck, als am 20. September 1870 Rom eingenommen wird und sie muß durch strengstes Fasten „wenigstens einigermaßen den Zorn Gottes besänftigen". Jesus spricht wiederholt selbst von seinem „süßesten Herzen", nennt Moes „seine einfältige Närrin" und unterhält sich mit ihr „in der zärtlichsten Weise" uud ist nach der hl. Kommunion „ganz Liebe". Es finden auch im Himmel Marienprozessionen statt, wobei Maria von den Chören der Jungfrauen auf einem Thronsessel herumgetragen wird!

Dogmatisch sehr bedenklich aber sind folgende Stellen. Sie behauptet, es sei ihr „übernatürlich mitgeteilt" worden, der hl. Geist verlange, daß der Zusatz „Jungfrau unbefleckt empfangen" in das Ave Maria eingeschaltet werde. Warum hat der hl. Geist sich nicht an die berufenen Lehrorgane der Kirche gewandt? Maria soll vor dem vatikanischen Konzil sie aufgefordert haben, Bußübungen und Leiden auf sich zu nehmen, damit die Konzilsväter diesen Zusatz in das Ave Maria einschalten. Maria sah also nicht voraus, daß dies nicht geschehen werde und verlangte von Moes wirkungslose Bußübungen! Und wozu braucht es solcher Bußen und Leiden, wenn Gott seiner Kirche etwas offenbaren will? Muß ihm eine solche Offenbarung durch Schmerzen und

[1]) a. a. O. S. 71.

Digitized by Google

Sühnungen gleichsam entrissen werden? Was ist überhaupt da zu „sühnen"? Ihre Visionen über das Fegfeuer offenbaren einen Gottesbegriff, der mehr alt- als neutestamentlich anmutet, sich aber recht wohl psychologisch erklärt; denn ihr Beichtvater P. Romi sagt selbst von ihr: „sie hatte ein Herz so hart wie ein Fels". Ein solches scheint auch ihr geistlicher Bruder gehabt zu haben, der sie, so lange sie seine Haushaltung führte, äußerst streng hielt und nach ihrer eigenen Angabe ihr einmal zumutete, als sie ganz erschöpft von einem stundenlangen Weg nach Hause kam, denselben Weg noch einmal zu machen, weil sie etwas Geringfügiges vergessen hatte. Um die abschreckenden Fegfeuergeschichten plausibler zu machen, hat der Verfasser dem betr. Kapitel eine kurze theologische Einleitung vorausgehen lassen, in der er auf Thomas von Aquin sich beruft, zum Beweis, daß das Feuer des Purgatoriums mit dem der Hölle identisch sei; ohne zu bedenken, daß es sich hier um ein reines Theologumenon handelt, da auf dem ökumenischen Unionskonzil zu Florenz, wo die Lehrgegensätze zwischen der abendländischen und orientalischen Kirche auch in diesem Punkte eingehend besprochen wurden, keine Lehrentscheidung über die Strafarten des Reinigungsortes getroffen wurde. Um so lebhafter hat sich aber im Laufe der Jahrhunderte die Phantasie frommer Büßer mit jener offenen Frage beschäftigt und wir finden schon in der altchristlichen Literatur in gewissen apokryphen Schriften die krassesten Ausmalungen des Fegfeuers, die stark an altheidnische Vorstellungen erinnern.

So will Klara Moes wissen, gewisse arme Seelen hätten ihr gesagt, es vergingen oft Jahre und Jahre, ohne daß sie den mindesten Trost und die geringste Linderung in ihren schrecklichen Qualen erhielten. Eine bestimmte Seele mußte an einem Ort auf Erden wegen eines einzigen Fehlers fünf Jahre lang ohne jede Linderung die schmerzlichsten Qualen leiden. Echt weiblich ist folgender Bericht. Sie sah Priesterseelen im Fegfeuer, die schmutzige, zerrissene Alben trugen, weil sie einst nicht stets in reiner Leinwand zum Altar gingen. Erst auf das Flehen Klaras hin „wurde das liebenswürdigste Herz Jesu besiegt". Ein Priester ist zu Jahrhunderten der Fegfeuerstrafe verurteilt, und zwar der entsetzlichsten Qualen und Peinigungen aller Sinne, weil er öfter im Leben aus ungeordneter Liebe zur Gesellschaft die Zelebration der hl. Messe unterließ. In 135 Jahren hat derselbe erst zweimal die Engel vor sich vorbeikommen sehen, ohne jedoch den mindesten Trost dadurch verspürt zu haben. Worin, so frägt man sich, lag denn da die so schwere Versündigung jenes Priesters? Gab es für ihn ein schweres Gebot, täglich zu zelebrieren? Und wenn doch, war sein Fehler so schwer, daß ihm fast 1 1/2 Jahrhunderte hindurch trotz aller Gebete der Kirche für alle armen Seelen, nicht der geringste Trost zuteil wurde? Wahrlich, derartige wahnwitzige Schilderungen einer Art von Henkergott sind geeignet, zartbesaitete, ängstliche Seelen aus religiöser Furcht ins Irrenhaus

Digitized by Google

zu treiben! Ein Ordensmann soll nach Moes zu 125 Jahren der schrecklichsten Qualen verurteilt worden sein, weil er sich im Leben nicht genug nach Gott gesehnt hatte! Gegen welches göttliche oder kirchliche Gebot hatte er sich denn damit verfehlt? Eine Oberin ist zu langen Jahren furchtbarer Qualen, die genau beschrieben werden und einer Henkerphantasie Ehre machen würden, verurteilt, weil sie ihren Nonnen kleine Übertretungen der Regel nachgesehen hatte. Ein Bischof leidet im Fegfeuer viele Jahre hindurch die schrecklichsten Schmerzen, weil er nicht immer ehrfurchtsvoll genug genuflektiert hatte. Echt nonnenhaft! Ein anderer Bischof muß wegen einiger eitler Gedanken 12 Jahre lang schmerzhaftes Leiden erdulden. Sie will auch durch die armen Seelen erfahren haben, daß im Jenseits eine einzige Zerstreuung im Gebet, eine gering scheinende Gleichgültigkeit gegen das Bußsakrament in einem schrecklichen, jahrelangen Fegfeuer gebüßt werden muß. Eine bestimmte Seele wurde gerettet, weil sie eine große Andacht zur schmerzhaften Mutter Gottes gehabt hatte, während Tausende von Seelen verloren gingen, „die nicht den zwanzigsten Teil so viel Schlechtes getan hatten". Merkwürdige Vorstellung von der Gerechtigkeit Gottes! So suggeriert sie sich immer tiefer in die Rolle einer Helferin der armen Seelen hinein und will einmal das Fegfeuerleiden einer armen Seele in der Weise übernommen haben, daß sie zwölf Stunden lang „im Fegfeuer" war! Daß eine Person, die sich noch in statu viatoris befindet, ins Fegfeuer, also einen jenseitigen Zustand, sich versetzt, dürfte dem Dogmatiker interessant sein. Wahrhaft abstoßend aber ist, zu beobachten, wie sie, in der Monomanie ihres Sühnungsleidens ganz befangen, sich dem Erlöser geradezu an die Seite zu stellen wagt als eine Art Miterlöserin oder wenigstens Mitsühnerin. Denn sie sieht sich in der Ekstase auf den Ölberg versetzt, wird mit Christus zugleich in Todesangst niedergeworfen und sieht, wie Gott einen Engel sendet, „der ihn und mich mit einer kostbaren Flüssigkeit stärkte". Sie fährt dann fort, „als wir" noch eine Weile im Gebet zugebracht hatten, usw. Christus fordert sie dann auf, sich in Vereinigung mit ihm seinem himmlischen Vater für die endlos schwere Schuld des ganzen Menschengeschlechtes darzubringen. Darauf stellt sie sich mit dem Herrn vor den himmlischen Vater hin, sich in Vereinigung mit seinem Sohne als gänzliches Schlachtopfer darbringend. Das ist Blasphemie oder Verrücktheit. Um aber klar zu machen, wie außerordentlich groß ihre Sühnungsleiden sind, sagt sie geradezu, sie habe nicht die Leiden eines sterblichen Menschen mitzuleiden, sondern die Leiden eines Gottmenschen, der seine göttliche Natur mit der menschlichen verbunden hat. Ihre Seele erhalte die Fähigkeit, ein so maßloses Leiden zu erdulden, weil Christus sie an seiner göttlichen Natur Anteil nehmen lasse. Was sagen die Dogmatiker zu einer so horrenden Behauptung? Auf gleicher Stufe steht ihre Versicherung, Christus habe zu ihr gesagt, so wie er von Ewigkeit her seine schmerzhafte

Digitized by Google

Mutter zur Mitwirkerin seines Erlösungswerkes ausersehen, so habe er Klara Moes ausersehen zur Neubelebung des Dominikanerordens. Man beachte die Parallele! Von einer solchen Neubelebung ist überdies der Öffentlichkeit bisher nichts bekannt geworden. Endlich erscheint auch das Vorauswissen Christi bei Klara Moes in einem merkwürdigen Lichte. Der Herr soll ihr den Gedanken eingeflößt haben, ihre Genossin Anna Engels zu Bischof Adames von Luxemburg zu schicken, damit er die Aufnahme neuer Schwestern gestatte, allein der Bischof wies die Sache ab. Und das hat der Herr nicht vorausgesehen? Noch schlimmer ist folgendes: Es soll angeblich der stete Wille des Herrn gewesen sein, daß sie im Luxemburgischen ein Dominikanerinnenkloster gründe. Nachdem sie zu diesem Zwecke 20 Jahre sühnenden Leidens hingebracht, soll ihr der Herr seine Willensänderung im Jahre 1881 kundgetan haben, daß sie ein Dominikanerinnenkloster in Belgien errichte (zu Clairfontaine), was Barthel selbst, der damals ihr Beichtvater war, kaum glauben konnte. Und diese göttliche Willensänderung erfolgte noch dazu gerade in demselben Jahre 1881, wo Bischof Adames sein Amt niederlegte, also das Haupthindernis für eine Gründung in Luxemburg beseitigt war! Wie gänzlich verfehlt aber diese belgische Gründung war, sollte sich nur zu bald zeigen; denn es brachen in dem Kohlenrevier von Arlon Arbeiterunruhen aus. Bei seiner isolierten Lage war das Kloster in großer Gefahr, von dem feindseligen Gesindel überfallen zu werden, der Bischof von Namur warnte die Nonnen und diese flüchteten am 2. April 1886 wieder nach Luxemburg, ihr mit großen Kosten gegründetes Werk in Stich lassend. Machen die Werke Gottes solches Fiasko? Wären die Nonnen auf Limpertsberg geblieben, so hätten sie nach dem Rücktritt des Bischofs Adames in aller Ruhe ihr Kloster ausbauen können, ohne den Umweg über Belgien zu machen; was ja dann seit 1886 auch geschah. — —

Trotz all dieser „Menschlichkeiten" und, gelinde gesagt, dogmatischer Inkorrektheiten soll nach Barthel ein „gelehrter" Theologe[2]) in einem Gutachten sich geäußert haben, die Schriften der Klara Moes trügen so das Gepräge der Wahrheit und seien so übereinstimmend mit der Lehre der Kirche, daß man vernünftigerweise an deren Wahrheit nicht zweifeln könne.[3]) Weiter beruft sich Barthel auch auf das Urteil einer theologischen Kommission, der die Fragen vorgelegt wurden, ob Klara Moes vom bösen Feind getäuscht sei, ob sie als Betrügerin erscheine und ob der Zweck, den sie anstrebe, ein guter sei? Diese Fragen seien einstimmig bejaht worden. Aber es ist wohl zu beachten, daß mit dieser Bejahung über die Realität ihrer Visionen gar nichts entschieden war; denn es fehlt ja leider in der ganzen Fragestellung gerade das punctum saliens,

[1]) Montanus a. a. O. S. 69. — [2]) Es wird nicht gesagt, welcher. — [3]) Freilich gibt jener „gelehrte" Theologe zu, man könne es dahin gestellt sein lassen, ob sie alles körperlich oder nur im Geiste gelitten habe. Es müssen ihm also doch einige Bedenken aufgestiegen sein!

Digitized by Google

nämlich die Frage: „ist die Person nicht psychopathisch zu beurteilen"? Wir werden noch sehen, daß gerade hier der Schlüssel zum Verständnis der so viel Staub aufwirbelnden Angelegenheit lag. Es hätten auch Mediziner, Psychiater, erfahrene Psychologen beigezogen werden müssen. So aber hat man sich selbst den Zugang zu einer richtigen Lösung verstellt. Wie vorsichtig und zurückhaltend war dagegen das Verhalten der römischen Behörden! Trotz der verschiedenen Versuche, die öfter in taktloser Weise über den Kopf des Bischofs Adames, der Klara Moes für eine krankhafte Schwärmerin, ja für besessen hielt,[1]) hinweg angestellt wurden, um eine für Klara Moes günstige Entscheidung zu erlangen, lobte das römische Offizium die Zurückhaltung Bischofs Adames und empfahl in nicht mißzuverstehender Weise den Priestern der Luxemburger Diözese Gehorsam gegen den Bischof. Barthel selbst muß zugestehen, daß die Stimmung Roms den angeblichen Wundern gegenüber ungünstig war. Soll sich doch Pius IX. damals unwillig geäußert haben, er wolle von solchen Visionärinnen gar nichts mehr hören, weil so viele Täuschungen vorkämen! Aber gerade der langjährige Seelenführer der Klara Moes, Barthel, war von naivster Leichtgläubigkeit und Wundersucht. Beweis dessen ist allein schon, was er über eine Statue des hl. Dominikus zu Soriano in Unteritalien zu berichten weiß, die sich von selbst bewegte, die Augen verdrehte, die Stirne in Falten zog usw. Auch nimmt er längst als unhaltbar nachgewiesene Legenden über die Entstehung des Rosenkranzes als historische Wahrheit.[2]) Dieser zweifellos persönlich fromme und unbescholtene Priester, der aber ohne genügende Kenntnis der schwierigen Probleme des anormalen Seelenlebens war, sah alles als „wunderbar, göttlich" an.

Wie werden wir nun selbst Kl. Moes beurteilen? Daß sie etwa eine schlaue Betrügerin gewesen, halte ich für ausgeschlossen. Es sprechen dagegen die zahlreichen von Barthel beigebrachten Beweise ihrer tiefen Frömmigkeit, ihre Leidensfreudigkeit und ihre unerschütterliche Überzeugung, zur Gründung eines Dominikanerinnenklosters von Gott berufen zu sein, eine Gründung, die sie auch mit unglaublicher Energie unter Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten durchsetzte[3]). Es muß auch anerkannt werden, daß sie als Priorin die Leitung ihres Klosters mit Gewissenhaftigkeit und kluger Umsicht führte. Aber ihre Biographie weist zahlreiche Züge auf, die uns eine hysterische Anlage bei Klara Moes als höchst wahrscheinlich nahelegen. Es sind da gewisse körper-

[1]) Pater Rouard meinte dem Bischof gegenüber, die Sache der Klara Moes sei nicht natürlich zu erklären, sie sei entweder göttlich oder diabolisch, worauf Bischof Adames rief: „ja, diabolisch ist sie!" Das Dilemma, göttlich oder teuflisch, war eben falsch! — [2]) Vgl Holzapfel, „St. Dominicus und der Rosenkranz" 1903 und Günter, „Legendenstudien" 1906. — [3]) Zweimal wurde sie allerdings infolge der vielen Schwierigkeiten in ihrer Überzeugung wankend und wollte sich bei den Schulschwestern aufnehmen lassen, später einigemal ihrer Aufgabe durch die Flucht sich entziehen.

Digitized by Google

liche und seelische Symptome zu beachten, auf die mit Recht schon Montanus hingewiesen hat. Sie war als Kind zeitweise blind und wurde angeblich plötzlich geheilt, sie war zeitweise lahm, dann wieder zeitweilig stumm und litt häufig an Brustbeklemmungen und Atembeschwerden, die sie manchmal „dem Ersticken nahe" brachten. Nun sind gerade diese Symptome, die plötzlichen Lähmungen und Heilungen, bei Hysterischen charakteristisch [1]), insbesondere die sog. hysterische Kugel d. h. ein Konstriktionsgefühl, das scheinbar von der Herzgrube in den Hals heraufsteigt und das Erstickungsgefühl hervorruft. Ferner gehört hierher der hysterische Flug, eine aus der Hexenzeit bekannte pathologische Erscheinung, wonach die „Hexen" sich ihre Blocksbergfahrten einbildeten und fest daran glaubten. Damit halte man zusammen, was Barthel über den ekstatischen Flug der Klara Moes zu berichten weiß, wo angeblich der Satan sie durch die Lüfte führte über Paris und Berlin [2]), wo sie die Stätten eines entsetzlichen Teufelskults anzusehen gezwungen war. Schließlich reißen sie die Teufel in einen Urwald, wo sie furchtbar gequält wurde, bis plötzlich Maria, von Engeln umgeben, erscheint, die sie „in majestätischem Zug durch die Luft" nach Eberhardsklausen bei Trier bringen, wo sich ihnen die Türe der Kapelle von selbst öffnet [3]) und sie am Gnadenaltar niedergesetzt wird. Maria sagt ihr, daß sie dieses Plätzchen „ganz eigens für sie" von ihrem Sohne ausgebeten habe. — Man sieht, während dort bei den hysterischen Personen der Hexenzeit die stark erotisch erregte Phantasie zu den Vorstellungen von Incubus und Succubus führt, überwindet die reinere, die Sünde fürchtende, aber doch auch sinnlich leicht erregbare Phantasie der Klara Moes die erotischen Vorstellungen und findet schließlich Beruhigung und herrlichen Lohn in einer Marien- und Engelserscheinung [4]). Auch sie hatte ja, wie Barthel wiederholt andeutet, viel gegen sinnliche Versuchungen anzukämpfen und wie es scheint, schon von früher Jugend auf; denn dahin weisen die auffallenden Erzählungen von angeblich unsittlichen Nachstellungen und Schamlosigkeiten, die man sich gegen sie erlaubte. Es traten auch an ihr Erscheinungen zutage, die manche als „Obsession" bezeichnen möchten [5]). Die „teuflischen Anfechtungen" dauern

[1]) Eichhorst, „Pathologie und Therapie", Leipzig 1896. — [2]) Die Berliner werden überrascht sein, zu hören, wie teufelsgläubig die „aufgeklärte" Reichsstadt geworden ist! Die Szenen erinnern stark an Leo Taxils Phantasien. — [3]) Wie in der Legende des hl. Wolfold. — [4]) Solche Flüge werden auch bei modernen Medien beobachtet. Besonders lehrreich sind die Berichte des Genfer Universitätsprofessors Dr. Flournoy über das Medium Helene Smith und dessen phantasievolle Schilderungen von ihrer angeblichen Marsreise. Vgl. dessen Buch: „Des Indes à la Planète Mars", Paris 1900. — [5]) Ich will im Gegensatz zu Montanus die Möglichkeit, daß es sich hier um Obsession handelte, nicht in Abrede stellen, allein spukhafte Vorkommnisse, wie die von Barthel berichteten, haben sich sehr häufig auch in der Nähe medial veranlagter Personen gezeigt und die sog. okkulte Forschung neigt der Erklärung zu, daß solche Spukerscheinungen von entbundenen Kräften des Unterbewußtseins solcher Personen selbst ausgehen. Das letzte Wort ist darüber noch nicht gesprochen.

Digitized by Google

bei ihr, auch hierin alle anderen heiligen Erzählungen übertrumpfend, ein ganzes Menschenalter hindurch. Sie habe, klagt sie ihrem Beichtvater, nicht mit einfachen bösen Geistern zu kämpfen, sondern mit Luzifer selbst! In solchem Zustand sah sie sich zuweilen „gezwungen", Dinge zu sagen oder zu schreiben, die sie im Innern nicht billigte und es wurden dabei Vorkommnisse bekannt, die sie in ein schiefes Licht stellten[1]). Ja, sie wurde „vom Teufel sogar gezwungen", eine Mitschwester zu mißhandeln. Wer sieht nicht, daß gerade diese Erscheinung für Hysterische ganz besonders bezeichnend ist? Aber natürlich wird nun alles auf Rechnung des Teufels gesetzt[2]). Sehr gut bemerkt der gelehrte Jesuitenpater Prof. Hahn[3]), daß es sehr schwer sei, in solchen Fällen Hysteriekranken den Beweis zu liefern, daß sie nur eine Halluzination gehabt. Ich habe ferner den starken Eindruck, daß sie zu Selbstpeinigungen neigte. Man denke an all die schrecklichen Bußübungen, die sie von Kindheit an sich auferlegte, eine Erscheinung, für die in der Kirchengeschichte manche Analogien sich finden, bes. zur Zeit der Flagellantenzüge, gegen die schließlich die Kirche einschreiten mußte. Es wäre daher nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie sich unter dem Zwang einer solchen Monomanie die Stigmata, die einige Schwestern bei ihr beobachtet haben wollen, selbst beibrachte, selbstverständlich ohne jede betrügerische Absicht, einzig aus der fixen Idee des Sühnungsleidens heraus handelnd. Jedenfalls ist zu beachten, daß Montanus[4]) sich auf das Zeugnis des Msgre. Krier, eines Freundes von Bischof Adames beruft, der überzeugt war, daß sie sich die Wunden mit Nadelstichen beibrachte.[5]) Daß sie äußerst suggestibel war, steht fest. So traten 1865 bei Betrachtung der Geißelung Christi Schwielen und blutige Striemen an ihrem Körper auf. Da sie glaubt, der Herr habe ihr ein mystisches Kreuz aufgelegt, so kann sie infolgedessen nur in gebückter, schwankender Haltung zur Kirche gehen. Dazu vergleiche man, was ich in meiner Studie über Beatrix Schuhmann über die plastisch wirkende Bildungskraft der Phantasie ausführte.[6]). Wie sehr die Blutungen der Stigmata bei ihr von psychischen Vorgängen abhingen, beweist die Tatsache, daß sich in der Fastenzeit 1861, als sie ihren Betrachtungen über die Passion nicht ungestört obliegen konnte, dieselben erst in der Zeit vom 7. Juni bis 21. Juli einstellten. Aber auch angenommen, ihre Stigmatisation sei ohne jedes Zutun von ihrer Seite als Gnadengabe für ihre Frömmigkeit entstanden, so beweist dieselbe doch eben so wenig etwas für die objektive Realität ihrer Visionen wie bei Katharina Emmerich. Man muß vor der falschen Schlußfolgerung sich hüten, als ob im Leben heiliger Personen, die der einen oder anderen Gnadengabe

[1]) Warum drückt sich Barthel nicht deutlicher aus? — [2]) Dagegen hat bereits der gläubige katholische Arzt Dr. Stöhr in seiner „Pastoralmedizin" sich gewendet. — [3]) „Die Probleme der Hysterie und die Offenbarungen der hl. Theresia", Leipzig 1906. — [4]) a. a. O. S. 53, A. 1. — [5]) Genau geprüft, wie bei Lateau, Emmerich, Galgani, wurden sie nie. — [6]) Theol.-prakt. Monatsschrift 1915, 7. Heft, S. 467.

Digitized by Google

gewürdigt waren, nun alle übernormalen Phänomene nur supernaturalistisch und nicht in erster Linie psychologisch erklärt werden müßten. Darum würde auch meines Erachtens die Feststellung von Cardauns[1]), daß die Visionen der Katharina Emmerich zum Teil sich sehr natürlich erklären und daß sie von Irrtümern nicht frei waren, durchaus kein Hindernis für deren Kanonisation sein, weil auch in den Heiligen Himmlisches und Irdisches nebeneinander wirksam war. Bei Klara Moes hingegen vermißt man allzusehr das, was man die sobrietas christiana, die christliche Nüchternheit und Besonnenheit, die wahre Einfalt und Einfachheit heißt. Es ist alles viel zu sehr aufs Außerordentliche, nie Dagewesene gestellt, so daß der erfahrene Hagiologe dieses Lebensbild, das Barthel entworfen, nur verstimmt aus der Hand legt. — —[2])

## Deutsche Geschichte in deutschen Gedichten.

H. Der Gedanke, unsere Geschichte in den historischen Gedichten unserer Sänger vorüberziehen zu lassen, ist schon mehrmals in die Tat umgesetzt worden, jedoch bisher nicht mit dem Geschmack, den der von Walther Eggert-Windegg herausgegebene Band „Der Barde" fast auf jeder Seite beweist (München, Beck). Das Buch ist so schön, daß es nicht nur eine Zier jeder Haus- und Schulbücherei ist, sondern verdient, im strengen und buchstäblichen Sinn ein Hausbuch zu werden, das man immer wieder vornimmt, wie die Märchen, das Wunderhorn, den Zupfgeigenhansl. Ich mache daher gleich Vorschläge für die nächste Auflage: Produkte wie Heines Heinrich IV. oder Linggs Tilly sollten wegbleiben. Gern würde man auch Bierordts schwaches Poem über Bach vermissen, ebenso den in dieser Form nur Kennern der echten französischen Balladen verständlichen Marlbrough, Liliencrons Sestine über den Hohenfriedberger, dafür lieber den Hohenfriedberger selbst in Noten, ebenso den Marsch der Finnländischen Reiterei, den Torgauer, die Feste Burg usw. Von dem Lied „So hat sie Gott geschlagen" wissen wir nicht nur den Verfasser, sondern sogar Ort und Stunde des Entstehens. Von Anastasius Grün könnte mehr aufgenommen sein, ebenso mehr historische, alte Lieder, wie Sachsens Wittenbergische Nachtigall, das Spingeser Lied der Tiroler u. ä., worüber bei Liliencron leicht Aufschluß zu finden ist. Besonders gefreut hat uns das Gedicht von A. v. Gaudy, das Friedrich d. Gr. auf die Klage seines Gesandten, er könne in London nicht genug repräsentieren, erwidern läßt:

„Subvention — jetzt und künftig — nichts!
Er möge sans gêne zu Fuße spazieren
und Leuten, die Ihn gering estimieren,
Deute Er submissest an,
Daß hinter Ihm dreihunderttausend Mann
— volle dreihunderttausend — marschieren!"

[1]) Görresvereinsschrift 1915, S. 98 ff. — [2]) Über die erleuchteten Grundsätze Papst Benedikts XIV., der in seinem Werk „de servorum Dei beatificatione" natürliche Visionen und irrtümliche Privatoffenbarungen auch im Leben Heiliger zugibt, vgl. meinen Artikel „Die Begnadigte von Schippach" im Aprilheft von „Theologie und Glaube" (Verlag von Schöningh, Paderborn).

Digitized by Google

# Im Münchener Schlachthaus.

## Stenographische Aufzeichnungen eines zuverlässigen Freundes.

20. September 1915, vormittags 9½—12¼.

1. Rinder. Alle fallen nach dem Schuß blitzschnell zusammen. Einige durch den Schuß so stark betäubt, daß nur mehr ganz wenige Zuckungen bei den Schlägen mit dem Beil (anscheinend reflektorische Bewegungen) und beim Halsaufschneiden. Andere nach dem Schuß lange und starke Zuckungen (anscheinend nicht reflektorische), nachdem schon längst der Hals aufgeschnitten. Ein Stier gut betäubt, eine Kuh schlecht. Pistole verschieden bei den Stieren und bei den anderen Rindern.

Vier Kühe nacheinander geschlagen ohne Schuß und ohne Benützung der unmittelbar danebenhängenden Ledermaske (— Eisenstift), davon besonders eine so schlecht betäubt, daß sie sich mit aufgeschnittenem Hals noch ganz im Kreise herumdreht, die Metzger mit der Schüssel in der Hand ihr nach. Alle vier brauchten eine Reihe von Schlägen, bis sie auf den Boden fielen. (Ein Rind ohne Schuß oder Ledermaske betäuben, ist angeblich verboten, kostet angeblich 5 Mark Strafe.)

Stiere nach meiner Beobachtung immer geschossen.

2. Rinderschächten. Etwa ½ Stunde, bis das Tier geworfen ist. In andern Fällen kürzer. Das Tier wird gefesselt, hochgezogen an den Hörnern, daß alle vier Beine in der Luft schweben, an den vier Füßen zusammengebunden, herabgelassen, geworfen. Eine Kuh mehrmals hochgezogen, einmal einige Zeit hoch belassen, junger (14—15jähriger) Metzgerlehrling roh umgegangen. Sämtliche Schächttiere zeigen Todesangst im Ausdruck der Augen, die besonders beim Hochziehen sich noch sichtlich steigert. Lassen Wasser und weichen Kot — beides im Unterschied von den geschossenen Rindern, die durch den Schuß sichtlich überrascht werden. Wenn das Tier liegt, Hals weit mit der Gabel zurückgebogen (Zuschauer: „Dem wird schon jetzt die Gurgel halb abgebrochen"), dann kommt der zigarrenrauchende jüdische Kultusbeamte, die Zigarre in der linken Hand, mit behaglichem Gesicht und schneidet die Gurgel ab, manchmal sehr schnell, manchmal ist es eher ein langsames Durchsäbeln. Verschieden weit. Davon scheint die Dauer des Ausblutens abzuhängen. Ausbluten 7—12 Minuten. Bei fortwährenden Zuckungen. Starkes Röcheln. Ein Metzgergeselle oder -Lehrling kommt auf Auffordern der Frau, die das Blut in Schüsseln auffängt, in andern Fällen auch ohne Aufforderung, säbelt mit aller Gemächlichkeit in dem aufgeschnittenen Hals herum, reißt mit der Hand ein Stück Fleisch heraus, säbelt weiter und öffnet so weiteren Blutausstrom. Die Schüssel wird untergelegt, der Kopf gehoben, auf die Schüssel gelegt; wenn sie voll ist, der Kopf wieder gehoben, neue Schüssel untergelegt u. s. f. Das Blut wird aufgekehrt, der Besen mit den groben Borsten fährt in den blutigen Hals hinein. Der Ausdruck der Augen zeigt den höchsten Grad des Leidens und bleibt so manchmal noch im Tod. Bei anderen Rindern (ob aber auch geschächteten?) beobachtete ich schon während des Ausblutens gläsernen Ausdruck.

Die Kuh, die mehrmals hochgezogen wurde, dreht sich nach dem Schnitt ganz im Kreise herum; am Ende des Ausblutens kommt der Metzgerlehrling, prüft die Augen, wiederholt, führt den Finger bis zur Wurzel in ein Auge, fährt dort län-

Digitized by Google

gere Zeit im Kreise herum; er tritt auf den Schweif, das Tier reagiert mit Zuckungen, er tritt mit dem ganzen Körpergewicht wippend, behaglich mit einem andern schwätzend, wiederholt. Dann wird, ohne weitere Prüfung, angefangen mit dem Zergliedern. (Metzgerlehrling lachend zu einem andern: „Die hat's schön herumgetrieben!")

Ein junges schönes Rind — Schächttiere meist besonders schöne Schlachttiere — legt sich gleich bei Beginn der Prozedur freiwillig auf den Boden (Metzger: „Wart nur! Du kommst schon noch herunter!"), dann, als es geworfen ist, biegt es — auch zur Verwunderung des Metzgers — von selbst weit den Hals zurück. (Die Schächttiere müssen in der Halle, in der die Schächtungen vorgenommen werden, meist längere Zeit warten, bis sie daran kommen.) Auch nach dem Schächtschnitt macht dies Rind keine Abwehrbewegungen. Gerade dieses Rind hatte besonders lange zu leiden; Schnitt anscheinend nicht tief genug.

Bei einem Stier, als er etwa 12 Minuten gezappelt hatte, wurde von einem christlichen Metzgerburschen — nachdem er zuvor einen Blick zurückgeworfen hatte, ob der Jude in der Nähe sei — das Genick durchgesäbelt, langsam, von der Wunde aus. Die Zuckungen hörten dann auf. Bei den andern Tieren geschah das nicht (Zuschauer: In andern Städten wird allgemein „wenigstens das Genick abgeschnitten, damit es schneller geht"). Vielfache Entrüstung bei den Zuschauern, daß das noch in unserer Zeit möglich sei. Sie macht sich allerdings selten spontan Luft. Auch eine Schüsselfrau gibt dabei ihren Abscheu zu erkennen. Aber auch rohe Äußerungen von Zuschauern.

3. Kälber. Sie machen nicht den Eindruck von Todesangst, wenn sie in die Halle kommen. Wenn ein Kalb zum Schlachten an der Reihe ist — manche haben lange Zeit, ¼, ½ Stunde, viele auch länger, zu warten — wird es von 2 Metzgern mit den Händen aufgehoben — was sie anscheinend nicht anders aufnehmen, als das Aufheben in den Eisenbahnwagen, den Pferdewagen u. s. f. —, ein Strick wird um die Hinterfüße gebunden, das Tier am Strick aufgehängt, den Kopf nach unten, dann, wenn eines oder eine Reihe (3—4) nebeneinander hängt, ein mäßig kräftiger Schlag auf den Kopf und gleich darauf Aufschneiden des Halses. Der Schlag betäubt sie verschieden stark, wie sofort an der Art zu erkennen ist, wie das Tier die Vorderbeine streckt. Nach dem Halsaufschneiden wird oft, nicht immer, ein Loch geschnitten in die Lippe oberhalb der Nase und da ein Strick durchgezogen, der, in der Höhe befestigt, den Kopf nach oben zerrt („damit der Kopf schön ausblutet"). Bei einem Kalb sah ich eine an beiden Enden gebogene Eisenstange, das untere Ende stak im geschnittenen Nasenloch, das obere im After. Die Tiere zappeln sämtlich während des Ausblutens, etwa 7 Minuten lang. Dann wird an einer Reihe nebeneinanderhängender Kälber am linken Hinterfuß die Sehne losgelöst und nachdem das bei 4 oder 5 geschehen ist, ein Kalb nach dem andern an den Hinterfüßen hochgezogen, so daß der Strick loskommt und das Kalb am linken Hinterfuß an der Sehne aufgehängt. Dadurch kommen die Beine in die für das Zergliedern gewünschte Spreizlage. Nachdem das die Reihe durch geschehen ist, beginnt das Zergliedern. Bei einem Kalb sah ich, daß es während des Zergliederns noch zappelte.

Während des Ausblutens schiebt sich bei vielen langsam die Zunge hervor. Soweit ich bei wiederholten Gelegenheiten an den vielen am Isartalbahnhof angefahrenen Kälbern sehen konnte, sind das diejenigen Kälber, deren Gesichtsausdruck besonders von Schmerz verzerrt ist.

Digitized by Google

Ein Geschäftsmann in tadellosem Straßenanzug band eigenhändig in ganz besonders starkem Maße den Strick, der durch das geschnittene Loch ging, hoch und zerrte den Kopf so besonders hoch und den aufgeschnittenen Hals besonders weit auseinander. Das Kalb zappelte stark. Dann drückte er dem noch lange zappelnden Tiere mehrfach den Stempel „Tobler" auf und ging.

Unter diesem Kalb stand ein anderes und beschnupperte das tropfende Blut. Viele, aber lange nicht alle Kälber blöken, während sie in der Halle stehen. Daß sie Todesangst hätten, davon habe ich kein sicheres Zeichen bemerkt.

Wie mir ein Eisenbahnangestellter im Sommer 1915 erzählte, sah er einmal, daß ein besonders starkes Kalb von den Stricken sich loslöste, so stark zappelte es, und in sein eigenes Blut fiel. „Hat eam nix gholfen, hat wieder auft müßn." Ihn hat das Schlachten des Kleinviehs wegen der Grausamkeit so angewidert, daß er nicht mehr zuschauen mag („daß es mir keinen Spaß mehr macht").

Derselbe erzählte mir damals, die Rinder zappelten nach dem Schuß erst wieder, wenn sie getreten werden. Das geschieht, damit das stockende Blut wieder besser austritt, der Metzger stellt sich dabei mit beiden Beinen in Grätschlage auf das Tier und tritt von einem Bein aufs andere. Ob sie da in der Tat wieder zu zappeln anfangen, ist mir nicht mehr in Erinnerung.

4. Ferkel. Sie erhalten einen mäßig starken — damit der Kopf nicht „sulzig" wird — Schlag auf den Kopf, werden dadurch zu Falle gebracht, der Metzger kniet dem Tier auf den Kopf, um das Zappeln etwas zu unterdrücken, schneidet ihm den Hals auf, bleibt knien und fängt das Blut auf. Allmählich wird das Zappeln schwächer, schon nach etwa 2—3 Minuten ist das Blut ausgetreten und gibt das Tier kein Lebenszeichen mehr von sich. Dann hinabgelassen in heißes Wasser, in dem der Körper auf einige Zeit untersinkt. Die Hauptroheiten sind beim Eintreiben in die Wartebucht und von da in die Tötebucht, wenn ein zurückbleibendes Tier den Weg nicht gleich findet oder nicht gehen will. Ein Ferkel, nach mehrfachen Schlägen, erhält einen besonders empfindlichen Hieb und stößt darauf Klagelaute aus wie ein weinendes Kind. Der Metzger: „Gel, jetzt verstehst mich!" In der Tötebucht sind immer eine ganze Reihe von Ferkeln, die zum Teil zu fliehen versuchen, während eines getötet wird.

Zu 1—4: Nie sah ich, daß ein Tier, nachdem ihm der Hals aufgeschnitten war, noch einen betäubenden Schlag bekam, etwa aus dem Grunde, weil es so stark zappelte. Eine Kuh wurde zweimal geschossen, aber deshalb, weil sie noch stand nach dem ersten Schuß. (Nach Aussage eines Aufsehers mußte einmal ein Stier sechsmal geschossen werden und fiel noch nicht um.) — Bei den Ferkeln (oder Schweinen?) wurde nach Aussage eines Metzgers früher einmal der Versuch mit Schießen gemacht, aber dazu seien zu unruhig.

---

Angeblich werden auch die Schafe und sämtliche andern Tiere betäubt (außer beim Schächten).

Anderswo werden — nach Aussage eines Zuschauers — die Kälber auf einen Schragen gelegt, das Nasenlochschneiden sei anderswo unbekannt. „Hier geht es am allergemeinsten zu", sagte ein Zuschauer, „und außerdem am allerschmutzigsten." Er kennt das Schlachten in Augsburg, Regensburg, Nürnberg.

---

„Der Schuß kostet 5 Pfennig"; diese Ausgabe vermeide ein Metzger unter Umständen (Mitteilung eines Metzgers). „Vielfach sind auch die Schießer nicht in der Nähe." (Ebenso; habe ich auch selbst beobachtet.)

Digitized by Google

### 18. Dezember, vormittags.

Da Samstag, konnte ich kein Schächten sehen.

Ich sah 5 Kälber schlachten. Da ich die Uhr zog und ehe ich noch mit Blei ins Notizbuch etwas notierte, wurden die Metzger sofort aufmerksam, warfen sich Blicke zu. Bei allen 5 Kälbern unterblieb das Schneiden des Nasenloches.

Die Dauer der Zuckungen betrug nach meiner Erinnerung — ich habe das Notizbuch nicht zur Hand — 2½ bis 3 Minuten. Infolgedessen scheinen mir die am 20. September gehabten Zeitempfindungen Überschätzungen der wirklichen Zeitspannen. Ich kontrollierte damals nicht mit der Uhr.

### 18. Januar 1916, vormittags 9—10½, 11¼—11½.

Mit Dr. med. B. 1. Große Schweine. Ein Lehrling wiegt, als wir in die Tötebucht eintreten, voller Vergnügen mit strahlendem Gesicht den Hammer in den Händen, in Erwartung der beiden, ebenfalls gerade zugetriebenen Sauen. Dann nimmt ihm wortlos ein Geselle den Hammer aus der Hand. Beide Sauen werden gleichzeitig geschlagen (abwechselnd, vom selben Gesellen). Bei der einen habe ich es mit der Uhr verfolgt. 7 Minuten, bis es fiel, 12 Schläge. Es versuchte während der ganzen Zeit zu entfliehen, flüchtete in die Ecken. Zuletzt konnte es nur noch hinkend flüchten. Endlich fiel es. Hals aufgeschnitten, ein anderer Metzger kniet auf dem Tier, der erste, der geschnitten hat, hält die Schüssel. Wie lange das Ausbluten, Zappeln gedauert hat, habe ich nicht mit der Uhr verfolgt.

Wir gingen dann in die Halle zu ebener Erde, wo die weitere Zurichtung der Tiere geschieht. Schon vorher war uns aufgefallen, daß laute Schreie von drunten kamen. Ich sah nun, daß einzelne Tiere wieder Bewegungen machten, nachdem sie aus dem Kessel mit heißem Wasser gezogen worden waren. Ein Schwein lag unten, neben einem solchen Kessel, unfähig, sich noch zu erheben. Wir waren ¾ Stunden in der Halle unten, während der ganzen Zeit wurde es nicht weitergeschlachtet. Es bewegte den Kopf. Metzger gingen vorbei, schoben es mit den Füßen aus dem Wege, es machte Abwehrbewegungen und schrie. Ein Lehrling machte sich das Vergnügen, es wiederholt zu treten, es schrie allemal laut.

Schmutzige Geschirre, Metzgerschürzen mit Schmutzfarbe (nach Dr. B. anderswo weiß), einer schnitt ein Schwein auf ohne Schurz, mit einem schwarzwollenen Wams.

2. Kuhschächten. Todesangst[1]), weicher Kot, sehr rasch geworfen, sofort nachgeschnitten, als das Blut langsam floß. Es waren viele Zuschauer da — wie übrigens auch am 20. September — und ich rief außerdem meinen Begleiter laut an mich heran: „Herr Doktor!"

Schon am Eingang in den Schlachthof war mir aufgefallen, daß uns die Eintrittskarten[2]) abverlangt wurden (das war bei mir allein nicht geschehen). Ebenso wirkten wir offenbar auch schon in der Schweinehalle als „Abordnung".

---

[1]) Die Frau, die die Winde zu bedienen hat, suchte durch Kraueln an der Stirne und Zuflüstern das Tier zu beruhigen. Aber dann kam sofort das Hochziehen und damit die erneute Angst. — [2]) Erhältlich in der Restauration des Schlachthofes, Zenettistr. 3, am Büfett, um 20 Pf.



Digitized by Google

Warum werden die Schweine nicht unbeweglich gemacht (etwa durch ein Fallloch), so daß man den Kopf schneller und gut trifft?

Warum werden sie nicht nach dem Schlagen noch geschossen?

Warum wird nicht allgemein ein Tier, das zwar gefallen, aber nicht genügend betäubt ist, noch weiter geschossen oder geschlagen? Insbesonders dann, wenn sich nach dem Halsaufschneiden herausstellt, daß es schlecht betäubt ist.

Vermehrung der Schießer. Verbilligung des Schießens und möglichste Verallgemeinerung auf Kosten der Tierschutzorganisationen.

Fernhaltung zu junger Lehrlinge vom Schächten (Kerschensteiner!).

Viel zu wenig Aufsicht. — Ein Assistent— dem Ansehen nach — schritt am 20. September durch die Schächtehalle, an der Kuh vorbei, die besonders lang und roh gemartert wurde, gemessenen Schrittes, ohne anzuhalten.

Bessere Vorschriften, bessere Einrichtungen, strengere Aufsicht, Anspannung des Eigeninteresses. Wäre folgender Weg nicht gangbar?: Ein größerer Kreis von Menschen (Konsumverein?) verpflichtet sich, ausschließlich bei solchen Metzgern einzukaufen, die menschlicher schlachten als jetzt im allgemeinen geschieht und die sich einer Nachprüfung ihrer Schlachtweise durch besonders bestellte (ehrenamtliche?) Aufseher unterziehen (unter Umständen ist es durchführbar, auch die städtischen Aufsichtsorgane um Übernahme dieser speziellen Kontrolle zu ersuchen). Je mehr Metzger die Kundschaft dieses tierschützerischen Kreises suchen, desto höher könnten allmählich die Anforderungen gespannt werden.

## Jentsch.

Wenn irgend ein politischer Schriftsteller, verdient es Carl Jentsch, jetzt gelesen zu werden. Wer sein neuestes Buch „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes" (Berlin, Emil Felber) durchliest, kann nicht begreifen, daß der Mann, der so spannend und klar schreibt, dreiundachtzig Jahre alt ist. Er stand von je und steht auch heute außerhalb aller politischen oder wirtschaftlichen Parteien. Er ist ein Realpolitiker im Sinne Justus Mösers. Keine von den in letzter Zeit erschienenen Schriften führt so mühelos in all die Probleme ein, die der Krieg und der Friede neu aufstellt. Das Buch ist in zehn Abschnitte geteilt, in denen Volksvermehrung und Landwirtschaft, Industriestaat, Ansiedlerkolonien, die russische Gefahr und die nächsten Notwendigkeiten deutscher Politik behandelt werden. Auch wer nicht durchweg mit dem Verfasser einer Meinung ist, wird ihn gerade deswegen mit besonderer Aufmerksamkeit lesen; die meisten Kapitel waren schon vor dem Krieg geschrieben, der manches berichtigt oder wenigstens in ein ganz neues Licht geschoben hat. Wer bei der Gelegenheit eine vor mehr als 20 Jahren erschienene kleine Broschüre von Jentsch mitnimmt, nämlich „Neue Ziele, neue Wege", die auch heute noch absolut richtig ist, wird überrascht innehalten, wenn er S. 91 auf „ein geschlossenes Wirtschafts- und Handelsgebiet" stößt, „das unmöglich ist, wenn man unter Deutschland das heutige Reich versteht ... Mitteleuropa, das wäre ein Gebiet, das sich einigermaßen selbst genügen könnte, vorausgesetzt, daß keine Übervölkerung einträte". Der Mann, der 1894 schon die Entwicklung von 1916 voraus verkündet, ist ein Politiker, und jede Zeile von ihm ist lesenswert.

Digitized by Google

# Unsere höheren Schulen.

## Von Josef Hofmiller.

Bei Teubner ist ein Buch über „Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege" erschienen. Sein Herausgeber ist der geheime Oberregierungsrat Norrenberg, vortragender Rat im preußischen Kultusministerium. Seine Mitarbeiter sind über zwanzig verschiedene hohe Schulbeamte und Universitätsprofessoren, zum Teil erste Sachverständige ihres Fachs. Die Aufsätze behandeln einleitend allgemeine Fragen, dann die einzelnen Fächer jedes für sich, zum Schluß Zeitfragen, wie die der Internate, der Jugendbewegung, der Berechtigungen. Das Buch regt fast auf jeder Seite an, zum eigenen Weiterspinnen der behandelten Fragen, manchmal auch zu Widerspruch, und wird längere Zeit eine Art Mittelpunkt der Erörterungen über unsere höheren Schulen nach dem Kriege sein.

Durch das ganze Werk geht der Grundgedanke: unsere drei höheren Schulgattungen — Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — haben sich, soweit man darüber etwas sagen kann, auch im Kriege bewährt. Dieser Grundgedanke gilt sicher in Bezug auf ein Gebiet, das man vor dem Kriege recht schwarz in schwarz gemalt hat. Die durch die Schule verursachte Militär-Untauglichkeit und -Untüchtigkeit war ein beliebtes Argument, das künftighin nicht mehr ziehen wird, seit die glorreiche Entvölkerung der Oberklassen gezeigt hat, daß Tauglichkeit im Ernstfalle etwas sehr anderes ist als Tauglichkeit im Frieden. Wie sich die jungen Leute an der Front bewähren, wissen wir zum Teil, ebenso, wie sie sich als Offiziersnachwuchs machen, wenn auch darüber erst hernach abschließend zu reden ist.

Der Betrieb der Schulen geht weiter mit vollkommener Ruhe und Gleichmäßigkeit, obwohl zum Teil unter schwierigen Umständen: Zusammenlegung mehrerer Anstalten in ein Gebäude wegen militärischer Einlagerung, Fehlen eines großen Teils der Lehrer, sogar der Anstaltsvorstände. Eine Menge Dinge, die vorher als unmöglich galten, gehen, weil sie gehen müssen. Die ungeteilte Schulzeit im Verein mit der Kurzstunde hat sich auch an Anstalten durchgesetzt, die vorher nichts davon wissen wollten, und manchen Gegner bekehrt.

Aber der Zweck des Buches ist, zu zeigen, im Ganzen und im Einzelnen, daß die Schulen doch in vielen Dingen nach dem Krieg anders sein werden und anders sein müssen, und diese Seite der Frage ist so wichtig, daß sie eingehende Überlegung verdient. Eigentlich ließe sich soviel darüber sagen, daß aus der Besprechung wieder ein Buch würde. Der Raum dieser Monatsschrift und die Zeit reicht nur hin, einige der allerwichtigsten Fragen herauszunehmen, in den Vordergrund zu stellen und zu beleuchten.

Die Schulen werden anders werden, in vielen Dingen sehr anders, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir hernach überall, besonders aber in den Schulen, nicht weniger Militarismus bekommen werden, sondern mehr. Die militärische Jugenderziehung wird fühlbar in die ganze Organisation des Schulwesens eingreifen, und die Wirkungen davon sind heute noch gar nicht abzusehen. Wir spüren jeden Tag, daß zu den zwei Mächten, denen die Jugend bisher



Digitized by Google

gehörte, eine dritte getreten ist mit sehr bestimmten Ansprüchen: das Militär, in der Form von Wehrkraftverein und Jungsturmregiment. Wie das nach dem Krieg werden soll, läßt sich nur vermuten. Den Sonntagvormittag werden die Kirchen beider Bekenntnisse mit sicherem Erfolg als ihnen gehörig verteidigen, den Nachmittag, vielleicht mit nicht ebenso sicherem Erfolge das Elternhaus. Bleiben die Mittwoch- und Samstagnachmittage; auf sie werden Militär und Turnspiel die Hand legen. Für Aufgaben bleiben daher nur noch die Wochennachmittage. Regelmäßige häusliche Selbsttätigkeit des Schülers ist nun aus Gründen des Lernens und der Erziehung gleich unentbehrlich. Die Schule kann nicht darauf verzichten, solange sie sich nicht selbst aufgeben will. Bisher mußten die Schüler zuhause, besonders an Anstalten mit geteilter Schulzeit, entschieden zuviel bei künstlichem Licht, am Abend und in die Nacht hinein arbeiten. Der Krieg schärft auch den Schulen ein, daß die Augen der Heranwachsenden nicht ihnen, sondern dem Vaterlande gehören. Eine Mehrbelastung der Wochentage mit Hausarbeit ist also unmöglich. Eine Erhöhung der Lehrstundenziffern zur Entlastung des Hauses aber ist ebenfalls unmöglich; denn die Zahl der Wochenstunden ist in allen Klassen an der Grenze, in den mittleren und oberen Klassen der Realanstalten sogar über der Grenze. Damit sind verschiedene Folgerungen unabweisbar: Es können nicht mehr soviele deutsche Aufsätze gefordert werden. Es kann in jedem einzelnen Fach nicht mehr soviel aufgegeben werden. Es kann insbesondre nicht mehr soviel Vorbereitung auf die Lektüre der Klassiker verlangt werden. Diese Tatsachen wirken wieder auf den Betrieb der Fächer ein, auf Lehrmittel, Lehrpläne und Lehrziele. Wer versucht, sie zu Ende zu denken, kommt zur Perspektive eines wesentlich veränderten Unterrichts im Deutschen, in den fremden Sprachen, wohl auch in den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächern. Davon soll noch die Rede sein.

Der weitaus wichtigste Aufsatz des Werks ist der, der an vorletzter Stelle steht: über die Berechtigungsfragen. Der Verfasser spricht darin vom gegenwärtigen unwirtschaftlichen Wettlaufen nach Berechtigungen; von der Verschiebung der Standesgruppen zu ungunsten der höheren und leitenden, zu gunsten der mittleren Stellen; vom fortwährenden Hinaufschrauben der Anforderungen ohne entsprechendes Bedürfnis; vom Kampf um die Staatskrippe; vom gelehrten Proletariat; von Mittelschul- und Fachschulbildung usw. Darüber müssen wir uns klar sein: Wenn es nicht gelingt, das heißt, wenn der Staat nicht entschlossen ist, die bisher ausschließlich den höheren Schulen vorbehaltene Einjährigenberechtigung beträchtlich auszudehnen, sie vor allem auch den Mittelschulen (im preußischen Sinne) und den dafür geeigneten Fachschulen zu verleihen, ist alles Reden über eine Reform der höheren Schulen ein belangloses Fachsimpeln. Der Massenbesuch hat den Schulen außerordentlich geschadet. Er hat Mittelmäßigkeitsschulen daraus gemacht. Er ist schuld an dem notorisch schlechten Schülermaterial. Er zwingt dazu, den Unterricht auf die unbegabten Schüler zuzuschneiden. Es ist grauenhaft, wieviele ungeeignete Schüler in den unteren Klassen mitgeschleppt werden müssen, wie der ganze Unterricht dadurch gehemmt wird, wie gerade die guten Schüler darunter leiden. Die Statistik über die Zahl der Schüler, die vorzeitig

Digitized by Google

ausscheiden, ist erschreckend. Die Schülerzahlen der untersten Klassen in Großstädten sind oft geradezu ein Skandal. Am meisten darunter leiden die Gymnasien. „Wir haben in Folge des Berechtigungswesens gar keine Gymnasien mehr" schreibt Lagarde vor einem halben Jahrhundert. „Neun Zehntel ihrer Schüler haben die Lehrer der Klassen von Sexta bis Sekunda als Ballast an den Schuhen, und die Lehrer der Prima haben lauter durch ihre bisherigen Mitschüler gehemmte Jünglinge vor sich, und dann traut man sich noch von ihnen Leistungen zu verlangen?" Um dieser Einjährigenabspiranten willen „verwüstet man das ganze Schulwesen unseres Landes, stellt man die Zukunft unseres Volkes, der Wissenschaft und der Gesittung auf das Spiel?" In der kleinen, aber heute noch überaus lesenswerten Schrift „Die Zukunft des deutschen Gymnasiums" (1890) schrieb Treitschke: „Das Ärgste ist, die große Mehrzahl der Schüler der unteren Klassen besteht gar nicht aus Gymnasiasten, die sich auf das akademische Studium vorbereiten, sondern aus jungen Menschen, die nur ihre Zeit bis zur Sekunda absitzen wollen, um dann die Berechtigung zum Subalterndienst und vornehmlich zum Freiwilligenjahr zu erlangen. Durch das Eindringen so vieler fremdartigen, oft ganz rohen und trägen Elemente hat sich der Charakter der Gymnasien nach und nach verändert; sie sind in ihren unteren Klassen nicht mehr Gelehrtenschulen, sondern Mittelschulen. Es liegt auf der Hand, wie schwer diese Überzahl banausischer Gäste auf die Stimmung der Lehrer und den ganzen Bildungsstand der Klasse drücken muß". Die Gleichberechtigung der drei Schulgattungen hat das Gymnasium fühlbar entlastet, aber diese Entlastung ging durchaus nicht Hand in Hand mit einer Verbesserung der Schülerqualität. Die Maßstäbe sind eben milder geworden. An Realschulen sind die Verhältnisse durchaus nicht etwa gesünder, sondern noch viel ungesünder; hier müssen in den unteren vier Klassen die zahlreichen Schüler mitgeschleppt werden, die nicht in die Fortbildungsschule wollen. Daher der monströse Andrang, das zum Teil schauderhafte Schülermaterial, übermässige Belastung und vorzeitiger Kraftverbrauch der Lehrer, daher vor allem auch für Staat, Kreise und Städte finanzielle Lasten, die in gar keinem Verhältniß zum Erfolg stehen. Diese riesige Zahl unserer höheren Bildungsanstalten, die Neugründungen von Universitäten, die fortwährende Vermehrung der neunklassigen Anstalten in Großstädten, das alles sind nicht Zeichen eines stärkeren Bedürfnisses nach Bildung, sondern Mißbrauch der Bildungsgelegenheiten, Heuchelei des Bildungstriebs, ein Beweis nicht von Kultur, sondern von Barbarei. Wenn nicht mit eisernem Besen in unser ganzes durch und durch krankes Berechtigungswesen gefahren wird, sind unsere höheren Schulen dem Untergang geweiht: sie ersticken in ihrer schmierigen Frequenz. Einzig und allein das Reich kann sie retten, und nur durch radikale Ausdehnung der Einjährigenberechtigung.

Nicht minder notwendig ist es, die Zahl der Schul- und Studienjahre wieder zu vermindern. Zunächst fragt man sich ernstlich, warum der deutsche Gymnasiast neun, der österreichische hingegen nur acht Jahre braucht, bis er an die Hochschule übertreten darf. Man mache sich einmal folgende Rechnung: Anzahl aller neunklassigen Schulen in Deutschland multipliziert mit mindestens zwei

Digitized by Google

(Parallelklassen), multipliziert mit — sagen wir — vierzig (Durchschnittsschülerzahl einer Sexta, eher zu niedrig), multipliziert mit 500 Mark (äußerst niedriger Ansatz der Jahreskosten), plus die entsprechende Summe für die Professoren ꝛc.! Was kostet das deutsche Reich jährlich diese seinerzeit angeflickte neunte Klasse? Wir werden nach dem Krieg bedeutend mehr Steuern bekommen, der Staat wird sich vor Ausgaben gestellt sehen, daß den Finanzministern und Landtagen die Augen tropfen. Entweder sind die deutschen Lehrziele und Anforderungen höher als die österreichischen: dann wäre es unbegreiflich, daß die Universitäten sich gegenseitig als gleich anerkennen und behandeln. Oder sie sind nicht höher: dann wären die deutschen Gymnasiasten dümmer, weil sie ein volles Jahr länger brauchen. Oder die Gymnasiasten sind nicht dümmer: dann ist es eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, diese neunte Klasse zu beseitigen.

Wir haben vorhin nur 500 Mark Jahreskosten für einen Studenten angesetzt. Der Betrag ist natürlich zu niedrig, weil man das Durchschnittsplus nicht des untersten Jahres, sondern der gesamten Studienzeit annehmen muß, das mindestens auf das Doppelte kommt. Nehmen wir an: jedes Jahr, das ein junger Mann länger studiert, bedeutet für seine Familie 1000 Mark Mehrkosten. Für ihn aber bedeutet es, da er um ein Jahr später Geld verdient, — nehmen wir an: 2000 Mark Verdienstentgang. Damit ist die Möglichkeit, zu heiraten, für ihn um ein Jahr hinausgeschoben; das bedeutet für den Staat jährlich so und soviele tausend Kinder minus, dafür so und soviele Millionen Mark plus, als der gesamte wissenschaftliche, technische usw. Ausbildungsapparat kostet, den er für den betreffenden Beruf um ein Jahr länger zur Verfügung stellen muß. Der Staat verliert also nicht nur quantitativ an menschlichem, besonders militärischem Nachwuchs, und direkt finanziell, sondern, da er den betreffenden Beamten um ein Jahr älter, weniger frisch, weniger arbeitsfroh und arbeitsfähig erhält und bis zu seinem Ausscheiden behält, auch an Qualität, und damit wieder finanziell. Die Überfüllung der höheren Schulen ist Schuld an den trostlosen Aussichten in allen Berufen, an der entsetzlich langen Wartezeit bis zur ersten Anstellung, an der Ehescheu der Junggesellen. Denn nur wer Frau und Kind früh versorgen kann, mag früh heiraten. Aber wer die schönsten Jahre des Lebens als Staatsdienstanwärter unbezahlt und oft unbeschäftigt zubringen muß, oder kümmerlich bezahlt, dafür mit Arbeit überhäuft, dem vergeht der Gedanke ans Heiraten. Die Wirkung ist ein auf die Dauer für ein konservatives Staatswesen nicht ungefährliches, gelehrtes und halbgelehrtes, verbittertes Proletariat, das den Namen nur deshalb nicht ganz verdient, weil es dem Staate nicht einmal eine proles liefert.

Nun sind in ganz Deutschland die akademischen Studienzeiten immer wieder gestreckt worden. Immer wieder kam ein weiteres Jahr Hochschulstudium dazu, immer wieder erhoben bestimmte Berufe ihre Analogie- und Agitationsforderungen: das heißt Forderungen, die nicht die geringste sachliche Berechtigung haben, sondern lediglich im Hinblick, oder besser gesagt, Hinschielen auf andere, vermeintlich vornehmere, oder besser bezahlte Berufe erhoben werden. So z. B. ist es den Tierärzten glücklich gelungen, das Studium vom Abiturientenzeugnis abhängig zu machen, die nächsten werden die Zahnärzte und die Apotheker sein.

Digitized by Google

Zu unserer Zeit konnte man noch nach 8 Semestern Universität das Anstellungsexamen machen, inzwischen ist auch das philologische Studium wesentlich verlängert worden. Wer wagt zu behaupten, die jetzige Philologengeneration sei wegen ihrer längeren Studienzeit und wegen des Seminarjahres tüchtiger, als die, von der wir erzogen wurden?

Wie sehr der Gedanke in der Luft liegt, zeigt eine Broschüre, die mir erst, nachdem das Vorstehende geschrieben war, zu Gesicht kam: „Kann das Studium der Akademiker abgekürzt werden? Eine Zeitfrage von Dr. Ed. Hallier, Rechtsanwalt in Hamburg". (Hamburg, Boysen). Ich zitiere ein paar Sätze: „Treiben wir nicht unnützen Mißbrauch mit der heranwachsenden geistigen Kraft unserer Jugend? . . . Hat nicht jeder Student gelegentlich empfunden, wie lähmend es auf die Arbeitskraft des Studenten am Anfang seines Studiums wirkt, daß er einen so außerordentlichen Zeitraum vor sich hat und daß er glaubt, wenn er nur mit seiner Arbeit am Schluß seiner Studienzeit einsetzt, das zu erarbeitende Pensum leicht bewältigen zu können? Am auffallendsten finden wir diese Erscheinung in der Jurisprudenz, bei welcher Wissenschaft man darüber gar nicht im Zweifel sein kann, daß die große Mehrzahl der Studierenden erst am Schlusse der Universitätsjahre zum ordentlichen Studium, und zwar fast in der Regel mit Hilfe von Einpaukern kommt". Der Verfasser gibt mehr allgemeine Gesichtspunkte. Eine Sache, die er nebenbei erwähnt, und die sehr der Überlegung wert wäre, ist die übermäßige Länge der Hochschulferien. Was er über die Wünschbarkeit der Hochschulbildung für Kaufleute sagt, halte ich für anfechtbar. Wir haben für alle Berufe Vorbildungsforderungen, die in gar keinem Verhältnis zur betreffenden Tätigkeit und ihrer Entlohnung stehen. Der simpelste Schreiber braucht das Einjährigenzeugnis, Zahn- und Tierärzte die Matura — als ob einer nicht ohne Matura ein gerade so gebildeter Mensch sein könnte! Hier muß die Reform einsetzen: rücksichtslose Beschneidung der zu langen Studienzeiten, mögen die Agitatoren der in Frage kommenden Berufe noch so schreien, ist die erste Forderung. Die andere ist eine ebenso rücksichtslose Erweiterung der Einjährigenberechtigung, bei der man abermals auf heftiges Geschrei der bisherigen Einjährigenfabriken gefaßt sein muß. Gelänge es gar, mit einem Federstrich auf dem Verordnungswege, ohne langes Konferieren und Debattieren, das neunte Jahr wieder abzuschaffen, so wäre die Aussicht wieder etwas freier. Eltern und Schüler sähen sich eher hinaus, Millionen würden jährlich erspart, die jungen Männer kämen eher zum Heiraten, es käme wieder Vernunft in die Berufsvorbereitung. So, wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben.

Wir wollen an einem Beispiel zeigen, wie sich Lehrpläne ändern, warum sie sich ändern, in welcher Richtung und mit welchem Ergebnis. Vorausgeschickt sei, daß hier nur von bayerischen Lehrplänen die Rede ist, da ich nur sie praktisch an Gymnasien und Realschulen habe erproben sehen. Ein Gedanke ist mir während der letzten zehn Jahre immer wieder gekommen: Ist es nicht auffallend, daß der giftige Gymnasialhaß mit all der Anklageliteratur in Form von Schuldramen, Schulromanen, Schulbroschüren fast durchwegs ausschließlich norddeutsch ist? Bei uns ist er unbekannt. Ein gesunder, gescheiter

Digitized by Google

Schüler stemmt sich auch im Süden manchmal gegen die Schule, er möchte die Fesseln zerbrechen, wie das junge Huhn sein Ei, das ist überall so und wird auf der ganzen Welt so sein. Aber von Schulhaß habe ich noch nie eine Spur bemerkt, und eine süddeutsche Literatur in diesem Sinne gibt es nicht, wenn man nicht zwei Werke um jeden Preis dazu rechnen will, beide künstlerisch sehr fein, beide durchaus keine Thesenromane: Hesses Unterm Rad, das Schicksal des für die Schule nicht Begabten, der in sie gezwungen wird, und Emil Straußens Freund Hein, das des musikalisch sehr Begabten, der an der Mathematik scheitert. Die bayerischen höheren Schulen haben zwei wertvolle Reservatrechte: niedriges Schulgeld und niedrige Stundenziffern. Die Schule hat bei uns den Schüler bisher nie so in Anspruch genommen wie im Norden. Ich erinnere mich noch des allgemeinen Kopfschüttelns, als die neuen preußischen Lehrpläne mit ihren monströsen Ziffern zuerst in unserem Lesezimmer von Hand zu Hand gingen. Wenn dann Schüler von norddeutschen Anstalten bei uns zur Aufnahmeprüfung kamen, fanden wir immer, daß oben anscheinend auch mit Wasser gekocht werde; denn trotz ihrer höheren Stundenziffern konnten die Leute entschieden nicht mehr als die unseren. Inzwischen ist immer wieder versucht worden, in die zwei Reservatrecht Bresche zu hauen; beim Schulgeld ohne, beim Stundenmaß leider mit Erfolg. Preußen ging mit der Tendenz voran, die drei Schulgattungen — Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule — in bezug auf Fächerverteilung und Stundenmaß einander möglichst anzuähneln: eine ganz unglückliche Gleichmacherei, die den Charakter jeder der drei Gattungen nur verwässert und verwischt, so daß das Gymnasium ein Realgymnasium mit Griechisch, das Realgymnasium ein Gymnasium mit Englisch, die Oberrealschule ein Realgymnasium ohne Latein ist, wie überhaupt es eigentlich das Realgymnasium ist, das auf der ganzen Linie gesiegt hat: die humanistischen Gymnasien sowohl wie die Oberrealschulen haben sich ihm angepaßt. Man braucht nur einen alten Gymnasial- oder Industrieschul-Lehrplan ansehen, um zu entdecken, daß an Stelle von zwei charaktervoll ausgeprägten Schultypen zwei charakterlose Kompromisse getreten sind.

Die folgende Tabelle, die ich mir aus Katalogen zusammengestellt habe, gibt die Ziffern der fünf wichtigsten Fächer nach dem Lehrplan von 1881, wo ich das Gymnasium als kleiner Junge betrat, nach dem von 1907, wo ich als Professor zum erstenmal wieder voll Spannung in gymnasiale Räume kam (inzwischen hatte ich 18 Jahre lang an Realanstalten unterrichtet), und nach dem neuesten, der vor zwei Jahren in Kraft trat.

| | I | II | III | IV | V | VI | VII | VIII | IX | Summa |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Deutsch: 1881 | 6 | 3 | 3 | 2 | 2 | 2 | 2 | 3 | 3 | 26 |
| 1907 | 5 | 4 | 3 | 2 | 2 | 2 | 2 | 3 | 4 | 27 |
| 1916 | 5 | 5 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 31 |
| Latein: 1881 | 7 | 10 | 10 | 8 | 8 | 8 | 8 | 7 | 7 | 73 |
| 1907 | 8 | 8 | 8 | 8 | 8 | 7 | 7 | 6 | 6 | 66 |
| 1916 | 8 | 8 | 8 | 7 | 7 | 7 | 6 | 6 | 6 | 63 |

Digitized by Google

| | I | II | III | IV | V | VI | VII | VIII | IX | Summa |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Griechisch: 1881 | — | — | — | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 36 |
| 1907 | — | — | — | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 36 |
| 1916 | — | — | — | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 36 |
| Französisch: 1881 | — | — | — | — | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 8 |
| 1907 | — | — | — | — | — | 3 | 3 | 2 | 2 | 10 |
| 1916 | — | — | — | — | — | 4 | 3 | 3 | 3 | 13 |
| Mathematik: 1881 | 3 | 3 | 3 | 2 | 4 | 4 | 4 | 4 | 4 | 31 |
| 1907 | 3 | 3 | 3 | 2+G | 4 | 4 | 5 | 5 | 4 | 33 |
| 1916 | 4 | 4 | 5+G | 3+G | 3 | 3 | 5 | 5 | 5 | 37 |

G = Geometrie.

Ich muß offen sagen, ich bin recht froh, daß ich noch nach dem Plan von 1881 absolviert habe; nach dem von 1916 hätte ich es schwerlich fertig gebracht, da ich ernstlich zweifle, ob ich nicht an Mathematik nach dem jetzigen Plan gescheitert wäre. Das Eindringen der Mathematik in den Unterbau scheint mir der bedenklichste Fehler der neuen Schulordnung, der je rascher je besser beseitigt wäre. Zu meiner Zeit begann Algebra und Geometrie in der 5. Klasse, jetzt sollen schon die Jungen der 3. Klasse in Geometrie eingeführt werden, zu einer Zeit, wo ihnen die lateinische Syntax am meisten zu schaffen macht. Die Stunden sind freilich erhöht worden. Ich weiß nicht, wie es in der Mathematik ist, aber noch in jedem anderen Fache habe ich folgende Erfahrung gemacht: zuerst klagen die Lehrer, daß für den Stoff zu wenig Stunden vorhanden seien, man solle doch die Stunden erhöhen. Die Stunden werden auch erhöht, gleichzeitig aber geschwind wieder neue, höhere Forderungen eingeschmuggelt, so daß die Überbürdung, bei Licht besehen, größer geworden ist. Als Fachmann getraue ich mir das am Französischen nachzuweisen. Die Stundenziffern von 1881 genügten vollständig, aber die Neuphilologen schrien so lange, bis die jetzigen herauskamen: für ein Hauptfach immer noch zu wenig, für ein Nebenfach — und das ist das Französische nun einmal am Gymnasium — längst zu viel. Es ist mir eine besondere Genugtuung, daß ich auch in diesem Punkt mit Professor Collischonn zusammentreffe, der — übrigens ebenfalls selbst Neuphilologe — in der Anmaßung der lebenden Fremdsprachen, am Gymnasium eine immer größere Rolle spielen zu wollen, eine Grundgefahr des Gymnasiums, und in den ihnen gemachten Konzessionen einen Grundfehler unserer neuen Schulordnungen erblickt. (Auf seine Broschüren „Hands off“ bei Teubner und „Griechisch und Deutsch“ bei der Frankfurter Zeitung weise ich nachdrücklich hin; ich kenne keine, deren Standpunkt so hoch wäre.)

Man sehe sich die klugen, weisen Ziffern von 1881 an: Deutsch in Sexta gleich sechsstündig, damit die mit ungleichartiger Vorbildung von der Volksschule kommenden Schüler einmal stramm deutsche Formenlehre neben der lateinischen üben, im nächsten nur noch dreistündig, denn der Grundstock ist gelegt, und lesen kann man auf dieser Stufe noch nicht viel. Dafür, was psychologisch

Digitized by Google

ausgezeichnet war: Latein zehnstündig! Denn in diesem Jahre müssen die unregelmäßigen Verba so fest gedrillt, jawohl gedrillt werden, daß sie bis zum Absolutorium nicht mehr wackeln. Und wieder zehnstündig Latein in Quarta: hier werden die Satzarten durchgenommen. Damit hatte der Schüler eigentlich Latein gelernt; alles Kommende war nur noch Anwendung. Nun konnte er seine ganze Kraft aufs Griechische werfen, wo in den beiden Tertien ebenfalls die Formenlehre wirklich bewältigt wurde. Ausgezeichnet war das Rechnen behandelt: in der 4. Klasse nur noch zwei Stunden, um nicht ganz aus der Übung zu kommen, in der fünften erst setzt Mathematik ein: wir kamen uns wie junge Könige vor, als zum erstenmal die Tore der Geometrie vor uns aufgetan wurden, und Platons berühmter Spruch darüber stand. Diese Schulordnung war wirklich vortrefflich, sie wußte genau, wie erstaunlich viel ein Bubengedächtnis aufnimmt, wenn es im richtigen Zeitpunkt zugemutet wird, und wie erstaunlich sicher es alles behält, wenn es in richtiger Zeitdauer gedrillt wird. In den ersten drei Jahren lernte man Latein, in den folgenden zwei lernte man Griechisch, und im Oberbau, im eigentlichen Gymnasium, wo das mechanische Gedächtnis nachläßt, las man Autoren, und ließ das Gelernte zur Bildung reifen. Wir haben eigentlich die ganzen oberen vier Jahre in Latein und Griechisch grammatikalisch nichts mehr lernen brauchen; unser Schulsack von der Lateinschule her genügte. Darum haben wir uns auch nie überbürdet gefühlt, im Gegenteil, wir überbürdeten unsere Professoren, indem wir ihnen aus purer Begeisterung Aufsätze von 30 bis 50 Seiten lieferten. Vor allem hatten wir Zeit für Nebenfächer und Liebhabereien, was für die Selbsterziehung von größter Wichtigkeit ist.

Die Ordnung von 1907 hat schon die Tendenz, zu nivellieren. Sie gibt dem Deutschen in Sexta um eine Stunde weniger, „dafür" in Quinta eine mehr. Als ob eine deutsche Drillstunde in Sexta nicht viel mehr wert wäre als ein Jahr später! Anstatt der ausgezeichneten Folge 7+10+10 in Latein gibt sie das auf dem Papier schöner aussehende 8+8+8. Die alte Schulordnung hatte noch kalkuliert: das Büblein kann noch nicht viel deutsche Grammatik, also treiben wir das erste Jahr fest Deutsch, es kommt dann im nächsten dem Latein zugute; lieber den Stoff in Latein etwas einschränken. Die neue „verteilt". Die alte hatte gedacht: jetzt, in der zweiten und dritten Klasse, einmal nur Latein! Alles andere muß zurücktreten. Die neue gleicht ab, macht „harmonischer", und reduziert Latein alles in allem schon um sieben Stunden, von denen drei auf die Elementarstufe treffen. Daneben schleicht die Geometrie in die 4. Klasse und drückt so aufs Griechische, das ebenfalls neu ist.

Die Ordnung von 1916 gibt dem Deutschen in II noch eine Stunde mehr, verkürzt das Latein um weitere drei Stunden, verstärkt „dafür" Französisch um fünf und Mathematik um sechs gegenüber 1881, und geht so auf der schiefen Bahn, aus dem humanistischen Gymnasium ein Realgymnasium zu machen, einen sehr großen Schritt weiter. Geometrie taucht gar schon in III auf, Arithmetik wird in den zwei untersten Klassen um je eine Wochenstunde mehr getrieben, bedeutet also 80 Stunden mehr, da das Schuljahr 40 Wochen hat.

Digitized by Google

Denn so sind die Ziffern der Summe rechts zu verstehen: der jetzige Gymnasiast hat gegenüber dem von 1881 um 400 Stunden Latein *weniger*; „dafür" um 200 Stunden Französisch und um 300 Stunden Mathematik *mehr*. Nicht wahr, wenn man die Ziffern so liest, sieht man, wie sich der Schwerpunkt des Gymnasiums verschoben hat! 400 humanistische Stunden weniger, 500 moderne Stunden mehr, zusammen 900 Stunden Einbuße. Um nun nicht mißverstanden zu werden: ich habe nichts gegen die Realgymnasien, habe im Gegenteil immer verfochten, daß wir in Bayern noch einige *mehr* brauchen. Aber die fortwährende Modernisierung des Gymnasiums, das fortwährende Abzwacken da und Anflicken dort, das fortwährende Verrücken des Schwerpunktes, das Aufpfropfen neuer Fächer, das alles hat aus unseren Gymnasien Realgymnasien gemacht. Man hat dem Latein so viel genommen, daß ich im französischen Unterricht auf Schritt und Tritt, wenn ich etymologisch, syntaktisch, sachlich anknüpfen, Brücken schlagen will, spüre, daß eine Menge Bildungsstoff einfach nicht mehr vorhanden ist, den ich vorausgesetzt hätte. Mache man doch Realgymnasien, so viel man will! Aber man stelle dafür in einer bestimmten Anzahl, und sei sie noch so niedrig, das alte, strenge humanistische Gymnasium wieder her: konservativer denn je, exklusiver denn je, humanistischer denn je, wenn man will philologischer denn je! Dann wollen wir einmal sehen, welche Abiturienten in 20 Jahren auf der Hochschule und im Leben besser abschneiden, die des modernisierten, oder die des altmodischen! Wollen sehen, welches auch die besseren Mediziner und Chemiker liefert!

Ich will auch ogleich die Definition des humanistischen Gymnasiums geben, die ich erst in einem späteren Artikel ausführen kann: *Das Gymnasium ist die Bildungsanstalt, welche lehrt, die Quellen unserer Kultur im Original zu lesen.*

---

## Alfred Dove.

Neben der Waitzischen Historikerschule, deren mühelose Fortpflanzung oder Ausbreitung auf die natürlichste Weise ihr jahrzehntelanges Übergewicht begründen mußte, begegnen wir einer kleinen Anzahl von „Männern für sich", wie unter den Humanisten Erasmus einst bezeichnet wurde. Ergründer, Künstler, Lehrer der menschheitsgeschichtlichen Stoffe, die durch die in ihnen erreichte Steigerung geistigen Urteils, überblickender Bildung, pulsierender Temperamente und Unabhängigkeiten zu nicht weiter übertragbaren Abschlüssen von Einzelentwicklung werden. Es gibt keine Schule Jakob Burckhardts, wie es nur im unzutreffenden, mit üblem Unrecht so aufgefaßten Sinn eine Schule H. v. Treitschkes geben könnte. Teils stehen sie isoliert, teils verbindet sie eine Gleichstimmung und auch ein Zusammenhang, dem aber das Engende und Hierarchische fehlt. Das gibt die Konstellation des an Jahren jüngeren A. Dove zu Ranke, zu Droysen, zu Treitschke, zu Gustav Freytag, die dem beschränkt gedrillten Blick als ebensoviel Widerstreit erscheinen müßte. Während von diesen Genannten nun der Verfasser der „Journalisten" die aufgegebene Würde des akademischen Gelehrten nie so recht gänzlich verschmerzt hat, ist Dove, obwohl die längste Zeit

Digitized by Google

dozierender Professor, mit vorbehaltlosem Berufsgefühl in jungen und wieder in späteren Tagen Journalist gewesen. Doch möchte ich mich nicht mißverständlich äußern; Freytag ist bei aller leichten Anmut seiner Erzählung ein fachgerecht eindringlicher Historiker geblieben, und Dove würden Geringschätzigkeiten gegen die Würde des echten Gelehrtenverdienstes sehr fern gelegen haben. Der Anteil, der von seiner außerakademischen Tätigkeit auf München fällt, führt in die Redaktion der Allgemeinen Zeitung. Ihre hundertjährige Geistesbedeutung erhebt sich, als unter ihren Füßen die alten Bedingungen in der Lesewelt der Zeitungen geschwunden sind, in seiner Leitung zu einer nunmehr anachronistischen Höhe.

Der aus der Bonner Professur Ausscheidende brachte dem Cottaschen Blatte ein vollgültigeres Ganzes mit als den schon etwas zur Mode werdenden berühmten Decknamen. Resignationen wohl auch. Die bewimpelten Hoffnungen der sechsundsechziger und siebziger Zeit: wie nun in der erneuerten Nation das Hochnationale, die aus der deutschen Freudigkeit erblühende edlere Bildung, das kernhafte Schönste des Volklichen sich miteinander verfestigen und durchdringen würden, hatte doch aus der — niemals gleichartigen — Trias der Freytag (Grenzboten), Treitschke (Preußische Jahrbücher), Dove („Im neuen Reich") einer nach dem andern aufgegeben. Die Dovesche Betätigung in der von ihm geleiteten Beilage der „Allgemeinen" nahm ihren Schwerpunkt in Vermittlungen des exklusiver Wissenschaftlichen, dazu in einer sich eigentümlich schicksalsvoll zusammendrängenden Anzahl von kurzen, doch wie ganze Bücher wiegenden Nekrologen auf solche, die auf seinen eigneren Gebieten die bewunderten Meister und ihm noch mehr gewesen waren. Ein vom Tagespolitischen abgerückter Zeitbetrachter, trat er doch auf den Plan, wo es galt, den alten nationalen Herzschlag, die freiheitliche Dankbarkeit, die Mannhaftigkeit der Treue zu bekunden. In Bismarcks verlassenster Zeit 1891 erhob er in seiner „Beilage" über den Klassiker der deutschen Politik die Stimme, um ihn in seiner literarischen und geistigen Größe zu zeichnen. Überhaupt die frische Reiterlust der jugendlichen Tage erfreute sich immer noch des Wiederkehrens, ohne dann vor den Traditionen der „Allgemeinen", wenn sie die geheimrätlicheren waren, deswegen abzusatteln. Es lag in diesem Manne zu viel des attischen Salzes aus den Milieuhumoren des Betriebs der deutschen Bildung angesammelt, um nicht, bald nur behaglich, bald mit den merklichen Schärfen der Ernstlichkeit, dareingegeben zu werden. — So hat er in einer graziösen Psychologie (1896) den lexikalischen Brockhaus und Meyer historisierend gegenübergestellt, mit Ausgängen von der Parallele Goethe und Schiller und nicht minder schalkhaft-gehaltvollen Seitenblicken auf die Temperamente Baedeker und Meyer. Eins unter diesen Kabinettsstücken literarischer Laune ist die angebliche, feuilletonistisch mitgeteilte Auffindung des Grabsteins von Schwerdtlein in Padua, dem Gatten der Frau Marthe, berichtet in vollendeter Anpassung an den privatdozentlichen Ton der Goethephilologie. „Bei Goethes objektiv angelegter Natur kann es nicht überraschen, die Summe unabhängiger, oder vollends geradezu willkürlicher Erfindungen verhältnismäßig klein zu finden; bisher hat noch jede ernsthaft eindringende Forschung uns in dieser Wahrnehmung lediglich bestärkt. Eben in diesem Sinne bestätigend wird denn auch die, nur äußerlich unerwartete Entdeckung der Ruhe-

Digitized by Google

stätte Schwerdtleins wirken; beachtenswert erscheint sogar die unorganische Schreibung des Namens mit dt" [in der gotischen Minuskel-Umschrift, Swerdtlin]: „man sieht, selbst diese Kleinigkeit hatte sich der empfänglichen Seele des Dichters unauslöschlich eingeprägt."

Aber der deutsche Blätterwald verzeichnete die „dem Dr. F. Neckisch gelungene überraschende Goethe-Entdeckung" sorgsam in den Spalten „Kunst und Wissenschaft", und der Rest war wohlmeinende Befriedigung. Der Sinn solcher Scherze ist ja nicht, daß sie dann mehr als zu gut gelingen; es bleibt etwas bitter, daß man mit seiner Satire allein ist, zum mindesten an der gewählten Stelle, und das Ahnen aufdämmert, die Zeit würde den längst ihr so nötigen Aristophanes als Mehrer der ernsten, gebildeten Genüsse, vielleicht als genialen neuen Stilverkehrer grüßen . . . . .

Dove sprach von „Journalistik", wenn er den in Redaktion und Zeitaufsätzen niedergelegten Teil seiner Lebenstätigkeit bezeichnen wollte. Nicht Publizistik. Wie Treitschke in die Unsicherheiten der nationalen Meinung, warf er das scharfgeschliffene Wort in die Krisen der Weltanschauung (u. a. über David Strauß), hielt die Hand am Steuer im Schwanken und Treiben der geistigen Bewegung. Der Berliner Professorensohn — des berühmten Meteorologen und Physikers — hatte seine Universitätsstudien gruppiert um Naturwissenschaften und Geschichte. Das war die Kombination der beiden lebendigsten Richtungen des Jahrhunderts; die Erregung der sechziger Jahre machte zum Stärkeren Geschichte. Der zeitliche Hintergrund, der hinter dem nationalen Temperament der vorhin genannten Historiker steht, ist der Niederbruch der preußischen Politik durch die verklügelnde Schwäche Friedrich Wilhelms IV. Es hat die Imperative dieser Frühempfängnis, wenn noch eines der Doveschen Hauptwerke sich der Zeit des kühnsten Fluges des königlichen Preußen, der Führung Friedrichs des Großen, widmet. Universalist in den Bildungsinteressen, in ihnen ein an den Genuß des Epikuräers streifender Weltmann, steht der schlesischer Familie entstammte Preuße auf dem unverrückbaren Grunde seiner gefühlsstarken Deutschheit. Von dem Volksnamen der Deutschen, thiudisk, beginnend oder von Untersuchungen über das „nationale Prinzip in der Weltgeschichte" hat er jeweils aus den verschiedenen Jahrhunderten die am schönsten ermutigenden Blätter der Geschichte unseres Volkstums und seiner leuchtendsten Helden aufgeschlagen. Professor der „neueren Geschichte" und durch die vaterländischen Impulse auf sie naturgemäß vorwiegend gerichtet, kümmert er um die chinesischen Wände sich doch herzlich wenig. „Die Natur spottet der menschlichen Arbeitsteilung, wenn sie die Geister aus dem Mischkrug ihrer Gaben schöpft", erwähnt er wohl nicht ganz harmlos — und darum bescheiden — gelegentlich in fremder Lebensskizze. Den physiologisch gebildeten Historiker beschäftigt das Problem der musikalischen Ästhetik; grenzgeschichtliche Biographien aus Geistes- und Naturwissenschaft führen ihn wiederum von dieser Seite zu Goethe, dessen „beobachtende Naturanschauung" mit diesem Doveschen Worte sehr viel vernünftiger in den unzerteilbaren Olympier eingeordnet wird, als mit so manchem, was darüber teils ablehnende Selbstbespiegelung ex cathedra, teils offenbarungslauschende Anhimmelung sagten.

Digitized by Google

Den Aischylos, den Aristophanes hatte Droysen nachdichtend übersetzt, die glänzende Gestalt des leidenschaftlichen Makedoniers, Alexanders, geschildert, als der Strom seiner mächtigen Arbeitskraft in die preußischen Archive einflutete und in Bezwingung unendlicher Aktenprosa die Geschichte der Politik des Staates gestaltete, an dessen Politik das Schicksal Deutschlands hing. Mit dramatischen großen Entwürfen trug sich der junge Treitschke, schönformige vaterländische Dichtungen, lyrische Verse waren erschienen, als ihn der harschere Zwang der an der Zeit — und an ihm selber — gemessenen Entschlüsse auf die Zinne der Publizistik und gleichzeitig des geschichtlichen Katheders trieb. Bei Dove fügt sich die Entsprechung dahin, daß er bejahrter erst, während einer episodischen Ausruhezeit, den Schritt in die poetische Freiheit hinaustut mit dem Roman Caracosa. Eine typische Bestrebung des 19. Jahrhunderts, die in „Geschichte und Literatur" das Eins sucht, welches höher als die Teile ist — die noch in der Klassizistik und Romantik ihre letzten Wurzeln hat und sich bei Dove u. a. auch in der hochgeschätzten Freundschaft mit Paul Heyse kund tut — fordert hier gleichsam ihre Mekkawallfahrt ein, nach dem Geleisteten der strengen und frühen Jahrzehnte der Arbeit. Und sie tut das um so berechtigter, als dieser geistig tiefgründige Historiker einer der formvollendetsten Stilisten ist; der Kürze zuliebe sei zu sagen erlaubt, mehr goethisch neben dem schillerischen Treitschke. So ward denn auch gern seine wahrheitsliebende und glänzende Diktion gesucht, wenn es für Fakultäten oder andere Körperschaften galt, den Jubeldiplomen geschichtlicher Männer die prägende Wortfassung zu finden.

Die historische „Schule" hat durch ihre hohe objektive Achtung des in die Normen wenig hineinzufügenden, untadligen Historikers nicht am wenigsten auch sich geehrt. Für den diesen Dingen etwas näher Stehenden liegt eine immerhin pikante Tatsache oder auch Analyse darin gegeben, daß zum herausgeberisch waltenden Hohepriester an den Rankeschen gestrengen Heiligtümern gerade Dove gefunden und damit im Methodisch-Harmonischen ein wohllautend freier Zusammenklang gesichert wurde.

Sein Sinn war, alles für die öffentliche Nation zu wollen und nichts von ihr. Das war, wenn es das Zeichen der Sachlichen ist, nicht minder Erkenntnis. In frühen Jahren hatte er von dem volklichen Deutschtum, so wie die Gründung des Reiches es nun in den Sattel zu setzen vermeinte, eine wurzelecht jungkeimende, aus den Quellgründen seines geschichtlichen Wesens neuwachsende Selbsteigenheit erwartet. So vertrauend warf er sich geplanten Schul- und Bakelmeistereien, wenn sie in noch so hochversprechenden Formen gedacht wurden, z. B. einer Akademie der deutschen Sprache, entgegen und blieb der verhütende Sieger. — Es ist das allmählich dringlichste, nichtvorhandene Geschichtswerk, den großen Denkfehler von dem perikleischen Zeitalter, welches die Folge des 1870er Reiches und die Versöhnung mit Preußen sein sollte, erkenntniskräftig mutig darzustellen, aus dem hier nur anzudeutenden Unterscheidungsvermögen für Tempo und Chronologie, für Treibgärtnerei und naturgesundes Werden. Wie nach 1789 der tugendhaft glücklichste Volksstaat im Hui erschaffen werden sollte, durch die begeisterten Abstrakta und die Schreckenstage der großen Revolution, und schließlich das wirkliche Volk, die wirkliche Tugend und Freiheit am schlechtesten dabei wegkamen, so ging es nicht unähnlich mit diesem lautredigen, ungeduldigen

Digitized by Google

Kulturbegehren. So kam es wohl zu viel Organisation, doch am wenigsten zu dem organisch natürlichen, volklichen wahren Frühling. Und in die höhere Mittelbildung insbesondere kam dieses gespensterbleiche, allum antastende, nirgend einen sicheren Halt findende, lemurenhafte Herumwehn im chaotischen Zwielicht, wie Dantesche Visionen, hinein, dieses schreckliche Gernewollen und Nichtwissen, diese grauenhaft sich stetig tiefer hinunterdrehende Subalternität, befähigt das Schwächste und Verlogenste im jagenden Wechsel mitzumachen, nur niemals aus sich noch ein selbstvertrauendes Urteil zu bilden.

Als Dove 1874 zum Vorbehalt einer zukünftigen selbstverjüngten deutschen Sprache den „zeitgemäßen" Plan der regelnden Akademie abwehrte, erhoffte er die schönere Selbstentwicklung von dem lebendigen „Sprachgefühl, welches der ungebildete, aber stammhafte Deutsche von Haus aus besitzt," aus dem frischen Quellenschatz der Mundarten durch ein taktvolles, bereicherndes Herübernehmen in die Sprache der sich einenden, selbstbelebenden Nation, in der Weise etwa, wie sich darüber schon Klaus Groth geäußert, — daß „neue Wellen über alten Schaden strömten," wie Jak. Grimm einmal gesagt; er dachte an die Germanisten, daß sie aus ihren Studierstuben kämen und die Kanzlisten und grammatici aus dem Tempel trieben, und immer bei allem hatte er den hohen Verlaß auf die in der Nation fortwirkende Macht ihrer Klassiker seit Luther und Lessing. — Anfangs 1914 schrieb er mir: „Natürlich konnte ich vor 40 Jahren nicht voraussehen, daß ein Zeitalter der Barbarei für unsere Sprache hereinbrechen würde. Und nicht einmal der Barbarei im Sinne naturwüchsiger Verwilderung, sondern der fratzenhaften, sich selbst überzüchtenden Entartung." Doch aufrecht hielt er den alten Standpunkt fest: was die Freiheit nicht aus ihrem Selbstantrieb vermocht, dazu müsse denn schließlich der Ekel als Brechmittel verhelfen. „Wenn nur inzwischen ein paar Aristokraten der Sprache und der geistigen Bildung überhaupt sich in die bessere Zukunft hinüberfristen!"

Das Wort, das er hier berührt, des Aristokraten, verkörperte aber nicht nur seine geistige Persönlichkeit. Dem Genanntwerden, dem wandelnden Sichtbarwerden auf dem öffentlichen Forum wich er aus, zog die Zirkel enger, worin er das qualitative Begegnen und Verstandenwerden wünschte. Sein Name erschien nicht unter jenen Aufrufen, bei denen, was auch der Inhalt sei, ob es nun rin in die nationalen Kartoffeln, oder raus aus die Kartoffeln heißt, die jedesmal gleiche Koryphäenmischung anzufinden ist. So stand sein Herausgeber-Name auch nicht auf den Titeln der Bücher, an denen ihm nur das Verdienst und die Arbeit zukam; er begnügte sich, dort zu finden zu sein, wohin die Verantwortlichkeit ihn setzte, unter dem, was er im Buch dazu gegeben.

. . . „in die bessere Zukunft hinüberfristen." Es liegt eine Tragik des nationalen Historikers in dem Zeitpunkt dieses Januars 1916, den der überraschende Tod sich für ihn aussuchte, der noch vor nicht lange schrieb: „Es macht sich bisher ganz gut mit den 70!" Im Verhältnis glücklicher fiel wohl denen das Los, die in den frühesten Kriegsmonaten sterbend dem biblischen Moses gleich von den Höhen der gewaltigen Zeit hinüber in das Land der Verheißung blickten, — der noch nicht im Aschenfall eines gebotenen Stillstands sich schon wieder abgrauend verhüllenden Volksverjüngung.

Ed. Heyck.

Digitized by Google

## Görres spricht zu uns.

Nicht daß wir am Kriege an sich einen sonderlichen Gefallen fänden, oder daß wir leichtsinnig und hart an dem Elende vorübergingen, das er in seinem Gefolge zu haben pflegt. Wir fühlen vielmehr recht im Herzen, wie viel des besten Blutes in ihm die Erde tränket, und wie er an dem Leben so viel braver Leute wie die Flamme am Öl zehrt: aber eben weil wir gründlich den rechten Frieden wollen, hassen wir auch gründlich jene Truggestalten, durch die noch einmal die Halbheit sie äffen und verwirren möchte. Tief im Fleische steckt der Dorn, habt ihr unter Schmerzen und Blutvergießen diesen nicht herausgezogen, dann siebert bis zum Schwinden die Natur, und denkt nicht, daß auch nur ein gesunder Tag euch werde.

Herrlicher ist auf Erden nichts, als wenn ein ganzes Volk in dieser Weise in der Blüte mutiger Begeisterung steht, und in eines jeden Herzen eine Flamme brennt, die durchscheinend alles Körperhafte im Menschen, der sonst nur Staub und Asche ist und Sinnentrieb, ihn mit dem Schimmer einer höheren Natur umleuchtet. Schöner ist kein Zorn als die Entrüstung einer edlen, mißhandelten Nation, die nach kurzem Selbstvergessen endlich ihre ganze Würde wiederfindet, und nun auf einmal den höhnenden Feind, der eben noch unter die Füße sie getreten, mit dem bloßen Schrecken ihres Namens schlägt. Solches ist ein Zeichen, daß Gott mit ihr ist, denn er ist immer bei dem Rechte, und von ihm kommt die Begeisterung, die Satanas mit aller seiner Pracht den Seinigen nicht zu geben vermag, weil er selber sie mit seinem Lichte beim Sündenfall verloren.

Wie der Fremde, Davoust, jene Deputierten angefahren: Ihr habt kein Deutschland, ich kenne nur Preußen, Bayern, Hannover usw., so ist bei den Einheimischen die Rede von der Einheit des Vaterlandes den einen eine Narrheit, den andern gar Hochverrat geworden. Der Deutsche sei darauf angewiesen, in schöner Universalität allen Völkern anzugehören, ist die Lehre des Tages; zugleich Schweizer, Trödeljude, Lakai und Klopffechter der ganzen Welt, soll er des Vaterlandes, das sie in Fetzen zerrissen, nimmer gedenken unter Strafe und strenger Ahndung. Alle Fratzen des Auslandes mag er um sich hängen, als aber die Jugend versucht, die eigne alte Sitte und Tracht zurückzuführen, da wurde es als die tollste Deutschtümelei gescholten und verhöhnt.

[Wir entnehmen diese Worte der kürzlich bei Kösel, Kempten und München, erschienenen Görres-Auswahl „Flammenzeichen" (Preis eine Mark); von allen während des Krieges erschienenen Neudrucken wirkt wohl kaum ein anderer so frisch und zeitgemäß wie dieser.]

Digitized by Google

# Deutsche Mode.

Es ist wirklich prachtvoll. Wir haben in dieser furchtbar schweren Zeit noch Kraft genug übrig, allen Ernstes Modefragen zu erörtern. Die Zeitungen sind voll von solchem Geschreibsel; wir veranstalten eine Modeschau nach der andern und überall, wo um ein paar Pfennige druckgeschwärztes Papier zu erhalten ist, grinsen einem die herausstaffierten Probiermamsells auf den Umschlagblättern der Modezeitungen ins Gesicht. Auf den Straßen schlegelt das Klippklapp hoher Stöckelschuhe, rascheln und fälteln die Glockenröcke, winken Federn und Bänder, und wenn man vorbeikommt an den Trägerinnen dieser Dinge, hascht man Gesprächsfetzen auf wie: Bluse .... Samt .... Garnitur .... neues Kleid .... nichts anzuziehen .... Das Herz krampft sich zusammen vor Ekel und weitet sich erst wieder, wenn der wuchtig rhythmische Tritt schwerer Soldatenstiefel zu Fallen und Steigen eines Soldatenliedes erklingt.

Wir fragen also: ist der ganze gegenwärtige Modenschwindel ein Zeichen von überschüssiger Kraft oder vom Gegenteil? Vielleicht nur ein Zeichen davon, daß die Männer im Feld sind und allerhand bloß ästhetisch fühlendes, effeminiertes Gesindel sich breit, allzubreit machen kann? Schalten und walten vielleicht im deutschen Lande allerhand Zwischenstufen, Kleider- und Stiefelsetischisten, Narzisse und ähnliche Mischtypen, deren Mutterleib geschwankt hat, ob er ein Männlein oder ein Weiblein hervorbringen soll?

Fast scheint's uns so, denn wir sträuben uns dagegen, anzunehmen, daß unsere Frauen und Mädchen so hoffnungslos eitel und oberflächlich sind, um an dem ganzen Treiben ein mehr als passives, rezeptives Interesse zu haben. Sie sind auch so schon jämmerlich unselbständig in allen Kleiderdingen. Sie setzen sich das verrückteste Zeug auf den Kopf, sie hüllen Körper und Füße in die unglaublichsten Fetzen, wenn's die Mode heischt. Sie haben zwei Instinkte vollkommen verloren, den Instinkt für die Zweckmäßigkeit und den für das Kleidsame. Sie tragen heute Radhüte und morgen jene verdächtigen Hütchen, die so sehr an die Kopfbedeckungen unserer maskierten Lukis und Kares vom Fastnachtmontag und -dienstag erinnern; sie legen heute den Gürtel, den gegenstandslos gewordenen, unter der Brust an und morgen rutscht er herunter bis ans Gesäß, sie haben sich den hohen Absatz aufdrängen lassen und auch dessen scheußlichste Verbesserung, den geraden, der den zartesten, wohlgebildetsten Fuß zu einem Klumpfuß verunstaltet, sie stoßen sich lange Nadeln durch die Hüte und sind entrüstet über die Maßregeln zum Schutze der Augen ihrer Nebenmenschen, sie sind heute entzückt über den Fesselrock, in dem sie bloß stehen, aber nicht sitzen und nicht gehen können, und morgen über den Glockenrock, der sechs Meter Stoff braucht — ausgerechnet gerade zu einer Zeit, wo das eine böse Sache werden kann — sie fegen heute die Straße mit dem Saum ihres Rockes und lassen ihn morgen eine Handbreit über dem Schuh aufhören, sie schleppen heute einen halben Eisbären als Muff herum und morgen hüllen sie die eine Hand — für zwei ist nicht Platz genug da — in ein winziges Gebilde, dessen Gummischnur sich um das Handgelenk legt und die Blutzufuhr hindert. Sie ließen sich morgen mit Entzücken



Digitized by Google

Sonne, Mond und Sterne auf den Bauch malen, wenn's die Polizei nicht verböte; sie würden von den Malaien das Zähneseilen, von Botokuden und Negern den Lippenpflock, von Maoris die Gesichtstätowierung übernehmen, wenn's morgen Mode würde. Nichts ist toll genug, nichts häßlich genug, nichts widerlich genug, als daß sie's nicht mit Freuden begrüßten. Zuerst kauft sich's die Frau Kommerzienrätin, dann rutscht's herunter durch alle Geldbeutel, bis sich am Ende auch jedes Kocherl darin zeigt. Dann wird's der Frau Kommerzienrätin zu dumm, und der alte Schwindel fängt von vorne an.

Wenn es ihnen nur stände! Aber nein, das fragen sie sich gar nicht. Frau Kramplhuber enthüllt ihre an die Anfangsstadien von Elefantiasis erinnernden unteren Extremitäten, Fräulein Eulalia unterstreicht die Mangelhaftigkeit ihrer Anatomie durch engste Hüllen, die Bläßeste wählt das grellste Grün, die Dicke läuft in quergestreiften, die Hagere in längsgestreiften Stoffen herum. Trotz allem Gerede von Eigenkleid und deutscher Mode hapert es noch am Geschmack. Und Geschmack ist die Grundbedingung aller Eigenmode. Was ist Geschmack? Etwas, was man nicht erwirbt, wenn man's nicht besitzt. Geschmack ist, sich so zu kleiden, daß das Vorteilhafte der eigenen Person herausgehoben, das Unvorteilhafte unterdrückt wird. Und noch eines kommt dazu, das auch nicht erworben werden kann: die weise Mäßigung im Herausheben und im Unterdrücken. Geschmack ist, die Kleidfarbe so zu wählen, daß sie mit Gesicht- und Haarfarbe keinen Mißton hervorbringt. Geschmack ist für die Hagere, sich so zu kleiden, daß sie voller aussieht, für die Dicke, daß sie schlanker scheint. Geschmack ist, dem Zwecke die Mittel unterzuordnen und als Zweck aufzustellen, daß Kleid und Körper ein Ganzes bilden, daß beide einander ergänzen, für einander geschaffen scheinen. Man soll nicht merken, daß eine Frau angezogen ist, mit anderen Worten, man soll nicht merken, daß das Kleid ein ihrem Körper Fremdes ist.

Und auf die Gefahr hin, mit tausend Hutnadeln durchbohrt zu werden, sagen wir: die Deutsche kann diese Bedingungen noch nicht erfüllen. Aus dem einfachen Grunde, weil sie seit Jahrhunderten von fremder Mode abhängt. Schon um das 10. Jahrhundert kam die Mode von Byzanz her; um die Wende des 14. trat an Stelle von Byzanz Frankreich. Sein Einfluß beginnt mit der religiösen Umwälzung um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu schwinden, aber dann kam die spanische Mode und in der zweiten Hälfte des 17. mit dem Sonnenkönig wieder die französische. Der blieb die Deutsche bis auf den heutigen Tag untertan (K. Spieß, Die deutschen Volkstrachten). Die deutsche Mode müßte also erst geschaffen werden. Aber nicht auf einen Hieb; man merkt's an dem Jetzigen, was das überschnelle Getue gezeitigt hat. Nichts ist deutsch in dem, was die Frauen jetzt anhaben, es ist höchstens verwässertes Paris und Talmipolen. Um eine deutsche Mode zu schaffen, müßt ihr erst klipp und klar wissen, was deutsch ist. Und wenn ihr das einmal wißt, wenn ihr nach langem Tasten und Suchen herausgebracht habt, was ein deutsches Kleid sein muß, d. h. ein Kleid, das der Eigenart der Deutschen entspricht, dann ist es aus mit der Mode. Denn die Eigenart einer Nation wechselt nicht, auf jeden Fall nicht so schnell, wie der Begriff „Mode" das fordern würde. Mode ist Wechsel; der Wechsel ist das einzige Bleibende in der Mode.

Digitized by Google

In zahlreichen Schmähbriefen von Damen wurden wir darauf hingewiesen, daß die Notiz über deutsche Mode im Heft „Kriegsziele" ganz verkehrt sei: wir sollten doch erst einmal die Frankfurter Modeschau abwarten, bevor wir große deutsche wirtschaftliche Interessen verständnislos aufs Spiel setzten. Wir haben sie abgewartet und zwar aus Zeitmangel nicht besucht, trotzdem sie auch in München ausgestellt war, sehen aber die Ergebnisse auf der Straße herumlaufen; nach einem vorzüglichen Artikel von J. M. Jurinek im Mittagblatt der Münch. Augsb. Abendzeitung vom 1. März werden zu einem Rock bis zu 6 Meter gebraucht, in einer Zeit, in welcher jede denkende Frau, wenn sie auch die engen Röcke der vorhergehenden Mode häßlich fand, so wenig Stoff wie möglich verbrauchen wird. Wir schlagen unmaßgeblich vor, daß die Damen mit solchen Röcken von der Straße weg verhaftet und die Röcke ihnen abgenommen werden, aber nicht auf der Straße, da sonst zu befürchten ist, daß die Maßnahme sich als unwirksam erwiese. Das Leder, das an die Hinterfüße verschwendet wird, würde zweckmäßiger an einen andern Körperteil appliziert.

Wenn der Krieg einmal vorbei ist und die Soldaten wieder nach Hause kommen, werden ihnen die Fäuste jucken, wenn sie die ersten Modedamen sehen: Also dafür haben sie gekämpft! Sie haben entbehrt, gelitten, geblutet, und in den Städten laufen die Weiber herum, genau so herzlos und flatterhaft, gedankenlos und genußsüchtig, wie zuvor, nur um ein erkleckliches schamloser geputzt und gekleidet. Ist es nicht eine Schamlosigkeit, gerade in einer Zeit, in der die wichtigsten Stoffe äußerst knapp sind, eine sinnlose Stoffverschwendung zu treiben, wie sie die neue Mode verlangt, die angeblich deutsche Mode, ausgeheckt natürlich im alten, süßen Hurennest Paris? Die ältesten Kühe laufen mit fußfreien Röcken herum, damit man ja sieht, wie grobe Fesseln sie haben. Die Liebesgaben werden so knapp, weil die Röcke so weit werden. Früher nannte man's Dachauer Bollenkittel und trug sie am Schwabinger Bauernball. Heuer ist der Bollenkittel deutsche Mode, und die Lolasechserln heben sich in elegantem Schwung vom geschminkten Leder ab. Der Weltkrieg ist eine Nummer, die man zwischen Kaffee- und Teestunde im Kino besieht, ein unwirkliches Ding, das irgendwo, weit, weit weg, vor sich geht, das all dies Amüsiergesindel offenbar nichts angeht. Die Wirklichkeit heißt „Ich habe nichts zum Anziehen!" Durchhalten! sagen sie, und hocken bei geilem Geigengewimmer stundenlang im Prunkkaffee. Sie erleben die Größe der Zeit, wann im Tingeltangel eine dekolletierte Wildsau patriotisch grunzt. Auf der vorletzten Seite der Zeitungen stehen die Todesanzeigen, geschwind überschlagen! denn auf der letzten stehen die Inserate: Deutsche Mode! Auf den Straßen aber humpeln die Krüppel, die gutmütigen: noch keinem ist die Krücke ausgerutscht. Die Modedame im Laden schneidet eine beleidigte Visage, weil ihr die Verkäuferin kein Pariser Modell vorlegen kann, und läßt ihre üble Laune aus, weil die Männer so gar kein Verständnis haben für den Ernst der Zeit.

Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte scheinen uns Vorwand der Eitelkeit. Die Modeindustrie wird auch auf ihre Rechnung kommen, wenn es keine Mode gibt. Sie wird sich dem Bedarf anpassen, für einfache und zweckmäßige Kleidungen sorgen, so daß jede Frau ein ihren Bedürfnissen entsprechendes unauffälliges Kleid



Digitized by Google

finden wird. Der Vorteil, der für die Industrie daraus erwächst, daß die Damen genötigt sind, jede paar Monate eine neue Toilette zu kaufen wird dadurch aufgehoben, daß auch für den Hersteller die Ware rasch veraltet und dann im Preis herabgesetzt werden muß. Jeder Fabrikant, der ein guter Deutscher ist, wird gerne, statt alle paar Monate einige Tausend Modepuppen neu zu tapezieren, mit dem gleichen Stoff möglichst viele Frauen einfach und geschmackvoll bekleiden. Die Modeindustrie wird sich ebenso anpassen und ebenso auf ihre Rechnung kommen, wenn sich die Frauen nach eigenem Geschmack kleiden, als nach fremdem, und es ist eine perverse Volkswirtschaft, die das Bedürfnis nach dem Angebot regeln will statt umgekehrt. Wir bleiben dabei, daß jede Mode undeutsch ist und daß deutsche Frauen sich so kleiden sollen, wie es ihren Bedürfnissen entspricht; dabei wird dann sehr bald etwas Gemeinsames herauskommen, das einzig den Namen einer deutschen Mode verdient. Die Modedamen aber sollen ihr Geschrei einstellen, das nebenbei eine Unverschämtheit gegen die Millionen in den unteren Ständen und auf dem Land ist, die sozusagen auch deutsche Frauen sind.

Auf der gleichen Stufe wie die Frauenmode steht die Pferdemode des Kupierens der Schwänze; eine Tierquälerei beim Abschneiden, eine dauernde Quälerei wegen der dadurch unmöglich gemachten Insektenabwehr, eine Dummheit wegen der Verkennung der organischen Zweckmäßigkeit und eine Geschmacklosigkeit, da ein Pferd mit langem Schweif schöner ist als alles, was sonst in den großstädtischen Straßen herumläuft.

---

## Samaritanerin und Saumensch.

Aus den Fliegenden von Anno 70.

Auf'n Bahnhof seufzt a Gräfin:
«Oh mon cher prisonnier!
Veux-tu, aimable Turco,
De la glace ou du café?»

A Maderl unterm Dachbod'n
— 's san net viel so arm wie sie —
Sitzt alloans bei ihrer Lampen,
Woant und bet', und zupft Scharpie.

---

Digitized by Google

## Dienstmädchen.

Dieser Tage hörte ich, wie ein Dienstmädchen zu einem andern sagte: „ich hab die zwei Tag Schmerzen gehabt, da ist es schwer vom Morgen bis Abend zu arbeiten; Halsweh hab ich auch". Es handelte sich wohl um Tage, an denen Opernsängerinnen nicht aufzutreten brauchen, trotzdem die meisten an allen Tagen gleich schlecht singen. Bei jener Äußerung fiel mir ein, daß in den S. M. noch nie etwas über Dienstmädchen gestanden hat; der Zahl nach sind sie aber eine ganz respektable Klasse, und in unserer Zeit ist die Zahl bekanntlich wieder heilig geworden wie bei den Pythagoräern. Die politischen Parteien interessieren sich nicht für sie, weil sie kein Stimmrecht haben, und daß da in den besseren Straßen in Kammern, Mansarden und Hängeböden auch Wesen wohnen, die bei der Volkszählung als Seelen bezeichnet werden, vergessen wir leicht. Wenn man sich ehrlich frägt, warum in Zeitschriften, die doch sonst über Standesfragen, z. B. der Schriftsteller (Dichter), so vieles bringen, nie etwas über Dienstmädchen steht, so muß man antworten: Weil sie nicht organisiert sind. Einige hunderttausend Menschen, wenn sie sich zusammenschließen, haben in Deutschland immer etwas zu bedeuten. Die Schriftsteller (Dichter) sind viel weniger, aber der Schriftstellerschutzverband sorgt für die Wahrung ihrer Interessen und außerdem haben sie es durch die Öffentlichkeit ihrer Meinungen dahin gebracht, daß das Schriftstellern für eine wichtigere und sogar schwierigere Tätigkeit gehalten wird als das Kochen. Ich will nicht sagen, es wäre wünschenswert oder nicht wünschenswert, daß die Dienstmädchen sich organisieren, sondern nur feststellen, daß sie als Stand nichts zu bedeuten haben, weil sie nicht organisirt sind.

Einer meiner Professoren sagte bei Besprechung der bekannten Stelle des Aristoteles über die Sklaverei, wir bedürften keiner Sklaven, „wenn das Weberschiff von selbst webte", die Stelle sei nicht so bös gemeint, wie man sie dem Aristoteles manchmal angekreidet habe; sie sei so harmlos wie wenn wir sagten „dann werden wir keine Dienstmädchen mehr brauchen, wenn die Suppe sich selber kocht". Ich habe schon damals diese Äußerung meines Professors ebenso wenig harmlos gefunden wie jene des Aristoteles und bei mir gedacht, daß wieder zweitausend Jahre später vielleicht mein Professor wegen seiner Äußerung über die Dienstmädchen verteidigt werden muß.

Wenn mans recht betrachtet, ist nämlich die Einrichtung der städtischen Dienstmädchen (die Dienstboten auf dem Land sind als ländliche Arbeiter etwas Anderes) vielleicht nicht nur in Rußland ein Ausläufer der Leibeigenschaft, in der modernen Zeit aber vielfach ohne das Patriarchalische, das dem Verhältnis früher anhaftete. Von Seiten der Dienstmädchen ist die Anspruchslosigkeit und Anhänglichkeit geringer geworden; und doch wird wohl jeder da oder dort ein Dienstmädchen erlebt haben, das auf ein fremdes Kind die mütterliche Liebe, die aufopferndste von allen, überträgt, die allerdings bei besitzlosen, nicht gesellschaftsfähigen und nicht in der Zeitung stehenden Menschen nicht so hoch gewürdigt wird. Von Seiten der Herrschaft wird vielleicht bei keiner Klasse von Menschen (nur bei den Tieren) der Grundsatz, jedes Wesen als Selbstzweck anzusehen, so außer Acht gelassen, wie bei den Dienst-

Digitized by Google

mädchen. Sie sind vielfach nur Mittel zur Bequemlichkeit. Am meisten wohl bei rasch reich gewordenen Herrschaften. Gewiß wird oft gerade gutmütigen Leuten mit Undank gelohnt; der Pfennig des Knickers wird höher gewertet als die Mark des Freigiebigen. Aber Vertrauensbruch ist eigentlich für den schlimmer, der mißbraucht, als für den, der mißbraucht wird. Ich möchte lieber bestohlen werden, als einen ehrlichen Menschen durch Mißtrauen kränken. Mag auch der Mißtrauische in neunundneunzig von hundert Fällen Recht behalten, nur auf den hundertsten kommt es an.

Doch besteht bei den Herrschaften gar nicht die Absicht, die Moralkritik, das beliebteste Gesellschaftsspiel, auf die Dienstmädchen auszudehnen. Die Wertung erfolgt da mehr nach dem praktischen Gesichtspunkt der Herrschaft als nach dem Seelenheil der Dienstboten. Treu und ehrlich wird zwar bei Raimunds Valentin und bei Wagners Kurwenal als etwas in sich Schönes empfunden, in Zeugnissen für Dienstmädchen aber mehr in dem Sinn verstanden, daß man den Wäscheschrank nicht zu verschließen braucht. Und das Schlechte sagte man nicht wie über gute Freunde zum Vergnügen, sondern um auszudrücken, daß der Wäscheschrank abgeschlossen werden muß. Hingegen meint Kant, ohne wie Aristoteles eine besondere Art der Bewertung für Freie und für Sklaven aufzustellen: „Geschicklichkeit und Fleiß im Arbeiten haben einen Marktpreis; Witz, lebhafte Einbildungskraft und Laune einen Affektionspreis; dagegen Treue im Versprechen, Wohlwollen aus Grundsätzen (nicht aus Instinkt) haben inneren Wert", und an einer andern Stelle geradezu: „Es ist überall nichts in der Welt, a überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille". Wir sprechen hier vom Standpunkt der Herrschaften, da wir von Dienstmädchen wenig gelesen werden; für diese mag eine gleichgiltige, gerechte und ordentliche Herrschaft oft sehr gut sein und von ihnen mehr geschätzt werden, als eine liebevolle und unordentliche. Vergiftet hat man nur den überspannten Sokrates, nicht die ordentliche Xanthippe.

Als großes Verdienst müßte von allen Verteidigern der Prostitution der große Prozentsatz betrachtet werden, den die Dienstmädchen für diese Grundlage des monogamischen Staates liefern. Aus alten Zeitungen (Münchner N. N. vom 24. April 1914) krame ich folgenden Gerichtssaalbericht heraus:

„Im Jahre 1908 brachte nach einem Balle in Heimbrechts, bei dem viel Sekt floß, der Fabrikantensohn Heinrich Findeis die damals im 17. Lebensjahr stehende Weberstochter Anna Greim zu Fall. Der Verführer ließ das Mädchen sitzen, ging nach Amerika, heiratete dort und kehrte später als geschiedener Mann nach Europa zurück. Er forschte den Aufenthalt der Greim aus, die inzwischen in Fürth eine Dienststelle gefunden hatte und betörte sie nochmals. Als er von dem Mädchen hörte, daß es Mutterfreuden entgegensehe, ließ er es hilflos sitzen. Die Anna Greim schenkte in der Wohnung einer Hebamme einem Knaben das Leben. Als sie mit dem Kinde zu ihren Eltern zurückkehren wollte, erhielt sie von diesen einen Brief voll bitterer Vorwürfe; es wurde ihr die Rückkehr ins Elternhaus verboten. Planlos trete das Mädchen mit dem Kinde auf dem Arme in den Straßen von Nürnberg und Fürth umher; als es die Füße nicht mehr zu tragen vermochten und es

Digitized by Google

heißer Hunger quälte, setzte es sich auf einer Wiese nieder und drückte das Kind so fest an die Brust, daß es starb; die Leiche hat es dann beseitigt. Als der Vormundschaftsrichter und der Vater wissen wollten, wo das Kind untergebracht wurde, verfiel die Greim auf den Gedanken, ein Ersatzkind zu beschaffen. Sie fuhr nach Stuttgart, traf dort auf dem Bismarckplatze eine 13jährige Feinmechanikerstochter, die ihr 5 Monate altes Brüderchen spazierenfuhr, schickte das Mädchen zur Post, raubte den Knaben, fuhr mit ihm nach Fürth und gab ihn dort als eigenes Kind aus".

Solche Sachen ereignen sich alle Tage, werden aber nur, wenn ein großer Dichter sie darstellt, gesellschaftsfähig. In Norddeutschland, wo strengere Auffassungen herrschen als bei uns, ist der Weg des verführten Dienstmädchens über Verhältnisse (das erste mit einem Offizier, das letzte mit einem Agenten) noch viel näher. Jährlich werden einige Tausend Töchter von ländlichen Gütlern und Häuslern als städtische Dienstmädchen der Prostitution neu zugeführt. (Im Ausland ist es wohl auch nicht anders; die Lyoner Seidenfabrikanten sollen aber wenigstens für die Landmädchen in sofern sorgen, als sie sie nachher als Ammen für ihre legitimen Kinder verwenden.)

Im Krieg ist das Dienstmädchen etwas gestiegen. Wenn es einen Bruder oder Schatz hat, der sich im Feld auszeichnet, fällt etwas vom Glanz seiner Taten auf die Herrschaft, die sich mehr als sonst mit dem Dienstmädchen unterhält und von ihm die Briefe aus dem Feld geben läßt zum Weiterzeigen. Sogar wenn Besuch da ist, wird es ins Gespräch gezogen „Gell Kathi, Ihr Bruder steht bei Arras", und auch der Schatz wird gesellschaftsfähig, ja sogar das Kind, teils als Kriegerkind, teils mit Rücksicht auf die unter allen Umständen erwünschte Volksvermehrung.

Der Begriff des Dienstmädchens ist, da die von Aristoteles bei den Sklaven beobachteten anatomischen Unterscheidungsmerkmale fehlen, nicht zu trennen vom Begriff der guten Gesellschaft, der als Voraussetzung hat, daß es Leute gibt, die nicht dazu gehören. Die gute Gesellschaft erfordert in Deutschland Geld oder Rang oder Titel oder Zeitungsberühmtheit, bei geringeren Graden dieser Voraussetzungen auch ein gewisses Benehmen (in England scheint, auch wenn die übrigen Vorbedingungen gegeben sind, Geld immer dazu zu gehören); das Dienstmädchen kennt nur Kinderlieder und die der vorbeiziehenden Soldaten, während die Herrschaft die schwierigsten Werke von Bach und Beethoven vermutet bereits früher genossen zu haben. Menschenliebe, die als abstraktes Gesprächsthema beliebt ist, ist im einzelnen Fall unpassend, wenn sie auf jemanden angewandt wird, der nicht zur guten Gesellschaft gehört, und mancher Engel ist zu Haus ein Teufel. Gegenüber Kellnern ist ein gewisser Grad von Verachtung vornehm.

In der Gesinnung haben wir während des Krieges die nicht zur Gesellschaft gehörigen Kreise, das sogenannte Volk, mit am tapfersten gefunden und auch in den Anschauungen am gescheitesten. Eins ist vom andern nicht zu trennen. Mit dem Herz in den Hosen kann man nicht politisieren. Ich habe z. B. gefunden, daß die eignen politischen Anschauungen der Briefträger viel gesünder sind als die der Leute, deren Briefe sie einem überbringen; auch würde, wenn die Setzer die politischen Artikel schrieben und die Schriftsteller sie setzten, zwar der Druck schlechter, aber der Inhalt besser. „Unwissendes Volk, das die Lage nicht kennt", sagt der

Digitized by Google

Diplomat und merkt immer noch nicht, daß dieses Volk, das das Fürchten nicht kennt, den Krieg gewinnt. Walther Siegfried, der Schweizer, wird in einem unsrer nächsten Hefte das bayerische Gebirgsvolk so darstellen, wie er es im Krieg erlebt hat. Für Leute ohne gesellschaftliche Eigenschaften und Verwandte von Dienstmädchen haben sich die oberbayerischen Bauern so weit ganz gut benommen.

Wir sind allzumal Sünder, aber vielleicht könnte jetzt doch ein wenig Schützengrabengemeinschaft hinter der Front versucht werden, nicht nur mit guten Lehren, was die ostelbischen Junker tun sollten und was die rheinischen Großindustriellen tun sollten, sondern auch mit Taten, indem wir dem Dienstmädchen erlauben, sich bei Krämpfen ein wenig hinzulegen. Allerdings sollte nach den besten Autoren die Gesinnung keinen Einfluß haben auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, aber alles hier Gesagte sind ja überhaupt dilettantische Bemerkungen, und die Volkswirtschaftler, die zwar mit ihren eigenen Dienstboten nicht auskommen aber die Sache im großen doch am besten verstehen, sehen sie jedenfalls ganz anders an; es gilt daher, die jetzige Zeit zu benutzen, in der die Volkswirtschaftler noch wie erschlagen sind durch den Weltkrieg, der nach falschen und längst widerlegten Theorien verlaufen ist und vorübergehend unwissenden Menschen, ja Bauern, Recht zu geben scheint; bis die Volkswirtschaftler wieder fest beim Zeug sind und zeigen, daß sie doch recht hatten und der Weltkrieg unrecht, müssen wir uns auf diesem Gebiet behelfen. Manchmal findet ein blindes Huhn auch ein Korn; ja man kann sagen, daß ein Korn, das irgendwo ganz abseits liegt, nur von einem blinden Huhn gefunden wird.

## Aus Briefen Blüchers.

In der Inselbücherei erschien kürzlich eine gute Auswahl aus den Briefen des Feldmarschalls Blücher, aus der wir einige besonders markante Stellen zitieren.

Etwas Unbehagliches muß den Herrn Napoleon widerfahren sein, . . . er ist in einer mißlichen Lage, und geben Sie acht: er macht einen großmütigen Frieden, um aus der Schlinge zu kommen. Unverzeihlich wäre es, wenn man das Spiel nun nicht auf Leben und Tod mit ihm spielte; wäre es möglich, daß die Großen ihm jetzt schonten, so sage ich es ihnen voraus, daß sie alle an den Folgen sterben.

Ob uns in der Folge noch eine Fehde bevorsteht, weiß der Himmel; trauen will ich der Sache nicht. Man hat zu Paris die Umstände nicht benutzt; Frankreich wird schon wieder zu laut, man hätte selbiges die Flügel besser beschneiden sollen.

Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo ein jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauschen; wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und einen schäbigen Ochsen eingetauscht, sagen die Berliner.

[An den König] Ich bitte nun alleruntertänigst die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden,

Digitized by Google

und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, immer mit gezücktem Schwerte dazustehen.

Es ist möglich und höchstwahrscheinlich, daß Bonaparte mich und Lord Wellington ausgeliefert wird. Ich werde wohl nicht klüger handeln können, als ihm totschießen zu lassen; es geschieht die Menschheit dadurch ein Dienst.

Es herrscht noch viel Unmut in Paris, aber dieses Volk und der Charakter der ganzen Nation ist so gesunken, daß sie keine Rücksicht mehr verdienen.

Was helfen mich alle Orden; hätten wir einen guten vor uns vorteilhaften Frieden, der wäre mich lieber.

Nun kamen die großen Herrn nach Paris und mit ihnen die Herrn Diplomatiker und alles war auf einmal verdorben; der König hatte alles, was ich getan und gefordert, gebilligt, aber die Cabinetten arbeiteten mich entgegen und glaubten, die Negoziazionen wären ihre Sache, darin müßte das Militär sich nicht mischen.

[An den Prinzregenten von England] . . so erwartete ich die Unterzeichnung des Friedens, um meine Reise nach England anzutreten. Aber die Herrn Diplomatiker haben, dem allgemeinen Wunsch entgegen, die Sache so wie in Wien in die Länge gezogen, daß der Winter herankommt, bevor alles abgemacht wird. Allergnädigster Herr, es ist zu bedauern, daß die Übereinstimmung unter den Ministern niemals stattfindet, die unter den Waffengefährten in diesen letzten Kriege so segnungsvoll bestanden hat. Sobald ich die verschiedenen Ansichten der Diplomatiker entdeckte, verließ ich Paris, um nicht Zeuge zu sein, wie die Franzosen, die sich an Gott und Menschen gleich stark versündigt, durch einen Teil der Verbündeten öffentlich in Schutz genommen werden; und wenn ich gleich 26000 brave Preußen aufgeopfert hatte, so wurde darauf doch keine Rücksicht genommen, und alles, was ich zum Besten des Allgemeinen verfügt, wurde über den Haufen geworfen, weil es nach der Meinung der Schriftgelehrten nicht methodice eingeleitet sei. Herr Talleyrand und Fouché fanden mehr Gehör und haben auch dieses Mal die französische Nation vor der gerechten und wohlverdienten Züchtigung bewahrt. E. K. H. können mich glauben, Ludwig der 18te wird nie glücklich, nie ruhig regieren. Sein Volk ist vor allem Guten gleichsam erstorben, alle Ehre, alle Treue ist ihnen fremd, und wenn sie einmal gut werden sollen, müssen sie noch mehr gedemütigt werden. Sie sehen den jetzt geschlossenen Frieden vor eine Waffenruhe an und schmeicheln sich mit der Hoffnung, Deutschland wieder zu plündern und zu verheeren.

[An den König] Überhaupt ist es wohl die höchste Zeit, daß diese sonderbare Versammlung [Wiener Kongreß], die bis jetzt unter dem Namen der bevollmächtigten Minister der verbündeten Höfe Europa beherrschte, aufhört, . . . um so mehr, da ihr elendes Machwerk sie in der Meinung der ganzen Welt zurückgesetzt hat, und Preußen und Deutschland, trotz seiner Anstrengungen, immer wieder als das betrogene vor der ganzen Welt dasteht, und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet.

Digitized by Google

# Der Kaukasus als russische Operationsbasis.

Die Ereignisse im Westen bringen es mit sich, daß man dem, was auf der kaukasischen Front unserer Bundesgenossen vorgeht, wenig Aufmerksamkeit schenkt. Und doch geht dort Bedeutendes vor sich.

Die letzten Meldungen brachten uns die Nachricht von der Einnahme von Ispahan durch die Russen, zuvor aber von schweren Unruhen in Baku. „Teuerungskrawalle" nannten letztere die russischen Zeitungen . . . allein mir fehlt der Glaube. Es werden wohl wieder ernste Auseinandersetzungen zwischen Tataren und Armeniern sein, wie 1904/05, begünstigt von der Regierung, die jetzt, wie damals, die beiden Völker aufeinanderhetzt, um dann um so fester zugreifen zu können. Sie hat leichtes Spiel dabei, denn die Tataren sowohl, als Parteigänger der stamm- und sprachverwandten Türken, als auch die Armenier, deren eindeutige Rolle im jetzigen Krieg ja bekannt ist, hatten Grund genug, miteinander abzurechnen.

Der Kaukasus war für Rußland von jeher ein heißer Boden. Und ein lang begehrter. Man denke nicht, daß er erst seit 1801, wo sich Georgien in seiner Not an Rußland anschloß, in die Interessensphäre des Moskowiterreichs gedrängt worden sei. Der russische Chronist Nestor berichtet, daß schon 965 der Großfürst Svjatoslav Igorewitsch einen Zug gegen die Chasaren, Jassen und Kasogen unternommen habe. Das führte ihn schon an die Ufer des Meeres von Asow. Die arabischen Geschichtsschreiber berichten von Einfällen der Russen ans Ufer der Kaspisee und nach Transkaukasien im 8. und 9. Jahrhundert. Die Raubzüge hörten auch in den folgenden Jahrhunderten nicht auf; so räubert Stenka Rasin 1668 am Südufer des Kaspischen Meeres. Zur Mongolenzeit erweitert sich die Kenntnis der Russen vom Kaukasus. Aber auch friedliche Verbindungen werden angeknüpft. Die russischen Fürsten holen sich Frauen aus dem Kaukasus; das bekannteste Beispiel dafür ist Ivan der Grausame, dessen zweite Frau eine Tscherkessin war. Russische Kaufleute suchen die Orte auf der großen Handelsstraße, die aus Innerasien über die Kaspi nach Vorderasien und Europa führt, auf. Sie richten sich am Don, in Madshar an der Kuma, in Astrachan ein; einer, ein gewisser Afanasij Nikitin reiste über Astrachan, Derbent, Baku nach der Malabarküste in Indien. Als Rußland Kasan und Astrachan sich unterworfen hatte, kam es in dauernde Berührung mit dem Kaukasus. Es fingen dauernde Beziehungen an, bald friedlicher, bald kriegerischer Natur. Es kamen Konflikte mit Persien, der Türkei und den Krimtataren, die alle ihre Herrschaft über den Kaukasus ausdehnen wollten und dies zeitweise und teilweise auch getan haben. Rußland verstand damals schon, was es heute wieder beweist, und was man bei uns noch nicht recht zu verstehen scheint, daß der Kaukasus das Sprungbrett ist, von dem aus man den gewaltigen Sprung nach Persien und Kleinasien tun kann. Nie das Ziel aus dem Auge verlierend, hat es sich in jahrhundertelangen Kämpfen dort eingenistet. 1552 boten die Tscherkessen um Pjatigorsk ihre Unterwerfung an. Zu ihrem Schutz richtete Rußland einige Kosakenlinien am Terek ein. Dann blickt es über die Riesenkette des Gebirges hinüber nach Transkaukasien, wo es christliche Völker wußte, vor allem die gleichfalls griechisch-orthodoxen Georgier. Es knüpft Verbindungen mit diesen an. 1587 nimmt der iberische (d. h. kachetische) Fürst Alexander mit seiner Familie und seinem Volk die russische Untertanenschaft an. Freilich war dies ein mehr theoretisches, als praktisches Unternehmen, denn Rußland war von Transkaukasien noch abgeschnitten und in den folgenden Zeiten machten Persien und die Türkei mehr als einmal den Russen das Gebiet streitig. Die daghestanischen Bergvölker, die in ihren öden Felsennestern so ziemlich alles

Digitized by Google

entbehrten, was drunten im fruchtbaren Transkaukasien in Hülle und Fülle wuchs, fielen ein in diese gesegneten Gefilde und holten sich Sklaven, Vieh und alles, was nicht niet- und nagelfest war. Ich übergehe die folgende Periode, um gleich zum Persischen Feldzug Peters des Großen zu kommen. 1722 zog dieser von Astrachan aus, um an den Ufern des Kaspischen Meeres Ruhe zu stiften. Am 23. August zog er in Derbent ein, mußte aber verschiedener Umstände wegen wieder umkehren. Aber schon im November landeten die Russen in Enseli und bemächtigten sich der Stadt Resht. Beim Friedensschluß (1723) bekam Rußland Baku und Derbent sowie die Provinzen Gilan, Mazenderan und Astrabad. 1732 aber gab die Zarin Anna Ivanovna einen Teil davon wieder auf und 1735 den Rest. Ich muß wieder 60 Jahre übergehen, um nicht zu lang zu werden. 1795 bricht der persische Schah Aga Mahomed-Chan in Georgien ein und vernichtet Tiflis. 1796 antwortet Rußland mit Krieg; 1801 unterwirft sich der letzte König von Georgien Rußland. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu verstehen, daß Rußland jetzt, wollte es Georgien halten, endgültig an die Unterwerfung des ganzen Kaukasus denken mußte. Das geschah denn auch in langwierigen, schweren Kämpfen, die erst in den sechziger Jahren ihren Abschluß fanden. Der Türkisch-Russische Krieg von 1877/78 brachte Rußland dann noch einen beträchtlichen Zuwachs an der türkischen Grenzzone, von Kars bis nach Batum.

* * *

Man kann bei einigem guten Willen den russischen Politikern und Historikern Recht geben, daß sie, um ihr eigenes europäisches Reich auszubauen und zu sichern, die unbotmäßigen kaukasischen Stämme und die Türken und Tataren, die damals noch am Nordufer des Schwarzen Meeres saßen, unschädlich machen mußten, mit andern Worten, daß sie eine Zwangslage dort zu Eroberern gemacht habe. Aber nun wird die Sache ungemütlich. Rußland hat die englische Glacistheorie, lange ehe das Worte geprägt wurde, in Praxis umgesetzt. Wieder genügt ein Blick auf die Landkarte, um sofort zu verstehen, daß der Kaukasus die Basis für weitere Eroberungen ist. Ein fast nordsüdlich verlaufender Eisenbahnstrang verbindet ihn mit Moskau und Petersburg. Von Tiflis aus führt eine Bahn über Kars an die türkische, über Dshulfa an die persische Grenze. Der Weg über Astrachan und das Kaspische Meer ist ungestört; gefährlich sind für Rußland nur die Wasser des Schwarzen Meeres. Es führt kein besserer, ja, kein anderer Weg nach Persien; der über Orenburg und Transkaspien ist zu weit und auch aus andern Gründen unpraktisch. Cis- und Transkaukasien sind reiche Länder; ersteres liefert Getreide, letzteres ist reich an andern Hilfsquellen: die reichsten Petroleumlager sind da, Kupfer, Manganerz, Kohle, Holz, Obst und Wein, Vieh, besonders Schafe, in großen Herden. In zehn, zwanzig Jahren können die Russen ihre Hilfsquellen dort derart ausbauen, daß sie vom europäischen Mutterland fast unabhängig werden.

Zwar blieb Konstantinopel für die Russen diesmal ein Traum, aber sie werden das Streben nach den Dardanellen nicht aufgeben. Trotz der jetzigen und noch möglichen Eroberungen in Persien. (Und hätten sie Stambul bekommen, sie würden ihre Lehre vom Russischen Binnenmeer sofort aufs Mittelmeer ausdehnen, denn nur der ist am „freien Meer", der am Weltmeer sitzt.) Und selbst wenn es gelingt, sie wieder aus Trapezunt und Erzerum, aus Ispahan und Aderbeidshan zu vertreiben, ihre kaukasische Basis bleibt die größte Gefahr für Vorderasien und damit für die Bagdadbahn. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sie zugleich Indien bedroht und daß der Kampf zwischen Bär und Walfisch doch einmal kommen muß. Nur eine sehr starke Türkei und ein sehr starkes Deutschland können Bagdad und das Irak dann schützen. Was also der Kaukasus in russischen Händen bedeutet, ist, so hoffe ich, jetzt klar geworden.

Adolf Dirr.

Digitized by Google

# Deutschland.

## Von Rudolf Kjellén in Upsala.

Dieser Aufsatz wurde uns vom Verfasser aus seinem demnächst deutsch bei Teubner erscheinenden Buch „Die politischen Probleme des Weltkriegs" zur Verfügung gestellt.

Wir haben vom geopolitischen Standpunkt aus drei elementare Forderungen für eine wirkliche Großmacht aufgestellt: entsprechende Ausdehnung, volle Bewegungsfreiheit, inneren Zusammenhalt. Wir sehen, daß es Rußland am zweiten und England am dritten fehlt und daß beide versuchten, ihre Bedürfnisse im türkischen Reich zu befriedigen. Es erübrigt noch zu untersuchen, wie Deutschland, so, wie es in den Krieg ging, die grundlegenden Voraussetzungen erfüllte.

Wir bemerken hier gleich, daß in Hinsicht auf die Ausdehnung Deutschland mit den zwei anderen gar nicht verglichen werden kann. Mit einem Zehntel der Größe des russischen Mutterlandes vereint Deutschland ein Kolonialgebiet, das nicht mehr als 1/3 bis 1/4 von Europa entspricht[1]). Sogar Frankreich steht sich hier besser, da es mit Deutschlands Größe in Europa mehr als ein ganzes Europa an Annexen vereinigt. Also hat Deutschland alles in allem nur einen Umfang von 1/3 Europa aufzuweisen, während England einen von 3 1/3, Rußland 2 1/3 und Frankreich von über 1 Europa hat.

Wir erkennen diese Unterlegenheit Deutschlands nicht so deutlich, weil wir gewöhnlich nur die Karte Europas mit den Mutterländern betrachten; da zeigt sich nur Rußland unmittelbar in seiner überwältigenden Größe. Wenn wir aber zur Karte Frankreichs einen Anhang halb so groß wie den russischen hinzudenken und zu der Englands einen, der fast doppelt so groß ist, zu der Deutschlands aber nur ein Sechstel davon, so bekommen wir einen Begriff von den richtigen Proportionen. Und das ist die richtige Perspektive. Es wird auch von seiten der Entente zugegeben, daß die Welt „schon längst aufgehört hat, nur europäisch zu sein". (Seton-Watson in *The war and democracy*); diese Ansicht besagt auch, daß die wirkliche Konkurrenz zwischen den Mächten nicht länger auf die Szene unseres Weltteiles beschränkt ist, sondern den ganzen Planeten umfaßt. Vor diesem Planetenhorizont, der jetzt für die große Politik der eigentliche ist, schrumpft Deutschland in seinen Dimensionen zu einem unbedingt kleineren Rang zusammen als sogar Frankreich.

Ferner zeigt das Bild der Karte einen bedenklichen Mangel auch in bezug auf Deutschlands Bewegungsfreiheit. Es hat allerdings den Vorrang vor Rußland durch seine Nordseeseite; und seit 1890 ist Helgoland nicht länger „eine englische Boxerfaust, um nicht zu sagen eine englische Nase in Deutschlands Gesicht" (Jäckh, Deutschland im Orient, 1913). Aber noch zuletzt hat der englische Ukas vom 5. November 1914 gezeigt, daß England nicht bloß den Kanal, sondern auch den breiten Zugang zwischen Schottland und Norwegen sperren kann. Es ist daher ein ständiger Wunsch in den Kreisen der deutschen Marine, daß Deutschland nicht nur am Eingang des Kanals, sondern auch an dessen Ausgang in den Atlantischen Ozean einen Stützpunkt gewinnen muß — wir hörten dies zuletzt

[1]) Bei der Messung von Riesenreichen bietet sich der Umfang Europas von 10 Millionen Quadratkilometern als natürliche Einheit. Das ist eine Ausdehnung, die von China etwas überschritten, von Kanada ausgefüllt und von Brasilien, Australien und den Vereinigten Staaten fast erreicht wird.

Digitized by Google

auf der Jahresversammlung der deutschen Reedervereinigung im Oktober 1915, Ballin, den bekannten Generaldirektor der „Hapag" fordern.

Diese Sorge steht jedoch vor einer größeren und eingreifenderen Schwäche in der Lage des Reiches zurück. Ruedorffer — ein Pseudonym, hinter dem sich ein Mann in der unmittelbaren Nähe des Reichskanzlers verbirgt — hat in seiner Schrift: „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" kurz vor Kriegsausbruch diese Schwäche in all ihren Konsequenzen für die Politik durchschaut, und Hintze hat sie jetzt in „Deutschland und der Weltkrieg" zum Ausgangspunkt für seine ganze Betrachtung über das Vaterland und das „Weltstaatensystem" genommen. Es ist Deutschlands Zwischenlage zwischen anderen Großmächten, ohne daß es dabei wie diese, eine Seite frei hat. Die Verschiedenheit in den Proportionen erhält ihr schicksalsschweres Plus noch dadurch, daß das kleine Reich zwischen den großen eingeklemmt ist. Das bedeutet eine Last, die die andern nicht zu tragen haben. Jeder Schritt in der Weltpolitik wird für Deutschland durch die Rücksichtnahme auf die europäische Konstellation erschwert; es muß die Wirkung daheim berechnen, wo es von Nachbarn umworben ist, die Feinde werden können. Der konzentrische Druck ist also Deutschlands Schwäche von Anfang an. Friedrich der Große bekam ihn seinerzeit zu fühlen, Bismarcks Staatskunst vermochte ihn mit Hilfe glücklicher Konjunkturen zu umgehen, jetzt aber hat Wilhelm II. die äußersten Konsequenzen auf sich nehmen müssen. Die Gefahr der „zwei Fronten" hat sich durch den Versuch der feindlichen Mächte, auch die südliche Flanke zu umzingeln, zu der der „Einkreisung" ausgewachsen. Zwar will ein Historiker vom Range Seignobos' diese Gefahr als Ausgeburt der Einbildung hinstellen, „die von Größenwahnsinn in Verfolgungsmanie umschlägt"[1]), aber die geographischen Realitäten lassen sich auch durch noch so geistreiche Phrasen nicht wegtilgen.

Diese rein geographische Einklemmung wirkt auch in anderer Hinsicht hemmend. Deutschland entbehrt, zur Errichtung und Beherrschung eines großen Kolonialreiches der natürlichen Operationsbasis (Hintze), die Rußland und in gewissem Grade auch Frankreich durch die unmittelbare Nachbarschaft mit ihren Expansionsgebieten haben —, und die England durch seine maritime Lage und seine traditionelle Seeherrschaft besitzt. Deutschlands Kolonien liegen weit weg in Afrika und es beruht bei der gegenwärtigen Konstellation ganz und gar auf Englands Gnade, ob das Mutterland in Verbindung mit ihnen treten darf oder nicht. Der Weltkrieg hat die Rechnung wieder bestätigt; bevor kaum ein Jahr vergangen war, hatte Deutschland all seine Kolonien in den verschiedenen Weltteilen verloren, — die einzige größere Ausnahme ist Ostafrika, das sich noch durch eigene Kraft hält.

Das Problem des Zusammenhaltes zwischen Deutschland und seinen Kolonien ist somit völlig ungelöst. Zu alledem kommt aber noch eines hinzu: es gibt keine Spur von Zusammenhalt zwischen den Kolonien selbst. Sie liegen verteilt in drei größere Portionen (und eine kleinere) auf dem Festlande Afrikas und in mehreren größeren und kleineren Stücken im Stillen Ozan oder an anderen Küsten. Das sind für eine Weltmacht ganz unleidliche Verhältnisse. Wenn England in seinem Überfluß es als eine Lebensfrage ansieht, seine großen

[1]) Siehe die Schrift „1815—1915", *Du congrès de Vienne à la guerre de 1914* (unter *Etudes et documents sur la guerre*); über Deutschlands allgemeine Lage vergl. des Verfassers „Die Großmächte der Gegenwart".

Digitized by Google

kolonialen Blöcke miteinander zu vereinen, muß es der deutschen Politik noch mehr am Herzen liegen, wenigstens einen solchen Block zu schaffen.

Geographisch liegt diese Möglichkeit nur in Afrika vor. Das ist denn auch ein Programm, um das sich die allgemeine Meinung in Deutschland in letzter Zeit zu scharen beginnt; eine große zusammenhängende Afrikamacht, ein „Brasilien in der Alten Welt" (Hänsch) unter deutscher Fahne. Daß das belgische Kongo und das portugiesische Angola, die die Lücken zwischen den jetzigen Hauptstücken ausfüllen, auf die eine oder andere Art von Deutschland erworben werden sollen, ist somit in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Darauf zielen auch die beiden Hummerscheren gegen den Kongofluß hin ab, die Deutschland beim Marokkoabkommen mit Frankreich 1911 gewann. Dann aber trennen sich die Meinungen in ein meridionales und ein äquatoriales Programm. Das letztere ist mit der Erwerbung Angolas und Kongos zufrieden und will keine weitere Ausdehnung (Hänsch; mit einer geopolitischen Ausdehnung in Nigeria, Dove). Das Erstere nimmt Rücksicht auf Englands Programm im Indischen Meer und will dem deutschen Block die Einheit einer atlantischen Macht verleihen; zu diesem Zwecke sollten die ostafrikanischen Kolonien gegen Englands westafrikanische Besitzungen eingetauscht werden (Hans Delbrück) [1]). Keines von den beiden Projekten würde jedoch die Gesamtmacht auf mehr als $^3/_4$ des Umfanges Europas erhöhen.

Man muß hierbei beachten, daß diese Pläne schon nahe daran waren, ein völkerrechtliches Resultat abzugeben. Die Unterhandlungen mit England sollen zu einer Abmachung kurz vor dem Weltkrieg, nach den gewöhnlichen Angaben am 15. Juni 1914 (andere sagen am 14. Juli) geführt haben. Wir besitzen keine Akten oder offiziellen Angaben hierüber. Aber bei einer Tagung der Royal Geogr. Society am 24. Februar 1915 hielt der bekannte Afrikaforscher Harry Johnston einen Vortrag, der dann in dem Aprilheft der Gesellschaft unter der Rubrik *"The political geography of Africa before and after the war"* erschien; dort bringt er Angaben in bezug auf Afrikas Karte, die bei einer so feierlichen Gelegenheit kaum ohne behördliche Begutachtung vorgelegt werden könnten. Die eigene Stellung des Redners als hoher Beamter in der britischen Kolonialverwaltung (Gouverneur von Zentralafrika und Uganda) gibt seinen Worten ein größeres Gewicht. Auf seiner Karte 2 *(Africa as it might have been in 1916)* sehen wir ein zusammenhängendes deutsches Gebiet nach dem Äquatorialprogramm, wenn auch noch mit größeren belgischen und portugiesischen Besitzungen als Enklaven; das französische Kongo, das innere Belgisch-Kongo und das südliche Angola sind die vornehmsten Neuheiten in deutschem Besitz, die der Redner sich durch ein Abtreten des französischen Lothringen sowie Luxemburgs (aus der Zollvereinigung) an Belgien und außerdem durch pekuniäre Opfer erkauft denkt. England würde bei Frankreich, Belgien und Portugal seine Vermittlung zur Erreichung eines solchen Übereinkommens angeboten haben.

Das war also Deutschlands Vogel in der Hand, der fortflog, als der Krieg zu dröhnen begann. Einer von Harrys Zuhörern (Wilson Fox) fühlte sich wie

[1]) Siehe hierüber: Hänsch, Die Aufteilung Afrikas in Geogr. Zeitschrift 1912, S. 382 ff. Dove, Afrika und die Europäer, ebd. 1913, S. 622 ff. Delbrück, Über die Ziele unserer Kolonialpolitik in Preuß. Jahrbücher, März 1912, vergleiche „Die Großmächte", S. 78.

Digitized by Google

unter einem Alpdruck, als er diese Karte zu sehen bekam. Die allgemeine Meinung bei der Zusammenkunft war offenbar, daß England damit ein großartiges Opfer gebracht hätte. Nichtsdestoweniger ergibt das Ganze nach Johnstons eigener Berechnung nicht mehr als 5 Millionen Quadratkilometer: also ein halbes Europa; und es hatte eine sehr unglückliche Territorialgestalt mit bloß 200 Kilometer Küste auf eine Breite von 1300 Kilometer Luftlinie bekommen [1]). Und dabei muß man noch eines bedenken: dieser Kolonialbesitz ist rein tropisch, er bietet keinen Platz für Weiße, wie der Frankreichs in Nordafrika, der Rußlands in Sibirien, der Englands in allen anderen temperierten Zonen (außer in Südamerika). Die primäre Aufgabe fremder Besitzungen, als Anbauland den Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes aufzunehmen, würde also auch in diesem Rahmen ungelöst geblieben sein. Wir mögen uns bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß Deutschland jährlich einen Bevölkerungsüberschuß von mehr als 800 000 Seelen unterzubringen hat, während England mit seinem zehnmal größeren Gebiet nicht die Hälfte davon, Frankreich auf einem dreimal größeren Raum allerhöchstens 60 000 Seelen oder ein Vierzigstel von dem Deutschlands und Rußland auf siebenmal größerem Raum 2½ Millionen oder dreimal soviel unterbringen muß.

Aber die Karte Johnstons enthält noch eine Erleichterung für Deutschland (die Lord Bryce bei der Versammlung mit Unruhe erwähnte): *"Asia minor"* ist dort bis hinunter nach Basra mit Deutschlands gelber Farbe gezeichnet, nur mit einer französischen Halb-Enklave in Syrien. Wir sehen hier den Endpunkt einer anderen Entwicklung, das letzte Blatt jener Geschichte, die davon erzählt, wie Deutschland versuchte, sich aus seiner grundlegenden Schwäche, dem konzentrischen Druck auf das Mutterland, herauszuarbeiten.

Wieder stehen wir vor geographischen Axiomen, wenn wir konstatieren, daß Südost die Kompaßrichtung für diesen Expansionsgedanken ist. Da die slawischen und romanischen Mauern den Osten und Westen absperren, während im Norden hinter Skandinavien Ödmarken liegen, blieb keine andere Richtung über. Gemäß dem Gesetz des geringsten Widerstandes mußte Deutschlands Streben aus seiner geographischen Klemme naturnotwendig zum „Drang nach Süden" werden. Dieser Drang hat so welthistorische Dimensionen angenommen, daß wir ein näheres Studium seiner Entwicklungsphasen nicht unterlassen können.

In der einschlägigen Literatur [2]) pflegt darauf hingewiesen zu werden, daß schon Friedrich der Große ein politisches Zusammengehen zwischen Deutschland

[1]) Siehe Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, 1915. Die Karten, sowie das Referat über den Vortrag finden sich auch im „Weltwirtschaftlichen Archiv", Oktober 1915. — [2]) Als neue literarische Repräsentanten dieser nach Südosten tendierenden Trippelalliance sind besonders hervorzuheben: Wirth, Die Zukunft der Türkei, 1908, Trietsch, Deutschland und der Islam, 1911; Jäckh, Deutschland und der Orient nach dem Balkankriege, 1913; Grothe, Die asiatische Türkei und die deutschen Interessen, 1913; Schäfer, Deutsch-türkische Freundschaft, 1914; Winterstetten, Berlin-Bagdad, 1913. Nach dem Kriegsausbruch und dem offiziellen Bündnis ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit in einer wahren Flutwelle deutsch-levantischer Literatur zum Ausdruck gekommen, unter der die beiden Schriftserien „Orientbücherei", hrg. von Jäckh, und „Länder und Völker der Türkei", hrg. von Grothe, Beachtung verdienen, von denen die letztere auch eine besondere Vereinigung für diese Verbindungen gestiftet hat: „Deutsches Vorderasienkomitee" (mit Jahrbuch).

Digitized by Google

und der Türkei eröffnen wollte; damals bestimmte jedoch das gleiche äußere Motiv, das vorher die Türkei mit dem Schweden Karl XII. verbunden hatte, nämlich das gemeinsame Interesse gegen ein dazwischenliegendes Land, gemäß dem von Fahlbeck aufgestellten Postulat, daß ein Staat mit seines Nachbarn Nachbar Freund ist, nachdem er so leicht der Feind seines Nachbarn wird. Der zweite Anstoß zu der deutsch-türkischen Verbindung ging im Jahre 1840 gleichzeitig von zwei Seiten aus: von einer militärischen, die durch Moltkes Attaché-Dienst in Konstantinopel und seine Abhandlung über „Die militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches" repräsentiert wird, und von einer wirtschaftlichen, die Friedrich List, der Verfasser von „Das nationale System der politischen Ökonomie", vertrat. Die politische Konstellation war damals noch nicht viel von der zu Friedrichs Zeiten verschieden, noch lag Österreich-Ungarn als ein feindliches Element zwischen beiden; aber vor Lists weitem Blick verschwindet dies als eine Zufälligkeit im Vergleich zu den starken Interessen, die alle drei Kaiserreiche von der Nordsee bis zur Persischen Bucht, von Dünkirchen bis Riga verbinden. Dieser Mann, von dem ein Biograph sagt, „daß sein dankbares Vaterland ihm den Revolver des Selbstmörders in die Hand gedrückt habe" (1846), wird jetzt mit Recht als „Prophet des neuen Deutschland" gefeiert (Kumpmann 1915) und er kann infolge dieser Initiative als der geistige Vater jener Weltgeschichte betrachtet werden, die jetzt ihre Blutstaufe durch den Weltkrieg erhalten hat.

Ein praktisches Vorwärtsschreiten auf dem von List angedeuteten Weg war nicht möglich, bevor Österreich-Ungarn und Deutschland in der politischen Stellung auf die gleiche Seite kamen, was durch das Bündnis von 1879 geschah. Jetzt, um die Mitte der achtziger Jahre kamen die Gedanken an eine südöstliche Richtung wieder in Fluß; ihre Verkünder waren vor anderen Paul Dehn in mehreren Arbeiten von 1883—1886 und Sprenger in einer Schrift von 1886 über „Babylonien, das reichste Land der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart". Einige Jahre später lenkte Kaerger die Aufmerksamkeit auf „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld" (1892). Man hielt sich dabei vor allem an die Tatsache, daß hier an der Hausecke Europas ein herrliches Produktionsgebiet lag, das der Aufmerksamkeit der alten Kolonisten noch entgangen war; im übrigen herrschte noch immer der von List angegebene wirtschaftliche Gesichtspunkt.

Was aber diese Pläne vor allem hinderte, war das mangelnde Interesse beim Reichsbaumeister Bismarck für Kolonialpolitik im allgemeinen und Levantepolitik im besonderen. Obwohl er Ägyptens Bedeutung vollkommen einsah, wissen wir durch eine Abhandlung von Hagen (England und Ägypten, 1915), daß Bismarck hier England direkt aufgemuntert hat, wie er andererorts Frankreich bei seinen Plänen in Tunis aufmunterte. Hat der Meister unter dem Schein der Sympathie ein politisches Pfand auf England schaffen wollen, einen Angriffspunkt auf seine Macht? Wir dürfen es nicht glauben, da wir ihn so gleichgültig gegen Konstantinopels Geschick finden; bekanntlich wollte er nicht „die gesunden Glieder eines einzigen pommerischen Musketiers" für die orientalische Frage opfern, und er hat offen erklärt, Rußland in dieser Richtung keine Hindernisse in den Weg legen zu wollen. In Poschingers „Tischgesprächen" wird unter dem 31. Mai 1892 auch das Motiv angegeben: „Vom egoistischen Standpunkt würde ich sogar ein Rußland, welches Konstantinopel

Digitized by Google

besäße, also mit einem Bein von Odessa übers Schwarze Meer hinübergeschritten wäre, für weniger bedrohlich uns gegenüber halten, als das jetzige".

Das ist der klar kontinentalpolitische Standpunkt, eine Parallele zu der kleinasiatischen Politik in den Glanztagen des Manchestertums. Seitdem die Konzentrationsaufgaben des Einigungswerkes gelöst worden sind, konnte Deutschland bei diesem begrenzten Stadium nicht stehen bleiben. Der entscheidende Schritt zum Imperialismus mit levantischer Adresse wird von Kaiser Wilhelm II. am Grabe Saladins in Damaskus am 8. November 1898 getan, als er das Weihgelübde ablegte, „für alle Tage ein Freund der 300 Millionen Mohammedaner zu sein". Von diesem Tage und dieser Stunde an sind die Schicksale Deutschlands und der Türkei so eng miteinander verflochten, daß nicht einmal der Fall Marokkos und Tripolitaniens und selbst das europäische Debakel der Türkei im Jahre 1912, das Deutschland nicht verhindern konnte, die beiden dauernd wieder zu trennen vermochte.

Die unmittelbare Folge der Kaiserrede wurde ein Unternehmen, das immer als das geographische Symbol der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft dastehen wird. Das ist die bekannte Bagdadbahn. Sie knüpft an ein Eisenbahnnetz an, das unter deutschen Auspizien im Jahre 1896 Konia erreicht hat. Diese erste Konzession war schon 1888 bewilligt und wurde von der anatolischen Eisenbahnaktiengesellschaft ausgeführt, hinter der die Deutsche Bank stand. Die Gesellschaft schloß dann zu Weihnachten 1899 ein Übereinkommen mit der türkischen Regierung ab, daß sie in 8 Jahren eine normalgeleisige Eisenbahn zur Persischen Bucht hinführen dürfe. Dadurch sollte das türkische Reich seine Längsbahn in Verbindung mit der Hauptstadt bringen, während das konkurrierende englische Projekt der Verknüpfung des Mittelmeeres mit der Persischen Bucht in der Praxis ein „englisches Segment" aus dem Reiche geschnitten und Syrien-Mesopotamien vom Zentrum abgesondert hätte (Jäckh). Hier liegt der offenkundige Vorrang des deutschen Vorschlages vom türkischen Standpunkt aus; hier aber liegt auch der Grund zum englischen Widerstand, der sich jetzt offenbart, — es ist ja die konkurrierende Linie neben dem Suezkanal und dem anderen Hauptweg nach Indien, die sich hier in moderner Form einstellt.

Man wundert sich jetzt nicht mehr darüber, daß England von Anfang an sein Kapital von diesem Unternehmen ganz fern hielt und der Zollerhöhung, mit der die Türkei es stützen wollte, entgegenarbeitete. Und wie die Arbeit nichtsdestoweniger in Gang kommt — mit 40 Prozent deutschem, 30 Prozent französischem und 30 Prozent Schweizer Kapital, 11 Deutschen sowie einem Österreicher, 8 Franzosen, 4 Türken und 2 Schweizern in der Direktion —, verlegt England seinen Widerstand nach dem Endpunkt der Bahn. Ohne transozeanischen Charakter hat sie ja wenig Wert; der natürliche Außenhafen ist Kueit (Kadima) an der Persischen Bucht; also finden wir England seit der Jahrhundertwende in immer intimerer Verbindung mit dem türkischen Vasallen, der Sultan an diesem Platze war, bis es im Mai 1913 (im Kueit-Trakt) gelingt, während der Schwächung der Türkei durch den Balkankrieg diese von jener Besitzung wegzuschieben, während ein arabischer Scheik im Solde Englands die Türkei von ihrem letzten Strandhafen an der Persischen Bucht verdrängt [1]). Die deutsch-

[1]) Diese Aktion aus dem innern Arabien begann nach einem Besuch, den der englische Konsul in Kueit im April 1914 gemacht hatte, vgl. Max Roloff, Arabien und seine Bedeutung für die Erstarkung des Osmanenreiches, 1915, S. 11.



Digitized by Google

türkische Politik hat nach anderen Auswegen gesucht, um den englischen Kunstgriff zu umgehen; erst Kor Abdallah, eine andere Bucht, die aber erklärte England als zum Sultanat Kueit gehörig — dann den persischen Hafen Mohammera, da aber erzwang die englische Regierung Persien eine Konzession zum Eisenbahnbau dorthin. Es schien für die Eisenbahnverwaltung also nichts anderes übrig zu bleiben, als zu resignieren. Der Bahnbau (definitive Konzession am 5. März 1903) war 1904 die 20 Meilen bis Bulgurlu vorgeschritten und dann fast 5 Jahre stillgestanden; seit die Fortsetzung finanziell sichergestellt war (2. Juni 1908), finden sich Deutschland und die Türkei im Vertrage vom 21. März 1911 bereit, das Endstück von Bagdad bis zur Bucht einer internationalen Verwaltung zu überlassen (40 Prozent türkisch, 20 Prozent deutsch, englisch und französisch, nach Jäckh). Jetzt war der Weg zum Übereinkommen zwischen Deutschland und England frei, und dies soll in das Afrika-Abkommen vom Sommer 1914, das wir auf H. Johnstons Karte gesehen haben, mit aufgenommen worden sein. Die Bedingungen sollen gewesen sein, daß England Deutschland freie Hände bis Basra ließ, während es sich allein die Schlußstrecke Basra—Kueit vorbehielt.

Als dies geschah, war auch eine andere Streitfrage geklärt, nämlich die, ob die Bahn an der Küste der Alexandrettebucht vorbei oder innen ins Land gehen sollte. Für das erstere sprachen wirtschaftliche und technische Gründe, und die Deutsche Bank soll auch viel auf diese Linie gehalten haben; aber es erweckte Mißtrauen, daß England hier lebhaft sekundierte, es lag zu nahe, hinter diesem Interesse die Berechnung zu vermuten, daß die Bahn unter die Kontrolle der englischen Schiffskanonen kommen solle, und so entschloß man sich 1911 für den militärisch sichereren Inlandweg, obwohl man dabei schwere Terrainverhältnisse zu überwinden hatte. Der Vorteil des Meerhafens wurde jedoch durch eine Nebenbahn nach Alexandrette wieder eingeholt, die im November 1913 eröffnet wurde und ein für allemal die Konkurrenz der englisch-syrischen Querbahnen beseitigte. Unterdessen war die zusammenhängende Linie (Dezember 1912) weitere 9 Meilen von Bulgurlu bis Bozanti geführt worden, so daß beim Ausbruch des Weltkrieges nur zwei Lücken von einigen Meilen in der Strecke bis Aleppo fehlten, wo die syrisch-arabische Linie beginnt. Der Krieg hat die Arbeiten beschleunigt; der Tunnel durch den Taurus wurde im Dezember 1914, der durch den Amanus (5 Kilometer) im Juni 1915 fertig; unterdessen ist auch die große Euphratbrücke für den Verkehr eröffnet und die Stammbahn erstreckt sich jetzt wenigstens 6 Meilen darüber hinaus nach Osten hin, während von Bagdad aus 13 Meilen gebaut sind.

So scheint der große Bahnbau über alle Hindernisse hinweg seiner Vollendung entgegenzugehen. Nach neuen Konzessionen sollte allerdings die deutsche Stammbahn auf beiden Seiten durch Nebenbahnen anderer Mächte flankiert werden, so daß die eingeklemmte Lage des Mutterlandes in der Interessensphäre sich wiederholt haben würde [1]). Aber der Krieg hat der Türkei jetzt die Hände frei-

[1]) Vergl. hierüber Hennings Untersuchung im „Weltwirtschaftlichen Archiv" (April 1915) und seiner später besonders herausgegebenen Schrift: Die deutschen Bahnbauten in der Türkei (Heft 12 der Serie „Länder und Völker der Türkei") sowie General Imhoff: Das Eisenbahnnetz der asiatischen Türkei vor dem Kriegsausbruch in Peterm. Mitteilungen, Juli 1915. An letztgenannter Stelle befindet sich eine Karte, auf der man die einzelnen Interessensphären, auch die französische im Norden und Nordosten nach dem Vortrag vom 10. IV. 1915 wiedergegeben

Digitized by Google

gemacht und diese hat durch Kündigung der Konzessionen die Angelegenheit zur Zufriedenheit ihres starken Bundesgenossen geordnet.

Aber wir verlassen jetzt die Einzelheiten und erheben den Blick zu dem großen historischen Gedanken, der hinter dem, was hier geschieht, liegt. Dabei begegnen wir einem Ausspruch von solcher Bedeutung, daß er hier wörtlich wiedergegeben werden soll:

„Wäre ich ein Deutscher, so würde ich in meinen Zukunftsträumen ein großes deutsch-österreichisch-türkisches Zukunftsbild vor mir sehen, etwa mit zwei Haupthäfen: Hamburg und Konstantinopel, mit Häfen an der Nord- und Ostsee, am Adriatischen und Ägäischen Meer, ein Reich, das seinen Einfluß durch Mittelasien und Mesopotamien bis nach Bagdad und darüber hinaus geltend machen könnte. Dieses zusammenhängende Imperium von der Mündung der Elbe bis zu der des Euphrat wäre gewiß ein stolzes Ziel, nach dem eine große Nation streben könnte."

Diese Worte stehen in der Londoner Finanzchronik vom 4. April 1903, und der, der sie schreibt, ist kein anderer als Harry Johnston, derselbe, der 12 Jahre später Kleinasien in deutscher Farbe herzeigte. Hiermit steigt vor unseren Augen das territoriale Zukunftsbild auf, das nachher unter der Bezeichnung Elbe—Euphrat oder Berlin—Bagdad wohl bekannt wurde. Im gleichen Jahre, 1903, kam die erste Auflage von Rohrbachs „Deutschland unter den Weltvölkern" heraus. Rohrbach übernimmt hier den Gedanken des Engländers, aber nur im Sinne eines ökonomischen Zusammenschlusses und verlangt „ein autonomisches und nahezu geschlossenes Produktions- und Konsumptionsgebiet". Man hat seitdem zurückhaltender von dieser Sache gesprochen; der frühere Reichskanzler Bülow spricht in seiner außerpolitischen Apologie aus dem Jahre 1913 (in der Einleitung zur Jubiläumsarbeit „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II.") vorsichtig von der Türkei, als „von einem lange Jahre hindurch nützlichen und wichtigen Glied in der Kette unserer politischen Verbindungen", weil wir „am Fortbestehen der Türkei ein bedeutendes wirtschaftliches, militärisches und auch politisches Interesse haben und in „Deutschland und der Weltkrieg" weist Hintze das Johnstonsche Bild ziemlich barsch als ein „phantastisches Projekt" von der Hand. Man kann die Rücksichtnahme auf die empfindlichen Verbindungen verstehen: die Deutschen wollen sich gegen einen Gedanken verwehren, der leicht die Vorstellung von Eroberungsplänen, ähnlich denen, durch die andere Imperien gewachsen sind, erwecken kann. Man hat sogar seit Rohrbachs Äußerung im Jahre 1903 vermieden, Anatolien als Auswanderungsland für deutschen Bevölkerungsüberschuß zu empfehlen, obwohl dieses nach General Imhoff Pascha (Vortrag vom 25. Oktober 1913) genau so gut wie jetzt 15 Millionen auch 60 bis 70 Millionen — nach anderen noch viel mehr — fassen könnte. Auf diese Weise ist das Programm Berlin—Bagdad vor dem Weltkrieg gewissermaßen im Schatten gestanden [1]). Nichtsdestoweniger wage ich zu behaupten, daß das

sieht; das deutsche Arbeitsfeld ist im Norden ungefähr durch den 34—41 Grad östlicher Länge, im Süden durch den 36—39 Grad nördlicher Breite begrenzt, nach der Angabe von Grothe, Deutschland, die Türkei und der Islam, 1914, S. 14. Ferner Hermann Schmidt, Das Eisenbahnwesen in der asiatischen Türkei, 1914. Nach Hennings Berechnung waren im August 1915 1094 Kilometer von der ganzen 2290 Kilometer betragenden Schienenlänge (Konia-Basra) fertiggestellt.

[1]) Dieser Umstand kam auch halboffiziös in einer Broschüre (Weltpolitik und kein Krieg, 1912) zum Ausdruck, die Enthaltsamkeit in der Levante gegen Entgelt in



Digitized by Google

levantische Programm auf die eine oder andere Weise als der wirkliche König- oder Kaisergedanke des neuen Deutschland, als Lösung der geopolitischen Heimatsprobleme des Landes und als der einzig natürliche Weg zur Weltmacht in jedem deutschen Zukunftstraum enthalten ist [1]).

Wir müssen den Gedanken bloß richtig fassen. Schon Dix hat (in einer Schrift „Deutscher Imperialismus") im Jahre 1906 den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er dieses Programm weniger als deutschen Imperialismus, sondern mehr als einen „europäischen Staatenbund-Imperialismus" erklärte. Deutschland ist nicht das einzige Subjekt; Österreich-Ungarn ist das andere. Anatolien ist auch nicht das einzige Objekt; die Balkanhalbinsel ist ein anderes. Jäckh vergleicht das Verhältnis treffend mit einer deutsch-österreichischen Aktiengesellschaft, bei der die Rollen so verteilt sind, daß sich der deutsche Teilhaber in erster Linie für das fernere Kleinasien, der österreichische jedoch für das angrenzende Balkangebiet interessiert. Bei diesem Orientsyndikat ist Deutschland auf der europäischen Strecke (Wien—Konstantinopel) nur Subdirektor, auf der asiatischen aber (Konstantinopel—Bagdad) Generaldirektor. Das Verhältnis ist ohne Zweifel kompliziert, es gibt Deutschland keineswegs die Hände so frei, wie den anderen großen Imperien, sondern bindet es kategorisch an Österreich-Ungarn; solange aber Österreich-Ungarn um seiner Selbstbehauptung willen ebenso kategorisch an Deutschland gebunden ist, hat Deutschland nach dieser Richtung hin die klare Aussicht, das ihm angeborene Übel, die Zwischenlage zu überwinden; und das um so mehr, als Deutschlands überlegene Kraft ihm die Leitung der Firma zusichert.

Dieser Interessengemeinschaft — deren Formen übrigens ins Gebiet der Verfassungspolitik gehören — begegnet vom andern Ende der Linie her eine ebenso ausgeprägte. Politische Konjunkturen haben das Angesicht der Türkei zufällig den Westmächten zugewendet, wie z. B. beim ersten Durchbruch der Jungtürken 1908, bei deren Fall und Deutschlands Unfähigkeit, Hilfe in der Not zu bringen. Aber der Zug zu den Zentralmächten ist wie eine tiefere Strömung wiedergekommen. Die Türkei ist nämlich aus sehr guten Gründen zu der Überzeugung gekommen, daß das Programm Berlin—Bagdad sie gesammelt und gestärkt erhält, — während das Programm der Entente es auf ihre Auflösung und ihren Tod abgesehen hat. Das wurde sofort klar, als England Konstantinopel als Preis für Rußlands Freundschaft aufgeben mußte. Johnstons Karte Nr. 3: *Africa as it may be when the war is finished*, bringt durch ihr Äußeres schon den Beweis: *"Asia minor"* bis nach Alexandrette in russischer Farbe, darunter ein englisches Mesopotamien, gleichfalls bis zum Mittelmeer, darunter ein großes französisches Syrien, und darunter schließlich ein Judea ohne besondere Farbe in der Lücke neben Ägypten. Das Programm sieht noch die ägäische Küste für Italien vor, und ebenso einige Stücke für Griechenland, wenn dieses mit der Entente gemeinsame Sache macht. Aber die Türkei ist ganz von dieser Karte verschwunden, genau wie Deutschland von der Afrikas. Diese Absicht schimmert auch hinter allen Umschreibungen Seton-Watsons in dem großen englischen Sammelwerk hervor: „wir müssen", so heißt es dort an einer Stelle, „auf

---

Zentralafrika anempfahl, also eine Kolonialpolitik ohne Rücksicht auf den Zusammenhang mit dem Mutterland verfocht. Dieser Standpunkt wird wegen seiner Staatsklugheit sehr gelobt von Andler „Le Pangermanisme", 1915, S. 49 ff. (Etudes et documents.) — [1]) Vergl. Die Großmächte, S. 79 f.

Digitized by Google

die Möglichkeit einer ebenso raschen und überwältigenden Umgestaltung in der asiatischen Türkei vorbereitet sein, wie die, welche die Balkanstaaten vor nur zwei Jahren vom türkischen Alpdruck befreite". Folglich hat der Gesichtspunkt reiner Selbstbehauptung die Türkei in das deutsch-österreichische Fahrwasser getrieben. Diese Diskussion ist nun auch praktisch abgeschlossen, seitdem die drei Mächte ihr Blut im Weltkrieg vermischt haben.

Somit liegen die Ecksteine jenes Gebäudes fest, das Deutschlands Zukunftsaussichten in sich einschließt. Eine kritische Zeit für diese brach mit dem Balkanbund von 1912 und dem Krieg auf der Halbinsel herein, der die direkte Tür zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei (Novibasar) verschloß und Serbien—Bulgarien als einen Riegel vorschob. Hier machen wir nur die rein geographische Bemerkung, daß die Balkanhalbinsel in das Ganze als Zwischenstück in Deutschlands Brücke zum Orient gehört (Emmerich-Schubert 1915). Der Weltkrieg scheint nun auf dem Wege zu sein, auch dieses Problem zu lösen, den Riegel zu entfernen und das Zwischenstück fest mit den anderen zu verketten, indem Bulgarien freiwillig mitging und Serbien unterdrückt wurde. Das ist die Bedeutung des Balkanaktes im Kriege; jetzt werden dem Gebäude die Schlußsteine eingefügt.

Das Programm Berlin—Bagdad beginnt somit in festeren Umrissen vor der Geschichte dazustehen. Jetzt hören wir auch eine offene Sprache in der deutschen Literatur. Wir hören imperialistische Rufer, die auch nicht davor zurückschrecken, die Levante als Neuansiedlungsland zu empfehlen. So entwirft Winterstetten (A. Ritter) 1914 „Neue Ziele mitteleuropäischer Politik" unter der Rubrik Berlin—Bagdad; er findet neben „Groß-Rußland, Welt-Britannien, All-Amerika" keinen Platz für ein kleindeutsches Reich oder ein österreichisches Chaos, sondern nur für ein „Mitteleuropa" mit dem Privilegium, dieses Land zu kolonisieren und seine Hilfsquellen zu eröffnen [1]).

Jetzt verstehen wir auch Rußlands Nervosität angesichts der Entwicklungen auf der Balkanhalbinsel. Es ist nicht nur die allgemeine Gefahr einer Niederlage, es ist das Interesse an dem Wirkungskreis selbst, der sich in Rauch und blauen Dunst aufzulösen droht, — der Traum von Konstantinopel und der freien Durchfahrt, der Traum und die Hoffnung von Jahrhunderten droht für immer in die Welt täuschender Illusionen zu entfliehen. Ist England am letzten Stück der deutschen Brücke interessiert, so ist es Rußland an diesem Mittelstück; und ein stärkeres Interesse hat die Welt selten gesehen. An diesem Gegensatz zerbricht die traditionelle Freundschaft zwischen den Regierungen wie sprödes Glas. Rußland kann Deutschland nie verzeihen, daß es als Bürge Konstantinopels aufgetreten ist, seitdem Frankreich und England zurückgetreten sind; aber ebensowenig kann sich Deutschland in eine solche Konkurrenz finden, die seinen großen Plan verdirbt. Wir stehen hier vor einem historischen Gegensatz allerersten Ranges.

Aber unsere Perspektive reicht noch weiter. Gelingt es Deutschland, seine levantische Staatsgemeinschaft zusammenzuschmieden, so hat es (relative) Bewegungsfreiheit für sich selbst gewonnen; aber dann muß noch der Zusammenhalt mit dem kolonialen Block gewonnen werden. Gibt es hierfür irgendwelche natürliche Aussichten?

[1]) Nach Kriegsausbruch hat derselbe Verfasser den Umkreis nach Norden hin ausgedehnt und das politische Programm des Krieges unter der Formel Nordkap-Bagdad zusammengefaßt (1914).

Digitized by Google

Der erste Schriftsteller, bei dem ich unmittelbare Ansätze zur Lösung dieses letzten Programmes gefunden habe, ist Karl Mehrmann. Anknüpfend an Gedanken, die er schon 1910, aber damals ohne Anklang geäußert hat, schildert er 1915 ein Großdeutschland, bei dem die nationale Torsogestalt, das zersplitterte Machtgebiet und der Enklavencharakter des Mutterlandes durch ein großes „ökonomisch-politisches Gesamtreich" über Europa, Vorderasien und Zentralafrika hin, „durch eine Bresche in dem zum britischen Binnensee degradierten Weltmeer", eine stetige Flankierung der kürzesten Verbindung zwischen England und Indien überwunden ist. Er richtet also seine Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen den Kolonien und dem erweiterten deutschen Machtgebiet, scheint diesen aber für erreicht zu halten sobald man durch die Vereinigung mit der Türkei ums Mittelmeer herumgekommen und bis zum Indischen Ozean vorgedrungen ist. Dabei bleibt aber doch die Abhängigkeit von der englischen Seemacht noch bestehen. Das Wesentliche steht noch aus. Will man die deutsche Macht definitiv von dieser Abhängigkeit befreien, so muß man den Gedanken in dieser Richtung mit dem Blick auf die Karte weiterdenken; dann sieht man, daß es wirklich eine Landbrücke zwischen der Levante und Zentralafrika gibt — und diese heißt Ägypten.

Diese Konsequenz wird von Franz Köhler in einer Arbeit „Der neue Dreibund" (1915) gezogen, die den Anspruch erhebt, „ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde" zu geben und diesen Anspruch vielleicht auch erfüllen dürfte. Vorausgesetzt wird, daß der ägyptische Sudan bei der Realisation und Restauration als „eine Südmark für unseren neuen Staatenbund" mit einbegriffen wird, wenn die deutschen Waffen Ägypten seinem rechtmäßigen Herrn, der Türkei, zurückerobert haben. Das Programm: Elbe—Euphrat würde hier nur als ein Glied einem größeren angehören, das ich Elbe—Aquator nenne. Aber dadurch wäre auch der politische Länderzusammenhang zwischen Deutschland in Europa und Deutschland in Afrika hergestellt, welch letzteres zugleich durch den Erwerb des belgischen und ägyptischen Kongo sowie des portugiesischen Angola zusammengefügt werden sollte.

Es ist offenbar, daß wir erst jetzt vor der Lösung des ganzen Problems stehen. Die grundlegenden Fehler in Deutschlands Reichsgestalt sind entfernt, der konzentrische Druck und ebenso die Zersplitterung des Machtgebietes, der Zusammenhang zwischen Reich und Kolonien, wie zwischen den Kolonien untereinander, wäre gegen fremde Störungen gesichert. Und zugleich würde sich eine wirkliche Ausdehnung für eine Weltmacht ergeben; denn dieses afrikanische Reich entspricht wirklich einem großen Europa an Umfang, und dazu würde ein halb so großes (mit ganz Arabien $^3/_4$ so großes) Gebiet der Bundesbrüder kommen, und das ganze würde eine Bevölkerung von über 200 Millionen zählen, von denen die Hälfte unmittelbar in Deutschlands Hand stünde — zusammen ein Reich, das an Umfang etwas kleiner als das jetzige russische, aber an Volksmenge etwas größer ist. Wir haben hiermit die äußerste Grenze der rein geographischen Perspektive erreicht. Wir haben das Endziel gesehen, das Deutschlands Weltmachtstreben winkt; und wir sind durch die eigene Logik der Geographie zu ihm geführt worden, bei der sich das eine Glied notwendig aus dem andern ergibt. Als organischer Gedanke frappiert auch der Umstand, daß das Reich der Mitte in Europa, das Reich der Mitte in der ganzen Welt wird. Auch dieses Großdeutschland würde seinen Charakter als Zentralmacht bewahren, sogar bis hinein ins dunkelste Afrika würde es auf beiden Seiten von den Besitzungen anderer

Digitized by Google

flankiert werden — nur die große Völkerbrücke zwischen den Weltteilen würde demgemäß ganz unter seinem Einfluß stehen. Das Ziel kann schwindelnd erscheinen und ist im Grunde doch mehr defensiv als offensiv. In dem Streben, die Integrität der Türkei zu bewahren, hält es gegenüber russischer Agressivität an den Dardanellen und englischer an der Persischen Bucht an einem klaren *status quo* fest. Mit seiner Spitze gegen Ägypten ist es bestrebt, ein von England verletztes Rechtsverhältnis wieder herzustellen, da Deutschland hier als Verfechter und Vollstrecker eines von der Türkei nie aufgegebenen Anspruches auftreten würde. Erst im Innern Afrikas wird auch Deutschlands Programm aggressiv. Aber auf seinem Gewinnkonto stehen auch Posten außerhalb der eigenen Machtfragen; es würde ein planetarisches Gleichgewicht schaffen, indem es eine gleichwertige Macht an Rußland und Englands Seite stellen und Europa durch Einordnung des Unruheherdes auf dem Balkan in einem festen Zusammenhang Frieden schaffen würde.

Daß wir uns auch hier nicht mit reinen Chimären beschäftigen, zeigt die erhöhte Unruhe in der englischen Presse, seitdem Deutschland seinen Balkanfeldzug eröffnet hat. *"Daily Mail"* hat im Oktober eine Karte gebracht, auf der der Plan Deutschlands mit den Worten angegeben ist: *via* Konstantinopel nach Suez und Ägypten. *"Times"* schreiben, daß „der Versuch der Deutschen, sich den Weg von Berlin nach Konstantinopel zu eröffnen, für uns große Gefahren in Ägypten, Persien und Indien mit sich bringt". In der Tat ist der Hieb, der jetzt gegen die englische Macht gerichtet wird, gefährlicher als jener, mit dem Deutschland im zweiten Abschnitt des Krieges, zur Küste nach Calais vorzubrechen suchte. Die englische Weltmacht hat nie auch nur annähernd in solcher Gefahr geschwebt. Für die Wirklichkeit der Gefahr zeugen auch die forcierten Eisenbahnbauten, die gerade jetzt auf türkischer Seite gegen Suez zu — wie es scheint, teils von Jerusalem und teils von Maan aus — unternommen werden; wie ernst es damit ist, geht am besten daraus hervor, daß wir hören, daß der Leiter der Arbeit kein geringerer als Meißner Pascha, der weltberühmte Baumeister der Hedjasbahn ist; nach gewissen Angaben sollte das Unternehmen schon im Herbst 1915 fertig geworden sein, nach andern erst in diesem Frühjahr (Hennig). Daß die Linie Kap—Kairo in das anatolische Eisenbahnnetz abgelenkt werden soll, ist übrigens eine Voraussetzung für das große deutsche Programm und eröffnet dem Weltverkehr ungeahnte Weiten.

Die Unvereinbarkeit der englischen und deutschen Zukunftspläne auf diesem Wege wird schon am geographischen Horizont gemessen klar. Das levantische Programm ist als solches für England schwer zu verdauen; das zeigt sich am deutlichsten, wenn man mit Jäckh (in einer seiner Schriften: „Deutsch-türkische Waffenbrüderschaft 1915") dieses Programm als Antwerpen—Basra zuspitzt, was sich sowohl gegen England wie gegen Bombay richtet. Das Übereinkommen vom Jahre 1914 schien zu beweisen, daß diese Reibung sich neutralisieren oder wenigstens mäßigen ließe [1]). Wenn dem so war, ist jedenfalls der Gegensatz in

[1]) Wieweit das englische Entgegenkommen in diesem Punkt ernst gemeint war, soll hier nicht näher untersucht werden. Harry Johnstons Karten können wohlmeinender sein, als im Grunde beabsichtigt war, da es ja nachträglich nichts schadet, sich edelmütig zu zeigen. Auf jeden Fall muß man Englands Nachgiebigkeit mit den gleichzeitigen französischen Forderungen zusammenhalten, nach denen die deutsche Bahn nicht nur am Endpunkt, sondern auch an den Seiten ihre Einschränkungen erleiden sollte.

Digitized by Google

Suez unversöhnlich. Wir stehen hier an einem Punkt, an dem sich zwei Großmachtswillen von politischer Notwendigkeit gegenseitig kreuzen. So pflege ich unlösbare Konflikte zu bezeichnen. Aus dem gleichen Grunde mußten Japan und Rußland 1904 das Schwert ziehen, der Schneidungspunkt hieß damals Port Arthur. Aus dem gleichen Grunde mußte Frankreich 1898 einen demütigenden Rückzug unternehmen, der Schneidungspunkt hieß damals Faschoda. Wir sind aber erst kürzlich bei den Problemen des Weltkrieges noch einem begegnet: den Dardanellen. Solange es Rußland als eine Lebensfrage ansieht, zum Mittelmeer hinauszukommen und Deutschland den Indischen Ozean zu erreichen, ist kein Friede und keine Versöhnung möglich, weil das eine Programm das andere reinweg ausschließt.

## Wichtige Neuerscheinungen.

Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute" erschien um 30 Pf. im Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Früher erschien von Keller zu ganz billigem Preise: Das Fähnlein der sieben Aufrechten (Wiesbadener Volksbücher, 15 Pf.), ferner bei Cotta: Die drei gerechten Kammacher und Pankraz der Schmoller (je 30 Pf.), Ausgewählte Gedichte 1 M. Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Kleider machen Leute und Dietegen, zusammen gebunden 1 M 50: für 3 M 25 also 6 Novellen und die schönsten Gedichte. (Feldpost!)

Von Adolf Damaschkes Geschichte der Nationalökonomie erschien die 8. Aufl. (37.—39. Tausend): 607 Seiten, Preis 4 M. 50. Das Buch erhebt keinen Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit, setzt keine Fachkenntnisse voraus und wird als erste Einführung der vielen instruktiven Zitate und Anekdoten wegen gerne gelesen. Der Verfasser ist der Führer der deutschen Bodenreformer.

Auf viele Anfragen hin nennen wir als Haus- und Volksbuch Einhart, Deutsche Geschichte: gebunden 3 M 80 (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig).

Äußerst instruktiv ist ein soeben erschienener Band der bekannten Velhagen'schen fremdsprachl. Sammlung: Right or Wrong, My Country! or the Immorality of English Policy confessed by English Authors (1 M 20, Wörterbuch 30 Pf.). Jeder Deutsche, der Englisch gelernt hat, sollte es lesen. Die Verfasser sind: Spencer, Seeley, Macaulay, McCarthy, Ferrars, Lecky, Green, Swift, Price, Trevelyan. Die Themen: die Kriege gegen Spanien, Holland, Frankreich, Rohillakrieg, Opiumkrieg, Burenkrieg, Verbrechen an Irland, Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg, Sklavenhandel, Jamaika-Greuel.

Neue Reclamhefte: Oberbayerische Gedichte von Karl Stieler (20 Pf.); Dokumente zur Geschichte des Kriegs 1914/16, Band IV: Aus dem englischen Weißbuch (20 Pf.).

Ein Winteridyll von Karl Stieler: 1 M 20, Einhorn-Verlag Dachau bei München.

In Eugen Salzers Taschenbücherei (Leinwand je 1 M): Franz Adam Beyerlein: O Deutschland, heil'ges Vaterland; Heinrich Lilienfein: Im stillen Garten.

Bei Hesse erschien eine vortreffliche Auswahl aus Stieler, die an Dialekt- und hochdeutschen Gedichten, an Poesie und Prosa alles Wesentliche enthält: 2 M 50.

Die bekannte Biographie Goethes von K. Heinemann erschien bei Alfred Kröner schon in 4. Auflage, die 2 Bände kosten geheftet 10, gebunden 12 M.

Im selben Verlag erschien Karl Federns Dante und seine Zeit in 2. Aufl. (26 Abbildungen, 4 M 50): die erste deutsche Dantebiographie, die Robert Davidsohns florentinische Forschungen verwertet; von dem Buche sind zwei englische und eine italienische Ausgabe erschienen. J. H.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

# Die Schweiz im Krieg

11. 5. 16

Die Schweiz im Krieg

Walther Siegfried / Krieg!

Ruth Waldstetter / Die schweizerische Kriegshilfe

Paul Gygax / Das schweizerische Wirtschaftsleben im Kriege

Alfred Zesiger / Das schweizerische Heerwesen

Otto von Greyerz / Deutsche Sprache in der Schweiz

Jakob Bührer / Die Regenerationsbewegung in der Schweiz

Alfred Huggenberger / Schweizerisches und Unschweizerisches

Eduard Behrens / Welsche, Deutschschweizer und Deutsche

A. Haas / Der Wirtschaftskrieg in der Schweiz

Karl Dambach / Die Volksstimmung in der französischen Schweiz vor dem Kriege

Marie Dürr-Borst / Die Kriegsfürsorge der Reichsdeutschen in der Schweiz

Alfred Huggenberger / Wohltun in Kriegstagen. Gedicht

Tagebuch

Deutschland und die Schweiz

---

Franz Buhl / Deutsche Bildung oder westeuropäische Zivilisation?

Engelbert Pernerstorfer / Allerlei Kriegsliteratur

Adolf von Hildebrand / Über Michel Angelo's spätere Plastik

Josef Hofmiller / Fächer und Noten

Freiherr von Büsing-Orville / Die Landnot

Alfred Freiherr Mensi von Klarbach / Deutsche Buddhisten

Wichtige Neuerscheinungen

---

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Mai 1916

Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

# Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 29.000,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

# Graphische Kunstanstalten F. Bruckmann A.G. München

Fernruf 61001 Lothstraße 1

Buchdruck / Illustrationsdruck / Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- und Mehrfarbenbuchdruck
Strichätzungen / Albert-Galvanos

Preisangebote und Proben auf Verlangen


Digitized by Google

# DRESDNER BANK

## Bilanz per 31. Dezember 1915.

**Aktiva.**

| | M | ₰ | M | ₰ |
|---|---|---|---|---|
| Kasse, fremde Geldsorten und Kupons | | | 43,477,701 | 45 |
| Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken | | | 96,405,414 | 85 |
| Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen | | | 358,086,269 | 45 |
| a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten | 358,086,269 | 45 | | |
| b) eigene Akzepte | — | — | | |
| c) eigene Ziehungen | — | — | | |
| d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank | — | — | | |
| Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen | | | 65,886,918 | 50 |
| Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere | | | 149,531,807 | 70 |
| Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen | | | 7,925,427 | 80 |
| davon am Bilanztage gedeckt | | | | |
| a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine | 6,414,608 | 60 | | |
| b) durch andere Sicherheiten | 222,180 | 70 | | |
| Eigene Wertpapiere | | | 65,041,476 | 65 |
| a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten | 33,487,367 | 75 | | |
| b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere | 3,347,525 | 45 | | |
| c) sonstige börsengängige Wertpapiere | 24,909,401 | 65 | | |
| d) sonstige Wertpapiere | 3,297,181 | 80 | | |
| Konsortialbeteiligungen | | | 59,616,025 | 70 |
| Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen | | | 38,505,142 | 30 |
| Debitoren in laufender Rechnung | | | 648,711,151 | 05 |
| a) gedeckte | 477,336,868 | 15 | | |
| b) ungedeckte | 171,374,282 | 90 | | |
| außerdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 73,678,596 95 | | | | |
| Bankgebäude | | | 31,014,243 | 75 |
| Sonstige Immobilien | | | 1,855,521 | 40 |
| Mobilien-Konto | | | 183,647 | 20 |
| Pensions-Fonds-Effekten-Konto | | | 4,571,756 | 65 |
| Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung | | | 100,091 | 95 |
| Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung | | | 146,850 | — |
| Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit unserer Niederlassung in London | | | 10,796,455 | 05 |
| | | | 1,576,855,901 | 45 |

**Passiva.**

| | M | ₰ | M | ₰ |
|---|---|---|---|---|
| Aktien-Kapital-Konto | | | 200,000,000 | — |
| Reserve-Fonds-Konto | | | 51,000,000 | — |
| Reserve-Fonds-Konto B | | | 10,000,000 | — |
| Talonsteuer-Reserve-Konto | | | 840,000 | — |
| Kreditoren | | | | |
| a) Nostroverpflichtungen | | | 495,935 | 05 |
| b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite | | | 2,719,860 | — |
| c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen | | | 81,832,697 | 20 |
| d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung | | | 416,004,018 | 15 |
| 1. innerhalb sieben Tagen fällig | 257,691,377 | 75 | | |
| 2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig | 104,342,982 | 15 | | |
| 3. nach drei Monaten fällig | 53,969,653 | 25 | | |
| e) sonstige Kreditoren | | | 691,748,967 | 40 |
| 1. innerhalb sieben Tagen fällig | 427,242,471 | 40 | | |
| 2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig | 228,386,192 | 40 | | |
| 3. nach drei Monaten fällig | 36,120,303 | 60 | | |
| Akzepte und Schecks | | | 92,313,793 | 40 |
| a) Akzepte | 88,997,362 | 95 | | |
| b) noch nicht eingelöste Schecks | 3,316,430 | 45 | | |
| Außerdem | | | | |
| Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M 73,678,596.95 | | | | |
| Eigene Ziehungen — | | | | |
| davon für Rechnung Dritter — | | | | |
| Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank — | | | | |
| Dividenden-Konto | | | 116,052 | — |
| Pensions-Fonds-Konto | | | 4,543,899 | 75 |
| König-Friedrich-August-Stiftung | | | 111,254 | 65 |
| Georg-Arnstaedt-Stiftung | | | 150,812 | 90 |
| Reingewinn | | | 24,978,615 | 95 |
| | | | 1,576,855,901 | 45 |

## Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1915.

**Verlust.**

| | M | ₰ |
|---|---|---|
| Handlungs-Unkosten-Konto | 13 878 037 | 25 |
| Steuern | 2 317 036 | 90 |
| Reingewinn | 24 978 615 | 95 |
| | 41 173 690 | 10 |

**Gewinn.**

| | M | ₰ |
|---|---|---|
| Vortrag von 1914 | 476 588 | 50 |
| Sorten- und Kupons-Konto | 788 693 | 95 |
| Wechsel- und Zinsen-Konto | 25 927 019 | 40 |
| Provisions-Konto | 12 940 982 | 80 |
| Effekten- und Konsortial-Konto | — | — |
| Erträgnisse aus dauernden Beteiligungen bei anderen Banken | 674 799 | 90 |
| Tresormieten | 365 655 | 55 |
| | 41 173 690 | 10 |

**Dresden,** den 31. Dezember 1915.

**DRESDNER BANK.**

**E. Gutmann. Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann.**

Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — Mai 1916 — Heft 8

| | Seite |
|---|---|
| Die Schweiz im Krieg | 169 |
| Krieg! / Von Walther Siegfried | 171 |
| Die schweizerische Kriegshilfe / Von Ruth Waldstetter in Basel | 190 |
| Das schweizerische Wirtschaftsleben im Kriege / Von Dr. Paul Gygax, Redakteur der Neuen Zürcher Zeitung in Zürich | 199 |
| Das schweizerische Heerwesen / Von Dr. Alfred Zesiger in Bern | 206 |
| Deutsche Sprache in der Schweiz. Öffentlicher Vortrag, gehalten in Basel am 4. April 1916 / Von Dr. Otto von Greyerz, Professor an der Universität Bern | 211 |
| Die Regenerationsbewegung in der Schweiz / Von Jakob Bührer in Bern | 222 |
| Schweizerisches und Unschweizerisches / Von Alfred Huggenberger in Gerlikon | 225 |
| Welsche, Deutschschweizer und Deutsche / Von Eduard Behrens in Bern | 229 |
| Der Wirtschaftskrieg in der Schweiz / Von Dr. Alphons Haas, Sekretär der Kantonalen Bernischen Handels- und Gewerbekammer in Bern | 236 |
| Die Volksstimmung in der französischen Schweiz vor dem Kriege / Von Karl Dambach, Amtsverweser am Seminar in Eßlingen | 238 |
| Die Kriegsfürsorge der Reichsdeutschen in der Schweiz / Von Dr. phil. Marie Dürr-Borst | 243 |
| Wohltun in Kriegstagen, Gedicht / Von Alfred Huggenberger | 247 |
| Tagebuch | 248 |
| Deutschland und die Schweiz | 249 |
| Deutsche Bildung oder westeuropäische Zivilisation? Nicht veröffentlichte Rede / Von Reichsrat Franz Buhl in Deidesheim | 253 |
| Allerlei Kriegsliteratur / Von Engelbert Pernerstorfer, Vizepräsident des österreichischen Abgeordnetenhauses in Wien | 261 |
| Über Michel Angelo's spätere Plastik / Von Professor Adolf von Hildebrand in München | 273 |
| Fächer und Noten / Von Dr. Josef Hofmiller | 279 |
| Herrenmode | 283 |
| Die Besprechung eines norddeutschen Kriegskochbuchs | 283 |
| Die Landnot / Von Freiherrn von Büsing-Orville | 284 |
| Gabriels allerneueste Einkäufe | 285 |
| Deutsche Buddhisten / Von Alfred Freiherrn Menst von Klarbach in München | 286 |
| Kriegs-Polizeistunde | 292 |
| Marcus Southwell Dimsdale, Latin Literature / Von James Loeb | 293 |
| Verschiedene Ansprüche an Mut | 295 |
| Wichtige Neuerscheinungen | 295 |

**Neuenahr**

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

**Kurhotel**

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

**Für Hauskuren:**
Versand des Neuenahrer Sprudels
**nach neuem Füllverfahren.**

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Digitized by Google

# Die Schweiz im Krieg[1]).

Abgesehen davon, daß wir immer und überall eine freie Aussprache der Beteiligten angestrebt haben, ohne ihnen als allwissende Redaktion ins Wort zu fallen, ist es uns wichtig, die Schweizer, denen ja immer die besondere Liebe unseres Blattes gegolten hat, in dieser Zeit zu Wort kommen zu lassen. Manches sieht sich von innen doch anders an als von außen, und den meisten Lesern werden die inneren Schwierigkeiten der Schweiz, aber auch ihre menschlichen Verdienste in helleres Licht gerückt werden. Was die Bundesregierung während des Krieges zu leisten hatte, wird wohl erst in späterer Zeit richtig bekannt und gewürdigt werden. Wenn sie gegenüber dem Schmutz, der ihr aus der Westschweiz zuflog, still und unerschütterlich stand, so war das vielleicht eine größere Kraftleistung als wenn sie sich Luft gemacht hätte. Unsere Regierung hat jedenfalls von ihr nie etwas anderes erwartet als strikte Neutralität.

Daß aber das deutsche Volk vom deutschschweizerischen Volk, nicht in militärischen Taten aber in der Gesinnung, etwas anderes erwartet hätte — wer wollte es leugnen? Die meisten von uns haben in Friedenszeiten gedankenlos angenommen, daß die Deutschschweizer das Deutschtum ebenso als gemeinsame Sache ansehen wie wir. Staatsrechtlich haben die Schweizer seit der Loslösung vom alten Reich das Recht zu sagen, daß ein Vernichtungskrieg gegen das deutsche Volk sie nichts angehe. Und doch haben wir das Gefühl, daß sie nicht recht haben. Manches ist uns aufgegangen bei Ausbruch und während des Kriegs und wird unsern Schweizer Freunden erst in gleicher Lage aufgehen. Auch das nächststehende und wohlwollendste neutrale Volk erlebt einen Krieg doch nicht so wie die Kriegführenden. Einzelne vielleicht, besonders solche, die wie Walther Siegfried in dieser Zeit bei uns gewesen sind. Im ganzen mag der Instinkt für Wahrheit und Größe geringer sein als wir gedacht hätten, Tausende von Schweizern haben ihn, halten es aber für vaterländisch und politisch, ihn nicht merken zu lassen, als loyale Bürger gegenüber andersdenkenden Mitbürgern, als loyaler neutraler Staat gegenüber andersdenkenden Staaten.

Unter dem vielen, was wir uns vor dem Krieg anders vorgestellt hatten, war auch das Verhältnis von Italien zur Schweiz. In den Jahren vor

[1]) Abdruck, auch auszugsweise durch Tageszeitungen, nicht gestattet. D. Red.



Digitized by Google

dem Krieg war es nicht ungetrübt gewesen und wir hatten erwartet, daß mit dem Trentino und Triest im Kriegsfall unser Bundesgenosse auch das Schweizer Stück der italienischen Seen haben möchte, am liebsten natürlich ohne eigentlichen Kampf, insbesondere mit Evviva-Rufen, Blumen und Bändern. Die militärische Lage Frankreichs ließ dies indessen nicht zu, und man mußte sich zunächst darauf beschränken, die unterjochten Brüder in Österreich zu befreien. So blieb die Schweiz außerhalb des Kriegs, und kein Mensch bei uns meint, daß wir ein politisches Recht hätten, irgend einem Schweizer etwas in seine Überzeugungen hineinzureden.

Wir haben aber auch moralisch kein Recht dazu. Die Schweizer haben sich in allem, was uns während des Kriegs an ihnen nicht gefallen hat, als echte Deutsche bewährt. Sie haben sich bemüht, objektiv zu sein wie wir, in Begeisterung und Zorn die Faust in der Tasche zu ballen wie wir und gehofft, daß sie auf diese Weise die andern mit der Zeit zur Besinnung bringen würden, ganz wie wir. Diejenigen Welschschweizer, die die Welt mit Lügen über Deutschland versorgten, haben sich gewiß ebenso über die Deutschschweizer gefreut, die den Anklagen treuherzig nachgingen, wie Wilson sich freut, wenn er merkt, daß wir seine Noten für Versuche halten, den Hergang von Schiffskatastrophen aufzuklären, das Völkerrecht zu verbessern und das Leben amerikanischer Bürger zu schützen. In diesem Augenblick gibt es Millionen von Reichsdeutschen, die meinen, man könne Amerika, wenn es Krieg führen will, durch weitere Nachgiebigkeit in Sachen des von ihm beschützten Völkerrechts zum Freund gewinnen, und daß es für das deutsche Volk nützlicher sei, Wilson zu folgen als Tirpitz. Während bei uns diejenigen, die deutsche Kolonistenbauern aus Rußland nach Deutschland umsiedeln wollen, ausgelacht werden, ist England in diesem Augenblick dabei, diese deutschen Bauern nach Kanada umzusiedeln. Wir haben uns nichts vorzuwerfen. Deutsche sind gleich gute Politiker überall, in Rußland und Österreich, in Deutschland und Amerika. Es wird daher den Deutschen gehen wie den alten Griechen und England wird das neue Rom sein. Die schönsten Bücher über diesen Vorgang aber werden gewiß Deutsche und Schweizer schreiben und unwiederbringlich nachweisen, das Volkstum sei doch eine politische Realität gewesen, zwar nicht bei den Deutschen, aber bei den andern.

Digitized by Google

# Krieg!

## Aufgebot. — Abschied. — Und dann ... — Mei Verl.

### Von Walther Siegfried.

### I. Aufgebot.

Am 1. August 1914, als es eben zu dunkeln begann, schlug man am Magistratsgebäude zu Partenkirchen den Mobilisierungsbefehl an. In dem Dämmerlichte drängten sich Bürger, Bauern, Jäger, Hirten um die unfaßliche Botschaft.

„Mobilmachung befohlen", las einer laut. „Erster Mobilmachungstag der 2. August 1914." Dann folgten die näheren Bestimmungen.

„Krieg!"

„Krieg? Mit wem denn?"

„Mit dem Ruß!"

„Was haben wir mit dem zu tun?"

„Da wird der Franzos auch nicht ausbleiben!"

„Und der Engländer gar!"

„Was wollen die denn?"

„Wen stört unsere Ruh?"

„Und morgen um Zehne sollen die ersten schon in Weilheim sein?" ...

Arme reckten sich empor. Augen begannen zu funkeln.

„Aber g'wiß sammer da!"

Dann folgte ein Augenblick des Sinnens.

„Ja — Herrgott, jetz schaug ... !" Die Vorstellung des Kommenden, der Grimm der beleidigten Friedfertigkeit jagte durch die Seelen. Aber verhalten, würdig. Und auf wachte jenes Gewaltige, Heilige, Unüberwindliche, das eine Welt von Feinden besiegt: das deutsche Volksgemüt.

„Uns sollens kennen!"

„Bürgermeister! I schick mein Buabn auf die Wettersteinalm, es denen droben einzusagen", bot als erster der Schlipferbauer an.

„Und i hol die Hirten vom Esterberg", erklärte der Reindlsepp. „Wenn i was zum Mitnehmen brauch', richt' mir's her!"

„Ja Himmiseiten!" rief der Kroll, „jetz is mei Franzl heut in der Früh auf die Zugspitz mit einer Trage Proviant. Was tu i denn da? Bis morgen um Zehne in Weilheim drunten? Dös geht scho fast nimmer."

„An den Meteorologen auf der Zugspitz telephonierst; er soll's dem Franzl sagen", riet der Nachbar Holzschnitzer.

Der Kroll ins Gasthaus nebenan. Dort war die nächste Verbindung. Im Zugspitzhaus wird der Franzl geweckt. Aus dem ersten Erschöpfungsschlafe, nach dem zwölfstündigen Aufstieg mit der schweren Last. Selber kommt er ans Telephon gesprungen, zu hören, was es gibt.

„Was is los?"

„Krieg is!"

„Was is? ..."

„Krieg!"

„Jo wird sein?"

„Eirucken muaßt!" ruft der Vater. „Morgen um Zehne in Weilheim."



Digitized by Google

„Glei kimm i!"

„Wie lang brauchst nacher herunter, jetz, bei der Nacht?"

„In fünf Stunden dermach' is!"

Und in fünf Stunden sprang und lief der Krollnfranzl von der Zugspitze herab und stand andern Morgens bei den ersten am abfahrenden Zug.

„Jetzt aber die Bauern und die Knechte auf den Höfen!" mahnte der Bürgermeister. „Da muß gleich einer auf den Weg!"

„Geh scho i!" bot der Sägmüller Lindebner an. „Lauf' Anderl! Sag bei mir dahoam, daß ma mir die Latern' herricht'!"

„Vetter, i will aa mit!"

„Bua, dös geht net! Bei der Nacht durch die Klamm und übern Berg nach Hintergraseck! Nacher wieder nunter ans Wasser und bis an Karhof nauf — dös derlaufst it!"

Mit verstohlenen Tränen eilt der Anderl die Laterne zu holen.

Inzwischen hat sich die Straße gefüllt. Aus den Haustüren, aus den Heutennen, den Ställen ist das aufgeschreckte Bergvolk hervorgetreten; Gruppen beklommener Sommergäste dazwischen; aus den Fuhrwerken springen die Fremden, den Maueranschlag zu lesen. Ruhig ordnet der Bürgermeister weiter und weiter Männer ab, die Haus um Haus die Wehrpflichtigen aufzurufen haben.

Derweil läuft der Sägmüller schon durch die dunkeln Wiesen seinen weiten Botenweg dahin. Von dortdraußen rauscht ihm die Partnach entgegen, friedvoll, wie sie seit Jahrtausenden durch die nächtliche Stille des Hochlandes rauscht. Durch die einsame Wildenau gelangt der Eilende an die Felsenklamm. Auf der Brücke, wo es hinein in die Wände geht, zündet er seine Laterne an. Schwankend in seiner Hand, wirft sie in die schlafende Größe der Schlucht gespenstischen Lichtschein und hebt, wie er schreitet, gigantische Gestaltungen flüchtig heraus, die alsbald wieder in die Finsternis versinken. Kalt weht es hier von dem tosenden Wasser, nachdem es noch eben so milde gewesen, draußen in der Sommernacht. Über die schmalen Steige, unter den überhängenden Felsen hin, die entgegenjagenden Wellen des eingezwängten Bergflusses zu Füßen, die kurz im Licht der Laterne aufblitzen, durchläuft der Kriegsbote die wilde Strecke. Dann lichtet sich die Enge. Zwischen den Uferwäldern in der Höhe blicken Sterne herein, über den Wettersteinwänden steht ein Schimmer des nahenden Mondes. Aber der Sägmüller läßt seine Laterne brennen. Noch geht es durch dunkle Waldpfade hinan; steil, unsicher, auf glitschigen Tritten. Erst droben führt der Weg frei über Bergwiesen hin, dicht am Rande entlang, jenen letzten Gehöften entgegen, die zu Partenkirchen gehören. Über dem Franzosensteig schwimmt jetzt der Mond empor. Dort waren sie schon einmal gewesen, diese Feinde, vor denen es noch heute keine Ruhe gab! Ein falscher Scharnitzer hatte sie geführt und ihnen jenen verwegenen Durchschlupf unter dem Felsabsturze verraten. Diesmal würde ihnen nichts Solches gelingen! Verräter gab es keine mehr hier im Gebirg, und der Tiroler und der Bayer zogen heut vereint in den Kampf. Der Sägmüller kletterte und schnaufte. Seine Laterne blies er aus. Um die Bergecke bog er jetzt gegen Osten ein. Da lag in den nachtschweigenden Wäldern tief unten das Ferchenthal, vor ihm die Abgeschiedenheit der Höfe von Mittergraseck. Wie schliefen sie in ihrem Frieden den sichersten Schlaf! Ein Hund hatte den Nahenden erhorcht und stürzte ihm entgegen. Der Sägmüller rief ihn an, wollte ihm schmeicheln. Aber der Hüter dieses Friedens ließ sich von dem nächtigen Störer nicht beschwichtigen.

Digitized by Google

„Jackl! So schau raus!“ rief der Festgehaltene gegen das erste Haus hin. Der Hund tobte unaufhörlich. Über eine Weile erschien an einem oberen Fenster eine Gestalt.

„Wer bist und was magst?“

„Der Sägmüller bin i! Zum Einsagen kimm i. S' is Krieg!“

„Sägmüller, — werd doch net sein?“

„Freili is' so! Deine Buabn und der Knecht müssen sich in der Früh schon stellen. Um Zehne in Weilheim. Um Fünfe geht der Zug. Geh' runter, mußt unterschreiben!“ Der Hund ist beruhigt, läßt den Fremden zum Haus. Am Türpfosten, im Scheine der wiederangezündeten Laterne, schreibt der Bauer dem Sägmüller die Bestätigung, daß um zehn Uhr fünfzehn Minuten nachts die Aufgebotscheine für sein Haus ihm eingehändigt worden sind. Zu einem Erfrischungstrunk hat der Bote keine Zeit. Nach dem nahen Hintergraseck trägt er die zweite Ansage. Zehn Uhr fünfundzwanzig Minuten ist ihre Ablieferung bezeugt.

Jetzt auf dem kürzesten Wege waldab in den finstern Talgrund und den zusammenströmenden Bergwassern entlang gebirgeinwärts, eine todeinsame Stunde, nach dem Karhofe hin. Auf Wild trifft der Eilende, das erschrocken entflieht. Waldbäche schäumen zur Seite herunter. Der Müller läuft und läuft. Der Schweiß bricht ihm aus. Es eilt. Es gilt für die Heimat. Es geht ums Bayerland, ums ganze Deutsche Reich. Empörung packt den redlichen Mann, da er diesen Frieden sieht, diese silberne Nacht in seinem trauten Gebirg und die Schrecken des Krieges bedenkt. Eines Krieges, aus hellem Sommerhimmel über Deutschland gestürzt. Gerade hat er es noch gelesen, wie es zugegangen Anno Siebzig, in dem Erinnerungsbuche des Leibregimentssoldaten Kühnhauser, das er vor wenigen Wochen vom Regimentsjubiläum in München heimgebracht. Jedermann hat es gelesen, dies Buch, in Partenkirchen drunten. Es ging von Hand zu Hand, und die Veteranen haben des Abends beim Bier alles nochmals erzählen müssen, wie es gewesen war, bei Wörth, bei Bazeilles und Orleans. „Dös is heut freili guat zum Verzählen,“ hatten diese Alten hinzugesetzt, — „aber dankts Gott, Leut, wenn's dös nie zu erleben brauchts! Schreckli is, was du da alles siehgst, grausam, gar net zum Sagen!“ Und nun sollte das alles wiederkommen! Mord, Brand und Verwüstung — wegen diesem Ruß, diesem Franzos? „Wart Bande, wennst doch koa Ruh net gibst; dösmal werd's dir zahlt! Und mit geh' i! Freiwillig meld' i mi — weil i doch lauter Madln hab!“ gelobte der sehnige Fünfziger.

In dem stockdunkeln Waldstück, durch das jetzt der Weg führte, steckte er die Laterne wieder an. „Was für Zettel hab i denn noch?“ Er zieht sie aus der Tasche, überfliegt sie in dem zuckenden Licht. „Aha, der lange Hans: Holzarbeiter Johann Ostler. Und Sebastian Hohenleitner, Ökonomieknecht und Zimmermann, — der Hackerwastl! Richtig! Diese zwei gleich morgen früh! „Bezirk des II. Armeekorps. Landsturm.“ Dann der Bauer selber, der Martl: Franz Martin Grasegger, Karhofbauer, geboren 1882. Was, — erst zweiunddreißig Jahre alt ist der?“ „Weitere Benachrichtigung ist abzuwarten“, hatte hier der Bürgermeister hinzugeschrieben. „No!“ murmelte der Sägmüller — „den Martl wenn a Franzos aufs G'nack kriegt, der werd schaugn! Mit an halben Dutzend ist der fertig im Siehgstmi=net. A seelenguter Mensch — aber wennst ihn narrisch machst, nacher pfüat di Gott! I möcht net mit ihm z'sammwachsen!“

Über den schwarzen Wipfeln stiegen gegenüber die Wettersteinschroffen auf. Noch ein Stück Kletterpfad zwischen Tannen, und der Sägmüller stand auf der Hochwiese vor dem Karhof.

Digitized by Google

Wie aus der Entrückung schaute von seiner Felsenwand der Schachen, des toten Königs menschenferne Einsiedelei, auf den friedlichen Fleck Gebirgsheimat nieder; auf das trauliche Dach seines Volkes. Auf den Schindeln webte das Silberlicht des Mondes, blinkte freundlich auf dem hellen Gemäuer mit den schwarzen Zackenschatten des Giebelwerkes und bemalte die Reihen der Geranienstöcke vor den Fenstern mit Farben des Traums.

Ein paar Atemzüge lang mußte der Müller rasten.

Hier war der Hund ins Haus gesperrt. Man vernahm sein Knurren. Zu lärmen begann er erst, als der nächtige Bote an die Türe zu klopfen kam.

Einen Wettermantel übergeworfen, beugte die Bäuerin sich aus dem Kammerfenster.

„Derschrick net, Bäuerin! Bins nur i, der Sägmüller. Muaßt an Martl aufwecken! S' is Krieg!"

Der Bauer, schon aus dem Bette und in den Hosen, steigt die Treppe herab und öffnet, ein Licht in der Hand. Eine hohe Gebirglergestalt mit gemeißeltem, braunem Gesicht und Kinderaugen.

„Sägmüller, was sagst?"

„Da lies!"

Ob den redenden Stimmen ist man auch in der Knechtenstube erwacht. Zwei neue Köpfe tauchen hinter dem Bauern auf. Wie sie horchen, einander anschauen!

„Ja, is denn dös mögli?"

„Wer fangt denn do an?"

Sie lesen auf dem Hofe nicht häufig die Zeitung. Am Sonntag, wenn es regnet. In der Heuarbeit jetzt haben sie schon gar keine Zeit.

„Also Tatsach?" . . . fragt schließlich, wie erst aufwachend, der lange Hans.

„Werd scho sein, wennst es gschrieben siehgst!" erwidert der Bauer „Um Fünfe am Zug. Um Zehne in Weilheim!" Die junge Bäuerin erblaßt.

„Voderlä!" ruft ein halbwaches Stimmchen aus der Kammer herunter. Der Bauer hinauf und schon wieder da, seinen kleinen Martl auf dem Arm, in ein Bettstück gewickelt. Der Kleine blickt auf die Männer, auf das Licht, auf die Mutter, mit großen Augen, noch kaum aus dem Schlaf.

Einen Augenblick sind alle stumm, wie geschlagen.

„Und der Stadel halb fertig und das Heu halb herin!" sinnt halblaut der Bauer. „Und mei Holz erst halbwegs herunten überm Berg!" setzt der Hans hinzu. Ein Fluch entfährt dem Knecht Wastl. „Seid's staad, Buabn!" sagt der Bauer. „Was sein muaß, muaß sein! In Gottsnam! richten wir alles her!"

„In Gottsnam!" wiederholt der Hans.

„Aber drauf nacher, mei Liaber, auf die Teifi, die damischen!" schwört der Wastl mit geballter Faust.

„Erhalten elf Uhr vierzig Minuten", schreibt der Bauer am Stubentisch dem Sägmüller aufs Papier. Die Bäuerin holt ihm einen Trunk und eiligen Imbiß. Gleich will er wieder fort, es den Aufgebliebenen vom Magistrat drunten in Partenkirchen zu melden, daß alles besorgt ist. „A Weil muaßt dechet verschnaufen!" sagt der Bauer und lädt ihn auf die Ofenbank. Da liegt das kleine Hänneslä, zwölf Wochen alt, rosigschlafend im Kinderwagen. Sie haben heut gebacken und es ist noch behaglich warm. Drum hat es die Bäuerin hergestellt. In der Kammer ist es kühl. Die Sommernächte sind am Karhof frisch. Und sie hört doch jeden Laut des Kleinen, weil ein Holztreppchen hinterm Ofen in die Kammer hinaufführt.

Digitized by Google

Aus den Epheuranken im Winkel schaut der geschnitzte Herrgott auf die ernsten Männer. Die Uhr tickt; der Hund, an des Bauern Knie geschmiegt, klopft mit dem Schweife den Boden. Sie schweigen, weil keiner weiß, was er zuerst sagen soll, so voll sind ihre Seelen.

Im Gange droben aber raunt der lange Hans durch die Türe zu den Mägden hinein. Im Herbst hat er Hochzeit machen wollen mit der sauberen Veverl. Die ist auch aufgewacht an dem ungewohnten nächtigen Leben und hat das eine Wort verstanden: Krieg. Zitternd ist sie vom Lager gesprungen und an die Türe geeilt. Weinend steht sie drinnen, draußen der Hans und zwischen ihnen das jähe Schicksal mit verhülltem Gesicht. Was sie tauschen ist wenig, aber zukunftsschwer.

„Mei! Bin i froh, daß i alt bin!" ruft aus dem Bette die alte Hausbas, die bei den Mägden schläft.

In dieser Nacht kehrte der Schlaf nicht wieder unter das Dach des Karhofbauern. Es wurde geordnet, gepackt; man rechnete ab. Vor Tag zogen die beiden Knechte hinaus, im herben Frühwind über den schwarzen Berg hinunter; zum letzten Male die funkelnden Sterne des Karhofhimmels über sich.

„Um Fünfe am Zug. Um Zehne in Weilheim!"

## II. Abschied.

Den Franz Martin Grasegger, Karhofbauern, traf es auf den dritten Mobilmachungstag, den vierten August. Abmarsch von Partenkirchen zehn Uhr abends.

Es war eine bedeckte Nacht, gewitterfahl und schwül. Als der Martl aus der Einsamkeit seines langen Abstieges vom Karhof zu Tal, den Kopf voll und das Herz schwer vom Scheiden, den Markt erreichte, fand er die lange Straße bis zur Kirche hinab erfüllt von Volk; die Kameraden schon angetreten inmitten.

„Grüaß di Gott, Bauer!"

„Grüaß Enk Gott, Leut!"

Mehr sagte keiner. Die Gesichter waren gespannt, die guten, bekannten Augen alle groß, auf ein unbekanntes Kommendes gerichtet. Über den Köpfen hingen regungslose Fahnen. Die Musik spielte nicht. Da und dort eine kurze Verständigung mit verhaltener Stimme; sonst vernahm man nichts. Keine Unruhe, kein Gedränge. Der Martl reihte sich ein. Neben den Jagersepp — sie hatten einst in einer Kompagnie gedient. Ein stummer Händedruck. Da setzte sich der Zug in Bewegung die Kirchentreppe hinan, aus dem Gotteshause der Heimat den Segen des Allerhöchsten mit hinauszunehmen auf den blutigen Gang. Mit den Kriegern strömte das Volk in den mächtigen Raum. Feierliche Halbnacht drinnen. Und Stille auch hier. Keines Priesters Stimme, nicht Orgel, nicht Gesang. Nur das Flüstern und Rauschen vom Füllen der Sitze, vom Durchziehen der Gänge. Als alles ruhig ward, setzten die Musikanten ein. Ein einziges, andachterweckendes Stück. Dann trat aus dem Dunkel des Chores der Pfarrer, umgeben von graubärtigen Veteranen, hervor, alle die Arme beladen mit Garben von Blumen. Dicht stellten sie sich vor die ausziehenden Männer hin. Aus dieser Nähe, in der lautlosen Stille, klang des Pfarrers Stimme vertraut wie die Stimme eines Vaters im Hause zu den Seinen, als er zu den Scheidenden sprach:

„Männer, Burschen vom Werdenfelserland! Liebe Brüder! Hoch vom Schachen

Digitized by Google

herab, aus der hehren Felseneinsamkeit unseres unvergeßlichen Königs habe ich diese Blumen geholt, sie Euch mitzugeben, da Ihr hinauszieht, unsere Heimat zu schützen gegen einen frevelhaften Feind. Unser verklärter König, Euer teurer Ludwig, er grüßt Euch durch mich in diesen Blumen. Er schaut auf Euch hernieder und segnet Euch in dieser großen Stunde. Er weiß, seine treuen Werdenfelser lassen ihren Bergen nichts geschehn!

Nehmet! Jeder trage seine Blume auf dem Herzen! Es ist die Blume der Heimat! — der herrlichsten Heimat, die Menschen auf dieser Erde beschieden ist. Ihr werdet sie wiederbringen, Eure Blume, als Sieger, um sie als schönste einzufügen in Euren Kranz, — oder Ihr werdet sterben mit ihr auf dem Herzen, als Helden für Euer Land! Der große Gott droben, auf den wir fest wie auf die Felsen in seiner erhabenen Schöpfung vertrauen, der große Gott, der die Deutschen noch nie verließ, er wird mit Euch sein in unserer gerechten Sache! Ziehet hin! Lebet wohl!"

Und der mächtiggewachsene Pfarrer und die ehrwürdigen Graubärte von Anno Siebzig reichten Mann für Mann mit einem warmen Druck der Hand, mit einem festen Blick die Blume der Heimat. Jeder barg sie an seiner Brust. Heiliger Geist ging durch alles Volk. Feierlich setzte die Musik ein; unter leisem Beten strömte die Menge wieder aus der Kirche.

Draußen trat alles in Reihen und Glieder. Fahnen, Blumensträuße über den Menschenköpfen. Und Hände, überall Hände, die einander suchten, sich einander entgegenkämpften. „Pfüat di Gott! Pfüat di Gott!" Ein Meer von wehendem Adlerflaum setzte sich in Fluß, schimmernd auf wogenden grünen Hüten; und Blumen, Blumen allenthalben, ohne End'. Geschenke, Flaschen, gute Dinge streckten sich den Marschierenden entgegen. „Nur no a Sträußl! a Paketl, grad a kloans! Seppl! Toni! Franzl! Pfüat di Gott!" „Pfüat di Gott!" Leises Aufschluchzen, vergrabene Mädchengesichter, nasse Männeraugen die Menschenreihen entlang. Aber so still, so verhalten. Die eingeborene Würde eines guten Volkes.

Ein frischer Marsch jetzt! Pauken und Trompeten. Wie sie da zogen, diese braunen Burschen in ihrer schmucken gebirglerischen Wix! Unter den Bannern die Veteranen, zwischen den Scheidenden ihre Angehörigen in Schritt und Tritt. Den schwarzen Jagersepp untergefaßt, marschierte hochauf der Karhofbauer daher. „Martl," hatte der Sepp gesagt, „mir zwoa halten z'samm. I bin froh um di, du verlaßt di auf mi; gschiacht was mag!" „Schau die Großkramerin!" ging es durch die Leute. Eine Mutter, bis zu dieser Stunde mit ihren Söhnen schwer entzweit, kam Arm in Arm mit beiden einhergeschritten, von Staunen und Ehrerbietung begrüßt. Die herbe Matrone dankte erhobenen Hauptes; die Söhne schwenkten zwei mächtige Sträuße. Das Große hatte alles Kleine ausgelöscht. Da folgten vier der schneidigsten Burschen, die Spielhahnfedern keck überm Ohr.

„Ja der Hanni-Verl! Und der Toni! Und der Alisi! Pfüat Gott Buabn! Bleibts g'sund!"

„Mir kemma scho wieder!" riefen sie tröstend ein paar weinenden Dirndln zu.

Vor dem Bahnhofe harrte, was Füße gehabt. Der nächtige Bergwind fuhr hier draußen von den Wettersteinwänden über das Volk her wie der Atem des Herrn. Unnatur in dieser Natur, starrten die Reihen der wartenden Eisenbahnwagen, mit Tannenkränzen und Eichenlaub überhängt. Kommandorufe. Halt. Auf den Bahnsteig treten durften nur die Krieger. Das Volk reihte sich fügsam längs der Schranken auf. Und wieder kehrte das große Schweigen, das die Wucht des Augen-

Digitized by Google

blicks gebar. Alle Herzen wurden schwerer, manche bargen sich hinter die Vorndranstehenden, Mütter und Bräute stieß es vor Weh.

„Juhu, Buabn! Jetzt tanzen mir no oan!" ruft mit richtigem Merks der Hanni-Verl, setzt den Hut schief aufs blonde Schneeklhaar — und zwei Paare Burschen treten an. Die Musik muß aufspielen — einen zünftigen, letzten! Und der Verl plattelt und führt Gebärdenspiele auf, wie er lustiger und verwegener nie getan. „Ah, schad wär's," sagten die Leute, „wenn dem Buabn eppas g'schäch!"

Militärpersonen und Bahnbeamte sind auf dem Steig erschienen. „Die Krieger in die Wagen!" An allen Fenstern stellen sie sich auf. „Deutschland, Deutschland . . ." spielen die Musikanten. Alle Häupter entblößen sich und das ganze Volk singt. Unmerklich setzt sich während des Liedes der Zug in Bewegung, — eine endlose Reihe wettergebräunter Köpfe, blitzender Augen, zwischen Blumen und Fahnen. Ein Grüßen, ein Winken. So viel leuchtende Gesundheit und gebirglerische Kraft! So viel heiße Liebe zur Heimat und todesmutige Schneid! Sie fahren, ganz langsam, aus der Halle des Bahnhofs in die lichtlose Nacht. Noch immer helle, wehende Flecken, noch immer Reihen winkender Hände. Dann schwarz und nichts mehr. Alles vorbei!

Über den Gedanken und Tränen der Heimwärtsziehenden ragen unbewegt die ewigen Berge in den Himmel, mit den Almen und Wänden, den geliebten, vertrauten, aus denen, die da draußen fuhren, ihren Talisman mittrugen in Schlacht und Tod — die Blume der Heimat.

## III. Und dann . . .

Der Monat August ging zu Ende. Der Martl vom Karhof lag mit seinem Bataillon seit vorgestern in einem zerschossenen Vogesendorfe. Die erste Rast — nach was für Erlebnissen, was für bewältigten Aufgaben! Am Zehnten war er bei Lagarde zum ersten Male im Feuer gewesen. Dort hatten sie, trotz empfindlicher Minderzahl, mächtige Kräfte des Feindes zurückgeworfen. Der Vierzehnte bei Schirmeck, von dem verwundete Partenkirchner ihnen berichtet, hatte den Grimm der Landsleute hell angefacht. Diesem Mißgeschick mußten doppelt eindrückliche Schläge folgen! Am Zwanzigsten eroberten sie Saarburg zurück. Ein schaudervoller Tag. Straßenkämpfe — Abteilung gegen Abteilung, Mann gegen Mann, Verrat und Feuer. Und ohne Rast weiter. Denn auf hundert Kilometer Front wütete eine Schlacht. Die Vogesenschlacht. Drauf, drauf, drei ganze Tage hindurch. Dann Sieg, strahlender Sieg. Über viermalhunderttausend Feinde zwischen Metz und Vogesen vollkommen geschlagen und auf wilder Flucht. Aber auch alles Fürchterliche hatte der Martl da gesehen, was der Krieg mit sich bringt, und mit Entsetzen begriffen, daß es anders nicht geht, als Bauern und Bürgern ihre Häuser niederzubrennen, ja ganze Dörfer dem Erdboden gleichzumachen, weil der Verrat überall lauert und der heimtückische Tod, weil es hinter verschlossenen Läden hervor, aus Kellern, Dächern, ja Kirchtürmen auf die ehrlichen Soldaten schoß. Am dreiundzwanzigsten schon neue Versuche der Franzosen, im Elsaß vorzudringen. Und abermals Abwehr. So war es gegangen mit Kämpfen, mit Siegen, fast Tag um Tag. Und begeisternde Nachrichten waren auch gekommen von überall sonst. Lüttich erobert, die Deutschen in Brüssel; Namur gefallen, Longwy, Maubeuge, — bis endlich gestern ihr Hauptmann ihnen abends den stolzen Bericht vorgelesen,

Digitized by Google

daß von Cambrai bis zu den Südvogesen der Gegner überall geschlagen sei. Da hatten ihre Augen geblitzt!

Aber auch in ernste Gedanken waren alle versunken. Denn es wunderte jeden, daß er noch am Leben war. „Gewiß bin ich nur so gnädig bewahrt geblieben," dachte der Karhofbauer, „weil der kleine Martl schon mitbetet" — wie das Weib ihm schrieb. Und der immerlustige Hanni-Verl hatte ganz tiefsinnige Augen bekommen in diesen drei Wochen und schrieb nach Hause: „Bete doch recht fleißig für mich, liebe Mutter! Denn ohne unseres Herrgotts Hilfe ist es unmöglich, daß hier einer durchkommt." Nach der Vogesenschlacht war er mit anderen Ergänzungen in Martls gelichtete Formation eingereiht worden. Nun waren sie ihrer drei Partenkirchner beisammen und der Karhofbauer und der Jagersepp achteten auf den Verl wie auf einen jüngeren Bruder.

— Sie waren nun ausgeruht und hatten Zeit gehabt, auch ihr sämtliches Zeug wieder einmal in Ordnung zu bringen. Zwei Tage und zwei Nächte mit reichlichem Essen und gesichertem Schlaf hatten neubelebte Menschen aus ihnen gemacht, und nach den erschauten Schrecknissen eines bekriegten Landes war jeder bis zum letzten Hauche bereit, die geliebte Heimat vor diesem Entsetzlichen zu bewahren. An seine Blume auf der Brust griff der Martl zuweilen; dann überlief es ihn jedesmal wie mit glühender Kraft.

Heute nun sollte um jeden Preis die waldige Vogesenkuppe dort links genommen werden. Sie beherrschte die Gegend weithin und machte in diesem Bereiche noch immer alles deutsche Bemühen zunichte. Auf der Kuppe und in der Einsenkung dahinter festgenistet, waren die Franzosen von der nächstliegenden eroberten Stellung aus mit allem Artilleriefeuer nicht zu vertreiben. So stand auf heute der Sturm angesetzt. Lage und Angriffsplan war den Mannschaften früh zwei Uhr erklärt worden.

„Halt' di brav, Bua! San scho mir aa do!" hatte der Jagersepp beim Aufbruch zum Verl gesagt.

In der Nacht noch wurde der erste Teil der Aufgabe gelöst: sich bis an den Fuß des Berges hinanzuarbeiten. Fast ohne Deckung, beständig abgesucht mit den Scheinwerfern von droben, einem mörderischen Artilleriefeuer ausgesetzt. Nur in weiten Abständen war es möglich gewesen, ohne schwere Verluste schon gleich am Anfang, den Anstieg zu erreichen. Dann hatte man Waldstück um Waldstück während des Vormittags und bis zum Spätnachmittage gewonnen. Nun standen die Bayern im obersten Viertel des Berges.

In das Granat- und Schrapnellfeuer waren seit einiger Zeit längere Pausen getreten. Ob die feindlichen Artilleriestellungen von den eigenen auf der andern Kuppe drüben endlich gefunden waren und in ihrem Wüten gestört? Auf Augenblicke tobte es freilich neuerdings los, als vermöchte ein rasender Geschoßhagel alles zu erzwingen. Jedesmal während der Pausen drang man, ausschwärmend, ein weiteres Stück hinan; beim Wiederbeginn des Getöses grub man sich ein und wartete. So gleichmäßig seit Stunden. Schon begann es Abend zu werden. Man rückte nur unendlich wenig vor.

Die schwere Bepackung, ein fürchterlicher Durst wurde in den Augenblicken der Rast jedesmal fühlbarer. Aber die Feldflaschen waren geleert. Den Hunger spürte man nicht, trotzdem seit dem Aufbruche in der Nacht nicht ein Augenblick Zeit gewesen war, einen Bissen zu essen.

Die Vordersten hatten eine kahle Felsrinne entdeckt, die sich weit schräghinauf

Digitized by Google

zog. Wenn man diese erreichen konnte — über eine kurze offene Strecke — und dadrin weiterdrang, gewann man gedeckt ein beträchtliches Stück. Sie schlichen gegen sie hin, sie bargen sich schon hinein; aber sie waren gesehen. Vorn, hinten, neben ihnen schlug es ein, sausend, klatschend, genau auf die Rinne, unfindbar von wo. Hier war der Tod!

„Sprung auf — marsch, marsch!" tönte die Stimme des Gruppenführers.

Kameraden fallen. Es ruft. Es ächzt. Da liegt auch der Führer.

„Vorwärts! Hangauf!"

Jeden Felsstein, jedes Granatloch als flüchtige Deckung ausnutzend, retten sie sich aus diesem Bereich. In einer Sekunde des Atemholens, in einem Trichter, überfliegt der Martl die übersprungene Strecke, sieht die gefallenen Kameraden, sieht einen sich noch winden, beugte sich über den Rand, kann ihn nicht erreichen. Er kriecht zu ihm zurück, zieht ihn in das schützende Erdloch. Der dankt. Der Martl bettet ihn. Er muß weiter.

Über ihnen, keine fünfzig Meter entfernt, muß der Berg eine Terrasse bilden. Dieser grasige Rand ist es, woher die verheerende Salve gekommen. Jetzt ist es ganz still. Ob die Artillerie da gesäubert? Jedenfalls müssen sie hinauf!

Aber ein Drahtverhau hemmt unverhofft hinter den nächsten Stauden ihren Weg.

„Leute mit Drahtscheren vor!"

Der Martl hat eine. Was hätte er nicht? Er hat alles, kann alles, hat die Augen einer Wildkatze, die Kräfte eines Bären, den guten Willen ohne Ende des bayerischen Soldaten. Er durchschneidet die Drähte, tritt sie wuchtig zusammen. Die Kameraden über ihn weg. Er hinter ihnen nach. Die ersten sind droben. Nicht eine Terrasse; nur ein kurzes Grasband. Und schau! — Dem ganzen Rande entlang liegt die Reihe der Franzosen tot. Dahinter ansteigend nur noch ein letztes Gelände, nicht mehr steil, voll Baumstümpfe und Felsblöcke, mit wenigen Föhrenständen und Dickicht durchsetzt. Auf die nächsten hundert Meter kein Feind zu erspähen.

Aber sie selber sind hier wieder ungedeckt; dazu bloß noch ihrer neun, die diese Grasfläche erreichten. Wer nicht fiel auf der letzten Strecke, ist seit der Rinne rechtsab geraten und kann erst weiter oben wieder zu ihnen finden.

Was nun?

Vor allem wissen, wo der nächste Feind steht! Der Martl macht sich mit dem Jagersepp auf Schleichpatrouille. Die andern sieben legen sich in Deckung, so gut es geht.

Die Gewehre schußbereit, kriechen die beiden durch die Büsche hangauf. Aber sie stutzen. Was war das? Voraus Abschüsse von Gewehren, wie sie selber sie hatten. Also die Kameraden ihnen zuvor? Da durften sie nicht mehr schießen, waren auf Bajonett und Seitengewehr beschränkt. Ein rasendes, kurzes Maschinengewehrfeuer . . . ein paar Gewehrschüsse hinein . . . wieder alles still. Sie winden sich weiter. Sie gelangen um einen Vorsprung. Da erblicken sie einen Teil der Ihrigen im Anschlag liegend, hinter Blöcken verteilt; aber sie schießen nicht. Sie zu ihnen hin und rufen sie an. Keine Antwort. Der Martl faßt den ersten bei der Schulter — er ist tot. Tot alle, und lagen, als warteten sie auf etwas. Tot dort auch ihr Leutnant! Den Karhofer packte ein Grausen. Diesen hatte das Maschinengewehrfeuer gegolten und hatte sie sämtlich stumm gemacht!

Ein Schuß aus nahen Föhren jagte ihn empor. Schon feuerte der Sepp

Digitized by Google

zurück. Eine zweite Kugel pfiff an Martl vorbei. Von links! Dort der Schütze! Er fehlte ihn nicht. Er traf einen zweiten, zwischen den Stämmen. Es waren ihrer fünf; ein vorgeschobener Posten; die drei übrigen ergriffen die Flucht. Sie hinter ihnen her. „Hast'n g'sehgn, den rotkopfeten Alpenjäger?" keuchte der Martl. „Kreuzseiten! Dösmal hab' i gmoant, i hab's übersech'n!" Die drei Flüchtigen waren in einer Vertiefung des Berges verschwunden, — gleichzeitig entdeckte der Martl, wo der nächste Feind stand. Es bewegte sich — eine größere Masse — dort hinter dem obersten Gestrüpp, auf dem Gipfel der Kuppe.

Ihr Schießen hatte die sieben zurückgebliebenen Kameraden herangeführt. Doch wo blieb der Hauptteil noch immer? Konnten sie neun etwas ausrichten gegen die vielleicht Zahlreichen da droben? „Mehr rechts halten!" mahnte der Martl. „Dort müssen wir die Unsern sehn." Sie schwenken in die Richtung. Da prasselt es los. Ein Pfeifen, Klatschen und Granatenheulen, ein Donnergeknatter über den Berg herab, Rauch, Dreck, daß man nichts mehr sieht. Dicht hinter Martl ein Schrei. Der Hanni-Verl fällt zusammen. Ihm fehlt ein Bein. Der Martl zu ihm nieder. Er faßt ihn unterm Kopf. Ein Blick aus erbleichendem Antlitz, ein Lächeln um einen blauschwarzen Mund.

„Martl! . . . d'Muada!"

„Verl — sei dir Gott gnädi! Was soll i ihr sagen?"

„. . . . Was Gott tut, das ist wohlgetan —." Es war vorbei. Dem Karhofbauern stürzten die Tränen über die Backen. Er stand auf, schaute den Jagersepp an. „Akrat der Verl! Der brave Bua!" Sie beteten kurz.

„Aber jetzt!" schwuren beide und drangen bergan.

Auf der Kuppe ging etwas vor. Das teufelmäßige Geschützfeuer brach ab. Man hörte schreien, hörte Schüsse von Gewehren. Die andern mußten hinaufgelangt sein, im Nahkampfe stehen! „Zu Hilfe ihnen! Die Kuppe wird unser!"

Da erhob es sich urplötzlich mit Geheul aus den Büschen und stürzte sich in dem Dämmerlicht auf die acht Bayern her. Aber was . . . ?

„Schwarze! Schwarze!" schrie der Martl. „Do schaug! San dös aa no Leut? San ja Teifi . . . !" Eine Sekunde erschaute er im Anblick dieser Wilden seinen Hof, Weib, Kinder und alles von solchen Bestien bedroht. Und der eine dort hatte Ohren — Menschenohren, abgeschnittene weiße, blutige Ohren von Deutschen vorn herunter auf die Brust geheftet! „Höllsakra! Da hoaßt's di wehren!" schäumte der Martl auf. Schon waren die Kerle heran.

„Wart Satan, ausgspiebener!" — Der mit den Ohren flog zur Seite, von Martls Kolben gemäht, zwei weitere auseinander, der eine rechts, der andere links. Aber neue sprangen wie Tiger auf ihn los. Am vierten zerbrach sein Gewehr. Er warf es zur Erde, warf den Tornister weg. Den Rock aus. Den Knicker gezogen.

„Jetzt Höllbrut, geh her!"

Sonst war ihm das Morden ein Ekel gewesen. Sie hatten nicht mehr daran denken, nie davon reden mögen, wenn es wieder vorbei gewesen war, die Kameraden alle. Aber jetzt, da, gegen solche Schande des Feindes! Grausig arbeitete der Karhofer um, wie der Blitz sich wendend. Einem langen Messer, hart vor den Augen, bog er in letzter Sekunde aus. Vor den Leib rannte er den Fletschenden, daß er ohne Atem zurückflog, nahm zwei neue zu Handen, warf sie erledigt weg. Es gab einen Augenblick ohne Arbeit; er reckte sich auf nach Luft. Wie kalte Feuer standen seine ehrlichen Augen in dem erregungsfahlen Gesicht. Auch der

Digitized by Google

Jagersepp verschnaufte, war weiß, aber hochauf. Noch kam er just einen abzutun, der sich lautlos wie ein Gewürm aus dem Busch gewunden. Da krachten Schüsse. Dort — aus dem Gestrüpp. Ein Sprung, Sepp und Martl darin. Drei weitere Unholde waren geliefert. Nun floh der Rest. Sie acht ihnen auf den Fersen. Gewürge, Geraufe — ein wuchtiger Fall.

„Macht's weiter Buab'n! Mi hat's am Fuaß!"

Der Martl blieb zurück, nur noch mit den glühenden Blicken den Kameraden folgend. Die ließen nicht locker. Schon waren sie hoch. Jetzt der Kuppe ganz nahe. Aber die schnellsten der Schwarzen stießen zu einem Franzosentrupp, mit dem vereint, sie sich noch einmal rückwärts wandten. Da tauchte dicht in ihrem Rücken Martls Kompagnie empor. „Endlich, endlich! So waren die droben!" Martls Augen blitzten. Er mußte dabei sein! Eines Schwarzen Gewehr riß er an sich — —

„Ah sakra, mei Fuaß!"

Und wie schlugen die Granatsplitter hier so nahe her! Hinter die nächste Tanne mußte er zu gelangen trachten, nur ein kurzes Stück Weg. Er humpelte draufzu, schaute immer hinauf. Wie sie rangen! Wie sie sie zurückdrängten! Wie die roten Hosen — die Schwarzen — jetzt wichen, wichen! Ha, alles eine Flucht! „Gewonnen! Hurra! Die Kuppe besetzt! . . ."

„Hulióh!" schrie der Sepp mit dem letzten Atem herunter.

Erdreich und Steine spritzten, wo der Martl gestanden; — als der Rauch sich verzog, lag etwas Lebloses dort.

---

Daheim war es ein düfteschwerer Spätsommerabend. Rings um den Karhof lag auf den Bergwiesen das zweite Heu. Sie hatten es eben fertig gehäufelt für die feuchtkühle Nacht. Morgen noch einmal ausgebreitet, konnte es auf den Abend eingebracht werden, trocken mit zwei Sonnen, wie andere Jahre mit drei. Es war, als wollte der Himmel die fehlende Arbeit der abwesenden Männer ersetzen. „Dös werd an Martl g'freuen, wenn i's ihm schreib!" sagte die Bäuerin und schaute über die schöngereihten Zeilen hin. „Ins hilft der Herrgott selber!"

„Martelä, do geh her!" rief sie zu einer Hecke hinauf, wo im Schatten hoher Pfaffenkäppchenbüsche, von ihm behütet, das kleine Brüderchen auf einem hingebreiteten Bettkissen schlief. „Geh, muaßt mir mein' Rechen hoamtragen, du Bauer, du großer!"

Und über den Rain herab kam der kleine Emsige gesprungen, in seinen kurzen Lederhöschen, den bestickten Wadenstrümpfchen, roten Hosenträgern und dem grünen Hütl das winzige Abbild seines hochgewachsenen Vaters. Er hatte dem Brüderchen die Fliegen abgewehrt und schwang noch lustig den Laubzweig im Springen.

Munter ging die junge Mutter derweil die holde Bürde aufzuraffen und schritt mit ihr scherzend dem Hause zu, gehemmt vom Hunde, der freudebellend unablässig an dem Kinde emporsprang.

„Martelä hilf!"

Und der künftige Bauer mit seinem Rechen über der Schulter faßte den Hund beim Halsband, der gehorsam mitging.

Wie glühendes Gold floß der Abendschein von den Wettersteinwänden nieder; wie grünes Gold leuchtete der Rasenfleck um das braune Schachenschloß. Der Karhof mit seinem friedlichen Rauch sank schon in blaue Schatten.

Digitized by Google

Das Gesinde trat in die Küche, hungrig und feierabendfroh. Ein weißer Hirtenkopf war jetzt da und zwei halbwüchsige Buben, die den Bauern und die Knechte vertraten; dann die Veverl und die Dirn. Über die Gestalten alle glitt, wie sie beteten, durch das niedere Fenster herein der letzte Widerschein der versinkenden Sonne. Die Hausbas hatte Topfennudeln gebacken. Das konnte sie, wie auf den Höfen keine andere weitum. „Burgl-Bas!" pflegte der Bauer zu sagen, „mit die Topfennudl bist du die ärgst!" was sie so stolz machte, daß die Bäuerin wiederum neckte: „Jetzt dünkt sie si' wieder", worauf alle um den Tisch lachten und die Bas zumeist. Sie hatten es bequem mit dieser Alten, einer Schwester von Martls verstorbenem Vater, die immer auf dem Hofe gewesen war. Sie führte die Küche, sorgte für die Dienstboten und hütete die Kinder. Mit frommem Eifer aber hielt sie insbesondere die alte kleine Kapelle rechts oben vom Hause in Stand. Die war wie ein Schmuckkästchen, mit ihrem Gold und den feierlichen Farben, und das ganze Jahr mit Blumen geziert. Auf der verwitterten Mauer stand die Jahrzahl 1704 eingemeißelt. Ein Ahn vom Karhof hatte sie in Kriegszeit erbaut. Heute prangten die ersten Dahlien dieses Jahres auf dem Altärchen; blutrote kugelrunde und sternförmige weiße.

Nur um den Stall nahm die Alte sich nicht mehr an, seit die junge Bäuerin da war. Denn die verstand es so gut mit dem Vieh, daß ihr jedes Tier nachlief. Der bunte Zirler Gockel selbst setzte sich ihr auf den Arm und wackelte mit dem Kopfe, wenn sie ihn rief, dem kleinen Martl die schönen Federn zu zeigen.

„Mein Gott, wie werd' dem Bauern geah!" sagte die Base, als sie die Nudeln auf den Tisch stellte.

„Und dem Hans?" seufzte die Veverl.

Lauter Siege standen im Markte drunten angeschlagen, Tag um Tag. Die Fremden, die am Hofe vorüber auf die Zugspitze stiegen, erzählten es ihnen. Daß man Meister bleibe, daran hatte hier oben keines gezweifelt, so grausam viel Feinde auf allen Seiten auch standen. „Aber wen's halt trifft!" Sie aßen; sie schwiegen. Dann brachte die Bäuerin den kleinen Martl zu Bett.

In der Kammer droben vor dem Herrgott ließ sie ihn die gefalteten Händchen emporheben. „Lieber Himmivater," betete er, „schaug auf mei Voderlä, daß er g'sund wiederkimmt!"

## IV. Mei Verl.

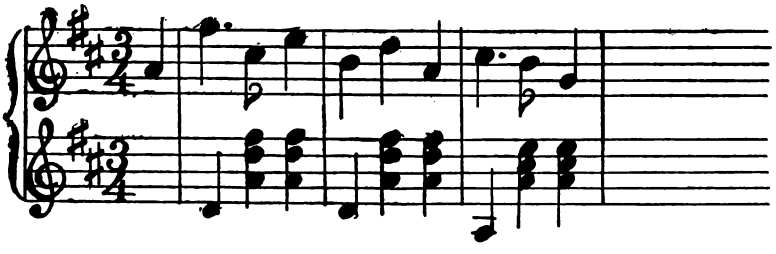
Wo die letzten Anwesen von Partenkirchen sich gegen die Faukenschlucht hin verlieren, niedrige, freundliche Häuschen am ansteigenden Berge, in grünen Gärtchen, unter ein paar alten Obstbäumen, da wohnte die Hanni-Kathl. Ihr Mann, ein Bergführer, war in jungen Jahren aus voller Gesundheit weggestorben, an einem dummen Wehdam, den er für nichts geachtet. Das Blut habe sich halt vergiftet, hatte der Bader gesagt. Alle Leute hatten ihn gern gemocht, den Berghofer-Hanni. So „dienstli" war er gewesen. Nie hatte man ihn vergeblich um einen Gefallen ersucht. Und lustig! Alleweil Schnacksen. Dasselbe blonde Haar hatte er gehabt, wie es der Verl von ihm geerbt. Gerade so war es ihm unterm Hut hervor in die Stirn gequollen und hatte sich vor den Ohren geringelt.

Nach dieser jähen Verwittwung war es der Kathl knapp gegangen. Das kleine Anwesen mit seiner alten Berechtigung zum Bezuge des Brenn- und nötigen Nutzholzes, ein paar kleine Grundstücke jenseits der Partnach und eine Bergwiese

Digitized by Google

hinten beim Reintal war alles gewesen, was ihr außer dem kleinen Xaver von ihrem kurzen Glücke geblieben. Die Kuh mußte verkauft, das Land verpachtet werden; wie hätte sie es allein zu bestellen vermocht!

Doch in Ehren hatte sie sich durchgebracht, niemandes Hilfe in Anspruch genommen. Wadenstrümpfe hatte sie gestrickt und jene derben wollenen Fausthandschuhe und hohen Gamaschen, die die Bauern, Fuhrleute und Holzknechte im Gebirg brauchen. Und die Wadenstrümpfe hatte sie wunderschön ausgeziert, wie sie es von ihrer Mutter erlernt, der alten Hirschen-Mentelin, die wegen ihrer kunstvollen Arbeit bis nach Krünn und Wallgau bekannt gewesen war. Solche lustige grüne Blattln und rote Blumen von allen Arten, aufsteigende Kettenbäumchen und weiße Scheibchen, wie jetzt auch die Kathl sie auf die grauen Wollrippen aufstickte, konnte niemand netter erdenken. Darum wollten die Partenkirchner Burschen, die so viel auf ihr Feiertagsgewand halten, ihre Wadlstrümpfe auch nur von der Hanni-Kathl im Fauken haben.

Stillhin hatte sie auf diese Weise ihr Auskommen gefunden. Nachbarschaft und Vettersleute waren gut zu ihr gewesen und sprangen bei, wo ein alleinstehendes Weib der Hilfe bedarf: zum Holzheimschaffen, beim Ausbessern des Hauses, auf Gängen zu Steueramt oder Notar. Und eines Tages war der Verl soweit gewesen, daß er selber mit eintrat. Sie hatte den Buben die Bildschnitzerei erlernen lassen, weil er gar so viel Freude dazu gehabt, und bald wurde seiner Geschicklichkeit von den einheimischen Schreinern und Schnitzwarenhändlern lohnende Arbeit anvertraut. Alles aber galt bei dem Buben die Musik. Der Schullehrer hatte ihn die Noten und später unentgeltlich Flöte und Klarinette blasen gelehrt. Zither und Gitarre hatte er von klein auf gespielt; er wußte selber kaum, wie er eigentlich begonnen. Im Heimgarten des Abends in der Nachbarschaft, auf den Almen und in den Hütten, wenn sie, Kameraden, Proviant getragen oder Herrschaften geführt. So, wie es im Hochlande die meisten lernen. Mit sechzehn Jahren hatte er alles gekonnt wie ein gelernter Musikant. So schneidig im Takte wie der Hanni-Verl spielte zum Schuhplattler nicht einmal der alte Heismichl auf, der doch Stunden gab.

Sapradie! Das mußte man gehört haben, wenn man wissen wollte, was aufspielen heißt. Wem es dabei nicht in Beine und Finger fuhr, der war gewiß nicht von hier. Und wenn der Verl selbst plattelte! Mensch! Da hattest du nicht Augen genug zum Schauen und nicht Zeit genug zum Lachen — kam schon wieder was Neues! Dreimal Rad schlagen hintereinander und den Entenbürzel machen, — Juchzen, Fingerschnackeln und den Hut zwischen den Beinen hindurch aufgeworfen, akurat wieder auf den Kopf auffangen, — den Auerhahn spielen, wie er wirbt und lockt. Und wie das patschte auf der ledernen Hose von den kräftigen Händen! „A Luaderbua!“ Alle Madln waren verrückt.

Digitized by Google

Und erst zur Fastnachtszeit! Manchmal hatte die Mutter nimmer gewußt, wo ihr der Kopf stand, so war es zugegangen in ihrer Stube vor lauter Buabn, die mit dem Verl Aufführungen ausheckten und Musikstücke einübten, hinter verschlossenen Läden, an den Vorabenden der Tage, an denen man „maskeren" gehen durfte. Gewand und Gerät suchten sie im ganzen Häuschen zusammen und schleppten es her von daheim zu ihren unerschöpflichen Späßen. „Muada, geh, näh' mir dies! Muada, hast g'wiß das?" "

Und die „G'sichtln" — die Holzlarven —, die der Verl schnitzte und bemalte, so ähnlich den dargestellten Personen, daß man des Abends vor ihnen erschrak. Dazu beschaffte er sich die Kleider, wie sie jedermann an ihnen kannte, und ging sie in den Häusern und Wirtsstuben spielen, als wären sie es selbst. Den knauserigen Leiten-Ander; den hüstelnden Kammacher-Veitl mit seinen Gesundheitskräutchen und Magenlatwergen; den faulen Wegknecht Tupferhannes, wie er beständig die Hutschnur festband, mit Pfeife, Dose und Schneuztüchl hantierte oder die Leute nach der Zeit fragte, um nicht kehren zu müssen. Ihre Reden, ihre Kniffe, ihr Gehen und Stehen. Das Weib, den Nachbarn oder sonst einen, den man alsbald an der Stimme erkannte, ließ er Zwiesprache mit ihnen führen, wie sie selber es nicht besser gekonnt. Dann wieder taten die Kameraden sich, ihrer drei, ihrer fünf als alte Weiber zusammen, grotesk echt in den altmodischesten Röcken, Spensern und Kopftüchln, drangen mit Spinnrädern oder Stühlen zum Hanfbrechen durch die Hausgänge hinein, setzten sich den Leuten mitten in die Stube, den Gastwirten keck vor die Gäste und begannen, als wären sie daheim unter sich, beim Spinnen und Klappern über alle Torheiten, Machenschaften und lächerlichen Händel des Marktes zu klatschen. Im ältesten Dialekt, an Einfällen, Übertrumpfungen und erlösenden Witzen so schlagend, ohne je zu beleidigen, daß des gebirglerischen Behagens kein Ende war. Alles wußten diese sakrischen Buabn! Keine Dummheit konnte einem begegnen, keine Absonderlichkeit oder ständige Redensart durfte einer haben — brachten sie sie daher!

Über dem war der Verl Zwanzig geworden, im hellsten Jugendgenuß seiner schönen, lustigen Heimat und gewiß eines wachsenden guten Auskommens.

Da mußte er zum Militär.

Aber auch dort war er gern gewesen. Man hatte ihn zu schätzen gewußt, den frischen Oberlandler, der zu allem zu brauchen war. Und wenn er in seiner blitzblauen Uniform mit den leuchtend roten Aufschlägen in Urlaub gekommen war, zur Heuzeit, zu Weihnachten und zu Ostern, hatte ihm alles nachgeschaut. „A söllener sauberer Bursch!"

Nachdem auch diese zwei Jahre zu Ende gegangen, hatte der erfreulichste Verdienst eingesetzt. Im Tal wurde gebaut, daß den Verl Arbeit erwartete, so viel er zu schnitzen vermochte; für Möbel, für Türen, für Erker; einträglich und schön. Und jetzt war es sein erstes Trachten gewesen, daß die Mutter es endlich gut haben sollte. Das Dach deckte er ihr warm mit lärchenen Schindeln; die Küche wurde freundlich getüncht, in der Stube ein neuer Boden gelegt. Eine Kuh ward gekauft, das eigene Heu wieder gemacht. Alles im ersten Jahr.

„Kreizsaxen, Muaderl," rief er stolz, „jetz san ma g'stellt!"

Da kam der Krieg.

Die Kathl vermochte zuerst nicht zu ermessen, was das bedeutete, den Verl in den Krieg ziehen zu lassen, jetzt, da ihres Lebens Arbeit und Hoffen an ein Ziel gelangt war, so schön, wie sie es von des Herrgotts Güte gar nicht zu erbitten sich

Digitized by Google

getraut. Alle waren getroffen wie sie; fast aus jedem Hause mußten Söhne, ja, Männer fort. Niemand klagte. Man lief zueinander, tauschte seine Gedanken aus, schaute Heim und Berge an, denen so Furchtbares drohte. Es mußte sein! Und der Herrgott konnte ja nicht anders, als den ruchlosen Feind strafen!

Als der Abschied, der Sturm jener Tage vorüber war und der Verl fort — alles wie im Traum — hatte die Kathl in ihrem leeren Häuschen nichts anderes mehr zu tun gewußt, als zu beten. Sie betete, während sie Verls Werkzeug und halbfertige Arbeiten zusammenräumte, betete während ihrer häuslichen Verrichtungen, betete, so oft sie seine verlassene Kammer betrat und stieg jeden Abend zum heiligen Antoni hinauf, dem treuen Schutzhelfer Partenkirchens seit Jahrhunderten. Unter den alten Linden und Buchen den Berg hinan, Station um Station Jesu Leidensweg betrachtend, zu der lieben, schönen, zweihundertjährigen Kapelle. Dort trug sie dem Heiligen ihre heißen Bitten vor: daß er den Verl beschütze, daß er ihn wiederkehren lasse mit gesunden Gliedern nach glücklichem Sieg.

In diesem vertrauten Raume war es ihr auch immer, als sei der Verl bei ihr. Von Kind auf hatte sie ihn da hergeführt und ihm die wunderschönen Dinge gezeigt beim heiligen Antoni. Das leuchtende Bild in der gewölbten Decke, mit Himmel, Säulen, Treppen und Obelisken; das Jesuskind auf der blauen Weltkugel, den Antonius selbst, die Lilien, die Engel und den armen Lazarus. Dann die geheimnisdunkeln Altäre, die geschnitzten Beichtstühle und die kunstreiche Kanzel; die Orgel-Empore mit ihren schwebenden Ranken und zarten Gittern in Gold und in Gelb. Immer wieder hatte das Kind da hinauf begehrt und war viel lieber zum Antoni beten gegangen, als in die Pfarrkirche im Markt. Alles hatte der Bub gefragt und zuletzt von sämtlichen frommen Bildern gewußt, was sie bedeuteten. Vor den geschnitzten Zieraten und Blumen aber hatte er einst gar zur Mutter gesagt: „Bal i's halt nur amal a'langen dürft!"

„Dös derf ma jo net!"

Während die Mutter sich abgewendet, war der Verl aber dennoch auf das Trittchen eines Beichtstuhles gestiegen und hatte die geschnitzten und vergoldeten Blumenbüschel befühlt.

„Warum hast jetzt dös tan?"

„Weil's so schön is!"

Jetzt fand die Kathl im Reichtum dieses Andachtsraumes noch einmal etwas Neues zu ihrer Erbauung. Zwei alte Kriegsbilder, denen sie, über den Darstellungen aus der heiligen Schrift und den Legenden, bisher keine nähere Beachtung geschenkt. Zu zweien Malen gewahrte sie dadrauf schon einen Feind abgebildet in den heimatlichen Bergen, Partenkirchen bedrohend, — ein noch wohl erkennbares, aber seltsam altes, friedlich-hilfloses Partenkirchen voll hölzerner Gebirgshäuser, wie es deren heute kaum mehr welche gab. Auf dem ersten Gemälde sah man die Bevölkerung aus dem Dorfe gegen die Faukenschlucht hinan flüchten, während vom G'steig herab, aus der Mittenwaldergegend Panduren ansprengten, mit hohen Pelzmützen, in prächtiger Tracht. Doch andere Heerscharen zogen schon wieder talauswärts, gegen Farchant davon. Der heilige Antoni hatte Fürbitte eingelegt, von der Muttergottes unterstützt. Und Gottvater hatte ihn erhört und wies, ein Pfeilbüschel in der Rechten, die Feinde von hinnen. Das war zum ewigen Gedenken hier dargestellt.

Mit Verehrung für die frommen Vorfahren betrachtete die Kathl auch die abge-



Digitized by Google

malten vier Bürger in ihren feierlichen Kitteln, die auf diese Bewahrung hin dem Antoni die schöne Kapelle gestiftet, und las andächtig den Vers:

Der ganz erzörnte Feind sich bald in Freind verkehret,
Du nambst uns in dein Schutz, dein Vorbitt Gott gewehret,
Auf dich Antonius, da Partenkirch vertrauet
Darum die Dankbarkeit dir dieses Kirchlein bauet. Anno 1704.

Auf dem andern Bilde hatte der Feind es sich gar schon auf der grünen Leiten über dem Orte bequem gemacht und ließ Lagerfeuer brennen. Da erschien wiederum Antonius, als Feldherr angetan, mit Federnhut, Feldherrnstab und Degen, und gebot aus den Wolken den Dräuenden, daß sie nichts verheerten.

Fynf Jahre lang
gedrückt von shweren Krieges Plagen
shikten wir zu dir, Antoni unsre Klagen;
Und da der stolze Feind
An unsre Gränzen rükte
Auch shon die Nachbarshafft
mit feuer und shwerdt bedrikte
hielt Jhm dein starker Armb
so lang an selben vest
biß daß beshlossen ward
des holden Friedens fest 1801.

Die Kathl verneigte sich vor ihrem Heiligen im Kriegsgewand und erhob die gefalteten Hände gegen ihn. Er würde gewiß in Gnaden auch diesmal sein Partenkirchen vor Einfall und Graus bewahren.

Aufgerichteten Gemütes stieg sie bergab.

„War doch nicht zum Ausdenken, die Bosheit, Krieg anzufangen mit ihnen da herinnen im Werdenfelserland, die keinem Menschen etwas Übles wollten, — auseinanderzureißen, was in Zufriedenheit mitsammen fortkam, und, die zusammengehörten, in Seelenangst und Leibesgefahr zu stürzen!“

Die Kathl konnte sich nicht vorstellen, was nur die Menschen so weit trieb. Aber der Herrgott war gerecht! Daran hielt sie sich.

Auch war eine Warnung, eine gelinde Züchtigung vielleicht verdient gewesen? Hatten sie nicht vor lauter Frieden und gutem Ergehen schon fast vergessen, daß das nur eine Gnade war? Auch war nicht mehr alles so, wie es hätte sein sollen. Dies und das hatten sie, alte Bevölkerung, bereits eindringen lassen von der leichtfertigen, begehrlichen neuen Zeit. Die Kathl gelobte, wenn nach abgewendeter Gefahr die Gelegenheit ihr zurückgeschenkt würde, darauf besser zu achten. Der Verl aber und die anderen Buabn und die Mannder würden doch für diesmal noch fertig werden mit dem frechen Feinde, — helf Gott! in kurzer Zeit.

Inzwischen schickte sie Paketln ins Feld, immerzu Paketln; alle paar Tage wieder eines. So hatte sie wenigstens das Gefühl, für den Verl immer noch etwas zu tun, wenn sie ihn auch nicht beschützen konnte. Und jedesmal legte sie auch für seine Kameraden etwas bei, damit sie auf ihn schauten. „Woaßt,“ sagte sie zu ihrer Nachbarin Reuner, die schon im August so dicke wollene Socken fortschickte, daß mit Not ein Paar auf das vorgeschriebene Postgewicht ging, und fette Nudeln, die sich bei der Hitze nicht hielten, — „i leg lauter Sach' dazua, dös wo kommod is. An Tabak und an Schoklad, Zeltln für an Durst und a Wurst a ganz a harte, wo ma lang dran runterschneiden ko, wenn der Verl aa koa groß Trumm auf die weiten Märsch eischiabn mag.“

Digitized by Google

So hatte sie gebetet und geschickt ein paar Wochen lang. Dann hatte das Furchtbare begonnen. Sie siegten — aber sie fielen. Haus um Haus schlugen die Hiobsposten ein. Als erste vom Bäcker zwei Söhne, dann vom Kroll der Franzl, darauf der andere, bald der dritte. Nun der Karhofbauer.

„Mein! lieber Herr, werst doch mein Verl bewahren!" flehte die Kathl mit krampfigen Händen und lief in ihrer Herzensnot Morgen um Morgen zum Magistrat, die Verlustliste zu sehen. Und bald schlich, man wußte nicht wie, keiner konnte es verbürgen, das Gerücht um, auch der Verl sei tot. Wer es hörte, sträubte sich, es zu glauben; einer fragte den andern, ob das menschenerdenklich sei? Die Gewißheit wußte nur einer. Aber dem hatte es die Kraft verschlagen, sie einzugestehen. Das war der Herr Pfarrer. Der Jagersepp hatte an ihn geschrieben.

In alle die Häuser hatte er die schrecklichen Botschaften zu bringen gehabt die vergangenen Tage. Schon zitterten die Leute, wenn sie ihn in ihrer Gasse sahen. Und nun dieses Allergrausamste — nein! Er hatte auch nur ein Herz zu verbrauchen! So viel Weh zu bereiten, solchen Jammer zu schauen, dazu mußte er sich erst sammeln. Dieses strahlende junge Leben ausgelöscht auf so schauderhafte Art! Ausgerechnet dem Hanni-Verl schossen sie ein Bein weg!

Unterdessen hatte sich im Markte schon eine Art Abkommen gebildet, daß die Hanni-Kathl, wenn es wahr wäre, die Nachricht keinesfalls auf einmal erfahren dürfe. Aber wie, wußte zuerst keiner. Am Erträglichsten erachtete man es endlich, wenn sie mit den angeschlagenen Berichten so nebenbei vernähme, daß der Verl da und da auch dabei gewesen. Deswegen brauchte ihm ja nichts geschehen zu sein und sie hatte noch erst einen Brief von ihm gehabt. Aber ihre Besorgnis war dann geweckt und mußte wachsen, je mehr man von den Vogesenkämpfen erfuhr, — bis es in ein oder zwei Tagen gewiß so weit wäre, daß die Arme die Nachricht zu fassen vermöchte.

So wurde es gemacht. Über einem verabredeten Gespräche beim Spezereikrämer stieg ihr die erste Angst empor. Sie eilte zum Bürgermeister. Die neue Verlustliste stand noch aus. Zu ihren Verwandten. „Von den Einheimischen sollten freilich in den letzten Kämpfen noch mehr dabei gewesen sein; aber Näheres wußte man nicht." Ach — bis andern Tags, da es Mittag läutete, war sein Heldentod ihr bekannt. Wen immer sie weiter befragt, der hatte ihr mit Redensarten geantwortet; alle schienen ihr etwas zu wissen; keiner schaute ihr ins Gesicht. Da hatte sie sich zum Pfarrhofe gewendet, eines Unglücks schon fast gewiß, und hatte dort das Letzte in der barmherzigsten Fassung erfahren.

— Seitdem war es ein Jahr. Wieder ging es auf den Winter; noch immer dauerte der entsetzliche Krieg. Wer alles war gefallen! Wer alles war verwundet! Ihrer wie viele geheilt, abermals getroffen, zum dritten Male kampftauglich an der Front! Wenn der Friede möglich wäre, hatten sie gesagt, wären sie froh; da er aber nicht möglich sei, wollte nur jeder wieder hinaus.

Die Familien daheim waren jetzt gefaßt auf alles, ergeben in alles. Wer seine Lieben einmal fortgegeben, betrachtete sich schon fast denen gleich, die es bereits getroffen. Euch gestern, uns morgen! Vor dem, was man von diesem Kriege nun wußte, fiel jeder leere Trostgedanke dahin. Früher hatten die Menschen sich auf dem Erdboden bekämpft; jetzt fällte der Tod auch aus der Tiefe herauf, aus den Lüften herab die Tapferen. Wohl hatten, die auf Urlaub nach Hause gekommen, erstaunlich gesund und frisch ausgesehen; aber sie hatten ernste Gesichter gehabt und waren schweigsam gewesen. Und das neue Scheiden, jetzt, da sie als Wissende



Digitized by Google

gingen, war ihnen härter gefallen als das erste. Wie ein Wetterschatten lastete es auf der Sonnigkeit des Werdenfelsischen Gemüts.

Doch auch etwas Wundersames war geschehen. Die letzten fünfundzwanzig Jahre, die über das stille Tal, nach jahrhundertelang gleichgebliebenen Lebenszuständen, eine völlig veränderte Zeit gebracht, schienen weggewischt über Nacht und der Geist von vormals noch einmal erstanden: jenes menschlich-schöne Zusammenhalten von ehedem, da Partenkirchen noch klein und arm und weit von der Welt gewesen, — da jeder auf den andern angewiesen war im harten Fortkommen hier im Gebirg, und nach den furchtbaren Bränden, die den Markt zerstört, die meisten ihr Leben ganz neu hatten aufbauen müssen. Dieser Geist der Gemeinschaft, durch Generationen fortgeerbt, hatte noch im Blute gelegen und war wieder aufgelebt in der neuen Not der Zeit. Jeder erleichterte den andern, alle griffen wieder an, wo es not tat, mit der Selbstverständlichkeit von einst. Gleich in den ersten Kriegstagen, als eine betagte Fuhrmannswittwe mit einem Schlage ohne ihre vier Söhne dagesessen, mutterseelenallein, bei ungemähten Wiesen und ohne Pferde, hatte man in einer Morgenfrühe über zwanzig freiwillige Helfer gesehen, die ihr Gras mähten, das Heu machten und es ihr einführten. Und je leerer es geworden an kräftigen Armen und je kleiner die Zahl derer, die daheim geblieben in dem lautlosen Markt, in der schweigenden Landschaft, um so enger war die Gemeinde wieder zur Familie geworden, mitsammen erlebend, mitsammen tragend, merkwürdig stark und merkwürdig still. Fuhr der Blitzstrahl einer Todesbotschaft nieder, dann jammerte niemand laut, klagte keiner auf den Gassen. Das Weh blieb in den Häusern, schamhaft und stumm. Und die jungen Wittwen, wenn sie wieder über die Straße mußten, ihre kleinen Kinder an der Hand, dankten wortlos, unter leisen Tränen, für Teilnahme und Gruß.

— Inmitten dieses Harrens und Duldens, inmitten aber auch des allgemeinen Hochgefühls über die fortschreitenden gewaltigen Errungenschaften dank den heldischen Opfern, lebte die Hanni-Kathl immer noch ein wenig wie in einer Betäubung dahin. Sie hatte nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu hoffen, als die einstige Seligkeit und das Wiedersehen mit dem Verl und seinem Vater, dort, wo es keinen Krieg und keine Trennung mehr gab.

Sie saß in ihrer Stube. Es war der erste rauhe Oktobertag — ein Kirchweihmontag ohne Sang und Klang — und man hatte heute kräftig einheizen müssen, nach dem langen, warmen Altweibersommer, den man heuer wieder im Gebirge genossen. Sie nützte das Tageslicht vorne am Fenster, zwischen dessen Vorhängchen und Blumenstöcken hinaus sie die Zugspitze ragen sah. Ihre fleißgewohnten alternden Hände strickten Soldatenhandschuhe. Deren waren ihr in Auftrag gegeben, soviel sie übernehmen mochte. Man sorgte für sie. Vom Staate kam ihr eine monatliche Unterstützung auf Lebenszeit zu; im ganzen Markte erwies man ihr Gutes. An voriger Weihnacht hatte sie Lebensmittel, warme Sachen und Geldgeschenke erhalten, daß sie nicht Vergeltsgott genug zu sagen vermocht. Dafür dankte sie dem Verl noch im Himmel droben. Denn so viel tat man ihr nur, weil alles den Buabn so gern gehabt! Auch vereinsamen ließ man sie nicht. Herrschaften besuchten sie freundlich und die Nachbarschaft sah fleißig nach ihr.

Wenn in den Häusern die Nachrichten aus dem Felde länger ausblieben, die Väter kein Wort mehr redeten, die Mütter sich nicht mehr zu helfen wußten, dann trugen die Weiber ihre Angsten zur Hanni-Kathl. Die verstand sie in ihrer Not. Geduldig half sie ihnen die Zeitungsberichte durchzusuchen, ob da, wo wieder etwas

Digitized by Google

geschehen war, die Ihrigen wohl dabei gewesen. Aber Marandjoseph! mit all den Ländern und fremden Namen, die nicht zum Aussprechen waren, kannte man sich gar nimmer aus. Manchmal schwankte die Kathl, was eigentlich das Barmherzigere sei, ihre traurige Gewißheit, oder durch Jahr und Tag weiter dieses Bangen, bei dem man keinen freien Atemzug tat? Wie schön hatte der Jagersepp ihr alles geschrieben! Daß der Berl nicht hatte zu leiden brauchen; daß er nur an sie gedacht und wie er so christlich gestorben.

Um sie her glich die ganze Stube einer Gedächtniskapelle. Alles hing und stand da vereinigt, was er besessen und geliebt. Sämtliche Bilder, die sie von ihm aufbewahrt, vom kleinen Kinde an, auf des Vaters Knie, bis zu der Zeit seines Scheidens. Eines zeigte ihn an seinem Kommuniontage, mit der schönen Kerze in der Hand, eines mit der Zither unter Kameraden und Madln. Dann kam er als Rekrut, mit Blumen besteckt; endlich in der Uniform, so, wie er heimgekehrt. Ihr Teuerstes stand unterm Herrgott zwischen Blumen auf der Kommode. Das hatte ein Sommergast hier in der Stube von ihm aufgenommen, wie er seine Schnitzarbeit in den Händen hielt, den Schurz vorgebunden, und froh seiner Kraft ins Leben hineinlachte. So, genau, hatte er sie angeschaut, als er damals gejubelt: „Kreizsaxen, Muaderl, jetz san ma g'stellt!"

Seine Gitarre hing über dem Kanapee; sein Diplom aus der Holzbildhauerschule daneben. Zur Rechten und zur Linken in geschnitzten Rahmen, die er ihr einst zum Namenstage gefertigt, — kunstvoll mit nachgebildeten Zirbenbüscheln und Edelweiß, — des Vaters Bild und das ihre. Der Vater in seiner Bergführerausrüstung, die Mutter in der festlichen hohen Otterpelzhaube. In diesem allem lebte ihr Berl um sie fort, und während sie Paar nach Paar die Handschuhe entstehen sah für die braven Burschen im nahenden zweiten Kriegswinter draußen, war es ihrem mütterlichen Gefühl, als machte sie damit noch ihm selber ein wenig warm.

Es stapfte im Gange. Jemand streifte die Füße ab und klopfte an die Tür „Nur eia!"

Die Neunerin von nebenan.

„Kathl, grüaß di Gott! Allweil stricken und allweil stricken? Muaß ja dechet bald s'ganz Bayerland Handschuach haben!" Sie schob ein zusammengebundenes Paket auf den Tisch. „Jetzt hab i a sölles schön's Mehl kriagt für meine Marken, daß i denkt hab, dös geit wieder amal g'scheite Kirchweihnudl für insere Buabn! Tust halt aa etli verkosten! Grad tragt's der Vodä auf d'Post. Moanst, sie halten sie bis auf Arras, hä?"

„I sag scho!" Die Kathl faltete das Papier auseinander, lobte die prächtigen Nudeln und sagte tausendmal Geltsgott.

„Und an Dreck sollens haben", fuhr die Nachbarin fort, „in ihnere Schützengräben jetzt wieder, daß d'dir's gar it fürstellen kannst! Da kriagt nacher der Toni — hat der Jürgl gestern g'schrieben — jedsmal wieder an grausamen Weh in sei'm g'schossenen Fuaß. Aber auslassen? Net um die Welt! Er kunnt in Garnisonsdienst geah jeden Tag — aber erst recht net, jetzt, wo er mit'n Jürgl beisammen is! Mein Gott, Kathl! Werd doch inser Herr ins d i e zwoa Buabn lassen, wo mir ihm die oan zwoa scho hergeben ham?" Sie drückte die Schürze vor die Augen.

Die Kathl die ihre. „Denk halt an's Krollen!" mahnte sie. „Schon ihrer drei! Und beim Vetter z'Huglfing viere und no allweil drei fort! Wissen kann der Herrgott alloa, warum er's so will."

Digitized by Google

„Freili", stimmte die Neunerin bei. „Hat jetz gestern der Herr Kooperator aa an Vodä so schön tröst'. I sell ko ja nichts mehr richten mit eahm! Nach dem Joseph hat er sie no dreingeben. Aber seit dem Hansl — da is er ganz auseinand. ‚Z'erst in d'Luft sprengen und nacher verschütten, den Buabn, daß er mitsammt seiner Schneid sich net z'wehren kimmt, — nä —', sagt er, ‚dös is aus der Weis'.' Aber dös hat der Herr Kooperator eahm jetz ausgredt. Insern Herrgott, hat er g'sagt, kimmt's it drauf o, wie der Feind dös ausführt, dös was amal beschlossen steht. Fragt er eppat die Menschen aa lang, an weller Krankheit sie sterben mögen? I moa net! No nacher? — Wenn er eben an Hansl zu eahm hat nehmen wollen, nacher is dös g'schechen wie's mögen hat! Warum, — woaß nur er."

„Ja — ja —", nickte die Kathl. „Und mei Kooperator — dös is mei Verl. ‚Was Gott tut, das ist wohlgetan!' hat er g'sagt und is g'storben. Müaßt i mi ja schama, bal i net aa so weit käm!"

Sie räumte das Rudelpapier beiseite und wickelte sinnend die Schnur über die Finger. Es war ein Knoten darin. Sie mühte sich, ihn zu lösen. Plötzlich hielt sie damit inne; Tränen stürzten ihr über's Gesicht.

„Mei, Neunerin — — wenn i halt aa no Paketln machen kunnt!" . . .

---

# Die schweizerische Kriegshilfe.

## Von Ruth Waldstetter in Basel.

Als in der Schweiz die große Sorge, die furchtbare Ungewißheit der ersten Kriegstage überwunden war, machten sich Staat und Private ans Werk, aus allen Kräften den Opfern des Krieges unter den umwohnenden Völkern beizustehen und ihre Lage zu erleichtern. Der Staat erfüllte damit das Programm seiner neutralen und humanen Überlieferungen, bei den Privaten ging die Betätigung der Menschlichkeit und Barmherzigkeit aus der tiefen geistigen Erschütterung hervor, die der Krieg auch unserm Lande gebracht hat. Denn man würde sich eine falsche Vorstellung machen, wenn man glaubte, der Schweizer habe diesem Krieg in sicherer Ruhe zugeschaut. Nicht nur die Sorge, daß das Land in den Krieg hineingezwungen werden könnte, nicht nur die schweren materiellen Verluste, die Lahmlegung der Arbeit, die in Industriegegenden immer mehr zur verhängnisvollen Kalamität wird, sondern mehr noch das geistige Bild des Krieges, das hier offener als in einem kriegführenden Staat besprochen und in seiner furchtbaren Realität vorgestellt wird, haben den Bürger und die Bürgerin aus den gewöhnlichen Gedankengängen herausgerissen. Hier lastet der Krieg als Schicksal auf den Gemütern, man findet nicht Veranlassung, ihn auf die Verantwortung eines einzelnen Volkes oder Mannes abzuwerfen, und er erschüttert und betrübt als unfaßbares Geschehnis den Glauben vieler, sei dieser religiöser, moralischer oder kultureller Art. Aus diesem Gefühl, das namentlich auch viele Frauen erfaßt hat, ringt sich die werktätige Liebe als einzige Gewißheit heraus.

Zwar ist da und dort der Vorwurf nicht unberechtigt, eine gewisse Sensationslust treibe die Leute dazu, sich in alle möglichen Hilfswerke zugunsten Fremder zu stürzen, anstatt der dringenden Not an der eigenen Türe mehr Gehör zu schenken. In dieser Beziehung sind gewisse Auswüchse zu beklagen; allein sie treffen nur einzelne Personen und Gruppen; und die Hilfswerke, die mit Beharrlichkeit fort-

Digitized by Google

gesetzt werden, um fremde, nicht nationale Leiden zu lindern, trotz der immer schwerer lastenden Kriegsopfer des eigenen friedlichen Staates, dürfen als aus edel menschlichen Beweggründen hervorgegangene Taten angesehen werden. Sie entspringen der instinktiven Einsicht, daß es für alle Zeitgenossen — für die Neutralen wie für die Kriegführenden, nur in verschiedener Form — menschenwürdig ist, die grandiose Furchtbarkeit der Ereignisse mitzuerleben und mitzutragen.

Den stärksten Anteil an der Kriegshilfe der Schweiz hat der Staat. Die eidgenössische Post vermittelt den Kriegsgefangenenverkehr nicht nur zwischen Deutschland und Frankreich, sondern zwischen den meisten kriegführenden Ländern überhaupt. Den Transport der Zivilinternierten und der Evakuierten zwischen Deutschland und Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien hat der schweizerische Territorialdienst übernommen. Die Schwerverwundetentransporte Deutschland—Frankreich und umgekehrt bewerkstelligen die Schweizerischen Bundesbahnen im Verein mit dem schweizerischen Roten Kreuz. Die übrigen zahlreichen Hilfsaktionen gehen von privater Seite aus, werden aber vom Staat durch sehr weitherzig erteilte Portofreiheit unterstützt.

Das Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907 bestimmt, daß den Kriegsgefangenen die Möglichkeit des Briefverkehrs nach ihrer Heimat gegeben werde. Die Übernahme der Kriegsgefangenenpost war also für ein zentral gelegenes neutrales Land wie die Schweiz vorauszusehen, jedoch niemals in dem Umfange, den dieser — portofreie und von der Schweiz völlig unentgeltlich geleitete — Verkehr im heutigen Kriege angenommen hat. Nachdem als erstes das Deutsche Reichspostamt die Schweizerische Oberpostdirektion am 17. August 1914 um Vermittlung der Post für die in Deutschland gefangenen Franzosen ersucht hatte, wurden solche Abkommen auch mit Frankreich, Österreich-Ungarn, Großbritannien, Japan, Rußland, Italien und der Türkei abgeschlossen. Für den Geldverkehr im besondern erweist die Schweiz ihre Dienste noch einer Anzahl anderer Länder, und es verdient bemerkt zu werden, daß weit entfernte Staaten die für ihre Zuverlässigkeit bekannte schweizerische Post mit der Weiterleitung ihres Kriegsgefangenengeldverkehrs trotz dem damit verbundenen großen Umwege betraut haben.

Von dem Umfang des Kriegspostverkehrs geben die Zahlen der Statistik und ein Blick in den Betrieb des Kriegsgefangenenpostbureaus Bern-Transit einen Begriff. Mit der Kriegsgefangenenpost sind täglich rund 500 Mann der schweizerischen Postverwaltung beschäftigt. Die Brief- und Paketpost ist in der Turnhalle des Städtischen Gymnasiums in Bern untergebracht. Hier türmt sich täglich eine Menge von 250 000 bis 350 000 Briefen und Postkarten, 20 000 uneingeschriebenen Paketen bis zu 350 Gramm und eine Paketpost, die durchschnittlich 60 000, an verkehrsreichen Tagen aber bis nahe an 100 000 Stück umfaßt. Die gesamten Sendungen werden innerhalb 24 Stunden umgeleitet. Um diese Arbeit zu schaffen, braucht es von seiten der Beamten und Angestellten viel Genauigkeit, Findigkeit und Geduld. Denn viele Briefe und Karten sind unleserlich oder nach der phonetischen Regel der fremden Sprache adressiert; manche Pakete sind schlecht verpackt. Diese wandern in einen besondern Riesenkorb und von dort in die „Päcklilinik", wo sie sorgfältig neu verpackt werden. In der Deutung der mangelhaften Adressen haben die Beamten eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit. Häufig tragen Briefe überhaupt keine Angabe des Bestimmungsortes, und es bleibt den schweizerischen Postbeamten überlassen, ausfindig zu machen, wo sich die „Hauptwerkstätte", die „Weißblechfabrik" usw. befindet, in welcher der Briefempfänger untergebracht

Digitized by Google

ist, oder wo das „Hôpital temporaire" liegt, das als Kriegsgefangenenlazarett dient. Adressen wie „Schambimihel" statt „Schneidemühl", „Garde l'Eugène Imark" statt „Gardelegen i. d. Mark", „Schlemong" statt „Clermont" liegen jeden Tag zu Dutzenden vor. Nur der Umstand, daß jeder eidgenössische Postbeamte der deutschen und der französischen Sprache mächtig ist, erlaubt eine präzise Überleitung des Briefverkehrs. Oft sichert ein kurzer Vermerk des schweizerischen Beamten in der Sprache des Bestimmungslandes die Ankunft des Briefes, so z. B. auf einem nach „Bursch" adressierten Brief das hinzugefügte Wort „Bourges".

Das Postamt Bern-Transit hat vom Monat September 1914 bis Ende November 1915 über 32 Millionen Briefschaften an Kriegsgefangene nach Deutschland und nahezu ebensoviel nach Frankreich und Kolonien weitergeleitet, im November 1915 allein zirka 3 Millionen Briefschaften nach Deutschland und rund 3½ Millionen nach Frankreich und Kolonien, ferner monatlich über 800 000 Briefschaften für Kriegsgefangene in Österreich-Ungarn, Italien, Großbritannien mit Kolonien und der Türkei. Für deutsche Gefangene in Frankreich wurden im November 1915 182 400 Postpakete bis zu 5 Kilogramm entgegengenommen und weitergesandt, vom September 1914 bis Ende November 1915 1 345 919 Stück. Dazu kommen die Paketsendungen für deutsche Kriegsgefangene in Großbritannien und Kolonien, in Japan und Rußland, für österreichisch-ungarische in Italien und Frankreich, für französische und britische in Deutschland, in Österreich-Ungarn und der Türkei, für italienische in Österreich-Ungarn, für britische in der Türkei. Die Gesamtzahl der von September 1914 bis Ende November 1915 beförderten Kriegsgefangenenpostpakete einschließlich der zahlreichen Brotsendungen für Kriegsgefangene in Deutschland und ausschließlich der kleinen uneingeschriebenen Pakete beläuft sich auf 13 429 582 Stück.

Der Geldverkehr für Kriegsgefangene wird von etwa 60 außerordentlichen Hilfskräften besorgt. Die Schweiz vermittelt ihn zwischen Deutschland und Frankreich, Montenegro, Serbien, Tunis, Japan und Italien, zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich, Serbien, Japan und Italien, zwischen Frankreich und Luxemburg, zwischen Großbritannien und Österreich-Ungarn. Im Monat November 1915 wurden rund 200 000 Postanweisungen im Betrag von rund 2 700 000 Franken in Bern von der Oberpostkontrolle umgeschrieben, wovon rund 38 000 im Betrag von 561 000 Franken auf Anweisungen für deutsche Kriegsgefangene in Frankreich entfallen. Vom September 1914 bis Ende November 1915 wurden rund 38 Millionen Franken in Postanweisungen an Kriegsgefangene umgeschrieben, davon über 6½ Millionen an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich. Täglich wurden im Monat November 1915 rund 7000 Postanweisungen im Betrag von nahezu 100 000 Franken umgeschrieben und versandt.

Bei der Oberpostdirektion laufen täglich zahlreiche Anfragen über Kriegsgefangene und über Sendungen an solche aus aller Herren Länder ein, so daß an einzelnen Tagen über 100 Korrespondenzen zur Erledigung dieser Nachfragen, die von Persönlichkeiten in hervorragender Stellung wie von Leuten aus den einfachsten Volkskreisen gestellt werden, nötig sind.

Daß die Kriegsgefangenenpost als völlig unentgeltliche Leistung für die eidgenössische Post einen großen Ausfall bedeutet und mit beträchtlichen Extrakosten verbunden ist, geht aus den obengenannten Zahlen hervor. Mit der Zeit haben sich auch die Liebeswerke zugunsten der Kriegsopfer, welche alle weitgehende Portofreiheit genießen, sehr gehäuft. Zu Beginn des Jahres 1916 existieren deren be-

Digitized by Google

reits über 60. Wir nennen unter ihnen nur die Deutschen Hilfsvereine in Bern, Zürich und das Deutsche Frauenkomitee in Basel zur Unterstützung bedürftiger Familien von deutschen Wehrmännern in der Schweiz, das Österreichisch-Ungarische Hilfskomitee in Basel, das Hilfswerk der schweizerischen Hochschulen für kriegsgefangene Studenten, das Zürcher Bureau für die Aufsuchung von im Kriege Vermißten, das Heimschaffungskomitee Schaffhausen, das Internationale Frauenbureau in Lausanne für Auskünfte über die Opfer des Krieges usw. usw. Auch genießen die Wehrmänner der vier Nachbarstaaten Portofreiheit für Briefschaften an ihre Angehörigen in der Schweiz, ebenso für die an sie gerichteten Liebesgabensendungen aus der Schweiz. Der Taxausfall, der sich für die schweizerische Postverwaltung für das Jahr 1915 aus der Kriegsportofreiheit ergibt, beläuft sich auf rund 9 Millionen Franken, die direkten Auslagen der Postverwaltung für die Kriegsgefangenenpost erreichen die Summe von 330 000 Franken, diejenigen der Militärverwaltung für die im Speditionsdienst der Kriegsgefangenenpost beschäftigten Wehrmänner 46 000 Franken.

Ein Werk, dessen schweizerischer Teil seit 1915 unter der Leitung des eidgenössischen Territorialkommandos steht, ist die Heimschaffung der Zivilinternierten und Evakuierten durch die Schweiz. Die Zivilinternierten, bei denen es sich hauptsächlich um Deutsche und Österreicher handelt, die aus Frankreich über Genf durch die Schweiz in ihre Heimat befördert werden, reisen in besonderen Wagen mit den fahrplanmäßigen Zügen. Verpflegungsstationen sind in Genf und Schaffhausen oder Zürich eingerichtet. Bis Ende 1915 sind über Genf 9000 Deutsche und 3000 Österreicher heimbefördert worden.

Die großen Evakuiertentransporte finden in Sonderzügen statt. Die aus Österreich evakuierten Italiener reisen über Buchs, Gotthard, Chiasso und werden in Buchs verpflegt und mit Kleidern versorgt, die in der Schweiz durch Sammlungen aufgebracht worden sind. Den Großteil der Evakuierten bilden die Franzosen aus den besetzten Gebieten. Bis zum Ende des großen Transports vom Dezember 1915 und Januar 1916 hatte ihre Zahl das Hunderttausend erreicht. Während der Transportwochen fahren täglich 2 Züge mit je 400—500 Personen, ein Tagzug und ein Nachtzug, von denen der eine in Schaffhausen, der andere in Zürich einen längeren Verpflegungsaufenthalt hat. Schweizer Frauen und Mädchen haben sich der Aufgabe unterzogen, die Heimatlosen zu speisen und ihnen aus dem Bekleidungslager, dessen Bestand aus schweizerischen Mitteln und Sammlungen und einem französischen Fonds immer wieder ergänzt wird, das Nötige zuzuweisen.

Das Schweizervolk hat auch seine Kriegserlebnisse: unvergeßlich und erschütternd sind die Eindrücke der verschiedenen Transporte, seien es nun Zivilisten oder Austauschverwundete. Eine teilnahmsvoll gestimmte Menschenmenge wartet auf allen größeren Bahnhöfen hinter der militärischen Sperre auf die Züge; sie bietet den Insassen den wärmsten, herzlichsten Willkomm, sie spendet ihnen durch die Hand der diensttuenden Herren und Damen reichlich kleine Liebesgaben und praktische Geschenke und empfängt zum Lohn den tiefergreifenden, oft unter Tränen gespendeten und um so köstlicheren Dank der Kriegsopfer. Ein deutscher Arzt, der durch den Jura zurücktransportiert und bei Basel an die deutsche Grenze gebracht wurde, schrieb über den Empfang in dieser Stadt, hier sei das Wort des Evangeliums in Tat umgesetzt worden: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet!“ Daß für die einfachsten Taten der Mensch-

Digitized by Google

lichkeit ein solches Lob gespendet wird, zeigt, wie empfänglich für die geringste Freundlichkeit das Gemüt der aus Feindesland Zurückkehrenden ist, und erklärt auch, warum eine Stunde mit den Internierten, den Evakuierten oder den Austauschinvaliden uns unauslöschliche Eindrücke hinterläßt: für sie, die wir die Freude haben, mit Liebe und Herzlichkeit empfangen zu dürfen, ist dieser Augenblick einer der unvergeßlichsten in ihrem Leben.

Der Austausch der Schwerverwundeten zwischen Deutschland und Frankreich wurde zuerst von schweizerischer Stelle aus angeregt. Später griff der Papst die Idee auf, und im Frühjahr 1915 waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß der erste Austausch im März bewerkstelligt werden konnte. Im Juli, im September und im Dezember 1915 fanden weitere Austauschtransporte statt. Für die Invalidentransporte durch die Schweiz stellte die Eidgenossenschaft vier Sanitätszüge zur Verfügung, deren fertige Ausrüstung das schweizerische Rote Kreuz lieferte. Das Personal, welches die Sanitätszüge begleitet, besteht aus einem Zugchef (Sanitätshauptmann), 15 Schwestern, 16 Mannschaften aus den Rot-Kreuz-Kolonnen und einigen zum Bestand der Sanitätszüge gehörigen Unteroffizieren. Das schweizerische Rote Kreuz hat vom 2. bis 10. März 1915 in vier Zügen 826 deutsche und in acht Zügen 1750 französische Kriegsbeschädigte in die Heimat überführt, vom 10. bis 25. Juli in zusammen dreizehn Zügen 702 deutsche und 3409 französische Schwerverwundete, im September 312 Deutsche und 1397 Franzosen[1]). Im Dezember fanden wiederum Transporte statt. Auch eine größere Anzahl deutscher und französischer Sanitätsmannschaften wurden mit diesen Zügen heimbefördert. Die schweizerischen Sanitätszüge verkehren zwischen Konstanz und Lyon, entweder täglich in beiden Richtungen oder in derselben Richtung nur jeden zweiten Tag. Bei der ersten Form des Transports kreuzten sich allnächtlich an einer kleinen Station die beiden Züge. Denen, die es miterlebt haben, ist der Augenblick unvergeßlich, in dem sich die Insassen der beiden Züge ernst und schweigend zuwinkten und Blumen hinüber und herüber flogen. Auch beim Kriegsverletztenaustausch äußert sich die private Wohltätigkeit in einer an Verschwendung grenzenden Fülle: ganze Berge von Früchten, Zigaretten, Süßigkeiten und auch praktischen Gaben häufen sich in den Wagen; kein Invalide verläßt in Konstanz oder Lyon den Zug, der nicht mit Blumen in den schweizerischen Landesfarben dekoriert wäre. Der deutschen Soldaten wartet bei der Ankunft in Genf stets eine besondere kleine Freude: der Genuß des ersten deutschen Bieres! In Genf war es auch, wo eine Damengruppe die deutschen Verwundeten mit einem Ständchen schöner Schweizerlieder erfreute. Schweigend und andächtig lauschten die Braven diesen ersten Gesängen deutscher Art; manchem sind dabei die Augen feucht geworden. Nach den Berichten des Roten Kreuzes werden von den Invaliden sogar stürmische Ovationen größerer Volksmassen nicht als lästig empfunden, sondern mit freudigem Dank entgegengenommen. Aus diesem Grund werden neuerdings die Absperrungsmaßregeln wieder milder gehandhabt.

---

[1]) Der Invalidenaustausch wurde von vornherein nicht nach dem Prinzip der gleichen Kopfzahl, sondern nach der Art und Schwere der Verletzungen bewerkstelligt. Die größere Zahl der ausgetauschten Franzosen im Verhältnis zu den Deutschen bei den ersten Transporten rührt daher, daß in den ersten Kriegsmonaten zahlreiche französische Lazarette in Nordfrankreich und Belgien in die Hände der Deutschen gefallen waren. Man erwartet für die kommenden Austauschtransporte eine gleichmäßigere Kopfzahl von beiden Seiten.

Digitized by Google

Das klassische Kriegshilfswerk, dessen Ausdehnung und Wichtigkeit im beschränkten Raum dieser Veröffentlichung nur angedeutet werden kann und dessen vierteljährliche Berichte zum Studium seiner höchst interessanten Tätigkeit empfohlen seien, ist die Internationale Kriegsgefangenen-Agentur des Internationalen Roten Kreuzes in Genf. Sie hat sich schon in den ersten Kriegsmonaten zu einer Organisation von mächtigem Umfang ausgewachsen und umfaßt alle Zweige der Kriegsgefangenenfürsorge. Sie wacht über der Einhaltung der Verpflegungs- und sanitären Vorschriften des Internationalen Roten Kreuzes in den Kriegsgefangenenlagern, sie entsendet neutrale Delegierte in diese Lager; sie erwirkt Erleichterungen für den Gefallenentransport; sie übermittelt die Namen der in Lagern und Lazaretten gestorbenen Kriegsgefangenen an die Familien und teilweise auch die auf den Toten gefundenen Erinnerungszeichen; sie bringt Aufklärung in Konflikte, welche sonst das Ergreifen von Repressalien zur Folge haben würden; sie sucht die Bedingungen der zu Arbeitsleistungen zugezogenen Kriegsgefangenen zu regeln; sie betreibt die rasche Eingabe der Gefangenenlisten; sie ersucht um strenge und sofortige Maßregeln bei Lagerepidemien, und durch ihren riesenhaften und genauen Zettelkastendienst für deutsche und französische Kriegsgefangene, ermöglicht sie deren Ermittlung und den brieflichen Verkehr mit ihren Angehörigen. Endlich leitet sie Liebesgabentransporte aus den kriegführenden Ländern und aus der Schweiz an ihren Bestimmungsort. Die Kriegsgefangenenagentur verwandte ihren Einfluß beim Zustandekommen des Austausches von Invaliden und Sanitätern zwischen Deutschland und Frankreich und hat sich auf Bitten der Angehörigen hin für die Heimbeförderung manches einzelnen Kriegsuntauglichen verwendet. Schon im Februar 1915 hat sie den Aufenthalt kurbedürftiger deutscher und französischer Krieger in der Schweiz vorgeschlagen, der nun Mitte Januar 1916 beschlossen wurde und das mustergültige Entgegenkommen der Schweizer Bundesbahnen und des schweizerischen Gastwirtgewerbes fand. Noch im Januar hat die Unterbringung der erwarteten zirka 2000 deutschen und französischen Kriegsgefangenen in schweizerischen Kurorten ihren Anfang genommen.

Die Bemühungen der Kriegsgefangenen-Agentur zugunsten der Zivilinternierten ist die mühsamste und schwierigste Arbeit des Hilfswerkes. Sie umfaßt Nachforschungen, Überleitung der Briefschaften, Verwendung für Freilassung und Heimbeförderung der Kranken, Greise, Frauen und Kinder und endlich den sehr schwer zu erlangenden Verkehr mit den besetzten Gebieten. Durch Bemühungen der Agentur wurden unter anderem im Oktober 1915 427 Deutsche und 148 Österreicher und Ungarn aus Frankreich durch die Schweiz heimbefördert.

Die Kriegsgefangenen-Agentur ist im Museum Rath untergebracht, das die Genfer Stadtbehörde ihr gütig überlassen hat. Hier arbeiten die verschiedenen Bureaus: für den Empfangsdienst, den Depeschendienst, die Korrespondenz, den Paketdienst, den Zettelkastendienst für Deutschland und für Frankreich getrennt, die Statistik, die Kasse und endlich die Bureaus für die Angelegenheiten der Zivilinternierten und diejenigen der Sanitäter. Das Personal besteht größtenteils aus freiwilligen Helfern und Helferinnen, doch erfordert die wachsende Arbeit auch einen Stab von bezahlten Angestellten. Das Internationale Rote Kreuz bestreitet die Ausgaben aus eigenen Mitteln und aus den Gaben von Privaten und nationalen Rotkreuzvereinen. Über den Umfang der geleisteten Arbeit gibt die Statistik Auskunft: im dritten Vierteljahr von 1915 betrug der tägliche Korrespondenzeneingang 1000—2000 Stück, der Abgang 4000—5000, die Gesamtzahl der ver-

Digitized by Google

sandten Drucksachen 4 300 000; schriftliche Auskünfte wurden 291 602 gegeben und mündliche an 58 164 Personen erteilt.

Die aus privater Initiative hervorgegangenen Kriegshilfswerke sind in der Schweiz so zahlreich, daß hier nur einige der wichtigsten angeführt werden können. Die Hilfsstellen befassen sich mit der Aufsuchung Vermißter (Zürich), mit dem Los der Geiseln (Basel), mit der Aufsuchung und Ermittlung von Flüchtlingen („Refugium", Lausanne, mit mehreren Sektionen), mit der Heimschaffung von Kriegsopfern (Schaffhausen), mit der Verbesserung des Loses der Kriegsgefangenen überhaupt („Agence de secours aux prisonniers de guerre", Bern, mit mehreren Sektionen), Nachforschungen nach Militär- und Zivilpersonen (Winterthur), Briefzustellungsbureau für alle Länder (Genf), Empfang der Heimbeförderten und Auskunft über dieselben (Zürich) usw. Einige Hilfswerke, z. B. „Refugium" in Lausanne und verschiedene Liebesgabensammlungen sind ausschließlich von Frauen geführt und organisiert. Alle die Liebeswerke zugunsten von Zivilpersonen haben sich Anfang 1916 zum Zweck eines gemeinsamen Vorgehens im Interesse aller dieser Vereinigungen und ihres Erfolges zusammengeschlossen zum „Verband der Vereine zugunsten der Zivilpersonen im Kriege".

Außer diesen allgemeinen Hilfswerken sind schweizerische Hilfsaktionen für die Zivilbevölkerung von besonders mitgenommenen Ländern, z. B. Serbien, Polen, im Gange, die von den Verwaltungsbehörden der besetzenden Macht entgegenkommend aufgenommen werden.

Ein Hilfswerk von großem Umfang ist der Brotversand in die deutschen Gefangenenlager. Er wird von der „Agence de secours aux prisonniers de guerre" in Bern geleitet und durch zahlreiche Komitees und Sammlungen in Frankreich und einige in der Schweiz unterstützt. Die Familie des Gefangenen kann für ihn ein Abonnement für soundso viel Kilo Brot monatlich lösen. Die Mittellosen werden durch Vertrauensmänner in den Lagern namhaft gemacht und bei der Agentur in Listen angemeldet. Die Kosten ihrer Brotversorgung werden durch freiwillige Gaben aufgebracht. Bern ist der Hauptsitz der Hilfswerke für die Kriegsgefangenen der einzelnen Nationen. Selbstverständlich tragen auch diese Bureaus neutralen Charakter — so hat z. B. die große „Agence de secours aux prisonniers de guerre" die bedürftigen deutschen Kriegsgefangenen in den Lagern von Marokko ausfindig gemacht —, doch liegt es im Interesse der Zentralisation und Übersichtlichkeit, daß die einzelnen Hilfsstellen sich einer Nation im besondern zur Verfügung stellen. Für die deutschen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten arbeitet die unter dem Schutz des schweizerischen Roten Kreuzes stehende Abteilung „Pro Captivis" in Bern. Sie besorgt die Einrichtung von Lagerbibliotheken in Frankreich, die Vermittlung von Liebesgaben und Korrespondenzen und endlich Nachforschungen. Sie arbeitet größtenteils mit freiwilligen schweizerischen Hilfskräften und wird durch unentgeltliche Überlassung von Räumlichkeiten durch die Oberpostdirektion, das Bürgerspital usw. unterstützt. Die Lagerbibliotheken, die hauptsächlich aus deutschen Stiftungen und Spenden, zum kleineren Teil auch aus schweizerischen, beschafft werden, bestehen meist aus etwa 100 Werken; sie enthalten in der Regel einige Bibeln, Klassiker, gute moderne Belletristik und populärwissenschaftliche Werke. Jedes Buch wird genau auf seine Eignung geprüft. Die französischen Lagerkommandanten nahmen den Vorschlag zur Einrichtung von Lagerbibliotheken durchweg wohlwollend auf. Für Weihnachten 1915 erhielt die Hilfsstelle den Auftrag der deutschen Rotkreuzvereine,

Digitized by Google

100 000 Liebesgabenpakete für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich herzurichten. Zu dieser großen Arbeit meldeten sich weitere 350 meist schweizerische freiwillige Helfer und Helferinnen. Die Verpackungsarbeit war stramm organisiert und ging mit großer Flinkheit vor sich. Diesmal fanden die deutschen Krieger nun allerlei Schweizer Spezialitäten in ihren Weihnachtspaketen: es wurden 60 000 Kilo Schokolade, 100 000 Pakete Basler Leckerli, je eine Million Schweizer „Stumpen" und Zigarren, 2 Millionen Zigaretten, je eine Million Bonbondosen, Karamelschachteln, Notizkalender und Bleistifte, 200 000 Baumkerzen und 85 000 Dauerwürste verpackt. Herzliche Dankschreiben sind bereits in der ersten Hälfte des Januar eingelaufen. „Pro Captivis" sendet an die gefangenen deutschen Krieger in England regelmäßig eine „Zeitung", die Belletristik und einige praktische Ratschläge, selbstverständlich keine Nachrichten, enthält: Eine ähnliche „Zeitung" gibt übrigens die „Union chrétienne" in Genf in deutscher, französischer, englischer und russischer Sprache heraus.

Eine Sonderaktion für die kriegsgefangenen deutschen und französischen Studenten ist von den Professoren der Schweizer Universitäten ausgegangen. Ihr Zweck ist, den Studenten durch Übersendung wissenschaftlicher Werke eine beschränkte Fortsetzung ihrer Studien zu ermöglichen. Die Hilfsstelle hat ihren Hauptsitz in Lausanne und Komitees in den Universitätsstädten Bern, Zürich, Basel, Genf, Fribourg, Neuchâtel. Die Komitees in den Städten deutscher Zunge versorgen die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich, diejenigen der welschschweizerischen Universitäten die französischen Kriegsgefangenen in deutschen Lagern. Bis jetzt wurden 125 Lager mit Büchern versorgt, deutsche und französische zu ziemlich gleichen Teilen. Zur Beschaffung der Mittel für die teilweise recht kostbaren in Betracht kommenden Werke wurden Wohltätigkeitsabende veranstaltet, viele schweizerische Verleger und Buchhändler lieferten gratis Sendungen; das deutsche Rote Kreuz sandte 220 Spenden für deutsche kriegsgefangene Studenten. Jedes Buch wird vor der Versendung genau untersucht, um persönliche Mitteilungen auf diesem Wege auszuschließen. Den Lagerkommandanten sind Listen zugesandt worden, in welche die Akademiker und etwaige Wünsche von ihnen eingetragen werden können. Jede Sendung ist von einer Antwortkarte begleitet, die mit sehr herzlichen Dankesworten zurückzukommen pflegt. In Deutschland wie in Frankreich findet das schweizerische Universitätswerk freundliches Entgegenkommen bei den Lagerkommandanten. Ein Altphilologe im Lager von Hammelburg schreibt, daß er mit seinen Kollegen eine Reihe von Universitätsvorträgen veranstalten und Kurse für wenig gebildete Soldaten einrichten wolle, wozu ihm die Lagerkommandantur einen kleinen Raum zur Verfügung stelle und ihm sogar Wandbilder zum Anschauungsunterricht zu überlassen gedenke. Ein Dokument von ethischem Wert in wenigen Worten!

Für die Geiseln verwendet sich die Hilfsstelle für Kriegsgeiseln in Basel, die unter dem Protektorat des Internationalen Roten Kreuzes steht. Die Geiseln sind, da sich keine völkerrechtliche Instanz mit ihnen befaßt, meist in viel schlechterer Lage als die Kriegsgefangenen, und die Erlangung ihrer Rücksendung gestaltet sich dem Charakter ihrer Gefangennahme gemäß viel schwieriger als diejenige gewöhnlicher Zivilinternierter. Die Basler Hilfsstelle konnte nach einem ersten Aufruf an die schweizerische Mildtätigkeit mit einem genügenden Anfangskapital im November 1914 die Arbeit aufnehmen. Später wurden auch aus dem Elsaß größere Beiträge speziell zur Verwendung für elsässische Geiseln und aus

Digitized by Google

Deutschland ein Fonds für deutsche Zivilgefangene zur Verfügung gestellt. Die Arbeit der Hilfsstelle wird von freiwilligen schweizerischen Kräften geleistet. Sie besteht darin, den Aufenthaltsort der Geiseln zu ermitteln, die Verbindung mit ihren Angehörigen herzustellen, Briefschaften und Sendungen weiterzuleiten, Wünsche an die Lagerkommandanten zu vermitteln, Bedürftige aus den Geldern der Hilfsstelle zu unterstützen und in gewissen Fällen sich für die meist sehr schwer zu erlangende Freilassung zu verwenden. Ein sehr erfreuliches Werk ist die Ermittlung der von ihren Angehörigen getrennten Kinder in den besetzten Gebieten des Elsaß und Nordfrankreichs und die Zuführung der Kleinen zu ihren Eltern. Die überwältigende Freude der Mütter, die ein seit Jahresfrist vermißtes und vielleicht für immer verloren gewähntes Kind wieder in die Arme schließen dürfen, ist unbeschreiblich und die größte Belohnung für die sehr persönliche und mühsame Arbeit dieser Hilfsstelle. In den ersten 10 Monaten ihrer Tätigkeit konnten 20 Kinder von deutscher Staatsangehörigkeit ihren Eltern wieder zugeführt werden. Etwa 3000 Fälle wurden in dieser Zeitspanne behandelt, rund 15 600 Briefe befördert und rund 21 000 Franken in bar und in Wäsche aus den Mitteln der Hilfsstelle versandt.

Der Raum gestattet nicht darauf einzugehen, mit was für Schwierigkeiten alle diese Werke zu kämpfen haben. Die Innehaltung der völligen Gegenseitigkeit den in Frage kommenden Staaten gegenüber erschwert und verzögert manche Hilfeleistung, neue Formen müssen immer wieder vorgeschlagen werden, um die Einigung über eine zu bewerkstelligende Hilfsaktion zu erzielen, Mißtrauen muß entwaffnet sein, und den Weg von Behörden zu Behörden, die sowieso mit Arbeit überladen und selber durch Vorschriften gebunden sind, darf man sich nicht verdrießen lassen. Um so mehr erfreut allerdings das prinzipielle Entgegenkommen, das auf beiden Seiten gefunden wird und vor allem der herzliche, für die Nichtkriegführenden fast beschämende Dank der Betreuten.

An dieser Stelle ist noch kurz die Eigenschaft der Schweiz als Zufluchtsort zu erwähnen. Neben den unentgeltlich aufgenommenen deutschen und französischen Kriegswaisen und belgischen Flüchtlingskindern, haben viele kummervolle und heimatlose Existenzen hier ein Asyl gefunden, Eltern, die durch ein ungewöhnliches Geschick mitkämpfende Söhne auf beiden Seiten haben, Mischehen, Naturalisierte, denen das alte Vaterland fremd geworden ist und das neue in der Kriegszeit noch nicht die vollen Rechte der Heimat gibt. Diese Menschen trifft man jetzt in den wenig besuchten Berg- und Kurhotels der Schweiz. Das Hauptereignis ihres stillen Lebens ist die Ankunft der Post, die ihnen Nachrichten der Angehörigen an der Front oder Auskunft über ihre hängenden Geschäfte und Angelegenheiten bringt.

Man ist sich in der Schweiz bewußt, daß das, was getan worden ist und getan werden kann, nur ein bescheidener Dank ist an die höheren Kräfte, die unser Vaterland in seiner bedrohten und ausgesetzten Lage vor dem Kriege bewahrt haben. Man hegt anderesteils den tiefempfundenen Wunsch, daß in einer Zeit, in der die Tat entscheidet und nicht das Wort, auch für unser Land dieser Maßstab gelten möge.

Digitized by Google

# Das schweizerische Wirtschaftsleben im Kriege.

## Von Paul Gygax in Zürich.

Die Schweiz gehört zu jenen neutralen Ländern, die vom Kriege besonders stark mitgenommen wurden. Anderen nicht kriegführenden Staaten ist ein besseres Los beschieden. So soll z. B. Holland sich mit dem Kriege leidlich abfinden und daß dies der Fall ist, zeigt schon ein Blick auf den Wechselkurs. Die Schweiz als Binnenland ist zwischen die kämpfenden Mächte eingekeilt und von den Schwierigkeiten, die sich aus einer solchen Lage bisher ergaben und noch ergeben werden, macht man sich im Auslande nicht leicht eine Vorstellung. Wäre dies der Fall, so hätten wir eine verständnisvollere Presse gefunden.

In der Schweiz hat sich der Krieg genau so eingeführt wie in von ihm direkt berührten Ländern: eine beispiellose Aufregung bemächtigte sich der Bevölkerung, Angstabhebungen fanden bei den Banken statt und zu der Thesaurierung von Zahlungsmittel trat die Anhäufung von Lebensmittel. Die Geldzirkulation litt unter kleinen Notenabschnitten, die man infolge einer ungenügenden finanziellen Kriegsbereitschaft erst mitten in der Krise bereitstellen mußte. Die in solchen außerordentlichen Zeiten als willkommene Entlastung des zentralen Noteninstituts funktionierende Darlehenskasse mußte erst geschaffen werden. Nachdem man mehrere Wochen brauchte, um über die grundsätzliche Frage Staatsinstitut oder private Aktiengesellschaft, Beanspruchung des Notenkredits der Schweizerischen Nationalbank oder Ausgabe eines fiduziarischen Zahlungsmittels (Darlehenskassenschein) ins Reine zu kommen, trat dann am 21. September 1914 die Darlehenskasse der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Kraft. Da die Kreditkrise ihren Höhepunkt längst überschritten hatte, wirkte das Vorhandensein dieser staatlichen Kasse mehr noch als eine Art Beruhigung. Ihre Hauptklientel rekrutierte sich in der Folge nicht aus den Kreisen jener Darlehensucher, denen die Kasse, weil bei den Banken der Effektenlombard schwierig, zeitweise beinahe unmöglich wurde, eigentlich aus der Verlegenheit geholfen hätte, sondern aus den Kreisen der Hypothekenbanken; sie wurde so eigentlich die Kasse des städtischen Grundbesitzes. Ende September war in der Hauptsache die finanzielle Mobilisation beendet und die Sorge der Bundesbehörden richtete sich in der Folge auf die wirtschaftliche Anpassung, an die durch den Krieg geschaffene Lage, auf die Wirtschaftspolitik des Krieges, die stets neue Formen annimmt, neue Maßnahmen erfordert, das Bestehende wandelt und auch die Wirtschaft der Schweiz einem vorübergehenden staatssozialistischen Regime zutreibt. Der starke Staat, eine mit Generalvollmachten ausgerüstete Exekutive, das ist der Zustand, der auch dem schweizerischen Wirtschaftsleben im Kriege einen ganz besonderen Stempel aufdrückt!

Die Wirkungen des Europäischen Krieges auf die Schweiz sind in jeder Beziehung andere als im Kriegsjahre 1870/71, das der Schweiz auf wirtschaftlichem Gebiete unbestreitbare Vorteile brachte. Die Zahl der Truppen, die die Grenze decken, die Höhe des finanziellen Aufwandes für diesen Dienst, der Ausfall, den die Haupteinnahmen des Bundes, die Zölle, erleiden, all das läßt sich mit dem Kriegsjahre 1870/71 unmöglich vergleichen. Die Maßstäbe sind ganz andere und alle Parallelen daher hinfällig geworden. Selbst die Sympathiestandpunkte haben sich verschoben, hat doch die Westschweiz, wie die Zeitschrift „Wissen und Leben" nachweist, im Jahre 1870/71 stark deutsche Sympathien an den Tag gelegt. Noch

Digitized by Google

nie seit Bestehen der Schweiz ist das Land durch eine Flut von Ideen und Neuerungen so aufgewühlt worden wie jetzt. Geht man den Gründen nach, so darf auch nicht vergessen werden, daß die großen Ausländerkontingente (in Zürich, Basel, St. Gallen und Genf ungeheuer viel deutsche Staatsbürger, in Genf ein ansehnlicher Prozentsatz Franzosen) auf die Bildung der öffentlichen beziehungsweise der Lokalmeinungen nicht ohne wesentlichen Einfluß waren. Die stärkere Geltendmachung des ausländischen Einflusses, wirtschaftlich, politisch, konfessionell, ist es denn auch, die in der Schweiz eine in ruhigen Bahnen fortschreitende Gegenbewegung ausgelöst hat, die frei von jenem engherzigen Chauvinismus ist, der einem Lande, das Exportstaat und Fremdenland zugleich ist, übel anstehen würde.

Am stärksten leidet die schweizerische Hotelindustrie unter dem Krieg. In den letzten 10 Jahren ist die Unternehmungslust auf diesem Gebiet besonders üppig ins Kraut geschossen; nicht nur tummelte sich die Spekulation auf dem Gebiete des Hotelbaues, sondern auch Bergbahnen wurden gebaut, deren Rendite schon von Anfang an in Frage stand. Das Risiko solcher Anlagen ist um so größer, als deren Rentabilität von der Gunst der Witterung entscheidend beeinflußt wird. Gutes Wetter ist für die Hotelindustrie, die in acht bis zehn Wochen zu ernten, d. h. die festen Lasten eines Jahres herauswirtschaften und den Betrieb decken muß, gleichbedeutend mit klingender Münze. Die Rentabilität der schweizerischen Hotelindustrie ist selbst von Leuten, die ihr am nächsten stehen, geradezu sträflich überschätzt worden. In normalen Zeiten hat nun allerdings der Winterbetrieb eine gewisse Risikoverteilung gebracht. Für Bünden und das Berner Oberland drohte die Krisis in der Hotelindustrie zur Kalamität auszuarten. Während der Kanton Bern sich bisher auf eine Treuhandstelle zur Beratung der Hoteliers beschränkte, hat Bünden durch Gründung einer über den ganzen Kanton sich erstreckenden Kreditgenossenschaft den Weg der frischen, flotten Tat beschritten. Im Zeitraum vom 9. Dezember 1914 bis 31. Dezember 1915 wurden mehr als 5 Millionen Franken Vorschüsse gewährt. Die Folgen des Krieges haben sich in St. Moritz am stärksten gezeigt. An der Beibringung des Betriebskapitals (2,48 Million Franken) beteiligten sich die Bündner Banken, die Wohngemeinden der Kreditnehmer und die Geldbedürftigen selbst. Der Hauptansturm der Geldbegehren fiel, wie leicht erklärlich, in die Zeit der ersten Monate nach der Eröffnung des Instituts. Unterstützt wurden nur solche Unternehmungen, denen der Nachweis gelang, daß sie durch den Krieg in eine prekäre Situation gebracht wurden. Der Bundesrat seinerseits erließ eine Verfügung zur Stundung der Forderungen in der Hotelindustrie.

Über die Importschwierigkeiten aller Art, vor allem der Beschaffung der Rohstoffe für die Industrie, ist in der schweizerischen Presse viel geschrieben worden. In den internationalen Handelsbeziehungen spielt der Kompensationsverkehr eine wesentliche Rolle. Man fühlt sich dabei in die Wirtschaftsepoche des Tauschhandels zurückversetzt. Ein international gemischtes Händlerpublikum bewegt sich in den größeren Städten der Schweiz, vor allem in Zürich, und sucht seine Profite bei diesem Tauschverkehr zu ergattern. Der Verkehr mit Deutschland wurde durch das Mitte 1915 in Kraft getretene Abkommen, das eine Treuhandstelle für deutsche Waren in Zürich schuf, geregelt. Schwerer und mühsamer gingen die Unterhandlungen mit der Entente, deren endliches Ergebnis die Bildung eines sogenannten Einfuhrtrustes war, der dem holländischen Vorbild nachgeahmt ist. Der Apparat dieses „Trustes" ist so ungeheuer kompliziert, daß man zurzeit noch gar nicht weiß, wie sich der ganze Import unter diesem Regime gestalten wird. Die Haupt-

Digitized by Google

aufgabe dieses Einfuhrtrustes (*Société Suisse de Surveillance économique* oder abgekürzt S. S. S.) besteht darin, darüber zu wachen, daß die aus Frankreich und aus Italien oder im Transit über diese Länder nach der Schweiz eingeführten Waren innerhalb der Landesgrenzen verbraucht oder verarbeitet werden. Die S. S. S. hat auch dem Transportwesen ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken; ihre Bureaux in Genua, Cette, Marseille haben die Aufgabe, darüber zu wachen, daß die Waren möglichst rasch aus- und eingeladen und nach der Schweiz abtransportiert werden.

Die Klagen, die sich gegen diesen Einfuhrtrust erheben, und die zu den pessimistischen Befürchtungen Anlaß geben, sollen wenigstens nach der heute gebotenen Aufklärung hauptsächlich mit den Kinderkrankheiten der S. S. S. zusammenhängen, dann aber auch mit Verspätungen, Verweigerungen, Zollschikanen, die überall da zu suchen wären, wo die Mitarbeit und das Mitbestimmungsrecht der S. S. S. aufhören. Die nächsten Monate müssen die nötige Abklärung bringen; jedenfalls ist es verfrüht zu behaupten, die systematische Aushungerung liege im Plane der Ententemächte. Das bisherige Entgegenkommen Frankreichs bei der Lebensmittelzufuhr spricht sicherlich deutlich gegen eine solche Absicht. Frankreich hat so gut wie Deutschland alles Interesse am schweizerischen Markt in der zukünftigen Friedenswirtschaft.

Der „Bund" hat die zurzeit herrschende Wirrnis mit folgenden Sätzen richtig beleuchtet (18. Februar 1916):

„Wie oft schon wurde betont, daß unser wirtschaftliches Leben von den Zufuhren der beiden Mächtegruppen abhängig ist, wie oft schon wurde erwähnt und bewiesen, daß Deutschland uns gerade so gut lahmlegen könnte, wie die Ententemächte es durch die Unterbrechung anderer Warenzufuhren imstande wären! Ist einerseits anzuerkennen, daß wir durch Frankreich und Italien viele Waren erhalten und nur auf diesem Wege beziehen können, so ist andererseits festzustellen, daß die Lieferungen aus den eigenen Beständen der Zentralmächte für uns gerade so notwendig sind. Unter solchen Verhältnissen ist die ewige Hetzerei gegen alle Ausfuhrbewilligungen — vermeintliche und wirkliche —, die für das Gebiet der Zentralmächte erteilt werden, nicht nur bedauerlich, sondern sogar höchst bedenklich und gefährlich. Es wird beim Publikum, das die Verhältnisse nicht beurteilen kann, der falsche Eindruck erweckt, als entledige sich die Schweiz leichten Herzens eines Teils ihrer Warenbestände zugunsten Deutschlands und Österreichs. Man vergißt dabei, daß wir eben auf den Austausch angewiesen sind. Ein solcher ist sogar in den Abkommen mit der andern Mächtegruppe für ein gewisses Quantum von Waren, die als Export- oder Transitgüter aus den Ländern der Entente kommen, ausdrücklich zugestanden worden, und zwar gerade deshalb, weil diese Mächte die Tatsache nicht aus der Welt schaffen konnten, daß wir beide Teile nötig haben."

Die Kreditwirtschaft hat sich nach den Störungen der ersten Kriegswochen wieder ziemlich normal gestaltet. Die Banken waren bestrebt, die Kreditpolitik möglichst large zu gestalten. In der ersten Zeit galten die Anstrengungen vor allem der Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens. Spekulative Kredite waren sozusagen ausgeschlossen und spielen auch heute noch eine geringe Rolle. Da kein offizieller Börsenverkehr mehr besteht, ist auch die Nachfrage nach Krediten spekulativer Art stark zurückgegangen. Die Banken, zumal die Handelsbanken, legen in dieser Kriegszeit auf die Förderung des Rembourgeschäftes großes Gewicht. Es gilt die Waren ins Land zu bringen (Rohstoffe und Lebensmittel); dies ist nur unter ungeheuren Schwierigkeiten möglich. Stärker als die Großbanken und mittleren Handelsbanken leiden die Hypothekenbanken unter dem anhaltend teuren Stand des langfristigen Geldes. Auch die mittleren und kleineren



Digitized by Google

Banken haben einen erschwerten Kampf um die Kreditoren, da der fünfprozentige Zinssatz den die meisten festen Anleihen tragen, selbst Städte- und Kantonanleihen, den kurzfristigen Kassaobligationen schädlich ist. Geld auf kurze Zeit (drei bis fünf Jahre) ist sehr flüssig; die Giroguthaben bei der Schweizerischen Nationalbank erreichen einen anormal hohen Stand, ebenso die Konto-Korrents und Checks bei den Handelsbanken. Das ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die Neigung zu langfristiger Anlage in geringem Umfang vorhanden ist, und daß vor allem die Industrie wegen der Einfuhrschwierigkeiten große flüssige Mittel liegen hat, Mittel, die, wenn die Versorgung wieder einmal eine normale sein wird, sicherlich rasch abnehmen und auch die Banktätigkeit auf diesem Gebiete in andere Bahnen weisen werden.

Die Schweizerische Nationalbank hat, wenn man von den Vorgängen der ersten Augusttage absieht, — an der Kreditkrise ist nicht das zentrale Noteninstitut, sondern die mangelnde finanzielle Kriegsbereitschaft schuld, die im wesentlichen eine Sache des Bundes ist — ihre Aufgabe bisher durchaus gut erfüllt. Nach dem letzten Status vor Kriegsausbruch waren die Noten zu 74,28 Prozent metallisch gedeckt. Auf Grund dieses Metallbestandes konnte die Bank den Notenumlauf um weitere 230 Millionen Franken vermehren. Wie rasch die Nationalbank die Kriegskrise überwunden hatte, ging unter anderem daraus hervor, daß der innerhalb fünf Tagen von 3½ auf 6 Prozent erhöhte Diskontosatz bereits am 10. September 1914 auf 5 Prozent und am 1. Januar 1915 auf 4½ Prozent herabgesetzt wurde. Auf dieser Höhe blieb er das ganze Jahr 1915 und auch heute noch. Als Kriegssatz betrachtet, ist er also auf sehr mäßiger Höhe. Allerdings darf nicht außer acht gelassen werden, daß seit Kriegsausbruch die Bedürfnisse von Handel und Industrie recht mäßige sind und der Privatsatz der anderen Banken in Anbetracht der Geldflüssigkeit sich erheblich nieder stellt, so daß der offizielle Diskontosatz oft in der Luft steht. Am 13. März 1915 erließ der Bundesrat in Anbetracht der hohen Change Paris ein Verbot des Agiohandels mit Gold- und Silbermünzen der lateinischen Münzunion; er ergänzte diese Maßnahme am 16. Juli 1915 durch ein Goldausfuhrverbot. Einen großen Dienst erwies die Schweizerische Nationalbank, als Bank der Banken, den anderen Instituten durch die Erhöhung der Diskontokredite durch Diskontierung der in normalen Zeiten verpönten Lombardwechsel (Finanzwechsel, die nicht auf einer Warentransaktion beruhen) bis zu einer gewissen Höhe. Der Nationalbank ist es gelungen, die in der Kreditkrise angegriffene Metallreserve relativ rasch wieder auf die Höhe zu bringen. Wohl ist der Notenumlauf bedeutend gestiegen, allein die Metalldeckung hat sich zusehends gebessert, wie aus folgenden sehr charakteristischen Ziffern hervorgeht.

Wochenausweis der Schweizerischen Nationalbank vom 7. Februar 1916:

(In Millionen Fr.)

| | Banknotenumlauf | Metallbestand | Portefeuille | Lombardvorschüsse | Giro- und Depotrechnungen |
|---|---|---|---|---|---|
| 1916 | 407 | 302 | 167 | 18 | 126 |
| 1915 | 405 | 272 | 140 | 16 | 63 |
| 1914 | 265 | 191 | 99 | 19 | 49 |
| 1913 | 277 | 186 | 116 | 16 | 42 |

Zurzeit (19. Februar) steht der Privatsatz bei 4½ Prozent, offizieller Bankdiskonto auf 2⅝ Prozent, derjenige für tägliches Geld zwischen 2—3 Prozent, der Zinssatz der Darlehenskasse der Schweizerischen Eidgenossenschaft auf 4½

Digitized by Google

Prozent, der offizielle Lombardzinsfuß der Schweizerischen Nationalbank auf 5 Prozent. Die Geldflüssigkeit wird durch die im obenangeführten Status erwähnten Girogelder der Nationalbank (126 Millionen Franken gegen 42 Millionen Franken im gleichen Zeitraum des Jahres 1913) treffend charakterisiert.

Zur Deckung der Grenzbesetzungskosten wurden bisher vier Anleihen im Inlande und eine in den Vereinigten Staaten von Amerika aufgenommen. Letztere Anleihe diente zur Verbesserung der Valuta und zur Deckung von Getreideankäufen. Die Inlandsanleihen wurden wie folgt begeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. August 1914 | 5% | Anleihen von 30 Mill. Fr., | Kurs 99 Proz. |
| II. Oktober 1914 | 5% | Anleihen von 50 Mill. Fr., | Kurs pari |
| III. Juni 1915 | 4½% | Anleihen von 100 Mill. Fr., | Kurs 96½ Proz. |
| IV. Januar 1916 | 4¾% | Anleihen von 100 Mill. Fr., | Kurs 99 Proz. |

Die Anleihen I und IV waren kurzfristige, sogenannte Schatzscheinanleihen. Den mäßigsten Erfolg — das will heißen die geringste Überzeichnung — fand das erste Anlehen, das von keinem Bankkonsortium garantiert war. Die Hoffnung, daß die Beteiligung an diesem ersten Grenzbesetzungsanlehen einen großen Teil thesaurierter Zahlmittel zu den Kassen der Banken zurückbringen möchte, erwies sich als trügerisch. Die drei anderen Inlandsanleihen, für die sich die garantierenden Banken mit ihrem ganzen Apparat einsetzten, hatten einen überraschend guten Erfolg zu verzeichnen, obwohl auch in der Schweiz die Neigung besteht, sich tunlichst nicht auf Zeit zu engagieren. Zur Erklärung dieses Erfolges ist allerdings zu sagen, daß dem schweizerischen Kapitalisten wenig oder sozusagen keine Gelegenheit geboten war, sich an ausländischen Emissionen zu beteiligen, Emissionen, die infolge der zahlreichen, auf schweizerischen Plätzen aufgelegten ausländischen Werte in normalen Jahren in viele Millionen gingen. Bedenkt man, daß die Schweiz seit der Mitte des Jahres 1915 eigene Werte, die von Deutschland und Frankreich zwecks Beteiligung an heimischen Kriegsanleihen und zur Ausnutzung der Valutachancen, in großem Umfange aufzunehmen hatte, so kann man von einer imponierenden Absorptionskraft des heimischen Anlagemarktes sprechen.

Der Europäische Krieg stellt die Schweiz vor ein neues Finanzproblem, das zurzeit noch nicht abgeklärt ist. Schon vor Ausbruch des Europäischen Krieges war die Finanzreform ein dringendes Postulat und das Bestreben vorhanden, die Finanzen des Bundes von den Schwankungen der Zölle unabhängiger zu gestalten. Da die direkten Steuern den Kantonen zur Bestreitung ihrer Finanzbedürfnisse überlassen werden müssen, so können zur Deckung der Grenzbesetzungsschuld, die, wenn der Krieg noch ein Jahr dauern sollte, auf ½ Milliarde Franken ansteigt, nur Monopole und indirekte Steuern in Betracht kommen. Die von der äußersten Linken vorgeschlagene direkte Bundessteuer hat wenig Aussicht auf Verwirklichung. In den meisten Kantonen sind die Kantons- und Gemeindesteuern bereits bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt. Das Ergebnis der im Juni 1915 vom Schweizervolk in der Volksabstimmung angenommenen Kriegssteuer wird auf rund 80 Millionen Franken veranschlagt. Die Steuer ist als einmalige gedacht; ob die Eidgenossenschaft jedoch noch gezwungen sein wird, nach einigen Friedensjahren, wenn das Wirtschaftsleben von den Wunden des Krieges sich erholt hat, abermals eine Kriegssteuer zu erheben, ist heute noch ungewiß, allein nicht im Bereich des Unmöglichen. Vom steuertechnischen Standpunkt wäre gegenüber dem Gesetz betreffend die eidgenössische Kriegssteuer mancherlei einzuwenden, vor allem gegen die Bestimmung wonach die Entwicklung der Kriegssteuer kein rechtliches Präjudiz



Digitized by Google

bilden darf für die bisherige oder künftige Steuerleistung in den Kantonen. Die Kriegssteuer zerfällt in Vermögens- und Erwerbssteuer. Die Steuerskala begünstigt die kleinen und mittleren Einkommen beziehungsweise Vermögen, während die größeren stärker, indessen noch recht erträglich herangezogen werden. Die Steuer wird denn auch logischerweise als eine Abgabe der Besitzenden betrachtet. Mit Recht ist von den Finanzwissenschaftern darauf hingewiesen worden, daß diese Kriegssteuer infolge des schlechten Taxationsverfahrens die schlimmen Zustände, die im direkten Steuerwesen der Kantone herrschen, noch verschärfen werde.

Eine andere Sorge bildet die Zugehörigkeit der Schweiz zur lateinischen Münzunion. Die Schweiz hat schon in Friedenszeiten die Nachteile voll erkannt, welche die Zugehörigkeit zu diesem Bunde ihr bringt; an eine Kündigung des Münzvertrages wollte man schon früher herantreten, man hat indessen immer wieder zugewartet. Zuerst sollte die Schweizerische Nationalbank das ihrige zur Verselbständigung des schweizerischen Münzwesens tun. Die Kündigung des Vertrags kann jederzeit erfolgen, allein die Abstoßung der gewaltigen Summen der entwerteten 5-Frankenstücke, die sich in der Schweiz gesammelt haben, stößt auf große, zurzeit noch unübersehbare Schwierigkeiten. An eine Lösung ist zurzeit umsoweniger zu denken, als drei Konventionsländer. Belgien, Frankreich und Italien, im Kriege sind und ein viertes Gefahr läuft, in den Krieg mitverwickelt zu werden. Die Ordnung des Währungswesens dürfte nach dem Kriege für die Schweiz eine der dringendsten Aufgaben werden. Vorderhand ist durch ein Goldausfuhrverbot dafür gesorgt, daß das Gold nicht abfließen kann; die Bestrebungen der Schweizerischen Nationalbank waren seit Kriegsausbruch darauf gerichtet, das Gold zu konzentrieren. Die Ausweise der zentralen Notenbank lassen erkennen, daß diese Bemühungen in hervorragendem Maße Erfolg hatten.

Die Tatsachen, welche die Zahlungsbilanz beeinflussen, sind in diesem Kriege schwer erkennbar, da alle statistischen Maßstäbe fehlen. Im ersten Halbjahr des Europäischen Krieges stand die schweizerische Valuta eher ungünstig; das hat sich im Jahre 1915 gründlich geändert, so daß die Devise Schweiz im Vergleich zu den Devisen der kriegführenden Länder einen Wertstand erreicht, der die Frage aufdrängt, ob er innerlich voll gerechtfertigt erscheint. Der günstige Einfluß des Fremdenverkehrs auf die Zahlungsbilanz ist infolge des Wegbleibens der Fremden aufgehoben; anderseits hat sich die Zahlungsbilanz durch die natürliche und leider auch zwangsweise Einschränkung der Rohstoffbezüge (Einfuhrschwierigkeiten aller Art) günstiger gestaltet. Einen erheblichen Einfluß auf die Besserung der schweizerischen Währung hat die Tatsache, daß durch die umfangreichen Abstoßungen schweizerischer Werte durch Deutschland und Frankreich infolge der Parole „fremde Effekten hinaus" die Tributpflicht der Schweiz an Zinsen an das Ausland sich erheblich vermindert hat. Von einer schädlichen Einfuhr der Darlehenskassenscheine, Scheine (das fiduziarische Zahlungsmittel der Darlehenskasse der Schweizerischen Eidgenossenschaft) auf die Währung der Eidgenossenschaft, kann nicht gesprochen werden, da der Umlauf dieser Scheine kaum 50 Millionen Franken übersteigt und in einem sehr günstigen Verhältnis zum Banknotenumlauf steht.

Die Kriegswirtschaftspolitik der Schweiz erhält durch die Einführung von Monopolen für Getreide, Zucker, Reis, Benzin ihr charakteristisches Gepräge. Diese Monopole haben ihren tiefsten Grund in der Sorge um die Verproviantierung in den gesteigerten Einfuhrschwierigkeiten. Der Bund hat durch seine diplomatische Aktion ungleich mehr Möglichkeiten, diese Schwierigkeiten aus der Welt

Digitized by Google

zu schaffen, als die privaten Importeurkreise. Aus diesem Grunde sind auch in den Kreisen des Handels diese Monopole als tatsächlich aus den heutigen Verhältnissen herausgewachsen betrachtet worden. Die größten Lebensmitteltransporte kommen über Frankreich (Cette, Marseille, St. Nazaire) in die Schweiz. Mit Bezug auf diese Transporte ist die Versorgung fast stets in dankenswertester Weise vonstatten gegangen. Der häufige Waggonmangel und die Requirierung des Wagenparks für militärische Zwecke haben öfters Verspätungen in der Ablieferung zur Folge gehabt. Die in der Schweiz festgesetzten Höchstpreise für eine Anzahl Lebensmittel und Artikel haben wohl die ärgsten Ausschreitungen zu beseitigen, nicht aber die Lebenshaltung im Sinne der relativen Billigkeit zu beeinflussen vermocht. Das Problem des Vorrates, die verteuerten Frachten, die vielen Zwischengewinne, die bei importierten Waren und Artikeln gemacht werden, all' das ist schuld, daß auch im neutralen Lande die Lebenshaltung sehr geschraubt ist. Was die Lebensmittelvorräte betrifft, so hat der Bundesrat erst spät (am 18. Februar 1916) Maßnahmen getroffen, die man längst hätte treffen müssen, nämlich die Vorräte an Lebensmitteln, die zum Zwecke der Spekulation oder der Ausfuhr, ohne vorherige Erwirkung einer Ausfuhrbewilligung aufgekauft wurden, ferner solche Vorräte, die dem Konsum vorenthalten werden, zu beschlagnahmen.

Die Neuordnung der handelspolitischen Verhältnisse liegt heute noch vollständig im Dunkeln. Das will nicht heißen, daß man sich in der Schweiz deshalb besonders aufregt. Die Schweiz hat einerseits einen so aufnahmefähigen Markt, anderseits eine so hochqualifizierte Exportindustrie, daß die pessimistischen Äußerungen Friedrich Naumanns über das Wirtschaftsschicksal kleinerer Staaten uns nicht zu schrecken brauchen. Alles deutet darauf hin, daß nach dem Krieg die Absatzchancen der neutralen Schweiz sich eher verbessern werden. Mit vollem Recht bemerkt die Exportbeilage der Neuen Zürcher Zeitung (4. Februar 1916):

„Daß sich nach dem Kriege zwei nach außen hermetisch abgeschlossene Wirtschaftsgebiete, die der jetzigen Kriegskonstellation entsprechen, gegenüberstehen werden, ist so wenig wahrscheinlich, wie die gegenteilige Annahme, daß das große Ringen handelspolitisch gar keine dauernden Spuren zurücklassen wird. Neuorientierungen werden sich zweifellos ergeben — sie deuten sich ja schon heute an —, aber sie werden sich sicherlich nicht in jener schroffen und ausschließlichen Form verwirklichen, die im kriegführenden Ausland manchen wirtschaftspolitischen Scharfmachern vorschwebt. So bleibt also auch für die Neutralen noch immer ein Platz an der Sonne, vorausgesetzt, daß sie es verstehen, eine freie und unkompromittierte Stellung und den für beide Wirtschaftsgruppen relativ erhöhten Wert ihres internen Absatzmarktes bei der Neuordnung der internationalen Handelspolitik nach allen Seiten geschickt geltend zu machen und auszunützen. Dies gilt nicht zuletzt auch für die Schweiz, deren aufnahmefähigen Inlandmarkt sich sicherlich jedes der heute kriegführenden Länder auch in Zukunft zu möglichst günstigen Bedingungen, oder zum mindesten zu nicht schlechtern, als sie der Konkurrenz gewährt werden, offen halten will. Konzessionen aber rechtfertigen Gegenkonzessionen, und so scheint uns denn die Auffassung vereinzelter Pessimisten keineswegs gerechtfertigt, welche glauben, daß die wirtschaftliche Zukunft unseres Landes nur durch einseitige Annäherung an die eine oder andere der sich bildenden Wirtschaftsgruppen — deren Gefüge sicherlich nur ein loses sein wird — gesichert werden könnte. Gerade das Gegenteil wird der Fall sein, denn volle Bewegungsfreiheit bedeutet auch in handelspolitischem Sinne Stärke."

Ein abschließendes Urteil über das Wirtschaftsleben der Schweiz im Europäischen Krieg muß auf die Zeit nach dem Kriege verschoben werden. Die Bilanz dürfte, wenn auch nicht ganz schlecht, so doch ungünstig ausfallen. Wohl haben einzelne Indu-

Digitized by Google

strien durch die Anpassung an die Bedürfnisse der Kriegswirtschaft gute Ergebnisse erzielen können, andere aber, und namentlich solche, die mehr den Charakter von Luxusindustrien tragen, hatten schwere Zeiten durchzumachen. Der Europäische Krieg hat der Schweiz als Binnenstaat die ungeheure Abhängigkeit vom Ausland zum Bewußtsein gebracht. Eine spätere Zeit wird erst lehren, ob diese wirtschaftliche Abhängigkeit noch schlimmer wurde als bisher, ob sie sich beinahe zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Bedenkt man, daß zu den wirtschaftlichen Schwierigkeiten aller Art sich eine Grenzbesetzungsschuld, die vermutlich auf eine halbe Milliarde Franken ansteigt, gesellt, so darf man füglich sagen, daß die Schweiz, wenn sie auch wahrscheinlich keine Opfer an Blut zu bringen hat, von dem Europäischen Krieg mit einer Härte getroffen wurde, wie keine andere neutrale Nation. Man versteht es sicherlich auch im kämpfenden Auslande, daß die Schweizer angesichts einer solchen Situation die krampfhaften Anstrengungen machen, innerpolitische Differenzen zum Schweigen zu bringen und die nationale Kraft auf die Anpassung an eine neue Zeit zu konzentrieren.

---

# Das schweizerische Heerwesen.

## Von Alfred Zesiger in Bern.

Die alte Eidgenossenschaft setzte sich zusammen aus den XIII Orten Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug, Glarus, Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell äußere und innere Rhoden. In einem loseren Bundesverhältnis standen die Zugewandten: Abt und Stadt St. Gallen, die drei Bünde in Rätien, das Land Wallis, die Städte Biel, Mülhausen und Rottweil und der Bischof von Basel. Nur mit einzelnen Orten enger verbündet waren die Stadt und Republik Genf und die Grafschaften Neuenburg und Valendis. Weite Gebiete waren gemeinsames Untertanenland, „gemeine Vogteien" (Aargau, Thurgau, Tessin, Teile der heutigen Kantone St. Gallen und Waadt), andere gehörten bloß einzelnen Orten, unter denen das „Bernbiet" vom Genfer See bis in den Untern Aargau an erster Stelle stand. So verschiedenartig die einzelnen Bundesglieder waren, so verschiedenartig zeigte sich auch das einigende Band, die eidgenössischen Bünde; stärker als alle Pergamente hielt aber die gemeinsame Not, der gemeinsame Kampf gegen Österreich, gegen Kiburg, gegen Savoyen, gegen Mailand zusammen. Dieses Band hielt noch, nachdem die Gefahr längst geschwunden war, das alte, ehrwürdige Gebäude beieinander; aber es krachte längst in allen Fugen und wartete nur auf den Anstoß, um zusammenzustürzen.

Die Voraussetzung für den Aufschwung der Schweiz von 1291—1499, die Folge der gemeinsamen Kämpfe ist die Anspannung aller Kräfte im Heerwesen, mit andern Worten: die allgemeine Wehrpflicht. Nur so konnten im entscheidenden Augenblick 1315 bei Morgarten 2000, 1386 bei Sempach 1500, 1476 bei Murten 20 000 Mann kämpfen, nur so 1499 im Schwabenkrieg insgesamt 30 000 Mann die weiten Grenzen decken, und wiederum nur so das kleine Glarus 1388 bei Näfels 600, das große Bern 1536 ins Waadtland 10 000 Mann

Digitized by Google

stellen. Und die allgemeine Wehrpflicht umfaßte nicht nur die Pflicht zum Kriegsdienst vom 14., später vom 16. bis zum 60. Altersjahr, sondern sie schloß auch die Verpflichtung in sich, bei gemeinen Werken, bei Arbeiten zu allgemeinem Nutzen mitzuhelfen, und zwar ohne Lohn. So konnte das Land Schwyz 1310—1315 seine gesamte langgestreckte Grenze mit Mauer und Turm, mit Palisade, Verhau und Bannwald befestigen, so noch 1623—1646 die Stadt Bern ihren Schanzenbau „im gemeinen Tagwerk" durchführen und jeden Bürger zur Handreichung oder zum Loskauf um eine bestimmte Summe anhalten. Endlich umfaßte die allgemeine Wehrpflicht noch die Pflicht zur Selbstbewaffnung und Selbstverpflegung. Ein Sold war unbekannt und in diesem Rahmen auch undenkbar.

Für Streifzüge bot man gewöhnlich nur die Mannschaft eines Bezirks, eines Amts, einer Herrschaft, einer Kirchgemeinde auf, in Zeiten schwerer Gefahr dagegen erging der Landsturm, d. h. die Sturmglocken riefen alle Wehrfähigen zur Verteidigung auf. Wer nicht auszog, blieb versemt und mußte außer Landes fliehen; wer dagegen als Geächteter im Fall eines Auszuges sich unter das Panner stellte und redlich mitfocht, der durfte nachher ehrlich unter dem Panner wieder in seine Heimat einziehen, und seine Strafe galt als erlassen.

Die allgemeine Wehrpflicht als Grundsatz blieb, als schon lange aus den Städten und Ländern der alten Bünde Aristokratien und Demagogien, Zerrbilder der alten Orte geworden waren, die es nicht mehr nötig hatten, Gut und Blut zur Verteidigung einzusetzen; denn alle diese Orte und Zugewandten sahen sich als die verhätschelten Verbündeten von ganz Europa. Ihre Jungmannschaft schlug die Schlachten in Oberitalien von Faënza bis Turin, in Frankreich focht sie unter dem XI. wie unter dem XVI. Ludwig, in Savoyen zur Zeit der Grafen, Herzöge und Könige, in Spanien unter den Fahnen Karls V. so gut wie unter den Bourbonen; die Heiligen Väter wetteiferten in ihren Werbungen mit den deutschen Kaisern, der erste preußische König hielt sich nach dem französischen Vorbild der Hundert Schweizer eine ebenso pompöse Schweizergarde. Man hat berechnet, daß zeitweise Jahr um Jahr an die 50 000 und mehr Schweizer in fremden Diensten standen, bei einer annähernd zu schätzenden Bevölkerung von noch nicht zwei Millionen also 2½ Prozent. Und diese Schweizer Regimenter galten als ausgesprochene Kerntruppen: bei Meaux retteten sie dem französischen König Thron und Leben, bei Roßbach wahrten sie die Ehre des französischen Heeres, indem sie bis zuletzt aushielten und als einzige sich geordnet zurückzogen.

Daß bei der Landesabwesenheit der überwiegenden Zahl der Jungmannschaft von einer allgemeinen Wehrpflicht im Sinn der alten Aufgebote zur Zeit der Freiheits- und der Burgunder- und Schwabenkriege keine Rede mehr sein konnte, ist klar. Und so interpretierte man von etwa 1550 weg die allgemeine Wehrpflicht dahin, daß jeder Mann von der Gründung eines eigenen Hausstandes an dienstpflichtig war. Damit ließ man der Jugend die Zeit zu fremden Diensten und sparte zugleich die Rekrutenschulen, da von den Hausvätern sicher die Hälfte in fremden Diensten gestanden hatte. Die Zahl dieser Auszüger, d. h. zum Auszug Verpflichteten, schätzte Bern Anno 1560 auf 10 000, 1628 auf 13 200, 1713 auf 23 800 und 1760 auf 50 700 Mann. Nach der Skala des sogenannten „eidgenössischen Defensionales" von 1668 stellte es 6300 Mann

Digitized by Google

oder nicht ganz ein Siebentel der vorgesehenen eidgenössischen Verteidigungsarmee von 42 000 Mann; da aber Bern viel stärker rekrutierte als die andern Orte, so wird man bei der Berechnung der schweizerischen Wehrkraft zu Ende des 18. Jahrhunderts nicht über 200 000 Mann oder ungefähr 10 Prozent der Volksstärke gehen dürfen. In dieser Zahl sind dann allerdings einmal alle Waffengattungen, und fürs andere alle Heeresklassen (Auszug, Landwehr, Landsturm) inbegriffen; darum hat ja die Wehrpflicht vom 16. bis zum 60. Altersjahr angedauert, so daß der hohe Prozentsatz von einem Zehntel der Volkszahl trotz der fremden Dienste durchaus gerechtfertigt ist.

Dieses Heer von 200 000 Mann, mochte es auch vielerorts bloß auf dem Papier bestehen, bedeutete aber einen ähnlichen Machtfaktor wie heute etwa das Zehn- oder Zwanzigfache. Denn mit Ausnahme Frankreichs grenzte kein einziger eigentlicher Großstaat an die Schweiz: im Norden zerfiel das Heilige Römische Reich Teutscher Nation in seine hundert Einzelstätlein, im Osten hielt das buntgescheckte Österreich die Türkenwacht, im Süden herrschten Herzöge, Könige und Päpste im Verein mit Spanien, Österreich und Frankreich recht unfriedlich über die Halbinsel. Finanznöte oder Kleinheit des Gebietes verboten größere stehende Heere, häufige Kriege verringerten die Heereszahlen überhaupt, so daß die größten Schlachten der neuern Zeit bis herab zum Siebenjährigen Krieg kaum jemals 200 000 Mann auf beiden Seiten im Kampf gesehen haben.

Frankreich, seit 1521 der ewige Verbündete der schweizerischen Eidgenossen, wagte den Angriff 1798 erst nach jahrelanger Bearbeitung und Unterwühlung der einzelnen Kantone und jedenfalls unter dem Einfluß des ersten Konsuls, der sich im Herbst 1797 auf einer Fahrt durch die ganze Eidgenossenschaft persönlich von der Gärung im Volk und der Schwachheit der Regierungen hatte überzeugen wollen. Siebzehn Jahre lang war von da an die Schweiz staatsrechtlich, was sie vorher nur zu oft tatsächlich gewesen war: ein Vasallenstaat Frankreichs.

Der Fünfzehner-Vertrag, der Bundesvertrag der XXII souveränen Schweizer Kantone von Metternichs und Alexanders Gnaden im Jahre 1815 sah ein Bundesheer von 33 758 Mann vor, bestehend aus den kantonalen Kontingenten entsprechend der „Mannschaftskala" und unterhalten aus kantonalen Geldern nach Maßgabe der „Geldskala". Das Heer bestand aus dem Auszug (den jüngsten Jahrgängen) und der Bundesreserve, wurde aber nach kantonalen Vorschriften gekleidet, ausgerüstet und geübt, so daß die Buntscheckigkeit groß genug war. Bald aber setzte infolge der Gründung der eidgenössischen Militärschule in Thun eine langsame Zentralisation dank periodischer Inspektionen ein, und die Kantone wetteiferten untereinander durch Ausgestaltung des Wehrwesens über die Vorschriften des Bundesvertrags hinaus (Errichtung einer kantonalen Reserve, Bildung von Landwehrtruppen). Eine endgültige Besserung brachte aber erst die Bundesverfassung von 1848, welche die Kompetenzen des Bundes vermehrten, seine Oberaufsicht gesetzlich festlegte und die kantonalen Militärorganisationen (die Wehrgesetze der Einzelstaaten) der eidgenössischen Genehmigung unterwarfen. Die Kantone stellten fortan nur noch die Infanterie und die Artillerie, sie sorgten nach eidgenössischen Vorschriften für Bekleidung und Ausrüstung und bei der Infanterie auch für den Unterricht, alles übrige lag den Bundesorganen ob, deren Haupt das schweizerische Militärdepartement war. Ein Schritt von größter Wichtigkeit war es, daß sie endgültig die alte Unsitte

Digitized by Google

des Reislaufens abschaffte und alle fremden Dienste verbot. Eine eidgenössische Militärorganisation setzte 1850 die nähern Vorschriften fest und galt fortan als oberstes Grundgesetz im Heerwesen. Die schweren Mängel, welche die zwar glücklich verlaufene Grenzbesetzung von 1870/71 aufgedeckt hatte, führte zu einer weitern Zusammenfassung der Befugnisse in der Hand des Bundes: die Bundesverfassung von 1874 und die Militärorganisation desselben Jahres übertrugen die gesamte Aushebung, Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung des Bundesheeres den eidgenössischen Behörden, die Mitwirkung der Kantone wurde auf die Administration beschränkt und auf die Stellung der Infanterie, Ernennung der Infanterieoffiziere bis zum Major und Lieferung eines Teils der Artillerie, der sogenannten kantonalen Batterien. Im Rahmen der heute noch gültigen Verfassung von 1874 haben Volk und Stände im Jahre 1907 die dritte eidgenössische Militärorganisation angenommen und der Bundesrat im Jahr 1911 die Heeresordnung erlassen, welche beide zur Stunde unser Heerwesen umschreiben.

Die „Militärorganisation" vom 12. April 1907, vom souveränen Volk mit 330 000 gegen 208 000 Stimmen angenommen, und die „Truppenordnung" vom 6. April 1911, beschlossen von der Bundesversammlung, bilden die gesetzlichen Grundlagen unseres heutigen Wehrwesens.

Die erstere, das eigentliche Wehrgesetz, legt die allgemeinen Züge fest: Wehrpflicht aller Wehrfähigen, Ersatzpflicht der von Amts wegen oder aus gesundheitlichen Gründen Enthobenen; Dienstpflicht im Auszug vom 20.—32., in der Landwehr vom 33.—40., im Landsturm vom 41.—48. Altersjahr; Einteilung des Heeres in Stäbe, Truppengattungen, Dienstzweige und Hilfsdienste; Gliederung des Heeres nach Waffen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Festungs-, Sanitäts- und Verpflegungstruppen); Gliederung des Heeres nach Graden vom Gemeinen bis herauf zum General; Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung, Ausbildung und Verwaltung des Heeres; Vorschriften für den aktiven Dienst.

Die Truppenordnung teilt das Heer in 6 Felddivisionen, die Gotthard-Division und die St. Maurice-Brigade. Jede Division setzt sich zusammen aus 3 Infanteriebrigaden zu je 2 Regimentern, aus einer Radfahrerkompagnie, 1 Infanterie-Mitrailleurabteilung, 1 (berittenen) Guidenabteilung, 1 Artilleriebrigade, 1 Divisionspark, 1 Sappeurbataillon, 1 Telegraphenpionierkompagnie, 1 Sanitäts- und 1 Verpflegungsabteilung. Von den 6 Divisionen haben ihrer 4 an Stelle der dritten Infanteriebrigade eine besonders organisierte Gebirgsbrigade, welche sich aus 2 Gebirgsinfanterieregimentern, 1 Gebirgsmitrailleurkompagnie, 1 Gebirgsartillerieabteilung, 1 Saumparkabteilung, 1 Gebirgsparkkompagnie, 1 Gebirgssappeurkompagnie und 1 Gebirgssanitätsabteilung zusammensetzt; diese Gebirgsbrigaden sind gleichsam Divisionen im kleinen und können mit Leichtigkeit operativ selbständig gemacht werden. Nicht im Divisionsverband stehen die sogenannten Armeetruppen: 2 weitere Radfahrerkompagnien, 6 Etappeninfanteriebataillone, 4 Kavallerie-(Dragoner-)brigaden, 3 Fußartillerieabteilungen, 3 Pontonierbataillone, 2 weitere Telegraphenpionierkompagnien, 1 Luftschifferabteilung, 1 Signalpionierkompagnie, 1 Scheinwerferkompagnie, 1 Funkenpionierkompagnie und 9 Bäckerkompagnien. Alle diese Truppen werden von Auszügermannschaften gestellt, bei Festungs-, Park-, Train-, Sanitäts- und Verpflegungseinheiten teilweise mit Landwehr untermischt. Die eigentliche

Digitized by Google

Landwehr gliedert sich in 6 Infanteriebrigaden, zu denen entsprechende Spezialwaffen treten.

Das gesamte Feldheer zählt also in großen Zügen 6 Auszügerdivisionen, 6 Landwehrbrigaden mit Spezialwaffen und 2 Festungsbesatzungen, im ganzen schätzungsweise 120 000 Mann Auszug und 80 000 Mann Landwehr. Den Dienst hinter der Linie besorgen die Armeetruppen, der Landsturm und die Hilfsdienste. Für den Kriegsfall haben Bundesversammlung und Bundesrat das Recht, die Wehrpflicht nach oben und nach unten auszudehnen, also jüngere Jahrgänge als 20jährige und aus der Wehrpflicht Entlassene, mehr als 48jährige einzustellen. Ferner kann durch Nachmusterungen der bisher Dienstbefreiten im Kriegsfall noch die sehr beträchtliche Zahl der Schützen in unserem Land zu nützlichen Diensten herbeigezogen werden. Das auf diese Weise verstärkte Heer wird auf etwa eine halbe Million (ungefähr ein Siebentel der Bevölkerung) anzunehmen sein.

Die Bewaffnung besteht in einem Magazingewehr Modell 1911 zu 6 Patronen mit Spitzgeschoß, die Feldartillerie führt Rohrrücklaufgeschütze Modell 1903 im Kaliber von 7,5 Zentimetern, die schweren Batterien ähnliche Haubitzen von 12 Zentimetern, Modell 1912; die Landwehrbatterien sind mit dem alten Modell von 8,4 Zentimetern aus den 1880er Jahren, der Landsturm mit dem alten Magazingewehr Modell 1889 zu 13 Patronen ausgerüstet. Die Spezialwaffen: Radfahrer, Kavallerie, Fußartillerie, Genie- und Verpflegungstruppen, führen Karabiner oder Kurzgewehre der entsprechenden Modelle. Die Bekleidung in Feldgrau wurde 1914 begonnen und seither durchgeführt, ebenso verschiedene Änderungen in Ausrüstung und Bewaffnung, sowie die Aufstellung neuer Formationen, welche hier unerörtert bleiben müssen. —

Was das schweizerische Heer von den Heeren aller umliegenden Staaten unterscheidet, ist die Tatsache, daß es seine Ausbildung nicht in einer länger dauernden Zeit von 2—4 Jahren empfängt, sondern bloß in der sogenannten Rekrutenschule von 60—90 Tagen, also von 2—3 Monaten; das Gelernte wird in 7—10 jährlichen „Wiederholungskursen" oder Manövern von 14tägiger Dauer geübt und aufgefrischt. Dieser Unterschied von bloß einem Zwölftel der Zeit in der Ausbildung gegenüber den stehenden Heeren wird zum großen Teil ausgeglichen durch den weit verbreiteten militärischen Jugendunterricht (Kadetten und „Vorunterricht") und durch das obligatorische Schießwesen, das durchaus außerhalb der Militärschulen, aber innerhalb eines gewissen militärischen Rahmens abgehalten wird. Unteroffiziere und Offiziere kommen infolge der Spezialschulen selbstverständlich auf ganz beträchtlich höhere Zahlen von Ausbildungstagen und stehen hinter denjenigen der Nachbarstaaten nicht mehr wesentlich zurück.

Den Charakter der „Miliz" hat unser Heer seit den Änderungen von 1907 und 1911 gründlich verloren, die lange Dienstleistung seit Kriegsbeginn ist in ernsthafter Arbeit tüchtig ausgenützt worden. Daher blicken wir mit gestärktem Vertrauen in die Zukunft.

Digitized by Google

# Deutsche Sprache in der Schweiz.

Öffentlicher Vortrag, gehalten in Basel am 4. April 1916.

Von Dr. O. von Greyerz in Bern.

Mit besonderem Stolz weist jedes Volk auf die Früchte seines höheren Geisteslebens hin: auf die Meisterwerke seiner Gelehrten und Philosophen, auf die berühmtesten Schöpfungen seiner Dichter, Musiker und bildenden Künstler. Auch der Uneingeweihte und Ahnungslose sonnt sich im Weltruhm dieser glänzenden Erscheinungen. Allein was alle Welt bewundern kann, ist nicht immer das Bewundernswerteste. Das Auge des Kenners und Denkers haftet nicht einzig an jenen Wunderwerken und Höchstleistungen. Es forscht nach den Zusammenhängen des einzelnen mit dem Ganzen, nach den Nährkräften und Quellen des Mutterbodens, dem jene Meistwerke entstammt sind, nach dem ererbten Besitz natürlicher Anlagen und gepflegter Überlieferungen, die der einzelne, sei er groß oder klein, von seinem Volke empfängt. In körperlichen und geistigen Grundlagen, im Glauben und Rechtsgefühl, in Sitte und Brauch eines Volkes liegen die Urkräfte verborgen, die einem Meisterwerk allgemeinere Gültigkeit und festern Bestand sichern.

Zu diesem Volksbesitz gehört auch die Sprache. Denn was ist sie anders als gemeinsamer Brauch und Überlieferung? Geschaffen und fortgepflanzt von der Gesamtheit, bereichert und erhöht durch einzelne, hört sie nicht auf, den Geist der Gesamtheit wie des einzelnen zu bilden und zu befruchten. Kein Mensch kann sich der erzieherischen Macht seiner Muttersprache erwehren. Wie ein Kind reden hört und reden lernt, so lernt es denken und fühlen. Da gibt es keine Wahl. Mit sanfter, aber unentrinnbarer Gewalt wird sein Geist von der Muttersprache gebildet, wird seine Anschauung der Dinge, seine Auffassung des Lebens durch die Muttersprache bestimmt. Lange bevor es die äußere Welt über den engsten Kreis hinaus kennen gelernt hat, trägt es ein Abbild von ihr in seinem Innern, gestaltet und durchtönt von den Wortbildern und -Klängen seiner Muttersprache. Das erste geistige Weltbild empfängt es von ihr. Später, in den Jahren der Reife, kann sich dieses Bild vielfach ändern. Schule, Bücher, fremde Sprachen, Reisen werden Einfluß gewinnen. Auslöschen werden sie die ersten tiefen Spracheindrücke der Kinderjahre nicht.

Und so gehört die Sprache, ähnlich wie die angeborene Körperbeschaffenheit des Kindes, die Bodengestalt und das Klima seines Jugendlandes, zu den Tatsachen, die die Entwicklung eines Menschen bis zu einem gewissen Grade vorausbestimmen. Was aber die Sprache von jenen rein stofflichen Bedingungen der menschlichen Entwicklung unterscheidet, ist ihre leiblich-geistige Doppelnatur. Als eine Betätigung der Gehör- und Sprechwerkzeuge hängt sie aufs engste mit unserm Körper zusammen; ihrem Gehalt nach aber ist sie Geist. Durch diese untrennbare Verbindung nimmt sie, ähnlich wie Gebärdenspiel und ausdrucksvoller Tanz, den ganzen Menschen, seine sinnliche und geistige Natur zugleich, in Anspruch. Sie ist, wie Fichte in seinen „Reden" gesagt hat, der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und des Geistes. Und daraus erklärt sich das Tiefeindringliche ihrer Wirkung, das Gewinnende und Unwiderstehliche ihrer Macht. Darum ist Sprachverwandtschaft auch mächtiger als Rasse, wenn diese beiden in Widerstreit miteinander treten; es fragt

Digitized by Google

sich bloß, wie tief die Sprachverwandtschaft geht, ob sie auch ins Volkstum hinabreicht, ob die Gemeinsamkeit der Sprache auch Gemeinsamkeit des volkstümlichen Denkens und Empfindens bedeutet.

Volkstum und Sprache sind das Jugendland,
Darin die Völker wachsen und gedeihen,
Das Mutterhaus, nach dem sie sehnend schreien,
Wenn sie verschlagen sind auf fernen Strand.

So spricht Gottfried Keller. Aber sein Gedicht ist gegen eine Überschätzung von Sprach- und Volksgemeinschaft gerichtet und mahnt uns, an die völkereinigende Kraft politischer und religiöser Ideale zu denken. Die innigste Sprachverwandtschaft schließt in der Tat eine scharfe Trennung nach politischen und religiösen Überzeugungen nicht aus. Das erfahren gerade wir Deutschschweizer, die wir vor allem Schweizer sein und als Schweizer gelten wollen und als nichts anderes, sobald das Vaterland ruft; die wir aber deutsche Schweizer sein und bleiben wollen und uns zum Deutschtum bekennen, wo es nötig ist und nützt. Mir scheint der Augenblick vorhanden, wo ein leidenschaftsloses Wort über diese unsere Doppelstellung am Platze ist und Gutes stiften kann. Leidenschaftslos soll es sein; kein persönliches Bekenntnis, das nur dem Gefühl entquillt, sondern ein treues Bild der Wirklichkeit, gegründet auf die Tatsachen des Sprachlebens. Denn wer die Doppelstellung verstehen will, die sich aus unserer Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft und zum deutschen Völkerstamm ergibt, wird aus unsern einzigartigen Sprachverhältnissen die zuverlässigste Anschauung davon gewinnen.

Daß die deutsche Sprache unsere Sprache ist, wird man nirgends in der Schweiz so unbestritten finden als hier in der Grenzstadt Basel, wo durch Zuwanderung aus dem Reich die heimische Mundart so sehr zurückgedrängt, vermischt und ausgeglichen worden ist. Keine andere Schweizerstadt hat in so frühem und regem Verkehr deutsches Geistesleben in gemeindeutscher Sprache auf sich einwirken lassen. Man denke nur an den sprachlichen Einfluß der großen Basler Druckereien zu Beginn des 16. Jahrhunderts und an die Vermittlerrolle, welche reichsdeutsche Schriftsteller und Gelehrte, von Sebastian Brant bis zu Wilhelm Wackernagel, zwischen deutschem und schweizerischem Schrifttum in Basel gespielt haben. Endlich nimmt Basel durch seine niederalemannische Mundart eine Ausnahmestellung in der Schweiz ein. Uns Bernern wenigstens klingt das Hochalemannische des Wiesenthals in Hebels Gedichten viel schweizerischer als das Baseldütsch.

Trotz alledem fängt bei Basel so gut wie an jedem andern Punkte der Schweizergrenze eben das Schweizerdeutsch an, und zwar nicht als eine besondere Mundart von eigenem Lautstand und Wortschatz, sondern als eine wirkliche allgemeine Volkssprache, eine Sprache, die von Stadt und Land und in allen Ständen gesprochen wird. Eine solche Volkssprache gibt es nur bei uns.

Im südlichen Elsaß und Breisgau, dem ganzen Rhein entlang bis zum Zellersee und selbst in den Allgäueralpen, wohin die ausgewanderten Walliser oder ihre bündnerischen Nachfahren ihre heimische Sprache getragen haben, hören wir Deutschschweizer auch unsere heimische Sprache reden, und doch fühlen wir uns sprachlich nicht daheim. Denn sobald wir dort in Städte oder größere Ortschaften kommen oder auch nur aus dem Kreise des niederen Volkes heraustreten, so bemerken wir ständische Abstufungen in der Sprache, von der-

Digitized by Google

echten Mundart bis zur gesprochenen Schriftsprache. Der schlichte Bauer, der Bahnwärter, der Stationsvorstand, der Zollbeamte, der Amtsrichter, der Lehrer, der Pfarrer, der adlige Gutsbesitzer, der Offizier, der Professor usw., jeder hat seine eigene Standessprache, ein Abbild seiner gesellschaftlichen Stellung. Und zwar stehen diese Standessprachen nicht gleichberechtigt nebeneinander oder gar so, daß die Mundart das höhere Ansehen des Alters und der Bodenständigkeit genösse, sondern umgekehrt: je naturentrückter, volkentfremdeter, papierener die Sprache ist, um so anspruchsvoller tritt sie auf und maßt sich den Vorrang des guten Tones, der feineren Sitte an. Infolgedessen richtet sich im Sprechen der Niedere nach dem Höheren; jeder Stand spricht nach oben, verleugnet seine ihm gemäße Sprache, mischt sie mit ungemäßen Wörtern und Redensarten und bildet sich gar noch etwas darauf ein, in dieser Weise vornehm zu reden.

Der gebildete Norddeutsche, der im Kastengeist dieser Sprachenordnung aufgewachsen ist, kann sich vor Verwunderung nicht fassen, wenn er in der Schweiz diese Ordnung so ziemlich auf den Kopf gestellt findet; wenn er wahrnimmt, wie im alltäglichen Verkehr von Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt, Behörden und Volk die Mundart ihre alte Herrschaft behauptet hat; daß hier Deutsch noch im ursprünglichen Sinn des Wortes gilt, als diutisca zunga, d. h. Volkssprache; und daß nebst dem altansässigen Bauernstande es die ältesten und verdientesten Familien unseres städtischen Bürgertums sind, die für Reinhaltung der Mundart sorgen. Wenn Bildung mehr ist als Kenntnisse und Lebensart, wenn Bildung einen wohltuenden Zusammenklang des geistig gereiften Menschen mit seiner Lebens- und Ausdrucksform bedeutet, so läßt sich vom Schweizer sagen: je gebildeter er ist, desto reiner spricht er seine Mundart. Halb- und Scheinbildung geben sich durch ein Gemisch von Mundart und Schriftsprache zu erkennen, durch Messingsch, wie man in Norddeutschland sagt, durch Großrats- oder Schulmeisterdeutsch, wie es bei uns heißt.

In seiner Schrift über Basler Mundartdichter erzählt Adolf Socin von einem deutschen Gelehrten, der, an die Basler Hochschule berufen, sich bei einem dortigen Kollegen über die örtlichen Lebensverhältnisse Auskunft erbat. Über alles wurde er eingehend unterrichtet, nur über eines nicht, den allgemeinen Gebrauch der Mundart auch in der besten Gesellschaft, auch im gemütlichen Verkehr der Professoren untereinander und mit ihren Studenten. „Das aber", sagte er später, „ist gerade das Hauptcharakteristikum der Schweiz, ohne welches ich mich nicht in fremdem Lande fühlen würde . . . Gegenüber dem Ausländer bedeutet der Dialekt eine Scheidemauer, so daß dieser vom Schweizer mehr oder weniger abgesperrt ist."

Das fremde Land, in dem sich der Deutsche des Auslandes, vor allem der Norddeutsche, nicht heimisch fühlt, ist die Demokratie. In keiner Lebensform spricht sie sich deutlicher und unmittelbarer aus als in der Volksherrschaft der Sprache. Derselbe Geist, der alle Ungleichheit vor dem Gesetz, alle Vorrechte der Geburt und des Standes verpönt, derselbe Geist, der zu allen Zeiten die Bürger durch gleichmäßige Wehrpflicht und gemeinsame Volksfeste vereinigte, er hat auch die allgemeine Volkssprache aufrecht erhalten.

In Deutschland hat die monarchische Staatsform von alters her, schon in der fränkischen Kaiserzeit, das Aufkommen einer höfischen Sprache begünstigt, die sich über die Sprache des gemeinen Volkes erhob. Wir verdanken der Aus-

Digitized by Google

bildung solcher Hofsprache den Aufschwung der ritterlichen Poesie der Staufenzeit und die Vereinigung der mittel- und oberdeutschen Mundarten in der neuhochdeutschen Schriftsprache. Und glücklicherweise hat die Schweiz sich dieser Einheitssprache angeschlossen und ihre Gültigkeit im Schriftverkehr, im höheren Unterricht und in feierlicher öffentlicher Versammlung anerkannt. Allein dieser Anschluß hat einen härteren Kampf gekostet als irgendwo auf deutschem Sprachboden. Mit den alten Sprachformen fürchtete man den alten Schweizergeist preiszugeben. Die Sprache der heiligsten Überlieferungen sollte nicht angetastet werden. So sehen wir denn namentlich im Katechismus und in den Bibelausgaben von Zürich und Bern einzelne Erscheinungen des schweizerischen Lautstandes bis ins 18. Jahrhundert hinein festgehalten, in der Predigt und Unterweisung noch viel länger, ja, vereinzelt bis auf den heutigen Tag.

Daneben erschwerte die grammatische Unsicherheit, der Mangel eines durch Übung gefestigten Sprachgefühls den Anschluß an die deutsche Literatursprache.

Noch heute lebt in jedem echten Berner ein stolzes Gefühl vom Wert und der Würde seiner angestammten Mundart und keine Spur von Zweifel, daß es die schönste Sprache der Welt sei. Das Bernerland ist die eigentliche Hochburg der Mundart in der Schweiz, was namentlich im Sprachleben der Hauptstadt sich zeigt, das aus dem regen Verkehr mit der Bauernsame des umliegenden Landes stets frisches Blut und derbe Lebenskraft empfängt. So ist auch die Verwelschung, welcher das bernische Patriziat im 17. und 18. Jahrhundert erlag, im Laufe des 19. Jahrhunderts so ziemlich überwunden worden. In Bern gilt die Mundart noch heute, wenngleich arg verwässert, als Verhandlungssprache des Großen Rates und des Regierungsrates, vor erstinstanzlichen Gerichten und vor Geschworenengericht, wogegen die Schriftsprache eben jetzt im Obergericht zur Herrschaft gelangt. Eine berndeutsche Predigt ist durchaus nichts Unerhörtes, und eine politische Volksversammlung in berndeutscher Sprache abgehalten, haben wir noch vor wenigen Wochen erlebt. Man erzählt sogar von einem juristischen Staatsexamen, wo der Kandidat in berndeutscher Mundart über römisches Recht geprüft wurde.

Ist nun diese Anhänglichkeit an die Mundart, abgesehen davon, daß sie dem demokratischen Geist unserer öffentlichen Einrichtungen und Sitten entspricht, auch durch die Eigenschaften der Mundart selber gerechtfertigt? Ist das Schweizerdeutsch nicht eine rauhe und grobe Bauernsprache, die sich eigentlich mit der verfeinerten Schul- und Weltbildung schlecht verträgt und vor der hochentwickelten Verkehrs- und Kultursprache erröten muß?

Zur Antwort dürften wir einfach auf unsere Mundartpoesie verweisen und sagen: da seht, zu was diese Bauern- und Hirtensprache fähig ist. Denn kein anderer Boden von so geringer Ausdehnung wie die deutsche Schweiz hat eine Mundartdichtung von solcher Schönheit und Üppigkeit ersprießen sehen. Mit Peter Hebel, den wir als halben Basler und als Vertreter des Hochalemannischen auch zu uns rechnen dürfen — er hätte es uns sicher nicht verwehrt —, mit Hebel fängt die Reihe an und mit Meinrad Lienert hört sie noch lange nicht auf. Und zwischen ihnen liegt ein Gärtchen von Poesie neben dem andern, die frische Lyrik des Berg- und Sennenlebens und die elegische des Flachlandes, die Wander-, Kriegs- und Liebeslust des derben Naturkindes und die melancholische Ironie des feingebildeten Städters. Welche Mannigfaltigkeit der Tonarten! Welche Stufenfolge von innigstem, zartestem Liebeshauch bis

Digitized by Google

zum blutigen Humor! Wahrlich, wer unsere Kuhn, Wyß, Usteri, Frey, Reinhart, Dominik Müller u. a. neben den zuerst genannten Meistern kennt, wird die herkömmliche Rede nicht gelten lassen, wonach die Mundart sich vor allem zu Schnurren und Schwänken eigne. Sie eignet sich, wie wir seit Usteri und Breitenstein wissen, aus der niederdeutschen Literatur übrigens seit Voß, ganz besonders zur epischen Idylle, von der uns in neuester Zeit Otto Nägeli, Meinrad Lienert, Paul Haller und Ernst Eschmann hübsche Proben gegeben haben. Daß unsere Mundart sich auch zur Novelle eigne, würden Simon Gfeller und Rudolf von Tavel allein beweisen; sie gehört aber mit höchstem Recht auf die Volksbühne, sei es im Lustspiel oder im Trauerspiel. So gut als der in Hamburg alteinheimischen Mundartbühne ein Fritz Stavenhagen erstanden ist, darf auch unser schweizerisches Heimatschutztheater auf seinen Tragiker rechnen. Vielleicht ist er schon gefunden. Wir wollen lieber nichts berufen, sondern das Vorhandene, und dazu rechnen wir besonders ein neues Dialektdrama von Paul Haller, dankbar anerkennen.

Das Fortbestehen und Gedeihen unserer Mundart in Leben und Dichtung liegt aber in ihrem eigenen Wesen und ihrer Geschichte begründet. Vor allem in ihrem hohen Altertum. Was Goethe vom Deutschen im allgemeinen rühmt, dürfen wir für das Hochalemannische besonders in Anspruch nehmen: „Wert und Würde der Ahnherrn treten rein und schön aus unserer Sprache hervor." Wenn wir die Grundbestandteile gewisser geheimnisvoller Wörter bloßlegen, glauben wir auf germanisches Urgestein zu stoßen. In dem Aro des Walliſers tritt uns das Stammwort des abgeleiteten Adler (aus Adel=aar), in seinem Zeitwort chlenu (althochdeutsch klenan — kleben, haften), das sonst untergegangene Etymon für den Chlän (Specht) und die Wandchlena (Mauerläufer) entgegen. Das Gotwärgi des Walliſers bewahrt noch das unverschobene t des mittelhochdeutschen getwerc (Zwerg), sein Jäscht (d. h. Schaum, der sich auf jungem Käse bildet) wie unser Verb jäsen (gären), das j der germanischen Wurzel jes. Aus der Walliſer Mundart würden ferner Urssi (Apfelgehäuse), Bächjiboz (ein Geist am Bach), Schwilo (Nagel mit breitem Kopf), Schlier (eigentlich Geschwür), Bastsack, Niechterspuw und viele andere seltsame Wörter zu interessanten Ableitungen Anlaß geben. Aber wir haben die Beispiele ja näher liegen. Denken wir an schweizerische oder doch alemannische Kennwörter aus der Alltagssprache, an unsern Anke, Storze, Stud, Gebse, Gülle, Truese, Chries, Uerte, Rung, Pfnüsel, Bilgere (aus biler), Tüele, Schwirre, Zistig, Wätterleich, die jedermann geläufig und doch fast ausnahmslos, wenigstens für das Bewußtsein des Redenden, ohne Verwandtschaft, wie versprengte Findlinge, dastehen. Oder Zeitwörter wie chäre, briegge, trüeje, gheie, gumpe, chute, chide, götsche, gnappe, zaagge, helke, chräsme, rure und dergleichen, die trotz hohem Alter keine Aufnahme in die Gemeinsprache gefunden haben. Eigenschafts= und Umstandswörter endlich wie hilb, läägg, ring, gnot, wintsch, däne, nume, mir=a, gäb (aus Gott geb) usw.

Zum guten Teil sind solche einzigartige oder doch schwer zu vergleichende Wörter aus der Naturbeschaffenheit unseres Landes entsprungen. Das Bedürfnis nach sprachlicher Unterscheidung der vom geübten Auge wahrgenommenen Bergformen z. B. hat etwa folgende uns vertraute Bezeichnungen hervorgebracht: Hubel, Hoger, Chnubel, Galm, Gütsch, Chnolle, Gupf, Tschugge, Chipf, Chapf, Gumm, Wang (z. B. Maienwang), Halde, Balm, Flueh, Tschingel, Schluecht, Tobel, Chrache, Bochte (vgl. Bottich).

Digitized by Google

Die Vereinsamung dieser Wörter, ihre — wenigstens scheinbare — Beziehungslosigkeit zum übrigen uns bekannten Sprachgut macht sie für uns altertümlich, geheimnisvoll, ja ehrwürdig. Hügel, Berg, Gipfel, Abhang, Tal usw. kann jeder sagen, die gehören der deutschen Welt an; aber jene Wörter sind unser, da beginnt unser Vorstellungsreich, unsere Anschauungs- und Gemütswelt, unsere Heimat. An solchem Eigengut aber ist unsere Mundart reich, man darf wohl sagen: reicher als irgendeine andere des deutschen Sprachgebiets. Und der Reichtum liegt nicht etwa im Wortschatz allein, sondern auch in dem unerschöpften und unerschöpflichen, weil täglich neu geäufneten Vorrat von Redensarten und bildlichen Ausdrücken. Viele von ihnen reichen in dunkle Zusammenhänge zurück, und sind auch dem Sprachforscher rätselhaft, wie z. B. es Näggis (einen Schaden) dervo trage, einem s'Gurrli fiegge (den Meister zeigen), d's Maji singe (ähnlich), eim es Tibi (einen Stüber) gä. Andere bewahren erstarrte Wörter älterer Sprachstufen gleichsam in Versteinerung auf, z. B. die bernische Dankformel Dank eigisch (zu eigen, eignen, englisch to owe), die Redensart dem Fuchs luusse (das Wochenbett abwarten), öpper in Egi ha (zu mittelhochdeutsch ege — Angst) u. a. m. Wieder andere spiegeln Sitten, Bräuche und Vorstellungen älterer Zeiten wider: Karlishof ha, z'Chrieg ga dinge, i wältsche Heu et ga, oder sie veranschaulichen die handwerkliche Tätigkeit besonders der Bauern, so wenn man sagt: sis Gärstli (Gerste) am Trochene ha, eim öppis mit dem Steifaß ischütte, ds Heu nid uf der gliche Büni ha, d'Milch abe la, oder: das geit i ds guet Tuech (kostet viel) oder ds Mul lauft ihm wie ne Röndle (Reinigungsmaschine für Getreide), oder jetz isch de gnue Heu ahe (jetzt hab ich's satt).

Zahllos sind die Redensarten und adverbiellen oder attributiven Ausdrücke, in denen alte Genitivformen fortleben, z. B. nid vil Wäses mache, nit der Zit, nit der Wil ha, ds Herrgotts si, Sinns si und es isch si da nid lang Bsinnes; ferner: der Gattig (solcher Art), eis Gurts (aufs Mal), mis Wüsses, mis Deichis (meines Gedenkens) oder die Frage nach dem Mädchennamen der Frau: Was isch i's Gschlächts? Nicht weniger häufig sind die mit ze (zu) gebildeten Umstandsbestimmungen der älteren Sprache: eim z'böst rede, z'leid werche, z'hudels ga, z'lärem abzottle, uf eine z'Dorf ga, z'Chrieg ga dinge (in Söldnerdienste gehen), z'Glanzem lälle (hell auflodern), z'längem und z'breitem, z'gspassnem, z'ernstem, oder auch mit Infinitiv, das tröstliche es geit nit z'töde.

Hohes Altertum gibt sich auch in vielen Biegungs- und Lautformen unserer Mundart zu erkennen: in der kräftigen Eindeutschung romanischer und anderer Fremdwörter, besonders durch das Mittel des zurückgezogenen Worttons; sodann in der Mannigfaltigkeit unserer e-Laute, die z. B. den a-Umlaut der ältesten und den der späteren Zeit auseinanderhalten, in den ungebrochenen Vokalen schwachtoniger Silben der Berner Oberländer und Walliser Sprache, in vielen unveränderten Stammvokalen, die im Neuhochdeutschen umgelautet oder diphthongiert erscheinen, in der Erhaltung der mittelhochdeutschen Diphthonge ie, ue, üe, sowie der kurzen Stammvokale in offener Silbe.

Wichtiger als die Altertümlichkeit unserer Mundart ist ihre unverwüstliche Lebenskraft, ihre Fähigkeit, sich selbst zu verjüngen, aus den vorhandenen Wurzeln, Stämmen, Bildungselementen neue Sproßformen zu erzeugen, neue Ableitungen und Zusammensetzungen; in ihr lebt noch jugendlicher Spieltrieb, der überraschende Verbindungen knüpft, neue Übertragungen, neue Bilder und Scherze

Digitized by Google

erfindet. Sie gleicht nicht, wie so manche an Liebe verarmte Mundart, dem grauen Mütterchen, das dem Grabe zuwankt. Wie die Braut steht sie am Wege und wartet des Bräutigams, der sie einem höheren Leben entgegenführt. Dieses Glück widerfährt ihr vor allem vom Dichter. Wer in der großen Welt draußen ahnte den Schatz von deutschem Gemüt, der in der Sprache des Wiesentals schlummerte, bis Peter Hebel ihn zu Ehren erhob? Wie viele hätten der Iberger Mundart eine Zukunft vorausgesagt, ehe Meinrad Lienert kam und sie auf seinem „Schwäbelpfiifli" verherrlichte? Und so haben noch bis in die neueste Zeit auch die Volksdialekte des Aargaus, des Solothurner Jura, des Emmentals, der Stadt und Landschaft von Basel und Zürich ihre Sänger und Meister gefunden. Vielleicht hat keiner von ihnen die Mundart unverändert wiedergegeben, wie der große Realist Jeremias Gotthelf, wenigstens in der direkten Rede seiner Personen, es gewagt hat. Aber darin, daß jene Mundarten sich zu höherem Zwecke gestalten, bereichern und veredeln ließen, hat sich gerade ihre Lebensenergie bewährt.

Ein glänzendes Beispiel von der schöpferischen Kraft des deutsch-schweizerischen Sprachgeistes hat in jüngster Zeit die Dichtung Karl Spittelers, besonders sein „Olympischer Frühling" gegeben. Mag der Dichter sich zu unserer Mundart stellen wie er will, er verdankt ihr doch unendlich viel. Sie schenkte ihm nicht nur eine Fülle anschaulicher Wörter, die der Schriftsprache fehlen; sie gab ihm auch das Beispiel der Neubildung von Wörtern und Wendungen durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel der Schallnachahmung, der Umlaut- und Ablautbildungen, der Vor- und Nachsilben, der Zusammensetzung, der Bildung von inchoativen Zeitwörtern usw. Die neuere deutsche Literatur kennt nichts Ähnliches von sprachbildnerischer Kraft, und wenn auch da und dort die Willkür des Dichters dem Sprachgeist Gewalt antut, so ist das nicht zu vergleichen mit den Sprachverrenkungen, durch welche die kubistischen Dichterlinge neuester Mode ihre Originalität beweisen wollen und ihre sprachliche Armseligkeit verraten.

Daß übrigens unsere Mundart nicht nur in der Zucht des kunstgewandten Dichters ihre Zeugungskraft offenbart, sondern auch im Gebrauch des naiven Volks, das zu beweisen würde allein die Berner Bubensprache hinreichen, die Erbin des berühmten halbrotwelschen Mattenenglisch. An ihr läßt sich die verknüpfende und analogisierende Tätigkeit des Sprachgeistes in immer neuen Wortbildungen als lebendiger Vorgang belauschen.

Genug, unsere Mundart ist uns nicht nur durch ihre gleichmäßige Geltung zum unentbehrlichen Ausdruck unseres demokratischen Denkens und Fühlens geworden; sie ist uns nicht nur die Verkörperung alt überlieferten Volkstums und noch fortdauernder Liebe zu heimatlicher Natur, Sitte und Empfindungsart; sie ist beides, Stoff und Form unseres Geisteslebens. Wie sie an uns schafft und bildet, so schaffen und bilden wir an ihr. Der Lebensstrom, der sie erfüllt, wogt auch in uns und flutet zu ihr hinüber. Die künstliche Sprache des Schrifttums hat das ursprüngliche Naturgefühl für unsere eigene Sprache noch nicht verschüttet; es reicht noch hinab in das naivere Sprachenleben der Vorzeit, wo Schrift und Rede durch kein Gesetz getrennt waren, wo die Sprache unmittelbar aus dem Denken und Fühlen floß.

Nicht zufällig haben gerade schweizerische Gelehrte sich zu allererst mit der Erforschung und Erklärung heimischer Sprache befaßt. In Deutschland machten besonders Lessing und Herder auf das überlegene Sprachverständnis der Schweizer aufmerksam. An der Stelle in den Fragmenten zur deutschen Literatur, wo Herder



Digitized by Google

von den Machtwörtern aus der Dichtung des schwäbischen Zeitalters redet und wünscht, daß sie geprüft und die brauchbaren wieder in die deutsche Sprache eingeführt werden möchten, fügt er hinzu: „Die Schweizer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben." Und Jakob Grimm in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch: „Die schweizerische Volkssprache ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen läßt. Noch nie hat sie sich des Rechtes begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt."

Diese letzten Worte mahnen auch uns, die Beschreibung unserer Mundart, so manches auch noch zu sagen wäre, abzubrechen und von unserm Verhältnis zur deutschen Schriftsprache zu reden.

Dem Bewußtsein des niederen Volkes ist sie noch heutigen Tages fremd und, in norddeutscher Aussprache wenigstens, seinem Ohr fast ebenso unverständlich wie das Französische. „I weis nit was bä da wälschet", sagt etwa der von einem nordischen Handelsreisenden angeredete Bauer. Ihm ist Schriftdeutsch eben schriftliches, zum Lesen bestimmtes Deutsch. So kennt er es aus dem Schullesebuch oder aus der Zeitung. Die Klangwerte dieser Sprache sind ihm unvertraut, er liest ihre Wörter mit den Lautwerten seiner Mundart und ihre Sätze im Tonfall der Mundart. Die Dehnung der betonten Stammvokale in klagen, liegen, König, Jugend usw. die das Schweizerdeutsch kurz bewahrt hat, kommt ihm steif und stelzbeinig vor, die reinliche Aussprache der von der Mundart abgeworfenen Flexionsendungen berührt ihn als Pedanterie, ebenso die scharfe Auseinanderhaltung der in der Mundart assimilierten Konsonanten. Eine Menge Wörter und Biegungsformen versteht er überhaupt nicht und gewisse Höflichkeitsformeln: „wenn Sie gestatten", „bitte schön", „pardong", gehen ihm auf die Nerven. Schon die Anrede mit „Sie" und die häufige Wiederholung dieser Redeform schafft ihm Unbehagen, wenigstens dem Landbewohner der inneren Täler und dem noch aufrechten Berner und Walliser. Unter ihnen gilt noch, wenigstens im traulichen Verkehr der Dorfgenossen, das alte Du, mit dem in fränkischer Zeit selbst der König angeredet wurde: „Heil wis chuninc! heil du herro, liebo truhtin!" Nicht mehr ganz wie zu Wiedmers Zeiten, wo es hieß: allem seit me nume du! steht es heute im Emmental, aber doch wird dort von kleinen Kindern auch die Lehrerin, von älteren Leuten auch etwa der Pfarrer und der Lehrer mit „du" angeredet. Mir selbst ist die Ehre dieser brüderlichen Anrede noch vor einigen Jahren auf der Hohwacht ob Langau zuteil geworden, als ich einen alten Mann nach dem Wege fragte.

Ja, eine tiefe Kluft trennt das bodenständige Volk der deutschen Schweiz von der deutschen Verkehrssprache. Und dennoch kommt es mit der Mundart nicht aus und fühlt sich leicht unbefriedigt, wenn etwa ein wohlmeinender Pfarrer die Mundart zur Kanzelsprache machen will. Zur Feierlichkeit des Gotteshauses gehört nach seinem Gefühl die gehobene Sprache der Bibel. Auch auf den ländlichen Volksbühnen und auf dem Festspieltheater ist im allgemeinen Schriftdeutsch erwünscht, mag es noch so schauderhaft verballhornt werden, und die Rückkehr des Heimatschutztheaters zur Volkssprache hat noch mit manchem Vorurteil zu kämpfen. Das Schriftdeutsche also genießt als Sprache der Heiligen Schrift, und deshalb besonders unter protestantischer Bevölkerung, das Ansehen einer für höhere Gedanken und Gefühle geweihten Form. Es ist ein Sonntagsstaat, der seinem Träger etwas

Digitized by Google

steif auffitzt, aber doch mit ehrerbietiger Scheu behandelt wird. Zum richtigen werktäglichen Gebrauch mangelt ihr in den Augen des Landvolkes eine Masse von Bezeichnungen für Tätigkeiten und Sachen der beruflichen Arbeit und des häuslichen Lebens, für Naturerscheinungen der engeren Heimat, für gemütliche Beziehungen des Redenden zum Hörenden. Wer vermöchte alle die kleinen Empfindungswörter zu übersetzen, die der Rede ihre besondere Färbung geben! All diese öppe, wol öppe, nadisch, notti, ämel, afe, ächt, ächtert, halt, drum, grad, fei, doch de, jetz de, wäger usw. Und wer unter uns geriete nicht auch in Verlegenheit, wenn er die unzähligen Ortsadverbien, die die Mundart durch Zusammensetzung gebildet hat, in Schriftsprache wiedergeben sollte? Diese z'dürii, z'dürab, z'dürus, über ine, über dure, furnahi, vorumhi, äneume, änedüre, zuechenanne, undeninne, ussen-a innen-a usw. Und wie abstrakt anschauungslos muß die einzige Präposition „nach" zur Richtungsangabe bei Ortsnamen dem erscheinen, der sich an die natürliche Bodengestaltung zu halten pflegt, z. B. dem Guggisberger, der streng unterscheidet: ga Bärn, gäge Friberg zue, i ds Ryfematt überhi, uf Züri abe, ga Bruntrut hinnerhi, i ds Luggli (Locle) hinnerhi; oder dem Aargauer, der noch sagt: uf Paris ihe, uf Leipzig use, uf New York übere!

In diesen engeren Beziehungen zur Natur und den sinnfälligen Alltagserscheinungen versagt die Schriftsprache oft genug. Man merkt es ihr an, daß sie ihre Herrschaft auf dem Papier führt, daß sie eine Sprache für Dichter und Denker ist, nicht des Volkes, das auf der Scholle und von seiner Arbeit lebt. Auf dem Papier sind ja auch die künstlichen Satzgefüge, die Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen, die Konjunktionalsätze mit ihren logisch scharfen Beziehungen entstanden. Die Mundart hält es hier mit der Sprache des Volksliedes und der ihm verwandten Kunstdichtung: sie bevorzugt die schlichte Aneinanderreihung von Hauptsätzen und begnügt sich mit ganz wenigen unterordnenden Konjunktionen.

Sind das Vorzüge der Mundart, die unsere schweizerischen Schriftsteller vor Mißbräuchen des Tintendeutsch bewahren, so sind es anderseits auch Mängel, welche unsere Mundart ungeeignet machen zur Wissenschaft und zur höheren Politik. Es fehlt ihr das Vermögen der begrifflichen Abstraktion und der streng logischen Gedankenverbindung. Es fehlt ihr auch der Ausdruck für Vorstellungen und Empfindungen höherer Ordnung. Sie darf den Aufflug in die Himmelsluft der idealen Anschauung nicht wagen; Ode und Hymne sind ihr schlechtweg versagt, sie muß auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben.

Ganz unumstritten steht darum die deutsche Gemeinsprache da, als Organ der Wissenschaft, der Staatsberatung, des Gottesdienstes und der erhabenen Dichtung. Mit dieser letzten Eigenschaft schwebt sie uns allen wohl am ehesten vor, wenn wir Deutschschweizer sie den andern Sprachen der Welt voranstellen. Sie gibt uns das, was unserer Mundart fehlt und niemals in ihr zum Ausdruck kommen kann: den Adel des Gedankens und den Hochschwung des Gefühls. Darum sind wir ihr in tiefer Dankbarkeit ergeben. Schwärmerischer und ergriffener hat diesen Dank niemand ausgesprochen als der Schweizer Leuthold in seiner Ode: Die deutsche Sprache.

„Keine sogar an Wohllaut ist dir vergleichbar", sagt der Dichter, und doch ist der deutschen Sprache selbst von Verehrern gerade der Wohllaut abgesprochen worden. Wie urteilen wir darüber?

Unter Wohllaut versteht man die musikalischen Werte einer Sprache, und diese liegen teils in der Tonbewegung oder Melodie des Sprechens, teils in den tönenden Lauten, d. h. den Vokalen und den stimmhaften Konsonanten. Nun ist



Digitized by Google

das Deutsche im Vergleich mit den slawischen und romanischen Sprachen, auch mit dem Englischen, überaus reich an stimmlosen Konsonanten und namentlich an Konsonantenverbindungen, die dem Ohre nicht schmeicheln. Auch hält sich seine Tonbewegung in engen Grenzen und zwar werden die Tonabstände um so kleiner, je weiter man nach Norden geht. Von besonderem Wohllaut in obigem Sinne kann also nicht die Rede sein. Die Frage ist aber, ob die Schönheit einer Sprache einzig vom Wohllaut abhänge, oder vielmehr, es ist keine Frage, daß auch andere Eigenschaften wohltätig wirken können. Die Empfänglichkeit hingegen ist verschieden. Für den romanischen Geschmack ist der Wohllaut entscheidend; über alles geht ihm die Klangfülle der Vokale ‚der sinnliche Reiz der gleitenden, schmelzenden Sonore. Anders der Germane, und namentlich der Deutsche. Ihm ist die Sprache wesentlich Ausdruck des Willens, der seelischen Spannkraft. Er genießt sie nicht bloß schwelgend mit dem Ohr als ein musikalisches Spiel, er erfaßt sie im Kern ihres Wesens als eine in Muskeltätigkeit umgesetzte Bewegung der Seele, als innere Handlung. Das ist grunddeutsch. Kraft aber zeigt sich in der Überwindung von Widerständen, auf die Sprache bezogen: in der Bildung von Konsonanten und besonders von Konsonantengruppen. Der Hörende empfindet sie in seinem Sprechbewegungsgefühl, wie er z. B. auch die rhythmischen Bewegungen des Turners, des Schwimmers, des Tänzers, den Flug der aufsteigenden Lerche, den rasenden Lauf des Pferdes, den emporschießenden Wasserstrahl durchaus nicht nur mit dem Auge, sondern noch mehr mit dem Bewegungsgefühl genießt. „Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr" sagt Klopstock.

Von den deutschen Mundarten nun ist wohl keine durch Armut an stimmhaften Konsonanten und volltönenden klaren Vokalen vom romanischen Wohllautsideal so weit entfernt wie unser Schweizerdeutsch. Seine Verschluß- und Reibelaute sind alle stimmlos, seine Vokale, obgleich viel mannigfacher abgestuft als im Neuhochdeutschen, sind namentlich in der Dehnung häufig getrübt, sein anlautendes Gaumen-ch, seine durch Silbenzusammenziehung entstandenen Konsonantenhäufungen klingen rauh und unkultiviert. Aber gerade so lieben wir sie und erweisen uns darin als grunddeutsch. Allein wir sind durchaus nicht unempfänglich für sprachlichen Wohllaut; und da nun die deutsche Gemeinsprache, kunstvoll gebildet wie z. B. auf der Bühne, sich durch Reinheit der Vokale und Stimmhaftigkeit gewisser nach norddeutscher Art ausgesprochener Konsonanten vor unserer Mundart auszeichnet, so wissen wir ihren Wortlaut auch zu schätzen. Wo immer wir ein schönes, reines Hochdeutsch zu hören bekommen, haben wir das Gefühl eines reineren Wohlklangs, einer edleren Anmut.

Auch in diesem Betracht also gibt uns die deutsche Sprache, zumal als Gewand der Dichtung, ein Etwas, das unserer Mundart fehlt; auch ihrer Klangschönheit gegenüber sind wir die dankbar Empfangenden.

Was uns aber, solange wir ein Schweizerdeutsch zu schützen haben, der Schriftsprache am tiefsten verpflichtet und verbündet, das ist ihr weitherziges Verhalten gegen landschaftliche Mundarten. Wohl hat sie sich im 17. Jahrhundert, als die Literatur von gelehrten Pedanten verwaltet wurde, hochmütig gegen die Volkssprache verschlossen und zu ihrem eigenen Schaden eine starre Gesetzmäßigkeit angestrebt. Was aber den Gelehrten verborgen blieb, das fühlten Dichter wie Klopstock, Herder, Goethe unmittelbar heraus: die belebende Urkraft der deutschen Mundarten. „Die Dialektschriftsteller"[1]), sagt Herder, „die selbst den Eigensinn

[1]) Herder braucht an der betreffenden Stelle in den „Fragmenten" den veralteten Ausdruck: idiotische Schriftsteller.

Digitized by Google

ihrer Sprache nutzen, aus dem Überflüssigen und Unregelmäßigen derselben Vorteile ziehen und so schreiben als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande." Und Goethe, der in den Naturlauten seines „Götz" selber die Schranken der überlieferten Literatursprache durchbrochen hatte, eiferte noch in hohem Alter (1820) gegen den unverständlichen Vorschlag, die „verschiedenen Zungen" der Deutschen durcheinander zu mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. „Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei!" ruft er aus, „zu Verderbnis des sondernden Geschmacks nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation, denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will?"

Und so war und blieb bis heute die deutsche Literatursprache aufgeschlossen für jede kraftvolle Mundart und jedes wirkliche Talent, das aus ihr schöpfte. Nachdem zu Karls des Großen Zeit die fränkische und in der Hohenstaufenzeit die schwäbisch-alemannische Mundart die Schriftgestalt der Sprache bestimmt hatte, gelangte im Reformationszeitalter das Obersächsische in Verbindung mit dem Bayerischen zu dauernder Herrschaft; und damit das Niederdeutsche nicht zu kurz komme, ist ihm in neuester Zeit ein bedeutender Einfluß auf die einheitliche Aussprache der deutschen Bühnen eingeräumt worden, so daß man von der heutigen Kunstsprache sagen kann, sie habe einen gewissen Ausgleich zwischen Nord und Süd vollzogen. Die größte Freizügigkeit herrscht aber heute noch, und mehr als je, auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Redensarten. Das erfahren ganz besonders unsere schweizerischen Schriftsteller, die in Jeremias Gotthelfs und Gottfried Kellers Bahnen fortfahren, aus dem alten Erbteil ihrer Mundart die deutsche Schriftsprache zu bereichern. Das Verdienst, das sie sich dadurch erwerben, wird ihnen in Deutschland freimütig zuerkannt.

Darin zeigt sich die Verjüngungskraft der deutschen Sprache; sie ist, wie Klopstock sagt, die bildsamste aller lebenden Sprachen, unübertroffen an Wortbildungsmitteln, durch die sie aus den noch lebenden Wurzeln ableitend und zusammensetzend stets neue Gebilde hervorbringt.

Andere Kultursprachen sind alt und konventionell geworden. Sie haben die Fühlung mit dem schöpferischen Sprachgeist des Volkes verloren. Ihre Formen, undurchsichtig in bezug auf die Abstammung, sind bis zur zweifellosen Mustergültigkeit ausgebildet, aber sie scheinen fertig und keiner Entwicklung von innen heraus mehr fähig. Ihr herrischer Geist kann die höfische Abkunft und die jahrhundertlange Vorherrschaft einer einzigen Landeshauptstadt nicht verleugnen.

Das Heil der deutschen Schriftsprache dagegen wie des deutschen Volkstums liegt in der Vielgestaltigkeit und Gleichberechtigung der Landschaften und Stämme. Die Wurzeln beider nähren sich aus den entferntesten Fasern charaktervollen Einzellebens. Manchmal will es den Anschein gewinnen, als ob die Vorherrschaft Preußens und die zentralisierende Richtung Berlins dem demokratischen Geiste des Südens gefährlich werde. Ein solches Übergewicht wäre für uns Schweizer am schwersten erträglich. Sorgen wir dafür, daß niemals unsere Schwäche es verschulde; sorgen wir dafür, daß unser Sprachleben ein Jungbrunnen bleibe für die deutsche Schriftsprache, daß unsere Dichtung ein unentbehrlicher Bestandteil bleibe der deutschen Gesamtliteratur.

Solange das vielverzweigte Wachstum deutschen Sprachlebens unter der Sonne der Freiheit fortdauert, wird auch das Schicksal unserer Mundart durch das Gedeihen der deutschen Sprache gesichert und gefördert sein.

Digitized by Google

# Die Regenerationsbewegung in der Schweiz.

## Von Jakob Bührer in Bern.

Woraus schöpft der Großteil unserer Männer seine Ansichten und Überzeugungen? Aus eigenen Lebenserfahrungen, und dann namentlich aus Zeitungen. Es ist sprichwörtlich, daß es in keinem Land der Welt mehr Zeitungen gibt, als bei uns. In der deutschen Schweiz allein haben wir rund 200 politische Blätter, in der welschen Schweiz rund 90, in der italienischen an die 20, zusammen also über 300 politische Organe auf eine Bevölkerung von noch nicht ganz 3½ Millionen! Aus diesen Zahlen ergeben sich ohne weiteres die finanziellen Verhältnisse unserer Presse. Die überwiegende Mehrzahl dieser Zeitungen hat nicht über 2000 Abonnenten. In verschiedenen Gegenden verpfuschen noch Gratisanzeiger das Inseratengeschäft. Dabei ist die schweizerische Presse von A bis Z anständig geblieben. Nie wurde gehört, daß ein in der Schweiz erscheinendes Blatt käuflich wäre. Auch die wiederholten Versuche, Annoncen in den Textteil zu schmuggeln, sind fast durchwegs erfolgreich zurückgewiesen worden. Leider hat sich aber unsere Presse dem geistigen Einfluß des Auslandes ergeben.

Blättern wir die Jahrgänge der schweizerischen Zeitungen der letzten 30 bis 40 Jahre nach, so muß sich schon ein blaues Wunder ereignen, bis wir einmal einem schweizerischen Standpunkt in einer Angelegenheit der Weltpolitik begegnen. Die Leitartikel der kleinen Tagespresse über die Weltereignisse sind (wir wollen höflich sein) zu drei Vierteilen Ausschnitte aus ausländischen Zeitungen, in den Blättern der deutschen Schweiz aus reichsdeutschen, der welschen aus französischen und der tessinischen aus italienischen Tageszeitungen. Die gesamte Rubrik „Ausland" ist gespickt mit kritiklos aus der Presse des gleichsprachigen Nachbarlandes gewonnenen Meldungen. Die 8—10 führenden Zeitungen, die es vermögen, halten sich Korrespondenten in den europäischen Weltstädten, aber diese Korrespondenten sind sehr oft Ausländer. Für deutschschweizerische Zeitungen schreiben Deutsche, für französische Franzosen, für italienischschweizerische Italiener. Jahrzehntelang hat in dieser Weise die große und die kleine schweizerische Presse die Öffentlichkeit in der Weltpolitik nach dem Standpunkt des gleichsprachigen Nachbarlandes orientiert, die deutschschweizerische reichsdeutsch, die welschschweizerische französisch, die tessinische italienisch. Ein schweizerischer Standpunkt in den Fragen der Weltpolitik bestand vor dem Kriege in unserem Lande nicht.

Ebenso schlimm war das Feuilleton der Zeitungen gestaltet: indem man es fast überall an das Ausland verpachtet hatte: die welschen Zeitungen an die *Société des Gens de lettres* in Paris, die deutschschweizerischen Zeitungen an einige Dutzend reichsdeutscher Feuilletonagenturen, die für 5 Mark einen Monatsroman lieferten. Vielleicht ist man geneigt, den Einfluß solcher Feuilletonromane zu unterschätzen. Wer indessen diese Dutzendliteratur kennt, weiß nicht nur, wie gering ihr Wert ist, sondern auch, wie gerade in ihr für den billigsten Chauvinismus Propaganda gemacht wird. Auch darf nicht übersehen werden, daß der Zeitungsroman mit Einschluß vielleicht der Sonntagsblätter, wovon allwöchentlich 400 000 Stück der deutschschweizerischen Presse gratis beigelegt werden, für die große Mehrzahl der Mütter unseres Volkes die einzige geistige Nahrung ist. Auch diese Sonntagsblättchen waren bis in die letzten Monate beinahe ausschließlich mit Beiträgen jener literarisch sehr tief stehenden aus-

Digitized by Google

ländischen Feuilletonbureaus angefüllt. In der welschen Schweiz hielten zwei bis drei aus Frankreich importierte und französisch eingestellte Sonntagsbeilagen das Gegengewicht.

Ziehen wir einen zweiten Volkserzieher, das Theater, in Betracht. Sämtliche Stadttheater der deutschen Schweiz werden von reichsdeutschen Direktoren geleitet, die mit reichsdeutschen Truppen spielen. In der französischen Schweiz gastieren regelmäßig Truppen aus Paris, in Lugano und Locarno solche aus Mailand. Auch hier sind wir somit vollständig ans Ausland verkauft. Wie kann man nur, höre ich einwenden, ein so ausschließliches Kunstgebiet, wie es das Theater ist, mit Politik in Zusammenhang bringen? Der Einwand wäre sehr berechtigt, wenn das Theater von heute wirklich ein ausschließliches Kunstgebiet wäre. Kunst ist uns im Theater wie im Feuilleton willkommen. Was aber auf unsern von Berlin und Paris abhängigen Bühnen geboten wird, ist zumeist nur volksfremde Großstadtmache, welche ihr Entstehen dem Willen zur geschäftlichen Ausbeutung verdankt.

Im auslandspolitischen Teil unserer Tagespresse, in ihrem Feuilleton, im Theater haben wir die Kräfte, die das geistige Leben des Volkes beeinflussen und zum guten Teil auch bestimmen. Alle drei haben, wie wir nachwiesen, das Volk nach drei verschiedenen auseinanderstrebenden Richtungen orientiert. Allüberall war von dem großen Nachbarland die Rede, nirgends von der eigenen Heimat. Was Wunder, wenn die Heimat und ihr Ideenkreis zurücktrat und beinahe vergessen wurde. Was Wunder, wenn die Sympathie für das Nachbarland immer größer wurde, wenn sich die drei Landesteile, nachdem sie so lange und so intensiv auseinandergeführt worden waren, nicht mehr verstehen wollten, und als die bewunderten Nachbarländer widereinander sich erhoben, jene Landeskrise entstehen mußte, welche die Schweiz in zwei, wenn nicht in drei Teile zu spalten drohte.

In jenen Tagen der ersten Gefahr ist Carl Spitteler aufgestanden und hat seine vielgeschmähte Rede gegen Deutschland gehalten. Spitteler weiß wohl vor allen andern, daß er Deutschland Unrecht getan hat. Aber nicht um Deutschland handelt es sich, sondern um uns. Die Gefahr brannte, wir standen am Abgrund. Waren wir doch drauf und dran, uns als Einheit aufzugeben. Aus der oben auseinandergesetzten, jahrzehntelangen reichsdeutschen Orientierung der deutschen Schweiz war bei gar vielen unserer deutschschweizerischen Eidgenossen die Unfähigkeit entstanden, schweizerisch zu denken und zu empfinden. Da mußten wir von Deutschland abrücken, mußten, wenn wir nicht als Staat untergehen wollten. Das konnte nur gewaltsam geschehen, nicht ohne Unrecht zu tun. Die Rede Spittelers hat Wunder gewirkt. Man muß uns in Deutschland verstehen. Wir sind nicht abgerückt vom Deutschtum, von deutscher Art und deutschem Wesen, denn das ist in uns. Wir Deutschschweizer sind abgerückt von der reichsdeutschen Politik. Der Welsche, unser jüngerer Bruder, hatte ebenso leidenschaftlich Partei für den Gegner unseres Nachbars genommen. Wir, die Erben der alten Eidgenossenschaft, mußten mit dem guten Beispiel vorangehen und erklären: diese selbstverräterische Sympathiesiererei hört auf. So vieles, was seit Kriegsausbruch geschah, wurde mit der Notwendigkeit begründet und erklärt. Die Abrückung der deutschen Schweiz von Deutschland war eine Notwendigkeit. Man möge einsehen, wie dieses Abrücken gemeint ist. In politischer Beziehung: Der Schweizer soll sich in erster Linie seinem eigenen Staat zukehren und den Staatsgedanken, unbekümmert um Rasse und Sprache, als die Eintracht eines Volkes erleben, das unabhängig und selbstwillig den Weg zur Entwicklung der Menschheit schreitet. Kulturell wollen wir uns verwahren gegen

Digitized by Google

den seichten, zumeist volksfremden Geist der Mittelmäßigkeit, den alle echten Deutschen mit uns verabscheuen. Derselbe Wille zur Selbständigkeit sei gegen alle unsere Nachbarstaaten betätigt.

Das ist wohl das Ziel, das sich die Neue Helvetische Gesellschaft, die wenige Jahre vor dem Krieg gegründet wurde, gestellt hat. Eine Anzahl jüngerer Männer, die seit Jahren unter der Zwiespältigkeit der Schweiz und der auseinanderstrebenden Orientierung des Volkes gelitten hatten, taten sich zusammen. Den äußeren Anlaß bildete ein Vorkommnis in Genf, wo die Trikolore, gefolgt von einem Umzug, in dem auch Staatsräte schritten, durch die Stadt getragen wurde. Also nicht die Empörung über einen Akt zugunsten Deutschlands, sondern über ein Bekenntnis zu Frankreich führte zur Gründung der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Damit ist wohl der in Deutschland oft gehörte Vorwurf der Deutschfeindlichkeit gegen diesen Verband entkräftet. Er ist nicht deutschfeindlich, nicht franzosenfeindlich, er ist schweizerisch.

Die Aufgaben, die diesem Verband gestellt sind, ergeben sich aus den Ursachen, die zu der heutigen politischen Unsicherheit in unserm Lande geführt haben. Wir erwähnen außer den oben angeführten Tatsachen die große wirtschaftliche Abhängigkeit, in die unser Land geriet, und die noch größere Gefahr der Überfremdung (im Jahre 1910 kamen auf 3 170 000 Schweizer 565 000 Ausländer; das ist 15 Prozent gegenüber 1,3 Prozent in Deutschland, 2,2 Prozent in Belgien, 3,2 Prozent in Frankreich). Also Arbeit in Hülle und Fülle.

Die Neue Helvetische Gesellschaft hat in den deutschschweizerischen Sprachvereinen eine scharfe Gegnerschaft gefunden. Diese Sprachvereine fürchten von der Neuen Helvetischen Gesellschaft eine unzulässige Hebung und Förderung des Welschtums in der Schweiz zum Nachteil des Deutschtums. Durchaus mit Unrecht. Was die Neue Helvetische Gesellschaft bisher in der deutschen Schweiz getan hat, ist folgendes: Sie hat von ihrem Pressebureau aus die deutschschweizerischen Zeitungen mit Artikeln bedient, welche die Gegensätze zwischen Deutsch und Welsch zu vermitteln suchten, zur Eintracht mahnten und den schweizerischen Standpunkt betonten. Sie hat die Redaktion der obenerwähnten Sonntagsblätter übernommen und damit zum erstenmal ermöglicht, daß der schweizerische Schriftsteller wirklich zum schweizerischen Volke reden kann, während er bisher immer den lange nicht in diesem Maße zum Ziele führenden Weg über das Ausland nehmen mußte. Aus den Beilagen, die bis dahin bedenklich tiefstehende Unterhaltungsliteratur verbreitet hatten, sind literarisch hochstehende Erzeugnisse geworden. Die besten schweizerischen Schriftsteller haben sich in den Dienst des Unternehmens gestellt. Damit ist dem Deutschtum in der Schweiz der denkbar beste Dienst geleistet. Denn es ist nicht einzusehen auf welche andere Art das urdeutsche Wesen im schweizerischen Schrifttum mehr gefördert werden könnte. Auf die Anregung der Neuen Helvetischen Gesellschaft prüft der Schweizerische Schriftstellerverein zurzeit die Frage, wie eine schweizerische Feuilleton-Vermittlungsstelle zu schaffen sei.

Aus dem Gesagten ergibt sich bei unvoreingenommener Prüfung, daß die Regenerationsbewegung, die in der Schweiz seit dem Kriegsausbruch eingesetzt hat, im gesamten Ausland begrüßt werden muß. Sie will eine einmütige, in sich gefestigte Schweiz; die erste Bedingung ist die Zurückdämmung der allzu starken, sehr oft minderwertigen ausländischen Beeinflussung, die uns von uns selber ablenkt und wegführt. Zugleich bedeutet diese Abdämmung einen Kampf für das Gute, für die Qualitätsarbeit und damit auch für die wertvollen nationalen Eigentümlichkeiten der beiden großen Völker Europas, deren Stämmlinge wir Schweizer sind.

Digitized by Google

# Schweizerisches und Unschweizerisches.

## Von Alfred Huggenberger in Gerlikon.

> Leicht sieht man den Fehler am Nächsten, doch schwer den eigenen. Den Fehler des Nächsten suchst du zu verbessern, soviel du vermagst, um den eigenen zu verbergen, wie der Schelm im Spiel den falschen Würfel.
> Buddha.

Die „Brücke Europas" hat ihre Belastungsprobe bestanden. Wir haben das sichere Gefühl, daß das gegenseitige Vertrauen zwischen Welsch- und Deutschschweizern gestärkt aus der Drangzeit hervorgegangen sei. Es ist genug gewonnen, wenn keiner den Glauben an den guten Willen des andern verloren hat.

Gewiß, mancher Fernstehende hat die Sachlage für schwerer angesehen, als sie in Wirklichkeit war. Man hat die lösenden, vermittelnden Kräfte nicht gekannt oder unterschätzt, auf die wir uns in jedem Hausstreit verlassen können. Kräfte, die in beiden Lagern mit starker Liebe zum gemeinsamen Heiligtum am Werke sind. Diesem wohlverankerten Glauben an den Vaterlandssinn der Volksgenossen ist es zuzuschreiben, daß man die beidseitig allzu vorlaut und hitzig ins Zeug gehenden Eiferer in ihrer Unberatenheit vielleicht zu lange nicht ernst nahm. „Lönd nu mache," sagten die Bedächtigen und Festen im Lande, „es wird nüt so heiß g'äsle, wie a'g'richt't."

Aber allgemach mußte die Volksseele doch in Wallung kommen. Zuerst im französisch sprechenden Landesteil, wo der Obersten-Streithandel einen heftigen, gewiß nicht grundlosen Unwillen erregte. In der deutschen Schweiz war es dann vor allem die bedauerliche Ausschreitung in Lausanne, die uns zur Überzeugung brachte, daß notwendig etwas geschehen müsse. Mit Schlagworten allein konnte man nicht mehr auskommen, selbst nicht mit dem meistgebrauchten: „Laßt uns doch unsere Sympathien, so wie wir Euch die Eurigen lassen!" Wir haben nun nachgerade genug, sagte man auf beiden Seiten; auf der deutschschweizerischen, wie mir vorkam, mit einem gewissen schwerwiegenden Nachdruck.

Item, der Einigungsrat in Bern hat dem Lande im großen und ganzen keine Enttäuschung gebracht. Vor allem: die denkwürdige Tagung bestärkte uns in der beruhigenden Gewißheit, daß allerseits viel guter Wille zur Verständigung vorhanden, und daß manche Entgleisung eitel übergroße Sorge und Liebe fürs gemeinsame Vaterland zum Beweggrund hatte.

Es ist manches gute Sprüchlein gesprochen worden. Worte auch, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Und zum Schlusse, was das Erfreulichste ist: es ließ jeder den andern unbekehrt heim zu Muttern ziehen.

Viel ist erreicht, daß wir es so weit gebracht haben.

Ja, der wütige Bekehrungswille hat sich überlebt. Bei vielen ist er an Schwindsucht eingegangen, indem die Zeit nach und nach manchen Schleier hob und manches Bild ins richtige Licht rückte. Die Weltgeschichte hat bereits ein wenig ‚in Kopfklärung gemacht'. Es fällt heute wenigen mehr ein, Schuld und Unschuld an dem Ausbruch dieses Krieges glatt zu verteilen; kleiner noch ist die Zahl derer, die auf die greifbare Tatsache der Kriegserklärungen als auf ein Beweismittel hinweisen. Wenn ich beobachten kann, wie drei oder vier

Digitized by Google

neben mir in nicht zu verkennender Absicht ihre Messer schärfen, werde ich nicht rücksichtsvoll abwarten, bis der erste von ihnen gnädigst geruht, mir die Gurgel abzuschneiden; auch dann nicht, wenn er es seinerseits als ein Verdienst betrachten würde, die Welt von mir befreit zu haben. Man kann in derlei heiklen Dingen und Lagen eben verschiedene Standpunkte einnehmen, und es wäre überdies für die Beteiligten sehr gewagt, den Rat des verständigen Zuschauers abzuwarten, der, hinterm sichern Zaunhage stehend, den Völkern gelassen Schulnoten austeilt.

Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, daß das bestverleumdete Volk der Erde inzwischen manche Gelegenheit zur Abwehr und Ehrenrettung gefunden und wahrgenommen hat. Ein kleiner Deutschenfresser, dem ich Avenarius' Buch „Das Bild als Verleumder", Beispiele und Bemerkungen zur Technik der Völker-Verhetzung, vorlegte, gab zu, daß man diese Publikation, sofern sie nicht selber eine Fälschung sei, um der Gerechtigkeit willen sämtlichen zivilisierten Völkern zuführen müßte.

Also, wie gesagt, keine Bekehrung. Die Welschschweizer glauben nach wie vor, die Entente kämpfe den Kampf der Kultur und der freien Menschenrechte gegen den Militarismus, und wir Deutschschweizer sind, wenigstens der Mehrheit nach, der Überzeugung, daß das deutsche Volk nun gegen 50 Jahre mit seiner Arbeit für die Kultur gekämpft und das, wenn irgend möglich, auch weiterhin getan hätte.

So ständen wir uns denn scheinbar genau auf dem gleichen Punkte gegenüber, wie beim Ausbruch des großen Völkerbrandes.

Nur scheinbar. Wir sind alle etwas innerlicher geworden. Die Krakeeler und Übereifrigen auf beiden Seiten haben die Kernkraft des Volkes nicht hinter sich. Die durch die erschütternden Weltereignisse herbeigeführte hochgespannte Erregtheit hat sich so weit gelegt, daß wir eine gegenteilige Anschauung nicht mehr als ketzerisch empfinden oder als schier böswilliger Blindheit entsprungen. Hand aufs Herz: gab es nicht Augenblicke, wo es ein bißchen so bei uns aussah, hüben und drüben.

Ich wiederhole, es ist genug gewonnen, wenn keiner den Glauben an den guten Willen des andern verloren hat. Wir dürfen einander über die Meinungsverschiedenheit hinweg die Hand drücken. Schweizer hier, Schweizer da. Es fehlt keiner an seinem Platze, wenn das gemeinsame Vaterland ruft.

Ich hatte jüngst das Vergnügen, mit einem durch Bildung und Herzenstakt gleich ausgezeichneten Westschweizer zusammenzusein. Er sprach mit der Kraft der Liebe vom schönen Frankreich und von dem Großen, das es der Welt schon gegeben. Auch von dem, was es in diesem Kriege bisher geleistet. Das gleiche Frankreich, das manche vor kurzem mit dem Wort „dekadent" abtun wollten.

Aber er erzählte mir auch von Wanderungen durch deutsches Land, wo er bei hoch und niedrig merkwürdigerweise wenig oder nichts von jener unerquicklichen Wesensart gefunden, die uns einzelne Vertreter des deutschen Volkes unerträglich macht. Und er verhehlte sich nicht, daß dieser Welttragödie ein ungeheuerlicher Irrtum zugrunde liegen könnte.

Sollte er der einzige unserer romanischen Eidgenossen sein, der so denkt? Ich glaube nicht. Und noch weniger als vorher kann ich heute die wenigen Deutschschweizer verstehen, die, obschon durch persönliche Freundschaft mit den besten Männern Deutschlands verbunden, die größte Zeit eines großen Volkes nicht

Digitized by Google

mitzuerleben imstande sind. Ein einfaches Schweizer Dorfkind, das vom Kriegsausbruch in einer deutschen Stadt überrascht wurde, schrieb unter anderem die paar Worte heim: „O Mutter, alles schwingt und alles zittert, es ist etwas Heiliges um diesen Sturm und Drang!“

Aus diesem Ausruf tönt uns zwar nicht die vielempfohlene Mumien-Neutralität entgegen; aber das Landeskind stellt sich mit seinem natürlichen Menschenempfinden auch auf einen Schweizer-Standpunkt, den ich nicht anfechten möchte. Wer in einer solchen Zeit sein Herz in den Verstand wie in ein Zeitungspapier einwickeln kann, muß in einer kühlen Region daheim sein. Wenn wir Schweizer, die wir uns gern auf unsere wehrhaften Vorfahren etwas zugute tun, außer der Bettwärme keinerlei Wärme mehr aufbringen dürfen oder können, dann ist unsere Zeit vorbei. —

Hinter der etwas zurückgetretenen Sorge um die innere Einigkeit streckt gleich ein neues Übel die Hörnlein hervor, das zwar viele belächeln, das aber unter Umständen zur ernsthaften Gefahr werden könnte: Das von gewissen Nationalitätsfanatikern in die Welt gesetzte Verbrüderungsfieber. Ihre Vorschläge und Anregungen zur Überbrückung der Stammesschranken durch gegenseitiges Sichverstehenlernen mögen gut gemeint sein. Würden sie aber wirklich ins Werk gesetzt, so müßte die deutsche Schweiz die fraglichen Vorteile mit ihrer Lebenskraft bezahlen, unser Staatsgebilde vielleicht in absehbarer Zeit mit seinem Sein.

Unsere Jugend, so verkündet die neue Botschaft, soll, soweit sie bildungsfähig ist, fortan in Dreizüngigkeit aufwachsen, damit dem Schweizer die Möglichkeit geboten sei, sich in das Wesen seines anders sprechenden Volksgenossen einzufühlen. Mich wundert bloß, was es denn da nach Jahr und Tag noch einzufühlen g ä b e. Ganz abgesehen davon, daß, wer drei Hasen nachläuft, gewöhnlich keinen fängt, würde sich doch wohl nur der deutschsprechende Landesteil im Ernst an die Aufgabe heranmachen. Der erste greifbare Erfolg wäre der, daß wir eine französisch sprechende sogenannte Oberschicht bekämen, die dann als Trägerin des Landesgedankens anzusehen wäre. Freilich kann man auch da in guten Treuen verschiedener Meinung sein. Ich traue gegenwärtig jedem Emmenthaler-, Unterwaldner- und Appenzellerbauern, der sich nur in seiner Mundart einwandfrei auszudrücken vermag, ebensoviel verläßlichen Schweizersinn zu, wie einem Oberkellner, der sogar in vier Sprachen Antwort geben kann, nicht bloß in dreien.

Sehr fraglich wäre es übrigens noch, ob denn die Landesteile romanischer Zunge durch unsere Selbstpreisgabe etwas gewinnen würden. Es scheint mir, daß das aufrichtige und verständige Wort eines welschschweizerischen Gelehrten diese Frage von der richtigen Seite aus beleuchtet: „Was wir der deutschen Schweiz schulden, schulden wir es nicht auch, unseren Verhältnissen angepaßt und besonders umschrieben, der germanischen Zivilisation? Ist übrigens die Schweiz nicht heute noch das Land, in welchem die politischen Einrichtungen und die Sitten, nach dem Gemeinschaftsprinzip des germanischen Mittelalters, kurz nach dem germanischen Recht, weiter leben und sich entwickeln? Wir finden nicht nur in unserer schweizerischen, sondern auch im besonderen in unserer welschen Lebensart wesentliche Grundbedingungen, welche wir bei der deutschen Kultur geborgt haben, weil wir ihrer, um Schweizer zu sein, bedürfen, und um uns von Frankreich zu unterscheiden. Dies zu leugnen, wäre ein Irrtum und eine Ungerechtigkeit. Was mich anbelangt — und ich glaube keine Ausnahme

Digitized by Google

zu sein —, so würde ich mich verleugnen, wenn ich nicht laut und öffentlich verkündete, was ich Deutschland, seinen Schriftstellern und Künstlern, seinen Dichtern und Denkern schuldig bin. Denn wir sind hier in der Schweiz, im Lande der Verständigung, und nicht der Gegensätze."

Ich glaube nach wie vor, daß wir, so wie auch unsere welschen Eidgenossen doch am besten tun, wenn jeder von uns in seiner Haut bleibt. Oder wollen uns die Herren Nationlimacher nicht gleich noch künstliche Augen einsetzen, damit ja keiner um einen Grad klüger oder dümmer in die Welt hineinsieht als der andere? Die aufgepäppelte Kastraten-Einigkeit hätte übrigens weder Sinn noch Ziel, die Mühe wäre nicht der Mühe wert. Es müßte bald arm stehen um die heimliche Kraft, die heute jeder Landesteil aus den verborgenen Schachten seines Volkstums mit liebem Willen speisen hilft. Ein Volk, das seine Sprache preis gibt, gibt sich selber preis. Sprache „ist nicht nur Logik, Sprache ist Gemüt und Laune, Klang und Farbe, Musik und Zeichnung, Leidenschaft und Wohlbehagen, ist alles, was überhaupt im Menschenherzen lebt".[1])

Man hat eingewendet, wir würden ja unter allen Umständen die Mundart behalten, unser Schweizerdeutsch, das sich nicht ausrotten lasse (und das sich beiläufig bis heute als feste Mauer gegen die vielgefürchtete „Verdeutschung" der alemannischen Schweiz erwiesen hat und noch weiterhin erweisen wird). Das Aschenbrödel Dialekt also bliebe unser Trostgeschenk. Es sind sogar Vorschläge gemacht worden, nach denen „le schwitzertütsch" als Verkehrssprache in der Schweiz eingeführt und daneben den Schulkindern die Weltsprache beigebracht werden müßte, deren es drei gebe: Latein, Esperanto, Französisch. Liebe Krausköpfe! . . . Man denkt sich unwillkürlich aus, was wohl aus Gottfried Keller als Kübelpflanze geworden wäre?

Ich frage zum Schluß: wer gäbe uns Ersatz, wenn wir das Anrecht auf das große deutsche Kulturgut ohne Not verscherzen wollten? Was wir gemeinschaftlich mit dem Mutterlande in wechselseitiger Arbeit errungen und gemehrt, ist uns heiliger Besitz.

Alemannische Tatkraft, Zähigkeit und Unbeflecktheit haben die Schweiz gegründet, und sind ihr zu allen Zeiten gut bekommen. Wir wollen diese drei Dinge behalten und uns gegen jede ungute Zumutung verwahren. Keiner möge die Hand an geweihte Brücken legen, auf denen Reichtümer von Volk zu Volk hin- und wider gegangen sind und noch weiter gehen wollen, Brücken, in deren Pfeiler hundert goldene Namen eingemeißelt sind!

Oder sollten wir Grund haben, uns unseres deutschen Namens zu schämen? Nein, und aber nein!

„Der Krieg mußte kommen," habe ich einen sagen hören, „sonst hätte Deutschland die Welt mit der Arbeit besiegt." Das Wort war nicht freundlich gemeint; aber ich habe es nach meinem Sinne ausgelegt.

[1]) Prof. Eug. Huber im Schweiz. Nationalrat.

Digitized by Google

# Welsche, Deutschschweizer und Deutsche.

## Von Eduard Behrens in Bern.

Das Deutschland Bismarcks ist in der Schweiz bewundert, wohl auch gefürchtet, gemeinhin aber nie geliebt worden, weder von Deutsch- noch von Welschschweizern. Es ist zwecklos, diese offenbare Tatsache in einem Aufsatz zu verschweigen, welcher aus dem Bedürfnis zur Sachlichkeit entsteht. Im weltgeschichtlichen Staatendasein erscheint Deutschland als das vollkommene Gegenteil der Schweiz. Hier eine machtpolitische Sattheit, welche, als einzige Ausnahme in Europa, keine tätige Außenpolitik kennt, dort das jüngste Glied der großen Staatenfamilie, in voller Entwicklung begriffen, mit der unbedingt notwendigen Lebensluft einer machtvollen Außenpolitik. Die historische Entwicklung namentlich von 1870 an hatte zu einander schroff entgegengesetzten Ergebnissen geführt. Hüben und drüben war das Staatsbewußtsein erstarkt, das deutsche Ziel wurde der nationale, das schweizerische jedoch der übernationale Staat.

Wirtschaftliche Einflüsse beförderten die grundsätzliche Entfremdung. Die vielfache Verbindung der schweizerischen mit der deutschen Volkswirtschaft ließ immer heftiger sich äußernde Besorgnisse um die schweizerische Unabhängigkeit überhaupt laut werden. Der große von 1911 bis 1913 dauernde Streit um den Gotthardvertrag, um eine Tarifbegünstigung, welche Deutschland, als der ehemalige Mitbesitzer der in eidgenössischen Besitz übergehenden Gotthardlinie, von dieser auf das gesamte Bundesbahnnetz übertragen wissen wollte und schließlich auch erhielt, gab die Gelegenheit zur ersten umfassenden Besprechung der wachsenden Wirtschaftsmacht Deutschlands in der Schweiz. Die breite Öffentlichkeit vernahm, wie sehr die überlegene deutsche Konkurrenz ehemals blühenden schweizerischen Industriezweigen zugesetzt hatte; die einheimische Gerberei war auf ein Mindestmaß beschränkt, die bedrängte Müllerei erlebte Jahr für Jahr schlechtern Geschäftsgang. Die Elektrizitätsindustrie, eine starke Hoffnung für das fabrikenreiche, in seiner gesamten Kohlenversorgung von der Fremde abhängige Land, litt schwer unter dem entschiedenen Mitbewerb der mächtigsten Industriegesellschaft Europas, der Berliner A.E.G. Beispiele für diese atemraubende Konkurrenz sind in allen schweizerischen Industrien zu finden. Wie in allen Staaten Europas, außer Deutschland, erhoben auch in der Schweiz die Produzenten die Klage: Gegen den deutschen Wettbewerb ist nicht aufzukommen. Denn dazu fehlt uns die allmächtige deutsche Methode zur Eroberung der Märkte: Dieses willige Eingehen auf alle Bedürfnisse und Wünsche des Käufers, diese einem unbegrenzten geschäftlichen Wagemut entspringenden günstigen Zahlungsbedingungen und rücksichtslosen Preisunterbietungen, diese unfehlbar prompte Geschäftsgebarung, welche eine ins Letzte ausgebaute Organisation voraussetzt.

Keiner hat die deutsche Arbeitsmethode erschöpfender gezeichnet als Victor Cambon, der treffliche Pariser Nationalökonom, in seinem Kriegsvortrag „Vers l'expansion industrielle", gehalten im Schoß der Gesellschaft der französischen Zivilingenieure. (Das 60 Seiten starke Heft ist erschienen in den „Editions de la Lumière Electrique", rue du rocher, Paris):

„L'ardeur au travail, l'orientation méthodique de l'effort, la pro-

Digitized by Google

fusion et la diversité de l'enseignement théorique et pratique, l'étude réfléchie des problèmes que la production doit résoudre, l'application de la science à toutes les branches des spéculations humaines et conséquemment l'abolition de l'empirisme et de la tradition, le calcul incessant, dans toute opération, du rendement maximum, et l'emploi immédiat des méthodes de travail et des appareils capables de l'obtenir, la recherche constante de produits nouveaux destinés à détrôner la concurrence chez les consommateurs du monde entier, cette conception qu'une industrie n'est pas un immeuble où l'on s'installe, ni une station, où l'on fait halte, mais un train en marche avec accélération, ininterrompue du mouvement, la généralisation de cette mentalité dans tous les cerveaux, chez tous les fonctionnaires comme chez les particuliers, chez les savants universitaires comme chez les ouvriers d'usine, dans les écoles comme dans la presse, à l'intérieur du pays comme sur les bords les plus reculés, la coordination disciplinée des éléments qui concourent au but assigné à l'effort national."

Die unwiderstehliche, revolutionär wirkende Energie der deutschen Arbeitsmethode inmitten einer doktrinär sich behelfenden, gesättigten Staatengemeinschaft vermag die Abneigung und den Haß, welchen schließlich der Krieg wie ein Meer rings um Deutschland entfesselte, mit zu erklären.

Die Staatsauffassung auch des Deutschschweizers ist, im Sinn des europäischen Westens, noch reichlich doktrinär. Die organische Wirkung des Staates als Grundbedingung für ein lebendiges Dasein der Gemeinschaft wird instinktiv abgelehnt; der Staat ist zu sehr mit dem Odium der bloßen Polizeifunktion, des notwendigen Übels, behaftet, als daß seine Mitwirkung vollends zu sittlichen Zwecken herbeigewünscht würde. Landauf, landab, im Welschland und in Allemannien, gelten Staat und wahre Persönlichkeit gemeinhin als unvereinbare Gegensätze; jene gewisse Uniformierung, welche man in der Schweiz auch am deutschen Zivilisten erkennen will, wird aus dem überstarken Einfluß des deutschen Staates erklärt. Das mächtige, durch diesen Krieg allen Ländern, ob willig oder unwillig, widerfahrene Erlebnis der Staatstatsache, die Macht der deutschen Idee, welche in heroischer Vision die wahre Befreiung der Persönlichkeit durch die im sachlichen Dienst für die Gemeinschaft erkämpfte Selbstüberwindung erstrebt, ist allerdings auch von vielen Deutschschweizern tief empfunden worden. Überzeugend gab dieser Empfindung Ausdruck der Basler Geschichtsprofessor Dr. Hermann Bächtold in seiner ausgezeichneten Schrift: „Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland" (Verlag Benno Schwabe, Basel).

Doktrinär beeinflußt ist im allgemeinen die schweizerische Auffassung der deutschen Innenpolitik. Aus dem liberalen Dogma heraus wurden für alle Staaten gleichmäßig geltende Gesetze konstruiert, wie wenn nicht ein jedes dieser Volksgebilde seine durch Geschichte und irdische Lage vorbestimmte Entwicklung hätte, einen Prozeß, welcher Deutschland, dem von jeher gefährdeten Staat der Mitte, im Gegensatz etwa zum liberalen Regiment der gesicherten britischen Inseln, die straff gehandhabte Autorität geradezu zur Daseinsbedingung machte. So erschien dem Schweizer die deutsche Innenpolitik mehr wie der absolute Ausdruck einer unverrückbaren sittlichen Veranlagung, denn als das relative Ergebnis einer politischen Konstellation. Die großen liberalen Blätter Deutschlands,

Digitized by Google

welche dem schweizerischen Leser die direkte Einsicht in deutsche Zustände ausschließlich vermittelten, trugen zur Einseitigkeit der Begriffe bei. Indessen nahmen auch historisch überlegende Schweizer Anstoß an Erscheinungen, welche sich durch einen Zwang der Verhältnisse nicht erklären lassen: So hatten sie kein Verständnis für den politischen Machtwillen und die Engherzigkeit der preußischen Staatskirche und erfaßten ebensowenig die Daseinsberechtigung jenes preußischen Kastengeistes, welcher z. B. den ungetauften Juden gewissermaßen als Staatsbürger zweiter Klasse taxiert, den getauften hingegen aller Rechte und Ehren für würdig hält.

Ein kurzes Wort über die Judenfrage ist für die Vollständigkeit dieser vom Willen zur Sachlichkeit geführten Darstellung notwendig. Die deutsche Judenfrage erklärt gewisse auch schweizerische Urteile über Deutschland. Man ist sich in der Schweiz bewußt, daß die geschäftliche Tatkraft und Geschicklichkeit der deutschen Juden zum großartigen Aufschwung der deutschen Wirtschaft manches beigetragen hat, ja, man erklärt sich einige hervorstechende Eigenschaften der deutschen Methode geradezu durch die jüdische Mitarbeit. Namen wie Ballin und Rathenau haben auch in der Schweiz ihren großen und bedeutsamen Klang. Dagegen sind viele Schweizer, welche die Bedeutung des jüdischen Einflusses in seiner frischen, von hemmenden Traditionen freien Art für die deutsche Wirtschaft als belebende Kraft voll anerkennen, jedoch die reine Überlieferung der deutschen Geistesgemeinschaft höher stellen als alle wirtschaftliche Entwicklung, von der unverhältnismäßig großen jüdischen Mitarbeit im reichsdeutschen Geistesleben wenig erbaut. Dort, im Wirtschaftlichen, war das Aufgeben der Tradition entschieden vom Guten, hier in der geistigen Welt, wo nur das Organische, das in einer bestimmten Art und Gedankenrichtung von alters her Zusammenhängende Lebenswert hat und Dauer verbürgt, ist die Überlieferung ehrwürdigstes Grundgesetz.

Als der Krieg ausbrach, hatte die Schweiz Deutschland gegenüber im großen und ganzen demnach folgende Stellung inne: Der Deutschschweizer, historisch und politisch und in der Muttersprache seines Dialektes eigentümlich erzogen, mißtrauisch gegen die wachsende Macht des gewaltigen Stammvolkes, war zum politisch vom Reiche vollständig freien Dasein mehr als je in frühern Jahrhunderten entschlossen. Diese Entschlossenheit hatte sich im Welschen, grundsätzlich und völkisch und unter dem jahrelangen Einfluß der Pariser Hetzpresse bis zur Abneigung gesteigert. Der Kriegsausbruch verschärfte diese seit Jahren bestehende, durch keine, sonst sehr begreifliche, wirtschaftliche Interessen — die Blüte des Bildungsbetriebes in den welschen Hochschulen und Pensionaten war wesentlich durch großen deutschen Besuch bestimmt! — besänftigte Abneigung zur offenen Feindseligkeit.

Lebendig trat der deutschen Schweiz in den ersten Kriegswochen die alte deutsche Stammeszugehörigkeit ins Bewußtsein. Die erste Abkühlung brachte das Schicksal Belgiens, wiewohl man sich der prinzipiellen Verschiedenheit der beiden Neutralitäten durchaus bewußt war: Belgien ward die Neutralität von außen her zuteil; es hatte damit die Verpflichtung zur doppelt strengen Beobachtung dieser seiner internationalen Stellung; die schweizerische Neutralität dagegen bedeutet den freien Willensakt eines seit Jahrhunderten unabhängigen Volkes. Zum zweiten erwachte in den Tagen der Gefahr der schweizerische Staatsgedanke und setzte sich, als echt germanischer Wille, gegen das stürmische

Digitized by Google

Gefühl, welches über dem Geschick der Naturschöpfung, der Nation, die bewußte Menschenschöpfung des Staates vergaß, entschieden durch. Im schweizerischen Staate leben nicht nur deutsche, sondern auch völlig gleichberechtigte französische und italienische Stämmlinge. Nicht Gleichgültigkeit bestimmte die vielen Deutschen so schmerzliche Zurückhaltung zahlreicher Deutschschweizer, wohl aber die Sorge um den schweizerischen Staat. Diese alle Stammesgefühle verdrängende, pflichtgemäße Sorge um den anders gearteten Staat überlieferte viele Deutschschweizer, welchen die deutsche Geistesgemeinschaft in solcher Zeit doppelt teuer ist, einem schweren inneren Kampf. Mochten die Welschen im Überschwang eines völkischen Gefühls in fast staatsverräterischer Art sich an die Franzosen wegwerfen — den Deutschschweizern, als den Trägern der uralten Erbschaft, lag die erste Pflicht ob, den Zweck der schweizerischen Staatsgemeinschaft vor die einseitige Sympathie mit dem national verwandten Ausland zu stellen. Man versuchte in der deutschen Schweiz in einem wiederum echt deutschen Bedürfnis zur historischen, organischen Weltbetrachtung die Ereignisse eher als furchtbare Notwendigkeit, denn als mutwilliges Menschenwerk aufzufassen und verschmähte es, den „gezwungenen Zwang" von Bewegungsgesetzen moralisch zu beurteilen. Die Gesinnung der Welschschweizer hat sich in der Folge leider nicht verändert. Sie halten an der engen Anschauung einer alleinigen, namentlich moralischen Kriegsschuld Deutschlands hartnäckig fest und beschuldigen die Deutschschweizer der geheimen Übereinstimmung mit Deutschland.

Die herrliche Gegend und die spontane Liebenswürdigkeit ihrer Bewohner lassen das Welschland dem Deutschschweizer als den Garten seiner Heimat erscheinen. Der Alemanne erkennt im Romanen eine gewisse notwendige Ergänzung seines Wesens, ohne das Welschland wäre die Schweiz nicht die Schweiz. Die eigentümliche Gedanken- und Gefühlswelt, welche jenseits der Saane beginnt, zieht gerade um ihrer Verschiedenheit willen uns Deutschschweizer ungemein an. Fast jeder akademisch gebildete Deutschschweizer hat einige Semester im Welschland verlebt und durchschwärmt und von der genialischen Jugendart seiner welschen Kommilitonen unvergeßliche Eindrücke mit heimgebracht. Diese Eindrücke bestimmen sehr oft sein ganzes ferneres Verhältnis zu den romanischen Eidgenossen. Ihre von größerer Sicherheit erfüllten Lebensformen sind stets seines unbedingten Respektes, ihre spontane, in seinen Augen oft etwas oberflächliche, zu vorschnellem Urteil geneigte Art, seiner wohlwollenden Entschuldigung durch den Hinweis auf reichlich ausgleichende Eigenschaften des Herzens in jedem Falle sicher. Bei uns in der deutschen Schweiz ist landauf, landab kein Mensch anderer Gaue herzlicher willkommen als der welsche Eidgenosse. An dieser Gesinnung haben die Zwistigkeiten der Gegenwart nichts geändert; sie kam z. B. nie freudiger zum Ausdruck als während des denkwürdigen Aufenthaltes welscher Grenzbesetzungstruppen in Basel und im bernischen Emmental. Der deutsche Stammesgenosse aus dem Reich wird dieser Zuneigung bekanntlich lange nicht so teilhaftig, wie der Staatsgenosse welscher Zunge — auch ein Beweis für das zuungunsten des nationalen, völkischen, in den letzten Jahrzehnten namhaft gestärkte staatliche Bewußtsein.

Die unbedingte Vorliebe und Schwärmerei vieler Deutschschweizer für welsche Art ist während dieser harten, unerbittlichen Zeit wiederum fast ein Verhängnis geworden. Das Verstehen, oder wenigstens der Wille zum Verstehen, kann eine Schwäche werden, sobald sich dieses stete Billigkeitsgefühl zur Selbstvergessenheit

Digitized by Google

steigert, nirgends mehr auf festen, absoluten Grund stößt, sondern schließlich im uferlosen Relativen aufgeht. Das deutsche Erbteil der deutschschweizerischen „Objektivität" trägt eine nicht unwichtige Mitschuld an der gegenwärtigen Innenkrisis. Ein Beispiel: Der oftgenannte Vortrag Carl Spittelers! Die vornehme, rein sachlich bestimmte Gesinnung Spittelers ist für alle Schweizer nicht nur außer Frage, sondern sie ist auch der eigentliche Grund seiner verunglückten, politisch so mangelhaft informierten Kundgebung. Der Dichter hat sich schwer geschadet, mit vollem Bewußtsein geschadet, er war des besten Glaubens, ein vaterländisches Werk zu tun. Seine „Kopfklärung" bestand hauptsächlich darin, daß er die Schuld an den gegenwärtigen Zuständen den Deutschschweizern aufbürdete und die Haltung der Welschschweizer sozusagen begeistert rechtfertigte. Der Schaden, welchen diese völlig falsche Einstellung bewirkte, ist groß, denn seither wird Spitteler im Welschland in Hunderten von Zeitungsartikeln und andern öffentlichen Kundgebungen immer wieder als Kronzeuge für das schuldige, unschweizerische Gebaren der Deutschschweizer zitiert. Viele Deutschschweizer sind dem großen Dichter in reinster Absicht in dieser Selbstvergessenheit gefolgt, schlugen sich an die Brust und vermeinten durch diese ihre aufs höchste gesteigerte Selbstlosigkeit sachliche Bedenken schließlich auch in den Welschen hervorrufen zu können. Natürlich geschah diese Wandlung nicht, im Gegenteil: Gemäß der geistigen Veranlagung wurde im Welschland das Bewußtsein der allein anständigen Gesinnung gewaltig verstärkt und erstarrte mehr und mehr zum unantastbaren Dogma.

Der Welsche steht dem ausländischen Stammvolk näher als der Deutschschweizer. Kein Dialekt trennt ihn vom Franzosen. Es gibt eine spezifisch deutschschweizerische Kunst; Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Böcklin, Hodler bestätigen eine ganz bestimmte geistige Eigenart ihrer Heimat. Diese starke Ursprünglichkeit der eigenen Volksart fehlt den Welschen, seit einem Jahrhundert lebte nicht e i n namhafter welscher Künstler, welcher für seine engere Heimat ein Kern zur Sammlung, eine Anregung zu eigenwüchsiger Geistestätigkeit hätte werden können. So ist die geistige Kost unserer Welschen notgedrungen französischer, pariserischer Herkunft. Mit der Pariser Literatur machte sich auch deren unerfreuliches Surrogat, die Hetzpresse, in den letzten Jahren immer breiter. Blätter wie „Matin" und „Journal" haben mit ihrer auf allereinfachste geistige Regungen, auf minderwertige Instinkte eingestellten Art auch im Welschland großen Schaden angerichtet. Vor allem jetzt sind Zeitungen des genannten Schlages für die breiten Lesermassen das täglich aufpeitschende Reizmittel und überdies der willkommene Nachrichtendienst für die kleine, mit Schere und Kleister arbeitende, ganz nach Pariser Muster zugeschnittene einheimische Hetzpresse. Auf allen Plätzen von Genf und Lausanne werden die großen Pariser Blätter ausgerufen und massenhaft verkauft. Ohne ihre Mitwirkung wären unsere schweizerischen Streitigkeiten gewiß nicht so hartnäckig geworden. Der nämliche Vorwurf gilt für die zahlreichen, oft recht zweifelhaften Angehörigen des Vierverbandes, mit welchen der Krieg das Welschland bedachte; der Krawall vor dem deutschen Konsulat in Lausanne war hauptsächlich ihr Werk. (Zürich und Bern sind von minderwertigen, durch den Krieg aus ihrer Heimat verscheuchten deutschen und österreichischen Elementen heimgesucht; aber diese halten sich wenigstens ruhig.)

Die Welschen leben in einem vom Krieg verschonten, an ihm nicht beteiligten Land. Sie wären demnach in der Lage, sich über die eigentlichen Ursachen des



Digitized by Google

Krieges ein wesentlich gerechteres, weniger subjektives Urteil zu bilden, als es namentlich im Vierverband gebräuchlich ist. Sie könnten sich, gewissermaßen dankbar für die gnädige Schonung, eine unzweifelhafte geistige Wohltat verschaffen, wenn sie versuchten, die Geschehnisse in einen organischen Zusammenhang mit der menschlichen Entwicklung überhaupt zu bringen. Das Weltbild erschiene ihnen derart weniger willkürlich und trostlos. Es sollte für einen neutralen Europäer, welcher die letzten zwanzig, ja nur zehn Jahre einigermaßen bewußt miterlebte, nicht allzu schwer sein, zu erkennen, daß der einen Kriegsursache, dem positiven Wachstum Deutschlands, die rein negativen, schließlich zur gewaltigsten Koalition der Weltgeschichte gesteigerten Repressivmaßregeln der Westmächte und Rußlands, als ein zum mindesten ebenso drängender Kriegsantrieb gegenübersteht. Auf der einen Seite immerhin positive Arbeit, auf der andern dagegen der rein negative Versuch zur Unterbindung dieser Arbeit, ausgeführt von verängsteten Konkurrenten.

Warum wird im Welschland jede historische Tatsache, welche nicht ins vorgezeichnete Schema gehört, als nicht bestehend übergangen? Mit wachsendem Erstaunen wurden namentlich die Deutschschweizer, welche welsche Hochschulen besucht hatten, gewahr, wie einige mit vollem Recht als ausgezeichnete Gelehrte geschätzte Professoren dieser Universitäten die entschiedensten Verfechter der einseitigen französischen Kriegsthesen wurden und wie gerade Historiker von Ruf die unendlich verschlungenen Geschehnisse als fabelhaft einfache, eindeutige betrachteten. Von Beeinflussung solcher Persönlichkeiten durch die Presse kann im Ernst nicht die Rede sein. Ist das enge Augenmaß nicht vielmehr die Folge einer ganzen Methode?

Taine hat einmal geklagt, auf den modernen französischen Universitäten werde das Recht in der Regel weder aus der positiven Geschichte noch aus den Gebräuchen des in Frage stehenden Volkes abgeleitet; er wirft den Franzosen vor, sie arbeiteten mit einem abstrakten Menschen, statt mit dem historischen, lebendigen, durch Überlieferung eigentümlich gebildeten. Der Franzose wolle sofort klar sehen, auch auf die Gefahr hin, falsch zu sehen; derart entgehe ihm sehr oft die ungeheure Verschlungenheit der lebendigen Wirklichkeit. Auch Sabatier meint in seiner „Orientation religieuse de la France actuelle", seit dem 18. Jahrhundert habe keine andere Philosophie als dieses unwirkliche, doktrinäre Wesen die französische Seele durchdrungen. „C'est encore elle qui inspire toute notre vie politique et sociale; mais la pensée actuelle fait un continuel effort pour se dégager de ces méthodes bien séduisantes pour des Français, à cause de leur aspect clair et logique, mais trop courtes et décidément trop simplistes, trop purement négatives." (S. 90.) Läßt sich aus dieser geistigen Disziplin nicht erklären, warum die Greuelgeschichten in französischen Landen solchen Glauben finden, warum die alleinige, rein persönliche Verantwortlichkeit der deutschen Regierung, wo nicht gar des Deutschen Kaisers selbst, als Dogma gilt, warum endlich mit den Worten „Recht, Freiheit, Demokratie" eine solche Verwirrung angestellt werden konnte? Diese abstrakte Geisteserbschaft der Revolution ist auch an den schweizerischen Zerwürfnissen sehr stark mitbeteiligt.

Wo liegt das Verhalten der Welschen grundsätzlich verankert, in der Liebe zu Frankreich oder zur schweizerischen Heimat? Diese Frage in aller Sachlichkeit zu beantworten, muß sich der Schreiber dieser Zeilen aus Mangel an gültigen

Digitized by Google

Anhaltspunkten versagen. Sicher ist, daß unsere Welschen von einer ehrlichen Sorge um die schweizerische Zukunft mitgeleitet werden; vollends Trennungsabsichten oder Gelüste einer Vereinigung mit Frankreich, wie man in Deutschland etwa glauben könnte, würde jeder wahre Waadtländer, Genfer, Neuenburger, Freiburger, Walliser entrüstet verneinen. Sie haben keine Lust, bedeutungslose französische Provinzler zu werden. Die Vaterlandsliebe wird ihnen ein Deutschschweizer nicht absprechen wollen, auch die menschenfreundliche Gesinnung nicht, sobald dieser Wille Not und Unglück lindern kann. Der Kriegsfürsorge, welche Ursprung und Hauptsitz in Genf hat und alle Kriegführenden in gleicher Weise behandelt, stellen Tausende von Welschschweizern beiderlei Geschlechts seit Jahr und Tag ihre ganze Arbeitskraft uneigennützig zur Verfügung. Die deutschen, aus Frankreich nach der Schweiz gebrachten Invaliden sind, nach ihren eigenen Zeugnissen, nirgends herzlicher empfangen worden, als gerade in Genf.

Der Welsche ist ein guter Patriot — „aber uf sy Gattig", auf seine Art, wie Jeremias Gotthelf sagen würde. Sein gegenwärtiges Verhältnis zum Deutschschweizer wird durch die Vorstellung bestimmt, die deutsche Schweiz sei dem deutschen Einfluß vollkommen ausgeliefert und drohe, „pangermanistisch" angesteckt, das welsche Element zu erdrücken. Die typische Geistesverfassung einer Minderheit! Der Welsche begreift die Neutralität durchaus anders; neutral sein heißt für ihn: untersuchen, wer recht und wer unrecht hat und, als freier Bürger eines freien Landes, seine Gefühlsäußerung danach richten; also mißbilligt er den Deutschschweizer, dessen Zurückhaltung er als bequeme Gleichgültigkeit oder gar als Furcht vor Deutschland auslegt. Die Furcht vor Deutschland ist der „Komplex" unserer Welschen. Die für ein Milizheer gegenwärtig doppelt notwendige, straffe Disziplin sei mit einer Demokratie, mit dem „freien Selbstbestimmungsrecht der Bürger" unvereinbar, sei preußischen Ursprungs — wie wenn Demokratie und wahre Armee, sogar in der Schweiz, nicht unbedingte Gegensätze wären und zum Glück immer noch sind! Reichsdeutsche Gewohnheiten seien ferner schuld an der systematischen Verdrängung des welschen Elements aus den hohen Kommandostellen — Kriegsminister, wie Bundespräsident und Nationalratspräsident pro 1915, Kriegsminister, Bundespräsident, Ständeratspräsident pro 1916, einer von den drei Armeekorpsführern, zwei von den 6 Divisionären, ferner zwei Drittel der schweizerischen Vertretung im Ausland waren und sind Romanen.

Das Verhältnis der Lateiner zu den Alemannen in der Gesamtbevölkerung ist wie 1 zu 2½. Die drei Sprachen sind in Parlament, Bundesverwaltung, Armee vollkommen gleichberechtigt; z. B. heißt die alte deutschschweizerische Stadt Biel des welschen Drittels ihrer Einwohnerschaft wegen auf dem Poststempel: Biel (Bienne). Fast jeder Deutschschweizer spricht französisch; das Umgekehrte ist viel weniger häufig der Fall. Bekannt ist die unheimliche Leichtigkeit, mit welcher sich der Alemanne im Welschland assimiliert. Ein Gang durch das von jeher deutschschweizerische Bern mit den zahllosen französischen und verwelschten Geschäftsbezeichnungen beweist ebenfalls die große Weitherzigkeit der Deutschschweizer gegen die andern eidgenössischen Sprachen.

Der dargestellten Geistesverfassung ist der unglückselige „Kantönligeist", ist jene Abneigung gegen den starken schweizerischen Staat zugunsten der kantonalen, regionalen Sondervorrechte und Launen in letzter Zeit wieder über-



Digitized by Google

mütiger als je entwachsen. Doktrinär, im Namen der schweizerischen Freiheit, wird in dieser chaotischen, die unbedingte Festigkeit des Staates verlangenden Zeit eine Preisgabe der vermehrten Machtbefugnisse der Zentralregierung und die Stärkung der Kantonalgewalt verlangt. Dem deutschschweizerischen Hinweis auf den Zwang der Zeit wird das revolutionäre Prinzip der unbedingten Bürgerrechte entgegengestellt; der Bund sei auf den guten Willen jedes Einzelnen gegenwärtig doppelt angewiesen und verpflichtet, diesen Einzelnen gewissermaßen bei guter Laune zu erhalten. Bürger r e c h t und Staats p f l i c h t! Die Demokratie: Ein abstraktes Dasein, ein von Anfang an vollkommenes Institut mit den mechanischen Funktionen unbedingt gültiger, von keiner Gegenleistung abhängiger Wohltaten für seine Insassen! Also keine Entwicklung, keine wachsende sittliche Verpflichtung für das Individuum! Hier steht die eine Staatsauffassung scharf wider die andere, hier kann der Deutschschweizer nicht mehr mit. In diesem individualistischen, vom revolutionären Frankreich übernommenen — und vom kriegerisch entwickelten Frankreich kräftig verleugneten Ideenkreis liegt eine Gegenwartsgefahr, viel größer als in allen tatsächlichen oder vermeintlichen reichsdeutschen Einflüssen. Die Kriegslehren sind zu eindringlich, als daß der um seinen Staat besorgte Schweizer nicht wüßte, was die Uhr geschlagen hat. Es ist zu erwarten, daß nur die Völker mit starkem Staat sich aus der furchtbaren Gegenwart in eine gesicherte Zukunft hinüberretten werden. Durch die deutsche Staatsidee ist Europa die Entwicklung vorgezeichnet. Die Völker müssen sich, ob sie wollen oder nicht, der Auffassung, welcher das deutsche Staatswesen entwuchs, unterziehen, wenn sie den ungeheuerlichen gemeinschaftlichen und persönlichen Pflichten der Zukunft gewachsen sein wollen. Auch die Welschschweizer werden sich als aufrichtige Eidgenossen dem Zwang dieser geschichtlichen Notwendigkeit schließlich unterwerfen.

---

# Der Wirtschaftskrieg in der Schweiz.

## Von Dr. A. Haas, Sekretär der Handelskammer in Bern.

Durch weise Staatskunst und eine gütige Vorsehung ist die Schweiz bis anhin vom blutigen Kriege verschont geblieben.

Wenn aber hüben und drüben, neben dem Völkerringen, von einem Wirtschaftskrieg die Rede ist, so hat die Schweiz die empfindlichen Schläge, die ein systematisch durchgeführter wirtschaftlicher Kampf selbst einem neutralen Staatswesen versetzen kann, zur Genüge erfahren und wird sie auch fürderhin noch schwer spüren müssen. Während zu Friedenszeiten das Wirtschaftsgebiet der Schweiz zu seiner Bearbeitung im Innen- und Außenhandel eigentlich der Privatwirtschaft überlassen wurde und die Staatswirtschaft nur mittelbar eingriff, so mußte naturgemäß im Laufe der Entwicklung unserer Kriegswirtschaft die Staatshilfe unmittelbar in Anspruch genommen werden. Wie in andern kleinen neutralen Staatsgebieten vermochten die einzelnen privatwirtschaftlichen Organisationen den vom Ausland auferlegten Bestimmungen, die an den Warenaustausch geknüpft wurden, nicht mehr nachzukommen. Und wenn wir hier in erster Linie nicht eine staatsrechtliche Maxime, sondern einfach eine moralische Forderung in den Vordergrund stellen, so möchten wir von dem unbegrenzten

Digitized by Google

Mißtrauen reden, das vornehmlich in den Gebieten der Entente geboren wurde und das in Verbindung zu bringen ist mit dem gegen die Mittelmächte geführten wirtschaftlichen Kriege. Dieses Mißtrauen zeigte sich darin, daß die ausländischen Exportstaaten für sonst in Hülle und Fülle nach der Schweiz eingeführte Waren tatsächlich nur beschränkte Kontingente zur Verfügung stellten, weil immer und immer wieder der Transitweg nach einem gegnerischen Kriegslande als Schreckgespenst auftauchte. So kam der Staat selbst in die Lage, seine Adresse, die den ausländischen Ausfuhrstaaten allein noch genügend Gewähr zu bieten schien, als Vertrauensadresse hinzugeben. Heute ist in der bekannten *Société Suisse de Surveillance économique*, oder abgekürzt in der S.S.S., diese Adresse für die Entente geschaffen, wenn auch sofort zugegeben werden muß, daß die eben genannte Gesellschaft, die durchaus offiziellen Charakter trägt, wegen der ungeheuer vielen Nebenmaßnahmen, die von den beteiligten Auslandsstaaten immer noch getroffen werden, nicht in der Lage ist, zur vollen Zufriedenheit der Beteiligten zu arbeiten.

Nun aber diese Nebenmaßnahmen. Darf es unternommen werden, hier im Verhalten eines, wenn auch ganz kleinen Teiles der schweizerischen Kaufmannschaft einen Fehler zu suchen? Darf gesagt sein, daß Schweizer und Nichtschweizer auf unserm neutralen Boden die Kriegswirtschaft ausnützen, um gewisse Gelegenheitsgeschäfte zu machen, Leute, die normalerweise mit dem Handel in gar keiner Beziehung stehen? So kam es, daß die Konkurrenz im eigenen Lande sich bei den ausländischen Exportstaaten gegenseitig anschwärzte, und zwar immer dann, wenn dem einen sein Geschäft nicht gelungen war. Durch solche unliebsame Vorkommnisse mußten naturgemäß neue Vorkehrungen getroffen werden, die in einer unheimlich scharfen Kontrolle über den Verwendungszweck der eingeführten Ware ihren Ausdruck fanden.

Durch die vorhin gekennzeichneten, aber durchaus grundlosen und unritterlichen Anschuldigungen, nämlich der Versorgung eines kriegführenden Staates mit Lebensmittel von seiten der Schweiz auf Kosten einer andern Kriegspartei, hat sich in der Schweiz im Vollzug der kriegswirtschaftlichen Nebenmaßnahmen ein Wirrwarr gebildet, der den an sich präzisen und kategorischen Bestimmungen der S. S. S. hohnspricht. Wenn auch in der S. S. S. der Einfuhrhandel bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmt ist, und zwar die Einfuhr aus allen Gebieten der Entente — direkt oder transit —, so ist jedes fremde Konsulat oder jede fremde diplomatische Behörde befugt, die aus ihren Ländern nach der Schweiz eingeführten Waren durch irgendwelche Organe auf richtigen Verwendungszweck nachzuprüfen, wenn auch durch das Kontrollbureau der S. S. S. diese Arbeit schon getätigt wird. In der Treuhandstelle, wie sie für die Einfuhr aus Deutschland in Zürich besteht, werden allerdings gleiche Maßnahmen ebenfalls getroffen. Doch weil Deutschland in der Hauptsache nur für ganz bestimmte Warengattungen — Kohle und Eisen — in Frage steht und sich heute der Wirtschaftskrieg, der unter den beteiligten Mächten mit Einschluß der Neutralen geführt wird, im Handel mit Lebensmittel offenbart, die Schweiz aber wiederum für die Eigenversorgung mit Eßwaren einstweilen noch in hohem Maße vom Ausland abhängig ist, so ist ja ganz klar, daß die S. S. S.-Kontrolle in Verbindung mit der diskreten Beaufsichtigung durch ausländische Konsularbeamte für die schweizerische Volkswirtschaft nachteilige Folgen haben muß, immer im Bewußtsein, daß eben ein systematischer Wirtschaftskrieg geführt wird.

Digitized by Google

Daß schließlich die S. S. S., die heute viele Hunderte von Angestellten beschäftigt, ihre Aufgabe trotz hingebender Arbeit nicht vollständig erfüllen kann, liegt vielfach in der notwendig formalbureaukratischen und — folgerichtig — umständlichen Einrichtung und dann auch darin, daß die schweizerische S. S. S. den vorhin gekennzeichneten ausländischen Nebenmaßnahmen machtlos gegenübersteht.

Das eben ist das Schicksal der kleinen Staaten, daß sie in außerordentlichen Fällen, wegen ihrer territorialen Kleinheit, miteinbezogen werden in die Kriegswirtschaftsgebiete aller Kriegführenden. Und wenn sonst auch die neutralen Kleinstaaten durch Großsinn hervorragen und in der Mildtätigkeit und Gemeinnützigkeit der Welt in Waffen Weihrauch streuen und Balsam schenken — all das wird wohl geschätzt und anerkannt, aber darüber hinweg schreitet die kalte Berechnung der kriegswirtschaftlichen Taktik zur Tagesordnung. Aber die ganze Welt leidet und so geht ein solcher Schmerz nicht ungefühlt vorbei an einem Lande, das umgeben von der Kriegswut den Frieden in seinen Grenzen nach Möglichkeit aufrecht zu halten trachtet. Dem Wirtschaftskrieg geht kein Abbruch der diplomatischen Beziehungen voraus, wenn er seine Fangarme auf neutrales Gebiet erstreckt. Und in seinen Anfängen wird das wirtschaftliche Ringen nur von der Handelswelt verspürt. Aber es dauert eine gewisse Zeitspanne und das Volk erkennt Ziel und Zweck der Zwangsbestimmungen, auf die sich der Wirtschaftskrieg aufbaut. Dann fragt sich der einzelne: Warum haben wir denn eigentlich internationale Verträge abgeschlossen, die eben zur Kriegszeit den Neutralen schützen sollen? Aber eben — das Recht mußte auch hier der Macht weichen. Wir wollen dennoch hoffen, daß diese Zeit des absoluten Nationalismus auch für uns Neutrale nur ein Interregnum der Volkswirtschaft darstellt, das einst im Frieden wieder begraben wird. Und geordnete Verhältnisse in der Weltwirtschaft mögen alsdann auch uns wieder den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung bringen.

---

# Die Volksstimmung in der französischen Schweiz vor dem Kriege.

## Von Karl Dambach, Amtsverweser am Seminar in Eßlingen.

In allen Tageszeitungen wird seit Kriegsausbruch die seltsame Haltung der welschen Schweizer dem deutschen Volke gegenüber besprochen und zu erklären versucht. Wir Deutsche waren zum größten Teil überrascht durch die Feindseligkeiten, die die welschen Schweizer in Wort und Tat unsern Volksgenossen und dem Volk als Ganzem gegenüber offenbarten. Ich selbst hatte ein Jahr vor Kriegsausbruch reiche Gelegenheit, diese Menschen kennen zu lernen und ich wurde damals genötigt, meine Meinung über die oft gerühmte Deutschfreundlichkeit unserer Nachbarn aufs gründlichste zu ändern. Ja, ich habe gute Freunde gewonnen in dieser Zeit, und die Freundschaft hielt auch stand in den Kriegszeiten, doch konnten diese Ausnahmen nicht über die in der Gesamtheit des Volkes herrschende Stimmung täuschen. Und so bestätigte mir ein von einem Freunde erhaltener Brief, wo er mir meine Frage nach dem Grunde dieser feind-

Digitized by Google

seligen Gesinnung seiner Volksgenossen gegen das deutsche Volk beantwortete, nur die früher gemachten Erfahrungen. Es heißt da unter anderem: Cher Mr, je crois que vous exagérez un peu les sentiments d'inimitié de la part des Suisses romands. Il est vrai qu'ils tiennent du caractère français plus que du germain. Peut-on leur en faire un reproche? Non, mais cette irritabilité contre votre nation provient de la violation de la Belgique. Nul pays, plus que le nôtre, pouvait sentir l'importance de cette acte. Les nations pardonneront difficilement ce procédé à l'Allemagne. D'autre part, j'entends encore des gens louant votre vaillance et gardant malgré tout des sentiments fraternels pour vous. C'est surtout dans le peuple, le bas peuple, ceux surtout qui ne savent rien de vous et de votre nation qui jugent et crient le plus haut. Es ist in der Hauptsache das niedere Volk, das gegen uns erregt ist, es ist der Haß eines ganzen Volkes gegen ein anderes, und das ist keine Tagesstimmung, solche Haßgefühle entwickeln sich nicht von heute auf morgen in einem ganzen Volk, sie müssen schon lange vorher vorhanden gewesen sein. Natürlich ist es auch nur ein kleiner Teil der Gebildeten, die deutschfreundlich sind, sie aber müssen sich hüten, ihre wahren Gefühle zu äußern. Sie müssen sogar in ihrer Korrespondenz mit ihren deutschen Bekannten vorsichtig sein, z. B. wurde einem Lehrer in B. verboten, mir französisch geschriebene Zeitungen aus der Schweiz zu senden.

Die Hetze gegen das Deutschtum, die mit Kriegsausbruch einsetzte, war nur die Fortsetzung einer jahrelangen Wühlarbeit unserer Feinde. Man darf bloß irgendeine Nummer der Gazette de Lausanne, der Tribune de Genève, der Suisse aus der Zeit vor dem 1. August 1914 lesen, und man wird erstaunt sein über den gehässigen Ton, in dem alle Mitteilungen aus Deutschland gehalten sind. „Natürlich in Deutschland!", oder „Das ist wieder ganz deutsch!" sind sehr häufige Redewendungen. Daneben finden sich fortgesetzte Angriffe gegen den Deutschen Kaiser, gegen die Regierung, gegen das deutsche Volk. Der schwerste Vorwurf den sie ihrer Regierung in Bern machen konnten, war der der Hinneigung zu Deutschland, der Nachgiebigkeit gegen deutsche Forderungen, die zudem meist aus der Luft gegriffen waren. Wir begreifen, daß die Leser allmählich in den Deutschen die Feinde aller Kultur sehen mußten und sich hoch erhaben dünkten über die deutschen Barbaren. Und der Umgang mit dem Volk bestätigte einem fortgesetzt den Einfluß dieser Hetzblätter. Ebenso wirkte bei den in der Mehrzahl ziemlich religiösen Westschweizern der Einfluß der Kirche. Ich erinnere mich an die Predigt eines jungen Pfarrers in einer protestantischen Kirche in Lausanne. Er predigte über 1. Könige 21, über Ahabs Tyrannei wider Naboth, und da verglich er mit großem Pathos die Ermordung Naboths und die Wegnahme seines Weinbergs durch Ahab und Isebel mit der Niederwerfung Frankreichs und der Wegnahme Elsaß-Lothringens im Jahre 1870/71. Man denke sich einfache Leute aus dem Volk, denen der Geistliche die Tatsachen der Geschichte in einem solchen Lichte darstellt. Ein anderer angesehener Prediger nannte Bismarck den größten Lumpen, da er jedes Jahr auf seinen Gütern 20 000 Liter Schnaps gebraut habe. Auch die „Intelligenz" stand dem deutschen Wesen feindlich gegenüber. Das erklärt sich schon aus der Naturanlage der Romanen, für die der schwerfälligere Charakter der Deutschen immer etwas Wesensfremdes haben wird; andererseits aber aus dem ganz selbstver-

Digitized by Google

ständlichen Einfluß Frankreichs, der vor allem in der Sprache begründet ist. Die Literatur der Westschweizer ist abhängig von der französischen. Welcher Art dieser französische Einfluß ist, ersieht man ja am besten aus den französischen Tageszeitungen, die in der romanischen Schweiz weit verbreitet sind. Aber auch die besten französischen Schriftsteller haben seit 1870 es sich zur Aufgabe gemacht, den Deutschenhaß zu verkündigen. (Man lese etwa Guy Maupassant: Mademoiselle Fifi, oder P. Bourget, La peur de vivre.) Nur wenige Gebildete waren objektiv genug, um die Übertreibung und die Gehässigkeit darin zu erkennen. Nur wenige hatten eine so genaue Kenntnis des deutschen Wesens, um sich nicht von der einschmeichelnden Phrase der Franzosen bestechen zu lassen.

Ich traf einst auf einem Ausflug am Genfer See eine Anzahl deutscher Jünglinge. Sie waren sehr froh über ihr Zusammentreffen und gaben ihrer fröhlichen Stimmung durch Gesang und laute Unterhaltung ungehinderten Ausdruck. Kurz, sie waren sehr „gemütlich" untereinander. Da überraschte mich der unangenehme Eindruck, den dieses harmlose Gebaren auf meine Begleiter (französische Schweizer) machte. Sie konnten gar nicht begreifen, daß man auch so lärmen könne, daß man daran Freude haben könne. Die Deutschen müssen sich darum auch den Namen „tapageurs" (Lärmmacher) gefallen lassen. Dies ist nur ein kleines Beispiel für die Gegensätzlichkeit der Gefühle. Von der verschiedenen Auffassung in sittlichen Dingen braucht hier nicht weiter geredet zu werden, das sind allgemein bekannte Erfahrungen. Solche Unterschiede im Volkscharakter lassen sich freilich nicht beweisen, man fühlt sie aber, wenn man mit Angehörigen eines andern Volkes verkehrt. Bei längerem Aufenthalt in der Fremde paßt man sich natürlich den dort herrschenden Anschauungen an und das Gegensätzliche zum Heimischen wird einem immer weniger bewußt.

Vielfach war ich auch überrascht durch die Urteile über Deutschland von solchen Schweizern, die es kannten. So beklagte sich ein höherer Bahnbeamter über die Unhöflichkeit des deutschen Eisenbahnpersonals. Es werden aber die meisten Reisenden die Überzeugung gewonnen haben, daß man nirgends so kurz abgefertigt wird wie in der französischen Schweiz, besonders wenn man nicht erster oder zweiter Klasse reist. Andere konnten nicht genug Worte finden über die Roheit, mit der man sie in deutschen Pensionen behandelt habe. Eine mir bekannte Familie wollte eine Tochter nach Deutschland in Stellung geben zwecks Erlernung der deutschen Sprache, aber dieser Entschluß wurde den Leuten äußerst schwer, da man Angst vor Deutschland hatte. Besonders die deutsche Verfassung ist dem Ausländer etwas Unverständliches, speziell die Äußerlichkeiten wie die bayerischen Postmarken, die eigene Heeresverwaltung Bayerns. Auch das preußische Wahlrecht.

Man hat auch den Wert der deutschen Regierungsform im Ausland (wie im Inland) stark verkannt, die gerade in diesem Weltkrieg sich sehr gut bewährt hat. Ebenso unverständlich wie das preußische Wahlrecht war dem welschen Schweizer auch die deutsche Sozialdemokratie. Der Sozialismus ist nirgends so sehr Lebensanschauung wie bei uns; in England, Frankreich, der Schweiz ist er mehr Parteisache, geleitet von praktischen Interessen. Im Ausland erschien darum die sozialdemokratische Kritik als etwas ganz anderes als das, was sie sein sollte, nämlich eine theoretische Regierung aller Regierungshandlungen. Man zog daraus den Schluß, daß in Deutschland die Vergewaltigung des Individuums durch die herrschende Klasse furchtbar sein müsse. Dieser Gedanke wurde unter-

Digitized by Google

stützt durch den Eindruck, den die deutsche Disziplin auf die Schweizer macht. Ihnen erschien sie als unerträglicher Zwang, als Unfreiheit. Man begriff nicht, daß sie den Deutschen mehr oder weniger Natur geworden war, die ihm in den Schulen und Kasernen anerzogen wurde, daß alle unsere großen Männer uns das Gebot der absoluten Pflichterfüllung einschärften. Der deutsche Protestantismus, die deutsche Philosophie und die preußisch-deutsche Geschichte haben hier zusammengewirkt, haben die deutschen Schulen und das deutsche Heer mitbegründet, durch die unser Volk diese Disziplin gelernt hat. Das alles ist dem Romanen unverständlich, er sieht nur den äußeren Zwang. Davon kann man die Schweizer nicht überzeugen, daß uns diese Disziplin ganz und gar nicht als Zwang erscheint, sondern als etwas Natürliches.

Zu diesen inneren Gründen kommen äußere Interessen. Die Furcht vor der deutschen Industrie war gerade in der französischen Schweiz sehr groß. Ich hörte viele Äußerungen von Staatsangestellten, wie es auch in Zeitungen zu lesen war, daß die staatlichen Arbeiten vielfach an Reichsdeutsche übertragen würden, während die Bewohner des eigenen Landes nicht genügend Arbeit hätten. Daß die deutschen Angebote den schweizerischen gegenüber viel billiger waren, konnten sie sich nicht anders erklären, als daß die deutsche Regierung ihre Untertanen mit Geld unterstützte. Warum sie das tat, konnte man sich nur mit dem Eingreifen des Deutschen Kaisers erklären. Und es ist ein herrliches Zeugnis für unsern obersten Kriegsherrn, der ja im Inland weit mehr als Beschützer der Landwirtschaft galt, was ein Schweizer mir gegenüber äußerte: „Der Deutsche Kaiser schützt überall die deutsche Industrie. Er macht seinen Einfluß auf die Regierung der fremden Staaten immer in der Weise geltend, daß er sie veranlaßt, deutsche Industrieerzeugnisse zu prüfen und zum Wettbewerb zuzulassen. Die seinerzeit dem Berner Bundesrat geschenkte Pendule sollte zugleich die deutsche Uhrenindustrie im Heimatlande der Uhrenfabrikation, der Schweiz, empfehlen. Darum gewinnt auch die deutsche Industrie überall Eingang." Man dachte nicht an das Nächstliegende, daß nämlich die deutschen Erzeugnisse besser und billiger seien als die anderer Länder, man suchte die Ursache auf politischem Gebiet. Die deutsche Politik war besonders bei den französischen Schweizern gefürchtet. Sie, die sich sowieso fortgesetzt von den deutschen Schweizern vergewaltigt glaubten, vermuteten hinter allem reichsdeutschen Einfluß. Und während sich unsere Regierung bemühte, den Schweizern gegenüber korrekt zu sein, eher Nachteil zu tragen als die geringste Pression auszuüben, war man in der Westschweiz der Überzeugung, der Deutsche Kaiser mische sich in die intimsten Schweizer-Angelegenheiten. So wollte man die Frachtsätze auf der Gotthardbahn erhöhen, weil man nicht genügend profitierte. Dagegen wehrten sich selbstverständlich die daran interessierten Industriekreise in Deutschland gemäß den bestehenden Verträgen. Für die Welschen ist das ein Beispiel deutscher Herrschsucht. Auch der Besuch Kaiser Wilhelms in der Schweiz und bei den schweizerischen Manövern wurde so ausgelegt. „Nun will man auch noch das schweizerische Heer unter deutschen Einfluß bringen, womöglich preußischen Drill einführen", hörte man vielfach sagen.

Dazu kamen einige Mißgriffe der deutschen Konsuln in den schweizerischen Städten. Mir wurde erzählt, daß in Lausanne der deutsche Konsul, der seine Wohnung über einem Buchladen hatte, sich einmal beschwerte über eine deutschfeindliche Ausstellung seines Hausbewohners. Was war der Erfolg? Studenten

Digitized by Google

warfen im Konsulat die Fenster ein und höhnten den Konsul und das Deutsche Reich. Genau dasselbe ist ja nun wieder in Lausanne vorgekommen. Da hat unsern Vertretern im Ausland oft der Kontakt mit dem Volke gefehlt. Doch liegt das weniger am einzelnen als am System. Und in dem Einfluß auf das Volk haben unstreitig die bürgerlichen Vertreter Frankreichs und Englands in Republiken und parlamentarisch regierten Ländern unseren adeligen Vertretern den Rang abgelaufen.

Für die welschen Schweizer, besonders für das Volk, kam noch ein weiteres in Betracht. Bei uns besonders in Süddeutschland gab es eine ganze Menge strebsamer junger Männer, die die französische Sprache lernen wollten. Nach Frankreich selbst wollten sie nicht so gern, dagegen war bei uns von jeher die französische Schweiz als ein gastfreundliches Land bekannt und so strömten sie massenhaft dorthin. Sie begnügten sich mit geringem Verdienst, nur wollten sie die französische Sprache ohne allzu große Kosten erlernen, um später in der Heimat eine bessere Stelle zu bekommen. In Montreux z. B. waren fast neun Zehntel aller Angestellten in den Hotels, in den Geschäften Deutsche, ähnlich war es in Lausanne, in Genf. Dadurch wurde es den Einheimischen schwer, eine genügend bezahlte Stellung zu finden. In den Zeitungen redete man von der germanischen Invasion, der man sich mit allen Mitteln entgegenstemmen müsse, und man hetzte das vorher schon erregte Volk noch weiter auf.

Allen diesen Tatsachen, die das Volk in eine gegen uns feindliche Stimmung hineintrieben, stand keine deutsche Aufklärung gegenüber. Bei uns wußte man gar nichts von einer solchen Stimmung und man dachte darum auch nicht daran, die Fremden über das eigene Land und Volk aufzuklären. Auf der andern Seite stand die uns allen jetzt wohlbekannte Werbetätigkeit der Franzosen und Engländer. Was tut aber der Deutsche? Er kann seinen Oppositionsgeist und seine Ausländerei nirgends verleugnen, und so schalt er auch im Ausland auf deutsche Zustände und lobte die fremden. Selbstverständlich nahmen die Ausländer das für bare Münze und hielten einem bei andersartiger Aufklärung die Aussprüche deutscher Landsleute entgegen. Vielfach ist der Deutsche auch zu höflich, um im fremden Lande, wo er sich als Gast fühlt, seinen Gastgebern zu widersprechen und ihnen das Falsche ihrer Anschauungen zu zeigen. Wie ganz anders verhält sich da der Engländer oder der als besonders höflich angesehene Franzose.

Ich war ein Jahr vor Kriegsausbruch gewaltig überrascht von dem Deutschenhaß der sich in allen Volksschichten breit machte. Jedoch verstand man ihn im allgemeinen aus Geschäftsrücksichten gut zu verheimlichen, und nur dem Eingeweihten zeigte er sich. Meist wollte der Deutsche diesen Haß auch gar nicht sehen. Er bewunderte auf seinen Reisen die Natur und kümmerte sich wenig um das Volk. Die Mädchen und Studenten, die sich in Pensionen aufhielten, die Hochzeitsreisenden in den Hotels, die Touristen und Vergnügungsreisenden hatten eben keine Berührung mit dem eigentlichen Volk. So nur ist es zu verstehen, daß das deutsche Volk von dem elementaren Haß, der gegen uns im Ausland ausbrach, so vollständig überrascht wurde, der dem Einsichtigen nicht unerwartet kommen konnte. Manche Ereignisse bei Kriegsausbruch haben dann das ihrige beigetragen, um diesen Haß noch zu steigern. Vor allem unser Verhalten gegen Belgien, wie jedem Deutschen immer wieder versichert wird. So ohne weiteres ist aber nicht begreiflich, wie diese „Völkerrechtsverletzung" die

Digitized by Google

andern Nationen so sehr aufregte, während in Deutschland fast alles einstimmig der Meinung war, daß sie notwendig war, und daß, als nachher England das Völkerrecht so und so oft brach, kein Mensch in der ganzen Welt sich darüber aufregte. Meines Erachtens liegt der Grund weniger im Einmarsch in Belgien selbst als in der Motivierung, die er im Reichstag gefunden hat. Wie dem auch sei, die Abneigung gegen alles Deutsche ist nicht erst seit Kriegsausbruch vorhanden, sie hat sich schon lange vor dem Kriege im Ausland und namentlich in der französischen Schweiz verbreitet. So wird der Deutschenhaß hier auch nicht mit dem Kriege verschwinden und es fragt sich, ob er überhaupt jemals sich wandeln wird. Uns kann das schließlich gleichgültig sein, denn die Verlierenden sind dabei die Schweizer. Der Deutsche, der nun über die wahren Gesinnungen der welschen Schweizer aufgeklärt ist, wird wohl in Zukunft die Konsequenzen daraus zu ziehen wissen.

---

# Die Kriegsfürsorge der Reichsdeutschen in der Schweiz.

## Von Marie Dürr-Borst.

Ein anschauliches Bild dessen, was die in der Schweiz lebenden Reichsdeutschen an Kriegsarbeit für das Vaterland leisten, läßt sich nicht entwerfen, indem man bloße Tatsachen aneinanderreiht und Zahlen aufführt, deren Höhe die Leistung versinnbildlichen soll. Denn diese Leistungen sind so ganz das Produkt der Geschehnisse, sind so untrennbar mit dem Gang der Dinge verwachsen, daß sie auch nur im Zusammenhang mit jenen geschildert werden können.

Man muß sich deshalb in die Lage versetzen, in die die ersten Augusttage des Jahres 1914 die Schweiz, und mit ihr die dort weilenden Deutschen, gebracht. Und zwar handelt es sich dabei nicht nur um jene Deutschen, die in allen Gauen des schweizerischen Nachbarstaates auf allen möglichen Gebieten menschlicher Betätigung friedlich ihr Brot verdienten. Es war damals die Jahreszeit, in der die Schweiz die große Gaststube Europas zu sein pflegt, wo bis hinauf an die Firne des Hochgebirges die Hotels brechend voll sind von Sommerfrischlern aus aller Herren Land. Das kaum eröffnete, großstilige Unternehmen der schweizerischen Landesausstellung hatte zudem in der Bundesstadt Bern ein Zusammenströmen von (auch nichtschweizerischen) Arbeitskräften und Besuchern herbeigeführt. Hier wie dort stellte das reichsdeutsche Element ein ansehnliches Kontingent.

Nur noch in allgemeinen Umrissen stellt sich dem rückschauenden Blick die verwirrende Fülle der sich überstürzenden Ereignisse jener Tage dar. Die Welt hatte von gestern auf heute ein anderes Gesicht bekommen. Schon gaben die ersten Züge ausziehender eidgenössischer Landwehrleute dem Straßenbild ein kriegerisches Gepräge. Die Heerespflichtigen anderer Staaten eilten zu Tausenden zu ihren Waffen. In überstürzter Hast suchten die Sommergäste die heimatliche Grenze zu gewinnen. Zu Bergen schichtete sich das oft im Stich gelassene Reisegepäck. Hinter den Kordons der Banken stauten sich aufgeregte Menschenmengen. Auftritte tragischer und auch tragikomischer Art waren an der Tagesordnung. Scharenweise retteten sich Flüchtlinge, die die heimatliche Grenze nicht mehr erreicht hatten, oder aus anderen Gründen sich veranlaßt sahen, die Kriegs-

Digitized by Google

zeit auf neutralem Boden zu verbringen, aus den feindlichen Ländern in die gastliche Schweiz. Es gehörte ein entschlossenes Zugreifen von seiten dieses Landes dazu, der sich plötzlich auftürmenden Anforderungen Herr zu werden.

Aber man braucht sich auch nur zu vergegenwärtigen, daß alle diese Menschen in irgendeiner Weise des Rates oder der Unterstützung bedurften, um zu ermessen, welche Riesenarbeit den beiden beteiligten Gesandtschaftskanzleien und den deutschen Konsulaten erwuchs. Diese haben deshalb (wenigstens in den größeren Städten) einen Teil der Arbeit den deutschen Hilfsvereinen zugewiesen und arbeiten in beständiger Fühlung mit ihnen.

Die reichsdeutsche Kriegshilfstätigkeit in den verschiedenen Kantonen ist in allen Kantonen ihrem Wesen nach die gleiche, da und dort etwas modifiziert durch Besonderheiten des Milieus, durch die Größe des Kantones oder des Organisationstalentes der einzelnen Vorstände. Als das Zentrum der deutschen Kriegshilfstätigkeit kann Zürich bezeichnet werden, nicht nur deshalb, weil der Züricher Deutsche Hilfsverein, an sich der größte, der sogenannte „Vorort" der übrigen deutschen Hilfsvereine der Schweiz ist, sondern weil seine Kriegstätigkeit sich zum Teil über das gesamte Konsulatbezirk Zürich (d. h. im ganzen zehn Kantone und somit den größten Teil der östlichen und der inneren Schweiz) erstreckt. Seine Organisation, die, im Anschluß an das deutsche Generalkonsulat, durch den derzeitigen Vorstand, Universitätsprofessor Dr. Arnold Meyer, repräsentiert wird, hat in vieler Hinsicht für die kleineren Hilfsvereine vorbildlich gewirkt.

Die Menschenmenge, die in den deutschen Hilfsvereinen aus- und einflutete, ließ schon am Anfang zwei Kategorien unterscheiden, die die Grundzüge des späteren Systems der Hilfstätigkeit bereits erkennen ließen. Es waren die Angehörigen der einberufenen deutschen Wehrmänner einerseits und die sonstwie in den Strudel des Krieges Gerissenen andererseits. Ihnen entsprachen im Laufe der Zeit die Institutionen der Kriegsunterstützung und der Reichsnothilfe.

Welchen Umfang die Wehrmannsfürsorge allmählich angenommen hat, mögen folgende Zahlen erläutern: Beim Hilfsverein Bern hatten sich in den ersten Kriegsmonaten mehr als 400 Wehrmannsfamilien eingetragen, ihre Zahl soll jetzt das siebente Hundert erreicht haben. In dem großen Bezirk Zürich betrugen die Eintragungen in der gleichen Zeit 4—5000 (mit 13—17 000 Köpfen); im Jahre 1915 waren sie auf 9000 gestiegen (mit zirka 25 000 Köpfen). Was haben die deutschen Hilfsvereine diesen Landsleuten gegenüber für Pflichten?

In erster Linie handelt es sich um die Ausrichtung der staatlichen Wehrmannsgelder, die das Reich den Konsulaten überweist, welche sie ihrerseits an die Hilfsvereine weiter geben, überall da, wo solche bestehen. Solange diese Beträge für die Schweiz noch nicht endgültig festgestellt waren, hatten die deutschen Hilfsvereine erhebliche Zuschüsse aus ihren eigenen Mitteln zu leisten, denn die allgemeine reichsgesetzliche Norm reichte für die Verhältnisse auf fremdem Boden, wo die Leute keinen Anspruch an kommunale Unterstützung zu erheben haben, nicht aus. Schließlich fixierte das Reich den Wehrmannsbeitrag auf monatlich 37 Franken für die Frau und 15 Franken für jedes Kind, wohinzu später noch eine Erhöhung für 4 Monate des Jahres trat. Auf diese Weise wurden im Jahre 1915 allein im Konsulatsbezirk Zürich 4 478 366 Franken, seit Kriegsbeginn bis Ende 1915 5 571 045 Franken Kriegsunterstützung aus-

Digitized by Google

gerichtet. Es lag in der Natur der Sache, daß eine Wehrmannsfamilie in um so günstigere pekuniäre Lage geriet, je mehr Köpfe sie zählte. Die unendlich vielen jungen Frauen, die noch kein oder erst ein Kind besaßen, dagegen waren ziemlich übel daran. Dieser Not zu steuern, beschlossen die Hilfsvereine, den kinderlosen und kinderarmen Frauen zunächst aus eigenen Mitteln (später kamen staatliche Mittel hinzu) Zuschüsse zu leisten, die sie mit den kindergesegneten annähernd gleichstellten. Auch überall da, wo der Reichsbeitrag aus anderen Gründen nicht ausreichte, springen die Hilfsvereine mit Geld, Lebensmitteln usw. ein.

Die Wehrmannsfürsorge setzt einen ganz bedeutenden Apparat von Hilfskräften in Bewegung, denn mit der Ausrichtung der Unterstützungen allein ist es natürlich nicht getan. Es gereicht zur besonderen Freude, anerkennen zu dürfen, daß auch die Deutschen in der Schweiz ihren Brüdern und Schwestern im Reich nicht nachstanden im Anerbieten ihrer Kraft für die vaterländische Arbeit. Bei der Betreuung der Wehrmannsfamilien galt es vor allem immer von neuem Erkundigungen einzuziehen über die in Stadt und Kanton verstreut lebenden Landsleute, Einblick zu gewinnen auch in ihre inneren Sorgen, Rat zu erteilen, Trost zu spenden, ärztliche Fürsorge zu vermitteln, Rechtsstreitigkeiten zum Austrag zu verhelfen usw., Leistungen, die der Hauptsache nach in den Bereich der den Hilfsvereinen angegliederten Aktionen deutscher Frauen fielen. Aber auch die schweizerischen Pfarrämter, sowie die kommunalen und kantonalen Behörden, Ärzte, Rechtsanwälte, Kaufleute, Professoren schweizerischer und deutscher Nationalität stellten sich in den Dienst dieses Liebeswerkes. Während die Arbeit rastlos fortschritt, ergaben sich aus der Praxis allerhand Neuanforderungen, denen aus eigener Kraft zu genügen war oder die in Berlin an geeigneter Stelle vorgetragen werden mußten. Im Frühjahr 1915 trat die sogenannte Wochenhilfe in Kraft, die auch in der Schweiz einem großen Notstand abhalf. Noch im gleichen Jahre konnten 29 825 Franken an 474 Wöchnerinnen verabfolgt werden. Besonders waren es allerorts die Mietsangelegenheiten, die zu energischer Hilfeleistung herausforderten. In Zürich hat sich deshalb ein besonderes Mietnotbureau gebildet, das sich ausschließlich mit der Vermittlung, Beratung und Aushilfe in Mietsachen befaßt. Ein eigener Möbelrettungsfonds ermöglicht die Auslösung verpfändeter Möbel oder verhindert, daß dem im Schützengraben weilenden Besitzer die oft schwer erarbeiteten Möbel verloren gehen. Auch die Möbellagerung solcher Wehrmannsfamilien, die den Krieg an anderem Ort verleben wollen, gehört zu den Obliegenheiten dieses Zweiges der Hilfstätigkeit[1]).

Aber auch Kriegsentlassene trafen allmählich wieder in der Schweiz ein. Es galt sie in Erholungsheimen unterzubringen oder sonstwie für ihre Genesung zu sorgen, ihnen neuen Verdienst zu verschaffen, da der alte inzwischen meistenteils verloren gegangen war. Die Fürsorge der Hinterbliebenen von Gefallenen setzte ein. Große Scharen von Zivilinternierten, aus Frankreich zurücktransportiert, kamen an; Verwundetentransporte durchquerten die Schweiz; er-

[1]) Allein in der Stadt Zürich sind 135 Wohnungseinrichtungen im Gesamtversicherungswert von etwa 700000 Frs. eingelagert. Die Hilfsaktion deutscher Frauen in Zürich verausgabt monatlich 1200 Frs. für ärztliche Behandlung und Spitalbehandlung deutscher Wehrmannsfrauen und Kinder. Für 1000 Frs. Kohlen werden monatlich verschenkt; 600 Frs. für Schuhbesohlungen monatlich ausgegeben. 400 Frauen erhalten monatlich Arbeit zugewiesen. Bei den Weihnachtsfesten werden Tausende von deutschen Kindern beschenkt.

Digitized by Google

holungsbedürftige Kriegsgefangene wurden in den Kurorten der Schweiz untergebracht. Diese Unternehmungen verlangten große Mittel. Man entschloß sich zu Sammlungen von „Geldspenden für die Kriegsnot" unter den Reichsdeutschen, die in den großen Städten wie Zürich, Basel, Bern, St. Gallen im Kriegsjahr 1914 z. B. die Höhe von 67 000, 32 000, 18 000 und 16 000 Franken erreichten. Kleinere Orte haben im Verhältnis nicht weniger geleistet.

Nicht zu vergessen in diesem Zusammenhang sind die Liebesgabensammlungen für das deutsche Heer in der Schweiz, die mit großer Hingabe betrieben wurden. Genf hat sich unter anderem auch größere Sendungen an unsere Kriegsgefangenen in Korsika angelegen sein lassen. Auch kleinere Mittelpunkte dieser Tätigkeit bildeten sich da und dort, wie z. B. in Montreux, wo das deutsche Pfarrhaus trotz aller Schwierigkeiten einer verwelschten Umgebung, die dort weilenden Reichsdeutschen regelmäßig unter seinem Dach zu eifriger Arbeit für unsere Feldgrauen versammelte. Auch an Wohltätigkeitskonzerten, Basaren und ähnlichen Veranstaltungen im Dienste des Vaterlandes fehlte es allerorts nicht.

Der Ausblick in die Zukunft bestimmte schließlich den Deutschen Hilfsverein in Zürich zu einem Aufruf zu freiwilliger Kriegssteuer, die die deutschen Landsleute zu regelmäßigen Beiträgen für die deutsche Sache auch nach dem Krieg, wo die 800—900 000 Franken Kriegsunterstützung, die das Reich jetzt monatlich für die Schweiz leistet, wegfallen werden, gewinnen sollte. Diese Anregung führte unter Teilnahme und Zustimmung zahlreicher Persönlichkeiten aus allen Kreisen der Deutschen in der Schweiz zur Gründung eines „Hilfsbundes für deutsche Kriegsfürsorge in der Schweiz", der am 14. Dezember 1915 in Kraft trat. Er verfolgt den Zweck, in Ergänzung der staatlichen Invaliden-, Witwen- und Waisengelder durch Heilsfürsorge, Arbeitsvermittlung, Hilfe bei Erwerbsunmöglichkeit, den Kriegsteilnehmern sowie den Familien Gefallener auch nach Beendigung des Krieges, auf Jahre hinaus, mit Rat und Tat beizustehen. Der Ertrag der bisherigen freiwilligen Kriegssteuer in der Höhe von etwa 20 000 Franken wurde dem Hilfsbund als Patengeschenk in die Wiege gelegt.

Die Fürsorge für die deutschen Kriegsbeeinträchtigten in der Schweiz bedurfte ihrer Natur nach längerer Zeit, um in ein gleichmäßiges Fahrwasser zu kommen, als die Wehrmannsfürsorge. Bei dieser hatte man es mit einer relativ homogenen sozialen Schicht zu tun, bezüglich der Kriegsbeschädigten aber kann man sagen, daß so oft die Türe des Bureaus sich auftat, ein neues Blatt in der großen Geschichte menschlichen Elends sich entrollte. Ließ die Beschäftigung mit der Wehrmannsfürsorge auch die versöhnlichen Züge des Krieges zutage treten, so zeigte dieser andere Teil der Hilfstätigkeit den Krieg nur als Zerstörer. Da waren unter den Geflüchteten nicht nur Arme, sondern auch solche, die das Los der Armut vorübergehend oder auch wohl dauernd erst auf sich nehmen mußten. Leute von Bildung, Stand, Besitz. Aber auch solche aus der Hefe der Bevölkerung. Deutsche, im Ausland geboren, über deren Lippen noch niemals ein deutsches Wort gekommen war und umgekehrt gelegentlich auch Untertanen feindlicher Länder, die ihr Leben in Deutschland verbracht und jetzt, auf dem Abschub über die Schweiz, gewohnheitsmäßig zu den Deutschen ihre Zuflucht nahmen. In Bern z. B. ein Zirkus, dessen Pferdematerial requiriert, dessen Artisten einberufen, dessen Artistinnen und älteren Angestellten in bitterste Bedrängnis geraten waren. Kurzum, Not in allen Schattierungen des Lebens. Und neben diesen mehr vorüberziehenden Gestalten die große Schar

Digitized by Google

der ständig in der Schweiz lebenden Landsleute, denen der Krieg plötzlich die Grundlage ihrer Existenz geraubt hatte. Galt es einerseits dafür zu sorgen, daß diese Leute dem gastlichen Land nicht zur Last fielen, so war andererseits zu verhindern, daß nicht eine ganze in Not geratene Bevölkerung nach Deutschland abgeschoben werden mußte. Es hieß den Leuten die alte Existenz erhalten oder eine neue gründen helfen. Stellenvermittlung, Übernahme eines Teiles des Mietzinses, Regelung laufender Verpflichtungen, Unterstützung durch Lebensmittel, Kohlen, Kleidung usw., eventuell Reiseunterstützung in die Heimat kamen auch hier in Betracht. Die Kosten auch dieser Hilfstätigkeit decken die Hilfsvereine zum Teil aus ihren eigenen Mitteln; sie verausgabten insgesamt im Jahre 1914 annähernd 215 000 Franken. Außerdem stehen ihnen Beiträge der Armenbehörden der Heimat zur Verfügung und Beiträge, die die verschiedenen deutschen Regierungen auch in Friedenszeiten alljährlich für die notleidenden Deutschen zur Verfügung stellen. Diese letzteren betrugen im Jahre 1914 insgesamt 52 000 Franken. Doch reichen diese Hilfsquellen selbstredend nicht aus. Deshalb setzte im September 1914 die Reichsnothilfe mit einem monatlichen Zuschuß von 40 000 Franken für die ganze Schweiz ein, und stellte damit die allgemeine deutsche Kriegshilfe auf eine breitere Basis. Daß die Hilfsvereine ihre Tätigkeit nicht in allen Kantonen gleich reibungslos verrichten konnten, erübrigt sich, nach den Vorgängen in Neuchâtel, zu betonen. So haben die Deutschen in Genf z. B. unter der ablehnenden Haltung des Publikums sehr gelitten. Das vermindert aber nicht den Dank, den wir der Schweiz als Ganzem für die Bereitwilligkeit zollen, mit der sie das deutsche Liebeswerk unterstützte.

Durch das Entgegenkommen der Oberpostdirektion, der die deutschen Hilfsvereine die Vergünstigung der Portofreiheit und der Freimarken verdanken, sowie des Handelsdepartements des Hohen Bundesrates, das, soweit als tunlich, den Bitten um Ausfuhrbewilligung von Liebesgaben nachkommt; durch die Bereitwilligkeit der kantonalen und kommunalen Behörden, welche zum Teil die längere Zeit in der Schweiz ansässigen Deutschen aus ihren Mitteln unterstützen; durch die Mitarbeit örtlicher Hilfsinstitutionen und der Pfarrämter; durch die Anteilahme der Privaten an den deutschen Veranstaltungen, Sammlungen, Liebesgabensendungen usw., hat die Schweiz der Geschichte ihrer großzügigen Kriegshilfstätigkeit auch dies schlichtere Blatt menschenfreundlicher Gesinnung hinzugefügt.

---

## Wohltun in Kriegstagen.

Ich hör' es nicht gern, das laute Rufen,
Das Beten vor des Tempels Stufen:
„So sieh es, Herr, in Gnaden an,
Wir haben den Brüdern Gutes getan!

„Wir fühlten mit ihrer Not Erbarmen,
Wir wuschen den Siechen, wir speisten den Armen;
Selber in Not, wir kargten nicht,
Wir übten Samariterpflicht."

Lieber sind mir, die stumm sich neigen,
Ihr Wohltun ist Liebe, ihr Trost heißt: schweigen.
Wo Ungeheures sich erfüllt,
Bleibt arm, wer vor sich selber gilt.

Wem wär' verlieh'n, das Letzte zu wissen?
Dem heut' die Dulderhand wir küssen,
Er kann uns morgen in Qual und Pein
Selber Heiland und Helfer sein.

Alfred Huggenberger.

Digitized by Google

# Tagebuch.

Prof. Paul Seippel (Genf) in der Neuen Helvetischen Gesellschaft, 15. I. 1915 (abgedruckt im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 31. I. 15): „Frankreich hatte diesen Krieg nicht gewünscht. Es hatte alles getan, um ihn zu vermeiden."

Neue Zürcher Zeitung, 21. V. 1915: „Der Krieg zwischen Italien und den Zentralmächten ist da. In die Trauer über die weitere Ausdehnung des Weltbrandes mischt sich als einziger Trost die Hoffnung, daß dieses Ereignis eine Verkürzung der Kriegsdauer zur Folge haben möge."

Carl Spitteler spricht in der Gazetta Ticinese, Juli 1915, Dr. Ferrari seine herzliche Sympathie aus, der mit dem Tessinischen Nationalrat Bossi das Eingreifen der Schweiz in den Krieg an Seite der Entente verlangt und sich wegen der Maßreglung Bossis gegen den Bundesrat gewandt hatte.

Professor Ferdinand Vetter (Bern) in der Züricher Post, Juli 1915: „Wenn ein solches Gebäude (wie die Kathedrale von Reims) zu Beobachtungszwecken mißbraucht werden sollte, so muß der Angreifer um so mehr, gerade weil er den Ruf und den Ruhm seines Volkes hochhält, durch Schonung des Unersetzlichen und Wehrlosen der Mit- und Nachwelt zeigen, daß sein Volk das höher gesittete, das menschlichere ist. Dadurch erweist er ihm einen unvergänglicheren Dienst, als wenn er sich und einen Teil seiner Truppe, die ja sowieso dem Vaterland ihr Leben geweiht hat, dem sonst doch mit Recht gerühmten Heldentod für ihr Volk und Land entzieht."

Carl Spitteler an Frederik van Enden, August 1915: J'accuse habe ich erhalten gelesen und mich über die meisterhaft überzeugende Zusammenstellung der Tatsachen, also über die klare Darstellung der Wahrheit außerordentlich gefreut."

Gazette de Lausanne, September 1915: „Wenn wir an den Preis dieses gigantischen Ringens denken, an den entscheidenden Einfluß, den es für die Fortsetzung des großen Krieges haben kann, an die Befreiung der besetzten französischen Provinzen und an die Befreiung des verletzten Belgiens, können wir nicht anders als heiße Wünsche hegen dafür, daß die deutschen Truppen geschlagen und zurückgedrängt werden mögen aus den Gebieten, die sie gegen alles Recht verwüstet und entvölkert haben." Secretan, Nationalrat und Oberstdivisionär (letzteres jetzt nicht mehr. D. R.).

Bibliothèque Universelle (Lausanne), September 1915, nachdem ihr Septemberheft wegen eines Artikels von Paul Stapfer verboten worden, in einem offenen Brief an ihre Abonnenten: „Stapfer .... voit la nation française debout tout entière, haletante sous une étreinte brutale, surprise en plein rêve de paix et de fraternité et contractée ardemment pour repousser une agression préméditée qui s'est déclanchée à la minute choisie."

La Semaine Litteraire (Genf), 26. Oktober 1915: „Deutschland unternimmt zu viel. Nirgends hat es entscheidende Schläge geführt. Überall läßt es die Arbeit unfertig."

Corriere della Sera, 24. I. 1916: Wieder ein Friedensprogramm in der Neuen Züricher Zeitung, dem glücklichsten Witzblatt Europas während des Kriegs (il più fortunato giornale umoristico d'Europa durante la guerra).

Digitized by Google

# Deutschland und die Schweiz[1]).

Seit dem Baseler Frieden 1499 ist das staatliche Band zwischen der Schweiz und dem Deutschen Reich zerrissen. Unsre politischen Schicksale waren seitdem nie mehr die gleichen. In keiner großen weltgeschichtlichen Stunde ist das Dasein der Schweiz mit dem unsern unmittelbar verkettet gewesen. Während die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges Deutschland zerfleischten, stand die Schweiz ruhig und gedeihlich beiseite. Während die Not und die Größe der Freiheitskriege Deutschland im Innersten aufrüttelten, lag sie gelassen unter der Faust des Eroberers. Weder die Bitterkeit unsres politischen Elends hat sie mitgefühlt, noch die Erhebung unseres staatlichen Aufstiegs. Der Kampf mit Frankreich, der uns die Einheit vollendete, war ihr vor allem eine innere Krise, und der größere Teil der Zuneigung fiel dabei auf die Seite unsres Feindes. Was hat Deutsche und Schweizer dennoch immer wieder von neuem zusammengeführt und zusammengebunden? Wir erinnern uns an die deutschen Landsknechtshaufen, in deren Mund die Sempacher Lieder klangen, an die Marschenbauern an der Nordsee, die in ihrem Freiheitskampf die trotzige Weise anstimmten: „Der Stier von Uri hat scharpffi Horn, Kein Herr ist ihn nie z'hoch geborn." Und wir hören in der Schweiz Luthers Psalmen und den deutschen Katechismus, die zart innigen Lieder des deutschen Pietismus und die trocken männlichen Stimmen der deutschen Aufklärung. Wir sehen neben der gewaltigen Gestalt des Wittenbergers den kühnen Reitersmann Zwingli. Wir sehen neben Klopstock und Lessing Haller und Bodmer, Geßner neben Gellert, Johannes von Müller neben Schiller, Pestalozzi neben Fichte. Wir denken an Fichte und Kleist, an Wagner und Strauß und Vischer in der Schweiz, an Gottfried Keller, Jakob Burckhardt und Arnold Böcklin in Deutschland. Und wir denken an die Schillerschen Worte: „Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge."

* * *

Ein Schweizer hat es, drei Jahre vor dem Krieg, einseitiger und härter für seine Landsleute ausgedrückt: „Es ist ohne Mühe nachzuweisen, daß die Schweiz vom ersten Atemzug ihres Daseins an von der Schwäche des Deutschen Reiches gelebt hat. Ihr geschichtliches Debüt ist gleich eine sittliche Verlegenheit; es ist eine rohe Bauernrevolte, die durch die Unberatenheit Österreichs und die tiefe Ahnungslosigkeit der Urkantone von ihrer wahren Stellung in der Welt gelang ... Sie trieb nicht die Not der Selbsterhaltung gegenüber Türken und Russen; der Schein der vergeistigten edlen Freiheitsliebe ist erst durch Schiller in unsre Geschichte hineingeblendet worden. Wir haben in keiner Hauptschlacht des Lebens mitgeblutet, oder nur als gekaufte oder gezwungene Söldner ... Als die deutschen Brüderstämme im Jahre 1870 den denkwürdigen Gang nach Frankreich antraten, hätten die Schweizer am liebsten gegen sie für Frankreich vom Leder gezogen; nur die Furcht vor dem üblen Ausgang hielt sie davon ab. Am allgemeinen Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens nahmen wir dann aber fröhlich und nicht allzu dankbar teil ... Von Deutschland haben wir in der Neuzeit nur gelernt und profitiert. Unsre Industrie ist deutsch ... Ein starker Prozentsatz unsrer Arbeiter, Werkführer und Ingenieure sind Deutsche ... Unser geistiges Leben ist ein Ableger des deutschen ... Deutschland ist die Atmosphäre, in der schweizerischer Geist zu Licht kommt. Unsere Kunst größeren Stils, unsere ernsthafte Literatur, Wissenschaft, Kritik, Geschichtsschreibung, Pädagogik, Sittenbestrebung, alle Regungen bei uns, die nicht aus dem Fleisch geboren sind, erscheinen zuerst in Deutschland in ihrer vollen Gestalt, bevor sie in kleinen Wirkungen im Vaterland sichtbar werden ... Heute haben alle deutschen Stämme vollauf zu tun mit Kulturaufgaben ... Der einzige übriggebliebene deutsche Halbstamm, die südrheinischen Alemannen, treibt wie von alters her für sich seine Viehzucht und seinen Ackerbau und neuerlich allerlei abseitige Industrie und immer abseitige Politik. Woher kommt es nun, daß wir unsre Abgetriebenheit vom organisierten Deutschtum nicht geradezu tragisch empfinden? ... Warum begegnen wir Deutsch-

[1]) Nachdruck, auch auszugsweise durch die Tageszeitungen, nicht gestattet. D. Red.



Digitized by Google

land, dem wir soviel verdanken, mit Antipathie, trotzdem wir ohne die Hilfe der deutschen Brüder gar nicht ansehnlich existieren könnten?" (Jakob Schaffner, „Wie wir Schweizer zu Deutschland stehen", in: Die Zeitschrift, 1911, S. 321 ff.)

* * *

Die politische Entwicklung Deutschlands und der Schweiz im 19. Jahrhundert ist durchaus entgegengesetzte Wege gegangen. Wir hatten staatliche Vielheit und völkische Einheit, die Schweiz hatte völkische Vielheit und staatliche Einheit. Wir hatten einem großen, innerlich einheitlichen Volk den verlorenen Staat wiederzugewinnen und diesen Staat mit dem einheitlichen Geist seines Volkes zu erfüllen; die Schweiz hatte Volkssplitter von verschiedener Sprache und Kultur in einem alten Staatswesen zusammenzuhalten, die verschiedenen Kulturen mit einheitlicher Staatsgesinnung zu durchdringen. Wir strebten mit der wachsenden staatlichen Macht in die große äußere Politik hinein, die Schweiz trat, je gewaltiger die staatlichen Massen in Europa sich zusammenballten, immer weiter aus ihr zurück. Unsere innere Entwicklung hat dabei seit 1848 in wiederholtem Wellengang die monarchischen und konservativen Kräfte gestärkt; die Schweiz ist immer auf dem liberalen und demokratischen Weg weitergegangen. Gründe genug zu einer Fülle von Verkennung, Mißverständnis und Fremdheit.

* * *

Als im Sommer 1914 der Weltkrieg gegen uns losbrach, haben wir Deutsche alle die gewaltigsten Tage unsres Daseins erlebt. In unvergeßlichen Stunden hat uns alle das Bewußtsein zusammengeschmiedet, daß es diesmal um alles ging, was uns allen gemeinsam war: um alles, was wir in der Arbeit eines Jahrhunderts uns errungen, um den Boden unsres Staates, um seine Stellung unter den Mächten, um unser Volkstum auf der ganzen Erde. Was haben wir in diesen Stunden, sobald unsre Ohren zuerst wieder Laute von außen vernahmen, von unsern Landsleuten in der Schweiz gehört? Während eine Woge von Opfersinn und Heldenmut ohnegleichen durch alle kriegführenden Staaten lief, hörten wir den ersten Dichter der deutschen Schweiz von eben diesen Staaten als von grunzenden Wildschweinen, von Einbrechern und Haushunden reden. Während alle kriegführenden Staaten in unerhörten Opfern an Blut und Gut enger in sich verschmolzen, hörten wir fröhliche Ästheten und verantwortungslose Dilettanten uns Lehren geben, daß man Völker nur mit Stil- und Kunstformen zusammenbinden könne. Während ein Volk von 70 Millionen wie ein Mann sich zum Schutz seines angegriffenen Staates erhob, hörten wir diesen Staat als volksfeindlich und als ruchlosen Frevel an der Menschheit verlästert, verspottet, bemitleidet. Während alles was deutsche Zunge sprach, rund um die Welt einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hatte, hörten wir in dieser selben deutschen Zunge die Mahnung, nur ja ohne falsche Sentimentalität von uns abzurücken. Während wir alle Sinne gegen eine Welt von Feinden zusammenfaßten, hörten wir vom friedlichen Ufer aus unsern übertriebenen Nationalismus pharisäisch verleumden. Wir sahen den größten Teil der Schweizer Gesamtpublizistik in den Händen der deutschfeindlichen Partei. Wir sahen diejenigen, die für uns einzutreten wagten, von ihren eignen Landsleuten schnöd verdächtigt. Was wir dabei gefühlt haben? Ein Schweizer selbst hat es inzwischen ausgesprochen: „Kann man es dann den Deutschen verargen, wenn sie sich sagen: wer in der schwersten Stunde unserer Geschichte so gar nicht mit uns empfinden kann, der stellt sich damit abseits unsres Geisteslebens? Man kann nicht dem deutschen Geistesleben innerlich so stark verpflichtet sein und sich gleichgültig zurückziehen von der Geschichte des deutschen Volkes in der Stunde seiner größten Not" (Paul Wernle, Gedanken eines Deutschschweizers. Zürich 1915. S. 8).

* * *

Es hat in Deutschland, sobald die erste Bitterkeit überwunden war, nicht an Verständnis für die nationalpolitische Krise gefehlt, die dieser Krieg für die Schweiz selbst bedeutet. Aber das Gefühl haben wir nicht verloren, daß das Maß, mit dem wir und unsre Gegner in der Schweiz gemessen wurden, das einseitigste war. Es war alles eher als der gleiche Maßstab gegenüber unsrer und der feindlichen Propaganda. Es war alles eher als der gleiche Maßstab gegen-

Digitized by Google

über den Äußerungen über erwünschte Kriegsziele. Die Mahnung zur größern Zurückhaltung in Zu- und Abneigung traf hauptsächlich die deutsche Schweiz — hat sie wirklich ihrer am meisten bedurft? „Es steht nächstens so, daß vom angeblich einzig korrekten schweizerischen Patriotismus aus uns Deutschschweizern der Gegensatz gegen Deutschland zur Pflicht gemacht werden soll." (Wernle a. a. O., S. 5.) „Aber wer unternimmt es endlich einmal, unsern welschen Landsleuten das verzerrte Bild, das sie von den Grundlagen der gegenwärtigen Krisis haben, zu zerstören und das richtige vor die Augen zu stellen?" (H. Bächtold, die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland. Basel 1916. S. 49.) Auch die Kehrseite dieses frivolen Zerschneidens alter Bande, der Gedanke einer neuen besondern dreieinigen schweizerischen Kulturgemeinschaft, kehrte bei der tatsächlichen Lage der Dinge, seine Spitze gegen das deutsche Element. Die Parteinahme ging so weit, daß sie selbst die Interessen des eignen Staates drüber vergaß. Die Schweiz, die selbst davon lebt, daß Teile verschiedener Nationalität in einem Staatswesen vereinigt sein können, erhitzte sich für die politischen Nationalitätsbestrebungen der Serben, Polen, ja der Elsässer — von Iren und Finnen war freilich weniger die Rede. Der Schweizer Gesinnungskonflikt konnte nur erschwert werden, wenn man den Weltkrieg vor allem als deutsch-französische Auseinandersetzung betrachtete: eben dies hat man getan. Die englische Gleichgewichtslehre, die sich gegen den ganzen Kontinent richtet, wurde förmlich zum patriotischen Glaubensbekenntnis erhoben, die alte englische Übung, wirtschaftlichen Wettkampf in geistige Abneigung zu verfälschen, sofort gegen Deutschland angewandt. Wir sahen es nicht anders: alles ging immer nach einer Seite.

* * *

Wir wissen alle, nur sehr wenige Fragen, die der Krieg aufwirft, sind erst in ihm geboren; die Wurzeln reichen meist tief in die Geschichte zurück. Die heutige Schweiz ist in ihrer Staatsform, wie Belgien und die Niederlande, ein Ergebnis der französischen Revolution. Schon im 17. Jahrhundert war sie geistig unter dem überwiegenden Einfluß der überlegenen westeuropäischen Kultur gewesen. Im 18. standen neben allem Deutschen immer Voltaire und Rousseau. Im 19. sanken im Geistigen alle andern Einflüsse im Verhältnis zum Deutschen tiefer denn je. Aber politisch blieb die Schweiz im wesentlichen durchaus auf der Grundlage des westeuropäischen Verfassungslebens. Sie wurde, mit ihren butzenfach im kleinen wechselnden Bedingungen, ein wahres Probierfeld für die Entwicklung der modernen Demokratie. Immer blieb das Denken in dem kleinen, nach außen passiven Gemeinwesen mehr kulturpädagogisch als eigentlich staatlich und politisch eingestellt. Nationalgedanke und Romantik des 19. Jahrhunderts drangen dort weniger ein als anderswo, die Aufklärung und das Naturrecht des 18. blieben bis zum heutigen Tag lebendiger. Die politische Betrachtung blieb doktrinärer. Der individualistische Liberalismus und das rationale Weltbürgertum, in den großen europäischen Staaten bereits überwundene Stufen politischen Denkens, sind hier immer noch im Flor. Beide verstärken eine vorwiegend wirtschaftlich-nützliche Auffassung des Staates und der Politik, einen ungeschichtlichen Rationalismus, der alle Verschiedenheiten der geographisch-politischen Lage mit allein selig machenden Normen überdecken möchte. Aus all diesen Elementen zusammen entspringen utopische Kulturideale. Der Glaube an den künstlichen vernunftmäßigen Bau einer harmonischen Friedens- und Kulturmenschheit, wenn möglich mit der Schweiz als Kristallisationskern (Bächtold a. a. O.). Wir ermessen wohl den Gegensatz gegen unsern neuen preußisch-deutschen Staat, der in all dem liegt. Wir wissen auch, wie unsre Feinde seit Jahren rund um die Welt gerade mit diesen Elementen die Abneigung gegen uns eingepflanzt und genährt haben: gegen unsern erobernden Militarismus und gegen unsre brutal autoritären inneren Staatsformen — wir fühlen allmählich auch, wie viel wir selber oft im Ausland zu diesem verleumderischen Bild von Deutschland beigetragen haben. Eine Sturmflut liberaler, radikaler und pazifistischer Abneigung brandet heute rings um uns empor; aber nie ist eine solche Flut oberflächlicher, kenntnisloser, gedankenloser, verlogener gewesen. Daß unsre Schweizer Landsleute, die uns besser kennen konnten, so lang fast widerspruchslos sich ihr hingegeben haben, war eine unsrer bittersten Erfahrungen.



Digitized by Google

Schweizer selbst haben die Gefahren gesehen, die in der eben angedeuteten Denkweise liegen, den zerstörenden Einfluß betont, den sie auf die politische Haltung und die Staatsgesinnung der Schweizer ausübt. Schweizer selbst haben ihre Landsleute darauf hingewiesen, wie seit den siebziger Jahren in allen großen Staaten eine neue politische Denkweise gegen jene alte sich Platz verschafft hat: wie überall eine gewaltige Steigerung der Staatspersönlichkeit nach innen und außen stattfand, ein neues gewaltiges Umsichgreifen, eine neue Zeit wachsender Macht der Gemeinschaften, deren Ausbau und Festigung nun wichtiger erscheint als der letzte noch übrige Rest des früheren Umsturzes. Schweizer selbst haben die Lüge aufgedeckt, die Deutschland allein für diese Entwicklung verantwortlich machen möchte, die die Welt umfaßt und die alles eher ist als ein bloßes Erzeugnis der Kabinette. Schweizer selbst endlich haben auch, allen Anfeindungen zum Trotz, das untrennbare geistige Band aufgezeigt, das sie mit uns verbindet. „Was die Beurteilung deutscher geistiger Kultur anlangt, so wollen wir darüber kein Wort verlieren, nur uns gegenwärtig halten: Was jene trifft, trifft auch uns, denn ob wir wollen oder nicht, wir sind in unsrer geistigen Kultur Deutsche“ (Bächtold, S. 56). „Not hat immer zusammengekettet, sie kettet uns auch jetzt zusammen mit unzähligen Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen, Leidenden und sie verbindet uns mit all den tapferen Helden, die im Geist Schillers, Fichtes und Arndts in den Kampf gezogen sind. Wir würden selbst verzichten auf einen guten Teil der Größe unsrer Zeit, wenn wir gerade jetzt abrücken wollten von unsern deutschen Freunden, da die allerfurchtbarste Not und Gefahr über sie gekommen ist, und es für sie heißt, siegen oder sterben für des Vaterlandes Erhaltung und Ehre“ (Wernle, S. 26.).

Wir Deutsche wissen wohl, daß nicht zuletzt das, was uns jetzt in der deutschen Schweiz entgegenstrebt — bis zur plumpen, dumpfen, stiermäßigen Abneigung gegen den Landsmann — altes deutsches Charaktererbteil ist: wir haben all das selber am eignen Leib auch schon erfahren. Die trotzige Übung germanischer Selbstherrlichkeit. Den Zauber uralter politischer Freiheit, den frischen Hauch eines rüstigen volkstümlichen Gemeinwesens haben wir immer an der Schweiz, als Blut von unserm Blut, geliebt. Wir wissen aber auch, daß selbst ein stolzer und stattlicher Ast doch viel mehr des Stammes bedarf, als der Stamm des Astes. Wir vertrauen darauf, daß eine Gemeinschaft, die sich auf das Erdhafteste wie auf das Geistigste gründet, auch unter dem stärksten Schwall von Redensarten schließlich wieder hervorbrechen wird. Ihr mächtigster Ausdruck ist und bleibt eines der edelsten Dichtwerke in unsrer gemeinsamen Muttersprache und wir glauben, um Gottfried Kellers Worte zu gebrauchen, daß der Geist Schillers nicht aufhören wird „über diese sonnigen Halden zu wandeln und mit dem Sturm durch diese Felsschluchten zu fahren“. Daß wir Deutsche politisch auf unsre Landsleute außerhalb unsrer Grenzen keinen unbilligen Druck ausüben, das könnte unsern ehrlichen Nachbarn, meinen wir, nachgerade bekannt sein. Unser Reich ist ein straffer, etwas spröder Bau, und wir wollen drin am liebsten allein bleiben und ihn erst für uns ausbauen und einrichten. Was darüber hinaus an Wünschen und Hoffnungen des Deutschtums sich regt, sucht erst noch nach freieren Formen, nach dem tiefsten geistigen Untergrund der Bindung. Als Ziel steht vor uns allen jener neue deutsche Mensch, der das innerste Wesen unsres Volkes stark und mild, reich und doch in einer festumrissenen, geprägten Gestalt ausdrückt. Erst wenn er sichtbar wird, ist auch an eine sichtbare Einheit unsres ganzen Volkstums über die Erde hin zu denken. Wir wollen noch einmal einem Schweizer das Wort geben: „Die anschauliche Festigkeit des wertbewußten deutschen Mannes und die harmonische Gewalt eines mündigen Volkes könnte wohl eine Gebärde abgeben, groß und einleuchtend genug, uns unwiderstehlich zu locken oder — zu zwingen. Kleiner als mit der allumfassenden deutschen Sprachgemeinschaft wird man uns freilich nicht kommen dürfen“ (Jakob Schaffner, S. 326).

Digitized by Google

# Deutsche Bildung oder westeuropäische Zivilisation?

## Nicht veröffentlichte Rede zum Etat des Innern, gehalten in der Kammer der Reichsräte am 21. März 1916 vom Referenten Reichsrat Franz Buhl in Deidesheim.

Meine Hohen Herren! Ich möchte mir zunächst einige allgemeine Bemerkungen gestatten, die sich auf Fragen beziehen, die im Ausschuß und in der Vollversammlung der anderen Kammer berührt worden sind. Zunächst kann ich mich nur voll dem Lobe anschließen, das der treuen Pflichterfüllung unserer Beamtenschaft während dieser ernsten Kriegszeit gespendet worden ist. Ja ich möchte dieses Lob auch auf die Zeit vor dem Kriege ausdehnen und für die Zukunft daraus den Schluß ziehen, daß wir in der Organisation und Vorbildung unserer Verwaltungsbeamten gewiß keine grundstürzende Veränderung vorzunehmen brauchen. Im Gegensatze zu den parlamentarisch regierten Ländern haben wir keine politischen Beamten. In Frankreich z. B. ist dagegen schon der Minister von einem Stabe strebsamer junger Leute umgeben, die nicht etwa die Verwaltungsgeschäfte besorgen — das tun einige ältere Herren, die von jedem der ewig wechselnden Ministerien immer wieder übernommen werden — dazu würde jenen oft die Vorbildung fehlen, denn sie sind meist Journalisten und angehende Politiker. Vorzüglich verstehen sie sich aber darauf, einmal dem souveränen Volke zu suggerieren, was es eigentlich will und dann im Auslande die Meinung zu verbreiten, daß Frankreich noch immer der Vorkämpfer der Zivilisation ist. Ihre Haupttätigkeit ist aber die Vorbereitung der Wahlen, an deren Ausgang alle Beamten höchstpersönlich interessiert sind, da die Verwaltungsstellen die Beute der siegreichen Partei zu sein pflegen. Will sich daher der Verwaltungsbeamte auf seinem Posten erhalten, so muß er auf jede freie Betätigung seiner politischen Überzeugung verzichten. Ja, bei einem Skandalprozesse der letzten Jahre stellte sich heraus, daß über ganz Frankreich ein Denunziantentum organisiert ist, daß die Privatverhältnisse der Offiziere und Beamten nach solchen Verbrechen durchstöbert, ob sie oder ihre Frauen etwa die Messe besuchen oder gefährlichen Umgang in Schlössern pflegen. Wie sehr sticht von diesen Zuständen die strenge Unparteilichkeit, das soziale Pflichtbewußtsein unserer Beamten ab, die dafür auch im Privatleben ihrer Überzeugung ungescheut nachleben und ihren politischen Ansichten, soweit es sich mit der Natur des Amtes verträgt, auch gegen die Regierung Ausdruck verleihen dürfen. Diese freie Meinungsäußerung ist dem französischen Freistaate ebenso unbekannt, wie die Selbstverwaltung der Gemeinden. Die Tatsache, daß Beamte nur nach ihrer Fähigkeit und ihren Leistungen angestellt und befördert werden, wie bei uns, ist sogar der Theorie parlamentarisch regierter Länder fremd. Wir dürfen uns daher rühmen, das bestverwaltete Land der Welt zu sein. Den unvergleichlichen Taten unseres Heeres, den staunenswerten Ergebnissen unserer Wissenschaft, den weltbekannten Erfolgen unserer Technik, dem unvergleichlichen Fleiße unserer werktätigen Volksklassen, stehen das Organisationstalent und die Leistungsfähigkeit unserer Beamten im weitesten Sinne völlig ebenbürtig zur Seite. Das sollen wir aller Welt auch laut verkünden, einmal dem Auslande, dann aber auch unseren eigenen Volksgenossen. Diese Erkenntnis unserer Vorzüge soll unsere Nation mit jenem berechtigten Stolze

Digitized by Google

erfüllen, der ihr Fremden gegenüber jenes Gefühl der ruhigen Sicherheit verleiht, die aus geschichtlichen Gründen leider unserem Volke so oft fehlt. Wir sind daher Fremden gegenüber zu extremen Werturteilen geneigt, besonders aber zu einer kritiklosen Bewunderung und Nachäffung fremder Zustände und Einrichtungen, die von wenig Selbstachtung zeigt und uns daher auch die Achtung des Auslandes nicht erwerben kann. Auf freundlichere Gefühle haben wir ja ohnehin nicht zu rechnen. Mag man uns auch eine gewiß bedauerliche Unterschätzung des Wertes der Umgangsformen vorwerfen, der Hauptgrund für die mangelnden Sympathien des Auslandes liegt doch in der Tatsache, daß wir aus Dichtern und Denkern zu lästigen Konkurrenten geworden sind. Unsere beispiellose, vielbeneidete Entwicklung ist eine Erscheinung, die man im Auslande nicht versteht, und für die man die Erklärung in einer Art von wissenschaftlicher Zwangsorganisation sieht, die jede Freiheit ausschließen müsse und darnach strebe, sich die ganze Welt dienstbar zu machen. Diese Vorstellung erklärt sich nur aus der fabelhaften Unkenntnis des Auslandes über unsere politischen Einrichtungen, deren geschichtliche Begründung man dort verkennt und über die man, ohne sie zu verstehen, nach der radikalen Schablone aburteilt. So sind in den letzten Jahren von Engländern, Amerikanern und Franzosen Bücher über Deutschland veröffentlicht worden, die eine naive Unwissenheit und Verständnislosigkeit bekunden und dabei eine unerhörte Gehässigkeit zur Schau tragen. Zur Richtigstellung geschah fast nichts, ja wir schienen sogar stolz darauf zu sein, daß diese Vertreter fremder Kulturnationen überhaupt geruhten, sich mit uns zu beschäftigen. Zum Teil konnten sie sich sogar auf unsere eigenen Urteile über politische und soziale Verhältnisse berufen und so den Schein der Unparteilichkeit erwecken.

Gewiß steht auch unsere Presse an Fleiß und Sachlichkeit hoch über der ausländischen, sie verkauft sich nicht einer unsauberen Börsenspekulation oder fremdstaatlichen Interessen, sie öffnet ihre Spalten nicht dem Skandal, der die englischen und französischen Blätter so oft erfüllt, aber leider hat auch sie bei der Besprechung innerpolitischer Fragen die Wirkung auf das Ausland oft außer acht gelassen. Sie war dabei nur das Spiegelbild der Stimmungen ihres Leserkreises. Gerade unsere gebildeten Stände sind ja mit ihrem Beruf oder ihren Liebhabereien so eifrig beschäftigt, daß sie für ein eingehendes sachliches Studium politischer Fragen keine Zeit zu haben glauben. Von Natur indes zur Kritik geneigt, lassen sie sich bei ihrem politischen Urteil meist von Gefühlen leiten. Die Zeit der Spannung vor dem Kriege, die durch stets vermehrte Rüstungen und die Übernahme immer neuer Pflichten durch Staat und Gemeinden stetig wachsende Steuerlast erzeugt nun allenthalben eine gereizte Stimmung, die natürlich auch in der Presse ihren Ausdruck fand und vom Auslande als Zeichen wachsender Unzufriedenheit gedeutet wurde. Ich habe selbst vor dem Kriege von sonst einsichtigen französischen Politikern Urteile über unsere inneren Verhältnisse gehört, die offenbar polemischen Artikeln unserer Zeitungen etwa über die Fragen der Wahlrechtsreformen oder des Zolltarifs entnommen waren. Vielfach entstellt wurden nun aber solche Presseäußerungen geflissentlich von einem bestimmten Zentrum, etwa einer Stadt des französisch sprechenden Auslandes aus, in der ganzen Welt verbreitet und so die Meinung über Deutschland aufs ungünstigste beeinflußt. Bei dieser geistigen Mobilisation gegen uns lieferten besonders die Franzosen die Ideen, sie stellten es so dar, als ob wir

Digitized by Google

unter dem Drucke von preußischen Junkern und Militärs dumpf dahinlebten und zum Ersatz für die mangelnde Freiheit die wirtschaftliche, ja die politische Herrschaft über die ganze Welt erstrebten. Sollten da nicht gerade die Franzosen, die sich ja von jeher als die besonderen Werkzeuge der himmlischen oder irdischen Vorsehung ansehen, berufen sein, die Welt und uns selbst von so gehässiger Tyrannei und Bedrohung zu befreien? Die Wirkung einer solchen Propaganda konnte um so weniger ausbleiben, als ja die große Presse des Auslands untereinander in engster finanzieller und politischer Fühlung und unter dem Einflusse skrupelloser Staatsmänner stand, die die Bearbeitung der öffentlichen Meinung von jeher virtuos handhabten. Der Ton dieser Presseerzeugnisse in beiden Weltsprachen aber wußte sich allen Bedürfnissen ihrer Leser anzupassen von dem witzelnden Artikel einer mondänen Revue bis zu den gemeinen Verleumdungen irgendeines Hetzblattes. Die politischen Skandale, den zersetzenden Parteikampf im eigenen Lande nahm man freilich lächelnd als vielleicht nicht erwünschte Folgen freier staatlicher Einrichtungen hin; als sich aber auch bei uns die ätzende Satire als politisches Kampfmittel einbürgerte, da wurde sie von der ganzen Welt begrüßt, um unsere Beamten und Offiziere verächtlich zu machen. Wie die Kritik, so hat auch der Humor im öffentlichen Leben gewiß seine Rechte, die harmlosen Neckereien zwischen verschiedenen Berufsständen sind bei uns uralt. Wer hätte sich bei der ja nicht immer kurzweiligen politischen Betätigung nicht schon an unseren älteren Witzblättern erfreut, der zersetzende Hohn aber jener in der anderen Kammer gekennzeichneten Journale ist Import aus dem durch gehässige Parteikämpfe längst vergifteten Ausland. Diese Art der Satire bleibt uns wesensfremd, mag sie sich heute auch noch so laut als patriotisch gebärden. Leider fand weder dieses Treiben die gebührende Zurückweisung, noch wurde für sachliche Aufklärung des Auslandes durch Klarstellung der deutschen Verhältnisse gesorgt. Der Vorwurf dieses Versäumnisses kann der Reichsregierung so wenig erspart werden, als den meisten unserer politischen Führer. Man wollte vor aller Welt objektiv, modern und frei von Vorurteilen erscheinen, in der Hoffnung, daß die Wahrheit sich doch die Bahn brechen müsse. Nun das sehen wir ja heute, wie wir auch den Dank dafür ernten, daß wir immer unseren Wunsch friedlicher und freundlicher Nachbarschaft bekundeten. Ein solches Maß von gutem Willen und Objektivität konnte sich das realer denkende Ausland bei unserer Weltlage überhaupt nicht vorstellen, es witterte daher hinter unseren so ehrlichen Erklärungen, daß wir gegen niemand etwas im Schilde führten, geheime, ganz besonders machiavellistische Pläne.

Daß sich dagegen unsere Feinde dem Auslande wie dem eigenen Volke als Hüter und Vorkämpfer europäischer Zivilisation und Freiheit zu suggerieren gewußt, habe ich schon berührt. Welche gewaltige Wirkung mußte aber auch auf die Phantasie der Russen zum Beispiel Konstantinopel mit seiner geschichtlichen und religiösen Tradition ausüben, während es für die Gegenwart die Herrschaft über den Balkan und Kleinasien zu verbürgen schien. So hat auch das Ziel der Wiedereroberung Elsaß-Lothringens die in scheinbar heillosen Parteikämpfen gespaltenen Franzosen doch wieder zu vereinigen vermocht. Uns aber würde die Abkehr vom Geiste Bismarcks zu dem etwa des 18. Jahrhunderts mit seinen Idealen einer westeuropäischen Kultur und seiner Überschätzung des reinen Intellekts in Zukunft ebensowenig zur inneren Einigung kommen lassen wie uns unsere Friedensliebe den Weltkrieg erspart hat. Einigen könnten uns

Digitized by Google

nur gemeinsame Ziele, die die ganze Phantasie unseres ganzen Volkes erfüllen und alle Kräfte des Willens auszulösen vermöchten. Nicht der Versuch einer Ausschaltung geistiger Kämpfe, sondern nur die begeisterte Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und seiner geschichtlich gewordenen Kultur könnte die wirtschaftlichen und sozialen wie die Gegensätze der Weltanschauung überwinden, die unser Volk heute auf das tiefste bewegen.

Daß wir uns auch heute noch nicht von diesem Zuge zum Auslande befreien konnten, ist auch in anderen Parlamenten beklagt worden, so namentlich, daß selbst während des Krieges bei der Behandlung durch den Zensor jene Blätter, die aufbauen auf den Tendenzen einer westlichen Kultur, einer gewissermaßen kosmopolitisch gesinnten Freundschaftlichkeit gegen die Weststaaten, wie der Herr Abgeordnete Bacmeister es ausgedrückt hat, den Vorzug genießen vor denen mit stark nationalen Tendenzen. Aber ist es denn wirklich diese westeuropäische Zivilisation auch für unser Volk das erstrebenswerte Ideal, wie es unsere Feinde glauben machen wollen? Gewiß hat keine Kultur der Welt je ganz auf sich gestanden, wie viel weniger unsere deutsche. Wer könnte, wer möchte aus ihr vor allem die Elemente des Christentums und dann die der Antike wegdenken? Diese beiden aber haben wir uns völlig angeeignet, sie sind untrennbare Bestandteile unserer Bildung geworden, ja gerade sie haben ihr Ewigkeitswert verliehen. Aber trotzdem ist unsere Kultur bodenbeständig geblieben und das verleiht ihr ihren Wert nicht nur für uns, nein für die ganze Welt. Wie die Bildung Athens gerade deshalb, weil sie ursprünglich ist, der übertragenen, kosmopolitischen Alexandriens weit überlegen ist, so wird auch unser Volk für das ganze Universum lediglich aus eigener Kraft dauernd Wertvolles schaffen können. Nur sinkende Zeiten hegen kosmopolitische Neigungen, man sammelt und sichtet Eigenes und Fremdes, wenn die Schöpfungskraft versiegt ist, wie man am Abend auf das vollbrachte Werk zurückschaut. Für uns aber ist noch voller Tag mit allen seinen Mühen und Kämpfen. Von einer hohen Warte aus hat der Berichterstatter des preußischen Abgeordnetenhauses, Herr v. d. Osten-Warnitz darauf hingewiesen, wie bei der diesen späten Zeiten eigentümlichen Rationalisierung die Würdigung des Lebens selber und die Erkenntnis für seine praktischen Kräfte verloren geht, wie aus der Welt allmählich ein System von Schatten und Schemen wird, das mit der Wirklichkeit wenig mehr gemein hat. Er hat dann mit besonderem Nachdruck die Bedeutung der Mächte des Willens, der Kraft und der Phantasie auch im politischen Leben hervorgehoben und die Reichsregierung aufgefordert, nach dem Beispiele Bismarcks, diese sehr realen Machtfaktoren auch in diesem Weltenkriege zu entfesseln. Diese Betonung der wahren Quellen nationaler Machtentfaltung sollte gerade bei uns im temperamentvollen Süden lauten Widerhall finden, wie ja auch der Norden mit dankbarer Begeisterung die erhebenden Worte, daß unserem Volke nicht der Preis des furchtbaren Ringens vorenthalten werden dürfe, vernahm, die von hier zu ihm hinüberschallten. Auch unser heißer Wunsch ist es, daß die Reichsregierung neben den Faktoren der Kraft und der militärischen Gewalt auch die immateriellen und idealen Faktoren sich auswirken lasse, die in unserem Volk in so reichem Maße vorhanden sind. Das würde im Lande das Vertrauen zur Regierung stärken und unsere Zukunft verbürgen. Diese Kräfte wachrufen, heißt nicht blinden Haß erwecken. Denn es ist eine hohe Tugend unseres Volkes, und gerade der von unserem Feinde so

Digitized by Google

sehr geschmähte Treitschke hat dies an ihm gerühmt, daß es auch die Vorzüge des Gegners zu schätzen vermag. Ohnmächtige Wut äußert sich in den niedrigsten Verleumdungen, wie die Feigste am lautesten prahlt. Ziert nicht Großmut gerade den, der sich seiner Stärke bewußt ist? Waren nicht unsere tapfersten Kämpfer stets ritterlich gegen die Person des überwundenen Feindes? Wahre Größe hat sich immer vom Übermenschentum ferngehalten, aber alle Kräfte des Willens und der Begeisterung eingesetzt zur Erreichung des einmal erkannten Zieles. Gerade das Volk hat dies immer richtig gefühlt und die angeborene Farbe der Entschließung der Blässe des Gedankens vorgezogen, aus der richtigen Empfindung heraus, daß, nach einem Rankeschen Worte, aus dem Choc entgegenstehender Kräfte sich der Fortschritt der Weltgeschichte vollziehe. Die Helden, die Männer der freudigen Tat sind daher stets die Lieblinge des Volkes gewesen; ihrer Führung hat es stets blind vertraut.

Diese Entfaltung aller geistigen, sittlichen und religiösen Kräfte soll uns *auch nach dem Kriege* erhalten bleiben, sie soll uns hinüberführen über den kleinlichen Zank der Parteien, den heute der Burgfrieden kaum überdeckt. Auch hier kann es sich nicht darum handeln, eine blasse Mittellinie zu finden, auf der alle im Wege des Kompromisses sich einigen könnten. Wer möchte sich in vaterländischen, in religiösen Fragen zu Kompromissen verstehen? Die wahren Führer des Volkes gewiß nicht! Ihrer aber bedürfen wir erst recht nach dem Kriege, wenn es gilt, die Wunden zu heilen und Zerstörtes neu aufzubauen. Wer wollte bei diesem Wettkampfe der Geister die großen treibenden Kräfte der Überzeugungstreue, des Temperaments und des Charakters ausgeschaltet sehen? Was wir uns erringen müssen, ist, daß jeder auch bei dem Gegner die Überzeugung achtet, die nach bestem Wissen und Gewissen das Wohl unseres Volkes erstrebt, daß aber alle das Gefühl des großen gemeinsamen Ganzen durchdringt. Dann kann selbst die durch unsere Geschichte bedingte, so oft beklagte Verschiedenheit der Weltanschauungen als Zeichen unseres geistigen Reichtums segensreich wirken und uns auch das Verständnis anderer Völker erschließen. Nicht ängstlich sollten daher die verbündeten Regierungen die Geister zu bannen suchen, sie sollte sie vielmehr entfesseln, in sich selber aber die Kraft und den Willen finden, alle zum gemeinsamen Vaterlande hinzuführen. Wird aber unser *gebildetes Bürgertum* auch dann noch teilnahmslos zur Seite stehen, wird es auch dann noch nicht erkennen, daß auch es berufen und verpflichtet sei, sich mit den Fragen der inneren und äußeren Politik ernstlich zu befassen? An unsere Gebildeten ergeht die Mahnung zur Vertiefung an Stelle materialistischer Verflachung, die ehrfurchtslos den großen Rätseln des Lebens gegenübersteht. Statt immer neuen Reizen nachzujagen, statt jede fremde Strömung sich anzuempfinden, müssen sie der Väter kulturelles und politisches Erbe erst erwerben, um es sicher zu besitzen. Trotzdem warnt gerade die *heute offiziöse Presse* vor nationaler Beschränktheit, gerade sie verlangt, daß wir uns an die politischen Institutionen unserer fortgeschrittensten Feinde anpassen und verheißt uns dann zum Lohne dafür die Aufnahme in die europäische Gemeinbürgerschaft. Für mich lehrt dieser Krieg, daß unsere innerstaatlichen Einrichtungen — und nur um diese handelt es sich bei diesem Etat — diese furchtbare Probe eines Kampfes gegen eine Welt in Waffen glänzend bestanden haben. Sollte die Reichsregierung aus diesem Kriege eine andere Lehre ziehen, sollte auch sie zu ihrer Stütze nach dem *parlamentarischen Regime* ver-

Digitized by Google

langen? Ihre offiziösen Organe könnten es glauben machen und verletzen dabei durch ihre Neigung zu fremden Importen — kulturellen und politischen —, durch ihre zarte Rücksichtnahme selbst auf unberechtigte Gefühle des Auslandes, das vaterländische Empfinden weiter Kreise unseres Volkes, die einer energischen nationalen Führung begeistert zujubeln würden. Haben sich denn die vielgepriesenen freiheitlichen Institutionen unserer westlichen Gegner in und vor dem Kriege wirklich so glänzend bewährt? Das vielberufene älteste Parlament der Welt hat von dem zum Kriege treibenden Machenschaften seiner Leiter ebensowenig eine Ahnung gehabt als die Mehrheit der italienischen Volksvertretung den Kriegshetzereien der Gasse widerstehen konnte! Pflicht einer deutschen Regierung aber ist es, deutsches Wesen im Innern zu pflegen und ihm nach außen die gebührende Geltung zu verschaffen, ihre Kraft wird sie nicht sowohl in moralischen Eroberungen in der Fremde, sondern vor allem in den national empfindenden Schichten des eigenen Volkes finden müssen.

Auch in einer der ernstesten Fragen des nationalen Lebens scheint das deutsche Volk in diesem Jahrhundert den verhängnisvollen Einwirkungen der westlichen Zivilisation, die bestimmt scheint, ihr eigenes Grab zu graben, gefolgt zu sein. Schon vor dem Kriege hat das Problem des Geburtenrückganges uns her beschäftigt und ich glaubte mich in Ihrem Hohen Ausschusse den Ausführungen meines sehr verehrten Herrn Vorgängers im Referate wie denen über öffentliche Moral völlig anschließen zu sollen. Wenn ich nun doch hier auf den Geburtenrückgang zurückkomme, so geschieht es um deswillen, weil bei den Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause der Regierungsvertreter, Geheimrat Dr. Krohne erschreckende Tatsachen bekanntgab, die in ganz Deutschland berechtigtes Aufsehen erregt haben. Daß der Geburtenrückgang in Frankreich einen bedrohlichen Charakter annahm, war ja längst bekannt. Schon im Jahre 1911 überstieg dort die Zahl der Todesfälle die der Geburten, in der ersten Hälfte des Jahres 1914 überwogen erstere um 25 000. Die Kriegspolitik der französischen Staatsmänner muß schon deshalb als ein ungeheurer Frevel an ihrem eigenen Volke erscheinen. Während sich auch in Belgien und England die Verhältnisse sichtlich verschlechtern, schien die Gesundheit unserer Zustände noch an die Zeiten zu erinnern, wo Tacitus die Germanen seinen entarteten Landsleuten als leuchtendes Vorbild hinstellte. Wir erreichten den Höchststand der Lebendgeburten auf 1000 Personen im Jahre 1876 mit 40,9 — in Bayern sogar 44,2 — und der langsame Geburtenrückgang schien bis zur Jahrhundertwende durch eine merkliche Abnahme der Todesfälle mehr wie ausgeglichen. Dann aber folgte seit 1900 in 13 Jahren ein plötzlicher Geburtenabsturz von 35 auf 27 — in Bayern[1]) von 37,9 auf 29,4 — ein Absturz, wie ihn kein Kulturvolk in

[1]) Geborene und Geburtenüberschuß berechnet auf 1000 der mittleren Bevölkerung.

Geburten:

| | Deutschland | Bayern | Städte | Land | München | Pfalz |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1876 | 40,9 | 44,2 | 42,3 | 44,6 | 41,1 | 44,8 |
| 1900 | 35,— | 37,9 | 36,2 | 38,4 | 37,— | 39,— |
| 1913 | 27,— | 29,4 | 23,8 | 31,5 | 21,7 | 29,2 |

Überschuß:

| | Deutschland | Bayern | Städte | Land | München | Pfalz |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1876 | 14,6 | 12,1 | 9,1 | 12,8 | 9,7 | 21,— |
| 1900 | 13,6 | 11,3 | 10,1 | 11,7 | 10,7 | 17,7 |
| 1913 | 12,5 | 11,5 | 7,6 | 13,0 | 6,4 | 13,9 |

Digitized by Google

so kurzer Zeit erlebt hat. Während in Deutschland 1900 476 000 Ehen geschlossen wurden, im Jahre 1913 aber 510 000, war die Zahl der 1913 geborenen Kinder um 166 000 geringer als im Jahre 1900. Der Überschuß der Geburten über die Todesfälle betrug in Bayern auf 1000 der mittleren Bevölkerung 1913 in den Städten 7,6, auf dem Lande 13, in München 6,4. Im Jahre 1910 hatte dieser Geburtenüberschuß in Deutschland 13,6, in Frankreich 1,8, in Belgien 8,5, in Großbritannien 11,4, in unseren bayerischen Städten 8,5, dieselbe Zahl wie in Belgien, auf dem Lande 13,8, in der Pfalz 16,8, betragen. Seit 1900 hat in Deutschland die Sterblichkeit um 4,4 auf 1000 abgenommen, die Geburtenziffer aber um 7,7, das heißt, sie ist um 75 Prozent stärker gesunken als unsere Sterblichkeit! Diese Zahlen reden doch eine furchtbar beredte Sprache. Wie werden wir uns künftig einer Welt von Feinden erwehren können, wenn unsere Volkskraft versiegt, wie einst in Hellas und Rom, wie heute in Frankreich? Diese Fragen zwingen uns zu ernster Einkehr und zur Prüfung der diesen Erscheinungen zugrunde liegenden Ursachen. Zunächst fällt dieser Geburtenabsturz in eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs. Damit soll gewiß nicht gesagt werden, daß zur Abwehr nicht auch wirtschaftliche Maßregeln ergriffen werden müssen, es kann ja gar nicht bestritten werden, daß die Wohnungsfrage, besonders in den Städten, hier eine bedeutsame Rolle spielt. Nach der Anschauung des von mir vorhin erwähnten Sachverständigen Geheimrat Dr. Krohne kann aber von einer Rassenverschlechterung keine Rede sein, ja selbst die furchtbaren Geißeln der Volkswohlfahrt, die Geschlechtskrankheiten und der Alkoholismus, hätten in den letzten Jahren eher abgenommen. Bedrohlich zugenommen zu haben scheint aber die Zahl der Verbrechen gegen das keimende Leben und immer aufdringlicher macht sich, bis in die letzten Dörfer hinein, die Anpreisung der empfängnisverhütenden Mittel breit. Dem Wunsche nach einem reichsgesetzlichen Verbote solcher Mittel hat sich auch der preußische Minister des Innern angeschlossen und ich hege das feste Vertrauen, daß auch die K. Bayerische Staatsregierung im gleichen Sinne wirken wird. Doch dürfen wir nicht verkennen, daß es sich bei alledem nur um eine Bekämpfung der Symptome handelt, daß aber die Ursache selbst tiefer liegt. Die Beschränkung ist gewollt, nicht durch Natur oder Not verursacht. Es handelt sich hier also nicht so sehr um eine soziale und wirtschaftliche, sondern in erster Linie um eine Frage der Moral, wie auch der preußische Minister des Innern anerkannt hat. Von diesem Standpunkt aus hat die Frage schon 1909 der Bischof von Regensburg, dann 1913 der gemeinsame Hirtenbrief der norddeutschen Bischöfe beleuchtet, dessen hoher sittlicher Ernst auch auf Angehörige anderer Konfessionen tiefen Eindruck gemacht hat. Daß die sittlich-religiöse Erneuerung der Volksgesinnung die Hauptsache bleibt, wie Julius Wolf, der Vorsitzende der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik es ausdrückt, darauf scheinen auch die Erfahrungen in Frankreich hinzudeuten, wo gerade die reichsten Departements auf dem Lande, die neuzeitlichen Anschauungen huldigen, eine ebenso starke Bevölkerungsabnahme zeigen wie die Großstädte, während die ärmere Bretagne, die ihren religiösen Traditionen treu geblieben ist, immer noch eine Zunahme aufweist. Wie dem auch sei, wir alle sollten an das religiöse, vaterländische und soziale Gewissen unseres Volkes und ganz besonders unserer gebildeten Stände appellieren. Vor dem Kriege hat gerade in den wohlhabenden Schichten mit steigendem Reichtum das Bedürfnis nach Luxus, nach neuen

Digitized by Google

fremdartigen Genüssen bedenklich zugenommen, die Sucht sich auszuleben, ein mit schwächlichem Ästhetentum seltsam gepaartes Übermenschentum die alte schlichte Art der Väter, die diese doch auf die höchsten geistigen Höhen geführt hatte, zurückgedrängt und dieses Beispiel hat leider auf weite Kreise unseres Volkes verheerend gewirkt. Möge auch hier der Krieg der große Erneuerer sein, der ja so eindringlich lehrt, wie wenig der einzelne losgelöst bedeutet, wie er sich deshalb nicht schrankenlos den vermeintlichen Rechten seiner Individualität hingeben, sondern als bescheidenes Glied sich in das große Ganze einfügen muß. Mögen gerade die sozial gehobenen Schichten bedenken, daß die unerbittliche Logik der Weltgeschichte sie dann immer ihrer führenden Stellung beraubt hat, wenn sie sich ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft entschlugen.

Schon in Ihrem Hohen Ausschusse hatte ich darauf hingewiesen, daß, entgegen der Annahme der Denkschrift über die Kriegswohlfahrtspflege, die strafbaren Handlungen der Jugendlichen in letzter Zeit doch erheblich zugenommen zu haben schienen. Es sei dies ja eine natürliche Folge der mangelnden Aufsicht in dieser Kriegszeit und so könnte man vielleicht mit der Denkschrift hoffen, daß nach dem Kriege wieder normale Zustände eintreten würden. Ich fürchtete aber, daß diese Ursachen doch tiefer lägen. Denn die Sentimentalität und der Dilettantismus unserer Zeit mit ihrer Überschätzung der Rechte des Individuums hätten sich in diesem „Jahrhundert des Kindes" — eine Bezeichnung, deren schneidenden Hohn wir ja heute erst recht erfassen können — an nichts so sehr versündigt als an unserer heranwachsenden Jugend. Sehr erfreulicherweise haben sich in jüngster Zeit die Generalkommandos des Schutzes der Jugend angenommen. Ich möchte aber hier doch meine Frage nach dem Wachsen der Kriminalität der Jugend wiederholen. Die K. Staatsregierung ist in Ihrem Hohen Ausschusse auf diese Frage nicht eingegangen, der preußische Minister des Innern hat dagegen geradezu von einer Gefahr der Verwahrlosung der Jugend gesprochen, der vorzubeugen alles geschehen müsse. Auch sind die Aufstellungen der Kölnischen Zeitung unwidersprochen geblieben, nach denen bei einem Landgericht die Zahl der von den Strafkammern verurteilten Jugendlichen von 58 im Jahre 1913 auf 183 im Jahre 1914 und auf 256 in den ersten zehn Monaten des Jahres 1915 gestiegen ist, was doch eine höchst auffallende und besorgniserregende Zunahme bedeute. Ich kann nun nicht annehmen, daß bei uns in Bayern die Verhältnisse wesentlich anders liegen. In der andern Kammer hat der Herr Abgeordnete Dr. Günther schon mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß wir mit neuen Kriegen rechnen und hierfür unsere Jugend erziehen müssen. Aber es sind doch auch im allgemeinen eine straffe Zucht und eine Erziehung zu freudiger Pflichterfüllung die besten Gaben, die wir unserer Jugend für den immer ernster werdenden Kampf des Lebens mitgeben können. Auf unserer Jugend beruht ja die Hoffnung für unsere Zukunft. Nur ein sittlich gefestigtes, den großen Traditionen seiner Vergangenheit treues Volk wird aber die hohe Mission erfüllen können, die nach unser aller Überzeugung uns Deutschen von der Vorsehung beschieden ist, und im Hinblick auf die wir, allen voran unsere Helden vorm Feinde, die furchtbaren Opfer willig tragen, die dieser Krieg uns auferlegt.

Digitized by Google

# Allerlei Kriegsliteratur.

## Von Engelbert Pernerstorfer.

Seit Kriegsbeginn ergoß sich eine Flut von Büchern und Broschüren über Deutschland, die fortwährend stieg, so daß sie jetzt schon alle Ufer überschritten hat und kaum mehr zu bewältigen ist. Um alle diese Veröffentlichungen zu lesen, zu registrieren und zu werten, reicht die Kraft eines Einzelnen wohl nicht mehr aus. Trotzdem soll hier der Versuch unternommen werden, wenigstens einen Teil dieser Literatur zu mustern. Daß die entsprechende Literatur der feindlichen und selbst der neutralen Länder dabei nicht vergleichsweise gewürdigt werden kann, empfinde ich als einen schweren Mangel, dem aber gegenwärtig kaum abgeholfen werden kann, da diese Literatur schwer zugänglich ist.

Da ist vor allem eine Sammlung, die unter dem Titel „Der deutsche Krieg" von Ernst Jäckh in Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt) herausgegeben wird. Sie ist durchaus imperialistisch gehalten. Als besonders unterrichtend erscheinen mir die Reichstagsrede Karl Helfferichs: „Kriegsfinanzen", Dr. Arthur Binz „Die chemische Industrie und der Krieg", Dr. Hugo Böttger „Das Geld im Kriege", ferner einige Hefte, die sich mit dem Problem des Ostens beschäftigen: L. Trampe „Der Kampf um die Dardanellen", E. Jäckh „Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft", A. Paquet „Nach Osten", Dr. Richard Hennig „Der Kampf um den Suezkanal", J. Wertheimer „Deutschland und Ostasien" (bespricht auch China und ist sehr belehrend), C. H. Becker „Deutschland und der Islam", K. A. Schäfer „Deutsch-türkische Freundschaft". Fragen des Ostens und einer deutschen Orientpolitik behandeln „Der Orient in Flammen" von Dr. Frhr. v. Mackay (München, Hans-Sachs-Verlag) und zwei sehr unterrichtende Schriften von Dr. K. von Winterstetten: „Berlin—Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik" (München, Lehmann) und „Nordkap—Bagdad. Das politische Programm des Krieges" (Frankfurt am Main, Neuer Frankfurter Verlag), „Deutschland und England in Ostasien" von Otto Franke (Hamburg, Friedrichsen). „Japan und Deutschland, ihre politischen und kulturellen Beziehungen" von Riegelsberger (Heidelberg, Winter) gibt einen vorzüglichen geschichtlichen Überblick. K. Florenz „Deutschland und Japan" (Hamburg, Friedrichsen) hat lange Jahre in Japan gelebt und weiß seine Erfahrungen sehr gut darzustellen. Hieher gehört auch „Charakter und Politik des Japaners" von W. Prenzel (Bonn, Marcus & Weber). Im gewissen Sinne gehört auch hierher eine schon 1902 erschienene Schrift: „Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina. Gedanken zur Kolonisation Mesopotamiens" von Dr. Hugo Grothe (München, Lehmann). Dann sind noch hervorzuheben zwei Schriften über Rußland: A. Schmidt „Die russische Sphinx" und Dr. G. Roloff „Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren." In allen diesen Schriften wird wissenschaftliches Material dargeboten. Ein Problem besonderer Art behandelt Dr. N. Stern „Die Weltpolitik und die Mode" (wozu auch zu vergleichen wäre der feine, liebenswürdige, in Wien gehaltene und erschienene Vortrag von Adam Müller-Guttenbrunn „Wien nach dem Kriege"). Hierher wäre auch zu stellen: G. E.

Digitized by Google

Pazaurek „Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk". Von besonderem Interesse ist D. Binswanger „Die seelischen Wirkungen des Krieges" und eine schöne, warme Schrift G. Bäumers „Der Krieg und die Frauen". „Österreich-Ungarns Erwachen" schildert verständlich R. Charmatz. (Auf desselben Verfassers bei Suschitzky in Wien erschienenen Schrift „Zarismus, Panslawismus, Krieg" sei ebenfalls mit Nachdruck hingewiesen.) Mit Kolonisationsfragen beschäftigt sich R. F. Kaindl „Deutsche Siedlung im Osten". Mit Ernst und Tiefe spricht R. Eucken über „Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes". Eine geradezu vortreffliche Schrift ist Karl Muthesius' „Bildungswesen im neuen Deutschland", ein Zeugnis für deutschen Kulturgeist.

Eine andere beachtenswerte Sammlung ist bei S. Hirzel in Leipzig unter dem Titel „Zwischen Krieg und Frieden" erschienen. Hier werden zum größten Teil schwierige Fragen erörtert, wie z. B. „Reichs- und Staatsfinanzen im Kriege" von Frhr. von Zedlitz und Neukirch, „Der Weltwirtschaftskrieg" von A. Dix, „Ein mitteleuropäischer Staatenverband" von Franz von Liszt, „Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens" von H. J. Losch, „Der Krieg und die Volkswirtschaft" von Julius Landesberger, „Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich" von E. von Philippovich. Lily Brauns „Die Frauen und der Krieg" ist eine ungemein verständige, klare Schrift und „Die Weihnachts-Gedanken in der Kriegszeit" von dem Hofprediger E. Dryander sind christlich und tapfer.

Im Hamburger Volksheim wurden volkstümliche Vorträge gehalten, die in Hamburg bei C. Boysen erschienen sind. Von ihnen möchte ich hervorheben: „Was will Rußland" von Dr. P. Rohrbach, „Gehorsam und Freiheit im Lichte unserer Zeit" von Dr. W. Dibelius, „Deutschlands neue Einigkeit" von Dr. H. Marr, „Deutschlands wirtschaftliche Lage" von Dr. K. Rathgen.

Wiener Universitätsprofessoren haben bei E. Hölzel ihre Wiener Vorträge erscheinen lassen unter dem Gesamttitel „Zur Zeit- und Weltlage": „Der Krieg in der Weltgeschichte" von Ludo M. Hartmann (eine grundsätzliche geschichtliche Untersuchung), „Österreichs Kriegsziel" von C. Brockhausen (beschäftigt sich mit dem Neuaufbau Österreichs nach dem Kriege in ganz ausgezeichneter Weise), „Österreich und der Krieg" von E. Frhr. v. Wieser, „Heute und vor hundert Jahren" von A. Fournier, „Der Krieg und unsere Schulen" von R. v. Wettstein.

Besonders zahlreich sind die Schriften, die sich mit England beschäftigen und oft über die Schnur hauen. Meiner deutschen Seele tut das weh. In den Jahren unmittelbar vor dem Kriege waren die Bemühungen in England und Deutschland, einander näher zu kommen, sehr zahlreich. Literarische Zeugnisse dafür sind eine Reihe von Schriften, die vor dem Kriege bei R. Oldenbourg in München herausgekommen sind und die den unwiderleglichen Beweis liefern, daß diese Bestrebungen wenigstens von seiten Deutschlands sehr ehrlich waren. Gerade jetzt sollte man diese Schriften wieder zur Hand nehmen. Da sind vor allem die Verhandlungen der deutsch-englischen Verständigungskonferenz, herausgegeben von Ernst Sieper: „Deutschland und England in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen". Da ist die ebenfalls von dem eifrig dem Verstän-

Digitized by Google

digungswerke ergebenen E. Sieper herausgegebene Sammlung „Die Kultur des modernen England in Einzeldarstellungen". Sechs Bände sind bisher erschienen: 1. E. Schultze „Die geistige Hebung der Volksmassen in England", 2. E. Schultze „Volksbildung und Volkswohlfahrt in England", 3. Berlepsch-Valendas „Die Gartenstadtbewegung in England", 4. H. W. Singer „Der Präraphaelitismus in England", 5. E. Wahl „Das englische Theater der Gegenwart", 6. H. Walter „Die neue englische Sozialpolitik". Ich habe früher an anderer Stelle auf den Wert dieser Sammlung schon hingewiesen und möchte gerade in unseren Tagen wieder diese Bücher als Gegengift gegen unvernünftigen Englandhaß aufs wärmste empfehlen. In diese Empfehlung schließe ich auch die zwei ersten Hefte der „Flugschriften des Deutsch-Englischen Verständigungskomitees" ein: J. A. Hobson „Die Furcht vor Deutschland" und E. Sieper „Die wirtschaftliche Rivalität zwischen Deutschland und England".

Die beste der gegen England gerichteten Kriegsschriften ist ohne Zweifel „Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung" von F. Tönnies (Berlin, J. Springer). Man hat ihm den Vorwurf machen wollen, daß er parteiisch sei, weil er bloß die Gemeinheiten Englands aufdecke, nicht aber auch die anderer Staaten. Etwas sonderbar! Er hatte doch durch den Titel seines Buches angekündigt, daß er von England reden wolle! Schärfer im Tone, aber durchaus wahrheitsgetreu ist Dr. Ernst Schultzes „England als Seeräuberstaat", eine streng geschichtliche Darstellung des Wandels und Wachsens der englischen Seeherrschaft. Heftig gegen England richten sich die folgenden Schriften: A. O. Meyer „Worin liegt Englands Schuld?", Graf E. zu Reventlow „England der Feind", C. F. Lehmann-Haupt „Von Waterloo bis Antwerpen". Gegen England gerichtet, aber im Tone rein sachlich sind Dr. G. Stresemann „Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland", H. Losch „Englands Schwäche und Deutschlands Stärke" und G. von Schulze-Gaevernitz „Freie Meere". (Die letzten sechs Schriften sind in der Sammlung „Der deutsche Krieg"). In ruhiger und überzeugender Weise spricht Dr. Th. Schiemann in seiner Schrift „Wie England eine Verständigung mit Deutschland verhinderte" (Berlin, Georg Reimer). Scharf gegen England gerichtet, aber in anständigem Tone gehalten sind „Was will England?" von W. Dibelius (Hamburg, Boysen), Germanus „Britannien und der Krieg" (Heidelberg, C. Winter), „England und die Weltkrise" (Dresden, Giesecke), „Los vom englischen Weltjoch" von G. Irmer (Leipzig, Hirzel) und „Englands Mitschuld am Weltkriege." Eine Prüfung der amtlichen Veröffentlichungen, besonders der englischen Aktenstücke (Berlin, Liebheit & Thiesen). Meist beißende englandfeindliche Pamphlete sind: Walter Unus „England als Henker Frankreichs" (Braunschweig, G. Westermann), Ernst Haeckel „Englands Blutschuld" am Weltkrieg (Eisenach, Kayser), „Der englische Seeräuber und sein Handelskrieg" (Berlin, Concordia), K. A. Kuhn „Die Gemeinheiten Englands in der Weltgeschichte", K. L. A. Schmidt „Das Ende Englands" (Dresden, Leonhardi), L. Trampe „Englands Lügenprophet" (Leipzig, Diederich), M. Wildgrube „Englands Verrat an Deutschland in historisch-politischer Beleuchtung" (Dresden, Weise), F. Salomon „Wie England unser Feind wurde" (Leipzig, Koehler), K. Strecker „England im Spiegel der Kulturgeschichte"

Digitized by Google

(München, C. H. Beck). Diese letzte Schrift ist eine sehr gelungene Sammlung von Zitaten bedeutendster Männer. Nicht sehr schmeichelhaft für den englischen Volksgeist! Einen ähnlichen Zweck verfolgt Dr. G. Winter „Der Briten-Spiegel" (Leipzig, Zehrfeld). Eine geradezu bedauerliche Erscheinung ist das Buch Werner Sombarts „Händler und Helden. Patriotische Besinnungen" (München, Duncker & Humblot). Der ebenso geist- wie kenntnisreiche Verfasser bringt sich durch maßlose Übertreibungen schließlich um jede Wirkung. Vieles in der Schrift ist vortrefflich gesehen, aber in Superlativen ausgedrückt gleitet es ab. Die Engländer sind nicht alle „Händler" und wir Deutsche sind nicht alle „Helden". So einfach sind die Dinge nicht. Weitere Schriften über England sind: „Das Ende Englands" von K. L. A. Schmidt (Dresden, Leonhardi). Der Verfasser war längere Zeit deutscher Pastor in England. Er urteilt hart: „England hat reine Raubtierinstinkte." Trotz Demokratie habe der Bürger keinen politischen Einfluß. Elend und Trunksucht herrsche übermäßig. A. Prokſch „Englische Politik und englischer Volksgeist" (Berlin, Concordia) zitiert Ruskin: „Sorgen wir uns nicht um dieses England; in hundert Jahren zählt es zu den toten Nationen" und Kant: „Die englische Nation als Volk betrachtet ist das schätzbarste von Menschen im Verhältnis zueinander, aber der Staat gegen andere Staaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste von allen." Der Verlag S. Fischer in Berlin gibt eine „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" heraus, von denen eine Th. Fontanes Ansichten über die Engländer wiedergibt unter dem Titel „Der englische Charakter heute wie gestern." Ein glücklicher Gedanke! Fontane war lange in England und hat Land und Leute geliebt. Freilich sein kritischer Blick hat sich nicht trüben lassen. Manches von dem, was er gesagt hat, wirkt heute geradezu verblüffend. Eine glänzende Schrift ist „England und Wir" von Wilhelm Dibelius (Hamburg, Friedrichsen). Hier spricht ein gründlichster Kenner englischer Kultur, dabei ein glühender Patriot. Diesen seinen patriotischen Standpunkt kehrt er kräftig hervor. Aber er ist von jeder inneren Feindseligkeit frei: „Kein Krieg und keine häßliche Haltung der offiziellen englischen Politik gibt uns das Recht, den ehrlichen Idealismus englischer Privatpersonen zu verdächtigen." Der Verfasser legt die englischen Charakterzüge und die englische Geistesverfassung aufs glänzendste dar. Was er da sagt, gehört zu dem besten, was über diesen Gegenstand je gesagt worden ist. Den Schluß seiner Rede kann ich mir nicht versagen, herzusetzen: „Wogegen wir jetzt kämpfen, ist nicht das große England, das wir lieben und schätzen gelernt haben, sondern das kleine England des nationalen Hochmutes, des niedrigen Krämertums und der puritanischen Heuchelei, das kleine England, gegen dessen Häßlichkeit niemand so hart gekämpft und niemand so laut gescholten hat als die großen Vertreter der englischen Kultur selbst. Wir kämpfen in diesem uns aufgezwungenen Krieg nicht gegen die englische Kultur, sondern gegen die Unkultur, die unter englischer Flagge segelt und gegen den Napoleon der Meere. Wir kämpfen nicht gegen das Volk Shakespeares, Miltons und Carlyles, nicht gegen das Volk, das auswärtigen Ländern europäische Kultur gebracht und selbst am eisigen Südpol die Spuren germanischen Wage- und Opfermutes hinterlassen hat. Aber wir kämpfen gegen den Krämergeist, der die Leichen

Digitized by Google

von Tausenden der besten Söhne des Kontinents mit kaltem Egoismus als englischen Nationalprofit bucht. Wir kämpfen gegen den Geist der Heuchelei, der serbische Bombenhelden, marokkanische Riffpiraten und schlitzäugige Mongolen zum Kampf für europäische Gesittung und europäische Freiheit heranführt und unser Volk, das Volk des mehr als vierzigjährigen Friedens, der ganzen Welt als Friedensstörer verlästert. Wir kämpfen gegen den Geist der Überhebung, der aus dem freien völkerbindenden Ozean die argwöhnisch gehütete Domäne einer einzigen Nation zu machen begehrt. In diesem Kampfe fechten wir für den europäischen Fortschritt gegenüber Kulturformen und Ansprüchen der Vergangenheit, drum wird es uns doch gelingen — und wenn die Welt voll Teufel wär!"

Von geradezu klassischem Wert ist Eduard Meyers „England" (Stuttgart, Cotta). Ein Buch, würdig des großen Historikers. Trübselig berührt es, daß er im Schlußkapitel dem wissenschaftlichen Internationalismus wenig Zukunft prophezeit. Von besonderem Interesse sind gewisse geschichtliche Analogien aus der antiken Zeit. Ein sehr tüchtiges Buch „Englands Weltherrschaft und der Krieg" (Leipzig, Teubner) hat einen geographischen Fachmann zum Verfasser, Professor A. Hettner. Es ist sehr zu empfehlen. Ein mehr agitatorisches aber stoffreiches Buch heißt „Sturm auf England" (München, G. Müller). In der Form eines offenen Briefes an einen Engländer sucht Otto Arndt „Wir und die Engländer" (Berlin, Politik) Englands Unrecht nachzuweisen. Eine heftige Schrift gegen England aus dem Jahre 1881 von einem hohen russischen Militär gibt G. Müller in München unter dem Titel „Engländer über England" heraus. Franz Oppenheimer hat die Einleitung geschrieben. Derselbe Verlag gibt einen anderen Neudruck heraus: „England in seiner tiefsten Erniedrigung." Das Original erschien 1806. Eine Schrift, die man nicht übergehen darf. Hierher gehören auch Hans H. Rost „Deutschlands Sieg und Irlands Hoffnung" (aus der Sammlung „Der deutsche Krieg", Stuttgart) und die besonders geistvolle Schrift „Die Hoffnung des Iren" von Ch. F. Weiser (Gotha, F. A. Perthes).

Dankenswert sind einige Übersetzungen aus dem Englischen, weil sie uns unverfälschten englischen Geist geben. So: „Die Achillesferse Englands." Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von Th. Schiemann (Berlin, Georg Reimer). Dann: „Krieg dem deutschen Handel". Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands Handel und Industrie. Übersetzung des Werkes: The War on German Trade. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Anton Kirchbach (Leipzig, Zehrfeld). Endlich: „Englands Furcht und Haß." Übersetzung des Werkes: Germany and England von Robert Blatchford. Mit einer Einführung von G. Goldstein (Leipzig, Zehrfeld). Das sind drei sehr belehrsame Bücher.

Von eindringlicher Bedeutung sind Schriften, die sich mit der polnischen und ukrainischen Frage beschäftigen. Ein Pole, W. Feldmann, schreibt mit ruhiger Besonnenheit ein Büchlein „Deutschland, Polen und die russische Gefahr" (Berlin, Curtius). Er tritt natürlich für die Aufrichtung eines selbständigen Polens ein. Mit der besonderen kleinrussischen Frage beschäftigen sich drei Broschüren: „Der Krieg, die Ukraina und die Balkanstaaten" von Dr. L. Cehelski, „Ein Überblick der Geschichte der Ukraina" von M. Hruschewskyj (beide Wien,



Digitized by Google

Bund zur Befreiung der Ukraina). „Ukrainische und russische Sprache", herausgegeben und verlegt vom Allgemeinen Nationalrat. In demselben Verlage erschien „Ukraina und die Ukrainer" von Dr. Stefan Rudnyckyj; ferner „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland" von Dmytro Donzow (Berlin, Kroll). „Die Ukraine und der Krieg. Denkschrift des Bundes zur Befreiung der Ukraine" (München, Lehmann). „Rußlands Fremdvölker, seine Stärke und Schwäche" von Ekkehard Ostmann (München, Lehmann). „Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands" von Dr. Eugen Lewicky (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Diese kleinen Schriften geben eine gute Einführung in die ukrainische Frage, die für Rußland und für die Kleinrussen eine Lebensfrage ist. Zu diesen Schriften gehört K. Nötzel „Der entlarvte Panslawismus und die große Aussöhnung der Slawen und Germanen" (München, Hans-Sachs-Verlag) und „Die Unabhängigkeit der Ukrainer" (ebenda). Er tritt mit guten Gründen für die geistige Kulturgemeinsamkeit der Deutschen und der Westslawen ein. Mit Rußland beschäftigt sich auch „Die uralte Sphinx" von Carl Hauptmann (Leipzig, K. Wolff). Dagegen ist wieder ein tolles Zukunftsbild, das R. Theuden entwirft: „Was muß uns der Krieg bringen?" (Berlin, Concordia). Auch diese Schrift ist bei Beginn des Krieges erschienen. Jeder dieser Zukunftspropheten ist ein Narr auf eigene Faust. Theuden wird offenbar nicht früher locker lassen, als bis Deutschösterreich an das Deutsche Reich angegliedert ist! Hier ist einzufügen: „Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik" von Dr. R. Sieger, Prof. der Geographie. Eine Schrift von bleibendem Werte.

Die belgische Neutralität behandelt Waxweiler, „Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?" (Zürich, Füßli). Der Verfasser, ein Belgier, sucht den Nachweis zu führen, daß Belgien schuldlos sei. Er tut dies ruhig und sachlich; freilich sieht man, daß seine Objektivität mühsam erkünstelt ist, denn am Ende seiner Schrift stellt er die „bekannten" Grausamkeiten der Deutschen in Belgien kritiklos zusammen. Nicht über die Neutralität, aber über die Zukunft Belgiens spricht K. Berchling. „Das belgische Problem" (Hamburg, Friedrichsen). Er gibt eine gute Übersicht über die Sprachenverhältnisse in Belgien. Er wünscht keine Annexion Belgiens, sondern dessen Selbständigkeit, aber strenge Scheidung des flämischen und wallonischen Landesteiles. In einem gewissen Zusammenhange mit dieser Schrift steht eine andere: „Vlaamsch und Hochdeutsch stammverwandt Wie die recht' und linke Hand. Kunst- und kulturgeschichtliche Randbemerkungen mit politischem Beigeschmack" von Georg Hirth, (München, Jugend). Der Verfasser spricht fesselnd über den sprachlichen und kulturellen Zusammenhang der Deutschen und Flamen. Vortrefflich unterichtet: „Sprachverhältnisse und Sprachgrenzen in Belgien und Nordfrankreich" von Th. Deneke (Hamburg, Friedrichsen). Richard Graßhoff antwortet in „Belgiens Schuld" (Berlin, G. Reimer) Waxweiler erschöpfend. „Die belgische Neutralität" behandelt auch R. Frank (Tübingen, Mohr). Eine ausgezeichnete Schrift ist Ulrich Rauschers „Belgien heute und morgen" (Leipzig, Hirzel). Mit „Belgien" als Kulturland beschäftigt sich W. Hausenstein (München, G. Müller). Es bietet auch zwanzig schöne Abbildungen.

Digitized by Google

Eine eigene Gruppe bilden diejenigen Schriften, die sozusagen moralischer Natur sind. Meist gedruckte Vorträge, die den Zweck haben, aufzurichten, zu begeistern. Zu den letzten dieser Art gehören „Deutsche Reden in schwerer Zeit" (Berlin, C. Heymann), schon in drei Bänden gesammelt. In dieser Sammlung finden wir eine Reihe der besten Namen unserer Gelehrtenwelt wie Wilamowitz-Moellendorf, A. Harnack, A. Riehl, F. v. Liszt und andere. Es ist ein Ruhm für uns, daß da lauter wirkliche Kulturmenschen sprechen, denen Chauvinismus fremd ist. Ich möchte überhaupt bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die deutsche Kriegsliteratur im allgemeinen frei ist von der Fülle der Gemeinheiten, die uns aus der feindlichen Presse bekannt wird. Ein Matin und eine Daily Mail ist in Deutschland undenkbar. Dies festzustellen, ist nicht „Selbstgerechtigkeit"; wir sind uns selbst gegenüber so reichlich kritisch, daß wir auch einmal etwas sagen dürfen, das uns zur Ehre gereicht. Alle diese moralischen Schriften, wie ich sie genannt habe, sind durchaus von Ernst und Würde getragen und frei von Ausbrüchen unbeherrschter Haßgefühle. Man nehme die Schrift A. Dorners her: „Politik, Recht und Moral mit Bezug auf den gegenwärtigen Krieg" (Stuttgart, Spemann). Sie gipfelt in dem Satze: „Es ist die Aufgabe der deutschen Nation, den anderen Nationen ein leuchtendes Beispiel zu geben, wie die Macht in den Dienst des Rechtes gestellt werden kann." Selbst W. Bonsels „Das junge Deutschland und der große Krieg" (München, Schmidkunz), der sehr kriegerisch und selbstbewußt ist, wird nie gemein. H. Kraus „Der gegenwärtige Krieg vor dem Forum des Völkerrechts" (Berlin, Guttentag) tritt für den Fortbestand des Völkerrechts ein, und wehrt nur kräftig die Lügen ab, die über die angeblichen Völkerrechtsbrüche Deutschlands vorgebracht werden. Der alte W. Wundt „Über den wahrhaften Krieg" (Leipzig, Kröner) spricht ruhig und würdig. Kurt Engelbrecht „Der Deutsche und dieser Krieg" (Berlin, Hofmann), legt das Hauptgewicht gegenüber der Überschätzung der Industrie und Technik auf das innere Leben. Für E. Troeltsch „Unser Volksherr" (Heidelberg, Winter) ist das höchste der „tiefste göttliche Lebensinhalt unserer Nation". K. Sell „Recht und Würde des Krieges" (Bonn, Cohen) sagt: „Deutschland hat niemals um nackte Herrschaft gefochten, es hat auch niemals um Geld und Geldeswert Kriege begonnen". Ein schöner Vortrag Ernst Horneffers „Der Krieg und die deutsche Seele" (München, Reinhardt) klingt aus in die Worte: „Selbst frei werden wir die Lebensrechte der anderen Völker achten, wenn sie uns freie Bahn gewähren?" Und in einer Rektoratsrede Albert Kösters „Der Krieg und die Universität" (Leipzig, Inselverlag) heißt es: „Wir führen den Krieg ‚nicht wie früher um unserer politischen Befreiung oder Einigung willen, nicht nur für unseren Schutz, unsere Weltstellung, unsere Existenz: wir führen ihn zugleich für die höchsten sittlichen Güter, die nicht uns allein, sondern der ganzen Menschheit gehören". Rudolf von Delius „Die Eigenarten des deutschen Geistes" (Stuttgart, Die Lese) sagt, ausdrücklich den deutschen Universalismus hervorhebend: „Deutschland ist das Pantheon, in dem sich das beste aller Völker versammelt und geehrt wird." E. Troeltsch stößt im „Wesen des Deutschen" (Heidelberg, Winter) in dasselbe Horn: „Nie werden wir aufhören, aus der gemeinsamen Grundlage des ganzen Europäertums, der



Digitized by Google

Antike und dem Christentum, zu schöpfen, nie werden wir verlernen, aus dem Austausch der Geister den eigenen zu bereichern, sobald dazu wieder irgend die Möglichkeit geboten wird. Aber wohl wollen wir aus diesem Kriege und dem Erlebnis dieses Kulturkampfes lernen, daß jedem Volk durch seine Art und geschichtliche Lage die Sonderart seines Geistes gesetzt ist und daß nur in der bewußten Selbstbegrenzung die Tiefe und Fruchtbarkeit seines Wesens entfaltet werden kann." Wahrhaft goldene und friedfertige Worte. Oder man lese die kleine Schrift „An die deutsche Jugend im Weltkriegsjahr 1914" von Eugen Kühnemann (Leipzig, Köhler). Eine Schrift voll hinreißendem Idealismus voll herzlichster Wärme. Kein Wort, keine Spur von Haß: „Ihr werdet in der Feindschaft nicht die Liebe für die bessere Seele des Feindes vergessen." „Dies ist die tiefste deutsche Art in allem, was Menschenantlitz trägt, und in jeder Volksart eine eigene Gestalt der Menschheit und in ihr eine Offenbarung Gottes zu lieben. Das Reich der verstehenden Menschenliebe ist das Reich des deutschen Geistes." In diese Gruppe gehört wohl auch eine warmherzige, echt deutsche und deshalb ganz unchauvinistische Schrift Walter von Molos „Deutsch sein heißt Mensch sein, Notschrei aus deutscher Seele" (Berlin, Schuster & Löffler) und ein kleines Büchlein: „Deutsches Volkstum, Bekenntnisse deutscher Helden und Denker" (Jena, Diederichs). Es stellt Worte Fichtes, Arndts, Treitschkes, Bismarcks, de Largardes und Langbehns zusammen und spiegelt echten deutschen Geist wider. Hierher gehört auch „Die deutsche Erhebung von 1914, Vorträge" von Friedrich Meinecke (Stuttgart, Cottas Nachf.). Es sind hier acht Aufsätze zusammengestellt, die durchweg nationale Fragen in würdiger ruhiger Weise erörtern. Hierher gehört auch Karl Lamprechts „Deutscher Aufstieg von 1750 bis 1914. Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart". (Gotha, J. A. Perthes) und „Zur neuen Lage" (Leipzig, Hirzel). Der berühmte Geschichtschreiber, der uns jetzt so plötzlich gestorben ist, gibt einen verdienstlichen Geschichtsabriß. Freilich irrt er in dieser letzten Schrift bezüglich des gegenwärtigen Krieges in gewissen Voraussetzungen. Hier war der Wunsch der Vater der Gedanken. Leider haben die kleineren germanischen Staaten uns gegenüber nicht jene Stellung eingenommen, die Lamprecht voraussagen zu können glaubte. Als ein besonders hervorragendes Zeugnis deutscher Geistigkeit ist hervorzuheben: „Der Tag des Deutschen" von Paul Natorp (Hagen i. W., Rippel), ein Büchlein, auf das wir geradezu stolz sein können. Dasselbe gilt von der Universitätsrede G Simmels „Deutschlands innere Wandlung" (Straßburg, Trübner).

Auf einzelne Schriften, die sich nicht einer Gruppe einfügen, sei noch hingewiesen. Da ist vor allem „Zum Weltvolk hindurch" (Stuttgart, Engelhorn) von Paul Rohrbach. Das Buch ist bedeutend und zum Teil noch vor Ausbruch des Krieges geschrieben. Die „Kriegsaufsätze" von Chamberlain, deren erster Teil schon in den Süddeutschen Monatsheften gewürdigt worden ist (München, Bruckmann) sind durch eine zweite Folge vermehrt worden. Es tut wohl, einen Engländer von Geburt in so sympathischer Weise über deutsches Wesen sprechen zu hören. Eine Kenntnisnahme verdient auch „Wir verleumdeten Elsässer" von E. J. D. Kleber (München, Lehmann). Dazu ist zu nennen „Das

Digitized by Google

deutsche Elsaß" von F. Lienhard (Sammlung: Der Deutsche Krieg). „Der Krieg hat mit einem Male das latente deutsche Nationalbewußtsein der Elsässer entbunden." Aus A. Osterrieth „Ursachen und Ziele des europäischen Krieges" (Berlin, Puttkammer) seien einige Sätze angeführt: „Eine vollständige Vernichtung der einen oder anderen Mächtegruppe ist unmöglich." „Der Schwerpunkt Rußlands liegt in Asien." „Europa ist ein Gemeinwesen, das nach Rasse, Kultur und Geschichte eine Einheit bildet." Ein pikantes Buch ist „Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten" von Dr. Werner Klette (München, Delphin-Verlag). Es sind 75 Karikaturen beigegeben. Eine verdienstliche „kurze Darstellung unserer geschichtlichen Beziehungen zu den Mächten" gibt G. Egelhaaf: „Deutschland und die Mächte" (Stuttgart, Die Lese). Hugo Schuchardt, der bekannte Romanist, nimmt in „Deutsch gegen französisch und England" (Graz, Leuschner) Stellung für ein bewußtes Deutschtum.

Mit Ausblicken in die Zukunft befassen sich einige bemerkenswerte Schriften: „Volk oder Staat" von H. Potthof (Bonn, Marcus & Weber), „Der Krieg und das Christentum" von H. Scholz und „Unsere zukünftige Volkserziehung" von Th. Scheffer (beide bei F. A. Perthes, Gotha). „Von der Verheißung des Krieges" von Th. Tapper (München, G. Müller) und „Der neue Dreibund" von F. Köhler (München, Lehmann).

Eine ausgezeichnete Studie ist: „Über den National-Charakter der Franzosen und dessen krankhafte Auswüchse (die Psychopathia gallica) in ihren Beziehungen zum Weltkrieg" von Dr. L. Loewenfeld (Wiesbaden, Bergmann). „Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille" von dem Präsidenten des Reichsversicherungsamtes Dr. P. Kaufmann (Berlin, Kaufmann) ist eine enthusiastische Verherrlichung des Versicherungsgedankens. Der Verfasser gibt sich nur bedauernswerten Illusionen hin, wenn er meint, daß „in dem herrlichen vaterländischen Aufschwung für Klassenhaß und politische Leidenschaften kein Raum mehr" sei, wenn er hofft, daß es mit der Sozialdemokratie aus sei. Ein Irrtum, der leider sehr verbreitet zu sein scheint. Dafür gibt auch eine Schrift E. Belgers „Die Sozialdemokratie nach dem Kriege" (Berlin, Concordia) einen starken Beleg. Der Verfasser war früher Generalsekretär des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie. Man sollte denken, daß ein Mann in dieser Stellung doch einigermaßen in das Wesen und in die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie eingedrungen sei. Aber davon ist keine Rede. Er hat sie nie verstanden. Nur unter dieser Voraussetzung kann man seine geradezu törichten Ausführungen verstehen. Gegen das Eingreifen Rumäniens an der Seite der Ententemächte wendet sich eine mit guten Gründen ausgestattete Schrift „Was soll Rumänien tun?" (Berlin, Curtius). Ebenso verteidigt Virgilio Scattolini „Unsere Pflicht gegen Deutschland" (Braunschweig, Westermann) die Neutralität Italiens und ist Deutschland sehr sympathisch. Drei Reden von R. v. Kralik „Die Entscheidung im Weltkrieg" (Wien, Holzhausen) zeigen den Verfasser als einen schwarzgelben Patrioten, der durch seinen Übereifer der von ihm vertretenen Sache nicht sehr nützt. Die Broschüre „Die Wahrheit über den Krieg" (Berlin, Mittler) gibt eine gute, wirklich

Digitized by Google

objektive Darstellung. Das Buch eines Schweizers „Die Frucht des Weltkrieges" von A. Saager (Stuttgart, Lutz) ist sehr deutschfreundlich und hofft auf einen europäischen Friedensbund. Denselben Gedanken vertritt H. Mühlstein „Deutschlands Sendung" (Weimar, Kiepenheuer). Er nennt den deutschen Geist den „Geist der ethischen Autonomie und der leidenschaftlichen Gerechtigkeitsliebe". K. Rathgen erinnert in „Deutschland, die Weltmächte und der Krieg" (Hamburg, Friedrichsen) an die Tatsache, daß in dem „demokratischen" England eigentlich nur ein kleiner Kreis regiert. A. Redlich gibt in seinem Büchlein „Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) eine lichtvolle Darstellung der diplomatischen Entstehungsgeschichte des Krieges. Eine sehr gute Darstellung der unmittelbaren Ursachen des Krieges und der allgemeinen politischen Verhältnisse vor dem Kriege gibt Graf Julius Andrassy: „Wer hat den Krieg verbrochen?" (Leipzig, S. Hirzel). Das ist die Stimme eines Politikers. Die eines naiven Staatsbürgers frisch und lebendig tönt aus der Schrift „Völkerkrieg! Österreichische Eindrücke und Stimmungen" von Adam Müller-Guttenbrunn (Graz, Moser). „Im Krieg in Paris" von C. A. Bratter und „Randglossen zum französischen Gelbbuch" (beide: Berlin, Concordia) lesen sich gut. P. J. Heinsius „Wilhelm II. Friedenskaiser oder nicht?" (Leipzig, Born) weist nach, was eine bekannte Tatsache ist, daß der Deutsche Kaiser alles getan hat, um den Frieden zu erhalten. Noch seien die vortrefflichen Kriegsalmanache des Insel- und des Xenien-Verlages erwähnt. Wenig erfreuliche Erscheinungen der Kriegsliteratur sind Bücher, wie die bei Zehrfeld in Leipzig erschienenen: „Die belgischen Greueltaten gegen die Deutschen, Der Franktireurkrieg und Die Verwendung von Dumdumgeschossen im Kriege 1914" und „Am Pranger. Der Lügenfeldzug unserer Feinde. Eine weitere Gegenüberstellung deutscher, englischer, französischer und russischer Nachrichten, u. a. der W. T. B.-, Reuter-, Havas- und P. T. A.-Telegramme über den Weltkrieg 1914/15." Von Reinhold Anton. Schon die Titel lassen Schlimmes ahnen. Der Inhalt ist empörend. Empörend ist, was unsere Feinde über uns zusammenlügen, empörend aber ist es, wenn man glaubt, Lügen mit Lügen beantworten zu müssen. Zum Glück sind solche Schriften in Deutschland ganz vereinzelt. Es gibt natürlich, glücklicherweise in geringer Zahl, Bücher, die von Verrückten geschrieben zu sein scheinen. Ein solches ist „Der Siegespreis (Westrußland deutsch). Eine politische Denkschrift" von Adolf Bartels (Weimar, Roltsch). Das Vorwort ist vom 20. August 1914 datiert, als der Krieg noch nicht drei Wochen im Zuge war. Unser lieber Bartels annektiert, daß es nur so paschi. Ganz Polen und ein gut Stück noch von Westrußland muß Deutschland nehmen. Sorge machen ihm, dem alten Antisemiten, die vielen Juden. Aber er ist nicht faul, er weist sie aus. Das alles ordnet er mit leichter Eleganz, ohne viel Kopfzerbrechen. In ähnlichen Gedankengängen, wenn auch viel maßvoller, ergeht sich J. Marbod in der Schrift „Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges" (Berlin, J. Springer). Er will Boden im Osten erwerben und ihn dadurch deutsch machen, daß man die polnische Bevölkerung im Osten Westrußlands ansiedelt und auf den westlichen Teil deutsche Ansiedler aus Rußland zieht. (Warum eigentlich nicht? D. Red.)

Digitized by Google

Bücher allgemeiner Natur von Interesse sind u. a.: „Das deutsche Soldatenbuch" (Berlin, Deutsche Bibliothek), das für die Schützengräben bestimmt ist und eine Reihe von Beiträgen angesehener Männer ohne Unterschied der Parteirichtung enthält. Sehr hübsch ist „Der deutsche Soldat vom Germanen bis zum Feldgrauen" von M. Krell (Berlin, E. Reiß). „Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von R. Dehmel und K. Bleibtreu", herausgegeben von K. Quenzel (Leipzig, Hesse & Becker). Das Buch ist mit Bildern nach Originalaufnahmen geschmückt. „Hundert Briefe aus dem Felde" (Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt). „Gegen Frankreich und Albion" von A. Fendrich (Stuttgart, Franckh). Es ist eine Geschichte der Schlachten bis zum Falle von Antwerpen, frisch, lebendig, aber, wie mir scheint, etwas zu hitzig und zu unkritisch. Heute kann ja eine völlig wahrheitsgemäße Geschichte des Krieges und der Schlachten noch nicht geschrieben werden. Immerhin ist das Buch anregend zu lesen. Sachlich wertvoller und von bleibender Bedeutung sind die bisher erschienenen vier Bände von E. Buchner, Kriegsdokumente (München, A. Langen). Das Werk wird wohl fortgesetzt werden. Lebhaft, aber doch nicht beschränkt tritt Prof. Dr. Schwering in der „Literarischen Fremdherrschaft in Deutschland" (Münster i. W., Borgmeyer) für die Pflege deutscher Kunst und für ästhetische Selbstbesinnung ein. „Unser gemeinsamer Krieg" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) ist der Titel einer Schrift, die von E. Moraht, einer der allerbesten Kriegsberichterstatter, verfaßt ist. Abwehrschriften sind: „Neutrale und Feinde" und „Das Gewissen der Feinde", beide von A. Paulukat (beide Vaya-Verlag, Halle a. S.). In derselben Richtung ist bedeutend und wichtig: „Professor Bedier und die Tagebücher deutscher Soldaten" von K. Larsen (Berlin, G. Reimer). J. v. Pflugk-Hartung gibt eine Erzählung des Krieges unter dem Titel „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" heraus (Berlin, S. Mittler).

Eine Schrift von besonderem Charakter ist „Der Krieg. Eine Schicksalsstunde des jüdischen Volkes". Von Wlad. W. Kaplun-Kogan. Mit einer Karte des jüdischen Ansiedlungsrayons in Rußland (Bonn, Marcus & Weber). Hier erhebt sich eine nationaljüdische Stimme, die aus tiefster Überzeugung für den Sieg der Zentralmächte eintritt und mit ihm auf die Erlösung des Judentums vom drückenden Joch der russischen Gewaltherrschaft erhofft. Hieher gehört auch eine hochinteressante Veröffentlichung: „Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden", herausgegeben von Dr. Eugen Tennenbaum (Berlin, Neuer Verlag). Sie legt ein ehrenvolles Zeugnis für die vaterländische Gesinnung der deutschen Juden ab und ist auch sonst nationalpsychologisch von erheblicher Bedeutung.

Ich schließe ab mit einem Friedensbuche: „Um den Völkerfrieden" von H. Lhotzky (Stuttgart, Die Lese). Der Krieg ist ja nicht Selbstzweck. Wir alle wollen den Frieden. Wir wollen ihn für uns und für die andern. Wir wollen niemanden unterdrücken; „wir sind das einzige Volk, das fähig ist, den andern gelten zu lassen in seiner Eigenart." Aber wir wollen auch die unsere behaupten. Wir wollen einen Frieden, der uns für die Zukunft Ruhe verbürgt.

Nun seien noch einige Worte der dichterischen Kriegsproduktion gewidmet. Die Erzeugung ist der Menge nach unermeßlich, der Güte nach nicht allzu

Digitized by Google

reichlich, obwohl einiges Leben haben wird. Vor allem sind jene Sammlungen hervorzuheben, die altes, für unsere Zeit passendes dichterisches Gut wieder dargeboten hat. Zu diesen gehören „Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder", herausgegeben von Karl Quenzel und „Zu Schutz und Trutz, eine Sammlung ernster und heiterer Kriegsdichtungen in Poesie und Prosa", herausgegeben von Karl Fischer (beide Leipzig, Hesse & Becker), eine kleine, aber besonders hübsche Auswahl „Deutsches Herz, verzage nicht!" Zusammengestellt von O. J. Mehl (Leipzig, Schloeßmann) und ein besonders schön ausgestattetes Buch „Standarten weh'n und Fahnen. Lieder aus großen Tagen", ausgewählt von R. Geheeb (München, Langen). Alte und neue Lieder bringen die kleinen Büchelchen „Empor, mein Volk", „Ein Hühnlein woll'n wir rupfen", „Deutsches Herz, verzage nicht", „Wohlauf, Kameraden", „Der Kampf", „Die Heimat" (alle bei Diederichs in Jena), sechs Hefte „1914 der Deutsche Krieg im deutschen Gedicht" (Berlin, Morawe & Scheffelt), in denen Julius Bab die besten in der Zeit währenden Krieges gedichteten Lieder zusammenstellen wollte. Sehr nett ist ein Heft der „Insel-Bücherei": „Der alte deutsche Kriegsgesang in Worten und Weisen".

Ich folge einem Herzensbedürfnisse, wenn ich noch ein ganz kleines Gedichtbändchen besonders erwähne. Es stammt von einem Proletarier, der in Frankreich gekämpft hat. Es sind nur 15 Gedichte, aber das letzte, „Bekenntnis", halte ich für eines der schönsten, das in diesen Kriegstagen geschrieben wurde, eines, das den Krieg lang überdauern wird. Mit ihm will ich diesen Bericht schließen:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir freudig fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland.

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefverdeckt,
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus
Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum
Deutschland.

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.
Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war,
Denk es, o Deutschland.

(Abgeschlossen im Herbst 1915.)

Digitized by Google

# Über Michel Angelo's spätere Plastik.

Von Adolf v. Hildebrand.

Auf die Bemerkung so vieler, daß die Stellung der vier Figuren in den Mediceer-Gräbern von Michel Angelo keine ganz natürliche sei, wende ich ein, daß dies wenn auch an sich richtig, dabei gar nicht in Frage kommt.

Für den Bildhauer ist die Stellung seiner Figur die entscheidende Frage. Einmal muß sie architektonisch eine Seheinheit (Problem der Form) bilden, dann als organischer Zusammenhang lebendig sprechen und drittens als Lebensvorgang natürlich entstehen. Diese sind die drei künstlerischen Forderungen, die sich in der Stellung treffen oder decken sollen.

Mit der letzteren haben wir es hier speziell zu tun.

Eine Stellung entsteht aus einer Bewegung, also irgend einem Handeln. Die Figur tut dies oder jenes und ihre Stellung drückt dieses Tun aus oder ist Geste irgendeines inneren Vorgangs. Bei allen antiken Statuen etc. drückt die Stellung irgendeine einfache Handlung aus, ein Stehen, Liegen oder Gehen, ein Kämpfen, Greifen oder Tragen usw. oder aber verursacht durch einen seelischen Vorgang, wie z. B. ein Abschiednehmen oder Trauern wie bei den Grabreliefs in Athen. Das Wesentliche all dieser Stellungen ist, daß sie durch irgendeine Bewegung natürlich entstanden und durch irgend einen Vorgang bedingt und mehr oder weniger fest bestimmt sind, je nach dem Reichtum der Möglichkeiten, die der Vorgang zuläßt. Die Stellung muß der natürliche Ausdruck und das verständliche Ergebnis des Vorgangs sein.

Es ist klar, daß bei symbolischer Bedeutung, die einer Figur untergelegt werden soll, wie z. B. bei einer Justitia, es sich auch nur um eine solche Bewegung eines Vorgangs handelt, denn für solch gedankliche Assoziation muß erst eine bezeichnende Handlung gefunden und benutzt werden, um sie zu verdeutlichen.

Wie bei der Antike sind auch die früheren Figuren von Michel Angelo Stellungen irgendeiner Handlung. So die Pieta, Bacchus, David, Christus, die kauernde Figur in Petersburg und die in London, auch der Moses.

Nun aber war bei Michel Angelo das Interesse am Organismus und dessen direktem Lebensausdruck ein ganz unbändiges und es galt dies nicht nur der Beobachtung nach dem Leben, sondern das anatomische Studium führte ihn als neue Erkenntnisquelle seiner Zeit zu einer unendlich gesteigerten Formensprache des menschlichen Körpers. Es war jetzt möglich, auch von innen heraus den Körper konstruktiv selbständig entstehen zu lassen und so zu der äußeren Erscheinung folgerichtig und zwingend zu gelangen. Zu der bisherigen natürlichen, sozusagen naiven künstlerischen Erkenntnis des organischen Baus, wie sie die Beobachtung des Lebens

Digitized by Google

direkt mit sich bringt, tritt nun all der innere notwendige Zusammenhang, der die äußere Erscheinung begründet und bereichern kann.

Freilich trägt solch anatomisches Studium und solcher Erkenntnis-Besitz auch eine Gefahr in sich, denn die Unschuld der Natur, insofern bei ihr der anatomische Zusammenhang nur ganz indirekt an die Oberfläche kommt, verschwindet mit der anatomischen Betonung. An Stelle der natürlichen verschleierten Formgebung tritt leicht eine nackte Tatsächlichkeit des konstruierenden Wissens.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen läßt sich aber verstehen, welche reiche Welt das anatomische Ergründen zur Zeit von Michel Angelo bebedeutete und welche Selbständigkeit gegenüber der zufälligen Naturerscheinung ihm daraus entstand. Er war jetzt imstand überall den Lebensausdruck der organischen Bewegungsfähigkeit aufs äußerste zu steigern und zur Erscheinung zu bringen. Ich sage speziell Bewegungsfähigkeit, nicht Bewegung, unter der man leicht nur den äußeren Stellungswechsel der Glieder verstehen kann und die Formveränderung im einzelnen, sozusagen die innere Bewegung übersieht. Ein starker Lebensausdruck kann nun sowohl durch die Stellung allein zur Erscheinung kommen und sich deshalb schon in einer Skizze aussprechen, als auch erst durch die innere Formgebung entstehen. Der Lebensausdruck in der Stellung als Ausdruck einer Handlung ist deshalb zu trennen von dem Lebensausdruck des organischen Vorgangs an sich.

Der Bildhauer kann so eine Stellung für den einen oder andern Lebensausdruck speziell berücksichtigen und wählen und es ist verständlich, daß das starke anatomische Studium mehr zum zweiten Problem anregt. Und so besteht dann auch bei Michel Angelo der ausgesprochene Trieb, das Leben vor allem in der inneren Bewegung aufzusuchen und zum Ausdruck zu bringen. Er braucht deshalb naturgemäß Stellungen, die dazu besondere Gelegenheit geben, d. h. Anspannung der Muskeln und Biegung der Gelenke. Wie weit Michel Angelo schon früh in solch innerer Bewegung den Lebensausdruck verfolgt, zeigt sein großer David, wo er die nicht stark bewegte und geschlossene Stellung dadurch zu einer hochgesteigerten Lebenspotenz brachte.

Anderseits entwickelt sich mit der Konzeption für das direkte Schaffen aus dem Stein ebenso natürlich die Forderung möglichst zusammengedrängter Stellungen und geschlossener Gruppierung. So erwuchsen aus zwei ganz getrennten künstlerischen Gesichtspunkten ähnliche Forderungen für die Stellungsart der Figuren. Diesem künstlerischen Bedürfnis stand nun die Gebundenheit an die Stellung einer Handlung meist entgegen. Natürliche Stellungen solch gedrängten Charakters gibt es auch nicht unbegrenzte.

Zwei Figuren von Michel Angelo: der herrliche Cupido in London und

Digitized by Google

die Kauernde in Petersburg, sind solche Schöpfungen, wobei er in der natürlichen Stellung einer Handlung die Möglichkeit fand, seine verschiedenen künstlerischen Forderungen zu einigen.

So natürlich sich in diesen zwei Figuren seine Probleme einigen, so gezwungen erscheinen sie beim Moses. Hier tritt zum ersten und einzigen Male eine innere Bewegung und Anspannung als eine innerliche Geste auf, weil sie ganz mit einer natürlichen Stellung verbunden aber nicht aus ihr motiviert ist und als seelisches Apendix theatralisch wirkt. Es ist sein einziger Versuch nach dieser Richtung. Seine früheren Figuren sind sozusagen alle noch unschuldig und bleiben bei dem natürlichen Inhalt eines Vorganges. Beim David ist die innere Anspannung für das Bereithalten der Schleuder ganz natürlich, beim Moses will er durch solche Anspannung eine besondere geistige Bedeutung hineinlegen und der Eindruck wird peinlich.

Nun müssen wir aber die innere Bewegung noch näher verfolgen. Es ist selbstverständlich, daß eine starke äußere Bewegung auch starke innere Bewegung der organischen Teile mit sich führt. Aber auch bei geringer äußerer Bewegung ist eine starke innere möglich, wie es der David zeigt, dabei ist, wie schon gesagt, sowohl die Stellung wie die innere Bewegung durch denselben Vorgang motiviert und beide gehören zur Handlung.

Es gibt aber auch Körpervorgänge, die nur in einer An- und Abspannung der Muskeln und im Zusammenziehen oder Erschlaffen der Glieder bestehen, wie sie z. B. von Schmerzen verursacht werden. Vorgänge, die von einem Körperzustand ausgehen, und uns mehr aufgezwungen werden, als von uns frei entstehen, wobei wir uns leidend und nicht aktiv verhalten. Sozusagen intransitive Bewegungen im Gegensatz zu den transitiven einer Handlung. So sind sie Ausdruck eines inneren Zustandes, der gar nicht zum Handeln kommt, dieses eigentlich aufhebt. So entstehen dabei Stellungen, die nichts wollen, an sich nichts bedeuten, nur durch eine innere Anstrengung, ein inneres Seufzen geeinigt sind. Hier fand Michel Angelo einen Anschluß an die Seele, ohne in der Stellung so gebunden zu sein wie durch die Handlung, und jetzt entstehen ganz neue Stellungsmöglichkeiten. Was organisch möglich ist, steht an Drehungen und Biegungen zur freien Verfügung. An Stelle des Zusammenhanges durch eine Handlung tritt nun die Einheit eines Körpergefühls und des architektonischen Augenzusammenhanges, welcher sich selbst freimacht als künstlerisches Band. An Stelle des Dramatischen tritt ein rein Lyrisches. Es war dies eine gewaltige Umwälzung und Errungenschaft, die sich so bei Michel Angelo vollzog. Erst jetzt war er ganz zu seiner Welt gelangt, wo sich seine Kräfte künstlerisch natürlich einigten. So entstehen zuerst der Matthäus und später die vier Figuren der Mediceer-Gräber, der Sklave in Paris und der unfertige kleine David im Bargello. In allen ist das

Digitized by Google

innere Band ein rein lyrisches und ein Ausdruck tiefer Melancholie. Und wo noch ein Zusammenhang mit einer Handlung möglich bleibt, da wird dieser dem Verständnis ferngerückt und soll es sein. Darin liegt das ganze Neue und der Bruch mit der bisherigen Plastik.

Betrachten wir den beschriebenen Vorgang im allgemeinen, so sehen wir, daß ein selbstverständliches Verhältnis zur Natur, welches in aller ernsten Kunst als Grundbedingung sich geltend macht und eine allgemeine Forderung darstellt — die sogenannte Natürlichkeit — scheinbar über Bord geworfen ist, in Wahrheit aber nur eine andere Fassung erlangt. An Stelle des sonstigen Zusammenhangs der Natürlichkeit tritt ein Neues: der Begriff des Natürlichen wird erweitert und offenbart sich nach einer neuen Seite, so daß wiederum ein allgemeiner seelischer Zusammenhang entsteht, der direkt mit der Erscheinung gegeben ist — ein noch geheimnisvollerer Zusammenhang zwischen Natur und Seele. Das Wichtige dieser neuen Fassung liegt darin, daß sie nicht aktiv auftritt, sozusagen aus der realen Welt ausscheidet und dadurch alle Aufdringlichkeit verliert. In der Region der natürlichen Handlung zieht jede Darstellung eines seelischen Vorgangs, der nicht ganz selbstverständlich mit der Erscheinung zusammenhängt und sich mit ihr deckt, vom Augenerlebnis ab in geistige, sozusagen dichterische Regionen und entfernt sich aus der Welt der Plastik durch Assoziationen. Damit, daß das dramatische Element der Stellung in ein architektonisch lyrisches übergeht, ist diese Gefahr ausgeschlossen und doch ein seelischer Untergrund gewonnen. In der lyrischen Sphärenwelt gibt es ja keine Trennung der Realität und Seele. Und so wirken Michel Angelos spätere Figuren wie Göttergestalten, die plötzlich zwischen dem Gewölk über uns erscheinen, von denen wir nicht ahnen was sie tun, was sie wollen — die aber umgossen von sehnsüchtigem Abendlicht — mit uns doch nahe verbunden sind.

Und wenn wir für diese künstlerische Fortentwicklung nach dem eigentlich entscheidenden Faktor suchen, so liegt er in dem Vorgang des direkten Hauens aus dem Stein im Sinn der ganzen Tragweite dieser Erschaffungsart auf die Vorstellungswelt. Wie bei der Kriegskunst die Strategie mit der Taktik rechnen muß und von ihr abhängig ist, lassen sich Michel Angelos letzte Schöpfungen und das direkte Erschaffen aus dem Stein nicht trennen. Überall trägt seine Vorstellung das Gepräge davon.

Schon von Anfang an erkannte Michel Angelo, daß für eine Marmorfigur wohl durch Wachs und Tonmodelle das Thema und der ganze Formeninhalt festgestellt und durchgearbeitet werden kann, daß aber die eigentliche Formgebung und ihre Harmonisierung so sehr mit dem Material zusammenhängt, daß diese erst beim direkten Hauen aus dem Stein entstehen kann, also neu geschaffen werden muß. Das unmittelbare Wer-

Digitized by Google

den wie beim Modellieren in Ton muß auch beim Stein errungen werden als spontanes Wort im Gegensatz zur abgelesenen Rede, so daß die Vorstellung auf jeden Hieb und wiederum jeder Hieb auf die Vorstellung wirkt.

Die hochgesteigerte Konzentration, die solches Improvisieren verlangt, machte wohl Michel Angelos höchsten Schaffensgenuß aus. Nur darf man sich nicht etwa einbilden, daß sich dies Improvisieren auf die Konzeption bezieht. Diese kann nicht genug vorbereitet und durchdacht sein durch Zeichnung und Modell als Vorstudium, um dann mit der größten Besonnenheit im neuen Zeugungsakt aus dem Marmor nach und nach auftauchen zu können. Die üblichen mechanischen Kopiermittel mußten Michel Angelo unerträglich sein und es kommen von Anfang an immer wieder Versuche des ganz freien Hauens vor, wenn auch zum Teil mißglückte. So die frühe Pietà in Palestrina, und später die Pietà im russischen Palais in Rom, bei denen das direkte Hauen keine Änderung und Besserung der Konzeption mehr gestattete und er beim Ringen um das Ganze Schiffbruch litt und wir noch an den Trümmern die Kämpfe verfolgen können. Mit dem immer konsequenteren Verfolgen seines Zieles wurde er naturgemäß auch immer besonnener, so daß ein solcher Schiffbruch nicht mehr möglich war und für die Improvisierung im Stein alle Vorstellung bereit und zur Verfügung stand. Allmählich erreicht er sein Ziel mit ganzer Macht und alles entsteht so. Wie weit ausgeführt, ob nur ausgehauen oder fertig poliert, alle Stadien der Schöpfung zeigen die fertige Lösung eines Ganzen, Vollendeten, Letzten. Man denke nur an die siegreichen Schöpfungen des Sklaven, den er nur noch knapp in den Stein gebracht hat (nebenbei gesagt, ein deutlicher Beweis des direkten Hauens aus dem Stein ohne Punktieren nach einem Modell), der Mediceer-Gräber nebst der Madonna und des kleinen David. Dann wird man auch die jetzt in der Akademie aufgestellten Fragmente der Boboli-Grotten nicht für Michel Angelos Arbeiten halten. Schon daß dieselben von allen Seiten zugleich angefangen sind, hätte eine Weiterführung unmöglich gemacht und spricht von einer gänzlich äußerlichen Absicht, die nicht auf weitere Vollendung ausging, sondern nur einen dekorativen, fragmentarischen Effekt wie für die Wirkung in den Grotten anstrebte und von irgendwelchen Künstlern gemacht wurden nach Michel Angelos Angabe.

Der neue künstlerische Inhalt, wie er sich bei Michel Angelo entwickelt hat, war die Folge der speziellen Konstellation seiner Kräfte. Als solche war es ein ganz persönliches Produkt, wenn auch von rein sachlicher, objektiver Natur und Fassung — ein notwendiges Übertreten der natürlichen künstlerischen Norm bei der letzten Entwicklung eines künstlerischen Gleichnisses für sein Innerstes. Analoges ereignet sich bei Goethes Faust in den beiden Walpurgisnächten, wo an Stelle der dramatischen Lebens-

Digitized by Google

fassung durch die Entwicklung eines innern psychischen Zusammenhangs er durch einen rein anschaulich lyrischen Vorgang eine Welt neu auftauchen läßt. Ebenso durchbricht Beethoven in seinen letzten Quartetten scheinbar die normale notwendige Einheit eines real hingestellten thematischen Gebäudes und drängt dessen konstruktives Element soweit hinter die Oberfläche, daß die Musik nur noch als ganz spontaner, unmittelbarer Ausdruck des geistigen Inhalts erscheint, aller Fesseln enthoben als willkürlichstes Naturprodukt.

Der innerliche lyrische Zusammenhang, den Michel Angelo im passiven Ausdruck der Schwermut fand, ist ganz sein Eigentum und trägt seinen Stempel. Ähnliches Wollen bei anderen wirkt deshalb als Nachahmung. Das, was dabei Allgemeingut wurde und sich weiter entwickelte, ist die Vorherrschaft des architektonischen Elementes als selbständiger künstlerischer Zusammenhang für eine Stellung im Gegensatz ihres Zusammenhangs als Ausdruck eines natürlichen Vorgangs. So sonderte sich diese künstlerische Fassung analog dem bloß sprachlichen Klang und Rhythmus eines Verses von dem sogenannten Inhalt und es entstand die vorwiegend dekorative Entwicklung des Barock. Wenn heutzutage in Frankreich Michel Angelo wieder Einfluß gewonnen hat, so bezieht sich das nur auf eine einzige Seite von ihm — auf seine Mittel des organischen Lebensausdrucks mit Wegfall aller anderen künstlerischen Elemente. Die scheinbare Nachahmung von Michel Angelos Steinbehandlung als rein äußerlicher Reiz an Stelle des wirklichen Entstehungsprozesses ist nicht ernst zu nehmen. Die plastische Erscheinungsgewalt eines Theseus vom Parthenon, die sich wie ein Augenwunder in unsere Seele senkt, strahlt von einer einfachen natürlichen Stellung aus, die an sich nicht viel erzählen will und zu erzählen braucht, immerhin einer Handlung entnommen und durch sie uns nahegerückt ist. Der künstlerische Bildzauber entsteht scheinbar von selbst und der Beschauer erlebt ihn ganz rein als Vision ohne jegliche weitere Assoziation. Wer nicht durchs Auge lebt, bleibt unberührt. Und ist mit der Erscheinung der Ausdruck eines Seelenvorgangs verwoben, wie bei den Grabfiguren in Athen oder einer Madonna von Verrochio, so ist der künstlerische Weg dazu doch kein anderer, als der der natürlichen Bewegung. Dann spricht die Erscheinung auch zu dem, der kein so starkes Augengeschöpf ist und er findet einen seelischen Anschluß an die Stimmung der dargestellten Figur.

Wenn aber bei Phidias der rein visionäre Eindruck einer Gestalt gerade durch das Fernrücken aller anderen Assoziationen und Beziehungen rein durch die plastische Erscheinung einer einfachsten natürlichen Stellung dramatisch entsteht, so kommt auch Michel Angelo auf ganz neuem lyrischen Weg zu solcher Isolierung der Erscheinungsgewalt als pure Vision.

Digitized by Google

# Fächer und Noten.

## Von Josef Hofmiller.

Das alte Gymnasium wird nach dem Krieg genau so unentbehrlich sein wie vorher; die einzige Reform, die es nicht nur verträgt, sondern braucht, ist, daß es seine Eigenart kompromißlos ausbilde. Desto reiner können dann auch die andern Schulgattungen die ihre ausdrücken.

Kein Volk kann für sich und im Wettstreit mit andern vorwärts kommen ohne eine Armee von Individuen, deren Begabung und Tätigkeitsdrang vorzugsweise nach praktischen, industriellen, wirtschaftlichen Zielen gerichtet ist, ohne zahlreiche und tüchtige technische und kaufmännische Pioniere daheim und draußen. Dementsprechend werden wir eine immer größere Zahl Handels-, Industrie-, technischer Schulen jeder Art brauchen.

Der gebildete Durchschnitt ist für die verschiedenen Seiten geistiger Tätigkeit, für Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften weder ausgesprochen einseitig begabt noch einseitig interessiert. Darum werden nach wie vor Schultypen unentbehrlich sein, die dieser Tatsache einer Durchschnittsbegabung und eines Durchschnittsinteresses Rechnung tragen, gleichviel, ob sie wie das Realgymnasium auch Latein, oder wie die Oberrealschule ausschließlich moderne Sprachen treiben. An den Berechtigungen beider Anstalten darf nicht gerüttelt werden. Der geringste Versuch, sie zu schmälern, hätte automatisch die Wiederkehr der Gymnasienüberfüllung mit all ihren unerträglichen Begleiterscheinungen zur Folge.

Weil ein Volk kein geschichtsloses Produkt von gestern auf heut ist, weil all seine Einrichtungen geschichtlich bedingt, seine ganze Kultur geschichtlich begründet ist, wird auch das modernste Volk nicht einer Schule entraten können, deren Aufgabe und Wesen es ist, ihre Schüler im und zum fruchtbaren Wiedererlebnis der Vergangenheit zu erziehen. Unsere Nation mag sich entwickeln in welcher Richtung sie will, sie wird immer Stände brauchen, die den Zusammenhang mit der Vergangenheit als etwas Lebendiges wissen und empfinden, verkünden und erhalten. Wir mögen nach dem Krieg unser Schulwesen so deutsch machen wie nur möglich, niemals werden wir, so wenig wie unsere feindlichen Nachbarn, auf eine Schule verzichten können, die bei aller nationalen Eigenart zugleich europäisch ist.

Eine jede dieser Anstalten wird um so besser sein, je reiner sie ihr Wesen und ihren Zweck verkörpert, je weniger sie nach den andern hinschielt. Der verhängnisvolle Fehler der deutschen Schulpolitik vor 1900 war, daß sie einerseits, um das gymnasiale Berechtigungsmonopol künstlich zu konservieren, auch die große Masse all der Schüler ins alte Gymnasium zwang, die sich nach ihrer Geistesart unbedingt besser für technische oder vermittelnde Anstalten eigneten, andererseits das Gymnasium nach der minderen Leistungsfähigkeit und den vermeintlichen Bedürfnissen dieser ihm aufgenötigten Besucher fortwährend ummodelte, Hauptfächer schwächte, Nebenfächer poussierte, und so das Monopol nur durch immer neue und immer stärkere Zugeständnisse an die Wesensart der nämlichen Anstalten fristete, deren Entwicklung sie durch die schroffe Beibehaltung des Monopols hintanhalten zu sollen glaubte. Mit der Zeit wurde Schulreform für Publikum und Behörden so sehr identisch mit Schulkompromiß, die Notwendigkeit

Digitized by Google

von Kompromissen so sehr zur fixen Idee, daß sie, obgleich ihre Voraussetzung, das Monopol, längst gefallen ist, immer noch fortgesetzt werden, vor allem auch deswegen, weil neue Schulpläne in Kommissionen beraten zu werden pflegen, Kommissionen ihrem Wesen nach auf Kompromisse angewiesen und nur durch fortwährendes Nachgeben und Zurückweichen unter einen Hut zu bringen sind, der meistens auch danach ist. So kommt es, daß die Einheitsschule, an sich nur als Leitfossil des Zukunftsstaats verständlich, das Wasserzeichen aller neuen Schulordnungen ist, sobald man sie gegen das Licht hält. Zu befürchten ist nur, daß es mit ihr genau so gehen wird wie mit dem Monopol: vor lauter Zugeständnissen fiel das Monopol ein, das durch sie gerettet werden sollte, und mit lauter Zugeständnissen wird die Einheitsschule kommen, die man durch sie verhindern will. Das Argument, das für sie mit ihren Gabelungen vorzugsweise ins Treffen geführt wird, nämlich die angebliche Notwendigkeit, die Entscheidung über die zu wählende Schulgattung wegen der erst später eintretenden Unterscheidung der Begabungen möglichst hinauszuschieben, ist nur ein Vorwand, da, wo nichts vorhanden ist, sich auch nichts gabeln kann. In 99 von 100 Fällen handelt es sich bei Anstaltswechsel nicht um einseitig, sondern um keinseitig begabte Jungen, die aus Standesdünkel in eine höhere Schule gezwungen werden, und schlechte Dreier in den Sprachen nur durch gute Vierer in der Mathematik ausgleichen können.

Der Grundfehler aller neuen deutschen Schulordnungen ist, daß ihnen die Unterscheidung zwischen Haupt- und Nebenfächern völlig abhanden gekommen ist. Die Stundenzahl ist nicht der Maßstab für die Wichtigkeit, die dem Fache beigemessen wird, sondern nur für die Zeit, die man für nötig hält, das jährliche Pensum zu bewältigen. Vom Turnen abgesehen, wiegen alle Noten im Ernstfall gleich schwer: mit zwei Vierern fällt ein Schüler durch, ob es sich um Latein und Griechisch, oder um Naturkunde und Geographie handelt. Damit ist tatsächlich jeder Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfach aufgehoben. Wenn wirklich und ernstlich ein solcher Unterschied gemacht werden soll, so kann er sich nur auf eine einzige Art ausdrücken: durch Benotung oder Nichtbenotung. Eine Schein- oder Halbbenotung, oder eine Benotung ohne Wirkung auf das Versetztwerden degradiert ein Fach viel mehr als Verzicht auf die Note von vornherein. Hauptfächer werden benotet, Nebenfächer werden nicht benotet. Damit werden sich alle Lehrer einverstanden erklären. Damit aber stehen wir wieder vor dem alten Jammer; denn wenn auch nicht jeder sein Fach für das Hauptfach hält, so mag doch keiner es als Nebenfach behandeln lassen, weil er dadurch sich selbst zurückgesetzt und die Aussichten für sein Fach und für seine Beförderung gefährdet erachtet. Und doch kommen wir um eine scharfe Fassung des Begriffs Hauptfach nicht herum. Versuchen wir es mit den einzelnen Schulen! Auf der Volksschule ist es einfach: Lesen, Schreiben, Rechnen. Das sind die drei Hauptfächer. Wer in irgendeinem dieser Fächer nicht genügt, muß die Klasse wiederholen. Am Gymnasium scheint es auch nicht so schwer zu bestimmen, was Hauptfächer sind: Latein und Griechisch. Die preußische Schulordnung (Erlaß vom 26. Oktober 1901, § 4) sieht noch Deutsch und Mathematik als Hauptfächer vor; sie kennt wenigstens den Begriff, wenn sie ihn auch durch ihre eigenen Bestimmungen ad absurdum führt. Denn für's Realgymnasium und die Oberrealschule sieht sie je fünf Hauptfächer vor: Deutsch, Französisch, Englisch, Mathematik und Latein (in Oberrealschulen statt Latein Naturwissen-

Digitized by Google

schaften). Aber es ist doch klar, daß eine Schule nicht fünf Hauptfächer haben kann, ohne den Schüler zu überlasten. Die preußische Schulordnung bestimmt ferner, daß ein Ungenügend in einem Hauptfache durch ein Gut in einem anderen Hauptfache ausgeglichen werden kann. Damit ist wieder der Begriff Hauptfach über den Haufen geworfen. Latein zum Beispiel ist und bleibt das Hauptfach des humanistischen Gymnasiums, und wenn ein Lateinvierer durch einen Mathematikzweier ausgeglichen werden kann, so ist nicht nur Latein kein Hauptfach, sondern auch das Gymnasium kein Gymnasium mehr.

Wessen Schulerinnerungen bis in die achtziger Jahre zurückreichen, der hat die unerfreulichen Wirkungen des Fächerehrgeizes am eigenen Leibe mitgemacht. Ich erinnere mich noch gut der Zeit, als die schriftliche Reifeprüfung auch für die Religion eingeführt und dadurch ein über die Schule hinaus wirksamer Religionsunterricht in der Oberklasse zerstört wurde. Wenn die Kirchen beider Bekenntnisse den Religionsunterricht an unsern höhern Schulen von seiner Unbeliebtheit erlösen, ihm Freiheit, Freudigkeit und Unschuld wiedergeben wollen, müssen sie vor allem das Religionsabsolutorium und die Benotung abschaffen. Dann läßt sich weiter reden. Vorher nicht. Ich bin so ketzerisch, auch fürs Deutsche die Benotung völlig überflüssig zu finden, da es mir auf der einen Seite verrückt vorkommt, einem geborenen Deutschen von Amts wegen zu bescheinigen „Deutsch ungenügend", bloß, weil er schlechte Aufsätze schreibt, andererseits durch die vielen deutschen Aufsätze dem deutschen Unterricht weit mehr geschadet als genützt wird (ich muß mich hier kurz fassen und verweise auf den Artikel „Die Not des deutschen Unterrichts", Juniheft 1910 dieser Zeitschrift). Genau so verhält es sich mit den sogenannten Memorialfächern: Geographie, Geschichte, Naturgeschichte. Entweder *haben* wir Lehrer, die so viel sind, gelernt haben und mitteilen können, daß sie auch ohne schriftliche Schulaufgaben, ohne Benotung es fertig bringen, die Schüler für fremde Länder, alte Zeiten und die Natur zu interessieren, oder wir haben sie nicht. Wenn ja, so schaffen wir getrost die Noten in diesen Fächern ab! Wenn nein, so sperren wir lieber die Bude zu und erklären unser Schulwesen für bankrott! Wenn wir heute mit allen Verbesserungen des Studiums, allen Lehramtsprüfungen, aller Schulung und Vorbereitung der jungen Lehrer, aller Didaktik, Methodik, Pädagogik das *nicht mehr* können, was die Früheren gekonnt haben, nämlich aus Freude *am* Fach den Schülern Freude *zum* Fach beizubringen, wenn es ohne Skriptionen und Noten in diesen Fächern nicht *geht*, dann ist alles Geld und alle Zeit für das Studium vergeudet. Ich lege die Hand ins Feuer, *daß* es geht, daß es sogar gut und besser geht als mit dem schwerfälligen Notenapparat. Von den Erfahrungen, die ich mit der Wirkung des Zeichenvierers an Realschulen, von den rechnerischen Kunststücken, um beim Absolutorium die getrennten Physik- und Chemienoten zu einem Gnadendreier zu vermählen, von den Prokrustesprozeduren zwecks der vom Mündlichen erlösenden Zaubersumme 2,59 (die neue Schulordnung hat mit dem Zauber erfreulicherweise aufgeräumt), soll heute hier nicht die Rede sein. Diese neue bayerische Schulordnung, deren Geist überhaupt verständig, wohlwollend und freiheitlich ist, hat mit den zwei Vorschriften: daß im Deutschen auch mündlich geprüft werden muß und daß, wer in Religion schriftlich IV hat, mündlich geprüft wird, tatsächlich die Gefahr, daß ein Schüler in einem dieser Fächer IV erhält, so gut wie illusorisch gemacht. Warum geht man nicht den vernünftigerweise beschrittenen Weg zu Ende und schafft die Prüfungsauf-



Digitized by Google

gaben aus diesen Fächern ganz ab? Wir haben früher im Schulwesen Norddeutschland zu viel nachgemacht (ein hoher süddeutscher, nichtbayerischer Ministerialbeamter hat mir bitter geklagt, es sei ein wahres Unglück, daß der preußische Oberrealschullehrplan auch für Süddeutschland vorbildlich geworden sei): wir müssen mehr Mut zu unserer Einsicht und Erfahrung bekommen. Norddeutsche Schulschriftsteller — das Norrenbergische Sammelwerk beweist es aufs neue — ignorieren das Beste unseres Betriebs hartnäckig, als ob es nicht existierte. Bavarica sunt, non leguntur. So seien wir denn so frei, als die Ersten auf einem Weg umzukehren, den wir als falsch erkannt haben, und in aller Gemütsruhe zu warten, bis die Berliner Geheimräte es uns nachmachen!

Überlegen wir uns einmal ernstlich: Ist es eigentlich nicht ein ganz ungesunder Zustand, wenn durchschnittlich kaum eine Woche vergeht, in der die Schüler nicht eine Schularbeit schreiben müssen? Es liegt in der Natur menschlicher Einrichtungen, daß ihre Mittel leicht Zwecke werden, und als solche, weil tyrannisch und absolut geworden, der Einrichtung nicht mehr nützen, sondern schaden, ja sie von innen heraus zerstören. Wie sich das Notenwesen in Deutschland allmählich entwickelt hat, ist es zu einem Unwesen geworden. Die Gewinnung von Noten stört den ordentlichen Gang des Unterrichts in einer Weise, daß Grillparzers Zweizeiler immer mehr zur bittern Wahrheit wird:

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Das Prüfen hat den Unterricht erschlagen!

Wir haben zuviel Noten, zuviel Zeugnisse, zuviel Prüfungen, — nicht nur im Schulwesen. Kommt es doch oft genug vor, daß den Verstorbenen in der Grabrede noch ihre Noten zu den Kränzen nachgeworfen werden! Das verderblichste Wort im Schulbetrieb, die Ursache der zuvielen Noten in zuvielen Fächern, und damit die Hauptursache der Überbürdung, das Unglückswort heißt: Ich muß gedeckt sein. Der Lehrer will gedeckt sein gegen die Eltern und den Vorstand, der Vorstand gegen die Eltern und das Ministerium, das Ministerium gegen die Eltern und den Landtag.

Es gibt nur eine einzige Note, die für die Hauptfächer unentbehrlich ist: das Prädikat Ungenügend. Nur einen Unterschied, der für die Schule wesentlich ist: Brauchbar oder Unbrauchbar. Damit kann man auskommen. Die neue Schulordnung hat die Zwischennoten abgeschafft, was sehr vernünftig war. Warum schafft man nicht auch die I, II und III ab? Die Zeugnisse müßten von der Tatsache ausgehen, daß Betragen, Fleiß und Fortschritte der meisten Schüler durchschnittsmäßig, normal sind, weder zu besonderm Lob noch zu besonderm Tadel Anlaß geben. Alles darüber wirklich Hinausgehende kann bemerkt werden. Die Schule kann dabei mit ihrem Urteil nicht vorsichtig genug sein: wirkliche Begabung, wirkliche Leistung zeigt sich verhältnismäßig sehr spät: wir kennen alle das Versagen der Einser- und Musterschüler im spätern Leben. Der Gegensatz zur Arbeitsschule heißt nicht Lernschule, sondern Kontrollschule.

Durch das neueste Allheilmittel, auch die mündlichen Noten jederzeit präsent zu halten, wird die Sache nicht nur nicht besser, sondern nur bedeutend schlimmer. Man stelle sich einmal alle Zufälligkeiten in der Stimmung des aufrufenden Lehrers und des aufgerufenen Schülers vor! Es ist doch sehr bedenklich, daß eigentlich die Vergleichspunkte fehlen: ob und wie nämlich die andern Schüler der nämlichen Stelle Herr geworden wären. Kein Mensch kann kon-

Digitized by Google

trollieren, wie diese mündlichen Noten gewonnen werden. Die Forderung nach Evidenthaltung der mündlichen Noten hat nicht nur fortwährende Unterbrechungen des Unterrichts zum Noteneintragen zur Folge, sondern sie zwingt den Lehrer, bei unseren überfüllten Klassen geradezu, den Schwerpunkt des Unterrichts aufs Notengewinnen zu verlegen. So gut gemeint die Vorschrift ist, so undurchführbar und schädlich ist sie in der Praxis. Schließlich läuft doch alles darauf hinaus, daß man zur Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit des Lehrers Vertrauen haben muß. Hat man es, kommt man mit der Hälfte Noten aus. Hat man es nicht, so überlege man sich, daß nichts schwerer ist, als eine Bilanz zu prüfen, und nichts leichter, als eine Bilanz zu machen.

## Herrenmode.

Nichts war ekelhafter, als das Feierlichnehmen der Männermode, wie es vor dem Krieg in Deutschland grassierte und sich als Kultur der Kleidung blähte: Hanswurste, die von Schlipsen und Röcken sprachen, als wären es Werke der Kunst oder Wissenschaft, und von Werken der Kunst oder Wissenschaft, als wären es Schlipse und Röcke. Affen, die zuerst stolz waren, einen Smoking zu tragen, und sich später etwas darauf zu gute taten, keinen Smoking zu tragen, sondern ein Dinner-Jacket. Es gab Literaten, die darüber dicke Bücher schrieben, Verleger, die den Dreck druckten, und ein Publikum, das ihn verschlang. Es riß plötzlich eine ungeheure Verachtung des Lodentouristen ein. Man durfte ein Schweinehund sein, aber man durfte keine Röllchen tragen. Wer so nützlich war wie eine Bettwanze, hielt sich für einen Halbgott, weil er kein Nachthemd benützte, sondern einen Schlafanzug, den er mit einem englischen Wort nannte, welches er nicht aussprechen konnte, weil es aus dem Indischen entlehnt ist, das er nicht verstand. Überhaupt ist der Anzug neben der Wohnungseinrichtung derjenige Teil der Bildung, der am leichtesten zu erwerben ist, und so werden die während des Kriegs reich Gewordenen an sich und ihre Mätressen alles hinhängen, was teuer ist. Ob in den übrigen Bevölkerungsklassen eine Rückkehr zur früheren Einfachheit möglich ist?

## Die Besprechung eines norddeutschen Kriegskochbuchs

in unserem Dezemberheft hat die französische und französisch-schweizerische Presse mit froher Zuversicht auf einen Abfall Süddeutschlands von Preußen erfüllt. Der *Figaro* behandelt die Angelegenheit im politischen Teil unter der Überschrift „Nord und Süd" und sagt, es sei echt *boche*, daß die Uneinigkeit beim Magen anfange. Auch der *Rappel*, wie alle andern, behandelt die Sache im politischen Teil; Überschrift: „Woran die deutsche Einheit hängt." *La Petite Gironde* hat mehr Raum als wir und bringt einen großen Artikel „Der Krieg der Würste", der beginnt: „Das Wolffsche Telegraphenbureau sagt uns nicht alles und verschweigt den Rest." *Journal de Rouen*, *Le Telegramme*, *La France Militaire* und mit ihnen das *Feuille d'Avis de Neuchâtel* bringen unter verschiedenen Titeln („Bayern protestiert gegen die Kriegsküchenzettel" u. dgl.) einen gleichlautenden Artikel, der anfängt „*Les S. M. protestent furieusement . . .*" und *L'Action Française* erzählt, daß wir die „heilige Einheit" zu brechen drohen. — Man könnte lachen, wenn Heiterkeit sich mit Verachtung besser vertrüge.



Digitized by Google

# Die Landnot.

In der Nummer vom Dezember 1915 der Süddeutschen Monatshefte ist ein Ar
tikel „Die Landnot" von Dr. Gg. Vogel, Gymnasialprofessor in München, ent
halten. Dieser Artikel ging mir verspätet zu, so daß ich erst jetzt dazu komm
Ihnen darüber zu schreiben. Es befinden sich in demselben zwei Stellen, die sic
zweifellos auf mich beziehen. Wenn ich auch nicht direkt mit Namen genannt bi
so ist es doch für jeden, der die hiesigen Verhältnisse kennt, sofort erkennbar, da
ich damit gemeint bin, denn es gibt in der Glonner Gegend außer dem meinige
kein großes Gut. Die eine dieser Stellen auf Seite 395 lautet: „Besonders bezeich
nend sind in dieser Hinsicht die Folgen der Grundbesitzanhäufung, die ein reiche
Herr bei Glonn, östlich von München, vorgenommen hat. Es wurden etwa 28 Bauern
anwesen aufgekauft, wodurch eine Abwanderung von ungefähr 300 Menschen her
beigeführt wurde (Kraft Volksgesundheit und Bodenreform, S. 14)." Die andere
Stelle auf Seite 396 besagt: „Auch bezüglich der Erzeugung der Lebensmittel ha
die Grundbesitzanhäufung empfindliche Folgen für die Allgemeinheit. So ergab
sich allein infolge der erwähnten Vorgänge bei Glonn ein jährlicher Produktions
verlust von 966 Ztr. Fleisch, 25 000 Litern Milch (nach Kraft, a. a. O. S. 14)." Da
einzige, was in diesen Behauptungen richtig ist, ist, daß ich in den 16 Jahren
seitdem ich Zinneberg in Besitz habe, eine Anzahl Gehöfte zu meinem Gute dazu
erworben habe. Da indessen das Gut in früheren Jahren, ehe es parzelliert wurde
bedeutend größer war, als es z. Zt. ist, und da diese Gehöfte größtenteils in d
Nähe des Schlosses gelegen sind, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie früh
auch zu dem Gute Zinneberg dazugehört haben und dem letzteren nur verlore
gegangen sind; allerdings läßt sich dies heutigentags leider kaum mehr nachweise
Zudem war der Erwerb dieser Anwesen zur Arrondierung und zu einer sach- un
ordnungsgemäßen Bewirtschaftung des Gutes unumgänglich notwendig.

Dagegen erschien mir die Behauptung, daß die Bevölkerung, seitdem ich Zinne
berg übernommen habe, in der Gemeinde Glonn abgenommen hat, sowie daß wäh
rend dieser Zeit in der Gemeinde weniger an Fleisch und Milch produziert würde
wie seither, von vornherein ganz unwahrscheinlich. Um der Sache auf den Grun
zu gehen, habe ich mir die Ergebnisse der amtlich stattgefundenen Volks- und Vie
zählungen in der Gemeinde Glonn verschafft, deren Resultate ich nachstehend a
führe. Dabei erwähne ich noch, daß ich im Jahre 1899 das Gut in Zinneber
übernommen habe und daß die letzte vor dieser Zeit stattgefundene Viehzählun
im Jahre 1883 und die letzte Volkszählung im Jahre 1895 vorgenommen wurd

| Volkszählung | | | | Viehzählung | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| in der Gemeinde Glonn | | | | | | | |
| im Jahre | 1895 | 1515 | Einwohner | 1883 | 1305 | Stück | Rindvieh |
| " " | 1900 | 1629 | " | 1904 | 1573 | " | " |
| " " | 1905 | 1616 | " | 1914 | 1561 | " | " |
| " " | 1910 | 1687 | " | 1915 | 1591 | " | " |

Daraus geht hervor, daß die Behauptung in den Süddeutschen Monatshefte
daß in der Gemeinde Glonn seit meinem Hinzug eine Abwanderung von 300 Leut

Digitized by Google

stattgefunden habe, unrichtig ist, es sei denn, daß eine Zuwanderung von 470 Leuten stattgefunden hat, da die Bevölkerung nicht abgenommen, sondern um 170 Leute zugenommen hat. Von dieser Zuwanderung der 470 Leute ist aber in dem Artikel nirgends die Rede. Ebenso ist die Behauptung, daß eine Minderproduktion von Fleisch und Vieh in der Gemeinde seit meiner Übernahme des Gutes stattgefunden habe, durch die Zunahme des Rindviehbestandes in der Gemeinde widerlegt.

Schließlich möchte ich noch hinzufügen, daß wenn man die Steuerumlage der Gemeinde Glonn in der Zeit vor und nach Errichtung meines Fideikommisses miteinander vergleicht, dies sehr interessante Resultate ergeben würde, die jedenfalls nicht gegen mein Fideikommiß sprechen würden, wie auch das Aussehen der Gebäulichkeiten und der Grundstücke in der Gemeinde seitdem eine wesentliche Besserung erkennen lassen. Wenn auch die Errichtung von Fideikommissen in manchen Gegenden vielleicht einige Nachteile mit sich gebracht haben mögen, so trifft dies ebenfalls für mein Fideikommiß in der Glonner Gegend nicht zu.

Freiherr Büsing-Orville.

---

## Gabriels allerneueste Einkäufe.

Unter dieser Rubrik bringt die Süddeutsche Kinematographen-Zeitung folgende „Autoren-Filme“:

Die Einödspfarre. Tragödie nach Hofrat Prof. Dr. Ohorn. 4 Akte.

Maria Magdalena. Nach Friedrich von Hebbels unvergleichlichem Roman. Akte.

Die Geschichte der stillen Mühle. Nach Hermann Sudermann, in 3 Akten.

Problematische Naturen. Nach dem berühmten Roman von Friedr. von Spielhagen, in 5 Akten.

Die Finsternis und ihr Eigentum. Bearbeitet nach dem gleichnamigen Roman von Anton von Perfall. 6 Akte.

In derselben Nummer wird der Brief von Dr. Schotte aus unserem Novemberheft besprochen. Wir können unsern Lesern nicht verhehlen, daß die Besprechung nicht besonders günstig ausgefallen ist. Es heißt darin, nachdem angedeutet ist, daß ein gewisses Maß Haß und Albernheit von den S. M. zu erwarten war: „Eine so übelduftende Jauche wie in diesem Briefe über die deutschen Lichtspieltheater auszugießen und sie auf eine Stufe mit Bordellen zu stellen, das blieb aber diesem (au fond) deutschen Kerl vorbehalten.“ Unserem Mitarbeiter fehle „gesundes Deutsches, von keiner Ausländerei und falschen Gefühlsduselei angekränkeltes Empfinden“ und es wird gewünscht, daß er bald ins Feld kommt, um „den Geist und die Gesinnung unserer Feldgrauen“ wirklich kennen zu lernen. Soviel wir wissen, ist Herr Dr. Schotte noch immer nicht an der Front und kann daher den Geist unserer Truppen und Herrn Gabriels vorerst nur aus der Süddeutschen Kinematographen-Zeitung kennen lernen. Unsere Redaktion aber hat gerade gegenüber den Analphabeten das beste Gewissen; sie hat ihre Darbietungen „Schundliteratur für Analphabeten“ genannt und sich überhaupt bis jetzt jeder Grobheit enthalten.

Digitized by Google

# Deutsche Buddhisten.

Der Krieg ist ein eifersüchtiger Herrscher: er läßt kaum andere Interessen neben sich aufkommen und, wenn er es auch nicht bekämpft, so schiebt er doch alles achtlos beiseite, was ihm nicht mittelbar oder unmittelbar zu dienen imstande ist. Wenn, besonders zu Beginn dieses europäischen Krieges und von pazifistischer Seite, ein Zweifel ausgesprochen werden konnte, ob nach der reinen Lehre Christi der Krieg erlaubt sei, wie dies ja bekanntlich Tolstoi schlankweg verneint hat, so ist nach jener Buddhas jeder Zweifel darüber ausgeschlossen: es gibt nichts, was dem Krieg und jedem Kampfe diametral entgegengesetzter sein könnte als der echte Buddhismus. Diese völlige Abkehr von dem Kampfe ums Dasein in jeder Form ist wohl auch mit ein Grund gewesen, weshalb die Religion, oder besser gesagt, die Philosophie, wie sie Gotamo Buddho lehrte, sich in der Welt der harten Wirklichkeiten nicht halten konnte und bald jener Ausartung verfallen ist, in der uns der Buddhismus heute in Indien, China und Japan entgegentritt. Der wahre Buddhismus aber liegt für uns heute nur mehr in jenen lapidaren Inschriften des Königs Asoka und jener altbuddhistischen, freilich sehr umfangreichen Pâli-Literatur vergraben, um deren Entdeckung, Erforschung und Ausdeutung sich die europäische, insbesondere die englische, im letzten Halbjahrhundert aber mehr noch die deutsche Wissenschaft bemüht hat. Einzelne dieser Forscher sind von der Lehre Buddhas, in deren Dienst sie ihre Lebensarbeit gestellt haben, so überzeugt, so gefesselt worden, daß sie mitten im Trubel einer Großstadt doch fernab der Welt ihrem neuen und doch so alten Glauben und ihrer Wissenschaft leben und lebten.

An einem dieser modernen Aszeten, wie man sie nennen könnte, hat sich das Leben und der Krieg für ihre Nichtbeachtung erst kürzlich gerächt. Oder sieht es nicht etwa wie eine bittere Rache des völkerbeherrschenden Krieges aus, wenn mitten in ihm ein Indologe, welcher der deutschen Wissenschaft eine ganze Reihe der gewichtigsten und aufsehenerregenden Werke geschenkt hat, aus der Reihe der Lebenden gestrichen werden konnte, ohne daß selbst der kleine Kreis seiner nahestehenden Freunde etwas davon erfuhr? Denn wohl nur dem alle anderen Interessen verschlingenden Kriege kann man es zuschreiben, daß erst Ende Januar dieses Jahres langsam bekannt wurde, der Wiener Indologe Dr. Karl Eugen Neumann sei dort, in seiner Vaterstadt, schon am 18. Oktober vorigen Jahres, an seinem fünfzigsten Geburtstage, still und unbeachtet, zudem leider in tiefster Armut, der einzelne seiner Freunde und Verehrer, soweit sie sie kannten, zu steuern versucht hatten, gestorben. Seine Feder war stets stark, mutig und kampflustig gewesen; er selbst aber war still und weltscheu, stolz und verschlossen und ging nach unsagbar bitteren Enttäuschungen und Erfahrungen unbeachtet und klaglos aus der Welt in das Nirwana seines über alles verehrten und geliebten Buddha. Seine Bücher machten im Kreise seiner Fachgenossen Aufsehen und wurden auch vielfach bekämpft — er selbst aber ging jedem Aufsehen weit aus dem Wege.

Aus einem seiner Wissenschaft weitab liegenden Milieu ist Karl Eugen Neumann gekommen: er war der Sohn des durch sein reisendes Richard-Wagner-Ensemble berühmt gewordenen, als Direktor des Neuen Deutschen Theaters in Prag verstorbenen, ehemaligen Opernsängers Angelo Neumann. Liebe und Verständnis für die Musik, insbesondere für die Richard Wagners, war aber das einzige, was dem Sohne aus der Theateratmosphäre anhaftete. Gelegentlich

Digitized by Google

einer Meistersinger-Aufführung in den Festspielen des Münchener Prinzregenten-Theaters lernte ich ihn auch flüchtig kennen, nachdem ein fast ganz unpersönlicher, rein wissenschaftlicher Briefwechsel vorausgegangen war. Er war mit seinem damals, 1902, noch lebenden Vater von Wien gekommen. Man konnte auch äußerlich nichts Unähnlicheres sehen. Der Vater groß, breit, robust, noch immer ein sogenannter schöner Mann in den besten Jahren; der Sohn klein, fast dürftig gewachsen, eine stille Gelehrtennatur. In Wien, in seiner und seines Vaters Geburtsstadt, hat Neumann nur die Volksschule besucht, hierauf die Thomasschule und Handelslehranstalt in Leipzig und das Obergymnasium in Prag, worauf er die Universitäten von Berlin und Halle bezog. Den größten und entscheidendsten Einfluß aber hat auf ihn der Sanskritist Georg Bühler ausgeübt, der seit 1881 Professor der indischen Philologie in Wien war, nachdem er bis dahin als Professor der orientalischen Sprachen und Organisator des indischen Schulwesens in Bombay geweilt hatte, welchen Aufenthalt, seit 1863 er zur Durchforschung von Handschriften und zum Studium des indischen Rechts benützt hatte. Bühler ist wohl überhaupt der universellste unserer deutschen Indologen gewesen. Er hat alle Zweige dieser Wissenschaft bearbeitet, insbesondere auch Epigraphik und Paläographie. Neben seinen zahlreichen Ausgaben der Sanskrittexte begründete er insbesondere auch den „Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde" (1896 und ff., fortgesetzt von Kielhorn) usw. Diese Universalität ist ein wesensverwandter Zug bei seinem Schüler Neumann, der mit begeisterter Liebe an seinem Lehrer hing, den er in einem seiner Briefe an mich „unvergeßlich" nennt, nachdem Bühler am 8. April 1898 ein noch heute nicht völlig aufgeklärtes Ende in den Fluten des Bodensees gefunden. Wie mir der verehrte Herausgeber dieser Hefte mitteilt, hat sich Neumann von da an auch an keinen seiner Fachkollegen angeschlossen und ist dem Andenken seines berühmten Lehrers mit jenem gewissen Eigensinn treu geblieben, der ihn auch in der Wissenschaft seine eigenen Wege gehen ließ und sich gelegentlich auch, ähnlich wie bei dem ersten wirklich treuen Übersetzer des Rigveda, Alfred Ludwig in Prag, in einer eigenen Orthographie und in seltsamen, aber immer charakteristischen Wortbildungen aussprach.

Die erste Schrift, mit welcher der Wiener Buddhist an die Öffentlichkeit trat, war die Übertragung zweier buddhistischen Suttas und eines Traktates Meister Eckharts, vielleicht seines tiefsinnigsten und charakteristischesten, dem „von der Abgeschiedenheit", die er aus den Originaltexten übersetzte und unter dem Titel „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren" (Leipzig, Max Spohr 1891) in Parallele setzte. Einleitung und Anmerkungen zu dieser kleinen Schrift lassen schon den jungen und temperamentvollen Eigenbrötler in seinen Anfängen erkennen. In demselben Jahre und Verlage kam noch „Des Sarasangaho, eines Kompendiums buddhistischer Anschauungen, erstes Kapitel: Text, Übersetzung, Anmerkungen" heraus. An Bedeutung werden beide kleine Schriften von dem im nächsten Jahre, 1892 (in Leiden, bei E. J. Brill), gedruckten größeren Werke, Neumanns „Buddhistischer Anthologie, Texte aus dem Pali-Kanon, zum erstenmal übersetzt", übertroffen. Neumann wollte später von allen drei Schriften nichts mehr wissen; nicht etwa ihrer Irrtümer wegen, sondern er war eben seit seiner groß angelegten Übertragung aller als „Reden Buddhas" in Frage kommenden Pali-Texte so gänzlich von dieser großen Lebensaufgabe erfüllt, daß er diese Vorarbeiten hierzu gern ignoriert gesehen hätte: mit Unrecht,

Digitized by Google

denn schon um seiner aus „Leiden, an Schopenhauers 104. Geburtstage" datierten Vorrede willen sollte dies prächtige Einlesebuch für den Buddhismus nicht ganz vergessen werden. Bleibenderes Verdienst beansprucht freilich seine (1893, Leipzig, Verlag von Veit u. Co. erschienene) Übertragung des Dhammapadam: „Der Wahrheitspfad, ein buddhistisches Denkmal, aus dem Pali in den Versmaßen des Originals übersetzt." Dieses hervorragende Denkmal des echten Buddhismus ist, seitdem Fausböll in Kopenhagen es 1855 im Originaltext herausgegeben, sehr häufig übersetzt worden. Eine der bekanntesten Übertragungen ist die Max Müllers, gegen die Neumann in seinem „Kritischen Anhang" oft sehr heftig polemisiert. Seine Übertragung ist dafür auch nicht ohne Angriffe geblieben; aber wie man sich auch philologisch dazu stellen möge: die Sprachgewalt, mit der Neumann den widerspenstigen Text deutsch wiederzugeben vermochte, das reiche positive Wissen, das sich in den Anmerkungen dieses Buches aussprach, muß auch heute noch imponieren und versöhnlich stimmen.

Das eigentliche Lebenswerk Neumanns darf aber wohl in seiner monumentalen Übertragung der Reden Buddhas, oder in der von ihm stets festgehaltenen und begründeten Form: der Reden Gotamo Buddhos erblickt werden. In den Jahren 1896, 1900 und 1902 erschienen in dem Leipziger Verlag von Wilhelm Friedrich die drei voluminösen Bände, welche die 152 „Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons zum erstenmal übersetzt" enthielten, bis zur 77. Rede nach dem Trencknerschen Texte, von da an nach einer kostbaren siamesischen Ausgabe, die Neumann meines Erinnerns vom damaligen König von Siam direkt erhalten hatte. Dazwischen fällt aber eine gehaltvolle Nebenarbeit, die doch die willkommenste Ergänzung zu seinem Hauptwerke darstellt: „Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos, aus den Theragatha und Therigatha zum erstenmal übersetzt" (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1899): nicht nur philosophisch und religiös, sondern auch kulturell höchst interessante aszetische Poesie, die, wie Neumann selbst meint, „billig nicht jedermanns Sache" sein kann, meist vierzeilige Strophen aus dem Pali-Kanon, der sogenannten Kürzeren Sammlung, Khuddakanikayo, angehörend, zu denen wir Vorarbeiten schon in der oben genannten Anthologie gefunden haben und neue Proben des Neumannschen sprachbildnerischen Talents. Nebenbei bemerkt, gibt es in der gesamten Weltliteratur, auch in der christlichen aszetischen Literatur, nichts Weltverachtenderes, nichts auch, was die Misere des hinfälligen menschlichen Leibes so drastisch, ja so furchtbar und ergreifend ausspräche, wie diese Lieder buddhistischer Mönche und Nonnen.

Neumann hat fast zeitlebens Unglück mit seinen Verlegern gehabt und in seinen Briefen gar beweglich darüber geklagt. Fast jedes seiner Bücher erschien in einem andern Verlag. Die meist luxuriös gedruckten Bände im Lexikonformat waren natürlich teuer, sollten sich aber nach dem Willen des Verfassers doch an das große gebildete Publikum wenden. Der Leipziger Verlag von Wilhelm Friedrich, der die ersten drei Bände „Reden" herausgebracht hatte, löste sich auf, und der nächste, für sich bestehende Band „Die Reden Gotamo Buddhos aus der Sammlung der Bruchstücke Suttanipato des Pali-Kanons" erschien in derselben Ausstattung 1906 im Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Er fußt in der Hauptsache auf dem barmanisch-singhalesischen Text Fausbölls und der Ausgabe des Königs von Siam. Erst 1907 und 1912 konnten, und wieder in einem andern Verlage, dem von R. Piper u. Co., München, die zwei großen

Digitized by Google

Bände Reden aus der Längeren Sammlung Dighanikayo, fußend auf der siamesischen Textausgabe (Bangkok 1894), erscheinen. — Als eine ganz besonders auf das populäre Verständnis berechnete, dazwischenliegende Arbeit kann das 1911, ebenfalls bei Piper u. Co. erschienene illustrierte Buch „Die letzten Tage Gotamo Buddhos, aus dem großen Verhör über die Erlöschung Mahaparinibbanasuttam des Pali-Kanons" gelten, das nichts anderes ist als eine Sonderausgabe des dritten Stückes im zweiten Bande der sogenannten „Längeren Sammlung". In keinem der genannten Werke hat sich Neumann mit der bloßen Übersetzung und etwa bloß fachphilologischen Anmerkungen begnügt, überall hält er den Blick aufs Ganze fest. Die Anlage seiner reichen Register und besonders seine oft überaus ausführlichen Anmerkungen sind ein Genuß für sich. Sein großes, reiches Wissen auf dem Gebiete der Weltliteratur, der alten und modernen Sprachen, der Poesie wie der Musik und der bildenden Künste spricht sich da in oft wahrhaft stupendem Grade aus. Mag auch manche seiner Parallelen uns auf den ersten Blick weit hergeholt scheinen — man fühlt sich doch immer angenehm angeregt und belehrt. Es hat kaum je so ernste fachphilologische Arbeiten gegeben, die für einen über den Fachmann weit hinausgehenden Kreis von Gebildeten in ähnlichem Grade genußvoll und überhaupt genießbar gewesen wären wie die Karl Eugen Neumanns.

Als er, der der Welt noch so viel hätte geben können, still und unbeachtet sich aus ihr hinausschlich, war durch die ihn zeitlebens verfolgende Ungunst der Verhältnisse schon seit Jahren kein Buch von ihm erschienen, insbesondere konnte schon das im Prospekt zu den letzten „Reden" versprochene jährliche Erscheinen von Fortsetzung und Schluß nicht eingehalten werden. Im Manuskript hatte Neumann aber den noch ausstehenden dritten Band vor seinem Tode noch vollendet. Nach einer Mitteilung seines letzten Verlegers R. Piper an die Redaktion soll dieser dritte und Schlußband der Reden Gotamo Buddhos (Längere Sammlung) seines großen Umfanges wegen in zwei Halbbänden erscheinen. Der erste Halbband wird den eigentlichen Text der Reden (etwa 380 Druckseiten) umfassen, der zweite Halbband (etwa 540 Druckseiten) wird die außerordentlich gehaltvollen Ergänzungen und Nachweise bringen. Diese Nachweise enthalten zum großen Teil wieder zahlreiche Reden und Aussprüche Buddhas, und zwar meist vorher noch nie übertragene Stücke aus der Angereihten Sammlung Anguttaranikayo und der Zusammengestellten Sammlung Samyuttakanikayo des Pali-Kanons. Diesen zweiten Halbband werden ferner ausführliche Erklärungen des Verfassers zu verschiedenen Punkten der Lehre füllen, die aus seiner reichen Erfahrung und seinem tiefen Wissen geschöpft sind. Den dritten Teil bilden übersetzte Stellen aus indischen, außerbuddhistischen Philosophien; Übersetzungen des Verfassers aus dem Griechischen, Lateinischen, Spanischen, wo sich bei Denkern und Dichtern dort Anklänge finden. Ebenso werden zahlreiche Übereinstimmungen bei Kant und bei anderen sowie kulturgeschichtliche Belege aufgewiesen. Der Schluß machen philologische Noten [1]).

[1]) Zunächst erscheint der erste Halbband. Er kostet in Halbleinen 22 Mark, in Halbfranz 27 Mark. Der zweite Halbband wird sobald als möglich folgen. Der Preis der früher erschienenen Bände ist: Erster Band: In Halbleinen 20 Mark, in Halbfranz 24 Mark. Zweiter Band: In Halbleinen 24 Mark, in Halbfranz 30 Mark. Die Reden Gotamo Buddhos aus der Sammlung der Bruchstücke. Geb. 20 Mark. Die letzten Tage Gotamo Buddhos mit 16 Bildbeigaben. Geb. 6 Mark. Luxusausgabe auf Bütten in Ganzleder (50 Exemplare) gebunden 18 Mark.

Digitized by Google

Seinen letzten Brief an mich schloß Neumann mit den resignierten Worten: „Vielleicht werden die Reden mit dem Kamasutram und den Secret Doctrines früher oder später noch zum Käseeinwickeln verwendet werden, oder auch sie allein nur. Ein paar Leuten werden sie ja schließlich doch in die Hände geraten sein. Ego quod meum est feci.“ Jawohl, er hat getan, was an ihm war. Nun, da er von uns gegangen, kann nur die Zukunft ihm den Dank für seine unter Entbehrungen geleistete Lebensarbeit abtragen.

Es war im Sommer 1899, als der Frankfurter Privatgelehrte Dr. Arthur Pfungst, der Übersetzer von T. W. Rhys Davids „Buddhism“, der Dichter des „Laskaris“ und Nachdichter von Edwin Arnolds „Leuchte Asiens“, in einer kleinen Broschüre „Ein deutscher Buddhist“ auf den kurz vorher verstorbenen preußischen Oberpräsidialrat Theodor Schultze aufmerksam machte, der aus reiner Begeisterung für den Buddhismus das Dhammapadam, allerdings nicht aus dem Original, sondern nach der damals noch unangefochtenen Max Müllerschen Übertragung ins Englische übersetzte, ein Buch über den Buddhismus schrieb, aber auch, was mehr sagen will — „wêger wêre ein lebemeister denne tûsend lesemeister“, predigt Meister Eckehart —, nach diesem seinen Glauben lebte, soweit ihm dies sein hohes Amt erlaubte. Auch der deutsche Buddhist braucht nicht in die „Hauslosigkeit“ hinauszuziehen, um eben ganz ein Buddhist zu sein. Gerade jetzt tritt ein neuer Name und ein neuer Mann in ähnlicher amtlicher Stellung auf den Plan mit einem Buche, in dem wir die reinste Abstraktion des Buddhismus zu erblicken haben. An deutschen Büchern, die sich mit Buddha und dessen Lehre beschäftigen, ist kein Mangel mehr, und der fast ein Jahrhundert lange Vorsprung, den die englische Buddha-Forschung vor der deutschen voraus haben mochte, ist längst eingeholt, besonders auch was die Qualität betrifft. Das große Buch Koeppens über Buddha, das heute sehr gesucht und nur mehr in einem anastatischen Neudruck zu haben ist, ist zwar längst überholt, aber neuere Forscher, u. a. Pischel und Oldenberg, sind an dessen Stelle getreten, und der „Buddha“ des letzteren hat es als Standardwerk bei uns zu einer ähnlichen Popularität gebracht wie etwa der „Buddhism“ T. W. Rhys Davids' in England. Wenn nun insbesondere nach dem ausgezeichneten Buche Oldenbergs, ganz abgesehen von den kleineren populär oder ganz unwissenschaftlich gehaltenen Darstellungen, ein neues großes Werk über den Buddhismus erscheint, so wird es seine Berechtigung erst dadurch zu erweisen haben, daß es seinen Stoff von einer andern, neuen Seite anpackt und behandelt.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, „Die Lehre des Buddha“[1]), Dr. Georg Grimm, lebt als Landgerichtsrat in München, und es wäre nicht das erstemal, daß ein Outsider der Wissenschaft diese und die Welt mit einem Werke von überragender Bedeutung überraschte. Der Verfasser hat das Buch vor dem Erscheinen einigen Leuten von Fach vorgelegt. Die Urteile einiger derselben sind uns bekannt geworden, und sie stimmen darin überein, daß Grimms Buddha-Werk neben dem Oldenbergs nicht nur bestehen kann, sondern es sogar in mancher Beziehung noch übertrifft, mindestens aber in der willkommensten Weise ergänzt.

Grimm hat seine Aufgabe wirklich von einer neuen Seite anzufassen verstanden. Während wohl alle bisherigen Werke über Buddha und den Buddhis-

[1]) Die Lehre des Buddha, die Religion der Vernunft, von Dr. Georg Grimm. 512 S. in Gr.-8°; brosch. 8 Mk., geb. 10 Mk. München 1915, R. Piper & Co. Verlag.

Digitized by Google

mus sich verpflichtet fühlten, auf das Leben Buddhas, auf die Ausbreitung seiner Lehre und die Veränderungen in derselben im Laufe der Geschichte mehr oder minder einzugehen, begnügt sich Grimm mit einer nicht ganz zwei Seiten einnehmenden kurzen Erzählung der Buddha-Legende und befaßt sich weder mit der Geschichte noch mit den späteren Einrichtungen des Buddhismus. Was er gibt und geben will, ist nur die reine Lehre des Buddha, diese aber in einer so vollendeten, klaren und überzeugenden Darstellung, wie bisher keine vorhanden war. Während bei Oldenberg die philologische Seite der Aufgabe in vorbildlicher Weise gelöst ist, wird Grimm der rein philosophischen in einem Grade gerecht, die mehr als Achtung, die geradezu Bewunderung verdient und uns das Urteil der ersten Fachgenossen nachträglich erst so recht begreifen läßt. Die schwierige Aufgabe konnte nur durch eine bis zur Spitze getriebene Konzentration gelöst werden. Der Verfasser, der, wie auf jeder Seite seines Buches fühlbar, den ganzen philologischen Apparat und die ganze einschlägige Literatur beherrscht, verzichtet auf alle noch so naheliegenden Seitensprünge. Er läßt am liebsten seinen Meister selbst sprechen, und so geben ihm „die vier heiligen Wahrheiten" dessen Lehre auch Basis und Thema zu den vier großen Kapiteln seines Buches. Mit Ausnahme einer Stelle (S. 459) sind alle Anmerkungen auf das Mindestmaß eingeschränkt, und fast immer sind es nur, wenn auch noch so weit entlegene Äußerungen Buddhas selbst, die in guten Übersetzungen meist in jener grundlegenden und originellen K. E. Neumanns, herangezogen werden. Ihm zunächst ist natürlich Schopenhauer zitiert, aber niemals in unkritischer Weise. Kern und Ziel des Werkes bleibt aber immer nur die möglichst klare und durchsichtige Darstellung der Lehre aus den Urkunden selbst.

Leider ist es uns hier versagt, den Verfasser durch sein Buch zu begleiten. Wir möchten nur auf die Kapitel und Stellen über die „Persönlichkeit", das „Subjekt des Leidens", die Wiedergeburt, das „Nichtwissen" und die Leidensverkettung, sowie besonders auch an jene über die Leidensvernichtung und die Konzentration als die am schönsten und überzeugendsten aufgebauten hinweisen. Wie billig wendet der Verfasser überall die Pali- und nicht die Sanskritformen an. Leider haben die durch den Krieg verursachten Störungen auch auf die Reinheit des Druckes zurückgewirkt: auf einer ganzen Seite hatte der Verfasser die hauptsächlichsten Druckfehler anzumerken. Schopenhauer, mit dem sich Grimm in aller Ehrfurcht auseinandersetzt, wird nach der großen Deussenschen Ausgabe zitiert, von der aber bis jetzt bekanntlich erst die Hälfte vorliegt. Daneben sind die Seitenzahlen der Grisebachschen Ausgabe in Klammern beigesetzt. Besser wäre es nun freilich gewesen, wenn der Verfasser durchaus nach den alten Frauenstädtschen Originalausgaben zitiert hätte; denn seitdem G. F. Wagner in seiner großartigen Schopenhauer-Enzyklopädie unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die Grisebachsche Ausgabe noch viel fehlerhafter ist als die Frauenstädtsche, läßt sich die auch von mir bis zuletzt aufrechterhaltene und verteidigte Ansicht, die Reclam-Ausgabe Eduard Grisebachs, zu der ich selbst in einer langjährigen freundschaftlichen Korrespondenz mit dem Herausgeber einiges beitragen durfte, sei nun die wissenschaftlich einwandfreieste und kritischste, leider nicht mehr halten.

Seit A. P. Sinnett Anfang der achtziger Jahre seine „esoterische Lehre" vom „Geheimbuddhismus" geschrieben und damit auch in Deutschland Schule gemacht hat, sind oft ganz merkwürdige Anschauungen vom Buddhismus in Wort und Schrift im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege aufgetaucht: eine Art christlich-

Digitized by Google

buddhistischer Theosophie, die weder Christentum noch Buddhismus war, sondern ein Mißverständnis beider. Wohl hätten die Werke Oldenbergs, Pischels, K. E. Neumanns und anderer ernster Forscher über diesen Irrtum längst aufklären können; vielleicht ist dies dem schlichten Buche Dr. Grimms vorbehalten, das mit hohem sittlichem Ernst und strengster Wissenschaftlichkeit, aber ohne den oft abschreckenden Ballast einer solchen, die reine Lehre Buddhas ohne alle Nebenspekulationen und Nebensprünge auf das religiöse Gebiet mit selten erreichter Klarheit und Übersichtlichkeit darstellt als jene Philosophie des Leidens und der Erlösung vom Leiden, als welche die Lehre Buddhas zutreffender zu bezeichnen wäre denn als Religion, sei es auch nur eine „Religion der Vernunft" — ein Untertitel, der uns ein bißchen an die gottlob überwundenen Zeiten der seichtesten Aufklärerei und des hanebüchenen Materialismus eines Büchner erinnert, den Schopenhauer einmal Barbiergesellen-Philosophie genannt hat.

Alfred Frhr. Mensi v. Klarbach.

---

## Kriegs-Polizeistunde.

„Der Württembergische Hotelbesitzer-Verein hat sich in seiner diesjährigen Hauptversammlung für Beibehaltung der gegenwärtigen Polizeistunde auch nach dem Kriege ausgesprochen." (Bayer. Staatszeitung Nr. 84a).

Die Einführung der Kriegs-Polizeistunde gehört zu den segensreichsten Erlassen der Generalkommandos. In seinem bekannten Buch über England erklärt Carl Peters den Wirtshausschluß um 12 Uhr für eine der wohltätigsten Einrichtungen der Weltstadt London. Er nennt das Berlin vor dem Krieg „ein großes Tingeltangel: es ist wohl noch nicht berechnet worden, welches Quantum von Nervenkraft Nacht um Nacht in dieser Reichshauptstadt geradezu verpufft wird". Londoner Wirte und Kellner, schreibt er, möchten um das schwerste Geld keine Verlängerung der Polizeistunde. Es wird nach dem Kriege nicht an Versuchen fehlen, zugunsten der Biertrinker, die ihre Bettschwere noch nicht haben, der Weintrinker, die noch nicht hinreichend beschwipst sind, der Kaffeehaushocker, die sich den Schlaf künstlich vertreiben, den Zustand vor dem Kriege wieder herzustellen. Die Behörden mögen beizeiten lernen, hart zu sein und die Wiederkehr eines gesundheitsmörderischen Nachtlebens rücksichtslos zu hindern. Beschlüsse, wie derjenige des Württembergischen Hotelbesitzer-Vereins — auch andere deutsche Gasthofbesitzervereine haben sich bereits im selben Sinn ausgesprochen — werden für die Polizei eine gute Waffe sein. Vielleicht empfiehlt es sich aber doch, in Großstädten mehrere Lokale für unverbesserliche Nachtlichtschwärmer offen zu halten, abwechselnd, wie die Apotheken zur Nachtzeit, und für den Aufenthalt darin für die erste Stunde nach Mitternacht eine, für die zweite zwei, für die dritte drei Mark als Lustbarkeitssteuer festzusetzen und wohltätigen Zwecken zuzuführen. Wer dann eine Minute nach 2 Uhr noch im Lokal ist, hat dann wenigstens die Genugtuung, zwar sich selbst und dem Personal den Schlaf verkürzt, dafür aber z. B. dem Kellnerunterstützungsverein als edler Spender sechs Mark zugewendet zu haben.

Digitized by Google

# Marcus Southwell Dimsdale, Latin Literature[1].

In seiner Einleitung zu dem ersten Band einer Serie von „Short Histories of the Literature of the World", schreibt der bekannte englische Essayist und Publizist Edmund Gosse: „Die Tatsache, daß wir bisher keine Sammlung kurzgefaßter Überblicke der Weltliteratur besitzen, hat den Herausgeber und den Redakteur der nunmehr erscheinenden Serie zur Überzeugung gebracht, daß eine Folge anziehender Bände, wovon ein jeder sich mit der Literaturgeschichte eines einzelnen Landes befaßt, ebenso willkommen, wie neuartig, wäre. Als letzter Band dieses beachtenswerten Unternehmens ist vor kurzem „A History of Latin Literature by Marcus Southwell Dimsdale" erschienen. Schon die einfach vornehme Drucklegung des Buches, sowie der Umstand, daß es nicht, wie so viele andere Handbücher der klassischen Literaturen, durch Einteilung in numerierte Paragraphen von vornherein dem Leser einen Seufzer entwindet und ihm ein unbehaglich trockenes Gefühl in der Kehle verursacht, wirkt anregend und vielverheißend. Es dürfte wohl selten vorkommen, daß man eine „Literaturgeschichte" im Umfange von 546 Oktavseiten von Deckel zu Deckel — sozusagen in einem Atemzug durchliest. Wenn ich aber aus meiner eigenen Erfahrung mit diesem in schlichtem, kristallklarem Stil geschriebenen Buche Folgerungen ziehen darf, werden, außer mir, viele andere gerade dies Seltene tun. In der Gosseschen Einleitung wird betont, daß rein philologische Kuriosa, „so wichtig auch die sprachlichen Quellen jeder Literatur sind, und so verlockend es auch sein mag bei der Geburt der Sprache zu verweilen, in diesen Büchern wenig Beachtung finden werden". Solche philologische Kuriosa passen auch nicht in den Rahmen von Büchern, deren offenkundiger Zweck ist, den allgemeinen Leser in die Eigenart und Schönheiten einer Volksliteratur einzuweihen. Diejenigen, welche weiter in die Einzelheiten der sprachlichen Entwicklung eindringen wollen, finden ja in jeder größeren Bibliothek einen reichlichen Segen von Spezialwerken. Hingegen muß man dem Verfasser dieses Buches die Anerkennung zollen, daß er es verstanden hat, in umfassender und fesselnder Weise die lateinische Literatur von ihren frühesten tastenden Versuchen an, durch ihre Glanzzeit, bis zu ihrem völligen Erlöschen, zu beschreiben und in ihren mannigfaltigen Phasen zu erläutern. Mit Spannung verfolgt man ihre Entwicklung aus dem ersten rauhen Kern, und sieht, wie sie sich unter dem schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung erkennbarem erwärmenden Einflusse der hellenischen Poesie allmählich in dem letzten Jahrhundert der Republik und unter den ersten Kaisern zu einer goldenen Blüte entfaltet. Nicht minder beachtenswert ist die Beschreibung der Schriftsteller des sogenannten „silbernen Zeitalters" unter Nerva und Trajan, und des Überganges zu diesem letzten wirklichen Aufblühen während

[1] William Heinemann, London.

Digitized by Google

der Herrschaft der Flavischen Kaiser. Einer kurzen Lebensbeschreibung des jeweiligen Autors, in welche oft ein wertvoller Hinweis auf die entscheidenden Momente seiner zeitlichen und menschlichen Umgebung eingeflochten ist, folgt die umsichtige Besprechung der wichtigsten Werke, die wir ihm verdanken. Schriftsteller der letzten Dekadenz, wie Fronto, Aulus Gellius, Apuleius, die wie die sogenannten „christlichen Apologeten" Tertullian, Cyprianus und Arnobius meist aus der afrikanischen Peripherie des römischen Reiches stammten, und das Latein der klassischen Blüte leise aber unaufhaltsam in die Öden eines Rutilius Claudius Namatianus und seiner obskuren Zeitgenossen gleiten ließen, finden eine ihrer Minderwertigkeit angemessene kürzere Behandlung.

Von Ennius zu Boethius ist ein langer Weg. Zwischen diesen beiden liegen acht Jahrhunderte! Der erste schrieb in der Zeit des ungeschlachten, von Kraft strotzenden Roms, welches noch weit davon entfernt war, die Verheißung daß es dereinst die Welt beherrschen würde, zu verwirklichen. Boethius aber, aus dessen Feder während er im Kerker saß die Consolatio Philosophiae, das letzte rein literarische Werk in lateinischer Sprache floß, machte Karriere unter Theoderich dem Ostgoten, fast einhundert Jahre nachdem Alarich das immer noch stolze, aber vermorschte, Rom gebrandschatzt und ausgeplündert hatte.

Es ist keine leichte Aufgabe, die lange Reihe verschieden gearteter Schriftsteller, deren Werke den literarischen Schatz eines Volkes bildet, in so knapper Form eindringlich zu charakterisieren, wie es eine kurze populäre Literaturgeschichte erheischt. Denn populär im besten Sinne des Wortes ist Dimsdales Buch. Aber auch der orientierte Kenner wird manches darin finden, das, wenn auch nicht als originelle Arbeit seitens des Verfassers, doch als sehr intelligente Verwertung der Spezialforschungen auf dem Gebiete der römischen Literatur anzuerkennen ist. Es wird jedoch dem aufmerksamen Leser auffallen, daß mit der Ausnahme von Mommsen deutsche Werke weder zitiert, noch, soweit ich beurteilen konnte, direkt verwendet werden, was wohl hier, wie nur zu oft, auf die Unkenntnis der deutschen Sprache zurückzuführen sein dürfte. Eine Unkenntnis, welche vielen unter den tüchtigsten englischen Gelehrten Schätze unzugänglich macht, deren Bedeutung sie sich trotzdem nur zu bewußt sind. Hingegen macht Dimsdale ergiebigen Gebrauch des besten französischen literaturhistorischen Materials. Daß er die einschlägige auf Englisch geschriebene Literatur kennt, ist selbstverständlich.

James Loeb.

Digitized by Google

## Verschiedene Ansprüche an Mut

stellt der Deutsche bei Zivil und bei Militär. Von der Regierung erwartet er, daß sie so kalkuliert: wenn ich angreife, kann ich zwar im günstigen Fall einen großen Vorteil erzielen, im ungünstigen einen ebenso großen Nachteil, und ich muß den ungünstigen Fall im Auge haben, denn meine Aufgabe ist vor allem, für die animalische Existenz eines großen Volkes zu sorgen und die wird sicherer gewährleistet, wenn ich mich zurückhalte. Vom Soldaten wird erwartet, daß er umgekehrt kalkuliert: bleibe ich in Deckung, so bin ich zwar sicher nicht umzukommen, aber es wird nichts erreicht; stürme ich, so wird entweder etwas erreicht oder ich falle; also stürme ich, denn auf mein Leben kommt es nicht an, wie überhaupt das Leben nicht das höchste Gut ist, sondern die Ehre; meine Familie wird zwar unglücklich, aber sie hat das Bewußtsein, dem Vaterland ihr Liebstes geopfert zu haben, und auch für sie ist die animalische Existenz nicht die Hauptsache. Im einen Fall muß man also, wenn einen ein Bandit mit vorgehaltenem Revolver überfällt und sagt „die Ehre oder das Leben", zunächst die Ehre anbieten, im andern das Leben. Der Unterschied hängt wohl damit zusammen, daß die Regierung für die Gesamtheit einschließlich der künftigen Geschlechter zu sorgen hat und für alle Sachgüter (Kapitalien usw.), das Militär nur für einige Millionen Männer, er ist also ein quantitativer. Manche meinen, daß auch im Zivilleben Großes nur mit der militärischen Auffassung erreicht werde, und interessant wäre es jedenfalls, wenn unsere Historiker feststellen möchten, ob schon einmal ein Staat seine Existenz behauptet hat, ohne sie aufs Spiel zu setzen. Die in erster Linie auf Erhaltung des Lebens gerichtete Haltung reizt nämlich die anderen zum Angriff; beispielsweise hätte vielleicht keine machiavellistische Diplomatie durch raffiniert gespielte Schwäche so wie das ungewöhnliche Anerbieten von Land unsern früheren Bundesgenossen in dem Gedanken bestärkt, daß wir auf dem Boden liegen, also uns in der zu einem Kampf mit ihm geeigneten Lage befinden. Auch das große Entgegenkommen gegenüber England in den ersten Augusttagen 1914, das gewiß der bei uns so verbreiteten Auffassung entsprach, daß die Sorgfalt des ordentlichen Kaufmanns die beste Politik ist, hat, von anderen Bedenken abgesehen, den Beweis für die rein praktische Nützlichkeit der verschiedenen Maßstäbe für die seelische Situation bei diplomatischen und militärischen Operationen nicht zu erbringen vermocht.

## Wichtige Neuerscheinungen.

Neue Bände der Inselbücherei (je 50 Pf.): Tieck, Des Lebens Überfluß. Claudius, Der Wandsbecker Bote. Friedrich Schlegel, Fragmente. Hölderlin, Hymnen an die Ideale der Menschheit. Treitschke, Das Ordensland Preußen. Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Lafontaines Fabeln mit 9 Holzschnitten von Grandville (es wäre hübsch, dies Bändchen auch in der Originalsprache zu haben).

Hebbels Dramatische Werke in 4 Bänden. Tempelverlag. Je 3 M. In Bezug auf Druck, Papier und Einband hervorragend geschmackvolle Ausgabe.

Die Neuausgabe der Briefe und Tagebücher Gottfried Kellers 1830—1861 (Cotta, geheftet 13.50) wird auch den Besitzern der ersten Auflage unentbehrlich sein: enthält doch dieser Band fast doppelt soviel Briefe, wie seinerzeit Bächtold zusammenbrachte. Vom I. Band, Kellers Leben, erschien inzwischen die 2. Auflage.

Digitized by Google

Ludwig v. Pastors meisterhafte Schilderung der Stadt Rom zu Ende der Renaissance (aus Band 6 der Papstgeschichte) wird, mit 102 Abbildungen und 1 Plan, in Sonderausgabe im Herderschen Verlag erschienen (4 M 50), solchen Romfreunden doppelt willkommen sein, denen der Besuch der Stadt auf Jahrzehnte hinaus unmöglich ist.

F. K. Ginzkey: Die Front in Tirol (S. Fischer, 1 M): sehr interessante Schilderungen des Kampfes gegen Italien.

Hansjakobs Reiseerinnerungen aus Belgien, ein kenntnisreiches, von Tatsachen strotzendes, dabei vergnügliches Buch, Volksausgabe bei Bonz, 2 M 40.

Von Walter Amelungs mit Spannung erwarteter Sophoklesübertragung erschien der erste Band, der den König Oidipus, Oidipus auf Kolonos und Antigone enthält (Diederichs, 6 M). Vom Übersetzer stammt auch die Einleitung und das Vorspiel Laios.

In der Bibliothek der Romane erschien Tolstois Krieg und Frieden in 3 Bänden (9 M, Inselverlag).

Von Nietzsches Zarathustra erschien eine Kriegsausgabe, die broschiert nur 2 M. kostet: Respekt vor dem klugen Verleger, der es auch wagt „umzukalkulieren": Alfred Kröner in Leipzig.

S. Fischers „Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte" enthält Bände, die Lesern von eigenem Urteil sehr viel Anregung geben. Ich nenne davon: Karl Scheffler, Deutsche Kunst; Wiese, Staatssozialismus; Troeltsch, Deutsche Zukunft; Holitscher, Das amerikanische Gesicht; und besonders Leopold Ziegler, Der deutsche Mensch (je 1 M.).

Ein Schriftchen so recht für die Leser der S. M. ist „Von der Verantwortung in der Sittlichkeit" von Dr. Ludwig Zoepf (Tübingen, Hirschauerstraße 5); zu beziehen für 20 Pf. + Porto vom Verfasser.

Wer sich aus einer Kunstwelt, in der sich die Strauß, Reinhardt und Ullstein mit Sicherheit bewegen, für ein paar Stunden in jene altmodische zurückflüchten möchte, in der die Kerner, Mörike, Schwind ihre unsichern Schritte taten, der lese aus Reclams Universalbibliothek die Stifter-Biographie von Hein (20 Pf.).

Das vergnügte Büchel: Taschenausgabe des Avenariusschen „Fröhlichen Buchs" auf Dünnpapier um 2 M. (240 Gramm: Schützengraben!) bei Callwey.

Goethes Lyrische und epische Dichtungen als einzeln verkäufliche Bände der auf dünnes Papier gedruckten Taschenausgabe, herausgeg. von Hans Gerhard Gräf: sämtliche Gedichte chronologisch geordnet, dazu das Fragment vom Ewigen Juden, Die Geheimnisse, Hermann und Dorothea, Achilleis. Gewicht beider Bände zusammen gegen 500 Gramm, Preis: Leinwand je 5, Leder je 6 M. (Feldpost!).

Von der ausgezeichneten Beckschen Kriegschronik: Bd. 7. Von Mitte Juli bis 20. August 1915. Außer den amtlichen Tagesberichten alle wichtigen Dokumente. In der Anlage unübertroffen und unübertrefflich. Hiezu Ergänzungsband: Die belgischen Gesandtschaftsberichte 1905—1914, unentbehrliche Quellen, die für sich allein über 300 S. füllen. Geb. je 2.80 M.

Im Verlag der Süddeutschen Monatshefte erscheint das einzig nachgelassene Werk von Josef Ruederer: Das Erwachen. Ein Münchener Roman bis zum Jahre 1848 (6 M). — Ferner: „Das serbische Geistesleben" von Matthias Murko und „Die Universität Gent, Flandern und das Deutsche Reich" von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing (je 1 M).

Ein schönes Thoma-Bilderbuch: Deutsches Land und deutsche Art. 24 seiner charaktervollsten Kunstblätter. Breitkopf & Härtel, geb. 5 M.

Avenarius' Hausbuch deutscher Lyrik auf Dünndruckpapier. 230 Gramm (Feldpost!), Callwey, 1.80 M.

**Wenn unsere Freunde im Feld die hier empfohlenen Bücher in den Feldbuchhandlungen, über die noch zu sprechen sein wird, nicht bekommen, mögen sie sich an ihre heimatliche Buchhandlung wenden. Die Erhaltung eines selbständigen Sortimentsbuchhandels ist ein Damm gegen die von Berlin ausgehende Vertrustung und Amerikanisierung der deutschen Literatur.**

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

# Amerika

7/6.16

Kulturpolitik

Die Menschlichkeit als Grundzug der amerikanischen Politik. (Von einem deutschen Mann in Amerika.)

Annalise Schmidt / Ein amerikanischer Agrarstaat

Fritz Gerlich / Die amerikanische Politik bis zum Krieg

Adolf Dirr / Indianer und Neger

Die amerikanische Stimmung während des Kriegs. (Von einer deutschen Frau in Amerika.)

Ernst Graf zu Reventlow / Die amerikanisch-deutschen Beziehungen während des Kriegs

Josef Hofmiller / Der Kongreß

Gustav Meyrink / Tschitrakarna, das vornehme Kamel

---

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Juni 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M.

Digitized by Google

# Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 29.000,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

## GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN

FERNRUF 61001 LOTHSTRASSE 1

Buchdruck
Illustrationsdruck, Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- u. Mehrfarbendruck
Strichätzungen, Albert-Galvanos

PREIS-ANGEBOTE UND PROBEN AUF VERLANGEN


Digitized by Google

# MOORBAD Aibling

bietet in seinem

# Ludwigsbad

**erstes salinisches Moorbad Bayerns,**
Kurhaus und Badeanstalt, eine altberühmte Heilstätte bei allen Erkrankungen an
**Gicht, Ischias, Gelenkrheumatismus, Knochenbrüchen, Ausheilung von Schußwunden, Exsudaten, Frauenleiden verschiedener Art**

**Vorzügliche Verpflegung gesichert**

Anfragen u. Prospekte durch die Geschäftsstelle des **Ludwigsbad-Bad Aibling.**

Wybert
TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—




Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — Juni 1916 — Heft 9

Seite

Kulturpolitik . . . . . 297

Die Menschlichkeit als Grundzug der amerikanischen Politik . . 298

Ein amerikanischer Agrarstaat / Von Annalise Schmidt in Berlin . . . 305

Die amerikanische Politik bis zum Krieg / Von Dr. Fritz Gerlich, Kgl. Archivassessor in München . . . . . 318

Indianer und Neger / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München . . . . . 326

Kein sprachlicher Chauvinismus! 333

Seit

Die amerikanische Stimmung während des Kriegs . . . . . 334

Die amerikanisch-deutschen Beziehungen während des Kriegs / Von Ernst Grafen zu Reventlow in Berlin 365

Der Kongreß / Von Josef Hofmiller . 386

Staatssekretär Delbrück . . . . . 403

Reichskanzler Bethmann . . . . 403

Tschitrakarna, das vornehme Kamel / Von Gustav Meyrink . . . . . 404

Wichtige Neuerscheinungen . . 408

*Auf die vielen Klagen aus dem Feld, daß die S. M. in den meisten Feldbuchhandlungen nicht vorrätig sind: jede heimische Buchhandlung liefert unsre Zeitschrift ins Feld; am zweckmäßigsten sendet man ihr bei der Bestellung gleich den Betrag für das kommende Vierteljahr (4 M) und für direkte Zustellung (vierteljährlich 60 Pfg.); Wechsel der Feldpostadresse muß natürlich sogleich mitgeteilt werden.*

**Neuenahr**

**gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im**

**Kurhotel**

**und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.**

**Für Hauskuren:**
Versand des Neuenahrer Sprudels
**nach neuem Füllverfahren.**

**Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Präſident Wilſon und ſeine junge Gattin

Digitized by Google

# Kulturpolitik

im besten Sinne des Wortes ist die letzte Note des Deutschen Reichs an Amerika. Mögen die Engländer sich freuen, daß sie die Einstellung des U-Krieges einigermaßen erreicht haben, mögen Splitterrichter bei uns in diesem und jenem Punkt finden, daß er mit der Kriegsgebietserklärung vom Februar 1915 oder der Ankündigung des verschärften U-Krieges vom Februar 1916 nicht übereinzustimmen scheine; nicht darauf kommt es an, den einmal eingenommenen Standpunkt halsstarrig durchzuführen, sondern mit Berücksichtigung aller Gesichtspunkte, nicht nur des militärischen, sondern auch des ethischen, des innerpolitischen, kommerziellen, publizistischen, den Mittelweg zu finden, der gerade im Krieg stets der richtige ist. Die rohe Beurteilung nach dem Erfolg ist hier wie überhaupt bei der Wertung menschlicher Handlungen nicht maßgebend, sondern die nach den kulturpolitischen Tendenzen. Nach den vielen Opfern des Krieges müssen wir auch ertragen, wenn einige nach den neuen Bestimmungen verfahrende U-Boote von den vielfach bewaffneten feindlichen Handelsschiffen in den Grund geschossen werden; die Verantwortung für solch feigen Mord würde nicht uns, sondern die englischen Politiker treffen, die bei der Verteidigung ihres Landes allen Grundsätzen der Kulturpolitik in einer Weise hohnsprechen, wie wir es vor dem Krieg nie geahnt hätten.

Wie Kant richtig bemerkt, kann man einen Menschen nur durch einen Appell an das in ihm liegende Gute besser machen, und so wird zweifellos Wilson, wenn er überhaupt einer gerechten Handlung fähig ist, durch die deutsche Note dazu aufgefordert, England veranlassen, den Aushungerungskrieg gegen Deutschland aufzugeben und sich zu ritterlichem Kampf im Land- und Seekrieg zu stellen. Dieser Erfolg wäre eine gerechte Belohnung der alten Sympathie Deutschlands für Amerika, die schon Friedrich Wilhelm IV. die Amerikaner deutscher Abkunft ermahnen ließ, wahre Amerikaner und nicht Deutschamerikaner zu sein und ihn sagen ließ, er könne nur Amerikaner brauchen. Sollte der Appell an das Gute in Wilson nicht wirksam sein, so trifft ihn die Verantwortung für jeden Deutschland erwachsenden Schaden; wie unser Reichskanzler oft hervorgehoben hat, ist es im Krieg vor allem das gute Gewissen, was dem deutschen Volke Kraft gibt. Nicht nur der Beifall neutraler Länder, auch das Urteil späterer Geschichtsschreiber wird diesem Standpunkt die Anerkennung nicht versagen, daß noch nie ein Volk in dieser Weise seine Existenz für den Kampf des Lichts gegen die Finsternis eingesetzt hat. Vielleicht hätte man, um die Befriedigung des deutschen Volkes vollständig zu machen, den preußischen Kronprinzen an den Beratungen teilnehmen lassen sollen; wir wissen nicht ob es geschehen ist, jedenfalls hat die Öffentlichkeit nichts darüber gehört und man müßte ja geradezu einen Zusammenbruch Deutschlands wie nach den Siegen von 1813, an den doch kein vernünftiger Mensch glaubt, annehmen, um zu erwarten, daß nicht er es sein werde, der in späterer, hoffentlich in weiter Ferne liegender Zeit die Fortführung der Kulturpolitik übernehmen muß.

Wir verschleiern in diesem Heft nicht die Seiten des amerikanischen Volkes, die dem deutschen Wesen zuwiderlaufen, wenn es aber möglich ist, eine günstige Einwirkung auf die amerikanische Volksseele zu erzielen, so wird es gewiß nur mit den Methoden unseres Reichskanzlers, mögen auch die von Tirpitz rein militärisch wirksamer sein, durch das Medium eingehender, an alle edleren Triebe sich wendender Kundgebungen gelingen. Gewiß wird es dem Präsidenten, der selbst kürzlich einen Bund fürs Leben geschlossen hat, Eindruck machen, wenn ihm erneut zum Bewußtsein gebracht wird, wie schrecklich der von England völkerrechtswidrig geführte Krieg gegen Frauen und Kinder ist.



Digitized by Google

# Die Menschlichkeit als Grundzug der amerikanischen Politik[1]).

In allen seinen diplomatischen Noten, welche sich auf den Tauchbootkrieg der Mittelmächte beziehen, hat der Präsident Woodrow Wilson erklärt, daß für ihn die Gesetze der Menschlichkeit die Richtschnur bilden. Im Deutschen Reiche, wie auch in wahrhaft neutral gesinnten Kreisen Nordamerikas hat man immer wieder gefragt, wie mit solchen Grundsätzen der Schacher in Waffen und Munition in Einklang zu bringen ist, der seit langem in Nordamerika betrieben wird. Das Wort ist gefallen, die amerikanischen Geschäftsleute suchten das Leiden Europas in blutige Dollars und erhöhte Dividenden umzuprägen. Dies Wort hat tief gewirkt, was man schon daraus ersehen kann, daß von verschiedenen Seiten versucht worden ist, es zu widerlegen. Erst kürzlich erklärte auf einer Konvention amerikanischer Handelskammern in Boston ein Herr Filene diesen Satz für eine gemeine Lüge und Verleumdung, das ersehe man schon daraus, daß dieselbe Konvention beschlossen habe, die Vereinigten Staaten aufzufordern, die Initiative zur Begründung eines internationalen Gerichtshofes zu ergreifen, der alle Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Nationen beizulegen und nötigenfalls widerspenstige Völker durch einen Handelsboykott zur Räson zu bringen habe. Auch der Präsident Woodrow Wilson hat kürzlich öffentlich erklärt, die amerikanische Geschäftswelt habe niemals die Leiden Europas zu ihrer Bereicherung benützt, dies sei eine Verleumdung des moralischsten Volkes.

Der Gegensatz zwischen diesen Reden und dem Tun Amerikas ist zu kraß, als daß man irgend etwas zur Erläuterung zu sagen brauchte. Auf einer Seite sehen wir, wie in wenigen Monden Hunderte, ja vielleicht Tausende von Fabriken, die bisher nie etwas mit der Erzeugung von Kriegsmaterial zu tun hatten, Fabriken, die bisher Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Lokomotiven usw. herstellten, sich plötzlich ausschließlich der Fabrikation von Munition und Kriegswerkzeugen aller Art zuwenden; ferner wie die Aktien dieser Gesellschaften Anlaß zu einem wilden Börsenspiel geben, an dem sich Hunderttausende, ja vielleicht Millionen von Leuten aller Kreise beteiligen, wie diese Aktien von 20 Dollar bis auf 500 Dollar steigen und dann wieder um Hunderte fallen, je nachdem Mitteilungen über die Vergebung von Kriegsaufträgen der Alliierten in die Öffentlichkeit gelangen; auf der anderen Seite sagt man uns, daß all dieses mit der Umprägung des europäischen Kriegselends in blutige Dollars und erhöhte Dividenden nichts zu tun habe, daß, wer so etwas behaupte, ein Verleumder sei. Wer die Vereinigten Staaten und ihre Bewohner schon vor dem Kriege kannte, ist durch dieses ihr Verhalten nicht weiter in Erstaunen versetzt worden; man braucht hierzu nur den vor dem Kriege geschriebenen Aufsatz von Milan von Bogdanovic im ersten Amerikaheft zu lesen. Immer haben die amerikanischen Regierungen humanitäre Beweggründe vorgeschützt, wenn es sich darum handelte, einem schwachen Volke gegenüber Vorteile zu erlangen. Die ganze neuere Geschichte der Vereinigten Staaten wimmelt von Beispielen hierfür. Erinnern wir uns nur an den Krieg mit Spanien. Schon seit langem sind die amerikanischen Besitzungen europäischer Nationen den Vereinigten Staaten ein Dorn im Auge, aber den großen Mächten wie Frankreich und England gegenüber wagte man nicht vorzugehen, Spanien dagegen war zu Ende des verflossenen Jahrhunderts praktisch bankerott und zur See ohnmächtig. Die Vereinigten Staaten glaubten also mit Recht, ihm gegenüber leichtes Spiel zu

[1]) Von einem Deutschen in Amerika.

Digitized by Google

haben, und warfen sich nun zum Verteidiger der verfolgten Unschuld auf; sie verlangten, Spanien solle den Revolutionen in Kuba ein Ende machen und mit der Bedrückung der Kubaner aufhören. Zu gleicher Zeit wurde die Revolution in Kuba durch Amerikaner geschürt (was man von jedem Kubaner hören kann, der jene Zeiten durchlebt hat) und die amerikanischen Zeitungen traten immer wieder für die Befreiung Kubas vom spanischen Joch ein. Den direkten Anlaß zum Krieg bot dann die Explosion des Kriegsschiffes Maine im Hafen von Havana; die Spanier behaupten noch heute, die Amerikaner selber hätten das Schiff in die Luft gesprengt und machen dies dadurch glaublich, daß keine Offiziere dabei untergegangen sind. Ich möchte an eine solche Scheußlichkeit nicht glauben, sondern eher annehmen, daß es sich um eine Zufallsexplosion handelte, denn den Spaniern war tatsächlich die Dummheit nicht zuzutrauen, daß sie das Schiff in die Luft sprengten, sie suchten im Gegenteil dem Krieg auf alle Weise aus dem Wege zu gehen. Die Folgen sind bekannt. Die amerikanische Regierung versprach Kuba die Freiheit, die es allerdings in sehr bedingtem Maße nach dem Kriege tatsächlich erhielt, aber die Vereinigten Staaten nahmen sich Porto Rico, als Kolonie, nicht als Staat der Union, und ebenso die Philippinen sowie einige Inseln im Pazifischen Ozean. Die Humanität hatte gesiegt, und im Namen der Menschlichkeit hatten die Vereinigten Staaten ein paar fette Brocken als Ausbeutungsobjekte erwischt. Daß dann die Philippinen als ein wenig wünschenswerter Besitz sich erwiesen, beweist nichts gegen die Absicht, sondern nur etwas für die mangelnde politische Einsicht.

Ein anderes Bild. Zum Segen der Menschheit mußte unbedingt der Panamakanal gebaut werden. Als die zu diesem Zwecke gebildete französische Gesellschaft bankerott wurde, nahm sich die Regierung der Vereinigten Staaten im Interesse der Humanität der Sache an. Die Republik Colombia, der das Terrain gehörte, bereitete angeblich durch zu hohe Geldforderungen Schwierigkeiten, in Wirklichkeit wollte sie nicht das wertvollste Gebiet, das sie überhaupt besaß, den Vereinigten Staaten ausliefern, denn gerade die Region am Isthmus mußte durch den Bau eines Kanals einen außerordentlichen Aufschwung nehmen und für die colombianische Regierung zu einer reichen Einnahmequelle werden. Die Menschheit aber brauchte den Kanal, Colombia blieb standhaft und so hätten die Vereinigten Staaten am Ende gar zu den Waffen greifen müssen; das jedoch lag den Amerikanern nicht, es hätte zu sehr nach Gewalt ausgesehen, und außerdem kann ja auch ein Volk zu stolz zum Kämpfen sein, wie kürzlich erst der heutige Präsident Woodrow Wilson öffentlich erklärte. Man wählte also einen anderen Weg, der dem Charakter der amerikanischen Politik mehr entsprach. Man stachelte die Bewohner der Gegend von Panama zu einer Revolution gegen Colombia auf, machte dieser letzteren Republik den Einmarsch von Truppen in das aufständische Gebiet unmöglich, veranlaßte die Wahl von gekauften Politikern zu den höchsten Ämtern in der neuen „Republik" Panama und ließ sich von diesen den gewünschten Landstrich abtreten, alles um der Menschheit einen Dienst zu erweisen. Daß man das Gefühl der Schuld hatte, beweist der neuerdings dem Kongreß wieder vorgelegte Vertrag mit Colombia, der diesem eine bedeutende Entschädigungssumme zuspricht. Daß der Kanal heute, nachdem er gebaut ist, nicht funktioniert, beweist wiederum natürlich nichts gegen die Absicht, sondern nur etwas für die mangelnde Einsicht.

Aber zum Panamakanal gibt es noch eine Ergänzungsgeschichte, die man



Digitized by Google

nicht vergessen darf, da sie zeigt, daß das politische Verhalten der amerikanischen Regierung Colombia gegenüber nicht die vereinzelte Handlung einer bestimmten Administration war, sondern daß es sich um ein ganz bestimmtes politisches System handelte, natürlich zum Wohle der Menschheit.

Es bestand die Gefahr, daß dem Panamakanal in einem Nicaraguakanal eine Konkurrenz erwachsen könne, und zwar durch europäische Kapitalisten, insbesondere englische, wie es damals in den amerikanischen Zeitungen hieß. Die Vereinigten Staaten versuchten also den Präsidenten von Nicaragua, Zelaya, zu einem Vertrag zu bewegen, ihnen das ausschließliche Recht zur Erbauung eines interozeanischen Kanals durch Nicaragua zu gewähren. Zelaya weigerte sich dessen, denn er wußte ganz genau, daß dieser Kanal nie gebaut werden würde, sondern daß es sich nur darum handelte, die Konkurrenz aus der Welt zu schaffen. Zelaya war den Amerikanern schon längst ein Dorn im Auge, denn er war einer der eifrigsten Befürworter einer Union der fünf mittelamerikanischen Republiken, wodurch sie imstande gewesen wären, den amerikanischen Übergriffen mit größerer Sicherheit zu begegnen. Gewalt liegt der amerikanischen Politik fern, außer wo es sich um die Befreiung unterdrückter Völkerschaften handelt (siehe Kuba). Mit der Revolution von Panama hatte man ausgezeichnete Geschäfte gemacht, was lag also näher als eine Revolution in Nicaragua? Und siehe da, im Interesse der Menschheit stellte sich eine solche auch zur rechten Zeit ein. Anfangs 1909 begann der „General" Juan Estrada einen Aufstand gegen Zelaya, Geld hatte er in Hülle und Fülle, handelte es sich doch hier um die schmählich unterdrückten Nicaraguaner, welche gern ihre höchsten Interessen zum Wohle der Menschheit opfern wollten. Aber mit der Strategie Estradas stand es nicht weit, und die Revolution war fast unterdrückt, als Zelaya, der ja sehr gut wußte, wer sein eigentlicher Gegner war, die Torheit beging, zwei amerikanische Abenteurer erschießen zu lassen, welche auf der Seite Estradas fochten und versucht hatten, einen Regierungsdampfer mit Soldaten und Zivilisten in die Luft zu sprengen. Die beleidigte Menschlichkeit mußte Sühne erhalten, und die amerikanische Regierung unterstützte nun ganz offen Estrada mit Kriegsmaterial, erkannte ihn, den Vertreter einer kleinen Minorität, als Kriegführenden an, brach die diplomatischen Beziehungen mit Zelaya ab, ja sie brachte sogar Truppen an Land, die Estrada ganz offen unterstützten und Zelaya alle möglichen Schwierigkeiten machten, alles natürlich im Namen der Menschlichkeit, damit nämlich, wie es hieß, der Kampf sich nicht auf die Stadt Managua ausdehne, wo dann die Leben von Amerikanern und Europäern in Gefahr kommen könnten. Zelaya mußte schließlich abtreten und wurde durch das Eingreifen des alten Porfirio Diaz auf einem mexikanischen Kanonenboote in Sicherheit gebracht. Zelayas Nachfolger wurde José Madriz, aber auch er wußte nicht, was die Menschheit nötig hatte, und so ging die Revolution weiter, immer mit amerikanischer Unterstützung, bis Juli 1910 Juan Estrada trotz seiner Unfähigkeit solche Erfolge hatte, daß Madriz abtrat, worauf zuerst Estradas Bruder José zum Präsidenten „gewählt" wurde, der dann aber zugunsten von Juan Estrada abtrat. Dieser blieb nicht lange am Ruder, er trat im Mai 1911 zugunsten des Vizepräsidenten Diaz ab; vielleicht hatte er sich noch nicht genügend gefügig erwiesen oder wollte gar zu viel Geld für seine Tasche. Daß er nicht ganz freiwillig ging, bezeugt die kurz nach seinem Abtritt erfolgte Explosion auf der Festung Loma, bei welcher 117 Menschen umkamen, und die von ihm angeblich angestiftet worden sein soll. Diaz

Digitized by Google

schloß nunmehr mit dem Staatssekretär Knox einen Vertrag ab, wonach die Vereinigten Staaten das ausschließliche Recht zum Bau eines interozeanischen Kanals durch Nicaragua erhalten, gegen Zahlung einer relativ geringfügigen Summe Geldes. Das war denn doch dem amerikanischen Senat zu schamlos, er verweigerte die Ratifizierung, aber gerade jetzt liegt derselbe Vertrag mit wenigen geringfügigen Abänderungen von neuem den amerikanischen gesetzgebenden Körperschaften vor und wird zweifellos angenommen werden; wer erinnert sich denn auch noch an das Zustandekommen des Vertrags? Wir Deutschen haben übrigens noch ein besonderes Interesse, uns daran zu erinnern, denn als seinerzeit der Präsident Madriz auch durch das Deutsche Reich anerkannt wurde, erhob sich in den Vereinigten Staaten sofort eine wilde Hetze gegen den Deutschen Kaiser, der beschuldigt wurde, er trachte danach, sich in Nicaragua eine Flottenstation zu erwerben!

Um zu zeigen, daß es sich in allen diesen Fällen nicht um das Verhalten einer besonderen Administration handelt, wollen wir noch einen weiteren Fall anführen, bei dem beide amerikanische Parteien, die Republikaner und die Demokraten, beteiligt sind, und das ist Mexiko. Seit vielen Jahren war der Präsident Porfirio Diaz in der amerikanischen Presse als der Erretter Mexikos aus den Wirren der Revolution gefeiert worden, als der Schöpfer eines modernen zivilisierten Staates und als der Beschützer der Ausländer, welche ihr Kapital zur Entwicklung der verschiedenen Industrien in Mexiko anlegten. Im Jahre 1909 traf sogar der Präsident Taft feierlich mit Diaz auf der internationalen Brücke zwischen Ciudad Juarez und El Paso zusammen und sagte ihm fulminante Höflichkeiten. Aber im Rate der amerikanischen Regierung war schon etwas ganz anderes beschlossen. Diaz hatte sich in den letzten Jahren nicht gefügig genug gezeigt. Sehr mißfallen hatte sein oben erwähntes Verhalten gegenüber dem Präsidenten Zelaya von Nicaragua. Nun kündigte er gar unter dem Drucke der öffentlichen Meinung den Vertrag mit den Vereinigten Staaten, kraft dessen diese das Recht hatten, die Magdalena-Bucht in Niederkalifornien zu Manövern für ihre Marine zu benützen. Außerdem hatte er den Zorn der amerikanischen Kapitalisten auf sein Haupt geladen, indem er die Übernahme aller wichtigen Eisenbahnlinien des Landes durch die mexikanische Regierung ins Werk setzte, obwohl jene Linien ausschließlich amerikanischen Gesellschaften gehört hatten und eine von diesen, die Southern Pacific, schon seit einiger Zeit danach strebte, alle in ihrer Hand zu vereinigen; außerdem hatte er einem großen englischen Syndikat, dem Hause Samuel Pearson and Son, die Bahn von Tehuantepec und die Hafenbauten auf beiden Seiten des Isthmus verpachtet und derselben Gesellschaft angeblich sehr weitreichende Konzessionen zur Ausbeutung von Petroleumländereien verliehen. Schon 1910 begann in der amerikanischen Presse eine heftige Fehde gegen Diaz, der als ruchloser Diktator und Unterdrücker des Volkes, als Ausbeuter des Landes geschildert wurde und gegen den zugunsten der Freiheit und Menschenrechte unbedingt etwas getan werden müsse. Im November 1910 begann eine Revolution gegen Porfirio Diaz; geleitet wurde sie von Francisco J. Madero, der sofort von dem größten Teil der amerikanischen Presse als Volksbefreier gefeiert wurde. Diese Revolution wurde durch die amerikanische Regierung in ganz offener Weise begünstigt, was diese später sogar in der Öffentlichkeit ziemlich unverblümt zugestanden hat; es handelte sich um die geknechtete Menschlichkeit, und da konnte das Herz der

Digitized by Google

Regierenden nicht ungerührt bleiben. Diaz wurden alle möglichen Schwierigkeiten gemacht, während man den Revolutionären offen Munition und Waffen lieferte, auch an Geld litten sie nicht Mangel, obwohl zu jener Zeit die Familie Madero praktisch bankerott war und sich unter den Anhängern kaum reiche Leute befanden, diese aber auch nicht viel hergaben, wie ich aus ihrem eigenen Munde vernommen habe. Diaz erkannte ebenso wie Zelaya seinen wahren Gegner und zog es vor, im Mai 1911 sein Amt niederzulegen und nach Europa in die Verbannung zu gehen. An seine Stelle trat zuerst de la Barra, dann aber bald, im Herbst desselben Jahres, Madero, der sich mittlerweile durch seine Anhänger unter Anwendung aller Mittel der Einschüchterung hatte wählen lassen. Nun begann in Mexiko eine Regierung des schamlosesten Diebstahls und der Unterdrückung aller politischen Gegner, aber Madero wurde gehalten, da er sich den Amerikanern noch nicht offen widersetzte. An vielen Stellen zeigten sich neue Aufstandsbewegungen, von denen schließlich eine in der Hauptstadt selber, im Februar 1913, erfolgreich war. An die Spitze der Republik trat der General Huerta, Madero wurde von einem politischen Gegner ermordet, dessen Vater und Bruder er hatte erschießen lassen. Die amerikanische Presse beeilte sich, diesen Mord Huerta in die Schuhe zu schieben, ein Schwindel, der sich auch heute noch erhält. Huerta wurde von allen europäischen Nationen und Japan als Präsident anerkannt, nur die Vereinigten Staaten weigerten sich. Zu jener Zeit sollte gerade der Republikaner Taft die Präsidentschaft dem Demokraten Woodrow Wilson übergeben, er wollte also diesen auf keine bestimmte Politik festlegen. Woodrow Wilson erklärte denn auch sehr bald, daß er gar nicht daran dächte, Huerta als Präsident anzuerkennen, da dieser mit Blutschuld beladen sei. Wieder also Menschlichkeit. Hierbei muß man nun ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen hervorheben. Madero hatte sich als ein rechter Starrkopf erwiesen, der keineswegs geneigt schien, den Vereinigten Staaten zu viele Zugeständnisse zu machen. Schon Ende 1912 hatte sich unter seinen eigenen Anhängern eine Verschwörung unter Anführung des Gouverneurs und früheren Milchhändlers Venustiano Carranza gebildet. Dieser bereitete, um der Untersuchung über die Verwendung bestimmter Gelder zu entgehen, eine bewaffnete Revolution gegen Madero vor. Er wurde durch die Vorfälle in der Hauptstadt überrascht und überlegte sich lange, ob er sich Huerta anschließen solle, doch entschloß er sich am Ende, gegen Huerta zu kämpfen; was ihn dazu bewog, ist bisher nicht in die Öffentlichkeit gelangt. Woodrow Wilson unterstützte ihn mit allen Mitteln, als aber trotzdem Carranza zu unterliegen drohte, nahm er einen geringfügigen Anlaß zum Vorwand, um direkt gegen Huerta einzuschreiten und diesem die Munitions- und Waffeneinfuhr zu unterbinden, außerdem besetzten amerikanische Truppen den Hafen Veracruz, zum Schutze der Ausländer und um Genugtuung für den erlittenen Schimpf zu erlangen. In Wirklichkeit wollte man Huerta die Zolleinkünfte abschneiden. Da die Aufständischen durch direkten Angriff den Hafen Tampico nicht nehmen konnten, mußten sich amerikanische Kriegsschiffe zwischen die Batterien der Regierung und deren Ziele legen, was des öfteren versucht wurde, bis endlich der offene Bruch erfolgte; dann verließen die amerikanischen Kriegsschiffe den Hafen und als die in Tampico wohnenden Amerikaner von einem zu Huerta haltenden Mob bedroht wurden, mußten sie sich unter den Schutz des deutschen Kreuzers Dresden begeben, während die Engländer ihren Schutz bezeichnenderweise verweigerten.

Digitized by Google

Mit etwas süßsaurer Miene stattete die amerikanische Regierung der deutschen sogar ihren Dank für das Verhalten der Dresden aus. Huerta mußte schließlich weichen und wurde von der Dresden außer Landes gebracht. Das war kurz vor dem Beginn des Weltkrieges und erklärt vielleicht zum Teil die merkwürdige Neutralität des Präsidenten Woodrow Wilson. Die Aufständischen unter Carranza, dem sich auch der frühere Straßenräuber Francisco Villa angeschlossen hatte, waren von jeher bemüht gewesen, zu zeigen, weß' Geistes Kind sie seien; sie hatten Inländer und Ausländer ermordet und deren Frauen und Töchter entehrt, darunter sehr zahlreiche Amerikaner, sie hatten Nonnen geschändet, Priester ermordet, reiche Leute gefoltert, Gefangene gemartert, indem sie ihnen die Augen ausstachen, die Fußsohlen abschälten, sie an den Daumen aufhingen usw., aber sie genossen den Schutz des Präsidenten Woodrow Wilson, wegen der Menschlichkeit. Als dann die beiden Banditen Villa und Carranza unter sich in Streit gerieten, neigte die Vorliebe der Amerikaner, Presse wie Regierung, anfangs Villa zu, als aber dieser sich auf die Dauer nicht halten konnte, erklärte Wilson plötzlich, daß er Carranza als de facto Präsidenten anerkennen würde! Villa ermordete darauf prompt anderthalb Dutzend Amerikaner. Kongreß und Senat waren empört, das Volk schrie nach Rache, aber Wilson deckte die Tat mit dem Mantel der Liebe zu und ließ Carranza den Villa weiter bekriegen, er hatte wichtigeres zu tun, denn noch war die Lusitania-Angelegenheit nicht aus der Welt geschafft. Was lag auch daran, daß die Carranzisten und Villisten ein paar hundert Amerikaner schon umgebracht und amerikanische Frauen geschändet hatten; Wilson sagte, er habe ja den Amerikanern in Mexiko gesagt, sie sollten das Land verlassen, wenn sie nun Schaden erlitten hätten, so sei das ihre eigene Schuld. Auf Schiffen der Kriegführenden dagegen dürfen Amerikaner fahren, und wehe dem, der ein Haar auf ihrem Haupte anrührt. Wegen Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Wie die Vereinigten Staaten mit Carranza auskommen werden, liegt noch im Schoße der Zukunft; vielleicht wird man hier auch wieder die mangelnde Einsicht antreffen, aber das schadet schließlich nichts, denn wenn er nicht will, wie er soll, wird wieder ein Revolutiönchen stattfinden.

Nach diesen Beispielen für die Politik der Menschlichkeit der verschiedensten Regierungen der Vereinigten Staaten möchte ich noch auf eine Merkwürdigkeit eingehen, die anscheinend bisher den meisten vollkommen entgangen ist. Amerika ist immer groß in der Moral und der Menschlichkeit. Sobald also die „deutschen Greuel" in Belgien bekannt wurden, begann eine rührige Propaganda zugunsten der armen Belgier. Heute noch findet man in den kleinsten und entlegensten Postämtern der Republik die Anschläge an der Wand, welche zur Beteiligung an der Sammlung zugunsten der notleidenden Belgier auffordern. Es ist gerade, als sollte dem Volk immer wieder gepredigt werden, was für Scheusale sind doch die Deutschen, geht und helft ihren Opfern. Man könnte ja nun annehmen, daß man lediglich vergessen habe, die Zettel fortzunehmen, aber es kommen doch einige Umstände hinzu, welche die Sache verdächtig erscheinen lassen. Nachdem die notleidenden Belgier etwas in den Hintergrund getreten waren, kamen die notleidenden Serben und Montenegriner daran. Sie hatten ja unter dem entsetzlichen Druck und der Unmenschlichkeit der Österreicher und Ungarn zu leiden. Also wurde auch für sie gesammelt und zahlreiche Ärzteexpeditionen wurden für sie ausgerüstet und auf den Kampfplatz gesandt. Als

Digitized by Google

die Serben und Montenegriner nicht mehr genug öffentliches Interesse erregten, hieß es, die Armenier seien in gräßlicher Weise von den Türken mißhandelt worden, für sie müsse gesammelt werden. Ist es nicht merkwürdig, daß während dieser ganzen Zeit die offiziellen Kreise niemals Zeit gehabt haben, sich der so entsetzlich durch die Russen mißhandelten Ostpreußen zu erinnern? Die Menschlichkeit diente in diesem Falle dazu, die Mittelmächte in den Augen des amerikanischen Publikums herunterzusetzen und Stimmung für die bekannten Tauchbootnoten und einen möglichen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu machen. Ewigen Dank schulden wir den tapferen Deutsch-Amerikanern, Irländern, Schweden, Dänen und Holländern, und nicht zu vergessen, den russischen Juden, welche die Wahrheit zu verbreiten trachteten und das Volk aufklärten, dasselbe Volk, welches sonst durch seine Regierung verleitet in gutem Glauben den Krieg gegen uns gefordert hätte! Systematisch hat man die schönsten Gefühle der Menschlichkeit dazu ausgenützt, um finstere politische Ziele zu erreichen, und da wagt es jetzt Wilson zu sagen, er fürchte das Urteil der Geschichte nicht, sie würde ihm Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Das wird sie!

Daß diese Verwendung der Menschlichkeit eine systematische und beabsichtigte war, läßt sich aus zwei weiteren Dingen schließen. Woodrow Wilson wünscht im Herbst dieses Jahres wiedergewählt zu werden und da sieht er, daß er sich die Feindschaft der Deutschen und ihrer Freunde zugezogen hat. Was ist nun zu tun. Er will wenigstens die Juden wieder auf seine Seite bringen und ordnet deshalb einen Tag an, an welchem im ganzen Lande für die notleidenden Juden in Polen, Galizien, Palästina usw. gesammelt werden soll. Dieser Tag war ausgerechnet der Geburtstag des Deutschen Kaisers. Recht viel muß aber Wilson nicht an diesem Werke der Wohltätigkeit gelegen gewesen sein, das Publikum wurde nicht genügend unterrichtet, zahlreiche Zeitungen schrieben, es handele sich um eine Sammlung für die Belgier, und in vielen Schaufenstern einer bedeutenden Stadt habe ich an diesem Tage selber große Plakate mit der Aufschrift „Belgian Day“ gesehen! War das Absicht oder Fahrlässigkeit? Sollte auch hier wieder den Deutschen eins ausgewischt und das Volk getäuscht werden? Die Juden sind damit nicht auf die Seite Wilsons gezogen worden. Neuerdings haben Amerikaner, welche Polen bereist haben, eine Hilfsaktion für die armen Polen angeregt. Die Regierung konnte diese Anregung nicht wohl einfach zur Seite schieben, aber sie wurde lau betrieben, denn hier wie bei den Juden, war ja einer der Alliierten, der liebe Russe der schuldige Teil und das war selbst in den Vereinigten Staaten nicht mehr ganz vor dem Publikum geheimzuhalten, wenn auch wohl der größere Teil der Leute selbst heute noch nicht im entferntesten erfahren hat, wie die Russen nicht nur in Feindesland, sondern auch im eigenen gehaust haben, denn die Zeitungen stellen diese Greuel gern als eine notwendige Folge des durch Deutschland heraufbeschworenen Krieges dar, lassen auch oft durchblicken, daß die Hauptgreuel auf Rechnung der Deutschen und Österreicher kommen, die ähnlich wie in Belgien gewirtschaftet hätten, die größten Zeitungen sagen das sogar ganz dürr heraus!

Ich möchte nun um nichts in der Welt, daß man die Amerikaner als Volk verurteilen solle; dieses jämmerliche Spiel mit der Menschlichkeit, welches die verschiedenen Regierungen getrieben haben, beweist nur, daß die Mehrheit des Volkes sich tatsächlich dem Mitleid sehr zugänglich erweist, gerade deshalb hat man es immer an dieser Seite zu packen gesucht und das ist regelmäßig gelungen.

Digitized by Google

Die Schuld hat auch nicht die einzelne Regierung, was ja schon daraus hervorgeht, daß demokratische Regierungen ganz genau wie republikanische gehandelt haben. Nein, die Schuld trägt in den Vereinigten Staaten eine obere Klasse, welche die Finanz und die Großindustrie in ihren Händen hält, und sie ist es, welche das Elend Europas in blutige Dollar umprägt! Diese jämmerliche Klique hat bisher die Regierung der Vereinigten Staaten ausschlaggebend beeinflussen können, denn sie liefert für die Wahlkampagnen das nötige Geld und keiner Regierung ist es bisher gelungen, ihr einen auch nur merklichen Schaden zuzufügen; im Gegenteil, wenn eine Regierung sich nicht gefügig erweist, wird sie bei der nächsten Wahl durch eine andere ersetzt. Unter dieser Klasse und der mit ihr zusammenhängenden Regierung setzt man mit Menschlichkeit die schmutzigsten Pläne durch. Die Geschichte wird auch hier einst richten und nicht vergessen, daß unter der Regierung des Präsidenten Woodrow Wilson und zugunsten der Hochfinanz das Elend Europas zu blutigen Dollars umgeprägt wurde. E. B.

---

# Ein amerikanischer Agrarstaat.

## Von Annalise Schmidt in Berlin.

Ein Deutscher, der nicht mehr als das Durchschnittsinteresse und Durchschnittswissen um die Vereinigten Staaten hat; der selber nie dagewesen ist; ja, alle die Deutschen, die die gewöhnliche Reise nach Amerika gemacht haben, d. h. die Wolkenkratzer in New York kritisiert; über Bostons bewußtes Kulturstreben gelächelt; Chicagos Schlachthäuser gesehen haben; dann nach dem Westen gefahren sind; die großen Naturattraktionen dort bewundert haben; die alles dieses gesehen haben unter der Führung eines gastfreien Klubs, weitergegeben von Stadt zu Stadt; diese Deutschen denken bei amerikanischer Landwirtschaft vielleicht an eine der riesigen Farmen im Westen, wo Maschinen die Erde bestellen im Frühjahr, und im Herbst die ungeheure Ernte einsammeln, oder sie denken an eine der Musterfarmen der westlichen Universitäten, wo Studenten deutscher und skandinavischer Abstammung mit den neuesten Methoden moderner Landwirtschaft bekannt gemacht werden.

Kommt man aber nach dem Osten, und zwar nach Neu-England, wo die ältesten Ansiedlungen dieses Landes sind; hat man Gelegenheit, längere Zeit auf dem Lande zu sein, die Farmer zu beobachten, mit ihnen zu reden; gibt man sich die Mühe, ihre Einrichtungen zu studieren, ihre Geschichte zu verstehen, ihre Zukunft aus ihrer Vergangenheit zu begreifen; so kommt man ins Herz der Probleme, welche anfangen, das nordamerikanische Volk aus der bisherigen bequemen Ruhe aufzurütteln.

Amerika ist aus dem ersten Stadium der Besitzergreifung heraus. Der Boden ist desloriert. Die glücklichen Zeiten sind vorbei, wo der Farmer den Dünger in Flüsse und Bäche warf als bequemstes Mittel der Beseitigung. Auch im goldenen Westen muß der Amerikaner anfangen, die Erde mit Schonung zu behandeln, weil sie karger mit ihren Erträgnissen wird. Alle landwirtschaftlichen Produkte sind ungeheuer im Preise gestiegen. Der steinige, unfruchtbare Boden des nördlichsten Ostens, Neu-England, fängt an, ökonomischen Wert zu bekommen. Es wird lohnend, hier in der Nähe der großen Märkte New York, Boston, der kleineren Industrieplätze Neu-Englands Landwirtschaft zu treiben.

Digitized by Google

Und da macht man die Erfahrung, daß die Sache, trotz der guten Ausſichten, nicht geht. Sie geht da, wo Europäer: Italiener, Polen, ruſſiſche Juden, Deutſche, und wo Amerikaner nichtengliſcher Staaten ſie angepackt haben. Auf einer Gemüſeausſtellung in Boſton 1912 haben ſämtliche erſten Preiſe die Italiener bekommen. Die Sache geht nicht da, wo die alte, einheimiſche Bevölkerung, die richtigen Yankees, ſie ſeit alters betrieben haben.

Warum geht ſie nicht?

Eingeſchaltet muß hier werden, daß nicht etwa der niedere Lebensſtandard der Italiener, Polen und Juden es iſt, der ſie zu landwirtſchaftlichem Erfolg führt und daß kein Yankee dieſen Standard ertragen würde. Das iſt die übliche Anſicht der Amerikaner. Als Gegenbeweis gilt die erwieſene Möglichkeit des Erfolgs der Farmer, die aus anderen Staaten der Union ſich in den letzten zwei Jahrzehnten in Neu-England angeſiedelt haben, deren Standard wohl nicht von dem der Yankees verſchieden iſt.

Von den ſechs Neu-England-Staaten: Maine, Connecticut, New Hampſhire, Maſſachuſetts, Rhode Island, Vermont ſoll hier von dem letzten Staat die Rede ſein. Durch Lage und Geſchichte verſchieden von den anderen Staaten, zeigt er am deutlichſten durch ſeine unvermiſcht gebliebene Ureinwohnerſchaft und durch den relativen Mangel an Induſtrialismus jene inneren Probleme. Vermont ſteht an Ausdehnung zwiſchen Württemberg und Bayern. Es iſt begrenzt im Oſten von dem fruchtbaren Tal des Connecticutfluſſes, der direkt von Norden nach Süden fließt, der einzige große Fluß Neu-Englands, die einzige bequeme Straße, die die erſten Anſiedler ins Innere des Landes führte. Die Nordweſtgrenze bildet der Champlainſee, unvergeßlich aus den Lederſtrumpfgeſchichten, und das Land, das ſich weſtlich zum Hudſon ſenkt; im Süden liegt Maſſachuſetts, im Norden der gebirgige Teil Kanadas, der ſich abflacht in das gewaltige Tal des Lawrenceſluſſes. Vermont iſt alſo Binnenland. Der einzige der Neu-England-Staaten, der keinen Ausgang zum Meere hat. Das Land iſt durchzogen von Norden nach Süden von den Grünen Bergen, deren höchſte Erhebung 1300 Meter iſt. Die zahlreichen Bäche und Flüſſe eilen in raſchen Gefällen nach Oſten in den Connecticut, nach Weſten in den Champlainſee und Hudſon, nach Norden in den St. Lawrenceſluß. Der Hauptſtock des Gebirges zwar orientiert ſich von Norden nach Süden; unzählige Quertäler aber zerſetzen das Gebirge in kleine, abgeſchloſſene Teile. Vielleicht iſt es dies, was den Eindruck viel größerer Höhe hervorruft und zu gleicher Zeit jedes Haupttal mit zwei oder drei Nebentälern als eine Welt für ſich erſcheinen läßt. Das Land beſteht zu zwei Drittel aus Wald und unangebautem Boden. Das letzte Drittel iſt humusreiches, gut bewäſſertes Land, weit fruchtbarer als der Boden der übrigen Neu-England-Staaten. Seiner Bodenbeſchaffenheit nach bildet es eine Einheit mit dem öſtlichen Teil des Staates New York und mit New Hampſhire, von dem es nur durch den Connecticutfluß getrennt iſt.

Dieſes Land liegt ungefähr auf demſelben Breitengrade wie Bologna. Es hat ein Klima im Winter wie die deutſch-ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen und im Sommer wie Mittelitalien. Der Winter fängt gewöhnlich Ende November an mit beſtändiger trockener Kälte bis zu 30 Grad bei ſtahlblauem Himmel und funkelndem Sonnenſchein; die Sommermonate Juni, Juli, Auguſt ermöglichen durch andauernde, regenloſe Wärme das Reifen von Mais. Das Land hat ungeheure Granit- und Marmorbrüche, aus denen die Hauptanzahl der ver-

Digitized by Google

schiedenen Gesteinsorten gebrochen werden, mit denen über die Union hin die Amerikaner in verschwenderischer Weise ihre öffentlichen Gebäude schmücken.

Die Eisenbahnen folgen dem natürlichen Wege der Täler, d. h. dem Connecticutfluß als Boston and Maine Railroad, die der großen Gruppe der New York, New Haven and Hartford-Railroads angehören. Getrennt von diesem durch den Gebirgsstock laufen die Wagen der Delaware- and Hudson-Gesellschaft; als einzige Verbindung zwischen diesen zwei Parallelbahnen die Central Vermont Railroad. Kleinere Lokalbahnen sind bedeutungslos. In fünf Stunden fährt ein Zug nach Boston, in acht Stunden nach New York im Süden, nach Montreal im Norden. Diese Zeiten könnten bedeutend verkürzt werden (es fährt ein Schnellzug nur 20 englische Meilen pro Stunde), wenn nicht das gesamte Eisenbahnsystem in diesen Teilen der Union in den Händen durchaus unfähiger, seit langem am Rande des Bankerottes stehender Gesellschaften läge.

Dieses Land ist der Schauplatz des Lebens von etwas über 350 000 Menschen. In den letzten sechs Jahrzehnten weist es nur einen Zuwuchs von 40 000 Menschen auf. In dem Zeitraum von 120 Jahren, von 1790—1910, hat sich die Menschenanzahl in den gesamten Vereinigten Staaten verdreiundzwanzigfacht, in Vermont vervierfacht. Die Zahl der Einwanderer betrug 1850 von der bereits vorhandenen Bevölkerung 10 Prozent; 1910 nur 3 Prozent. Außer einigen Staaten der Union im Süden und Südwesten, wo die größere Bevölkerungsmasse eingeborene Schwarze, die geringere eingeborene Weiße sind, hat kein Staat einen so hohen Prozentsatz eingeborener Weißer: 84 Prozent. Wenn irgendwo, so ist es hier möglich, die Urbevölkerung, die Nachkommen der alten, anfänglichen Einwanderer zu studieren. Denn von 84 in Vermont Lebenden sind wieder 70 im Staate selbst geboren. Und obwohl die Anzahl der Vermonter, die nach anderen Staaten der Union abgewandert sind, im Laufe der 60 Jahre seit 1850 stets auf ziemlich gleicher Höhe von 40 Prozent der Gesamtbevölkerung ihres Heimatlandes sich erhalten hat — nur im letzten Jahrzehnt macht sich eine Abnahme bemerkbar —, so wird dieser Abfluß alten Yankeeblutes zu einem großen Teil wieder ersetzt durch Zufluß aus den anderen Neu-England-Staaten und aus dem östlichen New York, wo so lange dieser Teil des Kontinents überhaupt von Weißen bewohnt worden ist, ein beständiges Hin- und Herwandern von Vermontern nach New York und umgekehrt stattfand.

Man kann um so eher annehmen, daß das alte Blut erhalten geblieben ist, als die Einwanderung der Jahre bis 1850 zu neun Zehntel aus Iren und englischen Kanadiern bestand, von denen die Kanadier überhaupt nicht nach Blut, nach Ursprung und Ansichten politischer und religiöser Natur verschieden waren, sondern vielmehr gerade der Übereinstimmung wegen die republikanisch regierte Union aufgesucht haben mögen. Was die Iren anbetrifft, so wurden sie geringer als Hunde geachtet, verrichteten zur Zeit der Eisenbahnbauten all die schwere und schmutzige Erdarbeit, heirateten untereinander und zogen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum überwiegenden Teil wieder ab in die unterdessen entstandenen großen Industriestädte, wo sie ihren politisch orientierten Fähigkeiten besser folgen konnten als in dem ländlichen Vermont.

Die Einwanderer, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einwanderten, waren zu einem geringeren Teil aus den übrigen Neu-England-Staaten. Die große Bevölkerungswoge, die, von der neuengländischen Küste beginnend, in gerader Linie nach dem Westen sich abwälzte, ließ verhältnismäßig nur wenige

Digitized by Google

in Vermont zurück, ihre Hauptmasse rollte weiter nach den Ländern des Mississippi und nach den Rocky Mountains. Dafür kamen New Yorker, die, wie schon gesagt, nicht besonders verschieden ihrer Art nach von den Vermontern waren; und es kamen der Überschuß der kinderreichen, französischen Kanadier, die, politisch indifferent, in Religion verschieden, in Vermont häufige Enttäuschungen erlebten: mit pharisäischem Hochmut geduldet, als Angehörige der mit Mißtrauen betrachteten katholischen Kirche, fanden sie keinen Anschluß und nur selten Konnubium mit den Yankees. Die von lokalen Historikern im Tone bornierter Überlegenheit geschriebenen Geschichten der verschiedenen Bezirke und Städtchen strotzen von überheblichen Bemerkungen über die Schmutzigkeit und Unbekümmertheit der französischen Kanadier, über ihre Häuser, in denen es beständig nach Zwiebeln röche. Dieser Teil der Einwanderer hat sicher keine Änderung in dem Blut und Leben der Ureinwohner hervorzurufen verstanden. Wie die französischen Kanadier in Kanada selbst sich abgesondert halten, so auch hier. Und ebensowenig bis jetzt die Einwanderer, die seit den letzten zehn Jahren in verstärkter Zahl aus Italien, Rußland, Spanien, Polen kommen. Sie gehen nach den wenigen Orten, wo es Industrie und Steinbrüche gibt, heiraten untereinander und machen durch ihren großen Kinderreichtum nicht nur den Rückgang an Menschenzahl wieder wett, der durch Abwanderung und Unfruchtbarkeit der Ureinwohner entstehen würde ohne sie, sondern ihnen verdankt Vermont seinen gesamten Zuwachs an Menschen.

Das ist der Zug der Entwicklung bis jetzt gewesen. Nur im letzten Jahrzehnt macht sich auch hier eine etwas größere Einwanderung bemerkbar, die aber im Vergleich zu der der anderen Neu-England-Staaten sehr unbedeutend ist.

Dieses Vermont nun, verschieden durch Lage von den übrigen Neu-England-Staaten, durch Zusammensetzung seiner Bevölkerung nicht nur von diesen, sondern, mit Ausnahme seiner süd- und südwestlichen „schwarzen" Staaten, von der gesamten Union verschieden, hat auch eine etwas anders geartete Geschichte.

Die ersten Ansiedler kamen nach Plymouth und Boston in den Jahren 1620—1630. 1630 waren sie bereits bis Springfield, 105 Kilometer landeinwärts vorgedrungen. Während der Republik unter Cromwell und später unter den Oraniern war der Strom aus dem Mutterlande von Engländern, die sich in der neuen Welt eine neue Heimat suchen wollten, sehr viel schwächer. Das ganze 18. Jahrhundert war eine Reihe von Kämpfen zwischen den Engländern, Kolonisten und den ihnen verbündeten Indianern einerseits, und den Franzosen und deren Indianerfreunden andererseits. Der Connecticutfluß, der Champlainsee und das Land dazwischen, das heutige Vermont, waren der Schauplatz und die Heerstraße der äußerst blutigen Kämpfe, die hier, fern von Europa, ein Spiegelbild der dynastischen Kämpfe der Mutterländer waren. Der Spanische Erbfolgekrieg, der Siebenjährige Krieg wurden auch hier entschieden. 1724 wurde die erste Ansiedlung auf Vermonter Boden gemacht. Es war aber nur ein militärischer Posten der Engländer. Dauernde Ansiedlungen zum Zwecke der Bebauung des Landes gab es nicht eher als bis 1763 durch den Genter Frieden Kanada an England fiel und dadurch die Gebiete der Grünen Berge gesichert waren von Überfällen der Franzosen und Indianer. Sofort begann ein schnelles Einströmen von Ansiedlern aus den älteren Neu-England-Staaten. Die ersten Ansiedler hatten keine Industrie. Alles wurde auf den Farmen selbst gemacht. Bei den kinderreichen Familien wurde es daher not-

Digitized by Google

wendig für die heranwachsenden Söhne weiterzuwandern, sich selbst eine Farm zu gründen. Besonders da der Boden der alten Staaten sehr wenig ertragreich war. Viele der Amerikaner, die im englischen Heer gegen Frankreich gekämpft hatten, hatten Vermont und seine fruchtbaren Täler kennen gelernt auf ihren Kriegszügen und kamen nun, um sich anzusiedeln. Sie waren bereits verschieden von den ersten Ansiedlern, die von England herüber gekommen waren. Sie waren zwar Söhne und Enkel der Männer, die Boston und die ersten Ansiedlungen gegründet hatten. Sie wußten aber bereits besser mit dem Pflug und der Axt umzugehen als jene, die aus den freien Berufen und aus den wohlhabenden Bürgerkreisen und Handwerkerklassen des Mutterlandes herübergekommen waren. Vermont wurde nicht begründet, weil Leute hier ihrer Religion ruhig und in gemeinsamer Vertiefung leben wollten. Zwar kamen auch solche, aber doch nur in der Minderheit. Die Mehrzahl kam aus wirtschaftlichen Gründen. Sie hatten nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen. Viele flohen vor der Last der Schulden, die der Krieg gegen die Franzosen und später der Unabhängigkeitskrieg auf sie gehäuft hatte. Sie kamen einzeln, diese ersten Ansiedler. Sie kauften einzeln ein Gebiet Landes von dem königlichen Gouverneur von New Hampshire, der auf Grund eines königlichen Freibriefes durch den Verkauf dieser Ländereien sich selbst einen guten Gewinn sicherte. Mit einem modernen Ausdruck würde man diese ersten Ansiedler als Terrainspekulanten bezeichnen. Sie kauften Land und verkauften es wieder an andere. Kaum hatten genug Menschen von den Gebieten am Connecticut und in den Seitentälern der Grünen Berge sich niedergelassen, um dem ganzen das Ansehen einer dauernden Ansiedlung zu geben, da entdeckte der Gouverneur von New York, daß das Gebiet der Grünen Berge nicht unter die Jurisdiktion von New Hampshire, sondern unter sein Machtgebiet falle. Die Ansiedler wandten sich 1764 nach England um einen Entscheid. Er fiel willkürlich genug aus, entgegen früheren Entscheiden: das Land solle zu New York gerechnet werden. Den Ansiedlern war es im Grunde genommen sehr gleichgültig, ob sie zu New York gerechnet werden sollten oder zu New Hampshire. Als jedoch der New Yorker Gouverneur von ihnen eine erneute Bezahlung ihrer Landanteile verlangte, da entdeckten sie das vielgerühmte Vermonter Unabhängigkeitsgefühl. Sie wehrten sich, indem sie Katasterbeamten der New Yorker Regierung die Instrumente zerbrachen, sie verhauten, sobald sie kamen, um ihres Amtes zu walten. Es wehrte sich jeder auf seine Faust. Man rottete sich zusammen, sobald ein größerer Haufen New Yorker kam, um die Rechte der Regierung durchzusetzen. Aus den Geschichtsschreibungen gewinnt man mehr den Eindruck als ob die Vermonter diese Art von Kleinkrieg geliebt hätten — da die öffentliche Meinung der Bevölkerung der an Vermont grenzenden Teile New Yorks für die Vermonter waren, so geschah es öfters, daß die die Legalität vertretenden New Yorker sich weigerten, gegen die ihr gutes Recht verteidigenden Vermonter vorzugehen —, jedenfalls aber stärkte es sehr ihr Selbstbewußtsein und ihren Unabhängigkeitssinn. Sie organisierten sich zu einer Truppe, die sich Green Mountain Boys nannte.

Bald aber ging dieser Separatkrieg unter in dem großen Krieg Amerikas für seine Unabhängigkeit. Vermont, trotzdem es zu keiner der Kolonien gehorchte, focht auf ihrer Seite, zeichnete sich durch Tapferkeit und Schnelligkeit im Handeln so sehr aus, daß Washington um die Hilfe der Green Mountain Boys bat.

Digitized by Google

Die inneren Zustände in dem regierungslosen Lande aber wurden so unhaltbar, daß die Vermonter beschlossen, um Aufnahme in die Union zu bitten, als selbständiger Staat natürlich. Der Continental Congress aber, kontrolliert von den New Yorker Landspekulanten, zögerte seinen Entscheid in einer so zweideutigen Weise hin, daß nach mehrfachen vergeblichen Versuchen um Gehör, Vermont 1778 sich als selbständige Republik erklärte. Die Aussichten für den Sieg der Union waren gerade damals gering. Mit Meisterhaftigkeit benutzten die Farmer Vermonts die prekäre Situation zu diplomatischen Verhandlungen mit den Briten, die sie durch drei Jahre hinzuhalten wußten mit Versprechungen ihres Übertritts zu England. Sie hatten ihren redlichen Teil getan für die Sache der Unabhängigkeit und hatten als Dank von dem Continental Congress nichts als Hinterhaltigkeit geerntet. Endlich kam der Friede. Amerika war unabhängig. Auf den unfähigen Continental Congress folgte der Congress of the Confederation, der endlich eine festere Regierung brachte. Vermont stand bei Seite und beobachtete. Da es nicht zur Union gehörte, brauchte es auch keinen Teil der Schuldenlast zu tragen, die die dreizehn konföderierten Staaten drückte. Die hierdurch ermöglichte, verhältnismäßig günstige Steuerpolitik zusammen mit einer klugen Gesetzgebung zog Ansiedler aus den anderen Staaten in großer Anzahl ins Land. Endlich 1791 bat Vermont um Aufnahme in die Union, die diesmal gewährt wurde.

Von nun an teilt Vermont alle Einflüsse, die die allgemeine Geschichte der Vereinigten Staaten brachte. Es trat ein in den Bund mit einer eigenen Physiognomie. Die übrigen Neu-England-Staaten hatten eine ununterbrochene, friedliche Entwicklung gehabt; ein ruhiger Bürger glich dem anderen. Die Vorväter waren herübergekommen mit dem Willen, in Amerika ihren besonderen Standard kirchlichen und staatlichen Lebens festzuhalten und zu entwickeln.

Ihre Nachkommen, die nach Vermont zogen, hatten denselben Drang nach staatlicher Betätigung. Sie waren Individualisten geworden durch die Eigentümlichkeit ihrer frühesten Entwicklung. Ihre kirchlichen Anschauungen brachten sie mit; und da sie fast ausschließlich mit wirtschaftlichen Bestrebungen beschäftigt waren und ein großer Teil ihres übrigen Interesses durch ihre politischen Kämpfe ausgefüllt war, so ist anzunehmen, daß ihre religiösen Bedürfnisse weder besonders lebhaft noch besonders stumpf waren. Sie brachten die religiösen Ideen aus Massachusetts und Connecticut mit, und wurden durch die zahlreich Nachkommenden aus denselben Gegenden mit all den religiösen Bewegungen bekannt gemacht, die die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und den Anfang des 19. Jahrhunderts erfüllten. Und in der Tat hören wir auch in Vermont von aufflammender Religiosität, die den „Re-awakening sermons" folgten, wo die erregten Gläubigen tagelang im Gebet beisammen waren, wo sie beinahe unter dem Bewußtsein ihrer Sündenlast zusammenbrachen. Die Ansiedler organisierten als erstes Kirchen. Daß es nur sehr wenige Kirchen liberaler Richtung gab — von denen die eine sich nur kurze Zeit hielt und die Gemeinde ihren Prediger zur Flucht zwang und drohte, ihn in Federn und Teer gerollt zu verbrennen, als sie entdeckte, daß er ein Tory sei —, braucht nicht wunderzunehmen. Die freiere Geistesrichtung am Ende des 18. Jahrhunderts machte sich in Amerika nur auf politischem Gebiete bemerkbar. Naturrecht war hier das Schlagwort. Auf kirchlichem Gebiete blieb man beim alten. Die größere Freiheit zeigte sich vielleicht darin, daß man Sonntags nur zweimal,

Digitized by Google

nicht dreimal zur Kirche ging. Dieselbe Eigenschaft, nichts übereilt zu tun, den richtigen Moment zum Handeln und Zuschlagen, aber auch zum vorsichtigen Beiseitetreten zu erfassen, den die Vermonter in ihrer Politik gezeigt hatten, leitete sie auch in ihren kirchlichen Entscheidungen. Es wird von einem der ersten Ansiedler berichtet, der eine township gekauft hatte, daß er neuangekommene Siedler über Nacht bei sich behielt, auf kluge Weise herausfand, welcher Kirche sie angehörten und sie dementsprechend verteilte. Er wollte eine Zersplitterung vermeiden.

So trat dieser junge Staat in die Union, politisch äußerst aktiv, bewegt jeder einzelne Vermonter von höchst persönlicher Kraft zu Initiative und Selbsthilfe, alle zusammen erfüllt von dem Bewußtsein, ihre geachtete Stellung in der Union der Kraft, Ausdauer und Klugheit der Gesamtheit zu verdanken; religiös wach und rege wie die älteren Staaten auch; wirtschaftlich auf dem Wege zum Aufschwung, im Besitz fruchtbarer Felder, zahlreicher Herden, unendlicher Wälder, einer wachsenden kräftigen, energischen Bevölkerung angelsächsischen Ursprungs.

Was Vermont vor den anderen älteren Staaten von Anfang an auszeichnet, war die geringere Seßhaftigkeit seiner Bevölkerung. Bereits 1795 zogen viele Vermonter nach New York, wo die Regierung große Strecken Landes verkaufte. Überall wo ein Vermonter neuen, ungebrochenen Boden fand, da zog er hin und verließ ohne Bedenken seine soeben erst begründete Heimstätte. So zogen sie vom Süden Vermonts nach dem Norden. So zogen sie, noch bevor der Erie-Kanal den leichten Zugang zu dem mittleren Westen eröffnete, in Planwagen über das Gebirge in das Ohiotal. Auch die Feindseligkeiten der Indianer, die nach der Revolution Freunde Britanniens und Feinde Amerikas geworden waren, hinderte sie nicht daran. Die Bevölkerung nahm schnell zu bis zum Kriege gegen England im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; weniger schnell von 1815 bis 1830, wo eine Lungenseuche und die wieder beginnende Westwanderung viele Vermonter tötete und fortlockte. Den Höhepunkt an Wohlstand, Vitalität und Bevölkerungszahl erlangte der Staat um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Er hatte damals über 300 000 Einwohner, jetzt hat er nur 50 000 mehr.

Dann kam die Entdeckung des pazifischen Westens mit seinen Goldfeldern. Es waren nicht die besten Leute, welche auszogen, um in jenen unbekannten Ländern schnelles Glück zu machen. Die besten Leute hatten im eigenen Lande ihr Glück im Wohlstand und in den regen Anfängen einer selbständigen Kultur gefunden.

Es kam der furchtbare Bürgerkrieg. Vermont schickte verhältnismäßig mehr Männer in den Krieg als alle anderen Staaten mit gleicher Bevölkerungszahl. Es verlor auch mehr. 32 000 seiner Männer gingen in den Krieg; über 5000 starben im Felde oder an ihren Wunden, eine größere Anzahl relativ zur waffenfähigen Mannschaft als in irgendeinem anderen der nördlichen Staaten. Nach beendetem Krieg nahmen viele der entlassenen Soldaten Besitz von ihrem Anrecht auf einen Landteil im Westen, den die Bundesregierung jedem Soldaten des Bürgerkrieges schenkte.

Zwei große Einschnitte gibt es in der Entwicklung Vermonts: der eine politischer Natur: der Eintritt in die Union; der andere wirtschaftlicher Natur: der Civil War und die Neuerungen, die er brachte.

Die großen transkontinentalen Eisenbahnen waren fertig geworden nach dem Bürgerkrieg. Der Weizen, die landwirtschaftlichen Produkte des

Digitized by Google

Westens überschwemmten den Markt. Hatte schon die Eröffnung des Erie-Kanals 1825 den Export des bis dahin weizenausführenden Vermonts unrentabel gemacht, so machten die Eisenbahnen mit ihrer Eröffnung des Westens vollends jeden Weizenbau überflüssig. Die Regierung mit ihren gewaltigen Ankäufen von Getreide, Fellen und vielen anderen landwirtschaftlichen Produkten für die Soldaten während der vier Jahre des Krieges, hatte nicht nur mit eins der bis dahin noch vielfach vorhandenen Tauschwirtschaft ein Ende gemacht durch ihre Barzahlungen; sie hatte auch durch die massenhafte Ausgabe ihrer Noten, der berüchtigten Greenbacks, alle Preise zu nie dagewesener Höhe getrieben und die Taschen der Farmer mit Geld gefüllt. Während des Krieges hatten die Vermonter Farmer, dem Zuge der Zeit folgend, Land zum Weizen- und Maisbau herangezogen, das seiner Natur nach nicht dazu geeignet war. Mit dem massenhaft hereinströmenden Gelde verminderten Wertes zahlten sie ihre Hypotheken ab und kauften Land dazu. Nach dem Krieg kam der Krach: sie saßen da mit zu viel Land, das in dem Maße wie früher anzubauen nicht lohnte, mit stagnierender Bevölkerung; mit den billigeren Produkten des goldenen Westens vor der Türe; mit den Anfängen einer Industrie, vor allem Wollstoffindustrie aus heimischer Wolle, welche die Kraft ihrer Flüsse ins Leben gerufen hatte, welche jetzt durch die Konkurrenz der billigeren australischen Wolle und die aggressivere Unternehmungslust der Fabrikanten von Massachusetts, Rhode Island, Connecticut mit ihrem billigen Seetransport von Kohle getötet wurde.

Alles dies geschah vor 45 Jahren.

Nach dem Kriege aber begann die ungeheure Einwanderung, begann das Zusammenballen dieser Menschenmassen in einigen großen Industriezentren des Ostens, vor allem Neu-Englands, in Rhode Island und Massachusetts. Nach Vermont kamen nur wenige. Die, welche sich auf eigener Scholle ansiedeln wollten, gingen nach dem Westen.

Die Aussichten für diesen landwirtschaftlichen Staat Neu-Englands besserten sich, je größer die Industrialisierung der Küstenstaaten wurde. Boston, New York und die vielen Industrieplätze waren gewaltige Konsumenten für Meiereiprodukte, Gemüse, Früchte, Äpfel, für alle landwirtschaftlichen Produkte erster Qualität, die den weiten Transport vom Westen nicht ertragen können ohne an Qualität zu verlieren. Zwar Schafe der Wolle wegen zu ziehen, lohnt nicht mehr; Schafe des Fleisches wegen zu ziehen, würde lohnen, nachdem das amerikanische Volk es nicht mehr für „unanständig" hält, Hammelfleisch zu essen, was es bis dahin infolge einer Idiosynkrasie nicht tat. Vermont ist ein ausgezeichnetes Land zum Apfelbau. Es erzeugt Äpfel besserer Qualität als Oregon, woher in fünf Tage langem Transport von der anderen Seite des Kontinentes her Äpfel nach Boston, New York und Philadelphia kommen. Vermont könnte Erdbeeren, Himbeeren, Spargel, alle Qualitätsfrüchte und Gemüse auf eigenem Boden ziehen. Statt dessen wird ein großer Teil des Bedarfs durch Import gedeckt. Geflügelzucht wäre ein vorzüglich ertragreiches Gebiet. Auf dem fruchtbaren Boden der mittleren Höhen und der Täler könnten zwei und mehr Tonnen Heu pro Acre erzeugt werden. Eine Tonne ist der bisherige Ertrag. Die Reports of the Agricultural Board of the State of Vermont, die 1872 begannen und alle zwei Jahre erscheinen, sind angefüllt während der ganzen Zeit mit Klagen über die schlechte Bewirtschaftung, Ermahnungen, Beispielen der anderen, westlichen Staaten, Vorschlägen. Geht man diese Berichte durch,

Digitized by Google

so könnte man häufig glauben, die Zeiten seien stillgestanden. Es ist, wie Professor Hills, Dekan der Staatsuniversität von Vermont, am Anfang einer Rede sagt: „Ein erfolgreicher Farmer, der aus dem Westen eingewandert war, sagte mir: seit 150 Jahren melken die Vermonter ihre Kühe, sie sehen nicht, ob es gute oder schlechte Kühe sind, und sie werden sie in weiteren 150 Jahren noch melken."

Das Land ist so billig, 2—5 Dollar pro Acre, gegenüber 75—250 Dollar im mittleren Westen, daß die Gebäude den höheren Wert repräsentieren. Die Bevölkerung gerade in rein landwirtschaftlichen Kreisen hat abgenommen; nur die zehn größeren Städte über 5000 Einwohner haben zugenommen und das zu einem großen Teil infolge der Industrialisierung der Granit- und Marmorbrüche, die die Einwanderung herbeizog. Diesen Zug vom Lande zur Stadt teilt Vermont mit allen landwirtschaftlichen Staaten der Union. Was aber bedenklicher ist, ist die geringe Fruchtbarkeit der Urbevölkerung, wie sie schon oben berührt worden ist; die zwar nicht absolut aber relativ zu anderen Staaten zunehmende Anzahl der Wahnsinnigen, von denen ein hoher Prozentsatz infolge von Trunksucht, Degeneriertheit, Genuß von Narkotika, geschlechtlicher Anormalität in Wahnsinn verfallen ist. Die Berichte der zwei staatlichen Irrenanstalten geben leider keine Statistiken über die Heimatsorte der Kranken. Soviel aber war möglich, zu ersehen, daß die landwirtschaftlichen Distrikte mit vorwiegender Urbevölkerung die größte und zwar eine steigende Anzahl von Kranken einliefern, und wie die Berichte des 61. Kongresses (1910—1912), 3. Session, Senate Documents zeigen, entfallen auf die Einwanderer nicht mehr als der ihnen gebührende Prozentsatz an Wahnsinnigen. Die Berichte der Trustees meinen zwar, es kämen deshalb so viel mehr Wahnsinnige aus ländlichen Bezirken, weil hier es schneller auffiele, wenn ein Mitglied krank sei, während in den Städten es nicht so auffiele. Das Umgekehrte wird wohl aber das Richtige sein. Der Familienstolz, die Scham, ein Mitglied als wahnsinnig in einer Anstalt zu wissen, ist gerade für die Einheimischen etwas, das nur im äußersten Notfall ertragen wird. Die Formalitäten, durch die ein Wahnsinniger vor dem Probate Court gehen muß, sind außerdem, trotz jüngster Erleichterung, so unangenehm und indiskret, daß anzunehmen ist, daß manch ein Wahnsinniger zu Hause auf der Farm lieber gehalten, als hinunter in die Stadt zur Prüfung und Aufnahme in die Anstalt geschickt wird. Die Anzahl der Idioten und Imbezillen in den entfernter liegenden Tälern mag auch nicht gering sein.

Woher kommt es nun, daß ein Staat, der vor fünfzig Jahren seine Blütezeit hatte, der voller Stolz viele Regimenter der besten Soldaten in den Krieg sandte; daß dieser Staat, der seine Bevölkerung im Besitz der edelsten Eigenschaften: persönlicher Initiative, Mut, Freiheitssinn, Unternehmungslust, Opferwilligkeit, Klugheit zeigte, in der kurzen Spanne Zeit von 45 Jahren so weit heruntergekommen ist, daß Lincoln Steffens, einer der führenden soziologischen Schriftsteller von ihm sagen kann: „Connecticut und Vermont haben ganz den Anschein, als ob sie politisch und sozial tot seien. Die Demokratie, die sie haben, ist ohne jede Vitalität. Sie haben überhaupt kaum eine Vitalität. Degeneriertheit herrscht dort; nicht nur politische, moralische und geistige, auch physische."

Ein Aufenthalt von sechs Monaten in einem typisch landwirtschaftlichen Bezirk des Staates; unausgesetzte Beobachtung und Verkehr mit allen Klassen



Digitized by Google

ſeiner Geſellſchaft haben mir die Überzeugung gegeben, daß die Urſachen dieſes ſchnellen Verſinkens zwei Wurzeln haben: die eine iſt die Religion, die hier herrſcht, der Puritanismus oder beſſer, die Folgen, die ſeine harten und unmenſchlichen Dogmen auf die Bevölkerung gehabt haben. Die andere iſt der ſchrankenloſe Individualismus politiſch-ökonomiſcher Art, geboren im 18. Jahrhundert, der hier noch ungebrochen, unbeeinflußt von moderneren Strömungen herrſcht.

In krude Worte impreſſioniſtiſche Beobachtungen, aufgefangene Blicke und Gebärden, zuſammen mit Tatſachen zu bringen, iſt ſehr ſchwierig. Und um dieſe zwei Urſachen der in Vermont herrſchenden Übel aufzudecken, haben mir mindeſtens ebenſo ſehr Impreſſionen, Ahnungen geholfen wie beweisbare Tatſachen.

Was einem Europäer ſogleich am Amerikaner auffällt, iſt ſein klarer, naiver, ſachlicher Blick; ſein fröhliches Gewährenlaſſen und Mitgenießen bei jeder kleinſten Veranlaſſung zur Heiterkeit. Es iſt die Heiterkeit eines kindlichen und leicht befriedigten Menſchen, der raſch reagiert.

In Vermont wird man unter den Leuten der Scholle nichts derartiges merken. Sie haben nichts von dieſer angenehmen Eigenſchaft ihrer übrigen Landsleute; nichts von jener Dumpfheit und Schwere, die unſere Bauern durch den intimen Verkehr mit ihren Tieren, mit der Erde und ihren Gewächſen eingeſogen haben. Sie haben nichts von dem, was die pretiöſe, reiſende Welt der Amerikaner als quaint und local color an unſeren trachtentragenden Bauern ſo ſentimentaliſch liebt.

Ein Vermonter Farmer ſchaut aus wie ein nervöſer, ewig gehetzter, magerer Stadtmenſch. Die Frauen ſind magere, häßliche, geſchlechtsloſe Figuren. Die Kinder, mit geringen Ausnahmen, ſchwächlich und peinlich altklug. Im Vorbeifahren auf ihren Schlitten oder leichten Wägelchen, die in nichts an die ſoliden Gefährte unſerer Bauern erinnern, ſondern mehr wie Rennwägen ausſehen, begegnet dem Spaziergänger kein freundlicher Blick. Der Ausdruck gelben Ärgers, flacher Grübelei ſcheint feſtgewachſen auf ihren glattraſierten Sektierergeſichtern. Es ſcheint, als ob ſie nie einen Mitmenſchen in ſeiner Ganzheit mit Sympathie umfaßten. Ihr Nervenſyſtem ſcheint irgendwo leck zu ſein. Rationaliſtiſch beantworten ſie Fragen nach dem Wege; alles können ſie auf Dollar und Cents werten; ſie reden von ihren Kühen und Pferden; von ihren Apfelbäumen und Feldern als von Produktionsfaktoren. Sie bewerten ſie nach ihrem Ertragswert. Sie haben nichts von der Saftigkeit, Derbheit und Klangfülle des täglichen Daſeins, was unſere Bauern zu Beſtandteilen ihres Bodens macht. Auf Fragen antworten ſie nie direkt, auch da nicht, wo Hinterliſt und Ränke garnicht nottun. Ideen ohne Sonne ſcheinen ihre Gedankenwelt zu erfüllen. Sie ſcheinen Stadtmenſchen, Kaufleute zu ſein, die ein feindliches Geſchick hinter den Pflug geſtellt hat. Sie arbeiten mit nervöſer Haſt hintereinander viele Stunden bis in die Nacht hinein, um dann nichts zu tun, im Schaukelſtuhl zu ſitzen und Zeitſchriften zu leſen. Im erſten Report des State Board of Agriculture 1872 kann man leſen, was das Lebensziel eines Farmers iſt: „Der Hauptantrieb im Leben eines Farmers unſeres Staates war und wird ſein der Wunſch, den komplizierten Zuſtand zu genießen, den wir Ziviliſation nennen. Der Farmer will für ſich Geſelligkeit, Bildung, Berührung mit vielen und verſchiedenartigen Menſchen. Dieſes alles zu genießen iſt das Ziel, für welches er lebt.“

Digitized by Google

Der Umgang mit der Erde und ihren Geschöpfen, die Abhängigkeit von den Elementen scheint diesen Menschen keine Sinnlichkeit gegeben zu haben. Sollte die Ursache teilweise darin liegen, daß diesen Menschen und ihren Vorfahren ihre Religion jede Unbefangenheit, jede Kontemplation verdammte, nur Handlung von ihnen verlangte? Kreaturvergötterung nannte der Kalvinismus die unschuldige, alles umfassende Liebe zu allem Lebenden. Das, was um ihn lebt, sind nur Objekte, an denen der Auserwählte durch erfolgreiche Bewirtschaftung erweisen kann, daß Gott in ihm „wirke". Um dieses besser tun zu können, soll der Mensch an nichts sein Herz hängen, selbst seinem Freunde soll er mißtrauen.

Es ist dies eine Religion für Kaufleute und Stadtmenschen, von einem Professor und Stadtmenschen erdacht; von englischen Kaufleuten und Handwerkern auf amerikanischen Boden gebracht. Diese Religion hat Großes gewirkt unter den Kaufleuten Amerikas und allen industriellen Klassen. Sie hatte noch keinen Schaden, der deutlich bemerkbar war, außer vielleicht in der Rastlosigkeit ihrer Bekenner angerichtet, so lange die stets erneuten Erregungen der Kämpfe gegen die Indianer und die Wildnis das Blut dieser Menschen in Erregung erhielt; so lange es keine ausschließliche Landwirtschaft gab, sondern jede Familie für sich nicht nur den Boden bestellte, sondern auch sämtliche jetzigen Fabrikwaren herstellte. Sobald aber eine Trennung von Landwirtschaft und Industrie eintrat, mußte diese Religion mit ihrer Entwertungslehre alles Lebendigen, ihrer Verdammung alles Sinnlichen zum Schlechten ausschlagen für diejenigen ihrer Bekenner, die die Erde bestellen mußten. Denn das bedeutet ruhige Liebe zu dem, was der Kalvinismus „inanimated objects" nennt. Und das ist etwas, was der Vollblutyankee nicht kennt, der nie aus dem Zirkel der alten Dogmen und Anschauungen herausgekommen ist. Ist es nicht symptomatisch, daß Deutsche und Engländer und Schotten Gärtner in Amerika sind? Daß die schmutzigen und verachteten Polen und Italiener erst den Yankees in Connecticut zeigen mußten, daß es möglich sei, auch dort erfolgreich den Boden zu bestellen?

Bei der großen Bedeutung, die die Religion im Leben der Urbevölkerung Amerikas einnahm und trotz allem, was dagegen gesagt wird, noch einnimmt, ist es klar, was es bedeuten mußte daß diese Religion auf einer Basis steht und Lehren ausgibt, deren Natur in direktem Gegensatz zur Natur und Notdurft des Landmannes steht. Gegenüber dieser Bedeutung scheint mir die zweite Wurzel zur Erklärung des Niederganges Vermonts nur etwas Sekundäres. Und zwar deshalb, weil es veränderlich ist, anpassungsfähig an die augenblicklich herrschenden Formen des politischen und ökonomischen Daseins, wurzelnd nicht ausschließlich im Gefühl, sondern im Gefühl und Intellekt: der extreme Individualismus in politischen und ökonomischen Dingen, den die Vermonter Bevölkerung zu ihrem großen Schaden als Führerin in politischen und ökonomischen Entscheidungen noch immer hat. Wir haben gesehen, wie die populären Lehren des 18. Jahrhunderts von Naturrecht und Selbstbestimmungsrecht durch die eigentümliche Geschichte Vermonts nur noch bestätigt wurde. Als dann die republikanische Partei mit ihren Schutzzöllen kam, da machte Vermont mit, teils weil die Väter bereits Republikaner gewesen waren — ein Argument, das bei gedankenlosen Sentimentalisten immer alle Überlegungen über den Haufen wirft —, teils weil Vermont auf seine Rechnung kam dabei, solange es noch einen großen Teil seiner nichtlandwirtschaftlichen Produkte im eigenen Hause herstellte und sogar durch seine Schafzucht interessiert an hohen Schutzzöllen war.



Digitized by Google

Noch höhere Wollzölle jedoch konnten, nachdem die australische Wolle auf den Markt kam, Vermonts Schafzucht nicht mehr retten. Die wirtschaftliche Situation änderte sich von Grund aus. Vermont muß den größten Teil der von ihm benötigten Industriewaren einführen; es wäre also an niederen Zöllen interessiert, weil dadurch die Preise auch niedriger würden. Es wählt aber weiter für die republikanische Partei, wählte bei den letzten Wahlen noch Taft und nicht Wilson. Oder vielmehr, nicht das Volk wählte Taft, seine Repräsentanten taten es. Und diese stehen im Solde der Eisenbahnen, der Boston- und Maine-Eisenbahngesellschaft und der Central Vermont-Eisenbahngesellschaft. Diese Gesellschaft ist es, die es auf jede Weise verhindern will, daß elektrische Zweigbahnen unter Ausnutzung der natürlichen Wasserkräfte das Land zugänglich machen. Sie machen es einfach unmöglich, bis jetzt wenigstens. Das Volk aber duldet es. Vielleicht spielt seine kalvinistisch-puritanische Natur hierbei mit, die in ihrem ordentlich-trockenen Sinn die Führerschaft der ersten anerkennt. Und die ersten scheinen ihm bis jetzt die Reichen. Diese reichen Kapitalisten, die ihre Gelder außerhalb Vermonts in Industrien angelegt haben, wählen republikanisch.

Nach der Änderung der wirtschaftlichen Lage liegt die einzige Rettung Vermonts in der Spezialisierung von Qualitätsprodukten wie Butter, Apfel, Gemüse usw. Um aber das Geringste in Amerika, dem Lande der Trusts und Zwischenhändler, auf irgendeinem Gebiet leisten zu können, bedarf es der Organisation der Produzenten.

In allen Ländern hat sich die Organisation der landwirtschaftlichen Produzenten als sehr schwer erwiesen. In Vermont auch. Zwar gibt es einige Assoziationen, deren älteste, die der Butter- und Milchproduzenten, sogar bereits 1872 gegründet wurde. Sie tut auch viel durch Verbreitung von Kenntnissen über Viehzucht, durch Organisierung von Vereinen zur Untersuchung von Kühen auf Tuberkulose. Sie hat es aber nicht zustande gebracht, die Meiereien auf kooperativer Basis einzurichten. Im Jahre 1912 waren von 229 Meiereien nur 29 kooperativ. Man hört, daß auch hier die Diener jener unsichtbaren Meister, der Trusts, tätig seien, durch Strohmänner eine Meierei nach der anderen aufzukaufen. Man spricht von der Standard Oil Company als demjenigen Trust, der in Vermont umgeht. Die Farmer fühlen sich machtlos. Aber anstatt sich zu organisieren und vereint diesen Feind aus dem Felde zu schlagen oder wenigstens zu verhindern, daß er sie weiter schwächt, mißtraut einer dem anderen und glaubt nicht an die Ehrlichkeit des anderen im Dienste einer gemeinsamen Sache. Es ist charakteristisch, daß die Farmer gut haben kooperieren können bei Errichtung eines Telephondienstes, wozu jeder seine eigene bestimmte Anzahl von Telephonstangen aufrichten mußte und im übrigen durch Ankauf von Aktien der kooperativen Gesellschaft für die übrigen Unkosten eintrat. Hier galt es, etwas zu tun, was dem gesellschaftlichen Leben zugute kam, was in dürren Ziffern ausgerechnet werden konnte. Demselben Nachbarn, dem sie beim Heuen, Silofüllen, Baumfällen bereitwilligst helfen, demselben Nachbarn würden sie nicht über den Weg trauen, wenn er Leiter einer kooperativen Meierei würde. Während im Westen die Farmer Einkaufsgenossenschaften haben, Verkaufsassoziationen eingerichtet haben wie die Western Fruit Growing Company, deren Orangen über die ganze Union hin an ihrer Papiermarke erkennbar sind; hier in Vermont gibt es das nicht. Die Folge ist, daß Aufkäufer kommen, von

Digitized by Google

Farm zu Farm gehen und die Produkte zu einem von ihnen allein bestimmten Preis aufkaufen und in die Stadt schicken, wo sie endlich, nachdem sie noch durch viele andere Hände gegangen sind, zu einem doppelten und dreifachen Preise auf dem Tisch des Konsumenten landen. Statt aber sich selbst zu tadeln, tadelt der Farmer die Stadtleute. Daß die Farmer untereinander durch Mitteilung des von jedem einzelnen erlangten Preises sich wenigstens auf diese Weise gegen die Zwischenhändler wehren könnten, der Gedanke kommt ihnen nicht. Eifersüchtig behält jeder seinen Preis für sich, in der Hoffnung, sein Nachbar werde einen noch schlechteren bekommen haben. In dem Agricultural Report 1906 sagt ein Farmer zu seinen Mitfarmern: „Je schneller wir die ererbte Yankeeeigenschaft überwinden, den anderen zu überlisten, um so besser für uns." An dieser Eigenschaft eben leiden sie, die dem feilschenden, unintelligenten Kaufmann eignet: hinterhältig zu sein und zu versuchen, den anderen hereinzulegen. Das geht wohl einige Zeit. Bald aber muß diese Eigenschaft sich gegen ihren Besitzer selbst wenden.

Will man es pointiert ausdrücken, so kann man sagen: Vermonts Farmer leiden an der Hypertrophie der Meinung, die sie von sich selbst haben. Es will keiner etwas vom andern lernen, weil jeder glaubt, er sei ebenso gut, wenn nicht besser — meistens dieses — als der andere. So stagniert diese Masse von Farmern. Jedes Argument, das gegen sie und ihre falsche Eigenbrödelei aufgebracht wird, schlagen sie tot mit der ewig wiederkehrenden Entgegnung: „Ja, wir sind so sehr unabhängig, wissen Sie."

In allem zeigt sich diese Einbildung, nicht zum wenigsten auf dem Gebiet der Schule. Die Gründer dieses Staates glaubten an die Allmacht der Schule, an Erziehung und Bücher. Überall wo diese Puritaner hinkamen, gründeten sie Schulen und Bibliotheken. 1794, sieben Jahre nach der Niederlassung der ersten Ansiedler, gab es bereits in Montpelier eine Bibliothek. Jetzt mußte der Gouverneur in seiner Botschaft an die beiden Häuser im Jahre 1912 sagen, daß Vermont 78 Prozent gänzlich unvorbereitete Lehrer habe, mehr als irgendein anderer Staat Neu-Englands.

Stolz der Selbstbehauptung, Verachtung für jede Servilität, Vertrauen auf die eigene Kraft — das wahrlich sind die Eigenschaften, die jedes Volk groß machen, die den alten Ansiedlern Amerikas ihre Kraft gegeben haben. Aber es gehört unausgesetzte Entwicklung zum Besseren dazu, um diese Unabhängigkeit gesund zu erhalten.

Die Ideen, die das neue Amerika bewegen und zu einer schöneren und wahrhaft demokratischen Zukunft führen sollen, sie entstehen nicht in Neu-England, dem ältesten Teil der Union. Die Zeiten des alten, schrankenlosen, anarchischen Individualismus auf politischem und ökonomischem Gebiet sind vorbei. Sind selbst in Amerika vorbei. Aber in Neu-England — das liegt in der Natur und dem Alter seiner Entwicklung — kleben sie am zähesten, sind sie am schwersten zu beseitigen.

Daß aber die Vitalität eines Volkes geschädigt werden muß durch eine Religion, die wie der Puritanismus Unfruchtbarkeit des Geistes, Abkehr von jeder freieren, feineren Sinnlichkeit und Sinnenfreudigkeit predigt, die die Engigkeit des Herzens, die selbstgerechte Intoleranz der Tugendhaftigkeit heranzüchtet, wie sie an den Leuten von Vermont zu bemerken ist, das sehen vorerst nur wenige Amerikaner.

Digitized by Google

# Die amerikanische Politik bis zum Krieg.

Von Fritz Gerlich, Kgl. Archivassessor in München.

## Die Monroedoktrin.

Am 4. September 1821 erließ Kaiser Alexander von Rußland ein Dekret, in dem er auf Grund erster Besitznahme alles Land im nordwestlichen Amerika bis zum 51 Grad nördlicher Breite für Rußland in Anspruch nahm. Die Vereinigten Staaten protestierten sofort dagegen, ehe aber der Streit ausgetragen war, entstand ein zweiter Gegensatz zu Europa. Auf dem Kongreß zu Verona am 22. November 1822 hatte sich die heilige Allianz zur Wiederherstellung der Ordnung in Spanien entschlossen. Die Union fürchtete, daß ihr Vorgehen sich auch auf Spaniens südamerikanische Kolonien erstrecken würde, die sich seit 1810 größtenteils befreit hatten und von ihr als selbständige Staaten anerkannt waren. Zwar hatte England wegen seiner handelspolitischen Interessen in Südamerika die Unionsregierung wissen lassen, daß es die Absichten der heiligen Allianz nicht billige. Da kam die Bestätigung der Befürchtung. Die Allianz hatte den Plan gefaßt, die südamerikanischen Angelegenheiten vor einen Kongreß aller Mächte zu bringen. In dieser Situation erließ Präsident Monroe, nachdem er vorher seine Amtsvorgänger Jefferson und Madison befragt hatte, jene berühmte Jahresbotschaft vom 2. Dezember 1823 an den Kongreß der Vereinigten Staaten, in der die auslandspolitische Maxime der Vereinigten Staaten aufgestellt wurde, die seitdem als Monroedoktrin bekannt ist. Ihre Hauptsätze lauten:

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat „die Gelegenheit für angebracht gehalten, es als einen Grundsatz aufzustellen, der die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten berührt, daß die amerikanischen Kontinente zufolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie sich errungen haben und behaupten, fürderhin nicht mehr als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte anzusehen sind ..... Wir schulden es der Aufrichtigkeit und den freundschaftlichen, zwischen den Vereinigten Staaten und jenen Mächten bestehenden Beziehungen, zu erklären, daß wir jedweden Versuch ihrerseits, ihr System auf irgendwelchen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit ansehen würden. In die bestehenden Kolonien oder Dependenzen irgendeiner europäischen Macht haben wir uns nicht eingemischt und werden wir uns nicht einmischen. Aber wir könnten einen Eingriff seitens einer europäischen Macht in die Regierungen, die ihre Selbständigkeit erklärt und sie aufrecht erhalten haben, und deren Unabhängigkeit wir nach großer Überlegung und auf Grund gerechter Prinzipien anerkannt haben, zu dem Zwecke sie zu unterdrücken oder in irgendeiner Weise ihr Schicksal zu bestimmen, in keinem anderen Lichte denn als Kundgebung eines unfreundlichen Verhaltens gegenüber den Vereinigten Staaten ansehen . . . .

Unsere Politik Europas, die in einem früheren Zeitpunkt der Kriege, welche so lange jenen Teil des Erdballes aufgeregt haben, angenommen wurde, bleibt nichtsdestoweniger dieselbe, nämlich, nicht in die inneren Angelegenheiten irgendeiner ihrer Mächte einzugreifen, die de facto Regierung als die für uns rechtmäßige anzusehen, freundliche Beziehungen mit ihr zu pflegen und solche Beziehungen durch eine freimütige, feste und männliche Politik zu erhalten, den gerechten Ansprüchen jeder Macht zu genügen und dabei Unbill von keiner hinzunehmen. Aber im Hinblick auf diesen Kontinent sind die Umstände höchst und augenscheinlich verschieden. Es ist unmöglich, daß die Verbündeten ihr politisches System auf irgendeinen Teil dieses Kontinents erstrecken ohne unsern Frieden und unser Glück zu gefährden . . . . Es ist deshalb unmöglich, daß wir ein solches Eingreifen in irgendeiner Form mit Gleichgültikeit ansehen sollten“ . . . .

## Die Vorgeschichte der Monroedoktrin.

Die Auffassung über den Geltungsbereich der Monroedoktrin nach dem Plane ihrer Verfasser ist strittig. Während von Halle und H. Oncken in ihr ein

Digitized by Google

Bekenntnis zum amerikanischen Imperialismus sehen, legt H. Kraus das Schwergewicht auf den Gedanken der Isolierung Amerikas von den Streitigkeiten der Alten Welt. Als Belege seiner Ansicht zieht er vor allem Washingtons Farewellbotschaft und Korrespondenzen Jeffersons heran. Gewiß hatte Washington in seinem Abschied von der Präsidentschaft vom 17. September 1796 erklärt: „Die große Regel unserer Haltung gegenüber fremden Nationen ist: in Ausdehnung unserer kommerziellen Beziehungen mit ihnen so wenig politische Verbindung als möglich zu haben." Aber Washington war schon lange tot. Dagegen waren Jefferson und Madison an der Aufstellung der Doktrin beteiligt. Daher lassen sich aus ihrer sonstigen Auffassung vom Ziel und Weg der amerikanischen Politik Aufschlüsse über die beabsichtigte Tragweite der Monroeschen Erklärung gewinnen. Jefferson nun war Imperialist. Zwar war er auch Pazifist. Bei Kollisionen aber mußte der Pazifismus stets dem Imperialismus weichen. Das staatsrechtliche Gebäude der abgefallenen Neuenglandstaaten war noch nicht unter Dach, da formulierte er schon das Weltherrschaftsziel des modernen Staates über den gesamten amerikanischen Kontinent. In einem Briefe vom 25. Januar 1786 schreibt er — damals Gesandter in Paris — in die Heimat:

„Unsere Konföderation muß als das Nest angesehen werden, von welchem aus ganz Amerika, Süd und Nord, bevölkert wird. Wir sollten uns auch hüten, es im Interesse jenes großen Kontinents zu halten, allzufrüh einen Druck auf die Spanier auszuüben (die den größten Teil dieses Kontinents beherrschten. Der Verfasser). Jene Länder könnten nicht in besseren Händen sein. Meine Befürchtung ist nur, daß sie zu schwach sind, sie zu halten, bis unsere Bevölkerung genügend fortgeschritten ist, um sie ihnen Stück für Stück abzunehmen."

Dabei umfaßte die Union damals nur die 13 Staaten am Atlantischen Ozean. Sie hatte den andern also noch viel abzunehmen. Bei diesen Zukunftshoffnungen war Jefferson aber, wie gesagt, überzeugter Pazifist: „Wenn es ein Prinzip gibt, das fester als irgendein anderes dem Herzen jedes Amerikaners eingewurzelt ist, so ist es dieses, daß wir nichts mit Eroberung zu tun haben wollen", lesen wir in seinem Briefe an William Short vom 28. Juli 1791. Als Präsident hatte er nun Gelegenheit, seine beiden Grundsätze, den des Imperialismus und den des Pazifismus in die Wirklichkeit umzusetzen. Jedem andern hätten sich dabei Schwierigkeiten geboten, Jefferson aber erfand eine Regierungspolitik, die man sehr glücklich als die „pazifistische Eroberungspolitik" bezeichnet hat. Zu ihrer Illustration diene folgender Fall. Frankreich hatte Louisiana, das ist das ganze Mississippibecken, von Spanien erworben. Das Mississippigebiet aber war das Expansionsland Amerikas, das von den Unionsbürgern ganz ohne kleinliche Rücksicht auf Hoheitsverhältnisse schon seit langem besiedelt wurde, als gehöre es ihnen selbst. Die spanische Macht war nicht in der Lage, ernstlich Einhalt zu tun und daher der Union genehm. Bedenklicher wäre die französische Herrschaft gewesen, am bedenklichsten eine Eroberung des französisch gewordenen Landes durch England, das damals mit Frankreich in Krieg war, und durch Kanada und Louisiana die Union von jeder Expansionsmöglichkeit abgeschnitten hätte. Schon das erste Gerücht von dieser Veränderung erregte deshalb in Amerika einen gewaltigen Entrüstungssturm und Jefferson ließ die französische Regierung wissen: „Der Tag, an welchem Frankreich Besitz ergreift von New Orleans, besiegelt die Union von zwei Nationen, die vereint die ausschließliche Herrschaft über den Ozean behaupten können. Von diesem Augenblick an müssen wir uns mit der britischen Flotte und Nation vereinen." Das war bei dem damaligen Verhältnis Frankreichs zu England eine unverhüllte Kriegsdrohung und Napoleon ist bekanntlich vor ihr zurückgewichen, indem er Louisiana an die Union verkaufte. Die erste Probe von Jeffersons pazi-

Digitized by Google

fistischer Eroberungspolitik war also gelungen, da Frankreich — durch England vom Meere ferngehalten — sich nicht wehren konnte. Seine weitere Regierung verlief ohne derartige Zuspitzungen, obwohl die Vergewaltigung amerikanischer Rechte durch England im Seekrieg gegen Frankreich Anlaß zu fortgesetzten Differenzen gab. Erst unter Jeffersons gleichgesinntem Freunde und Nachfolger Madison taten die Amerikaner einen weiteren Schritt, sie besetzten das spanische Westflorida, in dem gerade eine Empörung war, unter der Behauptung, es sei im Louisianavertrag mitverkauft, obwohl Talleyrand das Gegenteil erklärte. Später erstatteten sie es allerdings angesichts der sich erhebenden Schwierigkeiten zurück. Jefferson aber genügte bereits Florida nicht mehr. Er glaubte von Napoleon, der inzwischen Spanien erobert hatte, als Gegenleistung für Amerikas Neutralität mehr erlangen zu können. Er wünschte, daß die Union Kuba beanspruche, und die Ausdehnung nach Süden scheint ihm einer Ergänzung im Norden zu bedürfen. So schreibt er im Jahre 1810:

„Nach Florida und Kuba müßten wir auch noch den Norden in unsere Konföderation einschließen, was natürlich beim ersten Krieg geschehen würde. Dann hätten wir ein Reich für die Freiheit, wie sie es seit der Schöpfung nicht mehr gesehen haben, und ich bin überzeugt, nie zuvor war eine Verfassung so wie die unsrige auf ausgedehnte Herrschaft und Selbstregierung berechnet . . . . Gegen unsere Aufnahme von Kuba wird eingewendet werden, daß dann für unsere zukünftigen Erwerbungen keine Grenze zu ziehen ist, aber Kuba kann von uns ohne Seemacht verteidigt werden und darin liegt der Grundsatz unserer Beschränkung: nichts sollte je von uns aufgenommen werden, zu dessen Verteidigung eine Flotte nötig ist."

Madison geht in dieser Auffassung von der „Beschränkung" mit seinem Freunde und Berater durchaus einig. Als das Gerücht auftaucht, England beabsichtige Ostflorida zu erwerben, empfiehlt er in seiner Botschaft vom 3. Januar 1811 „der Überlegung des Kongresses die Tunlichkeit einer Erklärung dahin, daß die Vereinigten Staaten nicht ohne ernste Unruhe irgendeinen Teil eines benachbarten Landgebietes, an welchem sie in verschiedener Richtung so tief und so berechtigter Weise interessiert sind, aus der Hand Spaniens in die einer fremden Macht übergehen sehen würden."

Das Jahr 1812 schien endlich für die pazifistischen Eroberungspolitiker die günstige Gelegenheit zur Einverleibung Kanadas zu bringen. Napoleon schickte sich zum Zuge gegen Rußland an. In Amerika war man fest überzeugt, daß Rußland vollständig niedergeworfen und damit auch England bezwungen werden würde. Ein Einfall in die englische Kolonie schien also kein Risiko mehr zu bieten, ein Umstand, auf den amerikanische Pazifisten stets besonderen Wert legen. Jefferson gibt der eigenartigen Auffassung der amerikanischen Staatsmänner von der Lage in seinem Schreiben vom 2. Januar 1812 folgenden Ausdruck:

„Das Schicksal Englands ist nahezu entschieden und die gegenwärtige Form seines Daseins neigt ihrem Untergange zu . . . . Wenn seine Umgestaltung es nach den Gesetzen moralischer Ordnung wiederherstellen sollte, so liegt es im allgemeinen Interesse, daß England noch ein merkliches und unabhängiges Gewicht in der Wagschale der Nationen bleibe und imstande sei, wenn ein günstiger Moment sich bietet, seinen großen Rivalen in Verworfenheit unter dieselbe Ordnung beugen zu helfen. Wir insbesondere sollten beten, daß die europäischen Mächte sich dermaßen in Balance und Kontrabalance untereinander halten, daß die eigene Sicherheit alle ihre Kräfte daheim erfordert, und sie die übrigen Teile der Erdkugel in ungestörtem Frieden lassen. Wenn unsere Stärke uns erlaubt, unserer Hemisphäre das Gesetz aufzuerlegen, so sollte es darin bestehen, daß der Meridian, der mitten durch den Atlantischen Ozean läuft, die Demarkationslinie zwischen Krieg und Frieden bildet, diesseits derer keine Feindseligkeiten begangen werden und der Löwe und das Lamm in Frieden nebeneinander ruhen sollten."

Digitized by Google

Zur Einleitung dieses Friedens zwischen Löwe und Lamm erklärte allerdings die Union — nicht zum wenigsten auf Jeffersons Betreiben — zunächst einmal England den Krieg, der von ihr aber unglücklich geführt wurde und mit einer solchen Erschöpfung ihrer Kräfte endete, daß ihre aggressive Expansionspolitik wenigstens für ein Weilchen in den Hintergrund treten mußte.

### Die Ausgestaltung der Monroedoktrin.

Aus diesen Motiven heraus war also jene Doktrin entstanden, die seit ihrer Veröffentlichung immer wieder der amerikanischen Regierung als letzte und oberste Richtschnur und Rechtsquelle ihres Handelns dient. Sie gab ihr nach amerikanischer Volksauffassung jederzeit das Recht, einer Expansion europäischen Besitzes oder auch nur politischen Einflusses hindernd entgegenzutreten, verpflichtete sie aber keineswegs für sich derartige Machterweiterung zu unterlassen. Am schärfsten zeigt sich diese Doppelnatur der Monroedoktrin im Texasstreit. Das von Mexiko abgefallene Texas hatte um Aufnahme in die Union nachgesucht. Mexiko — von Frankreich unterstützt — widerstrebte. Da hielt es Präsident Polk für geboten, in seiner Jahresbotschaft vom 2. Dezember 1845 unter Bezugnahme auf die Monroedoktrin gegen den Versuch Frankreichs zu protestieren sich in Amerikas Angelegenheiten einzumischen und für diesen Kontinent nach Analogie des Gleichgewichts der Mächte in Europa das Prinzip eines Gleichgewichtes der amerikanischen Mächte aufzustellen, ein Versuch, dessen Gelingen jeder Ausdehnung der Union den Stempel des Unrechtmäßigen aufgedrückt hätte. Gerade diese Bindung aber schien der Unionsregierung unerträglich. Mit aller Entschiedenheit erklärt deshalb Polk:

„Das amerikanische Regierungssystem ist vollständig von dem Europas verschieden. Eifersucht zwischen den verschiedenen Souveränen Europas, daß nicht irgendeiner von ihnen zu mächtig für die übrigen werde, hat sie dazu veranlaßt, ängstlich die Errichtung eines Systems zu erstreben, das sie Gleichgewicht der Kräfte nennen. Ihm kann keine Anwendung auf den nordamerikanischen Kontinent und insbesondere auf die Vereinigten Staaten gestattet werden. Wir müssen immer das Prinzip aufrecht erhalten, daß die Bewohner dieses Kontinents allein das Recht haben, über ihr eigenes Schicksal zu entscheiden. Sollte irgendein Teil davon, der einen unabhängigen Staat bildet, den Vorschlag machen, sich mit unserer Konföderation zu vereinigen, so wird dies eine für sie und für uns ohne fremdes Dazwischentreten zu entscheidende Frage sein. Wir können nie zustimmen, daß europäische Mächte sich zur Verhinderung einer solchen Union ins Mittel legen, weil dies das Gleichgewicht der Kräfte stören könnte, das sie auf diesem Kontinente aufrechtzuerhalten wünschen."

In dieser Erklärung Polks ist die Schilderung des Tatbestandes eine glatte Entstellung der wirklichen Vorgänge. Die Selbständigmachungsrevolution von Texas war ebenso von den Vereinigten Staaten inszeniert, wie sein „Vorschlag, sich mit der amerikanischen Konföderation zu vereinigen". Frankreich, das starkes Interesse an Mexiko nahm, hatte dieses Spiel natürlich durchschaut und seiner weiteren Anwendung auf mexikanisches Gebiet gerade durch Aufstellung des Grundsatzes vom Gleichgewicht der Kräfte auch in der Neuen Welt entgegenzuwirken gesucht. Dieser Gedanke war dem Expansionstrieb der Union unerträglich; man einigte sich daher rasch (1846) mit England über das Oregongebiet durch Kompromiß und erklärte Mexiko, das von der Verpflichtung, sich von der Union alles gefallen zu lassen, noch nicht ganz überzeugt war, den Krieg, in welchem man ihm die Billigung der Vereinigung mit Texas und die Abtretung von Kalifornien, Arizona und Neumexiko abzwang, ohne daß alle diese Gebiete ihren „freiwilligen Entschluß" zur Einverleibung in die Union geäußert hätten.

Digitized by Google

Die Weltgeschichte in ihrer Ironie hat aber auch einen Fall geschaffen, der uns lehren kann, wie es mit der Achtung der amerikanischen Staatsmänner vor den althergebrachten europäischen Rechten auf amerikanischem Boden bestellt war. Im Jahre 1854 nämlich setzten sich die amerikanischen Gesandten am Londoner, Pariser und Madrider Hofe in Ostende zu einer Konferenz über Kuba zusammen. Als Ergebnis veröffentlichten sie ein Zirkular, in welchem der Ankauf Kubas durch Amerika für 120 Millionen Dollar vorgeschlagen und als Begründung erklärt wurde:

„Für jeden denkenden Menschen ist es vollkommen klar, daß Kuba durch seine geographische Lage naturgemäß zu uns gehört .... Wenn Spanien sich seinen eigenen Interessen gegenüber taub zeigt und, von verblendetem Hochmut und falschem Ehrgefühl verleitet, sich weigert, Kuba den Vereinigten Staaten zu verkaufen, dann haben wir nach menschlichen und göttlichen Gesetzen das Recht, es Spanien zu entreißen, wenn wir die Macht haben."

Dieser Schritt mitten im Frieden besitzt heute vor allem durch die Motivierung eines brutalen Gewaltaktes mit den Grundsätzen des menschlichen und göttlichen Rechtes, das übrigens seit dem Abfall im Jahre 1773 in jeder offiziellen Erklärung der Unionsregierung auf seiten Amerikas aufmarschiert, einen gewissen Reiz. Das damalige Europa allerdings war von dieser Art der „Anerkennung bestehender Rechtsverhältnisse" derart sonderbar berührt, daß die Unionsregierung sich veranlaßt sah, die Erklärung ihrer drei Gesandten zu desavouieren. Die wahre Ansicht der Amerikaner aber zeigt nichts klarer als der Umstand, daß einer von ihnen, Buchanan, gleich bei der nächsten Wahl zum Präsidenten erwählt wurde. Es nimmt uns daher auch nicht wunder, wenn wir sehen, wie Buchanan im Jahre 1858 sein kubanisches Kaufprojekt wieder aufnimmt und sich vom Kongreß außer dem nötigen Gelde auch gleich die Vollmachten zur Mobilisierung von Heer und Flotte auswirkt, offenbar in der Meinung, daß letzteres Argument das verstockte Spanien eher von dem „menschlichen und göttlichen Recht" der Union auf diese Insel überzeugen werde.

Immerhin waren die Amerikaner damals wenigstens noch gewillt, die anderen Republiken auf ihrem Kontinent soweit als souveräne Staaten anzuerkennen, daß sie den europäischen Mächten das Recht zugestanden, Differenzen mit ihnen auch unter Waffenanwendung auszutragen, wenn sie nur Garantien gaben, daß sie nach Austrag des Handels sich kein Gebiet abtreten oder sonstige politische Machtbefugnisse zugestehen lassen wollten. Die amerikanische Tendenz ging allerdings schon seit längerem dahin, für die Union sozusagen ein Vorentscheidungsrecht in Anspruch zu nehmen, der Bürgerkrieg von 1861—64 und seine Folgen aber brachten der Republik eine solche Schwächung, daß sich ihre Leitung für lange Jahre Mäßigung auferlegte und in Streitfällen mit europäischen Staaten nicht über die bisherige Praxis hinausging. Erst im Jahre 1895 anläßlich des Venezuelastreites mit England tat Präsident Cleveland jenen Schritt vorwärts, den die Staatssekretäre in ihren Instruktionen an die Gesandten — so z. B. Frelinghuysen in der vom 4. Januar 1883 — schon länger vorbereitet hatten. Er verlangte geradezu das Recht für die Vereinigten Staaten in Grenzstreitigkeiten europäischer Mächte mit anderen amerikanischen Staaten über die Ansprüche Europas als Schiedsrichter zu Gericht zu sitzen, ehe der Streit militärisch zum Austrag kommt. Er erklärt in seiner Botschaft vom 17. Dezember 1895:

„Der Streit (zwischen England und Venezuela) hat eine solche Phase erreicht, daß es nunmehr den Vereinigten Staaten obliegt, Maßnahmen zu ergreifen, um mit ausreichender Gewißheit für ihre eigene Rechtfertigung zu bestimmen, was

Digitized by Google

die wahre Grenzlinie zwischen der Republik von Venezuela und Britisch-Guiana ist."

Und zwar leitet er das Recht für dieses ungebetene Schiedsrichteramt über zwei souveräne Staaten direkt aus dem Grundsatz der Monroedoktrin her. Sein Staatssekretär Olney hat uns in einer wenige Monate früher (20. Juli 1895) abgefaßten Instruktion an den Gesandten in London den wahren Grund dieses „Rechtes" enthüllt:

„Die Vereinigten Staaten sind heute tatsächlich souverän auf diesem Kontinent und ihr „fiat" ist Gesetz in bezug auf die Angelegenheiten, auf die sie ihr Eingreifen erstrecken .... Und zwar deshalb, weil neben allen andern Gründen ihre unbegrenzten Hilfsquellen verbunden mit ihrer isolierten Stellung sie zu Herren der Lage und tatsächlich unverletzbar gegen eine oder alle andern Mächte machen. — Alle Vorteile dieser Überlegenheit sind sofort gefährdet, wenn das Prinzip zugelassen wird, daß europäische Mächte amerikanische Staaten zu ihren Kolonien oder Provinzen machen könnten .... Die aus solchem Zustand der Dinge sich ergebenden verderblichen Folgen für die Vereinigten Staaten liegen auf der Hand ....

Unter diesen Umständen erscheint dem Präsidenten seine Pflicht unverkennbar und gebieterisch. Da Großbritanniens Versicherung eines Anspruchs auf das im Streit befindliche Gebiet verbunden mit seiner Weigerung, diesen Anspruch untersucht zu sehen, sachlich eine Aneignung des Gebietes zu eigener Benutzung ist, so würde, falls die Vereinigten Staaten es unterlassen wollten, zu protestieren und es zur Warnung auszusprechen, daß dies Vorgehen die Interessen des amerikanischen Volkes beeinträchtigte, sowie in sich selbst unterdrückerisch sei — diese Unterlassung so viel bedeuten wie eine Nichtbeachtung der feststehenden Politik, mit der die Ehre und die Wohlfahrt dieses Landes eng verbunden sind."

Olneys Instruktion, die in Amerika heute noch größte Wertschätzung genießt, wurde von Cleveland an anderer Stelle wie folgt gewürdigt:

„Die Monroedoktrin mag verlassen werden; wir mögen sie verwirken, indem wir das Los der Nationen wählen, die sich ausdehnen, unamerikanischen Wegen folgend, wir mögen über sie hinauswachsen, wie wir über andere Dinge, die wir einst schätzten, hinauszuwachsen scheinen; oder sie mag für immer als eine Schutzgarantie der Sicherheit in unserem Genusse freier Einrichtungen bestehen bleiben; aber unter keinen Umständen wird dieses amerikanische Prinzip jemals besser definiert, besser verteidigt oder tapferer behauptet werden, als es von Mr. Olney in dieser Depesche getan worden ist."

Clevelands Erklärung zeigt deutlich, daß Olneys Ansicht mehr war als die eines einzelnen Politikers. Sie ist aber ferner wichtig als Dokument des Übergangs. Stellt sie doch schon als möglich hin, daß auch Olneys Auffassung der Monroedoktrin, die zwar der Union „Souveränität" über diesen Kontinent aufs schärfste betonte, aber doch sich noch auf ihn beschränkte, der amerikanischen Macht zu eng werden könnte. Und Cleveland sah richtig, schon unter seinem Nachfolger McKinley betrat die Union jene „unamerikanischen Wege" und beendete den „um der Menschlichkeit willen" begonnenen Krieg gegen Spanien mit der verschleierten Annexion Kubas und der offenen von Puerto Rico und den Philippinen. Die Union hatte den amerikanischen Kontinent verlassen und sich bis an die Tore Asiens ausgedehnt. In Zusammenhang mit dieser ausgreifenden Politik unternahm sie auch den Bau des Panamakanals. Schon 1898 erklärte deshalb McKinley in einer Kongreßbotschaft, „daß unsere nationale Politik gebieterischer denn je die Kontrolle des Panamakanales durch die amerikanische Regierung verlange". Der Burenkrieg und der beginnende Gegensatz zu Deutschland zwang England auch auf diesem Gebiete den amerikanischen Forderungen zu weichen.

Die Union hat aber über diesen Erfolgen und Interessen die Ausdehnung ihrer Vormachtstellung auf dem Kontinente selbst nicht vergessen. McKinleys Nachfolger

Digitized by Google

war der Historiker Roosevelt, der wissenschaftliche Begründer des neuamerikanischen Imperialismus, der wesentlich durch diese seine Geschichtsschreibung sich den Weg zum Präsidentenstuhl geebnet hatte. Es ist daher nicht auffällig, wenn dieser Freund der Friedensbewegung an imperialistischer Expansionsfreudigkeit in nichts hinter seinen Vorgängern zurückblieb. Nachdem Cleveland das Kontrollrecht der Union auf Grund der Monroedoktrin bis zur Schiedsrichterstellung ausgedehnt hatte, tat Roosevelt den weiteren Schritt, ihr auch eine Verantwortlichkeit für das Verhalten der übrigen amerikanischen Staaten zuzuschreiben, indem er aus dem Schutzrecht einfach die logische Forderung zog. Er erklärte in seiner Botschaft an den Senat vom 15. Februar 1905:

„Es ist eine notwendige Folge, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, wenn sie die Führung dieser Gemeinwesen nicht beaufsichtigen will, es auch nicht unternehmen kann, sie vor den Folgen schlechter Führung, deren sie gegen andere Nationen schuldig sein mögen, zu schützen. Wenn sie irgendwie die Rechte eines anderen Staates verletzen oder die seiner Untertanen, so kann nicht behauptet werden, daß die Monroedoktrin ihnen die Hilfe der Vereinigten Staaten, um sie einer Genugtuung zu entziehen, zusichern wolle, die zu geben sie nach Völkerrecht vielleicht verpflichtet sind."

Die „notwendige Folge" hatte er in seiner Botschaft vom 6. Dezember 1904 bereits dahin formuliert:

„Das Bekenntnis zur Monroedoktrin mag die Vereinigten Staaten, wenn auch widerstrebend, dazu zwingen, auf der westlichen Hemisphäre in flagranten Fällen des Unrechttuns oder der Unfähigkeit eine internationale Polizeigewalt auszuüben."

Damit war im Prinzip die Mediatisierung der übrigen amerikanischen Republiken unter die Union ausgesprochen. Unter diesem Gesichtspunkte handelte Roosevelts Regierung nur konsequent, wenn sie mit Vertrag vom 8. Februar 1907 die Schuldenzahlung der insolventen dominikanischen Republik an ihre europäischen Gläubiger und ihre Sanierung und staatliche Ordnung übernahm. Sie scheute eingestandenermaßen die Interventionsgefahr, die andernfalls drohte.

Ganz entsprechend dieser Expansionstendenz war es deshalb den Vereinigten Staaten trotz ihrer Friedensliebe gar nicht eingefallen, sich auf den Haager Konferenzen die Hände zu binden, sowohl 1899 wie 1907 fügten sie den Abkommen einen Vorbehalt bei. Der zweite — vom Senat unterm 2. April 1908 erweitert — lautet:

„Von dem Inhalt dieses Abkommens darf nichts derart ausgelegt werden, daß es die Vereinigten Staaten von Amerika verpflichtete, von ihrer überlieferten Politik abzuweichen, nach der sie sich eines Eingreifens, einer Einmengung oder einer Einmischung in die politischen Fragen oder in die Politik oder in die innere Verwaltung irgendeines fremden Staates enthalten. Noch soll irgend etwas in dem genannten Abkommen so ausgelegt werden, als wenn es für die Vereinigten Staaten von Amerika das Aufgeben ihrer überlieferten Politik in bezug auf rein amerikanische Fragen in sich schlösse."

Es ist der Entwicklung der Monroedoktrin eigentümlich, daß jede Erweiterung anläßlich eines Einzelfalles in den Augen nachfolgender Staatsmänner sofort prinzipiellen Charakter annahm. Roosevelts „Schutzmannsprinzip" macht keine Ausnahme von dieser Regel, wie der Magdalena-Bay-Fall vom Jahre 1912 zeigt. Die „Chartered Co. of Lower California", die Besitzerin der Magdalena-Bay, und des umliegenden Landgebietes in Mexiko war insolvent geworden. Ihr Besitz sollte verkauft werden. Als Interessent trat ein japanisches Syndikat auf. Der Vertreter der Verkäuferin — ein Bürger der Union — fragte beim Staatsdepartement der Union — obwohl es sich um ein Gebiet unter mexikanischer Staatshoheit handelte — an, ob Bedenken gegen den Verkauf des Gebietes an

Digitized by Google

nichtamerikanische Privatleute beständen. Es kam zu lebhaften Erörterungen im Senat, in deren Verlauf der Senat eine Resolution faßte, die im wesentlichen dem Standpunkte des Berichterstatters beitrat:

„Gegen die Tatsache, daß an der Magdalena-Bay eine aus Bürgern oder Untertanen einer fremden Regierung zusammengesetzte Kolonie beabsichtigt ist, die einen Punkt von großem militärischen Werte besetzt halten und vielleicht eine Kohlenstation errichten würden, müssen die Vereinigten Staaten genau so wachsam sein, als wie wenn dies direkt durch eine fremde Regierung geschähe. Der dünne Schleier einer Korporation berührt die Natur der Handlung nicht."

Einen Beweis für die hier geäußerten Vermutungen besaßen Regierung und Senat eingestandenermaßen nicht. Vielmehr äußerte sich der Berichterstatter — nach Angaben von Hermann Kraus — dahin, daß „die Sache zurzeit noch harmlos sei, doch bilde sie eine sehr gute Gelegenheit für den Senat, eine Erklärung zur Monroedoktrin abzugeben und Klarheit darüber zu schaffen, daß unter der durch die Monroebotschaft verbotenen Kolonisation auch Maßnahmen von Kompagnien oder Korporationen von Bürgern oder Untertanen fremder Staaten zu verstehen seien, die auf einem Platze wie Magdalena-Bay genau das bewirken, was die Monroedoktrin zu verhindern beabsichtige". Wilson ist dann auf diesem Wege weitergegangen und hat anläßlich der mexikanischen Wirren erklärt, daß „die Union es nicht gern sehen kann, wenn wirtschaftliche Unternehmungen" — es drehte sich im Augenblick um Erdölfelder — „im lateinischen Amerika an Europäer übertragen werden, und daß daher die souveränen Staaten Zentral- und Südamerikas die Erteilung derartiger Konzessionen zu unterlassen haben", wie Ed. Meyer Wilsons gewundene Erklärung präzisiert. Die Ausgestaltung der Monroedoktrin durch die Unionsleitung ist also heute bei der Oberaufsicht auch der privatwirtschaftlichen Vorgänge in den „freien" amerikanischen Schwesterrepubliken angelangt. Der Verwirklichung jener Erklärung des Abgeordneten Spalding auf der Tagung des Repräsentantenhauses des Jahres 1870: „Ich glaube, wenn irgend etwas unter dem Himmel vom Schicksal bestimmt ist, so ist es dies, daß die amerikanische Flagge über jeden Fußbreit dieses amerikanischen Kontinentes im Laufe der Zeiten wehen soll", fehlt also nach dem Willen der amerikanischen Staatsmänner von heute eigentlich nur mehr die äußere Form.

Nach einem Bismarckschen Ausspruche muß ein Staat sich mit den Mitteln, durch die er geschaffen ist, auch weiter entwickeln. Geschaffen nun waren die Neuenglandstaaten durch freiheitsdurstige, unternehmungslustige europäische Auswanderer. Ihr Mittel war — abgesehen von dem Quäkertum — brutale Gewalt, mit der sie den Eingeborenen einen Landstrich um den andern abzwangen. Ihr starker Erwerbs- und Unabhängigkeitstrieb war es auch, der sie zum Abfall von England trieb, das zum Schutz sie nicht mehr nötig zu haben glaubten, nachdem der Friede von 1763 sie von der bedrohlichen Nachbarschaft des französischen Kolonialreiches befreit hatte. In der Monroebotschaft von 1823 haben sie sich dann die Maxime ihrer politischen Machtentfaltung über die westliche Hemisphäre geprägt. Der amerikanische imperialistische Expansionsdrang hatte bei Kriegsausbruch aber bereits auch über diese Stufe hinaus sein Zukunftsideal geistig gestaltet. Als angelsächsisches Weltherrschertum, in dem die Tochter Amerika für die aufs Altenteil gesetzte Mutter England die Führung übernimmt, soll er nicht nur der westlichen Hemisphäre, sondern der ganzen Welt „das Gesetz auferlegen", natürlich auf Grund „göttlicher Bestimmung" im Interesse des Friedens und Wohles der Menschheit.

Digitized by Google

# Indianer und Neger.

## Von Adolf Dirr.

*"Every Indian is a bad Indian, only a dead Indian is a good Indian."*

In jüngeren Jahren, als ich noch glaubte, der Mensch müsse auch dichten und als mir die erste Umschau im Völkerleben so viel des Neuen, Schönen und Schrecklichen gab, trug ich mich mit dem Gedanken einer großen Dichtung über die „Verfluchten Rassen". Ich ließ die Sache auf sich beruhen, denn einmal wird man ja doch vernünftiger und zweitens wäre das Opus zu sehr angeschwollen. Die Menschheit wird mir's danken.

Aber . . . es gibt kein schändlicheres Kapitel im großen Buche der Menschheit, als das vom Fluche des Weißen Mannes *(Hallo, M. Kipling, there's a new item for you!)* Es ist, als hätten an der Wiege der weißen Rasse böse Feen gestanden. „Du wirst Deine farbigen Brüder vergiften mit Blattern, Syphilis und Alkohol", sagte die erste, „Du wirst Deine farbigen Brüder als Last- und Arbeitstiere verkaufen", die zweite, „Du wirst ihnen ihr Land nehmen und sie ausrotten", die dritte. Wer weiß, wie viele dabeigestanden haben?

Der weiße Mann ließ sich's nicht zweimal sagen und griff fest zu, auf Tasmanien und in Australien, auf den Inseln der Südsee und in Afrika, am Nordrande der Ökumene in Sibirien, in Peru, Chile, Mexiko, Brasilien und im gesegnetsten Lande aller Freiheiten, der Pächter der Humanität, in Nordamerika. Allüberall, wo er seinen Fuß hinsetzte, wo seine Faust herunterfauste. Wenn die Zoologen aussterbende und ausgestorbene Tiere zu bedauern haben, so haben wir Ethnologen ein noch bittreres Klaglied zu singen von verschwundenen und verschwindenden Völkern.

Kaum irgendwo auf der Erde ist der Weiße niederträchtiger, grausamer, feiger vorgegangen als gerade in Amerika. Kolumbus' Entdeckung war eine Tat; was folgte war eine Untat. Eine entsetzliche lange Reihe von Untaten, Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit. Die Greuel der Konquistadores haben ihren Las Casas gefunden. Marmontel sagte schon 1777: *"Toutes les nations ont eu leurs brigands et leurs fanatiques, leurs temps de barbarie, leurs accès de fureur. Les plus estimables sont celles qui s'en accusent. Les Espagnols ont eu cette fierté digne de leur caractère."* Auch Nordamerika hat später seine Las Casas gefunden. Was sie geschrieben und gesagt, hat Friederici hübsch säuberlich zu einem viel zu wenig bekannten Büchlein (Indianer und Anglo-Amerikaner. Braunschweig 1900) zusammengestellt. Noch weniger erfreulich ist, was derselbe Verfasser, ein ehemaliger Offizier und jetziger scharf beobachtender Ethnologe, in seinem „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche" (Ebenda 1906) mitteilt, einem Buche, das über völkerkundliche Kreise, vielleicht noch militärische, kaum hinausgedrungen ist. Aus beiden entnehme ich hier einiges zu Nutz und Frommen aller deutschen Michel.

Es ist rührend zu verfolgen, wie freundlich die Eingeborenen allenthalben die Europäer aufnahmen, seit der Genuese zum erstenmal seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte. Erst was folgte, hat die Indianer zu dem gemacht, was sie dem Durchschnittseuropäer, der in seiner Jugend Indianergeschichten (nebenbei: fast lauter Verballhornungen des guten, alten, ehrlichen Cooper) verschlungen hat, zu sein scheinen: eine Gesellschaft, die dem Weißen Todfeindschaft ge-

Digitized by Google

schworen hat, ihre Gefangenen martert, listig, tückisch, grausam und blutgierig ist. Auf den Blättern der wahren Geschichte der Ureinwohner Amerikas stehen aber ganz andere Dinge.

Also: zuerst herzliche Aufnahme, Hilfsbereitschaft, Güte. Von seiten der Europäer Gier, Mord, Unterjochung, Schändung, Syphilis, Blattern, Alkohol, Pulver und Blei, Deportation in die Reservationen. Nordamerika hat darin die Spanier weit übertroffen. Am Schlusse des 16. Jahrhunderts war es im großen Ganzen zu Ende mit den Missetaten der Spanier, die der Nordamerikaner aber setzten sich bis spät ins 19. Jahrhundert fort. Las Casas ist schon längst tot, aber erst 1881 erschien Helen Hunt Jacksons *A Century of Dishonour* in dem zum ersten Male die amerikanische Schande bloßgelegt wird. Erschien unter einem Pseudonym in England!

Es ist ganz verständlich, daß es nicht gerade die besten Elemente waren, die zuerst übers große Wasser segelten. Es war eine bunte, recht verlotterte, rohe Gesellschaft von Händlern, Pelzjägern, Ansiedlern, Profitjägern aller Art und aller Herkunft. Später kamen noch Goldgräber dazu. Aber das gilt für alle Nationen. Doch muß zur Ehre der Franzosen gesagt werden, daß sie im allgemeinen besser abschnitten als die Anglosachsen. Die liebenswürdigen Seiten im Charakter jener (*tempi passati!*) gewannen auch den Indianer, der von ihnen nicht gerade verächtlich behandelt wurde (besonders im damals noch französischen Kanada); ganz anders aber der Engländer, der die Rothaut von vornherein als ein wildes Tier betrachtete, das ihm den Weg nach Westen versperren wollte und ausgerottet werden mußte. Selbst da, wo die Berührungen zwischen den beiden Rassen friedlich waren, hatten sie die schlimmsten Folgen für die Indianer. Zuerst tat der Branntwein das seine; die Rothaut verfiel dem Gift sofort und rettungslos. Die Blattern vernichteten ganze Stämme. Der psychische Kontakt war vielleicht noch schlimmer. Es war auffallend, wie stark sich der Indianer, der in der Nachbarschaft der Weißen lebte, von den andern unterschied. Er nahm nach und nach alle Laster des Weißen an und verlernte es, seine eigenen Tugenden zu üben. Böser Umgang verdirbt gute Sitten. Kein Wunder, denn die Händler, die oft meist noch dem Jäger vorauseilten, „rekrutierten sich gewöhnlich aus dem Abschaum der eingeborenen Bevölkerung oder aus verbannten Verbrechern aus Großbritannien und Irland". In diesem Handel war alles fair, Whisky und Betrunkenmachen war der Hauptgeschäftskniff der *"American Fur Company"*. In die Kolonialtruppen wurden nicht selten verurteilte Verbrecher eingestellt, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich Begnadigung zu verdienen. Aber sie desertierten in hellen Haufen und verstärkten die Grenzler. Was aber die Jäger für eine unglaublich rohe Gesellschaft waren, möge der Leser bei Friederici, Seite 32—33, selbst nachlesen; mir fehlt der Platz und . . . der Appetit dazu.

Es ist klar, daß dem ganzen Schwindel, den man den Eingebornen gegenüber verübte, auch noch ein moralisches Mäntelchen umgehängt werden mußte. Das besorgten die Pilgerväter von 1620. „Für sie waren die Eingebornen die Kanaaniter des Alten Testaments, welche hinweggefegt werden mußten vor den Heiligen des Herrn und ausgerottet mit der Schärfe des Schwertes." Und die puritanischen Geistlichen Neuenglands schildern die Indianer als eine dem Teufel verschriebene Rasse, als wilde Bestien, Bluthunde und heidnische Dämonen. Und während in Kanada, das sich von den andern angloamerikanischen

Digitized by Google

Kolonien loslöste, eine humane und gerechte Behandlung der Eingebornen inauguriert wird, die im 19. Jahrhundert ihre besten Früchte tragen soll, fährt man südlich davon im alten Modus weiter. Der Land- und Geldhunger der Kolonisten wächst. Sie drängen immer weiter nach Westen. Jeden Schritt, jede Spanne Erde verteidigen die roten Jägervölker, deren Wirtschaftsform große Ausdehnungen fordert; und der Kampf wird immer unmenschlicher, grausamer und gemeiner. Verträge werden geschlossen; aber der Amerikaner denkt nicht daran, sie zu halten. Er bricht sie, sobald sie ihm unbequem werden. Die Folge davon ist Krieg. In diesen Kriegen fallen auf einen Indianer, der nebenbei der Regierung 100 000 Dollar kostet, zehn Weiße. Es folgen neue Verträge, die ebenso gehalten werden wie die alten. Der Indianer wird immer betrogen, und es ist ausgemacht, daß daran nicht die unglückseligen Indianer-Agenten, sondern die Regierung schuld war. Ihre Politik war einfach und klar: sie wollte den Indianern das überschüssige Land abkaufen, die Eingebornen auf den verbliebenen Ländereien als Mündel der Nation schützen, erziehen und so lange mit allem Nötigen versehen, bis sie sich selbst erhalten könnten. Das war die graue Theorie; die Praxis war blutrot. Das ganze System der Verfassung legte jede noch so gute Absicht lahm. Man siedelte die Stämme um, oft unter grauenhaften Verhältnissen, manche zwei-, dreimal, aber man war nicht imstande, das unerlaubte Ein- und Nachdringen der Weißen ins Indianergebiet zu verhindern. Dies Vorrücken zwingt die Rothäute, ihre fruchtbaren Gefilde zu verlassen und in öden Gegenden Zuflucht zu suchen, zwingt sie, sich am Vieh der Grenzansiedler zu vergreifen, um nicht zu verhungern. „Alle unsere Indianerkriege", schreibt der Minister des Innern in seinem Bericht von 1851, „können unmittelbar auf eine der drei folgenden Ursachen zurückgeführt werden, nämlich Gewalttätigkeiten der Grenzer, Nichterfüllung ihrer Versprechungen durch die Regierung und Betrügereien der Indianeragenten. Die Gewalttaten der Ansiedler und Desperados der Grenzen werden von keiner Untat in den Annalen der Verbrechen übertroffen . . . Zurück über die Alleghanies wurden die Eingebornen zunächst getrieben, dann mußten sie die fruchtbaren Täler des Ohio und Mississippi räumen, und schließlich vollendeten die Heiligen vom Salzsee und die Goldgräber Kaliforniens den ununterbrochenen bis zum Stillen Ozean reichenden, der Kultur gewonnenen Landgürtel. Eine Aufzählung der Ereignisse während dieses westlichen Vormarsches der Zivilisation würde ein Herz von Stein erweichen. Der edle Europäer nahm des roten Mannes Kriegsführung an, seine Heimtücke und seine schonungslose Ausrottungspolitik, die ja sonst die Zivilisation so gerne verdammt; leise und in Finsternis schlich er von Ost nach West und ließ einen Weg zurück, der durch die verstümmelten Leiber harmloser Weiber und unschuldiger Kinder bezeichnet wurde. So sehen Christentum und Zivilisation aus, welche die Nachkommen der Puritaner vom Plymouthfelsen in die amerikanischen Wälder trugen."

Alle Stämme im Osten, mit denen die Ansiedler in Berührung kamen, wurden so behandelt. Die Delawaren z. B. gehörten zu den ersten, die mit Europens übertünchter Höflichkeit bekannt wurden. Diese trieb sie nach ein paar Metzeleien nach dem Westen, nach Kansas, wo sie sich ansiedelten. Im Bürgerkrieg hielten sie zur Union, und während die Krieger für diese ihr Blut hergaben, drang der Ansiedler in ihr Land ein, bestahl sie und zwang sie schließ-

Digitized by Google

lich zur Auswanderung. Glimpflicher, allerdings auch nach schnöden Erpressungen, kamen die Völker des Irokesenbundes weg. Die Indianer der Staaten um den Ohio, zur Algonquinfamilie gehörig, wurden gleichfalls „durch eine geschickte Mischung von Gewalt und Betrug" durch die U. S. aus ihren Ländern geworfen. Entsetzlich war, was mit den Winnebagos geschah. Die Cherokesen bewohnten ein fruchtbares Land in den Bergen von Georgia, Nord-Karolina und Tennessee; sie halfen den ersten Ansiedlern in freundlichster Weise, um bald zu erfahren, wen sie aufgenommen hatten. Gerade sie waren ein äußerst kulturfähiges Volk, „die Schnelligkeit, mit der sie sich von der niedrigen Kulturstufe eines barbarischen Volkes zur Zivilisation eines ackerbautreibenden Staates emporschwangen, ist erstaunlich im höchsten Grade". Aber die Weißen bestanden auf Entfernung dieser „Wilden". Man schloß eine lange Reihe von Verträgen mit den Cherokesen, in denen man ihnen „auf ewig" ihr Land verbürgte, aber . . . das alte Lied. „In der ganzen Geschichte des Verkehrs unserer Regierung mit den Indianerstämmen ist kein Blatt so schwarz als das, welches ihre Falschheit gegen dieses Volk berichtet", steht im *"Century of Dishonour"*. 1835 mußten sie einen Vertrag eingehen, der sie zwang, das Land ihrer Väter zu verlassen. Man gab ihnen zwei Jahre Zeit und, als sie nach dieser Frist noch unvorbereitet waren für den Auszug, führte man sie einfach weg. Etwa 18 000 Menschen! Zur Erreichung seiner Zwecke hatte der Staat Georgia kein Mittel ungenützt gelassen. Den Creeks, Choctaws, Chickasaws und Seminolen war es ähnlich ergangen; im Kriege gegen die letzteren hatte man das alte Sklavenhalterrezept, die Verwendung von Bluthunden hervorgeholt. Den berühmten Krieg gegen die Sioux unter Sitting Bull (1876) hatte gleichfalls nicht der Treubruch der Indianer, sondern der der amerikanischen Regierung hervorgerufen. Diese hatte den Sioux die Black Hills zum Wohnsitz angewiesen. Aber es erwies sich, daß dort Gold zu holen war. Man schickte also eine Expedition hin, um das Land von „wandernden Indianern zu säubern". 1890 war der letzte bedeutendere Indianerkrieg, gegen die Sioux. Ursache . . die Vertragsbrüchigkeit der U. S. In diesem „Krieg" war die Schlacht am Wounded Knee, wo über 150 Weiber und Kinder der Sioux abgeschlachtet wurden, von regulären Truppen. Der 14. Bericht des *Bureau of Ethnology* sagt darüber unter anderm: „Die eingehende Beschreibung der Abschlachtung von 200 fliehenden Weibern, Kindern und Säuglingen durch Soldaten der Vereinigten Staaten bei Wounded Knee ist klar, einfach und wirkungsvoll . . . für den Forscher der menschlichen Natur ist es interessant zu sehen, wie schonungslos wir die Grausamkeiten anderer Nationen verdammen und wie vollständig wir die übersehen, welche wir selbst begehen. Die Geschichtsbücher unserer Indianerkriege sind angefüllt mit herzzerreißenden Erzählungen von der Niedermetzlung von Weibern und Kindern durch Indianer, aber nur unbestimmte Erwähnung erfahren unsere eigenen Schlächtereien, wie der Cheyennes und Arapahoes am Sand-Creek, der Piegans an den Morias und der Sioux bei Wounded Knee." Und so geht es weiter: Landraub, Mord, Verrat . . . Cheyennes und Shoshones, Nordcheyennes und Nez-Percés, Apachen und andere noch müssen an die amerikanische Humanität glauben. Aber es kamen noch andere Mittel hinzu, wirksamere noch: 1872—74 und dann wieder 1882—84 rottete man die Büffel aus, zuerst die südliche Heerde von etwa 5½ Millionen Stück, dann die nördliche. Etwa 60 000 Indianer wurden damit ihrer Nahrungsquelle beraubt. Aus



Digitized by Google

schnöder Gewinnsucht, der Felle und der Zungen wegen. Aber es kommt noch besser. Es tut mir leid, den Kardinal Mercier, der Seuchen vom Himmel auf das deutsche Heer herabfleht, seines Erfinderruhms berauben zu müssen. Die Amerikaner wollten das als praktische Leute ohne den Himmel versuchen, mittels von Blattern angesteckter Decken!

Welcher Bub hat in seiner Indianerzeit nicht von Skalpen geträumt? Der Ursprung der Sitte des Skalpierens ist wohl in der Kopftrophäe zu suchen. Übrigens kannten nicht alle Indianer den Brauch. Es blieb den Weißen vorbehalten, die Sitte großzuzüchten. Zuerst durch die Einführung von Feuerwaffen, die die Kriege blutiger machten und dann durch die eisernen Messer, die das Skalpieren erleichterten; die Indianer kannten das Eisen ja nicht vor Ankunft der Europäer; sie skalpierten früher mit Muschel-, Stein-, Rohr- und andern Klingen. Zur vollen Blüte kam der Brauch erst durch Einführung von Skalpprämien seitens der weißen Ansiedler, ferner dadurch, daß diese Indianer in ihre Kriegsdienste aufnahmen und selbst zu skalpieren anfingen. Wer die Skalpprämien eingeführt hat, ist nicht ganz sicher: England, Frankeich und U. S. schieben einander die Schuld zu. Tatsache ist, daß in gewissen Gegenden die Puritaner zuerst Preise auf Indianer setzten, im Jahre 1673 schon! Und zwar Kopfpreise, denn damals skalpierte man noch nicht in Neuengland. Zu Hunderten wurden von verbündeten Indianern und Kolonisten abgeschnittene Köpfe eingeliefert. „Man hat eine eigenartige Empfindung, wenn man die Schriften dieser fanatischen Priester liest, die eine Sprache von Hohn, Fluchen und Schimpfen über die Eingebornen des Landes ergießen, und die mit den Worten der Bibel über das Niedermetzeln und Verbrennen von Hunderten von Indianern frohlocken, daß es wie Gotteslästerung klingt. Sie sind immer bei der Hand, ihr herzloses Handeln durch Stellen aus den Büchern Mosis und aus Josuas Kriegen zu rechtfertigen . . ." Die Skalpprämien erreichten oft eine riesige Höhe, 1689 bezahlen die Puritaner 8 Pfund Sterling für den Skalp eines feindlichen Kriegers. In den nächsten Zeilen des Erlasses an den Kommandeur der Truppen, gleich nach der Festsetzung der Prämie heißt es: *"You are to take effectual care, that the worship of God be kept up in the army, morning and evening prayer attended as far as may be, and the emergencies of your affairs will admit, to see that the Holy Sabbath be duely sanctified."*

Nach 50 Jahren der Blüte der englischen Skalpprämien folgen die Franzosen dem edlen Beispiel und dehnen ihre Prämien auch gleich auf weiße Skalpe aus. Die Engländer vergalten ihnen das bald und bezahlten nun auch für französische Skalps. Und viel mehr: die Franzosen bezahlten gegen Ende des 17. Jahrhunderts bloß einen écu pro Kopfhaut, die Englisch aber 12 Pfund (240 Mark!). In Königin Annas Kriege (1703—13) holte ein Indianerskalp sogar 40 Pfund. Da es aber ein schwieriges Geschäft war, wurden 1707 durch Gesetz vom 7. März den Freiwilligen ohne Löhnung 100 Pfund für jeden Skalp zugesichert. Das nur einige Beispiele; Friederici führt deren eine große Anzahl auf. Die Folgen des Systems kann man sich denken. Das edle Wild war ja schlau geworden; man betrog also zunächst die Regierung und machte aus einem Skalp deren zwei oder drei. Man überfiel befreundete Stämme, selbst Landsleute, ja man skalpierte die eines natürlichen Todes Gestorbenen. Indianer skalpierten Weiße und Indianer, Weiße zogen ihren weißen und

Digitized by Google

roten Feinden — und nicht nur diesen — die Kopfhaut ab. Engländer und Franzosen verwendeten die Eingebornen als Hilfstruppen gegen weiße wie rote Feinde . . .

Doch nun genug von all' dem. Es genügt wohl. Wem's nach mehr gelüstet, lese die beiden Bücher Friedericis und durchstöbere etwa den „Globus". Jetzt noch ein paar Worte über die Negerfrage.

Als aus der englischen Kolonie nach der gewaltsamen Lostrennung vom Mutterland ein selbständiges Reich wurde, die heutigen Vereinigten Staaten, war Sklaverei in den Kolonien eine gesetzliche Einrichtung. Da im Süden, im Gegensatz zum Norden, landwirtschaftlicher Großbetrieb dominierte, war ein starkes Bedürfnis nach Arbeitskräften vorhanden, das man am billigsten durch Sklaveneinfuhr deckte. Nun hatte aber die Aufklärung des 18. Jahrhunderts das Bedenkliche der Sklaverei aufgewiesen, und es gärte auch in Amerika in diesem Sinne. Zuerst wurde die Sklaverei in den Staaten abgeschafft, wo es wenig oder gar keine Unfreie gab, wo es also nicht zu weh tat. Sogar im Süden fehlte es nicht an Gegnern der Sklavenhalter. Aber dort war ihre Abschaffung nicht so leicht. Es kam ein Umschwung, der auf Jahrzehnte hinaus die Emanzipation verschob. Die Südstaaten waren nämlich zu einer neuen Kultur übergegangen, statt Tabak, Reis und Indigo pflanzten sie Baumwolle. Eine Schwierigkeit war allerdings vorhanden: 1808 war der Import von Sklaven gesetzlich verboten worden. Woher also Sklaven nehmen, die man doch zur Baumwollzucht unbedingt zu brauchen glaubte? Man umging die Schwierigkeit, indem man sich aufs Züchten von Sklaven verlegte und das taten besonders die Staaten, in denen keine Baumwolle wachsen wollte. Der Profit wuchs; die Stimmen der Philanthropen wurden leiser. Der Süden dehnte seine Macht, genau wie der Norden, immer weiter westwärts; mit der Baumwolle wurde Sklavenbetrieb in Tennessee, Alabama und Mississippi eingeführt. Durfte das geduldet werden? Der Baumwollsüden und die negerzüchtenden Staaten sagten ja, der Norden sagte nein. Man schloß einen Kompromiß, den sogenannten Missouri-Kompromiß (1820) und setzte die geographische Grenze zwischen Sklaverei und Freiheit fest. Ganz mechanisch: der 36° 30' nördlicher Breite bildete westlich von Missouri die Grenze. Es gab also vom Atlantischen Ozean bis zu den Felsengebirgen ein südliches sklavenhaltendes und ein nördliches freies Land. Allmählich aber stellten sich starke Mißstände ein; die Frage schrie nach einer Lösung. 1833 wurde die *American Antislavery Society* gegründet, die einen scharfen Kampf gegen ihre Feinde führte. Ihre Bestrebungen gingen von einem rein humanen, idealen Gesichtspunkte aus, dem der Verwerflichkeit der Sklaverei (es gibt so viele Menschen in Amerika, die solche Ziele verfolgen, in aller Echtheit und Reinheit, aller Liebe und Achtung und Förderung wert — aber es ist auch einer der gewöhnlichsten Kniffe der amerikanischen Plutokraten und Politiker, sich von den Vertretern humanitärer Ideen ein Mäntelchen für ihre unheiligsten Zwecke zurechtschneidern zu lassen; wir kennen ja alle das jüngste Beispiel davon); um die sozialen, finanziellen und politischen Folgen der Abschaffung kümmerten sie sich als Fanatiker nicht im mindesten. Sie hatten nicht einmal im Norden viele Freunde. Es gab in der Folge viel Hin und Her zwischen Nord und Süd, Harriet Beecher Stowe schrieb „Onkel Toms Hütte", die Lage wurde immer unhaltbarer, die Sklaverei wurde allmählich als eine Schmach empfunden. Und



Digitized by Google

wer nicht so empfand, wurde aus politischen Gründen ihr Gegner, denn die politische Macht der Sklavenhalter war zu groß geworden. Die schielten in ihrem Übermut schon nach Kuba hinüber und dachten schon an eine Erneuerung der Sklaveneinfuhr aus Afrika. Da wurde 1860 Lincoln Präsident. Er war zwar kein absoluter Gegner der Sklaverei, aber vertrat mit großer Energie die Interessen des kommerziell und industriell weit vorgeschrittenen Nordens. Der Süden, dem das nicht paßte, sagte sich vom Norden los; Südkarolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana und Texas erklärten ihren Austritt aus der Union und schlossen sich zu den konföderierten Staaten von Amerika zusammen (1861). Die Dinge reiften schnell heran; der Norden mit seiner infolge der freien Arbeitsmöglichkeit gewaltigen Einwanderung, mit dem reich entwickelten Geistesleben konnte dem alten Schlendrian in den Südstaaten, der überlebten Wirtschaftsform (waren doch Deutsche in Texas eingewandert, wo sie bewiesen hatten, daß Baumwollbau auch ohne Sklaven in freier Arbeit möglich ist), dem aristokratischen Zuschnitt des Ganzen nicht weiter gleichgültig zusehen. Am 12. April 1861 brach das Unwetter los, das sich erst 1865 legte. Die Sklaverei war unterlegen, nicht nur weil sie sich überlebt, sondern auch weil sie zu beständigen Reibereien zwischen Nord und Süd geführt hatte, weil sie die Einheit Amerikas bedrohte. Europa aber hinderte man am Eingreifen zugunsten der Südstaaten, indem man als Ziel des Krieges die Abschaffung der Sklaverei hinstellte.

Die Sklaven wurden frei und damit war man vor das böse Rätsel gestellt, was man nun eigentlich daraus machen sollte. Um vor Europa die Befreierrolle ganz durchzuspielen, machte man ihnen ein schönes Geschenk, mit dem sie zwar nichts anzufangen wußten, das aber dritten gegenüber seinen Eindruck nicht verfehlte: man machte sie zu Staatsbürgern, sie durften teilnehmen an Gesetzgebung und Regierung. Später aber nahm die Linke allmählich wieder, was die Rechte geschenkt hatte; seit 1890 ist z. B. das Wahlrecht von der Kenntnis des Lesens und vom Verständnis der Regierung abhängig. Da es nun aber viele Weiße gab, die in den höheren Wissenschaften und Künsten noch nicht so weit vorgeschritten waren, wendete man das Gesetzchen eben nur auf den Nigger an.

Sklaven gab es ja keine mehr, aber . . . Neger. Die Emanzipation hat einen unbestreitbaren Erfolg gehabt, den, die Rassengegensätze zu verschärfen. Rassendünkel — ich sage absichtlich nicht Rassenbewußtsein — ist ja eine der Hauptcharaktereigenschaften der Angelsachsen, die drüben das Heft an sich gerissen haben und dies konnten wegen des politischen Indifferentismus der Deutschen, Iren und anderer Nichtengländer. Im Süden besonders, wo heute noch die Hauptmasse der Schwarzen sitzt, steht man sich sehr scharf gegenüber. Mulatten und Mestizen, alteingesessene Weiße, seien es auch Vertreter elendster südländischer Verluderung, dünken sich turmhoch über dem Nigger. Sozial ist man scharf getrennt; die Neger haben eigene Schulen, Kirchen und Krankenhäuser, Theater und Parke; sie haben ihre eigenen Abteile im Straßenbahnwagen und auf der Eisenbahn, sogar in den Adreßbüchern. Sie werden gelyncht und sind in gewisser Beziehung immer noch vogelfrei. Man läßt sie heute entgelten, daß man sie damals frei gemacht ohne zu wissen, was man damit anfangen solle. Aber es sind etwa 7½ Millionen (1898). Davon waren 1900 etwa 53 Prozent in der Landwirtschaft, 33 Prozent in häuslichen und persönlichen Dienst-

Digitized by Google

Bewegung von 1870 zurück! Unsere Zeitungen sind natürlich voll vom *European war*, aber die Nachrichten vom Kriegsschauplatz leider noch dürftig. Es ist Samstag, den 1. August, um 12 soll Frankreichs Frist ablaufen; es ist bald 3, aber noch kein Extra zu hören . . . Hoffentlich bleibt es bei dem Riesenmanöver.

Cincinnati, 11. August 1914.

Von Schlesien lasen wir gar nichts, scheint, Ihr interessiert die Russen nicht. Wir haben hier täglich diverse Extras gekauft, bis L. am Überschnappen war. Wenn sie ihre Toilette vervollständigt und zwei Treppen runterlief, waren die Jungens vorbeigerast. So wurde es mein Amt, wozu sie mich auch aus dem Bette holte. Ich lief mit und ohne Toilette und bekam stets eins, habe aber das eingestellt. Ich zahle nicht mehr einen Cent für Lügen. Einmal war Kaiser Franz Joseph von Serben ermordet. Einmal der Zar. Diverse Male der Deutsche Kronprinz. Diverse Male war er von Mörderhand schwer verwundet. Bei Lüttich die Deutschen immer *defeated*. Am ersten Tage 20 000 Tote. Am zweiten hieß es bloß 8000. Am dritten total 25 000 deutsche Tote. Lagen fünf Fuß hoch die Leichen. An einem Tage ergaben sich nach bloß schwachem Widerstand 7 deutsche Regimenter. In Berlin schallte es von Rufen: Nieder mit dem Kaiser, nieder mit dem Kronprinzen! Das deutsche Heer war ohne alle Energie, ohne Ehrgeiz, Ulanen und Husaren alle tot, einfach aufgerieben. Schossen alles nieder, was sie sahen, Frauen, Kinder. Aber einmal lasen wir eine der Londoner Zensur entschlüpfte Nachricht, daß ein enormes Heer drei Stunden lang in großartiger Ordnung wie ein Band ruhig vorüberrollte und mächtig imponierte. Österreicher immer in wilder Flucht vor den Serben. Na, da sie soviele entbehren konnten, um sie nach Basel zu schicken, wird es so arg nicht sein.

Die Cecilie wurde von Engländern einmal in der Nordsee, einmal an der irischen Küste gefangen, bis sie friedlich und gemütlich im Hafen von New York wieder einlief. Dann lasen wir mit Bedauern, daß England ein leichtes Spiel hatte, die alten langsamen Schiffe, Göben, Augsburg, Dresden, in amerikanischen Gewässern in den Grund zu bohren, da sie einmal hier allein freie Hand haben wollten. Von der Besatzung wurde niemand gerettet. Nach ein paar Tagen lasen wir, sie seien im Mittelländischen Meere tätig. Dann kaufte ich spät abends ein Extra, das meldete, Kaiser Wilhelm ließ 111 Sozialisten, an der Spitze Liebknecht, Mitglieder des Parlaments, erschießen. „So," sagte ich, „dies ist das letzte, das ich hole." Tatsächlich sind wir telegraphisch von direkter Verbindung mit Deutschland und Österreich völlig abgeschnitten. Anständige Zeitungen bringen täglich die Anmerkung, man solle bedenken, daß jede Nachricht durch Feindesland käme und in London zensiert, d. h. umgearbeitet wurde. Samstag habe ich eine deutsche Zeitung abonniert, zum ersten Male nach zehn Jahren. Die hat freilich auch keine direkte Verbindung, schöpft aber doch nicht aus so dreckigen Quellen. Die deutschen Zeitungen haben alle dieselben Nachrichten: *Associated Press cablegrams* sind recht verläßlich. Auch englische Zeitungen wenden sich seit drei Tagen mehr nach Seite der Allianz. Ich denke, der Krieg wird nicht lange dauern, er ist zu furchtbar angefangen, da gebe es ja bald keine Menschen mehr, und nichts zu essen. Wenn der alte Schafskopf nicht im Weißen Hause säße, wären Tausende von Reservisten bald drüben. Mußte erst der deutsche Ambassador mit Paragraphen kommen, um das Verbot abzufahren, aufheben zu lassen. Jetzt ist die Schiffahrt aber fast unausführbar.

Digitized by Google

Tausende von Juden mit großen Mitteln wollten in New York ein Regiment Freiwilliger zu Hilfe Deutschlands gegen Rußland senden. In Erinnerung an alles, was Juden dort litten, aus Dankbarkeit gegen Österreich und Deutschland. Wurde aber verboten, da *citizens* dadurch die Neutralität verletzen würden. Und Iren wollen *Germany* helfen gegen England.

Wenn der Krieg lange dauert, haben wir hier keinen Knopf, kein Band, keine Nähnadel. Sie machen hier bloß große Sachen, Eisen, auch etwas ordinäres Geschirr. Alle Kleinigkeiten, Spielsachen, Zubehör zur Schneiderei, zu Handarbeiten, Messer, Schere, Nadel, Spitzen, Samt, Seide, künstliche Blumen werden *imported*. Und die Vorräte dürften nicht groß sein, da jede Woche kommt oder kam, Moden wechseln. L.'s Prinzipalin, in London geboren, interessiert sich bloß für den Krieg, soweit es die hohen Lebensmittelpreise betrifft. Sie sagte zu L. gestern: *You don't mean that he can fight the whole world?* — L. erwiderte: *I don't know, but it looks, as if it takes the whole world to fight him!* Allen aktiven und nichtaktiven Offizieren in *United States* ist verboten, über diesen Krieg zu sprechen; angeblich wegen ihrer Neutralität. Roosevelt, *ex-colonel*, mag das hart ankommen.

Cincinnati, 4. September 1914.

Vorgestern erhielt ich drei Poststücke von Dir. Wir lesen die Ausschnitte *over and over again* mit großem Interesse . . . Wie Du weißt, schnitten die Engländer am 4. August das deutsche Kabel ab. Soviel wir hier erfahren, ist dies auch das einzige, was sie in diesem Kriege geleistet haben! Wir hörten für Wochen nur, was London uns zusammenschusterte. Ich las bloß von Verlusten deutscher Seite usw. Im Anfang dachte ich: Donnerwetter, sollten sie es vergessen haben, wie Großpapa es machte? Dann aber wurden die Lügen zu dumm, zu widersprechend, da glaubte ich gar nichts mehr. Wir leben nur noch in Gedanken an den Krieg und da leisten wir sicher ebensoviel wie der König von England, der angeblich *deeply interested* ist und in freien Stunden über eine Landkarte gebückt Fähnchen steckt! Ja, die Engländer haben immer gerne Krieg geführt in anderen Weltteilen, jetzt sind sie das Ding nicht gewöhnt!

L.'s erstes Wort ist früh: *Is paper here?* Bald nach 6 kommt die deutsche Zeitung, nachmittags ¼4 Uhr die englische, und abends geht meistens eine von uns in die innere Stadt, um die Bulletins in der Freien Presse im Fenster zu lesen, die kommen, seit Graf Bernsdorff mit vieler Mühe in Washington durchsetzte, e i n e *wireless station* zu erlauben. Präsident Wilson und Sekretär Bryan sind total auf englischer Seite und behaupten, es verletze die Neutralität.

Von dem Unsinn, der hier zirkulierte, könnt Ihr Euch kaum einen Begriff machen. Vor Lüttich die Deutschen immer geschlagen. Sieben Regimenter ergaben sich. Alle Badener warfen die Waffen nieder, weil sie nicht kämpfen wollten. Alle Bayern ditto, weil die Königin von Belgien eine bayerische Prinzessin war. Deutsche Infanterie gänzlich unbrauchbar, nicht modern, paßten nicht für diese Kriegsführung; zudem hatten sie alle neue Schuhe und hinkten infolgedessen. General von Emmich fiel zweimal, das dritte Mal verübte er Selbstmord, weil er die Schande seiner Dummheiten nicht überleben wollte. Wir hatten ihn schon vergessen, wurde gemeldet, von Emmich sei vom Kaiser wegen der bei Lüttich bewiesenen Unfähigkeit entlassen. Und vorige Woche lasen wir, er erhielt einen Orden. Als sich hier in der Zeitung mehrere darum

Digitized by Google

annahmen, zu bedenken, wieviel sie den Deutschen verdanken, da hieß es: Ja, bloß der Kaiser, das Volk kann nichts dafür, sie sind Sklaven. Es hieß, er sei *glory-mad* geworden, *the war-lord, the blood hound!* General von Bülow fiel zweimal, das dritte Mal verübte er Selbstmord, dann lasen wir staunend, er sei seinen Wunden erlegen. Vielleicht lebt er noch. Und der Kronprinz sollte absolut tot oder schwer verwundet sein. Kaiser Wilhelm fuhr per Auto nach Aachen, wo er sein Hauptquartier aufschlug, als er noch in Berlin den amerikanischen Gesandten empfing. Zwei Tage später fuhr er von Aachen nach Aix-la-Chapelle, um den Kronprinzen noch einmal zu sehen, der hoffnungslos schwer verwundet im Lazarett lag.

Eine furchtbare Entrüstung ging über Amerika, als Kaiser Wilhelm die 111 Sozialisten hinrichten ließ. Ganz Europa in Revolte, Hunderttausende von Sozialisten starteten Revolution. Auf Hunderte von Anfragen konnte die deutsche *Embassy* in Washington bloß sagen, sie wüßten selbst nichts, seien gänzlich abgeschnitten. Später, nach zwei Wochen, kam die Meldung, wegen 110 hätten sie sich geirrt, aber Dr. Liebknecht sei kriegsgerichtlich erschossen, weil er sich weigerte, als Reservist einzurücken. Eine Abteilung Soldaten kam abends in seine Wohnung, nahm alle Papiere und führte ihn vor das Kriegsgericht, das ihn zum Tode verurteilte. Er wurde sofort im Kasernenhof an eine Mauer gelehnt und von zwölf Soldaten erschossen! Auch Rosa Luxemburg oder so ähnlich heißt sie, wurde als Sozialistin in Berlin erschossen. Von ihr habe ich aber nie wieder gehört. Als die *wireless* wieder geöffnet wurde, telegraphierte Staatssekretär Bryan dem deutschen Konsul in Cincinnati, er sei von Berlin ersucht mitzuteilen, offiziell, an der Liebknechtgeschichte sei kein wahres Wort. Dr. Liebknecht marschiere als Reserveleutnant in der Front und Hunderttausende von Sozialisten kämpften mutig und willig fürs Vaterland. Die Freie Presse bekommt *wireless* von Berlin und ist immer wahr. Da sich über den Westen nicht mehr viel lügen läßt, kommen jetzt Depeschen von London, Rom, Nisch mit Lügen über den Osten. Einmal sollte Kaiser Wilhelm im Elsaß hinterrücks einen Schuß in die Hüfte bekommen haben. Extra: *one man makes 700 uhlans prisoners!* Die rührende Geschichte war so: 700 Ulanen wurden im Elsaß in einen Zug gesteckt und dieser einem Zugführer aus dem Elsaß anvertraut. Dieser war so smart, den Zug über die Grenze nach Frankreich zu fahren. Hier imponierte die Grenze den 700 tapferen Kriegern dermaßen, daß sie sich von dem einen Mann entwaffnen und gefangennehmen ließen. Oft aber kommen jetzt Berichte, daß Durchzüge von Truppen, die tagelang wie ein Band rollen, Nichtdeutschen grausig imponieren! Wir bedauern, daß wir nichts davon zu sehen bekommen. Seit Japan eintrat, ist die Stimmung ganz gegen England und hat man dem Präsidenten tüchtige Szenen gemacht für seine Freundschaften. Denn die „gelbe Gefahr" stärker zu machen, das geht ihnen hier doch über die Schnur.

Nach den fabelhaft schnellen Siegen ist die amerikanische Presse sehr vorsichtig. Man warnte sie auch, sie würden Abonnenten verlieren. Vor vier Wochen aber da las man: Der Krieg würde bloß zwei Monate dauern und mit gänzlicher Vernichtung der Deutschen enden. Bald würde man sagen: *There used to be a country on the map of the name of Germany.* Ende August lasen wir, Kaiser Wilhelm begab sich von Mainz nach dem Osten, um den Krieg gegen Rußland selber zu leiten. Ob es wahr ist, wissen wir nicht, die Presse brachte es nicht.

Digitized by Google

Ist schließlich einerlei. Aber der französische Vizekonsul in Cincinnati, ein Mr. Poinciecy, ließ eine Sauce im *Times Star* los und erklärte, Kaiser Wilhelm hätte sich auf dringenden Rat seiner Freunde nach Osten zurückgezogen, da man befürchtete, es könne ihn das Schicksal Napoleons III. ereilen und er am 2. September gefangengenommen werden, denn *history* wiederholt sich gern.

Jetzt lesen wir vom Osten, daß Königsberg umzingelt und bald ausgehungert sein wird, daß Thorn und Graudenz von den Russen genommen. Daß Tausende und Tausende aus Berlin nach Norwegen und Schweden fliehen, daß Kronprinzessin Cecilie nach Holland floh! Daß gestern 100 000 Österreicher bei Lemberg fielen, daß Österreich in schwerer Revolution ist, daß man Hunderte von Böhmen erschießen mußte, weil sie nicht gegen Slawen kämpfen wollten. Daß die Österreicher 100 Kinder einfingen und aufspießten. Wir lachten bloß, kennen doch unsere Leute! Daß Kaiser Franz Joseph nur noch Stunden zu leben hat, das lasen wir so oft, daß, wenn er einmal wirklich stirbt, wir es vermutlich nicht glauben.

Nun muß ich erwähnen, daß a l l e Amerikaner, die heimkehrten, mit Entrüstung die Lügen zurückweisen, daß sie schlecht behandelt wurden. Sie sind ganz entzückt, wie Deutschland trotz der wichtigen Sorgen sich bemühte, ihnen half, Kredit gab usw. Geprellt wurden sie in Italien und Skandinavien. Ihre Schilderungen sind manchmal komisch. Ein Herr erzählt: Ich reiste von X. in Norwegen nach Hamburg, *by rail*. Eine Universitätshörerin erzählt: In Frankfurt bestieg ich einen Dampfer, auf welchem ich den Rhein hinauffuhr bis Köln.

Trotzdem ich gestern las, Königsberger Besatzung machte einen erfolglosen Ausfall, der Weg für die Russen sei jetzt offen via Lemberg, Breslau, nach Vienna und Berlin, so hoffe ich, Ihr seid *safe* und wohl.

Cincinnati, 22. September 1914 [1]).

Schon lange wollte ich Dir schreiben, aber vor lauter Kriegsgesprächen komme ich zu nichts. Das ist alles, was bei uns gedacht und gesprochen wird. Laufen früh nach der ersten Zeitung vor Tag und abends spät nochmals zur Stadt, die Bulletins der Zeitungen nachsehen. An die englische Lügerei haben wir uns gewöhnt und regen uns gar nicht mehr darüber auf, wenn Deutschland oder Österreich bei Hunderttausenden ihre Armee einbüßen. Die Gemeinheiten spotten jeder Beschreibung. In der Art seid Ihr unbedingt besser *off*, Ihr hört doch auch gute Nachrichten, wir immer bloß schlechte. Mutter schickte heute ein Bündel Ausschnitte an Euch ab. Es sind nur so ein paar Blüten. Vorige Woche hatten wir bloß zwei Extras. Das eine: *Germany sues for peace*. Das andere: *Bulow and Jagow dismissed by Wilhelm*. Daß Ihr bombardiert wurdet und der Fall von Breslau imminent war, lasen wir schon vor zwei Wochen. Wo seid Ihr denn hingefallen? Gestern kam Onkels O. Brief vom 5. September, heute eine Karte und wieder Zeitungen. Wir lesen jeden i-Punkt und sind gerade so begeistert, als wenn wir jetzt im Herzen Deutschlands wohnten. Mir geht's wie vielen, ich besinne mich erst jetzt, daß ich auch deutsch bin. Und infolgedessen zanke ich mich jeden Tag mit jemanden, wenn nicht anders, so mit meiner Chefin; sie ist aus London. Seit das *wireless* offen ist, bekommen wir oft Berliner Meldungen. Alle zurückgekehrten Amerikaner singen ein einziges Lob-

[1]) Dieser Brief ist von der Tochter der Briefschreiberin

Digitized by Google

lied auf Deutschland, können auch nicht genug ihre Bewunderung aussprechen über *Germany's human machine*. Aber mit der Presse hat das kaum einen Unterschied gemacht. Auch das liebenswürdige Exemplar von Präsident liebt nach wie vor die *London Times*. Ich wünschte, er schöb' dort hin, so daß er hier aus *of mischief* wäre. Mal machte er es mit der Dummheit, mal mit der Gemeinheit. Was sie den Deutschen in den Weg legen können, tun sie sicher. Die belgische Deputation hat er empfangen. Die Abgesandten des deutsch-amerikanischen Nationalverbandes aus Chikago nicht. Er hätte verboten, daß die Bürger der U. S. A. sich über den Krieg unterhalten sollten. Wieviel sie sich, besonders Deutsche, darum stören, kannst Du Dir denken. Und er wird sich erinnern können bei seinem nächsten Wahltag. Vergessen wird es ihm keiner . . . Gestern hatte der *Pittsburg Leader* die Notiz, daß er von nun ab die unverschämten Lügen nicht mehr veröffentlichen wird. Vorläufig ist es die einzige.

Alles mögliche wollte ich schreiben und komme immer nur wieder auf das eine Große — Krieg. Begeisterte Verehrer des Kaisers sind die Iren. Bei ihrem diesjährigen Fest haben sie in verschiedenen Reden ihre Sympathie für Deutschland ausgedrückt. Den sehnlichsten Wunsch hätten sie, daß Deutschland an England heimzahlen möchte, was man ihnen angetan. Mit begeistertem Hoch auf den Kaiser schlossen sie. Zwei Spalten lang waren die Reden in der Zeitung. Ich schnitt sie aus und jetzt finde ich sie leider nicht. In den Juden-Zeitungen ist auch alles nur ein langes Lob auf Deutschland und Österreich, die einzigen Länder, die sie nie verfolgt haben. Freilich, jetzt sind sie dem Zaren seine geliebten Juden, aber die hiesigen beißen nicht darauf an. Wie das Extrablatt kam, daß der Zar in die Luft geflogen wäre, da hätte ich mir vor Freuden einen Schwips zulegen können. Leider war es nachher gelogen. Meinen Segen hätte er gehabt.

Euch geht es Gott sei Dank gut. Wir hatten sich schon gesorgt, weil die Nachrichten über Breslau nicht aufhören. Gestern stand wieder von Breslaus Fall. Dieser Tage stand im *Times Star*, daß Düsseldorf, *the strongest fortress on the Rhine*, sich immer mehr befestigt.

Cincinnati, 30. September 1914.

Ich für meine Person habe felsenfestes Vertrauen in den deutschen Generalstab und die kräftigen, mutigen deutschen Männer. Sonst müßte ich ja verrückt werden. Immer lese ich nur von *crushing*, Aufteilung Deutschlands. An die Möglichkeit eines deutschen Sieges denkt hier niemand!

Es wird soviel gefragt, woher der Haß gegen Deutschland in Amerika kommt; das ist schwer zu sagen. Ich, freilich unmaßgeblich, glaube, die Sprache ist die hauptsächliche Ursache. Die Engländer reden ihre Sprache, die Deutschen sind *foreigners*. Und dann ist es hier wie drüben — Neid und Eifersucht. In allen Riesenunternehmungen haben Deutsche die ersten Stellen. Auch im kleinen, mit wenigen Ausnahmen, arbeitet sich jeder Deutsche in die Höhe. Hingegen gibt es unzählbare Hiesige, die stets aus der Hand in den Mund leben, wenig verdienen. So schauen selbst diese auf „die deutschen Arbeitstiere" herab, die sie doch bloß beneiden. Natürlich gibt es ja hochgebildete Amerikaner, die an die Geschichte erinnern. Aber wer tut das im Volke? Die Ursachen des Krieges sind ihnen rein unverständlich; jeder fragt: *Is this a religious war?* Sagt man: Nein, *a race war* — so sperren sie den Mund auf und sagen, sie dachten, in

Digitized by Google

Europa gäbe es keine *races*. Sie verstehen unter diesen Weiße, Nigger, Japaner, Indianer, das ist alles. Den Unterschied zwischen Slawen und Sklaven ihnen verständlich zu machen, ist fast unmöglich. Die Zeitungen hetzen. Je mehr Sensation, desto besser verkaufen sie sich. Und natürlich sind unter dem Redaktionspersonal ja auch viele Engländer. Bei der ohnehin höchst oberflächlichen Schulbildung ist Geographie ihre allerschwächste Seite. Da sie überhaupt in allem nur von ihrem eigenen Lande lernen, haben sie von irgend staatlichen Verhältnissen gar keine Ahnung. Serbien ist ihnen so unbekannt, als ob es auf dem Mars läge. Zudem sind sie hier gewöhnt, daß irgend jemand kämpft. Meistens ist es Mexiko. Dann mal wieder irgendein Ländchen in Zentral-Amerika. Diesmal ist es Europa. Interesse ist überhaupt wenig dafür. — Präsident Wilson hat sofort nach Ausbruch des Krieges streng verboten, daß in Bildern oder Theatern auf den europäischen Krieg Bezug genommen wird, da das die Neutralität verletzen würde. Sonst würden in Kinematographen und Vaudeville natürlich die scheußlichsten Karikaturen aufgeboten werden.

L. unkt gern, da muß ich immer Mut zusprechen. Wir sind beide keine schlechten Geographen und müssen doch lachen, mit welcher Frechheit die Russen aus jedem Dorfe eine Festung machen. An einem Tage werden die Forts gestürmt — die Leute stehen bewundernd vor den Bulletins —, dann kommt die Festung daran, die nichts wie ein armes galizisches Dorf ist. Etwas wahre Depeschen bekommen wir ja aus Berlin. *Wireless Station* in Tuckerton, New York, ist ohne Aufklärung zerbrochen und kann unter sechs Monaten nicht repariert werden. So bleibt noch eine in Sayville. Vielleicht zerbricht sie auch.

Von Österreich hören wir bloß über Nisch, Rom, Petrograd. Kannst Dir ja denken, was.

Im allgemeinen hält die große Menge es immer mit dem Sieger und so jubeln sie auch hier über jeden erlogenen Sieg der Russen. Vom westlichen Kriegsschauplatz sind die Siege aber doch verstummt. Ich wäre aber froh, wenn die Deutschen da einmal voran kämen und die Österreicher nach Belgrad. Die meisten Depeschen, englisch, hängt die Freie Presse ins Fenster. Da steht immer eine große Menge, und es wird in vielen Sprachen politisiert: deutsch, englisch, ungarisch, polnisch, rumänisch, italienisch usw. Ich habe aber noch nie ein französisches Wort dort gehört. Große Karten sind mit Fähnchen besteckt, und einer ist meistens der Erklärer. Man merkt vielen an, daß sie drüben Soldat waren; komischerweise aber sahen wir nie eine Frau dorten, die haben gar kein Interesse dafür. Neulich sprach da ein Deutscher, ein wahrer Hüne, zu vielen, die ihm aufmerksam zuhörten. Da machte ein Grieche — klein und schmächtig, wie sie hier alle sind — eine abfällige Bemerkung, und in zwei Minuten lagen sie in fester Umarmung im Straßengraben, so daß Polizei sie trennen mußte. Wenn jetzt hier Leute verschiedener Nationalität zum Zuschlagen kommen, so sind die Richter sehr human und vernünftig. Meistens sagt er, er *considers* die Erregung durch die Kriegsnachrichten, und läßt sie mit einer Ermahnung gehen. Ein katholischer Bischof ließ neulich eine Mahnung veröffentlichen: Er beschwor die Amerikaner förmlich, Verstand zu haben, nicht Rußland den Sieg zu wünschen. Das würde die Welt um Jahrhunderte zurückwerfen! und die Katholiken hätten, seit Kaiser Wilhelm Bismarck entließ, in Deutschland über nichts zu klagen. Aber wie hätte Frankreich sie behandelt? Und in Rußland würden die römischen Katholiken ebenso verfolgt wie die Juden.

Digitized by Google

Die englischen Zeitungen berichteten: *The great German butcher slaughtered 150000 Russians!* Es ist einem wirklich übel, wenn man sich das vergegenwärtigt.

Ich wünsche und hoffe, wenn es zum Frieden kommen soll, wird Kaiser Wilhelm sich eine vertrauenswürdigere Person suchen wie Wilson. Es muß ja nicht Amerika sein! Wie falsch und hypokritisch hat er die sogenannte Neutralität gewahrt. Schon vor einem Jahre sagte er im Kongreß, er nehme seine politischen Ansichten stets aus der Londoner Times. London wäre der Ort, den er am meisten liebte. Stand gleich ein *congressman* auf und sagte, es sei ein *crime*, mit solchen Ansichten zum Präsidenten der *United States* zu kandidieren, er sollte lieber nach London ziehen. Die Staatsfinanzen sind hier so schlecht, daß jetzt alle Beamte, Präsident inbegriffen, prozentweise Gehaltsabzüge bekommen. Einer, der auch den Mund sehr voll hatte, sie brauchten Deutschland nicht, Rohmaterial wäre da, sie könnten alles selbst machen, veröffentlichte jetzt nach langem Probieren: Schon in drei Monaten würden sie imstande sein, Pottasche zu machen, wenn auch im Anfang bloß eine Tonne täglich. Die *United States* brauchen aber täglich 300 Tonnen. Jede kleine Droge ist bis zum Vierfachen aufgeschlagen; wenn man so, wie man gewöhnt ist, für 10 Cent Kampher, *mott balls* oder so holt, ist nichts drin im Papier. Handschuhe schlugen bis jetzt 50 Prozent auf, Vorrat gering. Ein *congressman* aus Ohio brachte das Gesuch vor, die Regierung sollte die Vorräte der *Cold storage Co.* einziehen und Preise festsetzen, wie in den *war-stricken countries*. „*But we* — fuhr er fort — *investigate.*"

L. ging den Tag früh zur Arbeit, sah vor einem Hause eine *crowd*, die auf 300—400 Männer geschätzt wurde. Sie fragte: *What is the matter? Some one killed? No*, hieß es, die Leute haben einen *ad* im Morgenblatt und suchen zwei Männer, um den Keller zu reinigen! Sofort nach Ausbruch des Krieges schlossen die riesigen Schuhfabriken in St. Louis. Ihre Ware geht fast nur nach Südamerika. Südamerika hat kein Geld. Baumwolle kann nicht verschickt werden. Vorige Woche schlossen alle Schuhfabriken im Lande, auch hier, auf vorläufig sechs Wochen. *Business men* wollen versuchen, Private je einen Ballen Baumwolle kaufen zu machen (50 Dollar), damit der Süden zu Geld kommt. Brasilien kann keinen Kaffee verschicken. Wenn man nun weiß, daß dieser Präsident so schon ein Defizit im Staatshaushalt hatte und Hunderttausende v o r dem Krieg ohne Arbeit waren, so ist das schlimm genug!

Das Königreich Belgien wird wohl nicht mehr aus der Asche erstehen. Kannst Dir einen Begriff von dem Geist unserer gegenwärtigen Regenten machen, wenn sie es nötig erachten, den Cincinnati Männergesangverein scharf zu beobachten!

Cincinnati, den 6. Oktober 1914.

Hier ist nichts Neues. Der Krieg ist was Altes, man interessiert sich nicht mehr dafür. Die Lügen gehen aber fort, so dumm, wie sie nur sein können. Habt Ihr eigentlich auch gelesen von den Russen in Kanada? Vor einigen Wochen meldeten alle Zeitungen, riesige Truppenkörper Russen seien zu Schiff in Kanada angekommen, würden dieser Tage durch Winnipeg fahren und nach Quebeck, wo sie sich einschiffen sollten, *to join the French army*. Ich sagte sofort: Das ist Blödsinn! Wenn solche Massen noch dazu von Rußland nach Kanada

Digitized by Google

schiffen sollen, könnten sie eher nach England oder Schottland fahren, wenn — die deutsche Marine das nämlich erlaubte. Geographie ist nicht die Stärke der Amerikaner; die Karte zu nehmen, sind sie viel zu wenig interessiert und zu oberflächlich. So ging es durch alle Blätter, alle paar Tage wiederholt und Kaiser Wilhelm der volle Untergang prophezeit. Da ruft L. Sonntag früh: „Siehst Du, Mutter, da sind sie, von einem Augenzeugen." In Parenthese muß ich bemerken, daß in diesem Lande und diesem Kriege Augenzeugen die widersprechendsten Dinge beschwören. Also L. las vor: *Endless trains with Russian soldiers, destined for the French battlefield, rolling on through 3 days and 3 nights through Canada, window shades tightly down!* Ich hörte andächtig zu und sagte: „Wie will denn der beschwören, daß da Russen drin waren, wenn die Rouleaux *down* waren?" — „Das ist auch wahr", meinte L. Nach wenigen Tagen — die Züge durch Winnipeg ließen sich nicht ableugnen — berichtete die Freie Presse, Kanada habe leere Waggons durch drei Tage und Nächte nach der Küste fahren lassen in der Hoffnung, diese enormen Verstärkungen würden ihren Weg in die deutsche Presse finden und einschüchternden Einfluß auf die Bewegungen der deutschen Armeen haben! So herzlich habe ich lange nicht gelacht!

Einmal behaupteten englische Zeitungen, die Deutschen hätten alle weiße Pferde. Diese strichen sie grün an, so daß die Engländer sie für einen Wald ansahen und so überrascht wurden, daß sie sich ergeben mußten. Ein anderes Mal wähnten sie den Feind weit fort und gingen alle im Fluß zu baden. Da kamen plötzlich die Deutschen. Da sie weder Kleidung noch Waffen hatten, mußten sie sich ergeben. Die Presse bemerkte dazu, die Geschichte sei beinah so rührend wie die von der badenden Susanne.

Hier wird überall gesammelt. In Cincinnati hauptsächlich für die Familien der deutschen und österreichischen Krieger. Leider geben aber bloß arme und mittelmäßig begüterte Menschen, man sieht keinen Namen der vielen deutschen Millionäre in Cincinnati. Geschäftsleute in Chikago sammeln eine Million fürs Rote Kreuz. Wer das aber bekommt, weiß ich nicht. Den höchsten Betrag hier, 1000 Dollar, gab der Verein der Bäcker in Cincinnati und dann noch eine Sammlung unter ihnen 250 Dollar.

Kam neulich ein sechsjähriger Bub in die Office der Freien Presse und fragte: „Ist dies der Platz, wo das Geld bezahlt wird für die Kinder, wo den Vater totgeschossen haben?" Entleerte seelenruhig seine Hosentasche, brachte ein schmutziges Taschentuch, Bindfaden, einen dicken Stein, *peanuts* und dergleichen Herrlichkeiten und zuletzt 17 einzelne Kupfercents, die er, wie er sagte, sich zusammengespart hatte.

Man muß sich wundern, daß überhaupt noch Briefe herüberkommen! Die Engländer werden auch Amerika gegenüber immer herrischer, aber Washington ist so englisch gesinnt, daß alles geht. Und sind noch zwei Jahre, bis eine andere Regierung kommt. Na, die wird Arbeit finden! Wer das sein wird, weiß niemand. Roosevelt hat leider sehr an Popularität verloren, durch eigene Schuld verloren, ich fürchte, er hat ausgespielt. Arbeitslosigkeit gräßlich! Wenn man dem Präsidenten Vorstellungen macht, wohin seine Regierung führt, die Leute hätten nichts zu essen, so sagt er: *That is not so! That is only psychical.* Ich bin nicht gebildet genug, das zu verstehen. Ich glaubte immer, wenn einer kein Geld hat, so hungert der Magen und nicht die Seele.

Digitized by Google

Cincinnati, Sonntagabend, den 11. Oktober 1914.

Die *girls* sind ins Deutsche Theater gegangen, um sich in Strauß' lustigem Kriege zu erheitern, und ich benutze den stillen Abend, etwas *politics* zu sprechen.

Gestern kam die Nachricht von der Einnahme von Antwerpen, und heute früh widmete das Sonntagsblatt sich derselben eingehend. Ich hoffe, daß bis Weihnachten alles fertig ist, wenigstens die Schlachten. Ich sehe eigentlich mit Staunen, wie sehr Ihr Euch bemüht um die Amerikaner, richtiger um ihre Meinung. Und ich stimme dem gar nicht so bei. Daß die Erzählungen der Grausamkeiten Lügen sind, weiß man. Aber das sollte nun genügen. Was haben die Deutschen nötig, um die Freundschaft zu betteln? Es ist eine alte Wahrheit: Zur Liebe kann man niemanden zwingen! Auch berührt es so eigen, wenn wir aus den Zeitungen, die Du freundlichst sandtest, sehen, wie die deutschen Vereine, Versammlungen sich so enthusiastisch auf die alte, bewährte Freundschaft Amerikas berufen! Das ist doch gar nicht wahr! Wir sind über zehn Jahre hier und haben noch nie etwas davon gemerkt! Aber dies ist nicht etwa persönlich unangenehme Erfahrung; denn uns hält hier niemand für Deutsche. Komischerweise merken wir oft von Leuten, mit denen wir z. B. in C..... sechs, sieben Jahre verkehrten, daß sie uns nicht für deutsch hielten. Meistens für French. Aber auch manchmal für Schweden, die Mädel nämlich, oder Irish. Als es bei uns brannte, sagte jeder: *The fire is with the French ladies.* Parteilich also ist es nicht, wenn ich sage, man hat hier absolut keine Sympathie für Deutschland oder die Deutschen. Wenn Deutschland siegt, so wird man hier kaum ein Wort darüber reden. Wenn England siegte, würde großer Jubel sein. Auch ohne Krieg haben sie absolut keinen Geschmack für die Deutschen.

Übrigens ist das Interesse an diesem Kriege längst erschöpft. Es spricht kein Mensch mehr davon. Sind auch keine Extrablätter mehr. Aber Base-ball extras, die brüllen sie durch die ganze Stadt. Im Anfang frugen mich viele recht gebildete Menschen: *How about the war? Are you not sorry for your country?* Ich antwortete stets mit der Gegenfrage: *Did you ever hear Germans were defeated? — No, well, but you see, there are too many of them this time!* Die Menge hält es immer mit dem Sieger, und es wäre ganz gegen amerikanischen Charakter, Partei zu nehmen für jemanden, von dessen Untergang sie von vornherein überzeugt sind. Und wenn Unsere natürlich siegen, so wäre es wiederum gar nicht amerikanisch, den Irrtum einzugestehen und darüber zu reden.

Wenn ich täglich meine Zeitung öffne und zuerst die Depeschen aus den Hauptstädten lese, da könnte ich glauben, ich habe den Krieg geträumt. Paris: Die Lage ist durchaus zufriedenstellend. London: Die Lage am Kriegsschauplatz ist als durchaus zufriedenstellend zu betrachten. Washington: Präsident Wilson erklärte heute, er sei mit den freundschaftlichen Versicherungen Japans durchaus zufrieden. Fehlt noch Petrograd, das ist stets mehr als zufrieden, das nimmt Glückwünsche in Empfang. Glückliche Menschen, die immer zufrieden sind! Die Japaner versprachen zuerst, nicht weiter als Kiautschau zu gehen. Jetzt nehmen sie eine Insel nach der andern. Auf den kleinen Philippinen sind sie schon, vielleicht sehen sie sich auch mal die großen an.

In Deinen Zeitungen fanden wir zwei Nachrichten über Amerika, d. h. *United States*, welche ganz falsch sind. Präsident Wilson sei erzürnt über Mexiko und habe bedeutende Truppenkörper an die Grenze gesandt. Gar keine Idee!!

Digitized by Google

Der würde überhaupt niemals den Mut haben, erzürnt zu sein. Er berief die Truppen ab; dann hieß es, die mußten noch zehn Tage bleiben, sie seien nicht reisefertig. Sie sind noch dorten, Verstärkungen bekommen sie sicherlich nicht. Überhaupt sind so wenig da, damit niemand es übelnehmen konnte. *Navy* wie *Army* klagten im Sommer, daß wegen schlechten Wassers, schlechter Kost, Fieber viele starben. Der Kommandant der *Navy* wollte tiefer ins Meer, der der *Army* weiter auf höheres Gebiet in reinere Luft. Wilson lehnte beides ab, „man könnte das übel deuten".

Zweitens die Depesche aus Stockholm. Niemals hat Wilson daran gedacht, Kriegsschiffe nach den Philippinen zu schicken. Im Gegenteil, er ist von der Freundschaft Japans tief durchdrungen. Und was das eigentlich damit zu tun hat, wenn Japan Hilfe nach Indien schickte, ist auch nicht verständlich. Hier kann nichts heimlich geschehen. Es haben einige *Congressmen* sich aufgeregt wegen Kiautschau. Aber der Präsident erklärte, Japan sei Amerika freundlich gesinnt. Daß sie aber Kriegsschiffe bauen müssen, sehen bald alle ein. Darüber gestritten haben sie schon zehn Jahre, das ich weiß! Einmal wollte England, *United States* sollten Kriegsschiffe nach der Türkei schicken, um die Christen zu schützen. Der türkische Gesandte, ein Mann, der sich kein Blatt vor den Mund nimmt, erklärte bestimmt, die Christen seien nicht in Gefahr. Fremde Kriegsschiffe, namentlich auf den Wunsch Englands, hätten bei der Türkei nichts zu suchen. Ihr Erscheinen würde die Türkei entschieden als feindlichen Akt betrachten. Es sind auch dahin keine geschickt.

Die United States haben jetzt selbst so große Sorgen, daß wirklich kein Gedanke für Euren Krieg übrigbleibt. Diese Regierung hat die zwei Jahre ein riesiges Defizit im Staatshaushalt geleistet, und man weiß nicht, woher das decken. Zudem fallen rund 100 Millionen Dollar an Einfuhrzoll aus. Sie wollen nun Steuern auf gewisse Gegenstände, aber jeder wehrt sich dagegen. Dazu ist diese glanzvolle Regierung schuld, daß jede Stadt für sich tief verschuldet ist, alle Geschäfte am Absterben sind und Hunderttausende ohne Arbeit und die Lebensmittel so hoch wie noch nie zuvor! Politiker arbeiten für die im November bevorstehenden Wahlen für den Kongreß. Der Präsident bleibt leider noch bis 1916. Dann die großen Ballspiele in Boston, die viele Tausende an Zuschauern herbeilocken.

Cincinnati, 20. Oktober 1914.

Obgleich immer noch Reisende aus Europa hier eintreffen, die ausnahmslos des Lobes voll sind, die immer wiederholen, daß man sich hier einen ganz falschen Begriff von drüben mache, bleibt die Stimmung, ja wächst sie, wenn dies möglich, noch immer mehr gehässig gegen Deutschland! Übrigens berichten auch alle jene zurückkehrenden Amerikaner, die natürlich alle via Rotterdam kommen, daß die Holländer trotz der streng gehandhabten Neutralität zu neun Zehntel g e g e n Deutschland sind! Ich las, daß Holland sich weigert, Lebensmittel nach Belgien zu verkaufen. Hier hat man einen sehr weiten Begriff von Neutralität. Vermutlich würde man einen Neutralitätsbruch darin sehen, wenn irgend etwas von hier nach Deutschland geliefert würde. Aber für Frankreich und England wird alles geliefert. Es geht mitunter erst nach Kanada, öfter direkt auf englische Kriegsschiffe. Diese liegen vor New York, bestellen *wireless* und erhalten große Lieferungen an Mehl, Brot, Zucker, Obst und frischem

Digitized by Google

Fleisch. Geliefert wird ferner: Schuhe für die französische Armee, Weizen, Pferde, Waffen, Pulver, kurz alles, was sie brauchen. Eine Firma in Pennsylvania erhielt diese Woche einen Auftrag auf 50 000 mit Gasoline zu heizende Feldöfen. In Pulverfabriken in Ohio wird Tag und Nacht gearbeitet. Kohlen werden aus den Vereinigten Staaten nach Toronto, Kanada geliefert. Dies ist die strikte Neutralität der Regierung.

Die *Human Society* hat gegen die Ausfuhr von Pferden nach Ländern, die sich im Kriegszustande befinden, Einspruch erhoben. Sie will nicht dulden daß die amerikanischen Pferde derart abgeschlachtet würden. Helfen wird ihnen dieses nichts. Ganz abgesehen vom Krieg ist diese Gesellschaft etwas sehr Segensreiches. Sie kommt aber nicht dem deutschen Tierschutzverein gleich, denn sie nimmt sich ebenso der Menschen, namentlich der Kinder an. Hier hat jede Stadt einen *human officer*. Ihm bringt man zur Anzeige, wenn Tiere, namentlich Pferde, Hunde geschlagen oder gequält werden; wenn man heimlich Hahnenkämpfe hält, was hier überall verboten ist. Und dann hat er die Hauptarbeit mit all den armen kleinen Kindern, die ohne Eltern und Heim sind. Kinder zu haben, kommt hier immer mehr aus der Mode. Theodor Roosevelt hat vor Jahren gewarnt. Man könne genau ausrechnen, in wieviel Jahren das schöne Land hier im Besitze der Ausländer und der Neger sein würde. Aber manche, die keine Lust haben, ein Kind zur Welt zu bringen, möchten doch gern eins haben. Und so findet ein regelrechter Tauschhandel statt. Der *human officer* Frazer in Canton, Ohio, fand in neun Jahren Heime für ungefähr 500 Kinder. Man muß sich erst an alles gewöhnen, bis man so ruhig liest: „Zu vergeben ein zwei Wochen altes Mädchen *(baby-girl)* mit blauen Augen; ein Junge, drei Monate alt. *N. N., human officer.*" Die Zeitung ist aber kaum ausgegeben, so stürmen Anfragen aus dem Orte, aus der Nachbarschaft, per Telephon, per Depesche ein. Und es ist eine förmliche Hetzjagd, die erste zu sein. Diese Kinder sind wohl selten unehelich. Meistens sind die Eltern getrennt, der Mann davongelaufen; oder die Mutter oder der Vater gestorben, und der überlebende Teil behauptet, das Kind nicht ernähren zu können. Es kommt sogar vor, daß eine Familie ihre sämtlichen Kinder ausbietet! Die Kleinen werden meistens namenlos ausgesetzt, auf die *porch* gelegt. Oft direkt nach der Geburt, so daß man sofort einen Arzt rufen muß, um dem Neugeborenen die erste Hilfe zuteil werden zu lassen. Der *human officer* gibt solch einen kleinen Findling dann erst in Privatpflege. Man sucht nach der Mutter, nicht gerade übereifrig. Und wenn man sie findet, so wird sie nicht bestraft, wenn das Kind mit dem Leben davonkommt. Es sind meistens auch soviel mildernde Umstände, und das Kindchen findet ja auch mehr Liebe bei einer Adoptivmutter. Die ganz kleinen Kinder sind sofort vergeben, bei größeren, die oft schlecht gepflegt sind, Erinnerungen an die Eltern behalten, dauert es länger.

Merkwürdig ist, daß man hier in Beziehung auf den Krieg bloß von den Deutschen und von Deutschland spricht! Die andern Nationen werden gar nicht mehr genannt. Bei Ausbruch des Krieges versuchte man, die Deutschen als Trunkenbolde hinzustellen! Die waren durch Trinken, namentlich Bier, moralisch und physisch ganz geschwächt und verkommen. Die, welche für die Prohibition wühlen, forderten, man solle sich an den Deutschen ein warnendes Beispiel nehmen. Sie seien schwach, gedrillt wie Sklaven, ohne Nerv, ohne Initiative, demoralisiert durch Alkohol. Als diese armen, verlästerten Deutschen



Digitized by Google

verstanden, trotz Bier kräftig dreinzuhauen, da drehte man die Predigten um. Sie waren infolge des Alkohols zu blutdürstigen, wilden Bestien geworden. Namentlich der Kaiser! Das Streben der ganzen Welt solle dahin gehen, diesen blutdürstigen Wüterich dingfest zu machen, damit die Welt wieder Ruhe bekäme. Dasselbe Zeitungsblatt, welches auf seiner ersten Seite den Fall von Antwerpen verspätet eingestand, mit der Bemerkung, dieser Sieg sei völlig belanglos, ohne Wichtigkeit, brachte auf der zweiten Seite Vorschläge in bezug auf die Deportation Kaiser Wilhelms auf eine wüste Insel. Daß diese stattfinden wird, daran zweifelt die Presse angeblich nicht.

Präsident Wilson hat offenbar vergessen, daß die schlechten Zeiten in seinem Reiche bloß „*psychical*" sind! Er ist jetzt voll davon überzeugt und froh, alles auf den Krieg schieben zu können. Man glaubt ihm aber nicht. Bei den Agitationen für die bevorstehenden Wahlen stellt man ihm Zahlen vor, und es fallen recht böse Worte! Der Staat sei vor dem Kriege tief im Defizit gewesen, und die geforderte Extrasteuer eine Kriegssteuer zu nennen, sei geradezu ein Betrug. Früherer Kongreßmann Langwerth sagte öffentlich, Leute, die vor ihrer Wahl Dinge versprächen, die sie später nicht hielten, täten besser, sich ins Privatleben zurückzuziehen. In den ersten neun Monaten dieses Jahres sind in den *United States* hunderttausend mehr Bankerotte angemeldet, als in den ersten neun Monaten 1913.

Ich lese in der heutigen Morgenzeitung, England verlangt, Amerika soll nicht dulden, daß amerikanisches Petroleum nach Norwegen und Schweden ausgeführt würde. Dies verletze die amerikanische Neutralität, denn es ginge ja doch weiter nach Deutschland und hülfe diesem zur Verlängerung des Krieges. Was geht nicht alles nach England! Diese Woche erwartet man eine Deputation Franzosen, die behufs großer Lieferungen abschließen wollen. In Cincinnati wird man sie auch freudigst empfangen und hofft, für Lederwaren, Sattelzeug und dergleichen konkurrieren zu können.

England kämpft für Zivilisation, da muß doch jeder anständige Amerikaner seine Teilnahme bekunden! Ich habe absolut nichts von Zivilisation in England bemerkt. Man sagt auch, in Böhmen gäbe es viele arme Leute! Aber das ist ja nichts im Vergleich zu England! Im ärmsten, höchsten Gebirgsdorf hat jeder, was er braucht. Eine Stube mit warmem Ofen, ein gutes Federbett, Schuhe, Gardinen vor den kleinen Fenstern und ein paar Blumentöpfe. Überall ein gewisses Behagen. Der Ärmste hat irgend etwas im Keller: Weißkohl, Kartoffeln, Steckrüben. Hinter dem Hause Holz und wenn es im Walde gesammelt ist. Sich zu sagen, ich habe garnichts — das gibt es gar nicht! Und Sonntags fehlt nirgends Sauerkraut und Knödel, ein Stückchen gebratenes Schweinefleisch, und wenn es bloß für zehn Kreuzer ist. Die wenigen Bettler sind Ortsinsassen, die aus irgendeinem Grunde nicht arbeiten können und von der Gemeinde unterstützt werden. Und in den Städten gibt es vollends gar keine Hungerleider in Böhmen. Da gibt es Alters- und Invalidenheime, für jeden muß gesorgt werden. Aber was ich in Liverpool gesehen habe, spottet jeder Beschreibung. Nicht ein Haus, nein, ganze Häuserkomplexe ohne Dach, richtige Ruinen, ohne Fenster, die Höhlen mit Säcken verstopft. Und wenn man nicht abends dürftigen Lichtschein hinter den vorgehängten Lumpen gesehen hätte, so würde kein Deutscher geglaubt haben, daß da Menschen wohnen. Nicht eine Frau, nein, ganze Scharen sah ich morgens zur Arbeit in Fabriken gehen,

Digitized by Google

die waren gekleidet in Kaffeesäcke; Röcke aus Kaffeesäcken, Lumpen und Fransen drumrum, Kittelschürzen aus Säcken, zwei Löcher für die Arme eingeschnitten, so gingen sie schwatzend zur Arbeit. Aber den Kopf voll papierenen Lockenwickeln. Ordentlich übel wurde uns bei all dem Elend! Und so viel betrunkene Weiber, singend, lachend, ungekämmt und ungewaschen, in Röcken aus Säcken, oft Blöße der Brust zeigend, da an irgendeinem alten Fetzen von Bluse ein Ärmel oder sonstiges Stück fehlte. Und die Bettler, die betrunken schlafend herumliegen! Jede Stadt hat in der Nähe des Hafens ihr schlechtes Viertel, aber was man in Liverpool dorten sieht, diese Lokale, die halb Laden, halb Schenken und Schlimmeres vorstellen! Den Gestank, der dort aus den Türen strömt! Und die Art von Weibern, mit hängenden Haaren, voll Schmutz, vertiert, die da so herausschauten! L. wird noch ganz aufgeregt, wenn wir im Gespräch darauf kommen. Und England bekämpft Deutschland für Zivilisation. Soll nur erst bei sich ausmisten!

Cincinnati, 27. Oktober 1914.

Englischen Zeitungen etwas zu geben, würde wohl unmöglich sein. Die erhalten stündlich alles; und wenn es hier mal hapern sollte, via Kanada. Übrigens solche Dinge, wie Du meinst, um Stimmung zu ändern, die wollen sie nicht. Und ihren Lesern würden die Sachen nicht passen. Anständige englische Zeitungen gibt es überhaupt nicht! Es sind alles Unternehmungen, um Geld zu machen. Sie bringen, was ihre Leser gerne hören. Die lesen das wie einen Räuberroman; ob das wahr ist, spielt gar keine Rolle. Dieses Land lebt stets im Superlativ. Je toller, desto besser! Zudem haben die englischen Zeitungen alle ihre eigenen Korrespondenten in Europa an den verschiedenen Kriegsschauplätzen. Franzosen und Engländer lassen sie aber nicht mehr dazu, so muß die Phantasie aushelfen. Mehrere Amerikaner, besserer Stände, die aus Europa zurückkamen, erklärten hier, sie sahen und hörten von all den Räubergeschichten in London gar nichts. Wenn man London eine Lügenfabrik hieße, so wüßten sie nicht, welchen Namen New York geben. In New York würde das alles erst umgearbeitet. Sie wären im ersten Augenblick ganz erschrocken, als sie die fürchterlichen Extras sahen! Wenn aber so ein Frauenzimmer aus Europa zurückkehrt, was die in den Zeitungen erzählt, das ist ein unverschämter Blödsinn! Dichtung und Lügen gemischt. So eine Dame glaubt, wenn sie in Kriegszeiten einmal keinen Schlafwagen bekommt, das ist niederträchtig. Tatsachen melden sie keine, bloß *awful, dreadful, hardships, cruelty* usw. Die kommen sich so interessant vor, wenn sie in der Zeitung stehen! Natürlich mit Namen und voller Adresse, womöglich Porträt! Ich las einmal, Prinz Heinrich hasse amerikanische Zeitungen und werde ganz aufgeregt, wenn darauf die Rede käme! Na, ich verdenke es ihm nicht. Ich habe tausende Male an ihn dabei gedacht. Hier ist manches recht gut, uns geht es nicht schlecht, aber wie jemand für Amerika schwärmen kann, verstehe ich nicht. Habe auch noch niemanden hier getroffen, der es tut. Wenn sie später in Amerika g e w e s e n sind, dann reden sie sich und andern das ein. Man muß sich an sehr vieles gewöhnen und bleibt dabei „kühl bis ans Herz hinein"! Sogar Adeline Patti behauptete, in Karlsbad habe man eine Höllenmaschine auf sie gerichtet. Der Bürgermeister von Karlsbad schraubte diese Maschine herab bis auf einen kleinen photographischen Knipser.



Digitized by Google

Man sollte meinen, diese alte Dame hat solch ein bewegtes Leben hinter sich, daß sie dergleichen nicht aus der Fassung zu bringen brauchte.

Am 17. Oktober meldeten Extrablätter *New York Herald*: Metz von den Franzosen gestürmt. Wenn es ein paar Tage ziemlich ruhig ist, da wird dann solch ein *Cablegram* fabriziert.

Rund eine halbe Million Reservisten und Freiwillige wollten von hier nach Deutschland gehen. Bloß Präsident Wilsons parteiliche Niederträchtigkeit verhinderte ihre Abreise. Sie gaben ihre Stellungen auf, warteten in New York, zehrten ihre Mittel auf, und die Hilfskomitees hatten viele Sorge, sie unterzubringen, ihnen Mittel zur Heimreise zu geben. Man kann auch ohne Krieg Menschenleben auf dem Gewissen haben. So die dreihundert Gefangenen, die in England durch Entbehrungen starben, meistens an Lungenentzündung! Und Ihr gebt Euren Gefangenen solchen Überfluß, solchen Komfort, den Offizieren Gehalt und Bedienung? Ihr solltet Euch schämen!

Ein Lieblingsplan Präsident Wilsons ist es, den Philippinos Selbständigkeit zu gewähren; mit nur kleiner Oberhoheit der *United States*. *United States* wollten damals kein Land erobern. Aber sie mußten die Philippinen nehmen. Sie haben jetzt so viel Sorgen, Arbeit, Geld hineingesteckt, jetzt müssen sie sie auch halten. Expräsident Taft, der vier Jahre als Gouverneur auf den Philippinen lebte und sicher etwas davon versteht, warnte energisch. Er sagt, die Philippinos wären in 25 Jahren noch nicht reif für eine Selbstverwaltung. Die Schwarzen sind überhaupt schrecklich zänkisch und unverträglich, das sieht man hier überall. Es würden sofort Unruhen ausbrechen. Vielleicht wären dann die Japaner so freundlich, Ordnung zu schaffen.

Jetzt fliegen die Kugeln über die Grenze von mexikanischen Schlachten hinein nach Arizona, *United States*, aber man drückt in Washington ein Auge zu.

Für den Krieg in Europa interessiert man sich augenblicklich hier nur insofern, als er zeigt, daß die *United States* absolut unfähig wären, einen Krieg auszuhalten. Die Politiker sind sich völlig einig, daß ihnen keine Gefahr droht, so lange dieser Krieg wütet. Nach dem Frieden aber würde die Gefahr für Amerika, über die seit Jahrzehnten geredet wird, eine dringende werden. Und so wiederholen Autoritäten der Armee wie der Marine, daß sie eigentlich nichts sind.

Von den neuen Equipments, Unterseeboot, *airship*, schwere Kanonen, Torpedo, da haben sie doch hier gar nichts. London nennt Petroleum Instrument der Barbarei. Wenn es nämlich nach Schweden ausgeführt wird. Was sind denn die Flinten, für 25 Millionen Dollar, welche in Pennsylvanien von Frankreich diese Woche bestellt wurden?

Cincinnati, 2. November 1914.

Für den Krieg interessiert man sich hier im Augenblick wenig. Jeder Gedanke gilt den Wahlen, besonders wegen der Getränkefrage. Die Wahlen finden dem Gesetze nach statt am 1. Dienstag nach dem 1. Montag im November. Auf diese komische Art fallen hier alle Daten. Wir sehen mitunter ein Jahr lang weder Bier noch Wein. Trotzdem halten wir es natürlich mit den *wets*. Wer von drüben nach Amerika geht in der Idee, in ein freies Land zu kommen, der schmiert sich arg an! *Free country* nannten sie sich damals, als sie sich von England freimachten. Es ist aber nichts geblieben wie dies Wort. Der Begriff persönlicher Freiheit existiert hier gar nicht mehr. Wird man den Menschen

Digitized by Google

verbieten, Bier zu trinken, weil andere sich besaufen! Vernünftige Gesetze, wie ich sie jetzt mehr denn je drüben bewundere, gibt es kein einziges. Zum Beispiel die Vorsorge, daß künftiges Jahr genügend Nahrungsmittel aller Art vorhanden sind. Die Regulierung der Preise. Durch Arbeit wird hier niemand mehr reich. Nur durch Spekulation. Die *Cold Storage Co.* legen alles auf Eis, machen hohe Preise und werden schnell reich. Dagegen gibt es kein Gesetz. Und im kleinen greift das auch bereits um sich. Eine Frau in Cincinnati bekam einen Brief von ihrer Tochter, die eine Farm besitzt. Sie schrieb: „Wie viele Pfirsiche wir dieses Jahr haben, das kannst Du gar nicht glauben! Wir machen tiefe Löcher im Felde und graben sie ein. Denn wenn wir alle zum Markte tragen würden, so bekämen wir keinen Preis. Die Nachbarn tun alle dasselbe."

Die politischen Nachrichten sind spärlich. Pariser behaupten, die Deutschen hätten Befehl, alle Verwundeten niederzumachen. Trotzdem lenken die amerikanischen Zeitungen langsam ein. Sogar eines der wütendsten Deutschenhasser, The New York World, sagte dieser Tage, ein endlicher Sieg der Deutschen lebe wohl im Bereich der Möglichkeiten. Schon vor sechs Wochen berichtete ein Kriegskorrespondent aus Belgien: *The Germans only care for their slightly wounded soldiers. The severely wounded ones they kill or leave them on the battle-field to die.* Daß der Kronprinz wieder einmal verwundet wurde, das ist man lange gewöhnt. Neulich brachten Londoner Zeitungen Schilderungen seines Begräbnisses.

Ziemliches Aufsehen erregte im ganzen Lande eine Rede, die Theodor Roosevelt zu den Studenten der Universität Princeton, U. Y., hielt. Indem er sich ausbreitete, daß *U. St.* sich für einmal mögliche Einfälle stark zu machen hätten, sagte er, er selbst habe bereits ganz fertige Pläne von zwei jetzt in den Krieg verwickelten Staaten gesehen, um New York und San Franzisko zu besetzen. *U. St.* würden absolut unfähig sein, dies zu verhindern. Alle Versuche, Näheres zu erfahren, waren vergeblich. Roosevelt nannte keinen Namen. Die Regierung in Washington äußerte, diese Bemerkung habe keine Wichtigkeit. Derartige Pläne würden überall übungsweise gemacht, auch wenn niemand an die Möglichkeit einer Ausführung denke. Sehr gerne möchte man so etwas auf Deutschland zeigen! Dr. Metzger, deutscher Konsul in Cincinnati, meint, Colonel Roosevelt habe vermutlich England und Japan gemeint. Diese beiden Länder hätten immer einander in die Hände gearbeitet, Japan stets den Hetzer gemacht. In der Pomonafrage sowohl wie wegen Mexiko. Nun, Präsident Wilsons Liebe für diese zwei Länder wird sich wohl früher rächen, als er sich träumen läßt. Daß aber U. St. absolut gar keine Macht sind andern Länder *vis-à-vis* weder zur See noch zu Lande, darüber ist bloß eine Stimme. Seit kurzem haben sie die *Navy* absolut *dry* gemacht. Nun bekommen sie überhaupt gar keine Rekruten mehr. Die Sachen werden ihnen noch einmal schwere Sorgen machen. Allgemeine Wehrpflicht einzuführen, ist hier doch unmöglich. Hier hat niemand Papiere, kein Meldeamt. Wie wollten sie denn Wehrpflichtige herausfinden.

Cincinnati, 19. November 1914.

Hier ist nicht viel Neues, bloß alles geht schlecht. Über den Ausgang der Wahlen ist in dem zum großen Teile deutschen und republikanischen Cincinnati großer Jubel. Auch die städtischen Extrasteuern anstandslos bewilligt. Geschäfte sind so miserabel, städtisches Einkommen so darnieder, daß es hieß, sie müßten die Hälfte der Feuerwehr und Polizei entlassen! Das ist nun nicht

Digitized by Google

nötig. Was wäre wohl aus uns geworden, wo diese schlechten Zeiten eine entsetzliche Zunahme von Verbrechen hervorbringen. Taschendiebstähle, Einbrüche, Straßenraub. Der Polizeipräfekt erließ eine Warnung, wie man sich benehmen soll. Abends auf der Straße kein Geld oder Wertsachen bei sich tragen, Augen und Ohren offen halten. Na, Cincinnati hat einen sehr guten Ruf, trotzdem jedes Jahr 50—52 Morde. 50, 51, 52, zwischen diesen Zahlen wechselt es. Aber nie mehr, nie weniger. Selbstmorde nehmen auch entsetzlich zu, meistens wegen Arbeitslosigkeit.

Für Euren Krieg ist hier kaum noch Interesse. Aber große Sorge herrscht, daß Amerika in den Konflikt gezogen wird. Was dann die zwei Trotteln in Washington tun würden, das möchte ich erleben! Präsident Wilson ist so von seiner Unfehlbarkeit überzeugt, daß er nie andern Rat hört wie Bryans. Er hat nie das Bedürfnis nach Gedankenaustausch. Von irgendeiner Repräsentation keine Ahnung! Jeder der Präsidenten pflegte politische Freunde, angesehene Persönlichkeiten um sich zu sehen, zum Essen zu bitten, ohne große Tafelei oder Zeremoniell. Wenn Frau und Töchter verreist sind — erstere ist jetzt gestorben —, so verzehrt der Präsident der Vereinigten Staaten sein *porkchop* ganz solo in den großen Sälen. Seit der Staat existiert, fand jedes Neujahr ein Gratulationsempfang statt. Ob da überhaupt etwas gegessen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls ist dergleichen stets sehr einfach, da weder Wein noch dergleichen serviert wird. Kurz vor Neujahr erklärte Präsident Wilson, dieses Jahr fände kein Empfang statt; er liebe, das neue Jahr mit seiner Familie auf dem Lande zu verleben und würde fortfahren. Man war in Washington furchtbar erbost. Das trifft ja auch alle die vielen fremden Gesandtschaften, die sich beleidigt fühlten. Viele Damen hatten sich teure Toiletten dafür anfertigen lassen. Mit 75 000 Dollar jährlichem Gehalt könnte er schon etwas mehr repräsentieren. Früher erhielt der Präsident 50 000 Dollar. Aber Roosevelt erklärte kurz vor Ende seiner Zeit, das wäre nicht genügend. Der Präsident habe gesellige Verpflichtungen, müsse viele Reisen machen, da man bald hier, bald dort seine Anwesenheit wünsche. Darauf wurden sofort 75 000 Dollar bewilligt. Präsident Wilson wird nicht viel davon verbrauchen. Staatssekretär Bryan nun ist entschieden ein interessanter Mann. Er war durch sechzehn Jahre permanenter Kandidat für den Präsidentenstuhl. Das hat noch keiner vor ihm geleistet, und wird ihm schwerlich jemand diese Ausdauer nachmachen. Präsident Wilson hat ihm dann seine erste Anstellung im Staat, und zwar als Staatssekretär, gegeben. Als Zivilmensch ist William Jennings Bryan ein reicher Farmer aus Nebraska. Ob er irgendwelche Fähigkeiten für die Stelle des ersten oder richtiger zweiten Beamten des Staates hat — wenn man den Präsidenten als ersten nimmt —, das spielt keine Rolle. Bei einer Neuwahl alle vier Jahre sind alle Beamten entlassen, und der neue Präsident stellt seine Anhänger auf vier weitere Jahre an. Jedenfalls wacht Mr. Bryan väterlich über uns. Was er nicht für bekömmlich hält, hält er dem Publikum vor, so lange er kann. So hielt er volle vierzehn Tage die Nachricht von der Zerstörung der Audacious geheim. Man kann ja England mal auch gefällig sein! Als gestern alle Zeitungen die Nachricht, die durch einen Privatbrief nach Amerika gelangte, brachten, da folgten natürlich wie immer in solchen Fällen die Siegesnachrichten der Verbündeten.

Vor vierzehn Tagen ereignete sich ein Vorfall, der nie aufgeklärt wurde. Man fand ein Automobil, total zerstört, in der Nähe von Sayville. Es wurde

Digitized by Google

von vielen Leuten, die in der Nähe wohnen, berichtet, ein Automobil mit vier Herren sei sehr schnell gefahren, hinterher zwei Männer auf Motorcycles. Das Auto ist offenbar durch eine Bombe zerstört! Von den vier toten Insassen konnte nichts festgestellt werden, als daß sie khakifarbene Gamaschen trugen. Keine Papiere gefunden. Von den zwei ihnen folgenden hat man nie wieder gehört, auch sind die Toten offenbar nicht vermißt, niemand hat nach ihnen geforscht. Da nun der Überfall passierte auf dem Wege, welcher bei Sayville zu der Telefunkenstation führt, welche direkte Verbindung mit Deutschland hat, nimmt man an, es waren deutsche Offiziere und ihre, jedenfalls nicht bemerkten, Verfolger Detektivs oder kanadische Spione.

Das Christmasschiff ist abgedampft. Es war eine hübsche Idee als Gabe der amerikanischen Kinder.

Unsere Neutralität gedeiht prächtig! In Pennsylvania erhielt man Bestellung auf Flinten im Werte von 25 000 000 Dollar, dann 5000 Wagen für Kriegsbedarf. *South Bend*, Indiana, liefert 500 000 hölzerne Häuser für Gefangene. In Quincy baut man 20 Unterseeboote für England. Außerdem überall Lieferungen an Pferden, Zucker, Mehl, Decken, Sattelzeug usw., das in die Millionen geht. Mr. Bryan ist aber sehr sittlich entrüstet, daß Zentralamerika sich unterstand, an deutsche Schiffe Kohlen zu verkaufen.

Zum zweiten Male finde ich in Deinen Zeitungen aus Stockholm die Privatdepesche, die *U. St.* schickten ein großes Geschwader nach den Philippinen! Dein Schwede flunkert! Kein wahres Wort daran! Wie will denn der das wissen? Aber vorige Woche gingen zwei Kriegsschiffe nach Haiti, um die amerikanischen Beamten in Port-au-prince zu schützen, da die schwarze Bande in Haiti am Kämpfen ist. In Mexiko sieht es auch lieblich aus. Man lacht hier und sagt: *Wilsons Politik of looking on!*

Daß die deutsche Flotte bis vor Amerika kam, erregte riesiges Aufsehen! Die Debatte jedes Tages ist die *unpreparedness*. Bei den wenigen Kriegsschiffen fehlen 18 000 Mann an der Besatzung. Und Kanada bereitet sich für deutschen Besuch vor, namentlich fürchten sie für Viktoria, die Vancouvers und dergleichen. Ich muß sagen, ich haßte, jetzt zu sterben. Ich muß dies grausige Schauspiel zu Ende sehen!

Roosevelt war noch vor zwei Jahren der populärste Mann nicht nur in Amerika; ich bin sicher, in der ganzen Welt kannte man ihn. Und von all dem ist nichts geblieben wie ein reisemüdes, verbittertes Wetterfähnchen. Er schreibt jetzt humoristisch-satirische Briefe für New Yorker Sonntagsblätter. Ich bin überzeugt, Roosevelt hat gar nichts gegen Deutschland, dazu ist er doch zu vielseitig gebildet. Aber er macht Deutschland lächerlich, weil dies gerne gelesen und gut bezahlt wird.

Ich ging dieser Tage durch mehrere der größten Läden und muß sagen, man sieht leider sehr, wie Germany fehlt. Christbaumschmuck gar keiner! Auch Kerzchen suchte ich vergeblich! Spielsachen bloß so ein paar häßliche, die übrig blieben. Oder so japanischer Krims-Krams. In diesen Geschäften wissen sie offenbar nicht mehr, wie den Platz ausfüllen. Auch nichts von den niedlichen Glas- und Porzellansachen.

Neulich hörte ich eine Frau so recht auf alle Deutschen schimpfen. Dann fragte sie mich, ob ich beleidigt sei. Ich sagte: *I should say not, you don't know better, that's all!* Da spielte sie ihren höchsten Trumpf auf und sagte: *And they get children like mice!*

Digitized by Google

Den Fall von Tsingtau brachten alle Blätter merkwürdig zahm, ohne jede bissige Schadenfreude. Die nackte Tatsache! Ja, wenn es England gewesen wäre; aber Japan stärker werden sehen, das geht ihnen doch über die Gemütlichkeit. Daß die einmal in Kalifornien landen, die Philippinen nehmen, das wissen sie alle!

Cincinnati, den 5. Dezember 1914.

Vorige Woche leistete sich die verbündete Bande wieder großartiges! Das ist immer so, wenn Meldungen von den Unsrigen spärlich sind. Rußland erfocht den größten Sieg in diesem Kriege, es war eine *Napoleon's-failure*, nämlich die Flucht der Deutschen aus Rußland. Die Russen machten 50 000 Deutsche zu Gefangenen! Hindenburgs Armee umzingelt. Was nicht gefangen genommen wurde, würde vernichtet werden. An ein Entkommen nicht zu denken. Alle Karpathenpässe von Russen genommen, Österreicher in wilder Flucht! Und um doch auch etwas beizutragen, meldet London, Dixmuiden sei von den Verbündeten zurückerobert, die Deutschen zögen sich mit fürchterlichen Verlusten zur Landesgrenze in Eilmärschen zurück. Manche fabelten sogar, sie wurden von den Verbündeten bis zum Rhein verfolgt! L. ging herum wie ein Geist. Fragte zahllose Male: „Mutter, bist Du wirklich so ruhig, oder verstellst Du Dich?" Ich sagte, es klänge mir wenig glaublich, daß General von Hindenburg, dieser großartige Russenspezialist, 50 000 Mann an Gefangenen verlieren sollte. Und dann kämen die bösen Nachrichten von allen Seiten; wäre verdächtig. Die Freie Presse gab den Schwindel mit Vorbehalt und bat, man möge Berliner Depeschen abwarten. Berlin meldete überhaupt gar nichts davon, hingegen, Hindenburg machte 60 000 Gefangene. Samstag abend erhielt die Freie Presse *by wireless*, daß der Kaiser von Hindenburg zum Feldmarschall ernannte. „Na," sagte L., „jetzt atme ich auf! Für nix wird der Kaiser das doch nicht tun." Auch Krakau sollte brennen, wurde bombardiert. Das rührte mich wenig, denn vor sechs bis sieben Wochen lasen wir, Krakau sei im Besitze der Russen. Ich las auch nie einen Widerruf. Vor vierzehn Tagen brachte die *Commercial Tribune* hier drei große Worte, welche das erste Blatt völlig deckten: *Cracow in flames!* Es wurde von den Russen in Brand geschossen, Besatzung am Verhungern usw. Und jetzt diese Woche zum dritten Male. Die Leute sollten doch etwas Buch führen über ihre Lügen. Die Amerikaner werden nachgerade ärgerlich, das stimmt. Aber diese schuftige Regierung in Washington ist völlig einverstanden. Die *meat-packers* im Westen — sind alles vielfache Millionäre — wollten sich nicht mehr gefallen lassen, daß die Engländer ihre Ware konfiszieren und selber fressen. Auch sollen die englischen Kriegsschiffe, die im Atlantic patrouillieren, die Strömungen stören, so daß auch kommerzielle *wireless orders* nicht verstanden werden. Ja, das Publikum wird immer mehr deutschfreundlich, aber die Regierung nicht, und die Presse auch nicht. Nachrichten, die für Deutschland günstig sind, haben meist solch kleinen Druck, daß sie leicht übersehen werden. Mit den Abbildungen der Zerstörungen an Ortschaften, Brücken usw. durch Deutsche und Österreicher werden sie nie fertig. Aber noch nie brachte eine englische Zeitung eine Abbildung der Zerstörungen Rußlands.

Vorige Woche war der Vizepräsident hier in Cincinnati und ließ sich auch interviewen. Er sagte — sein Name ist Marshall, — die Ursachen zum Europä-

Digitized by Google

ischen Kriege seien ihm unbekannt, und er wollte sie auch nicht kennen! Als *true American* interessierte ihn das nicht! Ein *true American* ist ebenso eigensinnig, borniert und egoistisch wie ein alter Gebirgsbauer. Ein *true American* hat bloß eine Frage: Sollte sich daraus money machen lassen? Im übrigen geht sein Interesse nicht weiter als der Tabaksaft, den er im Bogen spuckt. Falls der Präsident vor Ablauf seiner vier Jahre Regierung stirbt, tritt nach dem Gesetz der Vizepräsident an seine Stelle, und es gibt keine Neuwahl, bis die vier Jahre um sind. So trat Roosevelt in McKinleys Stelle als McKinley ermordet wurde. Er regierte drei Jahre für McKinley und wurde dann auf andere vier Jahre gewählt. Vizepräsident Marshall würde sich sehr leuchtend machen auf dem Präsidentenstuhl!

Daß ein Krieg mit Japan unvermeidlich ist, das wissen sie hier seit zehn Jahren. Hoffentlich zieht es sich hin, bis in Washington vernünftigere Leute regieren! Präsident Wilson liebt die Japaner, er liebt die Philippinos, er liebt die Mexikaner, er liebt England. Aber er haßt die Deutschen, und auch die Irländer. Japan hat schon lange Haß auf Amerika wegen der land bill, wonach kein Asiate Bürger werden, Grundbesitz erwerben darf. Die unaussprechlichen Herren haben schon oft geradezu gedroht, wenn *U. St.* nicht das ändern, so würden sie die zwingen. Diese Sache gibt seit Jahren Anlaß zu stürmischen Szenen im Kongreß. Der Westen und Nordwesten sind dagegen; denn sie stehen viel aus von den Japanern. Sie verdrängen die weißen Arbeiter völlig. Der Wahrheit gemäß muß ich sagen, sie führen sich tadellos. Gericht und Polizei haben niemals Arbeit durch sie. Aber jeder haßt sie, jeder weiß, sie sind hinterlistig und arbeiten an weittragenden Plänen. Im Westen sind sie völlig organisiert, exerzieren, schießen, in einem Wort, sie sind alle gedrillte Soldaten. Heiraten mit Weißen kommen nicht vor. Ich erinnere mich an einen einzigen Fall, der riesiges Aufsehen machte. Es war ein reiches Mädchen aus sehr angesehener Familie. Sie heiratete der ganzen Familie zum Trotz einen wohlhabenden, gebildeten Japaner. Sehr bald darauf aber zog er nach Japan und nahm sie mit. Nach zwei Jahren kehrte sie zurück mit einem gelben, häßlichen Baby, gebrochen an Leib und Seele, ließ sich in San Francisco scheiden. Heiraten zwischen Weißen und Indianern kommen oft vor und gehen immer gut aus. Wenn die Indianer Erziehung haben, so steckt Charakter und viel Gutes in ihnen.

Hier gibt die Stadt die Schulbücher für die Volksschulen. Wird einer versetzt, gibt er die Bücher ab. Jetzt hat Cincinnati beschlossen, keine neuen Geographiebücher und Atlanten zu kaufen bis nach dem Kriege, weil vieles sehr anders werden könnte. Indessen glaube ich, für diese Geographieschüler käme es nicht so darauf an. Behauptete neulich eine Dame, die Schweiz schicke viel emailliertes Geschirr nach Amerika. L. widersprach. Sagt sie sehr eifrig: „Gewiß, ich sah neulich selbst Emailleware auspacken, an allen Kisten stand: *made in Sweden*." Als L. sagte, die Schweiz und Schweden wären verschiedene Länder, da sah sie sie mit einem überlegenen, ungläubigen Lächeln an. Und diese Dame hat, wie man hier sagt, *graduated* von *Highschool*, dann von *business college* und war jahrelang Buchhalterin in einem großen Geschäft.

Cincinnati, den 17. Dezember 1914.

Diese Woche begruben sie Kaiser Wilhelm in allen Variationen. Möchte ihnen

Digitized by Google

so passen und doch gar nichts nützen! Es wäre doch sehr traurig, wenn der Mann nach diesen furchtbaren Sorgen das Ende nicht erleben sollte. Wir nehmen dergleichen sehr kühl; denn der Kaiser, der Kronprinz, die ersten Generäle und vor allen Dingen Kaiser Franz Joseph sind schon zu oft tot gemeldet. Eine riesige Freude machte uns der Artikel aus der Kölnischen Zeitung, welchen die Freie Presse abdruckte! Also, Deutschland lehnt U. St. absolut als Vermittler ab! Und sie rechneten so felsenfest darauf, in den Friedensverhandlungen die erste Rolle zu spielen! Gott sei Dank, daß die deutsche Regierung ausfand, was dies hier für eine falsche Bande ist! Bei jeder Gelegenheit äußerte Wilson, er würde gerne dieses oder jenes — nämlich noch mehr Gemeinheiten —, aber er müßte sich zurückhalten, es könnte die Friedensvermittlungen erschweren! Die englischen Zeitungen nahmen keine Notiz von jenem Artikel. Seit vierzehn Tagen oder etwas länger sind die anständigen Blätter mehr deutsch gesinnt. Die spötteln über die fliehenden Alliierten und zollen den tapferen Deutschen Bewunderung. Hier ist alles möglich. Es sollte mich nicht wundern, wenn man noch umschlüge. Selbstverständlich nicht die Regierung!

Neulich las man, die *Corporated Steel Co.* in Bethlehem, Ohio, arbeite für England 20 Unterseeboote. Ein Kongreßmann fragte direkt Bryan, und dieser leugnete nicht. Er sagte, der Begriff Konterbande sei sehr dehnbar. Und da die *U. St.*, soviel litten durch schlechte Geschäfte infolge des Krieges, müsse man den Leuten den Verdienst gönnen. Da traten andere auf. Ein Kongreßmann sagte offen, daß der Krieg so lange sich hinzöge, sei bloß allein Präsident Wilsons Schuld. Er spräche immer vom Frieden, versorgte aber England mit allem, um seinen Widerstand nie brechen zu lassen. Wenn das nicht aufhöre, würde dieser Krieg permanent dauern. Ein anderer verlangte ein neues Gesetz, daß jede Konterbande verboten, und zwar alles, auch Lederwaren, Lebensmittel, Baumwolle, Decken usw., als solche zu betrachten sei. Erstes Vergehen mit 100 000 Dollar bestrafen und bei Zahlungsunfähigkeit abarbeiten zu lassen im Zuchthaus. Der Präsident hingegen wollte — auf welche Art, ist mir unklar — verbieten, daß Kriegsschiffe in amerikanischen Gewässern sich zeigten. Er würde damit wohl wenig Gegenliebe drüben finden! Deutsche Schiffe dürfen nicht herüber, und Kanada liefert Soldaten und alles.

Mit neuen Gesetzen ist das jetzt sehr schwer. Da die Demokraten siegten, sind natürlich fast lauter Demokraten im Kongreß. Die stimmen mit dem Präsidenten, auch gegen ihre Überzeugung, der Partei wegen. Die Kongreßmänner werden aber bloß für zwei Jahre gewählt. Die Wahlen im November brachten viele Republikaner hinein; aber sie treten doch erst künftiges Jahr an.

Kaum acht Tage, nachdem Bryan so energisch für die Hilfe an England eintrat, wurde der Präsident der Steel Co. in Bethlehem — Schwaab ist sein Name — zum Präsidenten gerufen. Nach langer Konferenz unter vier Augen kam Schwaab heraus und sagte Reportern, alles, was er zu sagen habe, sei, daß er die Unterseeboote nicht bauen würde. Er fuhr dann sofort nach London. Man munkelt, sie würden trotzdem gebaut, in Teilen nach Kanada geschafft und dort zusammengesetzt. Ob nun die starke Opposition im Kongreß oder die deutschen Kriegsschiffe im Pacific Ocean den Präsidenten umstimmten, das weiß ich nicht. Daß Dum-Dum-Kugeln in Amerika massenhaft gemacht und nach Kanada geschickt werden, ist eine bekannte Tatsache.

Digitized by Google

Wir lasen, die Zensur in Paris verbot, die Reden des Präsidenten Wilson über seine Friedensvermittlungen abzudrucken. Also Frankreich braucht ihn auch nicht. In Arizona sind bereits 21 Personen von mexikanischen Kugeln getötet, gestern zwei verwundet. Etwas Militär wurde hinuntergeschickt mit strengem Befehl, nicht zu schießen! Mexiko antwortete hierauf mit unverschämten Drohungen. Bleibt ihm also niemand wie England. Ihr könnt Euch keinen Begriff von den Zuständen hier machen. Denke Dir Bismarck, von Bülow, Bethmann Hollweg, und ihr Kollege Bryan! Was solche Herren drüben studieren müssen, an fremden Höfen Erfahrungen sammeln. Und hier macht der Kerl einen hinterlistigen Farmer zum Staatssekretär! Von irgendeiner Bildung ist da gar keine Rede! Und denke oft, was Graf Bernstorff und solche Herren wohl unter vier Augen reden mögen. Der griechische Gesandte verließ einmal wütend das Weiße Haus und äußerte sich über den Herrn Staatssekretär: Der kennt ja einige der Balkanstaaten nicht einmal dem Namen nach! Und Bryan erfuhr das. Er ist wenig in seinem Amt. Er reist und hält Reden, wofür ihn seine Partei bezahlt. Als man ihm im Anfang das vorhielt, sagte er: Von 1000 Dollar monatlich könnte er nicht leben; er müßte einen Nebenverdienst haben.

Cincinnati, 28. Januar 1915.

Hier geht es so schlecht wie noch nie! Geschäfte stehen still, ist absolut keine Arbeit. Die Städte tun alles, was sie können. Aber die Menschen können doch nicht auf Jahre hinaus von Unterstützungen leben! Und die, welche jetzt geben müssen, werden auch bald erschöpft sein. Die *Business men association* hat jeden Weihnachten arme Familien beschenkt. Ein *dinner-bushel*, enthaltend: ein Huhn, Sellerie, 1 *pie*, 2 Brote, 1 Pfund Kaffee, Äpfel, 1 Dutzend Apfelsinen, Tomaten, *corn* in Büchsen und Spielzeug, in die Tausende. Dies Jahr machten sie bekannt, sie könnten nicht. Beiträge kämen ärmer denn je, Bittbriefe so in die Tausende, daß sie nicht mehr übersehen könnten. Da trat etwas ins Leben, was sicher ausgezeichnet ist, auf Anregen der Heilsarmee. Sie sammelten altes Spielzeug; alle Schulen waren Annahmestellen. Dies wurde in den *manual training schools* wie neu hergerichtet. Diese *manual schools* wirbelten, wie alles hier, leidenschaftlichen Streit auf. Die Lehrer alle dagegen, die Geistlichen dafür. Die Lehrer behaupteten, die Schuljahre müßten für Wissenschaften ausgenutzt werden. Die Geistlichkeit sagte, es würde weniger Ehescheidungen geben, wenn die Mädchen eine Idee vom Haushalt hätten. Jetzt sind sie überall, städtisch, nicht staatlich!

Der Postmeister von Cincinnati war hier 24 Jahre, der Vizepostmeister ungefähr 20. Im November bekamen sie den Befehl, um ihre Entlassung einzureichen. Wilson stellte Demokraten an, durchs ganze Land. Man brachte eine Vorlage, ein Gesetz, die dem Präsidenten das Recht nimmt, Postmeister, Zoll- und Steuerbeamte, Ingenieure abzusetzen. Gott weiß, wann das vorkommt; ist ja so viel. Wir haben einen Diktator! Dergleichen hat sich noch keiner unterstanden!

Cincinnati, 14. Februar 1915.

Mit Befriedigung sehen wir aus allem, daß Deutschland endlich einsieht, daß es keine Freunde in Amerika hat. Gräßlich war es uns immer, wenn wir lasen, wie Deutschland von der altbewährten Freundschaft sprach! Wenn sie sich doch

Digitized by Google

nicht so lächerlich machen wollten, sagten wir zahllose Male. Ärgerten uns auch, daß Kaiser William Wilson zum Geburtstag gratulierte! Sollte mir einfallen! Amerikaner sind denkfaul. Man hört immer öfter sagen: *Of course, I never read about the war in the paper, but I am perfectly sure, it's only the Germanmilitarismus* usw. Dieses Wort ist der Knochen, an dem alle nagen ohne eine Ahnung, was das Wort bedeutet! Stimmung gegen die Deutschen ist nicht viel freundlicher, aber die Stimmung gegen die Regierung in Washington ist erbittert. Daß diese Liebe zu England ohne klingenden Lohn sein sollte, ist kaum zu glauben! England hat derartige Noten stets ignoriert und wird es auch dieses Mal tun. Sie wissen ja ganz genau, daß Wilson es nicht ernst meint. Wer hat denn auch vor ihm Respekt? Mexiko hat die Flagge bis heute nicht gegrüßt! Alle Blätter berichten einstimmig, die Note gegen England sei warnend und höflich, die an Deutschland drohend! Wie will der drohen? Mit der kleinen Flotte, der Hand voll Soldaten, kleine Kerle, mit krummen Schultern! Das Sonntagsblatt bringt heute früh, daß Deutschland auf seinem Recht besteht! Gott sei Dank! Erwartet freilich haben wir es nicht anders! Die Beziehungen zwischen London und Washington sind die allerintimsten!

Wir hatten bloß eine kleine Überschwemmung, durch einige Straßen. Aber sechs Wochen noch, bis die Gefahr vorüber. Bankräuber, Selbstmorde, Einbrecher, Straßenräuber jeden lieben Tag. Schließlich gewöhnt man alles. In Amerika darf man sich nie über etwas erregen, sonst reichen die Nerven nicht aus. *"Don't worry"* ist die erste Gesundheitsregel. Handel steht völlig still. Der Regierung ist das egal. Deutsche und Österreicher rühren sich tüchtig. In Cleveland legten diese Woche 500 Arbeiter einer Automobilfabrik die Arbeit nieder, weil sie nicht Automobile zur Kriegsführung für die Feinde ihres Mutterlandes bauen helfen wollten.

Cincinnati, den 23. Februar 1915.

Die Stimmung hier ist hauptsächlich Angst. Der *Times Star* hatte dieser Tage einen Leitartikel, in dem er sagte, die Deutschamerikaner würden treu bei ihrem Präsidenten stehen, einerlei ob sie gegen Frankreich, Rußland (England vergaß er) oder Deutschland zu kämpfen hätten. Gerade Deutschland hätte ihnen in diesem Kriege solch schönes Beispiel gegeben. Ich gebe zu, daß viele Deutsche hier ihr neues Vaterland liebgewonnen, obzwar diese Liebe jetzt einen großen Stoß erlitten hat. Viele gingen in Europa kaputt, wurden hier wohlhabend und sind eingewöhnt. Ob sie aber gerade gegen Deutschland kämpfen würden, diese Probe sollten die klugen Herren in Washington doch lieber nicht machen. Mir klang die tiefe Überzeugung des *Times Star* mehr wie Angst als wie Zuversicht! Ich möchte da auch einen Ausdruck des Präsidenten gebrauchen: „Der Fall ist nicht parallel." Präsident Wilson gebraucht gerne etwas ungebräuchliche Worte. Je dunkler, desto würdevoller. Sein *Psychical* wird jetzt jeden Tag gebraucht, in allen Sprachen, in allen Zeitungen und Parteien. Damen der New Yorker Gesellschaft brachten ihm eine Petition, die um Waffenausfuhrverbot zur Abkürzung des Krieges bat, und die mit 28 000 weiblichen Unterschriften versehen war. Als der Präsident ablehnte, dies würde die Neutralität verletzen, erinnerte die Sprecherin ihn, daß Präsident Grant ein solches Verbot 1870 erließ. Hierauf erwiderte er, der Fall sei nicht parallel. Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten sich weigert, der Denkmalsent-

Digitized by Google

hüllung für einen amerikanischen General beizuwohnen, weil dieser damals gegen England kämpfte — na, dann ist überhaupt alles möglich! Wenn der noch ein paar Jahre regiert, dann steht dies Land wieder unter englischer Botmäßigkeit. Die Zeitungen sind voll über die deutsche Blockade und den zu erwartenden Seekrieg. Aber Washington schweigt. Sogar Staatssekretär Bryan hat nicht ein Wort zu sagen! Nicht gegen Deutschland, nein, gegen jeden, auch Amerikaner, ist die Regierung, sobald England der Gegner ist.

Vor einigen Wochen fuhren zwei Herren aus Buffalo, N. Y., per Kahn nach Niagarafalls, um vom Wasser aus Enten zu schießen. Sie wurden vom kanadischen Ufer angerufen und sahen Militär mit angeschlagenen Gewehren sie bedrohen. Da sie den Ruf auf die Entfernung nicht verstanden, wandten sie den Kahn und wollten zurückfahren. Da traf sie von hinten eine ganze Salve Flintenkugeln. Der eine war sofort tot, der zweite lag schwer verwundet im Kahn. Die Kanadier waren so überaus freundlich, mit einem Kahn zu kommen und die Amerikaner nach Buffalo ins Hospital zu fahren, hier konnte der Verletzte vernommen werden. Später starb auch er. Beide hinterlassen Frau und Kinder. Als man Staatssekretär Bryan den Fall meldete, sagte er sofort, da könne man gar nichts tun. Wenn die Herren die Wasserscheide nicht einhielten, hätten sie selbst Schuld. Die Verwandten waren anderer Meinung. Schließlich mußte Washington vermitteln, daß Kanada für beide 15 000 Dollar an die Hinterbliebenen zahlte. Das ist nach hiesigen Begriffen viel zu wenig. Hier muß jedes Menschenleben bezahlt werden. Vom Staat, von der Stadt, der Straßenbahn usw. Für zwei Familienväter der besseren Stände fixiert das Gericht ganz andere Summen. Die Zeitungen erinnerten an die noble Zahlung, welche Österreich sofort anbot, als ein italienischer Dampfer auf eine Mine stieß. Die Empörung war allgemein, aber andere Gemeinheiten nahmen den Platz ein. Bei dieser Gelegenheit erfuhr man erst, daß Militär und auch reguläre Truppen an der kanadischen Grenze stehen, so dicht wie Zaunpfähle.

Vor einigen Wochen nun ersuchte Kanada offiziell, die Vereinigten Staaten sollten die Brücke bei Niagarafalls auf ihrer Seite beschützen lassen. Es scheint, sie fürchten sich wieder einmal vor den deutschen Gesangvereinen. Der Cincinnatier Gesangverein war schon einmal stark im Verdacht, nach Kanada einfallen zu wollen, worüber man hier viel gelacht hat. Angst, die liegt allem Haß zugrunde. Sympathie werdet Ihr niemals finden, Ihr müßt Euch allein helfen. Wahrhaft gräßlich sah sich hier Eure „Aufklärung" an! Was habt Ihr das nötig? Das imponiert doch nicht! *Qui s'excuse, s'accuse.*

Cincinnati, 7. März 1915.

Als der Krieg ausbrach, war ich gerade zehn Jahre in Amerika. In all diesen Jahren habe ich nie das Wort „Deutschtum" gehört. Jetzt höre und lese ich es täglich viele Male. Im Anfang des Krieges war wenig Interesse. Diese und jene sorgte um Verwandte. Dann kamen die gemeinen Lügereien; so besannen sich Millionen, daß sie Deutsche sind! Und je ärger die Gemeinheiten der Regierung in Washington, desto mehr griff „das Deutschtum" um sich. Ausrichten können sie vorläufig nichts; aber jedenfalls sieht man mit Grauen, wie stark die deutsche Partei ist, unter der ja viel, viel mehr ausgediente Soldaten sind, als die Vereinigten Staaten an Militär haben oder auftreiben könnten. Früher wußte man hier nichts von Parteien der Englischen und

Digitized by Google

der Deutschen. Natürlich, wie der Charley [1]) sagt, vor den Novemberwahlen: *Dear fellow-citizen*, sonst *Dutchman*. Aber es war nicht schlimm gemeint und keine Feindschaft. Diese jetzige Stimmung zweier Parteien, die an Nationalhaß grenzt, ist die Schuld von Wilson und Bryan! Auch Mitglieder des Kongresses treten gegen die himmelschreienden Parteilichkeiten auf, wobei Kongreßmann Barthold sich am meisten hervortut. Abgesehen vom Kriege haben Wilson und Bryan das Land überhaupt in Elend, Not, Teuerung und inneren Unfrieden gestürzt. So ist noch kein Präsident der Vereinigten Staaten gehaßt worden! Hier gibt es keine Kriegspartei, aber viele fürchten, sie kommen in Krieg mit Deutschland. Ich halte das für ausgeschlossen. Diese hier sind nicht fähig, Krieg zu führen, sind überhaupt nicht offensiv. Und wenn Deutschland oder England sie ignoriert, so stecken sie es eben ein.

Auf Differenzen zwischen Vereinigten Staaten und England dürft Ihr nichts geben. Das ist bloß Komödie für das Publikum. Aber seit Wilsons Drohung an Deutschland, der er ja doch niemals einen Akt folgen lassen konnte, ist er sowohl wie Bryan vollständig verstummt. Die langen, salbungsvollen Ergüsse aus Washington fehlen vollständig in den Zeitungen. Diese Woche fragten auswärtige Diplomaten persönlich an, wie Mr. Wilson sich gegenüber Englands Antwort zu verhalten gedächte. Sie erhielten alle dieselbe Antwort: er hätte noch keine Zeit gehabt, *"to digest"* die Sache; er werde seinen Entschluß später bekanntgeben. Erfahrungsgemäß findet er dann diese Zeit niemals. Prominente Politiker halten es aber für unmöglich, daß Amerika so ganz leer ausgehen sollte in diesem Weltringen. Jedenfalls käme der erste Anstoß durch Japan.

Die vielseitigen Sammlungen für drüben haben jetzt besser Erfolg als im Anfang, wo bloß die ärmeren Menschen gaben. Spät besannen sich die Reichen, daß sie auch Deutsche sind! Die deutschesten großen Städte sind Cincinnati, St. Louis und Milwauky, die Stadt der reichen Bierbrauer. Auch in New York sind sehr viele Deutsche. Ich kenne es gar nicht. Man sagt hier: New York ist nicht Amerika, New York ist New York. Es soll dort eine gräßliche Angst vor einem Kriege mit Deutschland sein. Vor etwa zwei Wochen gab der Marineminister Daniels bekannt, er werde große Manöver im Hafen von New York abhalten lassen, um die Bewohner von New York zu beruhigen und ihnen zu zeigen, was sie könnten. Habe aber nie davon gehört. Auch Kanada hat komische Angst. Neulich erschienen abends zwei rote Laternen über Ontario, und man löschte alle Lichter aus, da man sie für deutsche Flieger hielt. Später klärte sich auf, daß Knaben auf der amerikanischen Seite Papierballons mit Lampions losließen, die der Wind nach Kanada trieb.

Wer der nächste Präsident sein wird, das weiß Gott allein! Keiner, der jemals gegen Deutschland war, würde jemals die nötige Stimmenmehrheit erhalten! Die Zahl der deutschen Wähler ist so groß, daß sie in zwei Jahren den Ausschlag geben werden.

Cincinnati, den 22. März 1915.

Während die Alliierten sich vergeblich die Zähne an den Forts der Dardanellen zerbrechen, liest man hier über dergleichen Kleinigkeiten hinweg und bildet in allen großen Städten bereits Komitees, um die nötigen Schritte

[1]) Der Barbier, stehende Figur im Kladderadatsch, der Sonntagsbeilage der Cincinnatier Freien Presse.

Digitized by Google

zum Großhandel mit Rußland vorzubereiten, „da die Einnahme der Dardanellen und die Öffnung des Schwarzen Meeres nur noch eine Frage von Stunden (!) ist." Na, wegen meiner! Ich bin sicher, hier hat unter tausend Menschen kaum einer eine Ahnung, was die Dardanellen eigentlich sind! Der Himmel hängt voller Geigen, mit Deutschland ist Rußland böse für immer, aber Amerika hat die glänzendsten Aussichten.

Von jenem Buche, das Roosevelt geschrieben haben soll, haben wir nie gehört. Wir werden im Kasten des Times Star anfragen. Roosevelt ließ früher Artikel im „Outlook" los, er war einmal Redakteur. Stimme hat er keine mehr. Man sagt jetzt kurzweg, er hat keinen Charakter, hat allen möglichen Unsinn gemacht, springt aus einer Partei in die andere, bloß um wieder in die Politik hineinzukommen, findet aber keine Beachtung mehr. Sein Buch über Afrika sank diesen Herbst plötzlich von 4 Dollar auf 89 Cent herab. So ist das hier! Afrika interessiert niemanden, nur der Verfasser. Ist er abgetan, in den Ofen damit.

Viele aufgeklärte Menschen wissen ja jetzt mehr Vernünftiges über den Krieg, aber die Menge will es nicht wissen. Täglich hört man die Worte: *"I don't read it, it's too hard on my nerves. Poor Belgium! Poor Servia! Is not this Emperor William awful?"*

Mit Entzücken lesen wir von den Taten Eurer U's. Die werden die Waffeneinfuhr wohl abschneiden.

Es ist ja manches gut in Amerika, aber wir vermissen das Alte, Solide; es ist alles so neu, so ohne Geschichte, ohne Erinnerungen, ohne Vergangenheit. Zudem die zusammengewürfelte Bevölkerung. Darum sehen auch alle Städte gleich aus; es gibt gar nichts Traditionelles, keine Originale. Wenn ich an Wien und Prag denke, wie feudal die wirken, habe ich Heimweh. Heimweh haben wir überhaupt, jetzt mehr denn je!

Cincinnati, den 17. Mai 1915.

Aus Deiner letzten Sendung lasen wir manches, was genau so gelogen ist, wie hier! Zwei Geschwader nach dem Stillen Ozean zum Schutze Chinas abgegangen! Gemeine Lüge! Keine Katze schert sich um China! Im Gegenteil, Wilson erklärt immer, er sei von Japans edlen Absichten überzeugt. Dann, daß Japan mit *U. St.* unterhandelt, die Philippinen zu kaufen. Daß sie sie früher oder später nehmen werden, das weiß jeder, ausgenommen der Präsident. Von kaufen war nie die Rede!

Ferner liest man in Euren Zeitungen, wie die Stimmung in Amerika deutsch ist! Das ist absolute Unwahrheit! Was früher dumm erhabenes Herabsehen war, das ist jetzt offenbarer Haß. Und seit der Lusitania von der Presse systematisch noch aufgestachelt. Denn ob da mal 100 Menschen ums Leben kommen, darum gibt man nicht viel im Publikum. An allem ist die Dummheit schuld. Die dummen Dutchmen würden ja niemals wagen, Amerika zu beleidigen, und das befreundete England, *the Queen of the Sea*, wird sie schon schützen! Das Publikum ist hier so dumm, gleichgültig, stumpf, arrogant, wie Ihr Euch niemals vorstellen könnt. Heute ist die Lusitania schon vergessen. Und Washington hat bloß großes Maul. Wissen ja selbst, daß sie nichts können. Der gemeinste Kerl im Lande ist Roosevelt, und der Sündenbock für alle der Kaiser. Leute, die nicht gern ein chicken schlachten könnten, sagen ungeniert: *"If we just could*

Digitized by Google

*kill that mad dog of Kaiser, I bet everything, the war would be over in 24 hours and business would be O K.*"

Eine Madame Grouitch, deren Mann irgendein Untersekretär bei der serbischen Gesandtschaft in Washington sein soll, bereist Amerika, um Stimmung für Serbien zu machen und Geld zu sammeln. Sie beehrte auch Cincinnati und sprach vor dem Frauenverein. Sie erzählte ihren willigen Zuhörerinnen, an dem großen Europäischen Kriege sei bloß der deutsche Militarismus schuld! Die jungen preußischen Leutnants hätten ihn angezettelt, um schneller avancieren zu können. Den Mord in Serajewo erwähnte die Dame mit keiner Silbe. Niemand bezweifelte ihre Angaben; denn — sie ist eine wirkliche Serbin, sie muß es wissen!

Cincinnati, 9. Juli 1915.

Sayville, ein deutsches Privateigentum, ist seit heute unter amerikanischer Kontrolle. So werden wir wohl nichts mehr hören. Ich glaube jetzt auch nicht mehr, daß es im Frieden gehen wird. Aber ich denke, wenn das Maß voll ist, wird Deutschland ein Ultimatum stellen!

Diese Woche sind zehn große Schiffe in New York am Laden mit Munition. Aber jedes deutsche Schiff wird durchsucht! Es ist bekannt und nie widerlegt, daß Rice, der englische Gesandte, intimster Berater Wilsons ist. Nachdem sie erst Hall wegen Meineid anklagten, erklärt England jetzt, daß alle seine Handelsschiffe bewaffnet sind. Und Präsident Wilson erklärt, er billige das vollständig!

Einmal hat er erklärt, Abbrechung diplomatischer Beziehungen bedeute noch keinen Krieg. Der ist imstande, erklärt Krieg und tut nichts. Denn womit eigentlich? Sie haben berechnet, daß eine Invasion Mexikos 500 000 Mann und für ein Jahr 600 Millionen Dollar kosten würde.

Als Bryan sich weigerte, jenen groben Brief zu unterschreiben, war der Marineminister auf seiner Seite. Er weiß ganz gut, daß sie nichts können. Tatsache ist, daß der Brief, der abging, ganz anders lautete. An edle Absichten glaubt ja niemand bei Bryan. Aber Gutes, wenigstens für einige Zeit, hat er bewirkt. Jedenfalls wird er und auch Wilson kandidieren. Die New York Times schrieb, falls Bryan sich unterstände, aus der Schule zu plaudern, würde man ihn wegen Hochverrat erschießen! Müssen schöne Dinge zu verheimlichen sein!

Cincinnati, den 3. Oktober 1915.

Wir lasen so oft, Deutschland habe nachgegeben, daß wir es nimmer glaubten. Nun scheint es ja leider doch wahr zu sein! Die Deutschen hier fühlen eine bedrückende Enttäuschung! Jetzt also kommt Herr von Papen an die Reihe. Na, da können sie ja wieder Noten schreiben und Drohbriefe. Wir wundern uns, daß das Deutsche Reich alle diesen — ja, wie soll man denn sagen? — also, alles aus Herrn Wilsons Feder, einer Antwort würdigt. Er bildet sich gewaltig viel ein auf seinen Stil! Unlängst sprach er zu einer Versammlung von Schulmännern und sagte ihnen, sie sollten sich bemühen, der Jugend einen schönen deutlichen Stil anzuerziehen. Der gewöhnliche Durchschnittsmensch kann Wilsons Episteln überhaupt nicht lesen.

Ohne Zweifel gibt es unter den Offizieren der Armee und Marine auch hier tüchtige Männer. Aber sie können sich gar nicht rühren. Sie hängen gänzlich

Digitized by Google

ab von Washington, und da sitzen Männer, die alle gar nichts verstehen. Herr Daniels, den Wilson zum Marineminister ernannte, weil er gesinnungstreuer Demokrat ist, war bis dahin Redakteur einer kleinen Zeitung in einer Landstadt von 19 000 Einwohnern. Als er annahm erklärte er, er verstände allerdings vom Seewesen nicht mehr als jeder andere Zeitungsredakteur, aber er habe den besten Willen. Sobald er im Sattel saß, trat er sehr entschieden auf. Die Marine, so sagte er, wäre total vernachlässigt und müsse gänzlich reorganisiert werden. Die Uniform sei abscheulich, namentlich die Hosen zu lang und viel zu weit. Er werde sofort Schritte zur Beseitigung all dieser Übelstände treffen. Sofort ging ein Ruf der Empörung durch das Land: Marine sei stets so gewesen, und die blauen Jungens hätten sich in diesen Hosen bewährt. Mitten in diesen Streit kam der Europäische Krieg, Unruhen an der mexikanischen Grenze, und man ließ also vorläufig Hosen Hosen sein. Diese verlästerten weiten Hosen taten sicher schon gute Dienste. Heute weiß jeder, daß in der großartigen Parade in New York, welche Präsident Wilson so imponierte, daß er in die Worte ausbrach: „Amerika kann stolz sein auf seine Marine!", kaum die Hälfte wirkliche Seeleute marschierten; die meisten waren Arbeitslose, für diese Gelegenheit gedungen und in Uniform gesteckt. Der Kongreß bewilligt auch kein Geld. Wenn ein Mann von Sachkenntnis dafür spräche, so würde man es verstehen. Aber so? Alle Unglücksfälle rühren daher. Inspektoren, die, wenn sie wirklich nachsehen, keine Ahnung von etwas haben! Daher der Verlust an Menschenleben in den U-Booten, die Katastrophe mit dem Dampfer Eastland. Man wußte, er sollte bloß 2500 Menschen aufnehmen. Aber die Inspektoren? „Gute, treue Demokraten." Von Schiffahrt keine Ahnung! 1000 Personen mehr aufgenommen und 800 Kinder, welche, als nicht zahlend, nicht gezählt wurden. Über diesem steht Minister Redfield, der eben, außer daß er guter Demokrat ist, absolut gar nichts versteht. Noch ist kein Gras auf den Gräbern gewachsen, so stehen wir vor neuem Unglück. In New York fallen Straßen hinunter in den Tunnel der Untergrundbahn. Viele Tote, Hunderte von Verwundeten. Gewiß, es soll untersucht werden. Aber wer ist schuld? Ingenieure, die nichts können und ihren Kontrakt nicht ausfüllen. Inspektoren, die hohes Gehalt beziehen, aber teils nichts dafür tun und, wenn sie ja mal hinschauen, nichts von der Sache verstehen. Keine Fachleute! Es wird immer mehr bekannt, daß sich in der Armee hier eine Stimmung für Deutschland ausbreitet. Ja, bei verschiedenen Gelegenheiten haben Offiziere sogar Toaste auf Kaiser Wilhelm, auf den Sieg der deutschen Waffen ausgebracht. Sie sind scharf gemaßregelt worden, denn das ist „gegen die Neutralität". Hierdurch erklärt sich auch die Bekanntmachung Kriegsminister Garrisons, die Armee bedürfe einer völligen Reorganisation. Er versteht vom Heere genau so viel wie Daniels vom Seewesen. Man wird sich erinnern, daß amerikanische Offiziere, denen gestattet war, die deutsche Armee als Zuschauer zu begleiten, abberufen wurden. Sie hatten nämlich zu sehr für Deutschland gefärbte Berichte heimgeschickt. Wenn Seeoffiziere hier melden, das Boot z. B., welches mit 22 Mann sank, sei nicht mehr fähig für den Dienst, so heißt es: „Es muß noch eine Weile gehen, wir haben jetzt kein Geld", oder „keine Zeit". Menschenleben ist hier billig.

In Europa bildet man sich vielleicht ein, diese Republik wähle den Mann, der am meisten geschätzt wird. Keine Ahnung! Es ist ein rein finanzielles Unternehmen. Solche Wahlkampagne, welche die Partei zahlt, kostet Unsummen. Diese sollen später wieder hereinkommen durch Geschäfte, welche das



Digitized by Google

neue Regiment begünstigt. Bryan nun ist von der Politik geradezu besessen. Einmal im Weißen Hause zu regieren, ist der Traum seines Lebens! Durch sechzehn Jahre arbeitete er unermüdlich, aber viermal siegten die Republikaner. Da trat er zurück und hoffte, diesmal einen andern vorzuschieben. Er durchstreifte das Land, hielt Reden und empfahl Wilson, den niemand kannte. Dafür versprach Wilson ihm den Posten als Staatssekretär. Bryan hoffte, sich in dieser Eigenschaft beliebt zu machen. Aber sie vertrugen sich nicht, Wilson in seinem abstoßenden Eigensinn ließ Bryan gar nicht aufkommen. Da beide stark auf den Präsidentenstuhl rechnen, mußten sie sowieso vor der Zeit brechen. Daß diese Pest über das Land kam, ist bloß Roosevelt schuld, der fünf Wochen vor der Wahl die republikanische Partei zersplitterte. Sonst war Tafts Wiederwahl sicher. Professor Taft ist fett und bequem, aber er ist doch ein Ehrenmann, auch gebildet und hat Erfahrungen. Er war vier Jahre Gouverneur der Philippinen und Minister unter McKinley. Auch ist er sowohl wie seine Frau sehr reich, was ihn vor kleinlichen Gemeinheiten schützt. Bryan rechnet bei der nächsten Wahl auf die Anhänger der Getränke-Prohibition. Kämen nun noch alle Deutschen dazu, so gäbe das einen feinen Anhang! Nur ist es ihm leider etwas spät eingefallen, welch' nette Leute die Deutschen sind. Erinnert zu sehr an die „lieben Juden" des Zaren.

Der Mangel an Farben ist nicht behoben; er wird immer dringender. Die Regierung sorgt sich, keine Farbe mehr zu haben, um Papiergeld, Postwertzeichen und dergleichen zu drucken. Bei äußerster Einschränkung soll der Vorrat hierfür noch fünf Monate langen. Von Zeit zu Zeit erscheint ein chemisches Licht auf der Bildfläche. Sein Bild und Lebenslauf und Ruhm geht durch alle Blätter. Dieser berühmte Mann kann alles, wir brauchen Deutschland nicht mehr! Wenn man aber näher forscht, so sagt er jedesmal dasselbe, er sei allerdings ein sehr erfahrener Chemiker; mit der Anfertigung von Farbstoffen aber habe er sich bis jetzt nicht abgegeben; indessen sei er überzeugt, man könne diese hier eben so gut, vielleicht besser machen wie drüben.

Cincinnati, den 5. Dezember 1915.

Hier ist man sehr zufrieden mit den Aussichten. Früher gab es keine deutsche Partei. Die ist nicht etwa durch den Krieg entstanden, sondern durch Wilsons gemeine Persönlichkeit. Der Kongreß tritt morgen zusammen. Die Demokraten haben bloß noch 26 Stimmen mehr als die Republikaner, zu denen alle Deutschen und Iren halten. Und bei der nächsten Präsidentenwahl sind die Deutschen und Iren so in der Überzahl, daß sie allein den Ausschlag geben werden.

Ich getraue mich kaum, von Politik anzufangen. Ihr werdet denken, ich übertreibe oder phantasiere. Also die Herren Papen und Boy-Ed sollen raus! Dem ersteren hat Wilson niemals die „blödsinnigen Yankees" verziehen. Von Captain Boy-Ed sagt die *New York World*, er wisse über die amerikanische Marine viel mehr als die amerikanischen hohen Marineoffiziere! Na, das wird wohl stimmen! Und solche Leute sind hier unbequem! — In San Franzisko, Chikago und New York sind offizielle englische Werbebureaus. Einmal führte man in San Franzisko die Komödie auf, zwei Engländer deshalb anzuklagen. Das Gesetz verlangt ausdrücklich Haft! Aber aus unbekannten Gründen verurteilte man sie bloß zu 200 Dollar Geldstrafe. Die Herren der Hamburg-Amerika sollen zwei Jahre Haft absitzen, weil sie deutsche Schiffe mit Bedarfsartikeln versorgten. Aber das ganze Land versorgt England mit Waffen

Digitized by Google

und Munition. 20 000 Dollar will Deutschland für jeden Amerikaner zahlen, der mit der Lusitania umkam? Wären sie fortgeblieben! Washington zahlt keinen Cent, wenn hier täglich Menschen durch Fahrlässigkeit getötet werden. Hier ist alles Schwindel. Die Regierung verbreitet, der beste Beweis für Prosperität sei die Knappheit der Eisenbahnwaggons. Sie wissen ganz gut, daß diese alle für Waffenfabriken zur Verfügung stehen, so daß anderes zurücksteht.

Hier gibt es keine Kriegspartei außer Wilson, Rice und Morgan. Der Kongreß wird niemals eine Kriegserklärung gegen Deutschland bewilligen. Und sollte der es allein wagen, na, da kann er was erleben mit 26 Millionen Deutschen im Lande! — Ich sprach dieser Tage mit einem alten Versicherungsherrn, der drüben Soldat war. Der grinste. „Die — Krieg mit Deutschland? Womit denn? Mit 'm Maul?" Das ganze Land ist unzufrieden mit dieser englischen Wirtschaft! Sie haben keinen Handel außer mit Munition. England nimmt sogar amerikanische Schiffe. Das ganze Land ist voll englischer Spione. Das Land verlangt Beobachtung der Monroedoktrin.

Wenn der Dollar noch so knapp ist, der Cent rollt leicht hin. Es werden sehr viele Zeitungen gekauft, wenig gelesen. Der erste Blick gilt dem Ballspiel. Dann kommmt das Wetter oder die Börse. Vom übrigen liest man die Überschriften und wirft die Zeitung fort. Die Überschriften sind auch befriedigend.

Cincinnati, den 13. Februar 1916.

Es freute uns, einmal von Euch zu hören. Wir sind ziemlich abgeschnitten von allen Beziehungen. Von Freunden, die im österreichischen Heere stehen, hörten wir seit Ausbruch des Krieges nie mehr. Wir lasen vielleicht zwanzigmal, die Lusitania-Sache wäre geregelt, Deutschland zahle 20 000 Dollar für jeden Toten eines neutralen Landes. Wir ärgerten uns und hielten die Sache für erledigt. Wir verstehen nicht, daß gemeldet wird, ihr waret unruhig wegen angeblicher Kriegsgefahr in Amerika! Hier dachte kein Mensch an Krieg. Daß sie nicht *prepared* sind, haben sie ja genug in alle Winde posaunt. Und niemand wünscht Krieg außer den Waffenfabrikanten. Der Kongreß steht vor dem riesigsten Defizit, das in *U. St.* je vorgekommen ist, und ist absolut für keine Tollheiten zu haben. Viele verlangen, der Kongreß soll in Tätigkeit bleiben bis nach dem Kriege. Auch aus den tollen Rüstungsplänen wird nicht viel werden; der Kongreß will nicht. Und Wilson springt aus einem Extrem ins andere.

Baron Burians Note wegen der Ancona hat hier bei allen Deutschen Entzücken erregt. Einfach eine großartige Sprache! Den Herren in Washington klebt ja allen der Stallmist an den Fersen! Keiner hat Erziehung, Studien! Einer war *cow-boy*, einer Knecht im *hiringstable* usw. Bildung hat keiner! Aber bald danach wurde hier eine zweite Ancona-Note von Baron Burian veröffentlicht, für die wir kein Verständnis hatten. Denn darin spricht er das Gegenteil und sagt, der Kapitän des U-Bootes sei bestraft. Uns tat das sehr leid. Und wenn Baron Burian das Freudengeheul der hiesigen Presse gehört hätte, würde er doch vielleicht anders geschrieben haben. Es waren hier einige relativ stille Wochen. Die mußten ausgefüllt werden mit Lügen. Kaiser Wilhelm wurde zu vielen Malen operiert und begraben. Dann machte sich die Bande über unsern alten Kaiser her. Kaiser Franz Joseph war krank, zusammengefallen, schon lange besinnungslos, das Ende stündlich zu erwarten. Dann kamen die Skoda-Werke. Explosion, Brand, Brandstiftung; jeden Tag las man, es sei viel schlimmer, als anfangs gemeldet, 300 Tote, 700 größtenteils schwer Ver-



Digitized by Google

wundete. Ich habe es nie geglaubt. Da wurde es sogar dem *Times Star* zu bunt, und er brachte kurz die Notiz, der Deutsche Kronprinz schiene wirklich *in much better health* zu sein, er wäre schon einen ganzen Monat nicht tot.

Präsident Wilson reist im Lande herum und hält Brandreden. Wenn der von Völkerrecht, von Tradition, von *History* redet, so sind das alles leere Worte; er könnte niemals einen Beweis dafür bringen. Ich habe so einen ganz privaten Zweifel an seiner Gelehrsamkeit. Ein Historiker, der bloß eine Sprache kennt! Ein Professortitel ist hier nichts; jeder, der etwas lehrt, kann sich Professor nennen. Schwätzer wie er ist, hat er vor Jahresfrist geäußert, sein größter Wunsch sei, von Oxford den Ehrendoktor zu bekommen. Wenn die Gelehrsamkeit zum wirklichen Doktor nicht langt, verdient hätte er ihn sicher von England. Also Wilson reist und predigt *preparedness*. Einmal sagt er: „Wir haben mit der ganzen Welt Frieden!" — ein anderes Mal: „Unser Feind ist stark und mächtig!" — Bryan reist, besucht dieselben Städte und predigt *unpreparedness*; d. h. ganz dieselben doch nicht. Bryan war in Cincinnati, Wilson nie. Vielleicht fürchtet er sich vor den bösen Deutschen hier. Meistens steht Cincinnati gar nicht auf seiner Route. Und wenn ja einmal, so „passen die Züge" im letzten Augenblick nicht.

Nichts hat in Amerika solches Aufsehen erregt seit Ausbruch des Krieges wie das Erscheinen der Appam in amerikanischem Hafen unter deutscher Führung! 400 Gefangene, bewacht von 22 Deutschen! Und niemand äußerte seine Bewunderung freier als die amerikanischen Marineoffiziere! Ohne jede Politik, ging ein Sturm von Bewunderung durch alle Blätter. Und noch jetzt; wer irgend es erreicht, sich das Schiff ansehen zu dürfen, der schwärmt von dem liebenswürdigen, bescheidenen *gentleman*, Leutnant Berg! Von der Sicherheit, Ordnung in allem! Man ist allgemein der Ansicht, die Deutschen hätten die Appam viel leichter in einen spanischen Hafen fahren können, wo sie eine freundlich-neutrale Aufnahme gefunden hätte. Daß das Deutsche Reich aber diesmal einen „Fall" schaffen wollte, um erstens festzustellen, welchen Vertrag Amerika anerkenne, den alten preußischen oder den Haager, und zweitens, um Amerika zu zeigen, daß dieses Land trotz England gegebenenfalls für deutsche Marine zu erreichen ist. Einfach wundervoll!

Präsident Wilson hat bei seinen Reisen für Wahlbettelei stets die Frau mit. Er wird sein Volk kennen und wissen, daß er dann stets einen vollen Saal hat — man muß sich doch die neue Frau ansehen. Und die Zeitungen dieser Republik melden dann ganz genau, nicht nur was Mrs. Wilson anhatte, sondern auch was sie aß, wieviel sie für ihr Mittagessen zahlte, wieviel Trinkgeld sie gab usw. Alle Präsidenten haben sich von jeher ausgezeichnet durch ein musterhaftes Familien- und Eheleben. So schämten sich seine Anhänger offenbar und brachten in die Presse, der Präsident hätte sich jedenfalls so bald nach dem Tode seiner ersten Frau zur zweiten Heirat „entschlossen", weil Mrs. Galt der ersten so sehr ähnlich sehe.

Sehr erfreut waren wir, daß Ihr endlich genug habt und diese Note wegen der bewaffneten Dampfer schicktet. Endlich, endlich! Und in Washington ist man plötzlich ganz zahm. Ganz freundlich gegen Deutschland gesinnt! Und es sind doch nur einige Tage her, daß Wilson die italienischen Dampfer mit vier Kanonen abfahren ließ mit dem Befehl: „Ich will es!" Ja, diese Note und die Ankunft der Appam haben Herrn Wilsons Kriegsfieber besänftigt. Und dadurch sitzt er in einer netten kleinen Zwickmühle: England läßt sich das nicht gefallen. Na, hoffentlich dreht Ihr nicht noch einmal um wie bei der Ancona!

Digitized by Google

# Die amerikanisch-deutschen Beziehungen während des Kriegs.

## Von Graf E. Reventlow in Berlin.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben bald nach dem Ausbruch des Krieges 1914 ihre Neutralität erklärt, es dauerte aber längere Zeit, bis die Erklärung an Deutschland gelangte, weil bekanntlich alle Verbindung abgeschnitten worden war. Das Deutsche Reich befand sich wie auf einer Insel, mit der es keine überseeischen Verbindungen gibt. Man war außerstande, irgendwelche Nachrichten ins Ausland gelangen zu lassen und erfuhr selbst entsprechend wenig. Erst mit der Zeit gelang es, gewisse Maßnahmen zu ergreifen und Organisationen zu schaffen, welche eine Besserung des Zustandes zur Folge hatten. Diese konnten aber natürlich nicht den Mangel einer Vorbereitung von langer Hand ersetzen, welche in zielbewußter Friedensarbeit aufgebaut gewesen wäre. Man hatte eben nicht geglaubt, daß Deutschland je in einen derartigen Krieg verwickelt werden könnte, noch auch, daß bei Eintreten dieses für unwahrscheinlich gehaltenen Falles sich gerade das neutrale Ausland so ganz unseren Feinden unter Englands Führung fügen würde. Besonders hinsichtlich der Vereinigten Staaten waren deutscherseits vielfach Hoffnungen darauf gesetzt worden, daß diese eine wirklich unparteiliche und feste Neutralität beobachten würden, nicht nur in bezug auf den Nachrichtendienst, sondern vor allem auch hinsichtlich der Führung des Seekrieges. Es kam alles ganz anders, und wir erinnern uns deutlich des Erstaunens, als im Herbst 1914 die amerikanischen funkentelegraphischen Stationen Befehl von der Regierung erhielten, keinen Nachrichtendienst von und nach Deutschland zu vermitteln, sondern sich auf den Verkehr mit unseren Feinden zu beschränken. Das hatte zwei Hauptgründe: einmal wollten die Engländer nicht, daß der Wahrheit entsprechende Berichte und Mitteilungen aus Deutschland in das überseeische, hauptsächlich in das amerikanische Ausland gelangten, dann wollte Großbritannien nicht, daß auf diesem Wege Nachrichten aus Deutschland nach deutschen Kolonien und an deutsche Seestreitkräfte, die außerhalb der Heimat fuhren, gelangen könnten. Die Tatsache schon, daß die Vereinigten Staaten diesem englischen Verlangen sofort nachgaben, bewies, daß sie ihre Neutralität anders auffaßten, als man in Deutschland sich das Wesen einer unparteilichen Neutralität vorstellen zu dürfen mit Recht glaubte. Im Laufe des Krieges sind dann diese Fragen unwichtiger geworden, zunächst empfand man das amerikanische Verfahren aber sehr nachteilig.

Die Frage der Seekriegführung wurde von der Regierung der Vereinigten Staaten schon unmittelbar nach Kriegsbeginn angeschnitten, und zwar durch eine Note vom 6. August 1914, welche der Staatssekretär Bryan durch die bezüglichen Botschaften nach London, Berlin, Wien, Petersburg und Paris richten ließ. Diese Note richtet die Anfrage an die Regierungen der kriegführenden, seefahrenden Mächte, ob sie willens sind, sich bereit zu erklären: „daß die Gesetze, wie sie durch die Londoner Erklärung von 1909 für Seekriegführung niedergelegt worden sind, für die Dauer der Seekriegführung während des gegenwärtigen europäischen Konfliktes anwendbar sein sollen, vorausgesetzt, daß die anderen Regierungen, mit welcher die Betreffende im Kriege ist oder sein wird, sich mit der Anwendung der Londoner Deklaration einverstanden erklärt". Die Note stellt ferner fest, die Regierung der Vereinigten Staaten glaube, daß die

Digitized by Google

Annahme dieser Gesetze durch die Kriegführenden schweren, sonst zu erwartenden Mißverständnissen in den Beziehungen zwischen neutralen und kriegführenden Mächten vorbeugen würden. Bryan fügt schließlich hinzu: man hege zu Washington die „ernste Hoffnung", daß diese Umfrage entgegenkommende Beachtung empfangen möge.

Zum Verständnis der Bedeutung dieser Note, welche bedauerlicherweise im Laufe der späteren öffentlichen Diskussionen in Deutschland vergessen zu sein scheint, müssen wir etwas weiter ausholen und auf die vielgenannte, aber wenig bekannte Londoner Erklärung von 1909 zurückgreifen: Die Londoner Erklärung war ein Ergebnis der Konferenz vom Winter 1908/09. Die Konferenz aber war auf englische Anregung einberufen worden, um ein Prisenrecht und eine Seekriegsgesetzgebung zum Schutze der neutralen Rechte und neutralen Schiffahrt im Kriege zu schaffen. Im Sommer 1907 war auf der Haager Konferenz die Idee eines internationalen Prisenhofes als oberste Appellierungsinstanz für den Seekrieg angeregt und angenommen worden. Für diese Gerichtsbarkeit sollte nun in London das zugehörige Recht geschaffen werden, um der Sache Körper und Boden zu geben. So entstand die Londoner Erklärung, ein Instrument, welches 71 Artikel umfaßt, dessen Inhalt im Zusammenhang dieser Arbeit nur angedeutet werden kann. Die Londoner Erklärung an sich bezweckt tatsächlich und erfüllt den ihr beigemessenen Zweck in hohem Grade: die Interessen der neutralen seefahrenden Mächte im Kriege zu sichern, zu schützen, vor allem aber auf eine international anerkannte Rechtsgrundlage zu stellen. In mehrmonatigen Beratungen wurde dann eine solche Grundlage geschaffen. In der Hauptsache wurden die folgenden Fragen geregelt: Hinsichtlich der Blockade in Kriegszeiten wurde beschlossen, daß nur die feindlichen oder vom Feinde besetzten Küsten blockiert werden dürfen, nicht neutrale Küsten. Eine Sperrung der Nordsee, wie England sie seit bald zwei Jahren übt, widerspricht mithin der Londoner Erklärung. Die blockierenden Streitkräfte dürfen auch den Zugang zu neutralen Häfen und Küsten nicht sperren. Über die Kriegskonterbande bestimmt die Londoner Erklärung drei verschiedene Kategorien: die absolute, die relative Konterbande und eine Anzahl von Gegenständen, die sogenannte Freiliste, welche nicht als Konterbande betrachtet werden dürfen. Absolute Konterbande unterliegt der Beschlagnahme, falls ihre feindliche Bestimmung erwiesen ist, auch wenn sie in neutralen Häfen gelandet werden soll, um von dort über Land in das feindliche Gebiet gebracht zu werden. Relative Konterbande darf nur beschlagnahmt werden, wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der feindlichen Streitmacht oder Verwaltungsstellen bestimmt ist. Auch dann darf die relative Konterbande aber nicht beschlagnahmt werden, wenn sie in einem neutralen Hafen ausgeladen werden soll. Die Güter und Gegenstände der Freiliste dürfen auch dann nicht beschlagnahmt werden, wenn sie direkt in feindliche Häfen gehen; — immer unter der Voraussetzung, daß keine Blockade besteht. Besteht eine reguläre Blockade, so fallen alle Konterbandeunterschiede fort und jedes die Blockade brechende Handelsschiff kann von der Blockademacht fortgenommen werden.

Das sind die Kapitel der Londoner Erklärung, welche sich in diesem Kriege als ganz besonders wichtig erwiesen haben und Deutschland, ebenso wie die Vereinigten Staaten, aufs stärkste in Mitleidenschaft seit Beginn des Krieges ziehen.

Digitized by Google

Die Londoner Erklärung wurde von den Delegierten der Mächte unterzeichnet, auch von denen Großbritanniens. Zu einer Ratifizierung ist es aber nicht gekommen, weil das großbritannische Oberhaus es verhinderte. Deshalb hatte die Erklärung trotz der Unterzeichnung durch die Delegierten keine staatsrechtliche und damit in der Folge auch keine internationale Gültigkeit. Andererseits enthält die Einleitung der Erklärung den Satz: „... die britische Regierung mehreren Mächten vorgeschlagen hat, zu einer Konferenz zusammenzutreten, um gemeinschaftlich festzustellen, welchen Inhalt die allgemein anerkannten Regeln des internationalen Rechtes ... haben." Die Einleitung schließt mit dem Satze: „Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechtes entsprechen."

Daraus ergibt sich, daß die Erklärung zwar nicht ratifiziert, also nicht bindend gültig, wohl aber, unterzeichnet von den Vertretern aller beteiligten Mächte, als den „allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechtes entsprechend" angesehen wurde. Und auf diese Tatsache wiederum konnten sich bei Beginn des Krieges die neutralen Mächte, besonders diejenige Macht, welche sich als deren berufene Führerin hätte ansehen sollen, stützen, als sie sich mit ihrer Anfrage an die kriegführenden Mächte wandte und die ernste Hoffnung aussprach, daß ihre Anfrage günstige Aufnahme fände.

Die deutsche Regierung antwortete darauf, sie sei bereit, sich auf den Boden der Londoner Erklärung zu stellen, falls deren Bestimmungen durch die anderen kriegführenden Mächte nicht mißachtet würden. Die großbritannische Regierung ihrerseits antwortete, sie sei von dem Wunsche beseelt, so weit wie möglich die Interessen der neutralen Länder zu berücksichtigen. Sie habe beschlossen, die Regeln der Londoner Erklärung sich im allgemeinen zu eigen zu machen, jedoch unter gewissen Änderungen und Zusätzen, welche sie für notwendig halte, „um die Operationen zur See wirksam führen zu können".

Während die deutsche Regierung sich also uneingeschränkt auf den Boden der Londoner Erklärung stellte unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch die Gegner sie achteten, antwortete Großbritannien, es wolle die Erklärung im allgemeinen beachten, hielte dagegen für notwendig, Änderungen und Zusätze einzuführen, und zwar nicht aus prinzipiellen Gründen, sondern um den Seekrieg gegen Deutschland wirksam führen zu können. Mit anderen Worten: bereits Ende August 1914 erklärte die britische Regierung, daß die Interessen der Neutralen hinter den Interessen der britischen Kriegführung unbedingt zurückstehen müßten.

Der amerikanische Sekretär des Auswärtigen, in Vertretung Lansing, antwortete unter dem 22. Oktober 1914 auf die obige englische Note und erklärte: Da Großbritannien sich nicht in der Lage sähe, die Londoner Deklaration zum praktischen Gebrauche anzunehmen, so fühlten sich die Vereinigten Staaten verpflichtet, ihre Anregung, man möge die Londoner Erklärung in diesem Kriege als Richtschnur betrachten, zurückzuziehen. Die amerikanische Regierung ziehe sich deshalb auf den Standpunkt zurück: daß die Rechte und Pflichten der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger im gegenwärtigen Kriege durch die bestehenden Regeln der internationalen Gesetze und der Verträge der Vereinigten Staaten, ohne Rücksicht auf die Lon-

Digitized by Google

doner Deklaration, umschrieben würden. Die Regierung der Vereinigten Staaten behalte sich das Recht vor, in jedem Falle zu protestieren oder zu fragen, wenn jene so umschriebenen Rechte und Pflichten in ihrer freien Ausübung verletzt oder behindert würden. — Eine entsprechende Mitteilung ging auch der deutschen Regierung zu mit der Motivierung, daß „einige Kriegführende nicht gewillt seien, die Londoner Erklärung in der Praxis dieses Krieges zur Richtschnur zu nehmen".

Vom rein rechtlichen Standpunkte läßt sich dagegen nichts sagen. Politisch aber muß es nicht nur als inkonsequent, sondern als überaus bedenklich und folgenschwer für den Verlauf des Seekrieges, ja des ganzen Krieges, bezeichnet werden, daß Lansing sofort auf die Londoner Antwort hin den Standpunkt Bryans fallen ließ. Hätte die amerikanische Regierung im Gegenteil sich nun gerade auf den Boden der Londoner Erklärung gestellt, so würde sie alle neutralen seefahrenden Mächte hinter sich gehabt haben, ferner Deutschland und seine Verbündeten. Bei einer nicht nur auf dem Papier, sondern tatsächlich festen und energischen Politik der Neutralität hätten die Vereinigten Staaten damals eine lückenlose Beachtung der Londoner Erklärung durchsetzen können. Die Tatsache, daß Lansing ohne weiteres den Standpunkt seines Vorgängers verließ, nur auf die Angaben der englischen Regierung, daß sie, um wirksamer Krieg zu führen, die Deklaration nicht annehmen könne, beweist, neben vielen anderen Gründen, daß zwischen den beiden angelsächsischen Regierungen bereits damals ein geheimes Einverständnis bestanden hat.

Die großbritannische Regierung ließ nunmehr eine „Änderung" der Londoner Erklärung nach der anderen folgen, insbesondere wurde im Gegensatz zur Erklärung die Liste der von der britischen Seekriegführung als Konterbande zu betrachtenden Güter immer mehr erweitert. Dagegen wandte sich am 10. Oktober 1914 eine Erklärung der deutschen Regierung, welche die Verletzungen aufzählte und daran die Bemerkung knüpfte: sie müsse sich nunmehr fragen, ob sie nach bisher strikter Beobachtung der Londoner Erklärung noch fernerhin an diesem Standpunkt festhalten könne, „wenn die feindlichen Mächte das von ihnen eingeschlagene Verfahren fortsetzen und die neutralen Mächte sich solche Neutralitätsverletzungen zuungunsten deutscher Interessen gefallen lassen". Die deutsche Regierung möchte deshalb erfahren, welche Stellung die neutralen Mächte zu diesen völkerrechtswidrigen Gewaltakten einzunehmen beabsichtigten.

Obgleich die britische Regierung im Dezember 1914 wiederum die Londoner Erklärung „abänderte", erfolgte von seiten der Vereinigten Staaten nichts Ernstliches außer einer langen und milden Note nach London, in welcher mehr Rücksichten auf den amerikanischen Handel verlangt wurden. Anfang 1915 erfolgten hintereinander zwei lange englische Antworten, welche den britischen Standpunkt wahrten, im übrigen möglichste Rücksicht versprachen, welche aber in Zukunft nicht genommen wurde. Wir können überhaupt von Anfang des Krieges bis zu Ende feststellen, daß die Vereinigten Staaten der großbritannischen Seekriegführung gegenüber niemals mit dem ernstlichen Willen vorgegangen sind, die großbritannische Regierung zu einer Änderung zu zwingen. Man hat stets lange Noten miteinander ausgetauscht, die amerikanische Regierung in der Gewißheit, daß die britische Seekriegführung sich nicht ändern werde, daß man durch die Note eben nur gewissermaßen das Gesicht der Vereinigten Staaten wahren müsse.

Digitized by Google

In London hat man nie daran gedacht, sich durch amerikanische Noten beeinflussen zu lassen. Die Politik der beiden Regierungen in Washington und London standen und stehen einander so nahe, daß ernstliche Mißverständnisse außerhalb jeder praktischen Wahrscheinlichkeit liegen. Die Vereinigten Staaten nicht weniger als Großbritannien haben das stärkste Interesse daran, daß Deutschland für die Zukunft als ausführende Industriemacht nach Möglichkeit ausgeschaltet werde, jedenfalls nicht wieder einen ernsthaften Nebenbuhler auf diesem Gebiete darstelle. Das, neben der tief verankerten angelsächsischen Solidarität, ist einer der Hauptgründe für die heute noch so vielen Deutschen kaum verständliche Haltung der Vereinigten Staaten. Demgegenüber waren und sind gelegentliche Schädigungen amerikanischer Schiffahrts- und Geschäftsinteressen, welche aus dem britischen Handelskriege gegen Deutschland erwachsen, Faktoren dritter Ordnung. Wohl aber brauchte die Regierung der Vereinigten Staaten in solchen Fällen von Zeit zu Zeit zur Wahrung ihrer Stellung vor dem eigenen Lande das Mittel eines nach viel aussehendem, aber in der Praxis nichts bedeutenden Notenwechsels mit England.

In Deutschland hatte man zu Anfang des Krieges vielfach die Hoffnung, und zwar eine starke Hoffnung, darauf gesetzt, daß die Vereinigten Staaten, trotz der bekannten Sympathien des Präsidenten für Großbritannien und trotz seiner persönlichen, politischen und finanziellen Beziehungen nach der britischen Seite hin durch die Unterbindung des Schiffsverkehrs mit Deutschland und der starken Einschränkung des Verkehrs nach den neutralen europäischen Häfen hin sich mit der Zeit unerträglich geschädigt fühlen würde. Besondere Hoffnungen setzte man auf die amerikanischen Baumwollinteressenten, denen ihr ganzer Absatz nach Deutschland und ein Teil ihres früheren Absatzes nach den neutralen europäischen Ländern verloren ging. Noch im Sommer 1915 war man vielfach in Deutschland überzeugt, die Vereinigten Staaten würden unter gewissen Voraussetzungen bei England den Absatz von Baumwolle nach Deutschland durchzusetzen beabsichtigen. Von allen diesen Erwartungen und Hoffnungen traf nicht nur nichts, sondern das Gegenteil ein. Großbritannien befolgte unter geschickter Anpassung an die Praxis seiner früheren Handelskriege das System: amerikanische Frachten, die man nicht nach Deutschland gelangen lassen wollte, die man aber auch unter verwegenster Auslegung des Konterbandebegriffes nicht beschlagnahmen konnte, zu hohen Preisen aufzukaufen. Auch mit der Baumwolle ist das vielfach geschehen, sei es direkt, sei es durch Schiebungen. In jedem Falle kam es darauf an, zu verhindern, daß die betreffenden amerikanischen Interessenten derart schwer geschädigt würden, daß daraus eine ernstliche Verstimmung in einflußreichen amerikanischen Schichten und Berufskreisen entstünde. Daß es gelungen ist, dieses Ziel zu erreichen, erklärt sich nicht zum wenigsten auch durch die engen und intimen Zusammenhänge der großbritannischen und der amerikanischen Finanzwelt, Zusammenhänge, welche durch das große gemeinsame Ziel, die deutsche Macht zu brechen, noch kräftiger wurden und noch einheitlicher zusammenarbeiten konnten. Deutscherseits sind diese im Grunde sehr einfachen Verhältnisse und Triebfedern meist verkannt worden. Das ist begreiflich schon deshalb, weil man vor dem Kriege seit reichlich anderthalb Jahrzehnten in der Annahme und Hoffnung gelebt hatte, es würden sich mehr und mehr deutsch-amerikanische Beziehungen bilden, welche ein wirksames Gegengewicht gegenüber englischer Machtwillkür nicht nur in Friedenszeiten, sondern auch im Kriege

Digitized by Google

darstellten. Wie gesagt, war hier wohl meist der Wunsch Vater des Gedankens. Deshalb stellte sich das amerikanische Wesen mit seinen politischen, wirtschaftlichen und nationalrassischen Tendenzen vielen, man kann wohl sagen, den meisten Deutschen anders dar, als es war und ist. Man verkannte das amerikanische Wesen und vor allem, man unterschätzte die tiefen Zusammenhänge zwischen den beiden angelsächsischen Mächten. Einen ganz ähnlichen Irrtum haben wir in Deutschland hinsichtlich der britischen selbstregierenden Kolonien begangen. Vor dem Kriege war es landläufiger Glaube in Deutschland: in einem großen Kriege würden sich bei nicht ganz schnellem und glattem Verlaufe für England die selbstregierenden Kolonien, wie Kanada, Südafrika, Australien usw. vom Mutterlande losreißen, und so fände dann das britische Weltreich als solches sein Ende. Die Erfahrung des Krieges hat das Gegenteil gezeigt. Der Grund der Verkennung war in beiden Fällen der gleiche: Verkennung des festen Zusammenhanges des Angelsachsentumes und seines Einflusses auf dem ganzen Erdball. Das ist der Haupteinfluß und die Grundkraft. Alle etwa möglichen Meinungsverschiedenheiten und Zankereien zwischen den angelsächsischen Gemeinwesen verschwinden, sobald es sich um einen gemeinsamen Gegner handelt, der machtpolitischer oder wirtschaftspolitischer Rivale ist.

Ohne diese, nur äußerlich eine Abschweifung bildenden Erwägungen ist das Verhalten der Vereinigten Staaten im großen Konflikte nicht verständlich. Ohne sie wäre auch das amerikanische Waffen- und Kriegsmaterialgeschäft mit unseren Feinden ausgeschlossen gewesen. Eine neutrale Zeitung, Nieuwe Rotterdamsche Courant, schrieb: „Die Armeen der Verbündeten, mit amerikanischem Fleische ernährt, mit amerikanischem Stacheldrahte verschanzt, beschießen die Deutschen mit amerikanischen Granaten, sagte kürzlich ein Amerikaner, und jedermann weiß, daß er damit noch lange nicht alles gesagt hat. Freilich nicht, — denn die Regierung der Vereinigten Staaten hat völkerrechtswidrig und sündhaft die Verlängerung dieses furchtbaren Mordens auf dem Gewissen und tausendfacher Fluch lastet auf ihr, die sich auf einen ungeschriebenen Fetzen Papier beruft, den sie selbst tagtäglich verletzt." — Die Continental Times schrieb: „Es ist allgemein bekannt, daß der Cunarddampfer Lusitania, als er am 8. Februar 1915 unter amerikanischer Flagge in Liverpool eintraf, in seinem Rumpfe zwei Unterseeboote barg, die in Amerika gebaut und in offenem Bruche des Verbotes des Präsidenten Wilson an die englische Regierung verkauft worden waren. Dieser grobe Völkerrechtsbruch geschah unter der neutralen Flagge der ersten neutralen Macht der Welt."

Dazu sei beiläufig bemerkt, daß das genannte Verbot des Präsidenten sich nicht auf Waffen, Munition, militärische Ausrüstungsgegenstände usw. bezog. Hier stellte sich im Gegenteil die amerikanische Regierung auf den Standpunkt: es sei gewissermaßen Deutschlands und seiner Verbündeten Pech, daß sie nicht über die Seeherrschaft verfügten, denn wenn sie das täten, so würden Deutschland und seine Verbündeten gleichermaßen Kriegsmaterial aller Art von den Vereinigten Staaten beziehen können. Der amerikanische Kriegsmaterialhandel mit den kriegführenden Mächten sei vollkommen berechtigt. Demgegenüber wurde auf deutscher Seite hervorgehoben, daß durch den Kriegsmaterialhandel die Gegner des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten einseitige starke Unterstützung fänden und insbesondere, daß der Krieg dadurch verlängert werde, weil die Mächte des Vierverbandes ohne die amerikanischen Zufuhren den Krieg schon

Digitized by Google

nach seiner ersten Periode nicht mehr weiter hätten führen können. Das kann man auch heute noch als unübertrieben richtig bezeichnen, und so stellt sich, sachlich betrachtet, der Kriegsmaterialhandel der Vereinigten Staaten mit unseren Feinden als eminent neutralitätswidrig dar, nämlich als die bewußte und gewollte Unterstützung des einen Gegners gegen den anderen durch beinahe alle Mittel und Werkzeuge, welche zum Kriegführen nötig sind. Ich darf hier wieder auf vorher Gesagtes zurückgreifen und wiederholen, daß ohne jene tiefbegründete angelsächsische Solidarität die Vereinigten Staaten niemals das Kriegsmaterialgeschäft betrieben haben würden. Vom Beginn des Krieges an aber sprachen sich viele namhafte Amerikaner in Zeitungsartikeln, in Reden und in Unterhaltungen ausnahmslos dahin aus: es ginge nicht, daß das Deutsche Reich mit seinen Verbündeten im großen Kampfe siegreich würde. Das müßte dem amerikanischen Interesse zuwiderlaufen, würde auch um der ganzen Menschheit willen ein Unglück sein. Leute, wie der bekannte Großfinanzmann Jakob Schiff, der vor dem Kriege oft nach Deutschland kam, aus Deutschland stammte, vom Deutschen Kaiser wiederholt empfangen worden war, erklärte in einer langen Auslassung: Sympathien für Deutschland habe er ja, aber über Großbritannien siegen dürfe Deutschland nicht. Alles das wurde leidenschaftslos dargelegt und erklärt. Man fand es in Amerika ein Unding, an einen Sieg Deutschlands überhaupt nur zu denken, und hoffte, wie glaubte, das Deutsche Reich würde nach kurzer Zeit auf die Knie gezwungen werden. Es wäre unschwer nachzuweisen, daß, je länger der Krieg dauerte, desto energischer und intensiver die Bemühungen der Vereinigten Staaten sich gestalteten: Großbritannien und seinen Verbündeten nützlich zu sein, die deutsche Stellung zu schwächen. Das Kriegsmaterialgeschäft alles in allem ist von großem Einflusse auf den Gang des Krieges geworden. Wenn Präsident Wilson in seiner Antwort vom Herbst 1914 auf den Protest des Deutschen Kaisers gegen die französisch-englisch-belgische Kriegführung mit Dum-Dum-Geschossen usw. erwiderte: er bäte Gott, daß der schreckliche Krieg schnell zu Ende gehen möge, so hätte er diesem Gebete überaus wesentlich Vorschub leisten können durch Verbot des Kriegsmaterialhandels; übrigens sind gerade damals große Massen von Dum-Dum-Geschossen aus Amerika nach Großbritannien und Frankreich verschifft worden. Das stellte die neutrale, vor allem auch die deutsch-amerikanische Presse wiederholt fest.

Für den inneren Zusammenhang der großbritannischen und amerikanischen Geschäfts- und Politikführung lieferte die Londoner Morning Post im Jahre 1915 den folgenden Beitrag: („Der Weltkrieg 1914/16 und der Zusammenbruch des Völkerrechts" von Dr. E. Müller-Meiningen, M. d. R., Berlin, Georg Reimer) „Großbritannien traf ein Übereinkommen mit der Amalgamated Copper Co., der größten Kupferproduzentin der Vereinigten Staaten, das darauf hinausgeht, die gesamte amerikanische Kupferproduktion unter englische Kontrolle zu bringen. Andere Kupfergesellschaften trafen ein gleiches Abkommen. Die Blockade Deutschlands wird effektiv sein, sobald es Deutschland nicht mehr möglich ist, Kupfer zu erhalten. England ist nunmehr Herr über die Kupferversorgung der Welt." Wenn diese Nachricht richtig wäre, so wäre die Mitteilung von einem vorliegenden Geheimvertrag zwischen England und den Vereinigten Staaten wohl bewiesen? Das war in der ersten Periode des Krieges. Seitdem haben sich die Anzeichen dafür gehäuft, daß ein englisch-amerikanisches Abkommen — auf die Form kommt ja nichts an — von Anfang

Digitized by Google

an bestanden hat. Von Deutschamerikanern wurde und wird behauptet, daß die Wurzeln dieses Abkommens auf die Wahl Wilsons zum Präsidenten zurückgingen, auch daß die englische Finanz Wilson für seine Wahl, für sich und damit für das britische Interesse ein für allemal verpflichtet habe.

Auf jene deutsche Denkschrift der deutschen Regierung vom 10. Oktober 1914, welche sich gegen die englischen Völkerrechtsübertretungen wendeten, die Neutralen fragten, wie sie sich dazu zu verhalten gedächten und eine Änderung des eigenen Verhaltens in Aussicht stellte, geschah, wie gesagt, amerikanischerseits nichts Wesentliches, nichts, was den Stand der Dinge geändert hätte, sondern es erfolgte nur jener Notenwechsel mit England, welcher sich mit Unterbrechungen bis heute hinzieht und sich von einem Scheinkriege durch nichts unterscheidet. Inzwischen hatte der deutsche Minen- und Unterseebootskrieg gegen Großbritannien immer mehr Erfolge gezeitigt. Die britische Kriegführung hatte mit diesen Größen nicht gerechnet und kein Mittel dagegen, dabei hielt sich die deutsche Kriegführung mit peinlicher Korrektheit an die völkerrechtlichen, auf der Haager Konferenz von 1907 vereinbarten Bestimmungen: daß Minensperren nur an den feindlichen Küsten, nicht auf hoher See gelegt werden dürften, daß alle gelegten Minen außerdem mit Einrichtungen versehen sein müssen, daß sie, wenn sie von ihrem Ankertau losgerissen, treiben, durch Inkrafttreten eines Mechanismus unschädlich werden. Die britische Regierung legte schon am 20. September 1914 Protest gegen den deutschen Minenkrieg ein bei den Neutralen und behauptete wahrheitswidrigerweise, daß der deutsche Minenkrieg im Widerspruche zu den erwähnten völkerrechtlichen Bestimmungen geführt würde. Dieses stellte eine deutsche Note an die Neutralen beweiskräftig in Abrede. Am 3. November 1914 folgte der bekannte und folgenschwere Erlaß der britischen Admiralität, welche unter Wiederholung der alten Unwahrheiten über die deutsche Kriegführung und unter dem in den Zusammenhängen unserer Betrachtung besonders interessanten Hinweis auf Gefährdung des atlantischen Schiffverkehrs zwischen Großbritannien und Amerika, die Nordsee als militärisches Gebiet (Kriegsgebiet) erklärte. „Die ganze Nordsee muß als Kriegsgebiet betrachtet werden. Im Bereiche dieses Gebietes werden sich die Handelsschiffahrt aller Art, Kaufleute aller Länder, Fischerfahrzeuge und andere Schiffe den schwersten Gefahren durch Minen aussetzen, welche zu legen notwendig gewesen ist, und durch Kriegsschiffe, welche Tag und Nacht wachsam auf alle verdächtigen Fahrzeuge fahnden. Alle Kauffahrteischiffe und Fischerfahrzeuge werden deshalb vor den Gefahren gewarnt, welche sie beim Eintritt in das Kriegsgebiet laufen, wenn sie sich nicht strikte an die Direktiven der Admiralität halten." Alle Schiffe, welche vom 14. November 1914 an eine Linie von den Hebriden bis Island passierten, täten das auf ihre eigene Gefahr. So schloß die Admiralität den Nordzugang der Nordsee, während ihr Südausgang nach dem Ärmelkanal in der Gegend von Dover auf der einen, von Vlissingen auf der anderen Seite durch ein fünftausend Quadratkilometer großes britisches Minenfeld, das sich mithin mitten über die freie See hinüberlegt, geschlossen wurde. Alle neutralen Handelsschiffe wurden gezwungen, bei Dover dicht unter die Küste zu laufen, sich nicht mehr auf hoher See, wie früher, untersuchen zu lassen, sondern in Häfen der englischen Ostküste. Auf diese unerhörte, allem Völkerrecht zuwiderlaufende Sperrung eines großen offenen Meeres, dessen Gewässer, abgesehen von den deutschen Küsten, auch die von vier neutralen Mächten bespülen, fanden die Vereinigten Staaten von

Digitized by Google

Amerika, abgesehen von allgemeinen Redewendungen, keinen Protest und nichts vom Willen, Großbritannien zu einem anderen Verhalten zu zwingen. Das aber hätten die Vereinigten Staaten, wie immer wiederholt werden muß, gekonnt.

Auf die britische Sperrung der Nordsee hin erließ die deutsche Regierung am 4. Februar 1915 ihre sogenannte Kriegsgebieterklärung. Durch sie wurden die Küstengewässer der großbritannischen Inseln und Irlands einschließlich der Gewässer des Ärmelkanals als Kriegsgebiet erklärt. Vom 18. Februar 1915 an werde jedes in diesem Gebiete angetroffene feindliche Kauffahrteischiff vernichtet werden, ohne daß immer möglich sein werde, Passagiere und Mannschaften zu retten. Auch neutrale Schiffe liefen Gefahr, so hieß es weiter, da die britische Regierung ihren Schiffen befohlen habe, neutrale Flaggen zu brauchen, um von deutschen Handelszerstörern und Unterseebooten für neutrale Schiffe gehalten zu werden.

Die deutsche Regierung begründete diese Erklärung mit der völkerrechtswidrigen Seekriegführung Großbritanniens. Sowohl die Londoner Erklärung als die Pariser Erklärung von 1856 seien dauernd verletzt worden, schließlich habe Großbritannien die ganze Nordsee zum Kriegsschauplatz erklärt und völkerrechtswidrigerweise mit der ganzen neutralen Schiffahrt unter britische Kontrolle gestellt. Die neutralen Mächte hätten sich das alles gefallen lassen. Die britische Kriegführung bezwecke aber „nicht nur die Kriegführung, sondern auch die Volkswirtschaft Deutschlands zu treffen und letzten Endes auf dem Wege der Aushungerung das ganze deutsche Volk der Vernichtung preiszugeben . . . Solche Lebensinteressen muß nunmehr auch Deutschland für sich anrufen. Es sieht sich daher zu seinem Bedauern zu militärischen Maßnahmen gegen England gezwungen, die das englische Verfahren vergelten sollen." Die Note warnt die Neutralen und gibt ihnen Wege, sich vor Schaden zu bewahren. Am 18. Februar 1915 sollte dieser neue Handelskrieg gegen Großbritannien beginnen, und zwar in der Hauptsache mittels der deutschen Unterseebootswaffe. Festzuhalten für die Beurteilung ist, daß es sich um eine deutsche Vergeltungsmaßnahme handelt, und die deutsche Regierung mit der Erklärung eines Kriegsgebietes zur See nur tat, was die britische Admiralität vorhergetan hatte. Außerdem begriff das von Deutschland erklärte Kriegsgebiet nicht die hohe See, sperrte diese auch nicht, sondern nur feindliche Küstengewässer, zu denen auch der Ärmelkanal zählte, den das britische Minenfeld sperrte.

Ungeachtet dieser Tatsachen und obgleich sie gegen die englische Kriegsgebieterklärung nichts Ernstliches eingewandt hatte, erschien nach der deutschen Erklärung vom 4. Februar die Regierung der Vereinigten Staaten bereits am 12. Februar mit einer Note auf dem Plane: die amerikanische Regierung erachte es als ihre Pflicht, die deutsche ganz offen und ernstlich auf die sehr ernsten Folgen aufmerksam zu machen, die das mit der Bekanntmachung offenbar beabsichtigte Vorgehen möglicherweise herbeiführen kann. „Die amerikanische Regierung schätzt diese möglichen Folgen mit solcher Besorgnis ein, daß sie es unter den obwaltenden Umständen als ihr Recht, ja auch als ihre Pflicht erachtet, die kaiserlich deutsche Regierung zu ersuchen, vor einem tatsächlichen Vorgehen die kritische Lage zu erwägen, die in den Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland entstehen könnte, falls die deutschen Seestreitkräfte in Befolgung der durch die Bekanntmachung des Admiralstabes angekündigten Maßnahmen

Digitized by Google

irgendein Kauffahrteischiff der Vereinigten Staaten zerstörten, oder den Tod eines amerikanischen Staatsangehörigen verursachten." Der englische Flaggenschwindel könne an diesem Standpunkte nichts ändern. Man sei deutscherseits verpflichtet, alle Handelsschiffe zu durchsuchen, wo keine effektive Blockade bestehe usw. Kurz, amerikanische Staatsbürger und ihre Schiffe dürften nicht anders als im Wege der Untersuchung durch deutsche Seestreitkräfte auch innerhalb des Kriegsgebietes belästigt werden. Die amerikanische Regierung habe bisher alle Regeln der Neutralität beobachtet und deshalb die Berechtigung, in dieser Weise aufzutreten. Wegen Mißbrauchs der amerikanischen Flagge werde die Regierung der Vereinigten Staaten zu London Vorstellungen machen. — Diese Vorstellungen erfolgten, beiläufig bemerkt, am 14. Februar. Die amerikanische Regierung sprach die Erwartung aus, daß die britische Regierung alles in ihrer Macht Liegende tue, um die Schiffe britischer Neutralität von dem fälschlichen Gebrauche der amerikanischen Flagge in der deutschen Kriegszone abzuhalten. Die britische Regierung rechtfertigte den Flaggenschwindel in einer Antwortnote, erklärte aber, „alles in der Macht Stehende" tun zu wollen. Dabei ist es dann geblieben, und der englische Flaggenschwindel hat ohne weitere Einsprüche der Vereinigten Staaten bis heute weiter geblüht.

Die deutsche Regierung beantwortete die amerikanische Note vom 12. Februar vier Tage später in einer Note. Sie legte dar, daß das deutsche Vorgehen sich nicht gegen die legitime Schiffahrt der Neutralen richte, sondern „lediglich eine durch Deutschlands Lebensinteressen erzwungene Gegenwehr gegen die völkerrechtswidrige Seekriegführung Englands darstellt, die sich bisher durch keinerlei Einspruch der Neutralen auf die vor Kriegsausbruch allgemein anerkannte Rechtsgrundlage hat zurückführen lassen". — Dies erläutert die deutsche Note noch einmal ausführlich und die dadurch geschaffene Absperrung Deutschlands von aller überseeischen Zufuhr. Sie sagt auch, daß man sich in Deutschland durch den amerikanischen Kriegsmaterialhandel schwer benachteiligt fühle. Besonders betont die Note, man wolle nur die feindlichen Handelsschiffe, nicht alle Handelsschiffe im Kriegsgebiete vernichten. Ferner: die Regierung sei bereit, mit Amerika zusammen Maßnahmen zu erwägen, welche die legitime Schiffahrt der Neutralen im Kriegsgebiete sicherstellten. Das würde aber sehr erschwert durch den Flaggenschwindel und durch den Konterbandehandel, insbesondere dem mit Kriegsmaterial. „Hinsichtlich des letzteren Punktes gibt sich die deutsche Regierung der Hoffnung hin, daß sich die amerikanische Regierung bei nochmaliger Erwägung zu einem, dem Geiste wahrhafter Neutralität entsprechenden Eingreifen veranlaßt sehen wird." Zum erstenmal erwähnt die Note hier auch die Bewaffnung der englischen Handelsschiffe, welche eine Untersuchung durch Unterseeboote zur Lebensgefahr für die letzteren machen würden. Dadurch und durch den Flaggenschwindel könne England den ganzen Unterseekrieg illusorisch machen. „Deutschland muß aber in dem Notstande, in den es rechtswidrig versetzt wird, seine Maßnahmen unter allen Umständen wirksam machen, um dadurch den Gegner zu einer, dem Völkerrechte entsprechenden Führung des Seekrieges zu zwingen und so die Freiheit des Meeres, für die es von jeher eingetreten ist und auch heute kämpft, wieder herzustellen." — Angesichts der amerikanischen Note an England wegen des Flaggenschwindels seien die deutschen Unterseebootsbefehlshaber angewiesen, Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Handelsschiffe zu unterlassen, soweit diese erkennbar seien. Die deutsche Regierung

Digitized by Google

empfiehlt den Vereinigten Staaten Begleitung ihrer Handelsschiffe durch Kriegsschiffe, würde es aber mit Dank anerkennen, wenn die amerikanische Regierung ihren Handelsschiffen empföhle, bis zur Regelung der Flaggenfrage, den englischen Seekriegsschauplatz zu vermeiden. Zum Schluß fordert die deutsche Regierung noch einmal die amerikanische auf, einen Weg zur Beachtung der Londoner Erklärung zu finden. Daraus würde die deutsche Regierung dann die entsprechenden Folgerungen für ihre Kriegführung ziehen.

Diese deutsche Note enthält also bereits Zugeständnisse, vor allem dasjenige, daß Gewalttätigkeiten gegen amerikanische Handelsschiffe, soweit diese als solche erkennbar seien, vermieden werden sollten. Diese Zusicherung war gemacht worden in der Erwartung, daß der amerikanische Einspruch zu London wegen des Flaggenschwindels Erfolg haben werde. Er hat keinen Erfolg gehabt, aber die Verfügung der deutschen Note ist, öffentlich jedenfalls, nicht zurückgenommen worden, mithin haben die deutschen Unterseeboote, sofern ein Handelsschiff nicht mit Bestimmtheit als englisches erkennbar war, trotzdem es die amerikanische Flagge führte, zu schonen den Befehl gehabt. Die amerikanische Handelsflotte zählt, jedenfalls die transatlantische, nur ein paar Schiffe. Um so mehr britische Handelsschiffe hißten die amerikanische Flagge und führten amerikanische Fracht nach Großbritannien. Natürlich hatten die Vereinigten Staaten das größte Interesse an sicherem Hinübergelangen dieser — amerikanischen — Fracht und ließen sich das deutsche Zugeständnis um so lieber gefallen. Überhaupt ist für die Beurteilung der gesamten Folgezeit und der Stellung der Vereinigten Staaten zum Unterseekriege festzuhalten, daß es der amerikanischen Regierung und den amerikanischen Interessenten ganz selbstverständlich mehr auf die Fracht als auf die Flagge ankommen mußte, weil die amerikanische Flagge im internationalen Handelsverkehr kein wesentlicher Koeffizient war noch ist.

Die Vereinigten Staaten erließen hierauf hin zwei gleichlautende Noten an Großbritannien und das Deutsche Reich mit Anregungen zu einer Vermittlung hinsichtlich der Kriegführung. Die Anregung betraf ein deutsch-britisches Übereinkommen hinsichtlich Einschränkung des Minenkrieges, zweitens, daß Unterseeboote keiner der beiden Regierungen zum Angriffe auf Handelsschiffe irgendeiner Nationalität Verwendung fänden außer zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung, drittens, daß beide ihre Handelsschiffe sich keiner neutralen Flaggen bedienen ließen. Großbritannien habe sich einverstanden zu erklären, daß Lebens- und Nahrungsmittel nicht auf die Liste der absoluten Konterbande gesetzt und daß solche Waren nicht gehindert würden, wenn sie zur Verteilung an die deutsche Zivilbevölkerung dienten. Deutschland habe für das letztere Garantien zu geben.

Die deutsche Regierung verzeichnet in einer Note vom 28. Februar 1915 den amerikanischen Vorschlag mit Genugtuung. Hinsichtlich der Legung von Minen will sie entgegenkommen, kann jedoch auf offensive Verwendung verankerter Minen nicht verzichten. Sie wäre bereit sich zu verpflichten, daß die Unterseeboote gegen Handelsschiffe nur nach den völkerrechtlichen Regeln verführen, unter Voraussetzung der Beseitigung des Flaggenschwindels und des Fehlens der Bewaffnung der Handelsschiffe, sowie tätlichen Widerstandes. Mit der Anregung hinsichtlich legitimer Lebensmittelzufuhr ist die deutsche Regierung im allgemeinen einverstanden, möchte ihnen aber auch Rohstoffe und Futtermittel hinzufügen.

Digitized by Google

Diese Note zeigt den Willen der deutschen Regierung, noch weiter entgegenzukommen und auch schon für die Erlangung eines Teiles der praktischen Ausführung der Londoner Erklärung hin den eben begonnenen Unterseehandelskrieg aufzugeben. Das in den Noten wiederholt erwähnte Verfahren „nach den völkerrechtlichen Regeln" durch die Unterseeboote bedeutet, daß sie, wie ein Hochseehandelskreuzer, die Handelsschiffe warnen, anhalten und durchsuchen, also gleich einem Überseeschiff verfahren. Das Unterseeboot setzt sich aber damit Lebensgefahr aus, und wenn es diese Regeln befolgen soll, so ist der Unterseekrieg zu Ende. Zur Beurteilung der damaligen Lage ist fernerhin in Betracht zu ziehen, daß während jenes Notenwechsels, der gleich nach der deutschen Kriegsgebietserklärung begann, der Unterseekrieg eingeschränkt wurde, und je mehr sich die Einwendungen der Neutralen häuften, desto mehr Vorsicht in der Handhabung den Kommandanten auferlegt wurde, was naturgemäß auf die Wirkung, beziehungsweise die Erfolge von erheblichstem Einflusse sein mußte. Die Vorschläge der Vereinigten Staaten wurden von der großbritannischen Seite unter heftigsten Anklagen gegen die deutsche Kriegführung schroff zurückgewiesen.

Am 15. März erließen dann die Dreiverbandsmächte unter Führung Großbritanniens eine Proklamation: daß alle Waren, welche in deutschem Besitz sind, nach Deutschland gehen, oder aus Deutschland kommen, beschlagnahmt werden, einerlei auf was für Schiffen. Es handelte sich also um Errichtung einer absoluten Handelssperre gegen Deutschland ohne Rücksicht auf irgendwelche Bestimmungen völkerrechtlicher Natur über Blockade, über den Schutz feindlicher Ware durch neutrale Flagge usw. Die Regierung der Vereinigten Staaten erklärte in einigen langen Noten ihr Mißfallen mit den neuen Absperrmaßnahmen Großbritanniens und seiner Verbündeten. Es blieb aber nicht nur bei den letzteren, sondern sie wurden in der Praxis fortschreitend verschärft, während auf der anderen Seite die deutsche Regierung mit größter Sorgsamkeit bestrebt war, durch den Unterseehandelskrieg selbst auf Kosten seines militärischen Nutzeffektes keinen weiteren Anstoß in Washington zu erregen. Nicht nur aber in Sachen des Unterseekrieges, sondern auch des Kreuzerkrieges nach alter Art ging die amerikanische Regierung, wie unter anderem der Notenwechsel wegen des amerikanischen Seglers „W. P. Frye" zeigt, mit Schroffheit vor, trotzdem von Anfang an das Recht klar auf der deutschen Seite sich befand. Gerade während jener ersten Hälfte des Jahres 1915 kamen eine ganze Anzahl von Faktoren zusammen, um die Ungleichheit des amerikanischen Verhältnisses einerseits Großbritannien, andererseits Deutschland gegenüber hervortreten zu lassen. In allen Fragen des Seekrieges betonte sich, daß die Vereinigten Staaten nie etwas Ernstliches gegen die englischen Sperrungen der See und andere Völkerrechtsverletzungen einzuwenden hatten, auch wenn sie allen amerikanischen Grundsätzen zuwiderliefen; dazu kam der immer ungeheuere Dimensionen annehmende amerikanische Kriegsmaterialhandel an die Feinde Deutschlands, und zwar in einer Periode des Landkrieges, wo die Russen wie die Franzosen und Engländer so schwer unter Munitionsmangel litten, daß das Ausbleiben der amerikanischen Lieferungen den Krieg tatsächlich beendet haben würde; weiter kamen dazu an Heftigkeit und Schärfe steigende Äußerungen amerikanischer Parteinahme für die Gegner Deutschlands in der Presse der Vereinigten Staaten und in Versammlungen. Die Deutschamerikaner wurden wegen

Digitized by Google

ihrer Stellungnahme gegen die Kriegsmateriallieferungen in den Vereinigten Staaten, zumal auch vom früheren Präsidenten Roosevelt, mit schweren Vorwürfen überhäuft, auch beschimpft. Auf der anderen Seite hatte sich das Deutsche Reich völkerrechtswidriger Kriegsführung in keinem Sinne je schuldig gemacht. Der Unterseehandelskrieg und die Grundsätze, nach denen er nach dem Erlaß vom 4. Februar 1915 geführt werden sollte, stand zu keiner völkerrechtlichen Bestimmung, ja auch zu keinem internationalen Brauche im Widerspruche, zumal da das Unterseeboot als neue Waffe in einer ganz neuen Anwendung nicht nach Bestimmungen und Gebräuchen beurteilt und gerichtet werden konnte, welche auf ganz andere Kampfmittel zur See und eine deren Natur entsprechende Anwendung zugeschnitten worden waren. Nun wurden außerdem aber, wie gesagt, die Grundsätze der deutschen Verfügung vom 4. Februar 1915 in keinem Augenblicke wirklich durchgeführt, sondern allein aus Rücksicht auf die Vereinigten Staaten durchbrochen und gemildert; Vorschläge über Vorschläge wurden deutscherseits in Washington gemacht, Bitten über Bitten ergingen von Berlin aus: dort den deutschen Standpunkt und die deutsche Lage solch einem Feinde wie Großbritannien gegenüber mit Unparteilichkeit würdigen und danach die Haltung der Vereinigten Staaten einrichten zu wollen. Alles blieb ohne Erfolg nicht nur, sondern die amerikanische Stimmung wie die amtliche Sprache Washingtons Deutschland gegenüber verschärfte sich weiter. Die eigentliche Ursache — das wird auch eine spätere Geschichtsschreibung feststellen — für diese sonst unbegreifliche Erscheinung lag und liegt lediglich — das muß wiederholt werden — in der amerikanischen Auffassung des amerikanischen Interessenstandpunktes: Solidarität des Angelsachsentums, Überzeugung, daß Besiegung Deutschlands und seine Verdrängung von der See im amerikanischen Interesse liege, daß die geschäftlichen Vorteile der Amerikaner bei ihrer derartigen Haltung sehr groß sein und nicht entbehrt werden dürften; daß eine erfolgreiche deutsche Handelskriegführung zur See für Großbritannien verhängnisvoll und für die Vereinigten Staaten höchst nachteilig sein müsse. — Man muß diese realen Beweggründe ganz sachlich feststellen und beurteilen, um die Haltung der Vereinigten Staaten bis dahin zu verstehen und andererseits zu begreifen, weshalb alle deutschen Bemühungen, eine Änderung herbeizuführen, keinen Erfolg hatten. Alles was seit dem Frühsommer 1915 bis zum heutigen Tage sich in dem Verhalten der Vereinigten Staaten gegen Deutschland weiter ereignet und entwickelt hat, baut sich auf den so skizzierten Grundlagen auf. Deswegen haben wir sie vorweg genommen, um nunmehr ohne Wiederholungen den Gang der folgenden Ereignisse erzählen zu können. — —

In diese Lage hinein fiel am 7. Mai 1915 die Vernichtung des großen britischen Dampfers und Hilfskreuzers „Lusitania", unter amerikanischer Flagge fahrend, durch ein deutsches Unterseeboot, nahe der irischen Südküste. Ein großer Teil der riesigen Ladungsräume des Dampfers war mit Kriegsmaterial, insbesondere mit Munition und Sprengstoffen angefüllt, welche in Liverpool hätten ausgeschifft werden sollen. Die Versenkung geschah am Tage, und es ist durch eidliche Vernehmung der Zeugen festgestellt worden, daß nach der ersten, durch den Torpedo verursachten Explosion eine zweite und dritte innerhalb des Schiffes erfolgte. Ihre Ursachen waren die Munitionsvorräte an Bord des Dampfers. „Lusitania" führte auch Passagiere, und von diesen kam eine erhebliche Zahl um, darunter auch Amerikaner. Der Untergang des Schiffes unter



Digitized by Google

solchen Umständen rief großes Aufsehen hervor und wurde von unseren Feinden, denen der Unterseehandelskrieg immer unangenehmer zu werden begann, nach Kräften ausgenutzt. An und für sich betrachtet, war die Torpedierung des Schiffes durch ein deutsches Unterseeboot kein Fall, der sich irgendwie von hundert oder tausend anderen unterschieden hätte. Der deutsche Unterseebootskommandant hatte genau nach dem Wortlaute und Sinn der Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar 1915 gehandelt. Daß die „Lusitania" sehr viel größer war, als alle anderen bisher vernichteten Schiffe, dürfte vernünftigerweise das Urteil nicht beeinflussen. Dazu kam, daß, wie gesagt, die „Lusitania" Kriegsmaterial führte, daß sie ein Hilfskreuzer und bewaffnet war, daß sie als englisches Schiff die amerikanische Flagge führte. Außerdem hatte schon erhebliche Zeit vorher der deutsche Botschafter zu Washington in der Presse der Vereinigten Staaten auf die Gefährdung der atlantischen Fahrt durch die deutsche Unterseekriegführung warnend hingewiesen. Einige Wochen vor der Abfahrt der „Lusitania" schon erhielten die Fahrgäste des Schiffes Depeschen und briefliche Mitteilungen mit der gleichen Warnung. In den Vereinigten Staaten nahm man diese beispiellose Rücksicht nicht wie sie gemeint war auf, sondern als deutsche Anmaßung und als Bluffmittel, um den transatlantischen Fracht- und Personenverkehr zu beeinträchtigen. Wie gesagt, es handelte sich damit um eine, zumal in diesem Kriege und nach der Art, wie Deutschland von seinen Feinden und auch von den Neutralen behandelt worden war, um ein tatsächlich beispielloses Maß von Rücksicht, eine Rücksicht, welche neben vielen, die wir schon andeuteten, anderen geeignet war, die Führung eines militärisch wirksamen Unterseebootkrieges unverhältnismäßig zu beeinträchtigen. Hätte der Lusitaniakapitän auf die Warnungen hin in der Nähe der großbritannischen Inseln mit entsprechender Vorsicht operiert, hätte er einen Umweg gemacht und wäre nachts anstatt am hellen Tage in die Irische See eingelaufen, so würde die „Lusitania" noch schwimmen. So aber vollzog sich mit drastischer Programmäßigkeit das Schicksal des Dampfers.

Ungeheurer Lärm war die Folge, die amerikanische Presse sprach von Abbruch der Beziehungen und vom Krieg mit Deutschland, Entrüstungsversammlungen wurden abgehalten und in Amerika wie in den Ländern unserer Feinde tat man alles, um Deutschland glauben zu machen, die Vereinigten Staaten könnten in irgendeiner Weise und nach irgendeiner Richtung hin zu fürchtende Gegner des Deutschen Reiches werden. Dieses ist, wie hier bemerkt werden muß, eine Frage, welche sowohl für die damalige Lage wie in bezug auf die heutige sich öffentlicher Erörterung entzieht.

Der „Lusitania"-Fall selbst traf in der deutschen Öffentlichkeit leider auf einen erheblichen Mangel an Fähigkeit, den Vorgang zu beurteilen. Infolgedessen unterzogen sich einundzwanzig hervorragende deutsche Rechtsgelehrte der verdienstvollen Aufgabe, den Fall vom juristischen Standpunkte zu beurteilen. Ich lasse einige dieser Urteile mit der Bemerkung folgen, daß unter den einundzwanzig juristischen Autoritäten kein einziger war, dessen Urteil in entgegengesetztem Sinne gelautet hätte:

Wirkl. Geh. Rat Dr. Wach: „... Bei der Beurteilung des ‚Lusitania'-Falles darf menschliches Rühren und Mitleid nicht zum Worte kommen. Wer sich durch sie leiten läßt, muß den Krieg verdammen und kennt keine Rechtmäßigkeit harter Kriegsmaßregel. Eine solche ist die Torpedierung der ‚Lusitania' und sie war gerecht, ja notwendig .... Dieser Angriff war durch Kriegsnot geboten, denn

Digitized by Google

die Ladung bedeutete die Gefahr der Vernichtung von Tausenden der Unseren. Die Natur des Unterseeboots und die Stärke des Gegners schloß die Ausbootung der Passagiere aus. Daher war die Vernichtung des Schiffes nicht nur berechtigt, sondern unabweisbar geboten.

Der neutrale Passagier und sein neutrales Gut deckt das feindliche Schiff nicht und berechtigt ihn, der sich in die Gefahr begibt, zu keinerlei Klage und Entschädigung. Die Lage ist die gleiche wie bei der Anwesenheit des Neutralen, oder des neutralen Gutes in feindlicher Festung oder auf dem Kampfplatz."

Wirkl. Geh. Rat Dr. Binding: „... Nun bilden die Unterseeboote eine vollständig neue Kriegswaffe. Eine analoge Verwendung wie die der bisherigen Kriegsschiffe ist bei ihnen undenkbar. Sie können sich nicht auf Prisenmachen verlegen: deshalb ist es auch unmöglich, es von ihnen zu fordern. Impossibilium nulla obligatio!

Für die Verwendung dieser ganz neuen Waffe im Seekrieg fehlen bisher völkerrechtliche Abmachungen. Es ist also auch undenkbar, in der Verwendung dieser Waffe eine Verletzung des Völkerrechts finden zu wollen. Recht muß erst da sein, ehe es verletzt werden kann!...

Was aber die ‚Lusitania' anlangt, so war es nicht nur unser bestes Recht, sondern unsere heilige Pflicht, sie zu torpedieren, wenn uns dies irgend gelingen konnte. Und keine Rücksicht auf irgend einen der leichtsinnig mitfahrenden Passagiere durfte uns hindern!"

Professor Dr. Fleischmann: „...Nimmt man hinzu, daß diese allgemeine Warnung vor der Benutzung englischer Schiffe im Kriegsgebiete noch ergänzt worden ist durch die besondere amtliche Warnung des deutschen Botschafters vor der Fahrt mit der ‚Lusitania' unter Hinweis auf ihre Fahrt durch die Kriegszone (von Einzelwarnungen zweifelhaften Ursprunges abgesehen) — so hat die deutsche Regierung alles Erdenkliche getan, um die Wirkung des Schlages, den sie zu führen berechtigt war, von denjenigen abzuwenden, die er — ohne Verletzung des Rechts — mittreffen konnte, die er aber nicht treffen sollte.

Discite moniti.

Die deutsche Regierung hat hiermit in dem Sinne der traditionellen Freundschaft zu den Vereinigten Staaten gehandelt. Sie hat nicht bloß das Recht angewendet."

Wirkl. Geh. Rat Professor Laband: „.... Zwar wird durch die Bedrohung mit einem Vergehen und der Warnung vor ihm die Begehung desselben nicht gerechtfertigt; bei der Warnung vor der Reise mit der ‚Lusitania' handelt es sich aber nicht um eine unerlaubte und völkerrechtswidrige Handlung, sondern um eine nach Kriegsrecht zulässige und der gegenwärtigen Kriegsführung mit Unterseebooten und Torpedos entsprechende. Die Engländer, Franzosen und andere Seestaaten bedienen sich ja dieser Waffe auch, und in der gleichen, ihrem Wesen entsprechenden Weise. Wenn trotz der Warnung Personen unter Verachtung derselben und mit Geringschätzung, ja vielleicht Verhöhnung der deutschen Seestreitkräfte oder im Vertrauen auf einen von England zu gewährenden Schutz die Reise auf der ‚Lusitania' unternommen haben, so haben sie mit Absicht und Bewußtsein sich den damit verbundenen Gefahren ausgesetzt und sie selbst tragen die Schuld, wenn auf sie der Satz Anwendung findet: Wer sich willkürlich in Gefahr begibt, kommt darin um..."

Professor Dr. Piloty: „... Die Bedeutung der Erklärung eines Meeresteiles als Kriegszone wird vielfach übersehen. Eine solche Erklärung, wie sie zuerst in diesem Krieg von England aus stattgefunden hat, betrifft selbstverständlich nicht nur den Feind des erklärenden Staates, sondern übt ihre Wirkung auf alle Neutralen. Sie ist die räumlich begrenzte Aufhebung der Neutralität und bedeutet somit, daß jeder neutrale Staat dadurch, daß er die Kriegszone betritt oder benützt, in diesem Teile auf alle Vorzüge der Neutralität verzichtet. Daß ein Teil des neutralen Auslandes diese unbequeme Wirkung der Kriegszonen von England williger hinnimmt als von Deutschland, ist nur durch psychologische und politische Gründe erklärlich, völkerrechtlich aber selbstverständlich völlig bedeutungslos. Zieht aber ein Staat aus solch unterschiedlicher Beurteilung die Folgerung, die Kriegszone des einen der kriegführenden Staaten zu achten, diejenige des andern aber nicht zu achten, so kann daraus, je nach Art der von ihm beliebten Maßnahmen, eine Verletzung der Neutralität sich ergeben."



Digitized by Google

Professor Dr. Triepel: „... Es geht nicht an, daß sich neutrale Staaten zu Richtern über die einzelnen, gegen den Feind angewandten Kriegsmittel aufwerfen, nur weil der Zufall es gefügt hat, daß einige ihrer Angehörigen davon mitbetroffen wurden. Wohin sollte es führen, wenn sich die Kriegsparteien etwa wegen der angekündigten Beschießung eines Platzes, worin sich ein paar Neutrale aufhalten, wegen der Zerstörung einer Fabrikanlage, an der neutrales Kapital beteiligt ist, wegen der Höhe einer Kontribution, die auch neutrale Steuerzahler trifft, jedesmal vor neutralem Forum rechtfertigen müßten! Kein Kriegführender läßt sich eine solche Zumutung gefallen ... Die britische Admiralität hat die englische Handelsflotte zu einer Kriegsmaschine gemacht, und wir sind im vollsten Rechte, wenn wir daraus die entsprechenden Folgerungen ziehen."

Die deutsche Regierung richtete wenige Tage nach dem Untergang der „Lusitania" eine Note an die Vereinigten Staaten mit dem Ausdrucke des Bedauerns über den Verlust amerikanischer Menschenleben, im übrigen unter Wahrung der Berechtigung des Vorgehens des deutschen Unterseebootes und unter Anführung der bekannten Gründe.

Vier Tage darauf antworteten die Vereinigten Staaten. Ihre Note begann mit dem Hinweis auf den „Ernst der Lage". Außer mit der „Lusitania" seien vorher mit zwei Dampfern amerikanische Staatsangehörige ertrunken, zwei amerikanische Schiffe seien vernichtet worden. Diese Fälle und endlich der der „Lusitania" habe die Regierung der Vereinigten Staaten mit wachsender Besorgnis, Beunruhigung und Bestürzung beobachtet. Sie könne noch nicht glauben, „daß diese, so völlig den Regeln, Gewohnheiten und dem Geiste der modernen Kriegführung widersprechenden Maßnahmen die Genehmigung oder Billigung der deutschen Regierung haben konnte". Letztere müsse die geheiligte Freiheit der Meere wieder herstellen. Die Regierung der Vereinigten Staaten könne demgegenüber den von der deutschen Regierung angegebenen Grund: Vergeltungsmaßregel gegen England — nicht gelten lassen. Amerika dürfe darunter nicht leiden. Unterseeboote könnten nicht gegen Handelsschiffe verwendet werden, „ohne unvermeidliche Verletzungen vieler geheiligter Grundsätze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit". Die amerikanischen Bürger hätten das Recht, zu fahren wohin und mit welchen Schiffen sie wollten. Die amerikanische Regierung vertraue, daß die deutsche Regierung sofort die nötigen Schritte tun werde, um die Wiederholung solcher Fälle zu verhindern. „Der Ausdruck des Bedauerns und das Angebot einer Genugtuung könne nicht genügen. Die kaiserlich deutsche Regierung wird nicht erwarten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten irgendein Wort ungesprochen, oder irgendeine Tat ungeschehen lassen wird, die notwendig sein sollte, um ihrer heiligen Pflicht zu genügen, die Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger zu wahren und ihre freie Ausübung und Genuß zu gewährleisten."

Die letzten Sätze enthalten klar die Drohung mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen und mit Krieg, falls die deutsche Regierung sich dem Standpunkt der amerikanischen nicht füge.

In der deutschen Antwort auf die amerikanische Note beschränkte sich die deutsche Regierung auf teils erklärende, teils entschuldigende Bemerkungen hinsichtlich der drei vor der „Lusitania" torpedierten Schiffe und legte dann noch einmal ihren Standpunkt über den Lusitaniafall dar unter wiederholtem Bedauern über die Verluste neutraler Menschenleben. Zum Schluß erinnert die Note die amerikanische Regierung an deren frühere Anregung, eine Vereinbarung über die Seekriegführung zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien herbeizuführen. Die deutsche Regierung habe damals guten Willen gezeigt, die britische nur Ablehnung

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten antworteten vierzehn Tage später in völlig ablehnendem Sinne, bestritten vor allem in jeder Beziehung die Rechtmäßigkeit der Vernichtung der „Lusitania", das Schiff sei nicht bewaffnet gewesen, sie habe keine ungesetzliche Ladung an Bord gehabt. Über hundert amerikanische Bürger seien zugrunde gegangen, die deutsche Regierung habe eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen. Die amerikanische Regierung sei nach wie vor bereit, auf eine Vereinbarung zwischen den Gegnern hinsichtlich der Kriegführung hinzuwirken, aber ganz abgesehen davon müsse die deutsche Regierung die Forderung der vorhergehenden Note erfüllen. Die Note schließt mit dem autoritativ mahnenden Satz: „Die Regierung der Vereinigten Staaten darf deshalb erwarten, daß die deutsche Regierung die notwendigen Maßnahmen ergreifen wird, um die Grundsätze hinsichtlich der Sicherung amerikanischer Leben und amerikanischer Schiffe zu verwirklichen und bittet um die Zusicherung, daß dies geschehen wird."

Am 8. Juli folgte eine Antwort der deutschen Regierung: Sie nimmt zunächst wieder den Gedanken auf, daß die Vereinigten Staaten Hand in Hand mit der deutschen Regierung die Freiheit der Meere verbürgen würden, „beim Eintritt des Friedens oder sogar schon früher". Dann wird noch einmal erörtert, wie Deutschland zum Unterseebootskriege gekommen sei, und erklärt, man sei bereit, das mögliche zu tun, um amerikanische Untertanen und Schiffe vor Tod und Schaden zu bewahren. „Die kaiserliche Regierung wiederholt daher die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe in der Ausübung der legitimen Schiffahrt nicht gehindert, das Leben amerikanischer Bürger auf neutralen Schiffen nicht gefährdet werden sollen. Um unvorherzusehende, bei der Seekriegführung der Gegner Deutschlands mögliche Gefährdungen amerikanischer Passagierdampfer auszuschließen, werden die deutschen Unterseeboote angewiesen werden, solche, durch besondere Abzeichen kenntlich gemachte und in angemessener Zeit vorher angesagte Passagierdampfer frei und sicher passieren zu lassen. Dabei gibt sich die kaiserliche Regierung allerdings der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung die Gewähr dafür übernimmt, daß diese Schiffe keine Konterbande an Bord haben. Die näheren Vereinbarungen für eine unbehelligte Fahrt dieser Schiffe würden von den beiderseitigen Marinebehörden zu treffen sein." Zur Schaffung solcher Reisegelegenheiten für Amerikaner erklärte sich die deutsche Regierung darüber hinaus sogar noch bereit, eine zu vereinbarende Zahl neutraler Dampfer unter amerikanischer Flagge in den Passagierdienst einzustellen. Auf Grund solcher vereinbarten Fahrgelegenheiten, so meinte die deutsche Note weiter, läge keine zwingende Notwendigkeit für amerikanische Bürger vor, jetzt in Kriegszeiten auf Schiffen unter feindlicher Flagge nach Europa zu reisen. „Insbesondere vermag die kaiserliche Regierung nicht zuzugeben, daß amerikanische Bürger ein feindliches Schiff durch die bloße Tatsache ihrer Anwesenheit an Bord zu schützen vermögen." Die Note ging noch weiter und erklärte, daß, wenn genug neutrale Passagierdampfer zur Erwerbung durch die amerikanische Regierung nicht verfügbar seien, so erkläre sich die deutsche Regierung damit einverstanden, daß für den transatlantischen Passagierverkehr amerikanischer Bürger vier Passagierdampfer feindlicher Flagge unter die amerikanische Flagge gebracht würden. Zum Schluß gibt die Note wiederum dem Wunsche Ausdruck, der Präsident der Vereinigten Staaten möge durch Anregungen und Vorschläge Großbritannien gegenüber eine Verständigung im Sinne der Freiheit der Meere bzw. der Londoner Deklaration erreichen.

Diese Note kommt nicht nur den amerikanischen Wünschen noch weiter entgegen,

Digitized by Google

sondern macht greifbare positive Vorschläge, um amerikanischen Bürgern sichere Fahrt zu garantieren. Die Regierung erklärt sich selbst bereit, die Erwerbung feindlicher Passagierdampfer durch die amerikanische Regierung zu gestatten. Diese Vorschläge und Zugeständnisse gingen, wie ohne weiteres ersichtlich ist, letzten Endes auf Kosten der militärischen Wirkung des Unterseekrieges. Sie waren, wie ohne weiteres ersichtlich ist, aufrichtig gemeint, ohne jeden Doppelsinn und ohne weiteres durchführbar. Sie hätten eine klare Lage geschaffen und allen amerikanischen Wünschen genügt, wenn diese wirklich so gemeint gewesen wären, wie sie vorgebracht wurden. In Wirklichkeit kam es den Amerikanern aber weniger auf die amerikanischen Menschenleben und auf die verschwindend wenigen amerikanischen Schiffe an, sondern auf den gewaltigen amerikanischen Frachtverkehr nach England hin und alles in allem auf Beseitigung des Unterseehandelskrieges. Jeder unbefangene Beurteiler sieht aus den deutschen Zugeständnissen und Vorschlägen, mit wie einem großen Maße von gutem Willen und mit welcher Ehrlichkeit man sich bemühte, den Wünschen der amerikanischen Regierung nachzukommen.

Die amerikanische Antwort, welche vierzehn Tage nachher eintraf, wies alles schroff von der Hand: „Die Regierung der Vereinigten Staaten bedauert, sagen zu müssen, daß sie die Note sehr unbefriedigend gefunden hat," daß sie es unterlassen habe, auf die grundsätzliche Seite der Streitfrage einzugehen .... „Die Regierung der Vereinigten Staaten ist bitter enttäuscht darüber, daß die deutsche Regierung sich von der Verpflichtung zur Beobachtung dieser Grundsätze — selbst wo neutrale Schiffe in Frage kommen — entbunden erachtet infolge der Politik und der Praxis, die nach ihrer Ansicht Großbritannien im gegenwärtigen Kriege gegenüber dem neutralen Handel befolgt." „Ungesetzliche und unmenschliche Handlungen", unter welchen die Neutralen leiden müßten, seien nicht gerechtfertigt. Die Vorschläge der deutschen Regierung seien nicht annehmbar. Zum Schluß erklärte die Note: „daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Wiederholung von Handlungen, die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe in Verletzung der neutralen Rechte begehen sollten, falls sie amerikanische Bürger betreffen, als vorsätzlich unfreundliche Akte betrachten müßte."

Von Note zu Note läßt sich verfolgen, wie die amerikanische Regierung auf das Ziel hinarbeitete, den Unterseehandelskrieg ganz auszuschalten. In jener Zeit wurde zuerst bekannt — und dieser Brauch wird bis in die Gegenwart fortgesetzt — daß englische Reeder und Kapitäne amerikanische Bürger für die Besatzung ihrer Kauffahrteischiffe engagieren, und, um solche Amerikaner zu bekommen, besonders hohe Löhne zahlen. Alle britischen Handelsschiffe ferner, auch wenn sie sonst nur zu Frachtzwecken bestimmt waren, bieten amerikanischen Staatsbürgern zu billigsten und angenehmsten Bedingungen die atlantische Überfahrt als Passagiere an. Die deutschamerikanische und irische Presse nannte dieses das System der „Schutzamerikaner" oder „Schutzengel". Die Stellungnahme der amerikanischen Regierung hinsichtlich Umkommens oder Schädigung amerikanischer Bürger auf See gab außer diesen sehr wertvollen Mitteln den englischen Kapitänen und Reedern und letzten Endes der großbritannischen Regierung die Möglichkeit, beim Untergange jedes Schiffes, ohne daß eine Wiederlegung möglich war, zu behaupten, dabei sei ein amerikanischer Bürger dieses oder jenes Namens umgekommen.

In der gleichen amerikanischen Note findet sich auch der folgende bemerkenswerte Passus: „Die Ereignisse der letzten zwei Monate haben klar gezeigt, daß es

Digitized by Google

möglich und ausführbar ist, die Operationen der Unterseeboote, wie sie die Tätigkeit der kaiserlich deutschen Marine innerhalb des sogenannten Kriegsgebietes kennzeichnen, in wesentlicher Übereinstimmung mit den anerkannten Gebräuchen einer geordneten Kriegsführung zu halten. Die ganze Welt hat mit Interesse und wachsender Genugtuung auf die Darlegung dieser Möglichkeit durch die deutschen Seebefehlshaber geblickt. Mithin ist es offenbar möglich, das ganze Verfahren bei Unterseebootsangriffen der Kritik, die es hervorgerufen hat, zu überheben und die Hauptursachen des Anstoßes zu beseitigen." Diese Sätze und andere Wendungen der vorhergehenden amerikanischen Noten — und auch nachfolgender, wie beiläufig bemerkt sei — zeigten, daß man in Washington der Ansicht war, die deutsche Regierung habe zwar den Unterseebootskommandanten stark einschränkende Weisungen gegeben, drücke aber nicht mit der genügenden Energie auf Befolgung. Der weitere Verlauf des Unterseebootskrieges im Sommer 1915 ließ erkennen, daß die deutsche Regierung ohne im Prinzip den Grad ihrer bisherigen Zugeständnisse zu verlassen, in der Praxis erheblich weiter ging, um neue Reibungen und Zwischenfälle mit den Vereinigten Staaten auszuschließen, sei es auch auf Kosten der militärischen Ergebnisse des Unterseekrieges.

Man hoffte wohl, auf diese Weise eine Art Mittelweg gehen zu können. Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Im Laufe des zweiten Augustdrittels 1915 schoß ein deutsches Unterseeboot den Fracht- und Passagierdampfer „Arabic" in den Grund und einige Amerikaner kamen dabei um. Der Unterseebootskommandant gab, wie nachher veröffentlicht wurde, an, der „Arabic" habe unter Abweichung von seinem Kurse einen Rammangriff auf das Boot machen wollen, und deshalb habe dieses als Akt der Selbstverteidigung gegen den Dampfer, ohne aufzutauchen, anzurufen, anzuhalten und zu untersuchen, den „Arabic" in den Grund gebohrt. Die Gegenseite bestritt diese Darstellung und behauptete, der „Arabic" sei ruhig seinen Kurs gefahren usw. Die Folge des Vorfalles war eine Verschärfung der bestehenden deutsch-amerikanischen Spannung und folgerichtig eine Erhöhung des amerikanischen Druckes. Über die inneren Vorgänge dieser Periode kann zur Stunde nicht gesprochen werden, und wir müssen uns auf die Verzeichnung des Ergebnisses beschränken, daß vom Hochsommer 1915 an der deutsche Unterseehandelskrieg in den Großbritannien umgebenden Gewässern und dem Kanale, abgesehen von Fischdampfern, kaum noch Ergebnisse hatte. Die Unterseeboote waren gehalten, wie Überwasserschiffe im Handelskriege vorzugehen, und deshalb konnte nur in ganz vereinzelten Fällen ein Erfolg für sie erwartet werden, während umgekehrt die für sie erwachsende Gefahr eine enorme war, denn, wie gesagt, waren seit kurz nach Beginn des Krieges alle britischen Handelsschiffe bewaffnet, außerdem angewiesen und durch hohe Geldpreise angespornt, durch ihre Artillerie, durch Gewehre, durch Handgranaten und durch Rammen gegen deutsche Unterseeboote angriffsweise vorzugehen.

Die Vereinigten Staaten aber begnügten sich hiermit nicht. Die Verhandlungen über den Fall der „Lusitania", der „Arabic" und noch anderer, durch deutsche Unterseeboote vernichteter britischer Handelsschiffe gingen fortwährend weiter. Welche Forderungen die Vereinigten Staaten gestellt haben und heute noch stellen, ist vollständig bis jetzt nicht bekannt geworden, ebensowenig der Verlauf der einzelnen Verhandlungen. Man weiß nur, daß die Vereinigten Staaten wegen „Lusitania" und „Arabic" Erklärungen von der deutschen Regierung verlangten, daß die Vernichtung eine ungesetzliche Handlung gewesen sei; daß die Unterseebootskommandanten bestraft, ihre Bestrafung den Vereinigten Staaten an-

Digitized by Google

gezeigt werde; daß die den Kommandanten gegebenen Vorschriften zu Washington vorzulegen seien; daß für die getöteten Amerikaner Schadenersatz zu leisten sei und anderes mehr. Außerdem drehte sich die Frage um die Garantien, welche Deutschland und seine Verbündeten den Vereinigten Staaten zu geben hätten, daß solche Dinge nicht wieder vorkämen.

Neben diesen Fragen ging in den Vereinigten Staaten eine rührige, von Großbritannien geschickt geförderte antideutsche Agitation. Im Dezember 1915 wurden der deutsche Militärattachee und Marineattachee zu Washington auf Veranlassung der amerikanischen Regierung abberufen und nach Deutschland geschickt. Die amtliche Motivierung dieses einzig dastehenden Aktes ist nicht veröffentlicht worden. Die englische und amerikanische Presse aber wußte viel von Umtrieben der beiden Attachees in den Vereinigten Staaten zu erzählen. Dieselben haben sich ohne Zweifel nicht anders betätigt als die Attachees anderer Mächte zu Washington, genug, sie wurden nach Hause geschickt und ein Ersatz für sie ist anscheinend nicht gewünscht worden, denn bis zur Stunde ist für die beiden Offiziere kein Ersatz geleistet worden. Um dieselbe Zeit richtete die Regierung zu Washington nach der Vernichtung des italienischen Dampfers „Ancona" durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot eine Note, deren Inhalt und Sprache durch den folgenden ihr entnommenen Satz bezeichnet wird: „Die Regierung der Vereinigten Staaten erwartet, daß die österreichisch-ungarische Regierung die Schwere des Falles einsehen, und allen Wünschen prompt nachkommen wird." Die österreichisch-ungarische Regierung verhielt sich zunächst der amerikanischen Note gegenüber völlig ablehnend, nahm aber nach einer zweiten Note Lansings den amerikanischen Standpunkt an und erfüllte die Forderungen. In Washington gingen die Verhandlungen mit dem deutschen Botschafter, beziehungsweise mit dessen Regierung weiter, teils sich um die Fälle „Lusitania" und „Arabic" drehend, teils um Aufstellung von Regeln für den Unterseehandelskrieg, wie die Vereinigten Staaten wünschten, daß Deutschland sie annähme.

In die Verhandlungen hinein kam eine Erklärung der deutschen Regierung über die Behandlung bewaffneter feindlicher Kauffahrteischiffe; von der bekannten Tatsache ausgehend, daß so gut wie alle feindlichen Handelsschiffe bewaffnet waren, daß diese Kauffahrteischiffe — wie die auf solchen vorgefundenen Dokumente bewiesen — die Weisung von der britischen Admiralität haben, jedes in Schußweite kommende Unterseeboot so oder so zu vernichten, also angriffsweise vorzugehen, — führte die deutsche Denkschrift aus (8. Februar 1916), daß man in Zukunft bewaffnete Kauffahrteischiffe als feindliche Streitkräfte ansehen werde. Das hätte bedeutet, daß jedes deutsche Unterseeboot oder anderes Fahrzeug berechtigt und verpflichtet war, jedes bewaffnete Handelsschiff ohne weiteres anzugreifen. Die Vereinigten Staaten schlossen sich diesem deutschen Standpunkte nicht an. In wochenlangen Verhandlungen und Gesprächen hob sich auch in der Öffentlichkeit die amerikanische Meinung dahin heraus, daß die englischen Instruktionen an bewaffneten Kauffahrteischiffen nicht auf einen unberechtigten Angriff gegen Unterseeboote hinausliefen, sondern auf vorbeugende und berechtigte Verteidigung. Wir können auf die Einzelheiten der verschiedenen Punkte und ihre Diskussion in Amerika, Deutschland und Großbritannien nicht eingehen. Alles in allem vertrat die Regierung der Vereinigten Staaten den großbritannischen Standpunkt und drang darauf, daß angesichts von Handelsschiffen deutsche Unterseeboote sich angeblich zur Feststellung der Bewaffnung oder Nichtbewaffnung sich dermaßen zu exponieren hätten, daß sie Selbstmord

Digitized by Google

begingen. Auch von dieser Seite wollte man mithin den Unterseehandelskrieg um die Möglichkeit einer militärischen Wirkung bringen. Auf das Drängen der amerikanischen Regierung, den Unterseehandelskrieg auch grundsätzlich abzuschwören, ging die deutsche Regierung nicht ein. Den Vereinigten Staaten kam es naturgemäß auch in erster Linie darauf an, die praktische Anwendung des Unterseebootes als Mittel des Handelskrieges für diesen Krieg auszuschalten.

Gleichwohl folgte eine Reihe von Wochen mit so erheblichen Handelsschiffverlusten für Großbritannien, daß man zu London wie zu Washington die größten Gefahren für das Inselreich voraussah, wenn der Unterseehandelskrieg in dieser Weise fortgeführt oder gar verschärft würde. Nachdem einige Dampfer, auf denen sich Amerikaner befunden hatten und von denen behauptet wurde, daß sie keine Bewaffnung an Bord gehabt hätten, vernichtet worden waren, entschloß man sich zu Washington zu einem entscheidenden Schritte. Auch über die nun folgenden, erst kurze Zeit zurückliegenden Verhandlungen und Ereignisse kann man zur Stunde noch nicht ausführlich sprechen, sie sind ja auch noch in Aller Erinnerung. Das Ergebnis ist bekannt: auf eine amerikanische Note hin, welche den Abbruch der Beziehungen in Aussicht stellte, entschied sich die deutsche Regierung für Aufrechterhaltung der Beziehungen und für Aufgeben des Unterseehandelskrieges, soweit die Vereinigten Staaten sich mit der Art seiner Führung nicht einverstanden erklärt hatten. — —

Diese Skizze der Entwicklungen der amerikanisch-deutschen Beziehungen in der Zeit vom August 1914 bis zum Mai 1916 ist roh und unvollständig. Immerhin dürfte sie einen gewissen Anhalt für den Beurteiler ergeben, zumal hinsichtlich der Frage, welche Haltung in Zukunft von den Vereinigten Staaten zu erwarten sei. Ihre Politik ist von Anfang an konsequent gewesen und hat verstanden, unter Vermeidung rein formaler Neutralitätsbrüche, unsere Gegner auf das allerwirksamste zu vertreten, zu stützen und zu fördern, sie auf zwei Gebieten vor vernichtender Katastrophe zu bewahren: 1. durch die bis heute ungeschwächt fortgesetzten Kriegsmateriallieferungen, 2. durch die Erlösung Großbritanniens von der Lebensgefahr des Unterseehandelskrieges.

Präsident Wilson und die Presse seines Landes erklären seitdem in häufiger Wiederholung, daß den Vereinigten Staaten die Rolle des Friedensvermittlers von Natur und nach Verdienst zufalle. Vom deutschen Standpunkte wird man sich diesem Wunsche nicht anschließen können und ebensowenig vermag ich zu glauben, daß nunmehr die Vereinigten Staaten ernstlich gegen Großbritannien vorgehen werden, um die britische Regierung zur praktischen Beachtung der Londoner Erklärung von 1909 zu zwingen. Das wäre höchstens denkbar für den Fall, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bereits in der Lage wäre, das Ende des Krieges abzusehen, so daß eine diplomatische Aktion dieser Art nur noch formale Bedeutung hätte. Sollte aber sonst ein Notenwechsel über die Londoner Erklärung Platz greifen, so ist anzunehmen, daß dieser Notenwechsel sich, vielleicht bisweilen gesucht scharf in der Form, doch der Sache nach harmlos bis zum Ende des Krieges hinziehen werde, wie lange dieser auch dauern mag. Ich bin weit entfernt davon, die amerikanische Politik vom persönlichen Standpunkte zu betrachen, ihr dies oder das „vorzuwerfen". Washington treibt diejenige Politik, die es seinem Interesse der Gegenwart und der Zukunft für angemessen hält. Dazu gehört Niederhaltung und Schwächung Deutschlands für die Zukunft und tatkräftiges Pflegen der angelsächsischen Solidarität. Sie bildet während dieses Krieges das Leitmotiv.

Digitized by Google

# Der Kongreß.

## Von Josef Hofmiller.

Napoleons russische Armee war vernichtet, der Vertrag von Tauroggen zwischen York und Diebitsch geschlossen, das Königreich Sachsen von den verbündeten Russen und Preußen besetzt worden, Österreich der Allianz im Sommer beigetreten, Napoleon bei Leipzig niedergeworfen, in Frankreich erledigt, nach Elba verbannt, seine Besieger aufeinander eifersüchtig, gegeneinander mißtrauisch, jeder auf Gebietsvermehrung bedacht: Rußland wollte Polen, Preußen wollte Sachsen, Österreich Besitz und Einfluß in Italien, das geschlagene Frankreich Herstellung seines Gebiets, England Mitbestimmung auf dem Kontinent, Große und Kleine alles behalten, nichts abtreten, möglichst hinzugewinnen. Der europäischen Karte, die durch Napoleon gewalttätig vereinfacht worden war, sollte ihre scharmante Buntheit wiedergegeben werden. Das brauchte Zeit, das brauchte Überlegung, das ließ sich nicht übers Knie abbiegen, man mußte zusammenkommen, um gegeneinander intrigieren zu können.

Das war der Anlaß.

Wien umfaßte, was jetzt erster Bezirk heißt: nicht mehr. Viereinhalb Kilometer lang, fünfhundert Meter breit, lief die vom böhmischen Ottokar begonnene Befestigung herum, unversehrt bis auf das winzige Stück, das Napoleon beim Burgtor hatte sprengen lassen. In unversehrter Zwecklosigkeit standen die zwölf Basteien: Kärntner-, Augustiner- und Burgbastei im Süden; Löwel-, Mölker- und Elendbastei im Westen; Neutor-, Gonzaga- und Biberbastei im Norden; Dominikaner-, Braun- und Wasserkunstbastei im Osten. Innerhalb der Basteien waren hunderttausend Menschen in vier Viertel zusammengepfercht: Schotten-, Wimmer-, Stuben- und Kärntnerviertel, deren 1312 Häuser, wie Venedig heute noch, fortlaufend numeriert und nicht kanalisiert waren. Unversehrt störten neun Tore den Verkehr, bärbeißig faulenzte an jedem die gemütliche Wache. Was außerhalb der Befestigung lag, die jetzigen inneren Bezirke, waren die Vorstädte: zweihunderttausend Menschen in 4724 Häusern, fragwürdig beschirmt durch den zwanzig Kilometer langen Linienwall, der, 1704 gegen die unter Rakoczy herandringenden ungarischen Kurutzen hastig aufgeworfen, seitdem mehrfach verstärkt, erst 1893 fallen durfte. Was sich außerhalb des Linienwalles erstreckte, die jetzigen äußeren Bezirke, das war Land, Dorf, Sommerfrische, Ausflugsgebiet mit Backhändl und Heurigem, Geige, Harfe und Klarinette. Was von auswärts kam, mußte an der Linie halten und den Paß vorweisen: an der Matzleinsdorfer Linie im Süden, an der St. Marxer Linie im Osten, an der Taborlinie im Norden und an der Mariahilfer Linie im Westen.

Das war der Schauplatz.

Für eine Veranstaltung, bei der man ungestört sein wollte, war in ganz Europa kein passenderes Lokal aufzutreiben: „Wenig oder gar nicht von fremden Ideen angesteckt, wälzt sich die Nation in ihrem alten politischen Systeme fort, das geheim ist, ohne das Gehässige der venezianischen Angeberei zu haben, das aber nichtsdestoweniger zu denselben Resultaten führt: das Wohlbefinden des Einzelnen in der Ruhe des Ganzen" (Lagarde). Man gab dem Fremden deutliche Winke: er darf sich amüsieren, man is ja jung, du liebe Zeit! er darf sich sogar ein bißl fesch amüsieren,

Digitized by Google

man is ja nicht prüd hier in Wien, Gottbewoa! Jedoch es gibt einen gewissen Punkt, und der gewisse Punkt heißt Politik, und in dem Punkt verstehen wir keinen Spaß, bitte! Dann sind dem Herrn seine Papiere nicht in Ordnung, bitte sehr, sie sind nicht in Ordnung, seine Geschäfte in Wien sind beendet, da is nix zu machen, der Herr werden morgen fruh abreisen.

Der Doktor Koreff macht ein Gedicht, in dem er die Wiener Zustände lobt; es gefällt allgemein, findet Beifall in den höchsten Kreisen. Er möchte es gerne drucken lassen — junge Autoren sind manchmal so. Junger Mann, unsere Zustände haben nicht auf Ihnen gewartet! Wir brauchen keinen Enthusiasmus pro, und brauchen keinen Enthusiasmus contra. Wir brauchen überhaupts keinen Enthusiasmus. Unsere Zustände sind eh ideal: „das Wohlbefinden des Einzelnen in der Ruhe des Ganzen", wie der Herr von Lagarde sagt, oder „die Ruhe des Einzelnen im Wohlbefinden des Ganzen", wenn Ihnen das besser gefällt. Quieta non movere. Die Kirch beim Dorf lassen. Das Dorf bei der Kirch lassen.

Das war die Luft.

Zwei Kaiser: Franz I. von Österreich und Alexander I. von Rußland. Fünf Könige: Friedrich Wilhelm von Preußen, Max I. von Bayern, Friedrich II. von Württemberg, Friedrich VI. von Dänemark, und incognito Friedrich August I. von Sachsen. Der Großherzog von Baden, die Herzoge von Sachsen-Koburg, Nassau und Hessen-Darmstadt; der Kurfürst von Hessen-Kassel; alle Erzherzöge; eine Menge Prinzen der regierenden Häuser, wie Großfürst Konstantin, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen, Kronprinz Ludwig und Prinz Karl von Bayern, der Kronprinz von Württemberg, Landgraf Philipp von Hessen-Homburg, die Kaiserinnen von Österreich und Rußland, die Königinnen von Bayern und von Württemberg; die Herzoginnen von Oldenburg und von Weimar, beides Schwestern des Zaren.

Das waren die Helden.

Sie zu logieren hatte nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Kaiser Franz war in der Burg um ein Stockwerk höher gezogen, um dem Zarenpaar und dem König von Preußen den ersten Stock zu überlassen. Auch die Majestäten und der Kronprinz von Bayern wohnten in der Burg, sowie die Könige von Württemberg und von Dänemark. Der württembergische Kronprinz wohnte Krugerstraße 1068, in dessen Erdgeschoß ein nettes Beisel betrieben wurde, der Großherzog von Baden Bauernmarkt 617, der Kurfürst von Hessen-Kassel Seilerstätte 1051, der Herzog von Nassau Hintere Schenkenstraße 65, der Herzog von Koburg Obere Bäckergasse 804.

Um äußerst schwierige Fragen des Zeremoniells auszuscheiden, regte der Zar an, daß für den Vorrang beim Betreten und Verlassen der Gemächer, beim Ausreiten, Spazierenfahren usw., nur das Lebensalter maßgebend sein sollte. Eine der wenigen Fragen, die auf dem Kongreß gelöst wurden. Die einzige, deren Lösung von allen Beteiligten als zweckmäßig empfunden ward.

Der Zar, dem der Ruf eines Romantikers vorhergeht, entpuppt sich als ebenso verschmitzter wie eigensinniger Realpolitiker, der, um über sich zu täuschen, den nur für Militaria interessierten Soldaten spielt, und gern ostentativ Arm in Arm mit Adeligen geht, deren Beschränktheit so groß ist, daß ihre Freunde es merken. Sein drittes Wort ist „Wir Soldaten", weil er dadurch Metternich ärgert; die einfachsten Leutnante begrüßt er mit echt russischer Herzlichkeit als Freunde und Brüder. Sein Ziel ist Polen. Hier ist er unerbittlich. Eines Tages sagt er zu Kaiser Franz: „Ich sehe kommen,

Digitized by Google

daß wir uns in zwei Jahren die Kriegserklärung zuschicken, wenn wir uns nicht gütlich einigen." „Nicht in zwei Jahren, Majestät", erwidert Kaiser Franz, „sondern, wenn Sie wünschen, sofort." Der Erzherzog Johann, der ihn durchschaut und daher ohne Einfluß ist, schreibt über ihn in seinem Tagebuch: „Er ist voll philanthropischer Ideen, dabei schlau; ein schönes Äußere, glatte Worte, aber ich sehe Leidenschaft, ich sehe kein warmes Herz für das allgemeine Wohl; ich traue ihm nicht." In seinen Liebschaften ist der Zar knauserig; alle Wäsche, die er trägt, ist von den schönen Händen der Nariskin genäht, der er nicht einmal den Preis für den Stoff ersetzt. Das ist der mächtigste Mann des Kongresses.

Erfreulich viel Anlaß zu Klatsch bietet sein Gegenpol, der König von Dänemark, le lustic de la brigade souveraine, wie ihn die Diplomaten, der König vom Tandelmarkt, wie ihn die Wiener nannten. Als der Zar ihm als Abschiedskompliment sagt: Vous emportez tous les cœurs, antwortet er schlagfertig: Mais pas une seule âme. Die Gebietsveränderungen auf dem Kongreß wurden nach Seelen berechnet, und der König schied vom Donaustrande genau so reich, wie er genaht, wenn man nicht die kleine Liebesmüh mit einem netten Mädel vom Naschmarkt rechnet, die weder verloren noch umsonst war.

Für sich allein steht Eugen Beauharnais, der spätere Herzog von Leuchtenberg, Napoleons Stiefsohn, dessen Umgang der Zar besonders liebt. Nach Napoleons Rückkehr von Elba nahmen die Wiener daran solchen Anstoß, daß beide vor einer entrüsteten Obstlerin, die ihnen faule Äpfel nachwirft, ins nächstbeste Haus flüchten müssen. Noch weniger weiß man mit Napoleons Gemahlin Marie Luise anzufangen, die nicht einmal im Guide des étrangers pendant le Congrès steht, weder unter der Liste der Franzosen, noch der des Kaiserhauses. Man hatte sie derweil nach Laxenburg hinaus befördert. „Sie ist eine flache französische Frau", notiert der Freiherr vom Stein, „die den Schein annimmt, alles Deutsche vergessen zu haben, und sich vom General Neipperg die Cour machen läßt." Ihr und Napoleons Sohn, der König von Rom, ein engelschönes Kind, lebt in Schönbrunn und träumt vom Ruhme des verbannten Vaters, von dem niemand mit ihm spricht.

Die ersten Liebhaberinnen: Kaiser Alexander, der den platonischen Tausendsassa mimt, hat den sechs schönsten Damen der Gesellschaft Beinamen verliehen, die man nach Geschmack geistreich oder galant finden mag: Karoline Szecheny la beauté triviale; Sophie Zichy la beauté coquette; Rosine Esterhazy la beauté étonnante; Julie Zichy la beauté céleste; Gräfin Sauerma la beauté du diable; Gabriele Auersperg la beauté qui inspire seule du vrai sentiment. Außer diesen sozusagen offiziellen Liebhaberinnen gab es in der ersten Gesellschaft zahlreiche, die nicht ganz so offiziell, jedoch hübscher waren, soweit man nach Bildnissen urteilen darf, z. B. die jungen Gräfinnen Starhemberg und Wrbna, die junge Prinzeß Taxis, vermählte Esterhazy, um nur die genanntesten zu nennen. Beachtenswerte Reste boten die Gräfin Lory Fuchs, die drei Prinzessinnen von Kurland: die Herzogin von Sagan mit dem Fürsten Windischgrätz als Geliebten, Prinzeß Jeanne mit einem phlegmatischen Holländer, der auf Sophas und Stühlen herumlag „wie die Masken vom vorigen Fasching", Prinzeß Pauline mit dem ebenso phlegmatischen Wallmoden. Eine Nummer für sich ist die russische Fürstin Bagration, bei der „sich drei Prätendenten in das Reich teilen." „Dazu gehören auch die französischen Tänzerinnen, unter denen Demoiselle Bigottini und Demoiselle Aimé die

Digitized by Google

vorzüglichsten waren. Sie sind nun fort; erstere hat 40000 Gulden Wiener Währung mitgenommen, und ein Kind, zu dem sich Franz Palffy bekennt, der dem Balg 100000 Gulden Wiener Währung, der Mutter aber 6000 Franks jährlich versichert. Wer dieses Geld nicht genug findet, der zähle die 36 Jahre der Bigottini dazu" (Nostitz). Die Frauen spielen auf dem Kongreß eine solche Rolle, daß Mißstimmungen, deren Ursprung der Laie auf dem Gebiete der sogenannten hohen Politik sucht, z. B. zwischen dem Zaren und Metternich, lediglich aus jenen seelischen Differenzen entspringen, welche auf Hühnerhöfen und Hirschwechseln sachlich ausgetragen zu werden pflegen.

Diplomatisch vertrat Fürst Metternich mit Wessenberg, Stadion und Gentz Österreich, der Freiherr vom Stein, die Grafen Nesselrode, Capo d'Istria, Pozzo di Borgo und Stakelberg Rußland, Wilhelm von Humboldt und der Fürst von Hardenberg Preußen, der Herzog von Dalberg, die Grafen de Noailles und La Tour du Pin und Fürst Talleyrand Frankreich, Viscount Castlereagh, die Lords Clancarty und Stewart, später Wellington England, der Kardinal Herkules Consalvi den Papst, Fürst Wrede Bayern, Graf Wintzingerode Württemberg, der Marquis von Labrador Spanien, der Herzog von Palmella, dessen Name nach Kunstbutter riecht, Portugal, Alvaro Ruffo-Scaletta Sizilien, der Herzog von Campochiaro Neapel: Charakterdarsteller und Intriganten von unterschiedlicher Begabung, Gage und Beliebtheit, Bonvivants fast alle. Das mitgeführte Statistenpersonal war entsprechend: für Rußland waren 104 Kongreßteilnehmer amtlich angemeldet, für Preußen 67, England 56, Bayern 45, Frankreich 38, Württemberg 34, Dänemark 31 usw.: alles zusammen weit über tausend. Dem entspricht die Ziffer des Publikums: über hunderttausend zugereiste Fremde. Die Zimmerpreise erreichen Fiebertemperaturen, von denen sich Wien bis heute noch nicht erholt hat. Auch die Feindschaft, welche gesetzt ist zwischen dem Fiaker und der Taxe, dürfte aus jener Zeit stammen. Ob endlich die unter dem Namen „Sittlichkeitskongreß" in vorgerückter Stunde der Exkneipe beliebten Wortspiele ihr Entstehen ebenfalls dieser illustren Zusammenkunft verdanken, ist eine noch ungelöste Preisfrage für objektive Kulturhistoriker.

Der Intendant der Komödie, Metternich, auch le ministre papillon genannt, ist der Typus des Diplomaten, der ohne Gesichtspunkte, ohne Ziele und ohne Charakter von der Hand in den Mund lebt, und dessen Taschenspielertricks versagen, sobald er mit einem gerissenen Gegner zu tun bekommt. Selbst für seinen Beruf ungewöhnlich indolent, läßt er z. B. die Arbeit eines Komitees fünf Wochen lang liegen; sein Bevollmächtigter nimmt bedeutende Veränderungen darin vor, von denen er keine Ahnung hat, da er weder die Arbeit noch die Änderungen eines Blickes würdigt. Dabei hält er sich für überaus geschickt und gewandt, während der Kongreß, vor allem Talleyrand, ihn, wenn auch schmeichelnd, selbst kriechend, verachtet. Durch Humboldts Schilderung erhält man Einblick in diese Art Diplomatie: „Wir hatten gestern schon den ganzen, wirklich ungeheuer unbedeutenden Entwurf fertig gemacht. Heute kam Metternich nun mit einigen nichtssagenden Einwürfen, nun wurde eine Stunde lang gekaut, versucht, geändert, ohne daß das mindeste zustande kam. Ich schwieg, weil es einen ärgert, so etwas mitzumachen. Wie es nun aber gar nicht ging und mit allem Federnsetzen und Probieren Metternichs doch nichts aufs Papier kam, wurde ich denn doch zum Sprechen und Schreiben genötigt, und wie nun die saubere Sache zu Ende war, stand Metternich

Digitized by Google

ganz glorreich auf und sagte: ‚Man muß nur nicht verzweifeln; man kommt doch immer vorwärts.‘ Kinder könnten nicht schlimmer sein.“ Metternichs Interessen liegen auf anderen Gebieten: Anordnen von Hoffesten, Stellen von lebenden Bildern. Er sieht dem Tanz seiner Tochter zu, während zwei Botschafter auf ihn warten, und legt liebenswürdig den Damen Rot auf. Er nimmt die Bagatelle seriös und das Ernste als Bagatelle. Seine Weisheit erschöpft sich im klassischen Spruch seines ebenso fröhlich wurstigen und munter fortwurstelnden Herrn Papas: „Cette affaire, comme toute autre affaire, finira d'une manière quelconque.“

Lord Castlereagh posiert größere Unverschämtheit, als er von Natur und Nation aus besitzt. Er steht, gegen einen Kamin gelehnt, und hört dem König von Preußen kalt zu, „dessen Haltung beinahe die eines Bittenden ist oder vielmehr eines Advokaten, der seine Richter überzeugen will. Man hört die Worte: Polen, Schadloshaltung, Traktat von Kalisch. Mylord läßt zur Antwort einige wenige Worte gegen den erhabenen Sprecher fallen. Wenn man sie sieht, wird man daran erinnert, daß, wenn die Koalition auch gesiegt hat, England es war, das die Soldaten bezahlte.“ „Will Ew. Majestät den Krieg?“ fragt er einmal einen Monarchen. „Vielleicht, mein Herr.“ „Ich wußte noch nicht, daß man gewohnt ist, ihn ohne englische Guineen zu führen.“ Es war derselbe Castlereagh, der Lord Canning forderte, da dieser sich geäußert hatte, man könne mit ihm nicht in einem Ministerium sitzen, weil er zu dumm sei. Beide schossen sich, Canning wurde merkwürdigerweise im Hintern getroffen, worauf beide aus dem Ministerium flogen. Castlereaghs Vertreter, Lord Stuart, prügelte sich mit den Wiener Fiakern, wobei er in jedem Sinn „unter die Wägen“ kam, und erlaubte sich beim Verlassen des Theaters gegen die junge Gräfin Kohary eine derart unverschämte Vertraulichkeit, daß dieses sympathische Mädchen ihm eine knallende Ohrfeige versetzte. Castlereaghs Nachfolger, der Herzog von Wellington, zeigte sogleich eine vor nichts zurückschreckende Tapferkeit, indem er den Bitten der Kongreßdamen, jeder bei der Vorstellung einen Kuß zu geben, willfahrte, und die gelegentliche Flegelhaftigkeit seiner Nation, indem er an einem Einladungstage seine Vorzimmer und Salons sich mit Gästen füllen ließ, dieweil er selbst eine Spritztour nach Preßburg vorgezogen hatte; unter den erstaunten Gästen „bemerkte man“, wie die Wiener Presse jetzt schreiben würde, den König von Preußen.

Pozzo di Borgo ist der Typus des Diplomaten, der sich gern zitieren hört, und dessen Wissen einem italienischen Obstkorb gleicht, bei dem die schönen Stücke obenauf liegen. Sein Barbestand an Bildung ist mäßig, aber er setzt ihn desto flinker um. Er unterstützt bei Talleyrand seine Ansprüche mit einer Stelle von Dante, einem Zitat aus Tacitus und Bruchstücken von englischen Rednern: genau denselben, mit denen er vor zwei Tagen dem schwerhörigen Fürsten Hardenberg zu imponieren versucht hat. Auch dieser Typus stirbt allmählich aus und tritt in modernen Staaten höchstens in Oberhäusern noch sporadisch aber selbstsicher auf. Wilson gehört in die Spezies: Kreuzung zwischen Extraordinarius und Legationsrat, wobei selten mehr herauskommt, als Vermählung der spezifischen Berufsborniertheit beider. Auch Haldane ist in dem Punkt nicht reinrassig. Derlei Dilettanten richten in der Politik Unheil an wie der Hund im Kegelspiel. Der alte Gentz, „ein Mensch von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen“ (Stein), war der passendste Sekretär

Digitized by Google

des Kongresses, vor dessen Einberufung er mit dem Rest von Instinkt, der ihm geblieben war, eindringlich gewarnt hatte.

Ursprünglich hätte das Theater am 1. August beginnen sollen. Aber „Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel", sagte der Kufsteiner Lampist, als ihn der Stationschef wegen seines Zuspätkommens stauchen wollte. Was lange währt, wird gut: am 22. September kamen die Könige von Württemberg und Dänemark, am 25. zogen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen ein, am 27. die Zarin, am 28. kam der König von Bayern, und so wurde es der 3. November, bis der Kongreß in aller Form eröffnet wurde. Seine Losung hieß von Anfang an nicht: „Saure Wochen, frohe Feste", sondern etwa „Weil i an alter Drahrer bin", oder, wie der steinalte Fürst von Ligne übersetzte: Le Congrès danse, mais il ne marche pas. „Auf einem Balle wurden Königreiche vergrößert oder zerstückelt, auf einem Diner eine Schadloshaltung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen ... Ich empfand den ganzen Rausch eines Maskenballes. Die fortwährende Musik, das Geheimnis der Verkleidungen, die Intrigen, von denen ich umgeben war, das allgemeine Inkognito, die Lustigkeit ohne Maß und Grenze, die Vereinigung von verführerischen Gelegenheiten, mit einem Worte die Magie dieses großen Schauspiels verwirrte meinen Kopf; und ältere, stärkere Gemüter konnten dem Schauspiel ebensowenig widerstehen" (Lagarde). Der Kongreß soll dem Wiener Hof rund 30 Millionen Gulden gekostet haben; der kaiserliche Tisch allein täglich 50000 Gulden. Das Leben wurde so teuer, daß alle Beamten Gehaltszulagen bewilligt erhielten. Man erschöpfte sich in der Erfindung immer neuer Festlichkeiten: Bankette, Konzerte, Jagdpartien, Maskenbälle, Karussells, Theater, Schlittenfahrten, Picknicks. Die Königin von Neapel, die letzte Tochter Maria Theresias, war am 3. September gestorben, aber weder wurde ihr Tod offiziell notifiziert, noch legte der Hof Trauer an. Das erste, was die Souveräne taten, war, daß sie sich gegenseitig ihre dekorative Menagerie verliehen: schwarzer Adler, roter Adler, weißer Adler, Löwe, Phönix, Elephant. Um sich für den Hosenbandorden zu revanchieren, macht der Kaiser Franz den Prinzregenten von England und den Herzog von York zu Feldmarschällen. Nachdem die Orden erschöpft sind, kommen die Regimenter dran. „War das Geschenk einmal gemacht, so hielt man es für Ehrenpflicht, sich sofort in der Uniform des verliehenen Regimentes zu zeigen. Man beeilte sich, das Muster der Uniform zu beschaffen, denn es durfte nicht das geringste fehlen. Daher setzten sich sogleich die Schneider mit den Lieblingsadjutanten in Bewegung, begaben sich zu dem Aufbewahrer der kostbaren Uniformen und studierten alles bis ins geringste Detail; dann begann die Arbeit, eine ganz friedliche Arbeit unter kriegerischem Anscheine, und erreichte ihre Endschaft mit einem vollständigen Anzuge vom Sporn am Stiefel bis zum obligaten Helmbusch" (Lagarde). Die Souveräne kamen alle Tage eine Stunde vor Tisch zusammen, „und man hielt dafür, daß sie dann die Gegenstände besprachen, mit denen sich ihre Bevollmächtigten beschäftigt hatten. Will man der Bosheit des Publikums glauben, befand sich oft die Politik bei den erhabenen Debatten dieses Olymps im Hintertreffen; die Verkündigung einer neuen Lustbarkeit schlich sich mitunter ein. Die Geschäfte waren dann sogleich entthront und die Götter wurden einfache Sterbliche ... Man sprach einige Worte über Sachsen, von dem Plane, es Preußen zur Entschädigung zu geben, aber die Vorbereitungen zu dem Karussell erörterte man bis in die kleinsten Einzelheiten ... Man

Digitized by Google

beschäftigte sich sehr tätig mit den Vorbereitungen eines großen Turniers, das unter den glänzendsten Festlichkeiten des Kongresses Epoche machen sollte. Man änderte unaufhörlich den Schnitt, das Muster und die Farbe der Kostüme ... Sogleich sieht man aus allen Ausgängen des Gehölzes eine unzählige Masse von wilden Schweinen, Hirschen, Hasen und Wildpret aller Art hervorbrechen, das dann in wenigen Augenblicken durch die Kugeln der hohen Herrschaften unter großem Beifall der Zuschauer niedergeschossen wird. Dies Blutbad hörte nicht eher auf, als bis die Anzahl der getöteten Tiere auf mehrere Tausend sich belief. Die Erde war mit Wild bedeckt, das Blut floß in Strömen ... Ununterbrochen folgten Feste auf Feste, es schien, als hielte man jeden Augenblick für verloren, den man nicht dem Vergnügen weihe. Alle acht Tage war großer Empfang und Ball bei Hofe. Die Familien der höchsten Gesellschaften hatten gleichfalls ihre bestimmten Tage, wo sie empfingen. Montags versammelte man sich bei der Fürstin Metternich, Donnerstags beim Herrn von Trautmannsdorf, dem Oberstallmeister; Sonnabends bei der schönen Gräfin Zichy. Um auch ihrerseits für diese anmutige Gastlichkeit sich dankbar zu bezeigen, entsprachen alle Ambassadeurs und Bevollmächtigte durch Feste dem glänzenden Empfang; vermöge dieses fortwährenden Austausches flossen die Tage dahin, ohne daß man sie zählte ... [Graf Wrbna, der bei einem lebenden Bild den Apoll darstellen soll, weigert sich seinen Schnurrbart zu rasieren.] Das Gerücht von dieser sonderbaren Hartnäckigkeit verbreitet sich mit der Schnelligkeit einer bösen Nachricht; man läuft hin und her, man beunruhigt sich, man geht mit sich zu Rate, man vergißt alle anderen Vergnügungen, man hätte sogar den Kongreß vergessen, wenn überhaupt nur jemand daran gedacht hätte, daß Kongreß gehalten wurde. Der Schnurrbart wurde Gegenstand aller Unterhaltungen und der allgemeinen Befürchtungen. Endlich nimmt man bei dieser ernsten Angelegenheit zu einem großen Mittel Zuflucht; man spricht mit der Kaiserin davon. Das Opfer ward gebracht ... Der Whist schien ein von den europäischen Verhandlungen unzertrennliches Vergnügen. Aber die Polonaise machte sehr bald dem Schweigen ein Ende, welches dieses kunstreiche Spiel erheischt ... [Ein Schuster schickt seinen Lehrbuben mit einem Gulden um Zwirn. Der Bub nimmt um das Geld ein Los in einer Tombola und gewinnt eine goldene Uhr mit Kette und Petschaft im Wert von 500 Gulden.] Der Prozeß wird anhängig. Wem soll die Uhr gehören? Dem Meister, mit dessen Gulden sie gewonnen ist? oder dem Lehrjungen, dessen Hand das glückliche Los aus dem Sack gezogen? Diese Frage teilt die Meinungen. Der Kongreß, seine Beschlüsse, die Angelegenheiten Europas, alles wird vergessen um des kleinen Schuhmachers willen. Niemals, seitdem der Kongreß versammelt ist, hat die Teilung Polens, Sachsens, der Lombardei und selbst Frankreichs sich einer so feurigen Teilnahme zu erfreuen gehabt. Endlich wird die Sache entschieden. Das Urteil, von Wiens Salomonen gefällt, geht dahin, daß der Knabe auf dem Orte des Frevels selbst, in Gegenwart und zum Exempel der Wiener Straßenjugend, aus der Hand des öffentlichen Züchtigers fünfundzwanzig Rutenhiebe empfangen, die Uhr jedoch ihm bleiben, und sein Vater den veruntreuten Gulden erstatten soll" (Lagarde).

Am 29. September notiert der Erzherzog Johann: „Nichts als Visiten und Gegenvisiten; Essen, Feuerwerk, Beleuchtung. Überhaupt habe ich seit 8—10 Tagen nichts getan. Das ist ein Leben!"

Digitized by Google

In die Kongreßzeit fällt der erste Triumphzug der Tyroler Volkssänger. Man fühlte sich musikalisch im siebenten Himmel bei Duliöhuiduliödulio. (Das Jahr vorher war Beethovens Fidelio in dritter Umarbeitung durchgefallen.) Das geistliche Gegenstück war der Konvertit Zacharias Werner, der als neuer Abraham a Sancta Clara auf allen Kanzeln erschien. „Er tobt wie ein Narr, spricht populär wie ein Fiaker und freut sich, einen Ort gefunden zu haben, wo ihm niemand widersprechen darf." (Baron Nostitz.) „Er donnert besonders gegen die Frivolität des Wiener Kongresses. Auch den Leichtsinn der Wiener Damen hatte er ins Auge gefaßt und ihnen versichert, er achte ihre Köchinnen mehr als sie. Ein anderes Mal hatte er eine ebenso unpassende wie skandalöse Beichte seiner eigenen Sünden abgelegt; dann hatte er wieder von Pferden und Pferdeliebhaberei geredet. Noch ein anderes Mal war er mit den Worten von der Kanzel gestiegen: Ihr glaubt wohl, daß die Könige und Herren den Frieden beschlossen haben? Dummheiten! Amen!" (Gräfin Bernstorff.) Nicht mindere Anziehungskraft übte Wenzel Scholz vom Leopoldstädter Theater aus, der letzte als solcher ausdrücklich bezeichnete Wiener Hanswurst.

Den Tag totzuschlagen bis der amüsante Lebenszweck des Abends begann, war nicht leicht. Man ging in den Prater, solang die Witterung es erlaubte, später auf den Graben, den damals noch charaktervolle Bauten umsäumten, an Stelle der gräulichen Gründerkästen von heute. Dorthin bestellte man sich zum Empfang und Verbreiten von Gerüchten über den Fortgang des Kongresses, während für das zärtliche Stelldichein, damals wie heute, eine stille Kirche vorgezogen wurde. Aber der Kongreß wäre nicht das Kleinstadtetablissement gewesen, als das er sich uns heute darstellt, hätte er nicht in Gestalt des Speisesaals im Gasthof Zur Kaiserin von Österreich sein Honoratioren-Nebenzimmer gehabt. „Generale, Diplomaten, Reisende fanden sich bei diesem improvisierten Gastmahl zusammen; die einen, Großwürdenträger der beraubenden Majestäten, die andern, Advokaten der Beraubten. Die Gesellschaft, anfangs gar nicht bedeutend, wurde bald eine beratende Macht und hatte, wenn auch nicht Stimme, doch wenigstens Einfluß und Wichtigkeit auf dem Kongreß;" es war ein „Arsenal von Neuigkeiten, Witzworten, Epigrammen, satirischen Bemerkungen. Man konnte, was dort gesprochen wurde, die Chronik des Kongresses nennen, ja sogar die Chronik Europas: alles, was damals glänzte oder früher Glanz entwickelt hatte, war der Gerichtsbarkeit dieses kaustischen Wirtshausareopags verfallen." (Lagarde.) Man wird nicht fehl gehen, wenn man in der Luft und Überlieferung des Kongresses den Ursprung der Trostlosigkeit des Wiener Journalismus sucht, mit seiner Vorliebe für gewalzten Tratsch und gewürzten Klatsch, welche heute noch die Gesellschaftsrubrik der Wiener Zeitungen zum Brechmittel macht. In dieser Zeit spielt auch die Finanzwelt zum erstenmal eine Rolle, die sich für die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gingen und zum Teil daran haften blieben, sozusagen revanchiert und nebenbei als gesellschaftliche Macht etabliert. Die Häuser Arnstein & Eskeles, Baron Geymüller, Graf Fries und ihre Damen: die Fanny Arnstein, née Itzig mit ihrer Tochter Henriette, die den Baron Pereira heiratete; die Rosalie Geymüller, ci-devant Gouvernante und sehr galant, „schön und üppig gebaut, mit einem Temperament von ungewöhnlicher Heftigkeit" (Castelli), die durch ihre Verschwendungssucht viel zum Sturz des Hauses beitrug. Man nannte dies „die zweite Gesellschaft", im Gegensatze zu der des Hofes, bei welcher Feierlichkeit und Ehre größer, aber weder Unterhaltung noch Essen besser waren.



Digitized by Google

Der Kopf des Kongresses ist der Ex-Bischof von Autun, Ex-Konstitutionelle von 1789, Ex-Minister des Auswärtigen von 1797 und 1799, Fürst von Benevent, seit 1814 Pair von Frankreich und zum drittenmal Minister des Auswärtigen: Charles Maurice Fürst von Talleyrand. Die Gräfin Bernstorff schildert ihn so: „Er spricht sehr leise, und ich erhaschte nur mit großer Mühe einige seiner Worte. Sein Äußeres widersteht mir; die starren Züge, aus denen fast wider Willen Funken von Verstand hervorblitzen und in denen man vergebens eine Regung von Gefühl oder nur von Gemütlichkeit, von Behaglichkeit sucht, sind mir entsetzlich, und gleitet mein erschrockener Blick an ihm herab, so muß der Klumpfuß mich vollends erschrecken, indem er mich an den Herrn Gevatter mahnt. Il n'a pas besoin d'être méchant, sagte R., la nature l'a été pour lui." Der Freiherr von Nostitz schreibt ähnlich: „Wie aus einer andern Welt, sei es auch die höllische, sieht der alte Kämpfer auf die Bahn, und tut nichts, als daß er jeden Einzelnen durch die Noten, die er diesem oder jenem zusendet, auf seinen Vorteil aufmerksam und durch die bloße Ansicht des Vorteils sie bocksteif und stätisch gegeneinander macht." Der Erzherzog Johann ist sich klar über ihn: „Talleyrand macht alle konfus und das bloß durch Zweifel, Widersprüche u.s.w., die er ihnen hinwirft." Er tritt auf den Kongreß als Vertreter der besiegten Macht, aber mit Instruktionen, die er selber redigiert hat, und verläßt ihn als Herr der Situation. Immer fliegen gleichzeitig zwei Berichte nach Paris: der eine, reich an geistvollen Bosheiten und Bonmots, ist für den König bestimmt; der andere, gar nicht geistreich aber verdammt sachlich, fürs Ministerium des Äußern. „Der Hauptunterschied bei Herrn von Talleyrand war, daß die Erörterung stets ernsthaft war und niemals von ihrem Ziele abging" notiert der leichtsinnige Lagarde. Napoleon, der ihn verächtlich „einen Haufen Dreck in Seidenstrümpfen" nannte, unterschätzte ihn gewaltig, vielleicht zum Glück Europas; Talleyrand war dadurch in Ungnade gefallen, daß er 1809 bei Napoleons spanischem Abenteuer klüger war und warnte. Die Gefahr militärisch hervorragender Herrscher ist, daß sie sich einbilden, sie könnten ihre eigenen Minister des Äußern sein, und auf diesem Posten nur gefügige Mittelmäßigkeiten dulden. Es ist nicht auszudenken, wie heute die Welt aussähe, wäre Talleyrand 1809 in Amt und Einfluß geblieben. Sein Scharfblick war unheimlich. Der bekannte ihm zugeschriebene Satz, die Sprache sei dem Menschen verliehen um seine Gedanken zu verbergen, trifft auf ihn als Menschen und Diplomaten zu, wie auf die Menschen und Diplomaten seiner Zeit überhaupt. Erst die späteren bringen es fertig, über die Abwesenheit von Gedanken durch unzulängliche Rednergabe hinwegzutäuschen und verpfuschte Situationen durch lapsus linguae zu verschönern. Manches Wort ist von ihm überliefert. Von den Fürsten sagt er: „Ils n' ont ni le courage de se brouiller ni le bon sens de s'entendre." Das Gängelband, mit dem er den ganzen Kongreß an der Nase führt, heißt „Legitimität" (er hat es von Pozzo di Borgo; wo dieser es aufgeschnappt hat, ist noch nicht nachgewiesen). „Ich bringe Ihnen mehr als Sie besitzen", spricht er feierlich bei der ersten Beratung, in die er sich geschickt und rücksichtslos eindrängt, denn ursprünglich wollte man Frankreich nicht zuziehen, „ich bringe Ihnen die Idee des Rechtes." Er balanciert mit Legitimität und europäischem Gleichgewicht, bis seine Zuhörer den Mund nicht mehr zusammenbringen vor Vergnügen. „Der Mann mit dem wurmstichigen Herzen und dem trefflichen Kopf" (wie der Erzherzog Johann ihn einmal nennt) tritt von Anfang an mit einer Sicher-

Digitized by Google

heit und Bestimmtheit auf, daß es ein Entzücken ist, seine Berichte zu lesen. Zunächst eskamotiert er den Ausdruck „Die Verbündeten". Das ist sein erster Sieg. Verbündet? Gegen wen? Napoleon sitzt doch unschädlich auf Elba. Wollen die Mächte vielleicht gegen meinen Herrscher, den legitimen Herrscher, den Vertreter der Legitimität, den Wiederhersteller der Legitimität verbündet sein? (Er läßt im Stephansdom ein glanzvoll langweiliges Trauerrequiem auf Ludwig XVI. halten: jetzt soll noch jemand versuchen, dem legitimen Nachfolger des unglücklichen Opfers Schwierigkeiten zu machen. . .) Metternich erfaßt, daß Legitimität die Mauer heißt, die man zwischen Preußen und Sachsen setzen kann. Talleyrand will um jeden Preis verhindern, daß Rußland Polen erhält, weil er in die Zukunft blickt.

„Er ließ die Gefahr merken, die es haben müsse, wenn Rußland, unmäßig vergrößert, auf dem übrigen Teil von Europa lastete, und wies die Notwendigkeit nach, es gegen Norden zurückzudämmen." Der Zar witterte, woher alle Schwierigkeiten kamen, und sagte häufig: „Herr von Talleyrand spielt hier den Minister Ludwigs XIV." In einem Geheimbericht an Ludwig XVIII. sieht er die Einheit Deutschlands voraus: „Diese Einheit, vor der Frankreich nichts zu befürchten hätte, wenn es das linke Rheinufer und Belgien besäße, würde jetzt die bedenklichsten Folgen für uns haben. Wer kann überdies die Folgen der Erschütterung einer Masse wie Deutschland vorhersehen, wenn die bisher getrennten Elemente in Bewegung kämen und sich verschmelzen? Wer weiß, wo der einmal gegebene Anstoß inne hält?" In einem anderen Geheimbericht formuliert er die Politik Englands: „Sein Ziel ist einfach: es will sein Übergewicht zur See behaupten und durch dieses Übergewicht den Welthandel. Zu diesem Zwecke darf die französische Seemacht ihm niemals gefährlich werden können, weder allein, noch mit anderen verbündet. Es bleibt ihm nur noch übrig, Frankreich als festländische Macht in eine solche Lage zu bringen, daß es nur einen kleinen Teil seiner Hilfsquellen auf die Seemacht verwenden kann; zu diesem Zwecke will England Österreich und Preußen eng miteinander verbinden, dies so stark als möglich machen, und beide als Nebenbuhler Frankreich gegenüberstellen." Talleyrand durchkreuzt zunächst Preußens Bestrebungen, Sachsen zu bekommen. Er sieht sein Ziel in einem Geheimbündnis zwischen Frankreich, Österreich und England gegen Preußen und Rußland, einer für den Augenblick genialen Kombination, da sie die beiden deutschen Großmächte gegen einander in Schach setzte, England gegen Rußland ausspielte und Frankreich gegen England, Rußland, Preußen und Österreich zugleich deckte. Bei seinem ersten Besuch bei Lord Castlereagh überrumpelt er ihn durch Offenheit: „Er hatte auf seinem Tisch mehrere Karten liegen, auf diese wies ich ihn: wenn Sachsen und Schlesien in einer Hand wären, könne Böhmen in wenigen Wochen genommen sein, und wenn Böhmen genommen sei, liege das Herz der österreichischen Monarchie offen und ohne Verteidigung da." Es ist großartig, wie der ganze Kongreß Schritt um Schritt kneift. Das Wort „Verbündete" ist dem Vertreter Frankreichs anstößig. Man wird es nicht mehr gebrauchen. Man unterbreitet ihm das Protokoll der Verhandlungen, bei denen er nicht dabei war. Er liest es zweimal, sagt mit verächtlicher Schärfe „Ich werde nicht klug daraus." Das Protokoll wird zurückgenommen. Als Kaiser Alexander anzüglich von „Verrätern an der Sache Europas" spricht, erwidert er schlagfertig: „Sire, das ist lediglich eine Frage des Datums", um, als er sieht, daß der Hieb sitzt, versöhnlich hinzuzufügen: „und eine Wirkung der Verlegenheiten, in die man durch die



Digitized by Google

Umstände geraten kann." Sein Ton läßt, wenn man bedenkt, daß er das niedergeworfene Frankreich vertritt, an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig: „Ich will Ihnen frank und frei sagen, was ich bewilligen kann und was ich nie bewilligen werde. Ich werde nie einwilligen . . . . , ich werde auch nie bewilligen . . . . , ich werde auch nie gestatten . . . ." (Es handelt sich um Sachsen, Luxemburg und Polen). So spricht der Gesandte, den die anderen zu ihren Beratungen nur aus Gnade zulassen wollten, auf daß er seinen Namen unter ihre Beschlüsse setze! Das Auftreten Talleyrands auf dem Kongreß ist das glänzendste Beispiel, wie ein geschickter Diplomat alles, was durch das Schwert verloren ging, mit Kopf, Mund und Feder wiedererobert. Es ist bewundernswert, wie er sofort den springenden Punkt erfaßt. Was ihn am meisten beunruhigt, ist Rußlands Drang nach Westen. „Talleyrand", erzählt Frau von Rémusat in ihren Memoiren, „war stets der Ansicht, daß man zwischen Europa und Rußland eine unabhängige Macht begründen müsse, und er begünstigte deshalb die Wünsche der Polen. Man muß das Königreich Polen wiederherstellen, pflegte er zu sagen, aber man darf die Sache nicht bloß halb tun". Er zitiert zustimmend die Antwort des Kaisers Franz, als der Zar von seiner eignen Redlichkeit spricht, die redlichste Bürgschaft für den Frieden sei eine strategisch gute Grenze. In seinen Mitteln ist er nicht wählerisch; „Metternich las mir seine an Preußen gerichtete Note vor, und durch eifrige und herzliche Danksagungen bewog ich ihn, sie mir anzuvertrauen. Ich versprach ihm, sie geheimzuhalten. Ich füge hier eine Abschrift für Ew. Majestät bei."

Talleyrands Einfluß war um so größer, als die Sprache des Kongresses das Französische war. Es gibt wenige Dinge, die für das Ansehen eines Volkes entscheidender wären, als das Ansehen seiner Sprache. An dem Tage, an dem das Französische als internationaler Diplomatenjargon fällt, ist Frankreich vor den Augen aller Welt, was es in der Tat seit Jahrzehnten ist: eine gestürzte Größe mit interessanter Vergangenheit. Der zu Beginn des Krieges im August 1914 in Deutschland gegen fremdsprachliche Reklamenamen und Berufsbezeichnungen eröffnete Pogrom erfolgte unter dem Druck des richtigen Instinkts, daß nichts den Deutschen im Ausland verächtlicher macht, als seine kellnerhafte Beflissenheit der fremden Sprache gegenüber um jeden Preis, auch um den nationaler und persönlicher Selbstachtung. Engländer und Franzosen verhöhnen mit Recht ein Affentum, das ohne Palace Hotel, Piccadilly, Grill room, Lift so wenig auskommen kann wie ohne Bellevue, Coiffeur, Manicure, und seine Handwerke, Tätigkeiten, Räume für vornehmer hält, wenn es sie in eine fremde Sprache übersetzt, von der es kaum mehr und anderes weiß, als eben diese jämmerlichen Brocken. In den Botschafterpalästen Frankreichs, Englands, Italiens wird kein Wort gesprochen, das nicht französisch, englisch, italienisch wäre. Unsere Geneigtheit, uns der Muttersprache zu begeben, um mit fragwürdiger Beherrschung der fremden zu prunken, schadet uns ungeheuer. Herr Stiesel, der in Geschäften nach Paris reist, tut es nicht, ohne sich Visitenkarten mit Monsieur de Stiesel drucken zu lassen, während es keinem französischen Gesandten am Berliner Hof im Traum einfiele, sich deutscher Besuchskarten zu bedienen.

Die Aufgabe des Kongresses war die Lösung von zwei großen und ein paar Dutzend mittlerer und kleinerer Fragen. Die zwei großen sind die polnische und die sächsische: Soll Rußland Polen erhalten? Soll

Digitized by Google

das Königreich Sachsen, weil sein Herrscher sich vom napoleonischen Joch als letzter freigemacht hat, aufhören, als selbständiger Staat zu existieren und an Preußen fallen? Was soll mit Luxemburg und der Feste Mainz geschehen? „Reklamationen regnen von allen Seiten, der Kongreß weiß buchstäblich nicht, wem er antworten soll. Jeder wählt sich einen Advokaten. Genua gibt sich noch immer nicht überwunden und wendet sich mit seinen Forderungen an den Kaiser von Österreich selbst. England soll einmal von der Wiederherstellung der Republik Venedig gesprochen haben; alsbald nimmt Venedig Alexanders Vermittlung in Anspruch. Bis auf Ragusa herab gibt es keinen Staat, der sich nicht beständig auf den Großtürken verließe. Dann kamen die mediatisierten Fürsten Deutschlands, die aufs neue ihre Vertreter, diesmal jedoch mit besseren Finanzen versehen, herschicken wollen. Die Juden reklamieren Bürgerrechte, der Papst fordert die Wiederherstellung des Jesuitenordens; man begehrt die jonischen Inseln für den Prinzen Eugen; man begehrt ... was begehrt man nicht?“ (Lagarde). Eine Lösung all dieser Aufgaben konnte durch keine Veranstaltung erfolgreicher hintertrieben werden, als durch eine monatelange Konferenz von Fürsten und Diplomaten. Hätte es einen unbestrittenen Sieger gegeben, so hätte er seinen Willen diktiert, nach dem Muster jener Proklamationen Napoleons, die sich lesen wie Blankoformulare, in welche bloß das betreffende Wort eingesetzt zu werden braucht: La république de Venise a cessé d'exister. So war alles entsetzlich kriegsmüde und versuchte durch Intrigen zu erreichen, was dem Schwert versagt war. „Dringt man von der geglätteten, trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, den das erhabene Schauspiel der großen Fürstenversammlung bieten soll, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte. Scheint man doch kaum noch zu wissen, warum die Monarchen hier versammelt sind .... Über Deutschland und seine zukünftige Föderativ-Verfassung ist noch nichts, auch gar noch nichts zustande gekommen ... England spielt in diesen Verwicklungen eine bedeutende Rolle des Hemmens und Aufhaltens ... Die letzten mündlichen Erörterungen sind durch den General Radetzky gegangen, bis sie ganz in dem Notenwechsel erstickt worden sind ... Wo man nur hinsieht, Widerspruch und Verwirrung, ohne Aussicht, daß es anders werden könnte. Wie klug war Gentz, der allein gegen das Kongreßprojekt auftrat! Täglich häufen sich die Forderungen, wie immer mehr und mehr böse Geister aufsteigen, sobald ein Zauberer die Hölle beschwört und das Losungswort vergessen hat. Wer verlangt und nichts erhält, ist unzufrieden und hetzt ... Niemand ist hier zufrieden und der Zuschauer wünscht diesem Leben ein Ende. Wann und wie das nun aber geschieht, das mag Gott wissen. Rußland will die Kosten des Krieges durch Polen sich zahlen lassen, um nach Westen weiter zu schreiten. Metternich spricht von dem Prinzip der monarchischen Rechte, Hardenberg von dem des Wohls der Völker, und es geht immer durcheinander, bis man das Schwert zieht, oder, was das Wahrscheinlichste ist, eine Teilung macht, der Stempel der Mittelmäßigkeit, eine erbärmliche Aushilfe der Not und Schwäche ... Einmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und dann sind wieder Wald und Bäume fort. Bald ist Krieg und bald ist Frieden ... Man dreht sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herum. Schlechte, mittelmäßige Minister, die eine demoralisierte Politik handhaben. Zu all diesen Übeln kommt noch eine faule Scheu vor der Arbeit, und was nur

Digitized by Google

unbestimmt zu lassen, das bleibt es, uneingedenk der Folgen. Wann soll endlich durch die vielen Macher etwas gemacht werden? ... Alle Staaten haben nach und nach eine schiefe Stellung gegen einander bekommen ... Wozu von diesen Leuten sprechen! man versündigt sich nur an ihnen. Denn gut und angenehm, billig und drollig für sich, sind sie in ihrer Stellung nichts. Die Unterhändler, statt durch gründliche, staatswissenschaftliche Kenntnis belehrt zu sein, ergreifen nur immer das Nächste und klammern ihr Ziel an den ersten günstigen Schein; ja sie greifen oft aus gutem Vorbedacht zu etwas Falschem, Irrigem, um durch scheinbare Nachgiebigkeit den eigentlichen Zweck zu gewinnen; auf solchem Kunstgriffe beruht die ganze List der Mystifikation, die mit kecker Stirn in dem großen Leben gehandhabt wird. Ihr Ursprung liegt in unserm geselligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höheren Geschäfte übertragen ... Während der große Gang der Unterhandlungen sich langsam ab- und verwindet, schreien die kleinen Fürsten wie die Raben am Bach, und es ist kein Unsinn auszudenken, den ihre Noten nicht enthalten." (Freiherr von Nostiz.) „Der Kongreß in Wien war ein Mißgriff", bekennt der Erzherzog Johann; „man lernt uns und unser Inneres kennen, und mit diesem sinkt das Vertrauen, weil unsere Schwächen oft zu grell sind." Eine andere seiner Bemerkungen trifft ins Schwarze: „Was nützen Mut, Kenntnisse, Talente, wenn der Charakter nicht gerade, fest und unerschütterlich ist." Das Bitterste über den Kongreß und das diplomatische Handwerk steht in einem Tagebucheintrag des Freiherrn von Stein: „Aus dem Halbverhältnis, in dem ich stand, konnte nur Lebensüberdruß entstehen. Ich hatte Influenz ohne durchgreifende Leitung, und Influenz auf höchst unvollkommene Menschen, die als Werkzeuge zur Erreichung großer Zwecke gebraucht werden sollten. Zerstreuung, Mangel an Tiefe der einen, Stumpfheit und Kälte des Alters der andern, Schwachsinn, Gemeinheit, Abhängigkeit von Metternich der dritten, Frivolität aller war Ursache, daß keine große, edle, wohltätige Idee im Zusammenhang und Ganzen ins Leben gebracht werden konnte."

Herzstärkend scharf weht Preußenluft in die muffige und parfümierte Kongreßatmosphäre aus den Briefen der Caroline Humboldt an ihren Gatten. Die männliche Frau kennt noch „nichts Schlimmeres, als das, was man gewollt hat, nicht durchsetzen". Das Schlimmere: das, was man durchsetzen müßte, nicht wollen, kam ihr nicht in den Sinn. Sie ist in der sächsischen Frage ohne Nachsicht: „man kann die Erbfolge fürstlicher regierender Familien nicht wie die Erbfolge gewöhnlicher Privatpersonen betrachten"; eine Erkenntnis, zu der deutsche Volksvertretungen erst ein Jahrhundert später gelangen. Sie hat wenig Hoffnung auf die hohen Herren: „Der eigene, schwankende und oft sogar nicht rein deutsche Sinn ladet die Fürsten und Minister ein, sich mehr an Österreich als an Preußen anzuschließen, denn eine innere Stimme sagte ihnen, daß alles so liegt, daß Preußen es viel strenger und ernster mit ihnen nehmen muß als Österreich. Indessen hoffe ich und weiß es auch zum Teil, daß die Völker nicht so denken wie ihre Fürsten, und meine Hoffnung ist, daß der Geist, der diesen letzten Krieg gemacht hat, auch noch waltend ist und die großen Weltbegebenheiten lenkt." Hierin hat sie sich ja getäuscht. Niemals ist bisher ein Volk um den Siegespreis so geräuschlos betrogen worden, wie die begeisterten Deutschen der Befreiungskriege, durch jenen petrefakten Dünkel über das Verhältnis von Volk und Staat,

Digitized by Google

dessen Leitfossil Metternich ist. Humboldt erkennt, daß gewisse Kämpfe beim Friedensschluß erst angehen: „Es ist auch jetzt noch der gleiche Kampf zwischen denen, die dem Französischen unter allen Gestalten und den alten Anhängern Napoleons geneigt sind, und denen, die dies in Abscheu haben." Caroline erfaßt den historischen Beruf Preußens: „Es streckt gewaltig seine Arme nach Deutschland hinein. Gott gebe uns Segen, reinen Willen und Gedeihen, so wird eine Zeit kommen, hoffe ich, wo der Name Preußen aufgehen wird in dem Deutschen." Prachtvoll stimmt es, als die Probe aufs Exempel gemacht und die Nachricht vom Entweichen Napoleons aus Elba bekannt wird. Humboldt schreibt an Caroline: „Überhaupt kann man sich eigentlich nur auf Preußen verlassen. Auch ist es merkwürdig, daß alle Preußen hier fast froh über die Nachricht sind. Sie scheinen dies Ereignis ordentlich als ein Mittel anzusehen, an dem man prüfen kann, wo noch in Völkern und Menschen ein Falsch ist, und daß dies ausgerottet werden muß." Caroline antwortet: „Das Militär ist unglaublich froh, und alle sehen dies Ereignis wie die große Krise an, deren es noch bedurfte, um auch Deutschland zu reinigen und zu vereinen... Man kann nicht genug wünschen, beten und flehen, daß jetzt große, sehr ernste, sehr konsequente Maßregeln genommen werden. Gott gebe, daß man sich diesmal sage, daß mit Napoleon kein Frieden, keine Unterhandlung, kein Waffenstillstand ist." Wie eine Vorahnung des wehleidigen Kulturgefasels weltbürgerlicher Annäherungssimpel mutet folgende Stelle an: „Aus einem Brief der Herzogin von Kurland an ihre Schwester, die Recke, sehe ich, daß diese jammert und wehklagt, daß es in Europa so wenig Weise gibt; alles, sagt sie, Habsucht und Egoismus. Das ist in dieser Feder, und da sie unter den Weisen unstreitig Talleyrand und Dalberg und unter den Habsüchtigen die Deutschen versteht, die das Ihrige behalten und Deutschland nicht in dem Fall sehen wollen, von Frankreich wieder zerfleischt zu werden, spaßhaft genug."

Für die — das harte Wort drängt sich über die zögernde Lippe — Dummheit der meisten Diplomaten auf dem Kongreß ist eine kleine Anekdote bei Humboldt bezeichnend: „Hier ist mit Talleyrand ein alter Mann, La Besnardières, ein Staatsrat, ein Anhänger Bonapartes eigentlich und sehr intrigant, aber klug. Dieser will nach Frankreich zurück, und Metternich trug vor, er hätte einen Papagei und eine Schwester und stürbe, wenn er nicht bei dieser wäre. Die übrigen sagten nicht viel. Ich sagte ganz trocken, daß er doch außer dem Papagei und der Schwester auch noch einen König hätte, und schlug damit, für diesmal wenigstens, das ganze Projekt nieder. Es könnte kein Mensch eigentlich in Paris gefährlicher sein. Denn er weiß allen unsern Klatsch, alle Uneinigkeit, alle Intrigen" (Humboldt). Es liegt durchaus in der Linie von Humboldts Charakter, daß er die üblichen Diplomatentrinkgelder in Gestalt von kostbaren Dosen zwar nicht verschmäht, aber als einzigen darüber hinausgehenden Lohn vom Fürsten Piombino Gipsabgüsse aus der Villa Ludovisi nimmt, wobei er wieder, äußerst bezeichnend, lieber weniger Werke, aber von jedem zwei Abgüsse erbittet, um je einen der Akademie überweisen zu können. „Mich kennst du auf diesem Punkt," schreibt er an Caroline, „ich habe darin sehr antike Grundsätze und liebe die Leute, deren Töchter, weil sie sonst nichts hatten, auf öffentliche Kosten ausgestattet wurden."

Neun Monate lang hat der Kongreß gedauert, neun Monate lang hat er geschwätzt und geschrieben, getanzt und geliebelt, da steigt in Südfrankreich der Mann ans Land, vor dessen Erscheinung alle Kerzen des

Digitized by Google

Kongresses erlöschen, seine theatertändelnde Gesellschaft unter der Schminke erblaßt und seinen Tänzern das Zittern in die Beine fährt. „Der Kongreß ist aufgelöst", ruft Napoleon, als er zu Cannes französischen Boden betritt. Man sitzt im Theaterhalbdunkel auf der Burg, man ahnt, flüstert, erfährt. Talleyrand sitzt bleich und steinern da, der englische Gesandte gebärdet sich unbeherrscht, der Zar verstört, alles spricht vom Abreisen, es regnet Einladungen zu hastigen Abschiedsdiners, Abschiedssoupers. „Der Kongreß glich einem Schauspiele bei brennendem Hause. Der letzte Akt wurde den Künstlern erlassen" (Gräfin Bernstorff). Jetzt zeigt sich Talleyrand auf seiner Höhe. Durch Wunder von Geduld und Gewandtheit gelingt es ihm, das Bündnis zu erneuern, und als Gegner Napoleon, nicht Frankreich zu statuieren. „Il faut courir sus comme sur un chien enragé", sagt er mit Bezug auf Napoleon, von welchem freilich gerade er nichts zu hoffen, aber alles zu fürchten hat. „Die Gemüter wurden durch die Besorgnisse über die Zukunft einander nähergebracht" notiert, ahnungslos sarkastisch, der Freiherr vom Stein.

Bis auf die zitierten Aussprüche ist dieses Stimmungsbild über den Ausgang des Kongresses effektvolle Legende. Die Wirklichkeit war nüchterner, die Monarchen längst zur Reise entschlossen. Jeder hatte, was er wollte oder entbehrte gern oder ungern, was er nicht bekam. Am 7. März um 1/28 erhält Metternich die Depesche des österreichischen Generalkonsuls in Genua. Um 8 Uhr ist er bei Kaiser Franz, um 1/29 Uhr ist das militärische Zusammenarbeiten Österreichs, Preußens und Rußlands gesichert, um 9 Uhr ist Fürst Schwarzenberg, um 10 Uhr die Minister der Großstaaten bei Metternich. So geschwind hatte der Kongreß allerdings noch nie gearbeitet. Metternich spielte dem Kongreßsekretär Gentz noch geschwind einen Streich. „Er setzte ein Manifest auf, worin Napoleon eine Belohnung von vielen Tausenden von Dukaten demjenigen verhieß, der ihm Gentz tot oder lebendig ausliefere, oder nur Beweise seiner Ermordung beibringen werde. Dieses Manifest wurde in ein eigens für Gentz gedrucktes Zeitungsexemplar aufgenommen und dem feigen Mann wie gewöhnlich mit dem Morgenkaffee vor sein Bett gebracht. Es wirkte zum größten Gaudium seines Vorgesetzten beinahe lähmend auf den Unglücklichen" (Gräfin Bernstorff). In einer Art Nachruf auf den Kongreß schrieb Gentz den rächenden Satz: „Man würde für die Zukunft zittern, wenn heutzutage die Mittelmäßigkeit der einen nicht in ziemlich genauem Gleichgewicht mit der Mittelmäßigkeit der andern stünde." Als alter Diplomat hatte er gelernt, sich euphemistisch auszudrücken.

Damit soll nicht gesagt werden, der Kongreß wäre im Sinn der Diplomatie zwecklos gewesen. Man verdankt ihm das geheimnisvolle Ding, das, zugleich Schmuck, Kennzeichen und Waffe des Diplomaten, den unbedeutenden Kopf herzenbezwingend, den bedeutenden dämonisch erscheinen läßt: das Monokle. „Borel hat niemals irgend etwas erfunden. Aber doch, ich irre mich: er hat die Möglichkeit gefunden, seine Schildplattlorgnette in der Augenhöhle festzuhalten. Erhabene Entdeckung, bewunderungswürdige Mode, die alle unsere jungen Leute nachahmen wollen vermöge einer Zusammenziehung der Muskeln, welche der Grimasse sehr nahe kommt" (Lagarde). Es ist sonderbar, daß sich in Wien, in welcher Stadt bekanntlich viel zu wenig Denkmäler herumstehen, noch kein Komitee gebildet hat, um dem Wohltäter, der so vielen seinesgleichen zu Anmut und Würde verhalf, ein Monument zu errichten: „Die dankbare Nachwelt dem ersten Glasscherbenschani."

Digitized by Google

Auch ein neuer Souverän wurde geschaffen, und zwar durch Talleyrand: in einer großen Gesellschaft beim Nachtisch, als die Tugenden der verschiedenen Käse erörtert und verglichen wurden, Lord Castlereagh den Stilton rühmte, Aldini den Mailänder Stracchino höher stellte, Zeltner den Gruyère pries, der holländische Minister Baron Falck für den heimatlichen Limburger eine Lanze einlegte, kam ein Kurier mit Depeschen aus Paris und Käse von Brie. Man bringt die Depeschen in die Kanzlei, den Brie auf die Tafel, man reicht den Teller herum, kostet, urteilt, einstimmig wird „der Käse von Brie zum König der Käse ausgerufen" (Lagarde).

Die Arbeit der Diplomatie war zwar meist vergeblich, aber durchaus nicht umsonst. Den Löwenanteil an Schmiergeldern dürfte Talleyrand eingesteckt haben, der ihn redlich verdient hatte. Aber wo für die großen Herren Holz geschlagen wird, gibt es auch Splitter fürs Personal. „Den 27. Dezember ist der König von Württemberg abgereist und hat Tausende von Dukaten an Küche, Stall und Keller geschenkt; auch die Dosen sind reich von außen und meistens voll von innen. Tun es die andern Fürsten nur halb nach, so endigt der Kongreß wie die großen Spielpartien, wo zuletzt die Dienerschaft allein das Kartengeld gewinnt" (Nostitz).

Goethe sagte einmal zur Rahel: „Der Kongreß ist nicht zum Nacherzählen, weil er keinen Gehalt hatte." Das europäische Ereignis wurde zum glänzendsten Intermezzo der Wiener Lokalgeschichte. Es liegt in der Natur von Kommissionen, daß sie jeden Gedanken verwässern, jedes entschiedene Streben umbiegen, und aus der glücklichsten Initiative ein klägliches Kompromiß machen. Nie vorher hatten die diplomatischen Schneider so viel geflickt und gestückelt. Sieht man näher zu, so ist alles, was der Kongreß gemacht hat, Pfuscherarbeit. Das auffälligste Ergebnis seiner Tätigkeit, zugleich ein Fehler, wie er schlimmer nicht gedacht werden konnte, war die Auslieferung Polens an Rußland, das damit die Hand auf die Klinke zur westeuropäischen Tür legte. Durch die Restauration der ausländischen Herrscher in Italien wurde jene Geheimbunds- und Verschwörerpolitik der italienischen Patrioten heraufbeschworen, die heute noch eine starke Regierung in Italien unmöglich macht. Die fettesten Bissen holte sich, wie stets, England: Ceylon, Kapland, Malta, Helgoland und Personalunion mit Hannover. Der vermeintlich klügste Streich des Kongresses war, daß er durch boshafte Einschiebung von Hannover zwischen die westlichen und östlichen Bestandteile Preußens diesem sein nächstes politisches Ziel konstant unter die Nase rieb, und es durch möglichst miserable Grenzregulierung zum Ausbau seiner Wehrkraft zwang. Der Erzherzog Johann schreibt in seinem Tagebuch: „Rußland drängt nach Westen, darf das sein?" Der weitsehende Fürst wußte, daß dies nie und nimmer sein dürfe, ebenso wie Talleyrand es wußte. Er prophezeit die Zukunft bis in die Gegenwart von heute: „Es ist nur eine Sache gut und heilbringend, innige, treue Vereinigung zwischen Preußen und Österreich; daß Frankreich nie mehr über den Rhein komme, sondern bis an die Vogesen räume; um einst Polen zu befreien und Rußland an die Grenze, die die Natur ihm gab, an den Niemen, Dniepr und Dniestr zurückzudrängen." Man darf sagen, daß die ganze Geschichte seit hundert Jahren in Europa auf nichts anderes hinausläuft, als all das, was der Kongreß aufgebaut hat, niederzureißen, und das, was er hindern wollte, zu verwirklichen. Das Jahr 1870 hat das Programm des Erzherzogs Johann zur Hälfte erfüllt; hoffentlich erfüllt das Jubiläumsjahr des Kongresses, das die „innige, treue Ver-

Digitized by Google

einigung zwischen Deutschland und Österreich" als die stärkste politische Macht zeigt, gegen welche Ansturm und Allianz der ganzen übrigen Welt nicht aufkommen, die andere Hälfte.

Die unbestreitbare Bitterkeit, mit welcher über die Tätigkeit der damaligen Diplomaten geurteilt wird, stammt vom Kongreß her. Die großen Militärs besonders bebten vor Entrüstung, als sie sehen mußten, daß, wofür Ströme von Blut geflossen waren, durch diplomatische Unfähigkeit und Energielosigkeit verscherzt wurde. Gneisenau schrieb an Hardenberg: „Die diplomatische Sippschaft ist durch Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte." Nicht minder empört war der alte Blücher: „Ihr habt es vor Gott und der Welt zu verantworten, wenn unsere Arbeit umsonst getan ist und noch einmal getan werden muß. Mich geht's weiter nichts an." Und nach dem zweiten Sturze Napoleons brachte er bei einem Feste Wellingtons den denkwürdigen Trinkspruch aus: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!"

Aber es hat beinahe den Anschein, als hätten die Kongreßdiplomaten, um den künftigen Herren Kollegen auch noch Arbeit übrig zu lassen, es geflissentlich darauf angelegt, um jeden Preis entwicklungsnotwendige Definitiva zu hindern und verwicklungsträchtige Provisorien zu schaffen. Für Wien war der Kongreß ein gelungenes Rendezvous; für Deutschland eine verpaßte Gelegenheit. Die Zurückgabe Elsaß-Lothringens, von Humboldt in zwei meisterhaften Denkschriften gefordert, von den Kronprinzen von Bayern und Württemberg aufs nachdrücklichste unterstützt, von der Nation erwartet, von Frankreich bei einiger Energie leicht zu erreichen, scheitert an Österreichs Sorge wegen polnischen Mehrforderungen des Zaren und an seiner Angst vor England. Es ist nicht abzusehen, welche Wirkung die Wiederangliederung des damals noch rein deutschen Elsaßes und Lothringens ausgeübt hätte. Es eröffnet sich schließlich die Perspektive, daß der Siebziger Krieg nicht notwendig und die deutsche Einheit auf friedlicherem Weg geschaffen worden wäre, hätte man damals an der Westgrenze reinen Tisch und aus den vormaligen österreichischen Niederlanden, dem Bistum Lüttich, Elsaß und Lothringen eine zusammenhängende Westmark gemacht, anstatt des lebensunfähigen Kunstprodukts der aus den holländischen Generalstaaten und Österreichisch-Belgien Vereinigten Niederlande, das durch die Verselbständigung Belgiens 1830 wieder in den homogenen holländischen und nach wie vor innerlich zwiespältigen belgischen Bestandteil auseinanderriß. Das damalige Versäumnis hatte zur Folge, daß Deutschland 1870 abermals vor die Aufgabe gestellt wurde, sich Elsaß und Lothringen zu holen, nur daß diese Aufgabe wegen der Entwicklung eines halben Jahrhunderts viel schwerer und blutiger gelöst werden mußte. Denn das Schicksal schenkt nichts und verkauft seine Forderungen immer teurer. Aber die Menschen von 1815 hatten es nicht begriffen oder begreifen wollen, daß wenn mit Blut große Summanden geschrieben worden sind, auch mit der Tinte ein großer Strich gezogen werden muß.

Graf De La Garde: Gemälde des Wiener Kongresses 1814—1815. Zwei Bände mit 56 Abbildungen. München, Georg Müller. — Gräfin Lulu Thürheim: Mein Leben 1788—1819. Zwei Bände mit 73 Bildbeigaben. München, Georg Müller. — Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern, herausgegeben von Friedrich Frensa. Stuttgart, Robert Lutz. — Gestalten aus der Kongreßzeit. Skizzen und Studien von Strobl von Ravelsberg. Leipzig, B. Elischer Nachfolger. —

Digitized by Google

## Staatssekretär Delbrück

wird an der Jenaer Universität Vorlesungen halten und damit einen Austausch politischer und akademischer Tätigkeit beginnen, der befruchtend sowohl für das staatliche wie für das akademische Leben wirken könnte. Noch manche Staatsmänner könnten gewiß Wertvolles als Universitätslehrer leisten (einem ungarischen Politiker, der kürzlich in Berlin war, fiel die große historische Bildung unserer leitenden Staatsmänner auf), wie andererseits manche unserer Historiker (von der Berliner Universität beispielsweise Eduard Meyer und Dietrich Schäfer) als Politiker gewiß Gutes wirken würden. Auch ein lebendigerer Kräfteaustausch zwischen dem Reich und Bayern scheint sich zu entwickeln; wir geben an das Reich zwar nicht den größten deutschen Landwirtschaftsorganisator, Dr. Heim, ab; aber, wie die Zeitungen berichten, den Ministerialrat Dr. Braun vom Ministerium des Innern. Dr. Braun wurde weiteren Kreisen insbesondere durch seine Stellungnahme gegen die von Dr. Heim schon bei Kriegsausbruch geforderte Beschlagnahme der Getreide- und Mehlvorräte bekannt, welche Maßnahme späterhin vom Reich zu uns gelangte und sich hier wie überall gut bewährte. Man hat in Bayern volles Verständnis dafür, daß in einer solchen Zeit zugunsten des Reichs auch auf hochstehende Beamte verzichtet werden muß und ist in dieser Hinsicht zu jedem Opfer bereit. Wie wir aus dem Elsaß hören, wird dort die Abberufung des Grafen Roedern mit dem gleichen Geist der Opferbereitschaft aufgenommen.

## Reichskanzler Bethmann

bildet den Gegenstand warmer Würdigung in den „Grenzboten": Sie schreiben u. a.: „Gerade die Erinnerung an die Zeit vor hundert Jahren ist überhaupt lehrreich ... In den Befreiungskriegen gab es gewiß auch glänzende Persönlichkeiten, aber als ihr Held erscheint in der Überlieferung doch mehr das Volk selbst. Heute sehen wir das in noch höherem Maße. Die eigentlichen Träger des heroischen Ringens, in dem wir stehen, bilden die großen Massen. Das besagt nicht, daß Persönlichkeiten fehlen, daß es schlecht um die Führung bestellt sei. Die militärische Führung erkennt ja auch jeder an. Dürfen wir in die politische nicht dasselbe Vertrauen haben? Es hieße den Kopf in den Sand stecken, wollte man nicht sehen, daß gerade in manchen Kreisen, die bisher für einflußreich galten, eine gewisse Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Reichskanzler herrscht. Sie halten ihn nicht für entschieden, für wagemutig genug. Nun ist er sicher kein Mann der eisernen Faust. Aber daß er eine feste Hand hat, die recht wohl zuzupacken versteht, hat zunächst einmal im Innern doch schon manch anscheinend überlegener Gegner zu spüren bekommen. Wird sie ihm nach außen hin fehlen? ... Gewiß kann niemand Herrn von Bethmann in einem Atem mit Bismarck nennen wollen. Er ist so unbismärckisch wie möglich. Eher ist sein Platz neben den Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt."

Digitized by Google

# Tschitrakarna, das vornehme Kamel.

## Von Gustav Meyrink.

Gustav Meyrink, von dem wir im letzten vor Kriegsausbruch erschienenen Heft (Juli 1914) die meisterhafte Erzählung „Der Kardinal Napellus" bringen konnten, hat inzwischen den Roman „Der Golem" (bei Kurt Wolff, Leipzig) erscheinen lassen. Soeben gelangt das 101. bis 110. Tausend zur Ausgabe. Wir behalten uns vor, zu gelegenerer Zeit dieses bedeutende Werk zu behandeln und wollen bei dem geringen uns jetzt für Belletristik zur Verfügung stehenden Raum als Probe von Meyrinks Schaffen eine seiner kürzeren Geschichten bieten. Sie ist entnommen der Novellensammlung „Des deutschen Spießers Wunderhorn" (drei Bände zusammen für 6 Mark, Albert Langen, München). In dieser Sammlung sind mit einigen neueren alle die früher veröffentlichten erzählenden Arbeiten Meyrinks vereinigt; es waren dies „Der heiße Soldat", erschienen 1903 (jetzt 12. Tausend), „Orchideen", erschienen 1904 (jetzt 7. Tausend), „Wachsfigurenkabinett", erschienen 1907 (jetzt 6. Tausend), „Jörn Uhl und Hilligenlei", erschienen 1907 (jetzt 10. Tausend).

„Bitt' Sie, was ist das eigentlich: Bushido?" fragte der Panther und spielte Eichelaß aus.

„Bushido? hm," brummte der Löwe zerstreut, — „Bushido?" —

„Na ja, Bushido," — ärgerlich fuhr der Fuchs mit einem Trumpf dazwischen, — „was Bushido ist?"

Der Rabe nahm die Karten auf und mischte. „Bushido? Das ist der neueste hysterische ‚Holler'! Bushido, das ist so ein moderner ‚Pflanz' — eine besondere Art, sich fein zu benehmen, — japanischen Ursprungs. Wissen Sie, so was wie ein japanischer ‚Knigge'. Man grinst freundlich, wenn einem etwas Unangenehmes passiert. . . . . Man grinst, wenn man Bauchweh hat, man grinst, wenn der Tod kommt. Selbst wenn man beleidigt wird, grinst man. Dann sogar besonders liebenswürdig. — Man grinst überhaupt immerwährend."

„Ästhetentum, mhm, weiß schon, — Oskar Wilde — ja, ja," sagte der Löwe, setzte sich ängstlich auf seinen Schweif und schlug ein Kreuz, — „also weiter."

„Na ja, und der japanische Bushido wird jetzt sehr modern, seit sich die slawische Hochflut im Rinnstein verlaufen hat. Da ist z. B. Tschitrakarna — —"

„Wer ist Tschitrakarna?"

„Was, Sie haben noch nie von ihm gehört? Merkwürdig! Tschitrakarna, das vornehme Kamel, das mit niemandem verkehrt, ist doch eine so bekannte Figur! Sehen Sie, Tschitrakarna las eines Tages Oskar Wilde, und das hat ihm den Verkehr mit seiner Familie so verleidet, daß es von da an seine eigenen einsamen Wege ging. Eine Zeitlang hieß es, es wolle nach Westen . . . . . — dort seien nun aber schon so unglaublich viele — —"

„Kscht, ruhig, — hören Sie denn nichts?" flüsterte der Panther — „Es raschelt jemand —"

Alle duckten sich nieder und lagen bewegungslos wie die Steine.

Immer näher hörte man das Rascheln kommen und das Prasseln von zerbrochenen Zweigen, und plötzlich fing der Schatten des Felsens, in dem die vier kauerten, an zu wogen, sich zu krümmen und wie ins Unendliche anzuschwellen — — —

Bekam dann einen Buckel, und schließlich wuchs ein langer Hals heraus mit einem hakenförmigen Klumpen daran.

Digitized by Google

Auf diesen Augenblick hatten der Löwe, der Panther und der Fuchs gelauert, um sich mit einem Satz auf den Felsen zu schnellen. Der Rabe flatterte auf wie ein Stück schwarzes Papier, auf das ein Windstoß trifft.

Der bucklige Schatten stammte von einem Kamel, das den Hügel von der anderen Seite erklommen hatte und jetzt beim Anblick der Raubtiere in namenlosem Todesschreck zusammenzuckend sein seidenes Taschentuch fallen ließ.

Aber nur eine Sekunde machte es Miene zur Flucht, dann erinnerte es sich: — Bushido!! blieb sofort steif stehen und grinste mit verzerrtem käseweißem Gesicht.

„Tschitrakarna ist mein Name," sagte es dann mit bebender Stimme und machte eine kurze englische Verbeugung, — „Harry S. Tschitrakarna! — — Pardon, wenn ich vielleicht gestört habe" — — dabei klappte es ein Buch laut auf und zu, um das angstvolle Klopfen seines Herzens zu übertönen.

Aha: Bushido! dachten die Raubtiere.

„Stören? Uns? Keineswegs. Ach, treten Sie doch näher," sagte der Löwe verbindlich (Buhsido), „und bleiben Sie, bitte, solange es Ihnen gefällt. — Übrigens wird keiner von uns Ihnen etwas tun, — Ehrenwort darauf, — mein Ehrenwort."

Jetzt hat der auch schon Bushido, natürlich jetzt auf einmal, dachte der Fuchs ärgerlich, grinste aber ebenfalls gewinnend.

Dann zog sich die ganze Gesellschaft hinter den Felsen zurück und überbot sich in heiteren und liebenswürdigen Redensarten.

Das Kamel machte wirklich einen überwältigend vornehmen Eindruck.

Es trug den Schnurrbart mit den Spitzen nach abwärts nach der neuesten mongolischen Barttracht „Es ist mißlungen" und ein Monokel — ohne Band natürlich — im linken Auge.

Staunend ruhten die Blicke der vier auf den scharfen Bügelfalten seiner Schienbeine und der sorgfältig zur Apponyikrawatte geschlungenen Kehlmähne.

Sakerment, Sakerment, dachte sich der Panther und verbarg verlegen seine Krallen, die schwarze, schmutzige Ränder hatten vom Kartenspiel. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Leute von guten Sitten und feinem Takt verstehen einander gar bald.

Nach ganz kurzer Zeit schon herrschte das denkbar innigste Einvernehmen, so daß man beschloß, für immer beisammen zu bleiben.

Von Furcht war bei dem vornehmen Kamel begreiflicherweise keine Rede mehr, und jeden Morgen studierte es „The Gentlemans Magazine" mit derselben Gelassenheit und Ruhe wie früher in den Tagen der Zurückgezogenheit.

Zuweilen wohl des Nachts — hie und da — fuhr es aus dem Schlafe mit einem Angstschrei auf, entschuldigte sich aber stets lächelnd mit dem Hinweis auf die nervösen Folgen eines bewegten Vorlebens.

— — — — — — —

Immer sind es einige wenige Auserwählte, die ihrer Umgebung und ihrer Zeit den Stempel aufdrücken. Als ob ihre Triebe und ihr Fühlen wie Ströme geheimnisvoller lautloser Überredungskunst sich von Herz zu Herz ergössen, schießen heute Gedanken und Ansichten auf, die gestern noch mit kindlicher Angst das zagende, sündenreine Gemüt erfüllt hätten und die vielleicht schon morgen das Recht der Selbstverständlichkeit werden erworben haben.

So spiegelte sich schon nach wenigen Monaten der erlesene Geschmack des vornehmen Kamels überall wider.

Digitized by Google

Nirgends mehr sah man plebejische Hast.

Mit dem stetigen gelassenen, diskret schwingenden Schritte des Dandy promenierte der Löwe — weder rechts noch links blickend, und zum selben Zwecke wie weiland die vornehmen Römerinnen trank der Fuchs täglich Terpentin und hielt streng darauf, daß auch in seiner gesamten Familie ein gleiches geschah.

Stundenlang polierte der Panther seine Krallen mit Onglissa, bis sie rosenfarbig in der Sonne glänzten, und ungemein individuell wirkte es, wenn die Würfelnattern stolz betonten, sie seien gar nicht von Gott erschaffen worden, sondern, wie sich jetzt herausstelle, von Kolo Moser und der „Wiener Werkstätte" entworfen.

Kurz, überall sproßte Kultur auf und Stil, und bis in die konservativsten Kreise drang modernes Fühlen.

Ja, eines Tages machte die Nachricht die Runde, sogar das Nilpferd sei aus seinem Phlegma erwacht, frisiere sich rastlos die Haare in die Stirne (sogenannte Giselafransen) — und bilde sich ein, es sei der Schauspieler Sonnental.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da kam der tropische Winter.

Krschsch, Krschsch, Prschsch, Prschsch, Krschsch, Prschsch.

So ungefähr regnet es zu dieser Jahreszeit in den Tropen. Nur viel länger.

Eigentlich immerwährend und ohne Unterlaß vom Abend bis früh, von früh bis Abend.

Dabei steht die Sonne am Himmel mies und trübfarbig wie ein Lebkuchen.

Kurz, es ist zum wahnsinnig werden.

Natürlich wird man da gräßlich schlecht aufgelegt. Gar wenn man ein Raubtier ist.

Statt sich nun eben jetzt eines möglichst gewinnenden Benehmens zu befleißen — schon aus Vorsicht —, schlug ganz im Gegenteil das vornehme Kamel des öfteren einen ironisch überlegenen Ton an, besonders, wenn es sich um wichtige Modefragen, Schick und dergleichen handelte, was naturgemäß Verstimmung und mauvais sang erzeugen mußte.

So war eines Abends der Rabe in Frack und schwarzer Krawatte gekommen, was dem Kamel sofort Anlaß zu einem hochmütigen Ausfall bot.

„Schwarze Krawatte zum Frack darf man — man sei denn ein Sachse — bekanntermaßen nur bei einer einzigen Gelegenheit tragen" — hatte Tschitrakarna fallen lassen und dabei süffisant gegrinst.

Eine längere Pause entstand, — der Panther summte verlegen ein Liedchen, und niemand wollte zuerst das Schweigen brechen, bis sich der Rabe doch nicht enthalten konnte, mit gepreßter Stimme zu fragen, welche Gelegenheit das denn sei.

„Nur, wenn man sich begraben läßt," hatte die spöttische Erklärung gelautet, die ein herzliches, den Raben aber nur noch mehr verletzendes Gelächter auslöste.

Alle hastigen Einwendungen wie: Trauer, enger Freundeskreis, intime Veranstaltung usw. usw. machten die Sache natürlich nur noch schlimmer.

Aber nicht genug damit, ein anderes Mal — die Sache war längst vergessen — als der Rabe mit einer weißen Krawatte, jedoch im Smoking, erschienen war, brannte das Kamel in seiner Spottlust förmlich nur darauf, die verfängliche Bemerkung anzubringen:

Digitized by Google

„Smoking? Mit weißer Krawatte? Hm! wird doch nur während einer Beschäftigung getragen."

„Und die wäre?" war es dem Raben voreilig herausgefahren.

Tschitrakarna hüstelte impertinent: „Wenn Sie jemanden rasieren wollen." —

Das ging dem Raben durch und durch.

In diesem Augenblick schwor er dem vornehmen Kamel Rache bis in den Tod.

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon nach wenigen Wochen fing infolge der Jahreszeit die Beute für die vier Fleischfresser an immer knapper und spärlicher zu werden, und kaum wußte man, woher auch nur das Allernötigste nehmen.

Tschitrakarna genierte das natürlich nicht im geringsten; stets bester Laune, gesättigt von prächtigen Disteln und Kräutern, lustwandelte es, wenn die andern mit aufgespannten Regenschirmen fröstelnd und hungrig vor dem Felsen saßen, in seinem raschelnden wasserdichten Macintosh — leise eine fröhliche Melodie pfeifend — in allernächster Nähe.

Man kann sich den steigenden Unwillen der vier leicht vorstellen.

Und das ging Tag für Tag so!

Mitansehen müssen, wie ein anderer schwelgt und selbst dabei verhungern!!!

„Nein, hol's der Teufel," hetzte eines Abends der Rabe (das vornehme Kamel war gerade in einer Premiere), „hauen wir doch dieses idiotische Gigerl in die Pfanne. Tschitrakarna!! Hat man denn was von dem Binsenfresser? — Bushido! — natürlich Bushido! — ausgerechnet jetzt im Winter; so ein Irrsinn. Und unseren Löwen — — bitte, sehen Sie doch nur, wie er von weitem aussieht jetzt, — wie ein Gespenst — — unseren Löwen, den sollen wir glatt verhungern lassen, hm? Das ist vielleicht auch Bushido, ja?"

Der Panther und der Fuchs geben dem Raben rückhaltlos recht. — — —

Aufmerksam hörte der Löwe die drei an, und das Wasser lief ihm zu beiden Seiten aus dem Maul, während sie ihm Vorstellungen machten.

„Töten? — Tschitrakarna?" — sagte er dann. „Nicht zu machen, gänzlich ausgeschlossen; Pardon, ich habe doch mein Ehrenwort gegeben," und erregt ging er auf und nieder.

Aber der Rabe ließ nicht locker: „Auch nicht, wenn es sich von selbst anbieten würde?"

„Das wäre natürlich was anderes", meinte der Löwe. „Wozu aber all diese dummen Luftschlösser!"

Der Rabe warf dem Panther einen heimtückischen Blick des Einverständnisses zu.

In diesem Augenblick kam das vornehme Kamel nach Hause, hängte Opernglas und Stock an einen Ast und wollte eben einige verbindliche Worte sagen, da flatterte der Rabe vor und sprach:

„Weshalb sollen alle darben: — besser drei satt, als vier hungrig. Lange habe ich — — — —"

„Verzeihen Sie recht sehr, ich muß aber hier allen Ernstes — schon als Älterer — auf dem Rechte des Vortrittes bestehen," damit schob ihn der Panther — nach einem kurzen Wortwechsel mit dem Fuchs — höflich aber bestimmt zur Seite mit den Worten:

„Mich, meine Herrschaften, zur Stillung des allgemeinen Hungers anzubieten, ist mir nicht nur Bushido, ja sogar Herzenswunsch; ich äh — — ich äh — —"

Digitized by Google

„Lieber, lieber Freund, wo denken Sie hin," unterbrachen ihn alle, auch der Löwe (Panther sind bekanntlich ungemein schwierig zu schlachten), „Sie glauben doch nicht im Ernst, wir würden — — — Ha, ha, ha."

Verdammte Geschichte, dachte sich das vornehme Kamel, und eine böse Ahnung stieg in ihm auf. Ekelhafte Situation; — — aber Bushido, — übrigens — — ach was, einmal ist's ja schon geglückt, also Bushido!!

Mit lässiger Gebärde ließ es das Monokel fallen und trat vor.

„Meine Herren, äh, ein alter Satz sagt: Dulce et decorum est pro patria mori! Wenn ich mir also gestatten darf — — —"

Es kam nicht zu Ende.

Ein Gewirr von Ausrufen ertönte: „Natürlich, Verehrtester, dürfen Sie," hörte man den Panther höhnen.

„Pro patria mori, juchhu, — dummes Luder, werde dir geben Smoking und weiße Krawatte," gellte der Rabe dazwischen.

Dann ein furchtbarer Schlag, das Brechen von Knochen, und Harry S. Tschitrakarna war nicht mehr.

* * *

Tja. Bushido ist eben nicht für Kamele.

## Wichtige Neuerscheinungen.

H. Herz, Alban Stolz. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag 1.20.

Hans Borst: Im Krieg durch Frankreich und England (S. Fischer, 1 M.): sehr anregende, klare und nüchterne Schilderungen.

Das Bändchen Landsturm (Berlin, Axel Juncker, 1 M.) enthält ausschließlich Gedichte von Kriegsteilnehmern.

Ein zu wenig bekanntes Reclamheft: Tetzner [Etymologisches] Deutsches Wörterbuch, Nr. 3168—3170. In Leinen 1 M.

H. St. Chamberlain, Deutschlands Kriegsziel. Oldenburg, Stalling. 20 Pf.

In Amelangs Taschenbibliothek (das gebundene Bändchen 1 M.) erschienen Luther-Briefe, mit biographischer Einleitung von Stadtpfarrer Fritz in Ulm.

Vielen wird im Feld Ludwig Thomas „Briefwechsel eines bayerischen Landtagsabgeordneten" (zwei Bändchen, von denen das erste im 42. Tausend, das zweite im 20. Tausend erschienen ist, zu 2 M.) Vergnügen machen, den auch unser Reichskanzler sich in den kurzen Erholungspausen, die ihm im Hauptquartier verbleiben, gerne vorlesen läßt.

Berühmte Kriminalfälle bei Reclam bringen als elftes Bändchen (20 Pf.) soeben: Verbrechen russischer Revolutionäre und Polizeispitzel.

Von „Die Heilige und ihr Narr" erscheint bei Steinkopf in Stuttgart eine Dünndruckausgabe von 450 Gramm (10 M.).

In der Tauchnitz-Edition kommen Essays über Goethe von Carlyle, herausgegeben von Brandl, darunter ein bisher in keiner Ausgabe gedruckter Aufsatz über Faust. (Geheftet 1.60.)

Hermann Losch, an dessen in unseren ersten Jahrgängen erschienenen Satiren sich ältere Leser mit Vergnügen erinnern werden, hat die bei uns erschienenen und viele andere zu einem Bändchen „Unerwartete Geschichten" vereinigt (Stuttgart, Meyer-Ilschen).

Von unserem Mitarbeiter Fritz Endres erschien bei Beck „Prinzregent Luitpold und die Entwicklung des modernen Bayern".

Von Frobenius, dem Verfasser von „Des deutschen Reiches Schicksalsstunde" erschien bei Curtius „Kriegsziele und Friedensziele" (1 M.).

Über Tirpitz erschien ein biographisches Schriftchen von Ernst Bassermann (Berlin, Reichsverlag, 75 Pf.). Gegenüber den vielen, wie nach Bismarcks Abgang, im Umlauf befindlichen Lügen unentbehrliches Aufklärungsmaterial.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

# England von Innen

16. 7. 16

Adolf Dirr / Kulturpolitik und England
Bertrand Barère / Die Freiheit der Meere oder die enthüllte englische Regierung
Else Marquardsen-Kamphövener / Was der Engländer liest
Friedrich Brie / Der schuldige Grey, ein englisches Urteil
Herbert Spencer über den britischen Militarismus
Urteil eines Engländers über seine Landsleute
Des Briten Vaterland. Gedicht
Herbert Kühnert / Gespräche mit Engländern
Konrad Rieger / Die „Times" November 1870 und November 1914
Josef Hofmiller / Eton, Harrow & Co.
Fritz Endres / Deutschland zur See
Carl Peters / Die Engländer als Kolonialpolitiker
Fritz Gerlich / Der englische Freihandel
Ernst Graf zu Reventlow / Deutsche Weltgeltung und England

---

Josef Loehr / Die Jahre 1862–1871, gesehen aus einer Frankfurter Kinderstube
Hans Friedenthal / Die Ausnutzung pflanzlicher Nahrung
Robert Davidsohn / Trient

---

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, Juli 1916
Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

# Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

Aktienkapital . . 51.000,000 Mark
Reservefonds . . . 29.000,000 Mark
Pfandbriefumlauf . 500.000,000 Mark
Hypothekenbestand 510.000,000 Mark

## GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN

FERNRUF 61001 LOTHSTRASSE 1

Buchdruck
Illustrationsdruck, Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- u. Mehrfarbendruck
Strichätzungen, Albert-Galvanos

PREIS-ANGEBOTE UND PROBEN AUF VERLANGEN


Digitized by Google

# BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

BENZ & CIE.

RHEINISCHE AUTOMOBIL- u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM




Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — Juli 1916 — Heft 10

Seite

Schöpferische und unschöpferische Politik 409
Kulturpolitik und England / Von Dr. h. c. Adolf Dirr, Konservator des K. B. Ethnographischen Museums . . . . . 411
Der Entschuldigungskoller . . . . . 414
Die Freiheit der Meere oder die enthüllte englische Regierung / Von Bertrand Barère. Mitgeteilt von Fritz Lewy . . . . 415
Was der Engländer liest / Von Else Marquardsen-Kamphövener . . . . . 429
Der schuldige Grey, ein englisches Urteil / Von Dr. Friedrich Brie, Professor der Anglistik an der Universität Freiburg i. B. . . 435
Herbert Spencer über den britischen Militarismus . . . . . 444
Urteil eines Engländers über seine Landsleute / Mitgeteilt durch G. Hertzog, K. Studienrat in Burghausen . . . . . 450
Shaw über englische Politik . . . . . 452
Des Briten Vaterland. Gedicht / Mitgeteilt durch Dr. Ernst Traumann in Heidelberg 453
Gespräche mit Engländern / Von Dr. Herbert Kühnert . . . . . 455
Die „Times" am 18. November 1870 und am 18. November 1914 / Von Dr. Konrad Rieger, Professor der Psychiatrie an der Universität Würzburg . . . . . 461
Eton, Harrow & Co. / Von Josef Hofmiller 474
Einige Zahlen . . . . . 482
Deutschland zur See / Von Dr. Fritz Endres, Dozent an der Kgl. Bayer. Kriegsschule . 483
Die Engländer als Kolonialpolitiker / Von Dr. Carl Peters, Reichskommissar a. D. . 490
Gebt Acht. Gedicht / Von Carl Lemcke 493
Der englische Freihandel / Von Dr. Fritz Gerlich, Assessor am Kgl. Bayer. Kreisarchiv 494
Deutsche Weltgeltung und England / Von Ernst Graf zu Reventlow in Berlin 503

---

Die Jahre 1862—1871, gesehen aus einer Frankfurter Kinderstube / Von Dr. Josef Loehr, Direktor der Bayerischen Handelsbank 505
Die Ausnutzung pflanzlicher Nahrung / Von Professor Dr. Hans Friedenthal in Nikolassee bei Berlin . . . . . 521
Trient / Von Professor Dr. Robert Davidsohn 533
Eitelkeitsmarkt . . . . . 551
Hier verstehn Se nisch, zu Hause möjen Se janz jut sin . . . . . 552

Infolge der jetzigen technischen Schwierigkeiten mußten in letzter Stunde noch Seiten 504a—504h (Bogen 32a) eingeschaltet werden.

**Neuenahr**

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

**Kurhotel**

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

**Für Hauskuren:**
Versand des Neuenahrer Sprudels
**nach neuem Füllverfahren.**

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Digitized by Google

# Schöpferische und unschöpferische Politik.

Der Reichskanzler hat in der Sitzung des Reichstags vom 5. Juni erklärt, er wolle die Zensur abbauen, nachdem einige Tage zuvor Helfferich mitgeteilt hatte, mit diesem Abbau sei bereits begonnen. Daraufhin wollen wir versuchen, uns unumwunden auszusprechen, nachdem wir bisher versucht haben uns umwunden auszusprechen, mit Ironie und Zitaten, Bildern und Geschichten. Sympathisch war es uns nicht und nachdem wir uns beim Amerikaheft überzeugt haben, daß dadurch eine Irreführung der Leser entsteht, ist es ein Gebot der Ehrlichkeit, daß wir ein Mal mit aller Deutlichkeit erklären: wir sind für Tirpitz und gegen Kulturpolitik.

Der Gegensatz, den man in Deutschland als den zwischen Machtpolitik und Kulturpolitik bezeichnet, würde richtiger als ein Gegensatz zwischen schöpferischer und unschöpferischer Politik bezeichnet.

Das jüngere Geschlecht, das im neuen Reich aufgewachsen ist, ist von einem großen Optimismus beseelt. Es hält das deutsche Volk für selbstverständlich mitführend auch ohne schöpferische Politik nur vermöge seiner Kultur. Die deutsche Geschichte spricht nicht für diese Auffassung und mehr dafür, daß das vierzigjährige Reich das Werk eines einzelnen schöpferischen Politikers, daß dem deutschen Volk als Ganzem die unpolitische Denkweise angeboren und da es umgeben von Völkern, die politischer denken, der Zustand der Schwäche natürlich ist.

Wir verstehen unter schöpferischem Politiker ein Wesen, das weiß, wie gehandelt werden muß. Beim militärischen Führer ist es jedem klar, daß die Aufklärung über Freund und Feind zwar ungeheuer wichtig ist, aber daß nicht sie den Führer ausmacht, sondern die Fähigkeit, auf Grund der Aufklärung zu handeln. Im politischen Krieg, meinen viele Deutsche, sei die Aufklärung alles; aus ihr ergebe sich das Handeln von selbst. Handeln kann man aber in der Politik nicht ohne Instinkt: ein Teil der Wirklichkeit ist schon deshalb nicht greifbar, weil er in Bedürfnissen besteht, die nicht durch Umfragen festgestellt, sondern nur durch den Instinkt erfaßt werden können. Ein schöpferischer Staatsmann stellt Ziele auf, die dem Volk selbst noch nicht bewußt sind; nicht die Stimmzettel, sondern die Bedürfnisse seines Volkes sind sein Programm. Eine nicht schöpferische Natur ist in ihren Anschauungen die mittlere Proportionale ihres Verkehrskreises. Sie wird bei der Aufstellung von Zielen nicht ausgehen von den sehr schwer und nicht ohne Intuition zu erkennenden Bedürfnissen der Zukunft, sondern von den feststellbaren Wünschen der Zeitgenossen, für deren Befriedigung sie eine Formel zu finden versucht. Diese Formel ist die mittlere Proportionale, mit der niemand ganz zufrieden und niemand ganz unzufrieden ist. Man befindet sich in einem grundsätzlichen Irrtum, wenn man diese Berechnung von Zielen aus den Zielen anderer Leute für Realpolitik im Bismarckschen Sinne hält; Bismarck meinte mit Realpolitik die Benutzung vorhandener Mittel, nicht die Benutzung vorhandener Ziele.



Digitized by Google

Die Menge des Wissenstoffs ist für das Handeln nur dann von Vorteil, wenn die Instinktsicherheit entsprechend groß ist, so wie die Güte des Magens der Menge der Nahrung entsprechen muß, wenn diese verdaut werden soll. Bei geringer Fähigkeit zum Verarbeiten wirkt die Menge des Wissenstoffs verwirrend und schädigend, so daß desto weniger Taten sich einstellen, je mehr Tatsachen bekannt sind.

Der unschöpferische Staatsmann versucht aus allem Gegebenen, wirtschaftlichen und militärischen Verhältnissen, dem Nationalismus der Nationalisten, dem Sozialismus der Sozialisten, den Zielen der Feinde, die Zukunft zu errechnen, während der schöpferische Staatsmann dies alles gar nicht für Gegenheiten im Sinne von chemischen Stoffen hält, sondern den eigenen Willen für notwendig, trotzdem er weiß, daß der Kapaun fetter wird als der Hahn; er hat das Bewußtsein, selbst etwas Neues hinzuzubringen zu den Tendenzen der Zeit, er stellt Ziele auf, die dem Volk zwar eingeboren, aber noch nicht bewußt sind; denn die Bedürfnisse des Menschen decken sich nicht mit seinem Programm.

Unschöpferische Politik hält Ideen für eine in sich bedeutungslose Militärmusik, die nur dazu dient, die Truppe im Marsch zu halten, aber nicht zum Selbstzweck werden darf, und wird nie über bestehende Parteiungen hinaus neue, zusammenfassende Ideen ausgeben, sondern muß notwendig die bestehenden Parteiungen als unumstößliche Gegebenheiten nehmen, und indem sie zwischen ihnen zu vermitteln sucht, zwischen ihnen und innerhalb von ihnen zersetzend wirken. In dem Maße wie eine Regierung unschöpferisch ist, wird ihr Volk materiell werden. Schöpferische Politik hat den Mut, über alle Parteiungen hinweg sich an die Herzen des Volkes zu wenden.

Die Ethik unschöpferischer Naturen liegt in der Vergangenheit, ihr Gewissen ist persönlich und daher beinflußt durch persönliche Eigenschaften; sie glauben an die Güte der eigenen, die Schlechtigkeit der fremden Handlungen; das Gewissen schöpferischer Naturen ist das Nationalgewissen, ihre Ethik liegt in der Zukunft und die Rechtfertigung ihres Instinkts wird stets erst durch die Zukunft erbracht. Wo solche Instinkte fehlen, wo nur mechanische Kräfte wirken, da tritt Zersetzung ein.

Wir glauben an eine immanente Gerechtigkeit. Wenn wir uns auch in Augenblicken empören über die Verhetzung gegen schöpferische Menschen, das dauernde Gefühl ist das der Trauer, weil wir wissen, daß ein Volk für nichts so schwer büßen muß, wie für die Undankbarkeit gegen gottgesandte Männer.

Wir glauben im Übrigen an keine Vorausberechnung, weil wir wissen, daß die Ideen von heute die Wirklichkeiten von morgen sind und daß Ideen nur in die Welt kommen durch schöpferische Menschen.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Digitized by Google

# Kulturpolitik und England.

## Von Adolf Dirr.

Kulturpolitik — auch eines jener prachtvoll klingenden Schlagwörter, an denen sich der Deutsche so gern berauscht; an diesem vielleicht mehr als an andern. Es gehört in die Reihe jener wunderbaren Neuprägungen in denen man irgend ein anderes Wort durch „Kultur" ersetzt hat, wie Wohnungskultur, Körperkultur u. dergl. Das Wort Kultur übt einen geradezu magischen Einfluß auf den Deutschen aus. Er denkt sich etwas dabei und weiß nicht recht was, hält seine Unklarheit aber für Tiefe und bildet sich wunderwas dabei ein. Auf die Kulturpolitik aber war er, scheint es, am stolzesten und merkte dabei gar nicht, daß es ein Zwitterbalg war, an den er seine Liebe verschwendete.

In dem Worte Kulturpolitik bezeichnet Kultur also das Mittel mit dem Politik gemacht werden soll. Es ist zugleich ein gutes und ein schlechtes Zeichen für das deutsche Volk, daß es ein solches Mittel der Politik für möglich hält. Kulturpolitik wäre möglich in einer Welt, die Kultur für das Höchste hielte, was es gibt, für das Einzige, was für das Staatenleben wichtig und erstrebenswert ist, aber nicht in einer Welt, die ihre Politik mit ganz andern Mitteln durchzuführen und ihr ganz andere Zwecke zu setzen pflegt.

Zweck und Absicht unserer Kulturpolitik war es, durch kulturelle Mittel dem Deutschtum Achtung zu verschaffen, vorbildlich zu wirken, freundschaftliche Beziehungen anzubahnen, Fremde zum Studium unserer Einrichtungen herzulocken, sie zu einer gerechteren Beurteilung und zu besserem Verständnis unserer Verhältnisse zu bringen, kurz, einen Zustand herbeizuführen, in dem auch das Ausland in den Ruf „Deutschland, Deutschland über Alles" einstimmen könnte und würde.

Was unsere Bestrebungen genützt haben, wissen wir seit langem; der jetzt seit zwei Jahren währende Kampf um unsere Existenz ist nur das letzte Wort in der endlosen Reihe von Absagen, die wir im Laufe der Jahrzehnte seit 1890 haben einstecken müssen. Nicht „Deutschland über Alles", sondern „Fort mit Deutschland" ist das Losungswort der meisten Völker geworden. Weder Annäherungsbesuche, noch Versöhnungskongreße, noch Austauschprofessoren, noch milde Spenden bei Erdbeben und Grubenunglücken, noch Nachgiebigkeit und Entgegenkommen hat uns das geringste genützt in unserer Kulturpolitik. Man hat diese im besten Falle als captatio benevolentiae, gewöhnlich aber als Schwäche ausgelegt. Daß aber auf keinen Fall Schwäche dabei war, das geht aus dem Erfolg hervor, mit dem wir jetzt mit der halben Welt raufen.

Es war ein verhängnisvoller Irrtum mit Höchstleistungen in Wissenschaften und Künsten, in Technik und Handel, sozialen Einrichtungen und Fürsorgeinstituten im Ausland für das Deutschtum Propaganda machen zu wollen. Das Ausland hörte deutsche Musik und benützte deutsche Wissenschaft, kaufte deutsche Waaren und ließ sich von deutschen Häusern Schiffe bauen, Kanonen schmieden, Brücken schlagen, elektrische Anlagen einrichten und Straßen bauen; es las Goethe und Schiller, Kant, Schopenhauer und Nietzsche, trank deutsches Bier, kaufte deutsche Prismengläser, Teodolite und Kameras, ließ sich im eignen Lande von deutschen Kräften alles das besorgen, was es selbst nicht



Digitized by Google

konnte, fuhr auf deutschen Schiffen nach Amerika und Ostasien und brachte als Gegenleistung nicht den deutschen Produkten, aber dem Deutschtum eine immer schärfer werdende Abneigung entgegen. Die Gründe dafür sollen hier nicht untersucht werden — dazu ist hier nicht der Ort — aber mit aller wünschenswerten Deutlichkeit soll gesagt sein, daß sich jeder getäuscht hat und weiter täuschen wird, wenn er glaubt, jene äußeren Erfolge müßten auch innere nach sich ziehen, wenn er glaubt, wir müßten moralische Erfolge in der Welt haben.

Moralischer Erfolg ist aber gleich Kulturpolitik. Eine solche ist uns Deutschen aber nur möglich bei Völkern, die unserer Wertung der Dinge, unserer Auffassung davon, unserm Streben, unsern Idealen Verständnis entgegenbringen, also ähnlich veranlagt sind, wie wir. Und nur dann, wenn sie von uns nichts zu fürchten haben. Bei allen andern aber müssen wir uns resolut mit dem Gedanken abfinden, daß wir nun einmal nicht „beliebt" sind und es aller Voraussicht nach auch nie sein werden.

Es jagt aber auch bloß Michel dieser Chimäre des Beliebtseins nach. Jeder andere Europäer kümmert sich weniger als der Deutsche um den Eindruck, den er macht; wenn es auch schließlich keinem völlig gleich ist, ob er gehaßt, nur geduldet oder willkommen geheißen wird, so macht doch keiner so viel Aufhebens von der Meinung der anderen über ihn als eben der Deutsche. Der Franzose von heute zieht seine liebenswürdigen Saiten auf und zehrt andrerseits von jenem unerschöpflichen Kapital an Beliebtheit, das ihm seine Urgroßväter und deren Ahnen, aber beileibe nicht seine Väter erworben haben — er selbst am wenigsten —; der Engländer gebraucht seine Ellbogen und pfeift in allen Tonarten auf die Meinung der andern; der Russe sagt nitschewo, beträgt sich wie es ihm beliebt, oft recht flegelhaft, und läßt sichs erst recht nicht einfallen zu fragen, ob den andern sein Benehmen paßt oder nicht. Von andern Nationen ganz zu schweigen.

Es wäre bedauerlich, wenn jemand aus diesen Zeilen herauslöse, daß hier dem von manchen unserer Landsleute so beliebten schlechten Ton in allen Lebenslagen das Wort geredet werden soll. Gewiß nicht; es soll nur darauf hingewiesen werden, wie lächerlich, nutzlos und verkehrt es ist, immer ängstlich um die gute Meinung anderer bemüht zu sein. Wir haben wirklich ganz andere Dinge als wichtigere Aufgaben vor uns.

Kulturpolitik haben auch Frankreich, England und Rußland getrieben. Aber doch in einem vom unseren recht verschiedenen Sinne, auch mit ganz andern Mitteln. Und darum erfolgreicher. Frankreich mit seiner künstlerischen Kultur und seinen politischen Idealen, England mit seiner Auffassung vom Verhältnis zwischen Bürger und Staat, seiner Freiheit, Rußland mit seiner Größe und vermeintlichen Unbesiegbarkeit, mit seinem Riesenwechsel auf die Zukunft. Wenn nun England und Frankreich hauptsächlich mit der Fiktion von den Rechten der Person gegenüber dem Staat Proselyten machen, so tun sie das in voller Kenntnis der Psyche der gewöhnlichen Menschen. Mäuse fängt man bekanntlich mit Speck. Dem französisch-englischen gegenüber kommt das unsere, das hauptsächlich die Pflicht betont, gar nicht auf. Frankreich-England locken durch Entlastung; wir glauben durch Belastung dasselbe erreichen zu können. Und die besten Mittel der Propaganda, Presse und Schule, haben unsere Feinde tausendmal besser zu benutzen verstanden als wir. Aber diese ganze Kultur-

Digitized by Google

politik, diese riesige friedliche Propaganda für ihre Ideale haben weder Frankreich, noch England oder Rußland daran gehindert, in ernsten Fragen diejenige Politik zu verfolgen, die am besten den Bestand und die Ausdehnung eines Staates gewähren, die Politik der Macht nämlich. Ihre Kolonien und Tochterstaaten, ihre riesige Ausdehnung in allen Erdteilen sind die sprechenden Zeugen dafür. Als Leute, die sich von den Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten einer Politik des kulturellen Einflusses nicht behindern ließen, schickten sie letztere im gegebenen Augenblick zum Teufel und griffen mit derbfester Hand zu. Mit dem Resultat, daß England heute ein Fünftel, Rußland ein Sechstel, Frankreich ein Zwölftel, Deutschland aber nur ein Vierzigstel der Landoberfläche der Erde besitzen.

Kein Staat hat Kulturpolitik in unserm Sinne als politisches Mittel gebraucht. Wohl hat jeder das Bestreben gehabt, seine Kultur auszubreiten, sie Freund und Feind aufzunötigen, mit andern Worten, es hat jeder seine Kultur Politik treiben lassen, aber keiner hat Politik blos mit seiner Kultur getrieben. Kultur ist nichts ohne Macht; Kultur wird nur dann begierig aufgenommen, wenn sie von einer Seite kommt, die auch eine politische Macht darstellt. Kultur ist eines der Mittel, sich Geltung in der Welt zu verschaffen, aber nicht das Mittel, die andern sind Heer und Flotte und ordentliche Finanzen. Wenn Kultur im Staatenleben wirklich etwas bedeuten würden, hätten sich Frankreich und England nicht mit Rußland, Serbien und Montenegro verbündet gerade zur Vernichtung unserer deutschen Kultur. Solange jede Großmacht ihre Kultur für die allein selig machende hält, ist keine Versöhnung zwischen den verschiedenen Kulturen möglich, also auch keine Aussicht mit der Kultur allein zu wirken. Dazu kommt, daß gerade die unsere etwas so spezifisch deutsches ist, so eigenartig, daß sie unsern jetzigen und noch möglichen Feinden einfach gegen den psychischen Strich geht. Ganz anders als diese fassen wir Religion, Moral, Wissenschaft und Kunst auf, wir denken, handeln und fühlen anders als sie.

Ganz unangebracht ist das sentimentale Mittel der Kulturpolitik England gegenüber. England strebt einfach zur Weltherrschaft. The world is rapidly getting English (die Welt wird mit Riesenschritten englisch) hat einmal einer gesagt, er hätte es besser so gefaßt: we are making the world rapidly English (wir sorgen dafür, daß die Welt mit Riesenschritten englisch wird). England steigt und fällt mit seiner Weltbeherrschung; ein England ohne Gibraltar, Malta, Suez, Straits-Settlements, Hongkong, ein England ohne Ägypten, Indien, Süd- und Ostafrika, Kanada, Australien ist eine armselige Kreideinsel mit mittelmäßigem Klima (es wächst kein Wein dort!) und mittelmäßigem Boden im Weltmeer. England ist die Heimat eines harten, zähen, unsentimentalen, skrupellosen und äußerst energischen Volkes. England zum Feind haben, heißt die Welt gegen sich haben. Dieser Feind war und ist im Begriffe sein Weltreich noch weiter auszubauen. Ein Blick auf die Karte zeigt die Lücken: zwischen Kairo und Kapstadt die deutschen und die portugiesischen Besitzungen, zwischen Ägypten und Indien Arabien, Südpersien und Afghanistan. Um diese Lücken auszufüllen, hat es sich am 4. August 1914 an Frankreich und Rußland angeschlossen. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen wie die Welt aussehen würde, wenn England restlos Sieger bliebe. Jene Lücken wären ausgefüllt, selbst wenn Rußland nach Konstantinopel gekommen

Digitized by Google

wäre. Denn dann hätte sich England ruhig auf die Inseln an den Dardanellen gesetzt und das Tor zum heiß ersehnten russischen Ausgang ins freie Meer auf der andern Seite zugemacht. Das hätte die Auseinandersetzung zwischen Bär und Walfisch beschleunigt und wer anders als das besiegte Deutschland hätte die Sache austragen müssen? Und ein neutralgebliebenes England hätte am Ende des schweren Ringens auf dem Festland seine ungeschwächte Riesenkraft an Flotte, Heer und Finanzen auf die Wagschale geworfen; daß dies zu unsern Gunsten geschehen wäre, glauben ja leider viele in Deutschland. Das sind dieselben, die da glauben, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre, hätten wir 1915 oder spätens in diesem Jahre ein Bündnis mit England gehabt. Man erlaube mir die Frage: Gegen wen? Zur Austragung welchen englischen Streits? England kann nicht mit und neben einem einigen Europa leben, das sollte in jedes deutsche Hirn gehämmert werden. Es steigt mit der Uneinigkeit auf dem Kontinent, und fällt mit der Einigkeit. Andere Mittel aber als es selbst anwendet, sind im Kampfe mit ihm nicht anwendbar, also auch nicht Kulturpolitik. Für die hat es nur Hohn, weil es sie als Schwäche auslegt. So auslegen muß, weil seine Mittel das gerade Gegenteil davon sind.

## Der Entschuldigungskoller.

Ohne daß wirs gemerkt haben, hat uns als wahrheitsliebende Menschen die Niederträchtigkeit des Lügenfeldzugs zu Widerlegungen herausgefordert, wo sie weder nützlich noch nötig sind und uns zu Betrachtungen angeregt, zu denen ein Mensch von Selbstachtung sich durch Freunde, aber niemals durch Feinde anregen läßt. Der zweite Teil des vorstehenden Satzes ist der beschämendere; manche Deutsche sind zerknirscht in sich gegangen und haben sich gefragt, woran es liegt, daß wir so unbeliebt sind. Vielleicht doch, weil so viele mit dem Messer essen? Oder weil so viele mit dem Messer stechen? Wir sind damit auf eine falsche Bahn gekommen. Selbstkritik — die einzige Kritik, die Wert hat — kann gar nicht genug geübt werden, aber nur da, wo wir sie selbst für nötig halten, wo wir finden, daß deutsche Eigenschaften dem Deutschtum im Weg stehen. Alle Zeitungen und Zeitschriften haben schon viel zu viel verteidigt und wir sind in der Aufregung des Kriegs in eine Art Entschuldigungskoller verfallen. Für die Zukunft wollen wir die Urkunden des Lügenfeldzugs gut aufheben und uns untereinander daran erinnern, um die Schufte immer besser kennen zu lernen („Vergeben und Vergessen heißt gemachte kostbare Erfahrungen zum Fenster hinauswerfen", Schopenhauer). Wenn aber ein Ausländer uns auffordert, den Vorwurf der Barbarei zu widerlegen, wollen wir Ludwig Thoma bitten, ihm auf bayerisch zu antworten.

Digitized by Google

# Die Freiheit der Meere oder die enthüllte englische Regierung.

## Von Bertrand Barère.

Der Friede von Amiens, der im Jahre 1802 einen zehnjährigen Krieg zwischen England und Frankreich beendet zu haben schien, konnte in Wahrheit nur ein kurzer Waffenstillstand sein. Die Bedingungen des Friedens wurden von keiner der beiden Parteien erfüllt; Englands herrschende Oligarchie war unzufrieden, da zugleich mit dem Krieg ihr Handelsmonopol ein Ende nahm, wie eine gleichzeitige Denkschrift aufrichtig sagt; und weder Frankreichs Interessen noch Napoleons Ehrgeiz konnten in einem Zustande verharren, der Macht und Waffenruhm auf dem europäischen Festlande mit völliger Ohnmacht zur See verband. Von selbst lebte der Krieg wieder auf, und schon 1803 begann Napoleon mit dem Bau einer großen Flotte von Transportschiffen, um bis zum Frühjahr 1805 alle Vorbereitungen zu einem Einfall in England mit der größten Energie zu betreiben.

In dieser erwartungsreichen Zeit erschien in Frankreich eine neue Zeitschrift „*Mémorial Antibritanique*", sowie die entsprechend vervollständigte Neuausgabe eines Werkes, das bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1796 vermutlich nicht sehr beachtet worden war: „*La liberté des mers ou le gouvernement anglais devoilé*". Der berühmte Name des Verfassers, Barère, bürgte bei beiden Erscheinungen dafür, daß sie ihren Zweck erfüllen würden, den Haß gegen England und die Begeisterung für das Landungsunternehmen zu schüren.

Bertrand Barère de Vieuzac hatte damals bereits den Höhepunkt seines Ruhmes und seines Einflusses auf die Zeitereignisse überschritten. Er war 1755 in dem französischen Pyrenäenstädtchen Tarbes geboren, hatte die Rechte studiert und sich in der Heimatstadt als Anwalt niedergelassen. Da er durch politische und ästhetische Schriften einen gewissen Ruf erworben hatte, so wanderte er 1789 gleich so vielen Rechtsgelehrten als Abgeordneter der Nationalversammlung nach Paris. Er gewann bald durch seine Redekunst wie durch seine Schriftstellerei großen Einfluß, und seine stattliche Erscheinung ist durch Davids Gemälde „Der Schwur im Ballsaal" bekannt geworden. Schon 1789 gab er eine kurzlebige Zeitschrift „Der Tag bricht an" heraus und sprach und schrieb gleichzeitig über die verschiedensten, insbesondere über Finanz- und Pressefragen. 1790 verkündete er in einer Epistel an alle Völker die Menschenrechte und wurde 1792 in den Konvent, später zu dessen Präsidenten gewählt. Wegen seiner überschwänglichen Redeweise hieß es von ihm, er umwinde das Schaffot mit Blumen, und das berühmteste Beispiel davon ist sein Ausspruch: „Der Baum der Freiheit wird nur blühen, wenn er mit dem Blute der Könige begossen wird." Er wurde zweimal Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, und die Zeit seines zweiten Aufenthaltes in ihm in den Jahren 1793—94, als er zum Berichterstatter ernannt worden war, war auch der Gipfel seines Ruhms. Allen Schriftstücken aus dieser Zeit ist der Stempel seines Stils aufgeprägt, die berühmten Kriegstagesberichte und die philosophisch verbrämten Erlasse an die Armee, an denen sich Napoleon für die seinigen geschult hat, sind von ihm verfaßt, und er hat das berüchtigte Wort geprägt: „Der Schrecken ist die Losung des Tages." Aus dem Geiste der damals üblichen Mischung von Humanität und Grausamkeit stammt sein Satz, mit dem er über das Schicksal gefangener Engländer entschied: „Nur die Toten kehren nicht wieder." Und die anti-englische Gesinnung, die sich auch hierin offenbart, scheint eine der wenigen Überzeugungen gewesen zu sein, denen Barère treu geblieben ist. Er entwickelte sich vom Monarchisten über den Girondismus bis zum äußersten Berg, und die Legende ging von ihm, daß er zuweilen in der rechten und in der linken Rocktasche zwei einander entgegengesetzte Reden bei sich trage, um je nach dem Verlaufe der Sitzung die eine oder die andere zu verwenden. In der Tat brachte er es fertig, eine Rede in einen Hymnus auf Robespierre ausklingen zu lassen und ihn am folgenden Tage für einen Feind des Vaterlandes zu erklären. In der dazwischen liegenden Nacht war die Verhaftung Robespierres erfolgt. Trotz Barères Bemühungen bildete diese den Wendepunkt auch in seinem Leben. 1795 wurde auch er verhaftet und entging nur durch merk-

Digitized by Google

würdige Zufälle, schließlich durch die Flucht der Deportation oder Schlimmerem. Unter dem Direktorium wurde er amnestiert, kehrte zurück, war einige Jahre Redakteur am offiziellen Moniteur und lieferte Geheimberichte für Napoleon, bis dieser ihn 1807 in schnödester Weise fallen ließ. In der Episode von 1815 war er wieder Deputierter, wurde 1816 als Königsmörder verbannt, trotzdem er sich in jeder Weise vor Ludwig XVIII. demütigte, und lebte in Belgien, bis er 1830 nach Frankreich zurückkehren durfte; er starb 1841 86 Jahre alt in seiner Heimatsstadt.

Während aller dieser Jahre war er unermüdlich schriftstellerisch tätig und veröffentlichte außer eigenen, insbesondere politischen und historischen Schriften und mehrbändigen Memoiren, die mit Vorsicht zu benutzen sind, auch viele Übersetzungen von Dichtern und historischen, politischen, philosophischen und Reisewerken aus dem Englischen und Italienischen.

Das Werk von ihm, das uns hier beschäftigt, die *Liberté des mers*, ist in vielfacher Hinsicht für den deutschen Leser interessant, wie die Übersetzung einiger Abschnitte zeigen wird. Interessanter noch wäre es vielleicht für den französischen Leser, der mit Erstaunen erfahren würde, wie seine Vorfahren über den Bundesbruder gedacht haben. Es wäre zu langwierig, sämtliche Punkte zu erwähnen, die einen Vergleich mit den heutigen Verhältnissen herausfordern. Immer von Neuem steht man verblüfft vor der Erkenntnis, daß wir garnicht im Stande sind, Anklagen gegen England zu richten, die uns nicht der Franzose vor mehr als hundert Jahren vorweg genommen hätte. Und nicht bloß allgemeine Anklagen, die heute noch gelten, auch Einzeltatsachen und -Zustände werden erwähnt, an denen hundert Jahre vorübergeflossen sind, ohne daß eine wesentliche Änderung eingetreten ist. Wenn wir Englands Geschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfolgen, so sind wir Zeuge einer ungeheueren Machterweiterung, und doch hören wir schon aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Englands, wohl umstrittener, doch unbestreitbarer Übermacht.

Tiefe Niedergeschlagenheit aber müßte sich eines französischen Lesers bemächtigen; denn sein Vaterland hat den Kampf, von dessen Erfolg es vor hundert Jahren nur eine kurze Spanne Zeit noch zu trennen schien, als aussichtslos aufgegeben, ohne eins seiner Ziele erreicht zu haben. England hat seine See-Obergewalt noch fester begründet, und es verweigert jetzt wie damals siegreich die Anerkennung der Rechte der Neutralen zur See, die von der französischen Revolution und von der bewaffneten Neutralität gefordert worden waren; es kennt keine Selbstbeschränkung der kriegführenden Mächte zur See, wie sie zum Teil schon der Schiffahrtsvertrag zwischen dem Preußen Friedrichs des Großen und den Vereinigten Staaten festgelegt hatte; allerdings ging die Meinung schon damals dahin, ein solcher Vertrag sei nur darum möglich, weil ein Krieg zwischen den beiden Vertragschließenden unmöglich wäre!

Eine gewaltige Änderung aber ist in dem Wege eingetreten, der zu dem mehrhundertjährigen Ziele führen soll. Der Soldat, der Diplomat sind nicht imstande gewesen, das freie Meer zu erkämpfen, wie der alte Franzose gehofft hatte. Zu ihnen hat sich der Techniker gesellt, und erst seiner Hilfe wird es zu danken sein, daß das Meer frei wird.

Leipzig. Fritz Lewy.

## An alle Völker, Freunde der Freiheit.

Die englische Regierung ist und war der geistige Angreifer in allen Kriegen der alten und neuen Welt; sie allein vergiftet die Revolution; sie ist der ewige Feind des Friedens von Europa, des Wohlstandes von Frankreich, der Unabhängigkeit und Freiheit der Nationen. Darum zerbricht jeder Schlag, den die französische Regierung der englischen versetzt, ein Glied an der schweren Kette, mit der diese perfide Regierung seit langem das Menschengeschlecht knechtet. Seit hundert Jahren bläst sie das Feuer der Zwietracht und des Krieges unter allen Nationen an. Seit hundert Jahren vergewaltigt und unterjocht sie, häuft Schätze, be-

Digitized by Google

schimpft, verführt, betrügt, knechtet und herrscht. Seit hundert Jahren hat sie Frankreich siebenmal allen Übeln des Krieges ausgesetzt: 1689, 1722, 1740, 1755, 1775, 1793, 1803. Alle diese Niedertracht hat sie gekrönt mit dem Werke seiner Politik, dem ungerechtesten und schrecklichsten, dem Kriege der Koalition von Pillnitz.

Auf solche Weise, ermuntert durch eine schmählich lange Straflosigkeit, erdrückt seit mehr als einem Jahrhundert die britische Tyrannei alle Völker der Erde und soll, wie es scheint, auch auf den zukünftigen Geschlechtern lasten. Montesquieu hat gesagt, daß Frankreich nur durch Kanonenschüsse mit England unterhandeln dürfe, und ich sage, daß die Zeit gekommen ist, in der alle Völker im Bunde diese Art Handel mit der verderblichen und verdorbenen englischen Regierung beginnen müssen.

Der todbringende Schatten des melancholischen Pitt sitzt immer noch dem Kabinetsrat von St. James vor. Er sagt den britischen Ministern: „Solange es in England zwei Schiffe gibt, müssen sie gegen Frankreich fechten, und wenn noch zwei Pfunde in seinem Schatz liegen, sollen sie dienen in Frankreich Zwietracht zu säen." William Pitt ist der merkwürdige Erbe der politischen Verbrechen des berühmten Chatham, der 1793 unklug genug war, mit folgenden Worten hochmütig das Recht der neutralen Staaten zu brechen: „Frankreich muß vom Welthandel ausgeschlossen und so behandelt werden, als ob das ganze Land *eine* Stadt, *ein* Hafen wäre, sodaß es zu Lande und zur See blockiert wird und der Aushungerung verfällt."

Wer hat Frankreich erniedrigen und als politisches Gemeinwesen verschwinden lassen wollen? Wer hat wie rasend mit allen Mitteln daran gearbeitet, mein geliebtes Vaterland von der übrigen Welt politisch und wirtschaftlich abzutrennen; es zu blockieren, um es auszuhungern; es auszuhungern, um es auf die Knie zu zwingen; es auf die Knie zu zwingen, um seine Fetzen den Ländern Europas auszuteilen? Wer hat ohne Scham Philosophen wie Kaufleute das Gelübde aussprechen lassen, den Krieg bis zur Austilgung der französischen Nation fortzusetzen? Wer hat ständig Europa mit der Kriegsfackel entzündet, wer Nord-Amerika mit Verbrechen, Süd-Amerika mit blutigen Verschwörungen bedeckt, wer aus Hessen einen Sklavenmarkt gemacht? Wer hat in Bengalen fünf Millionen Menschen zugrunde gehen lassen, um die drei Millionen, die diesen schauerlichen Massenmord überlebt haben, zu Knechten zu machen? Wer hat die kanadischen Familien hingeopfert, die nach Frankreich, ihrem Vaterlande, flüchten wollten? Wer hat das Gold in Asien wie in Europa zum unumschränkten Herrscher der Diplomatie gemacht, zum Agenten der Gegenrevolution, zum Lohn und Preis der Bürgerkriege, zur Hilfe jedes Verräters, zum grausigsten Gehilfen des Todes? Wer hat die Nationen gezwungen diese ungeheure Menge von Riesenschiffen zu bauen, die das *Meer* bedecken, um das *Festland* zu beherrschen? Wer hat das unglaubliche und blutige Projekt ersonnen, Regimenter von wilden Hunden aufzustellen, sie mit zugespitzten Hauern zu versehen, durch Hunger wütend zu machen und sie in den Einöden von St. Domingo auf die französischen Soldaten los zu lassen? Wer hat die Köpfe der unglücklichen hingeschlachteten Amerikaner von den Indianern in das Lager bringen lassen, um diese Morde mit elendem Eisenkram zu bezahlen und auf solche Weise dem Absatz der englischen Nadelfabrikanten aufzuhelfen? Wer hat die grausamen Horden vom Ontariosee zu Helfern im Kampfe gegen die Mitbürger Franklins erzogen? Wer hat die fanatischen Vendees, die freiheitmordenden Bürgerkriege organisiert? Wer hat das Menschengeschlecht da-

Digitized by Google

durch entehrt, daß er von Fürsten Truppen wie Viehherden eingehandelt und für jeden Soldaten, der im Kampfe der Engländer gegen die Amerikaner fiel, ein Pfund bezahlt hat? Wer hat Seeräuber mit doppelten Patenten, englischen und französischen, ausgerüstet und so Betrug und Gewalttat, Seeräuberei und Hinterlist gepaart? Wer hat den infamen Räuber von Plymouth mit Beifall überhäuft, der unter holländischer Flagge an der französischen Küste um Hilfe rief, um dann seine Retter zu Gefangenen zu machen? Wer hat zu jeder Zeit die Seeräuberei gegen französische Handelsschiffe ausgeübt, ohne daß eine Kriegserklärung vorausgegangen wäre, mit Verletzung aller unter zivilisierten Nationen üblichen Rechte? Wer hat ohne Scheu im Jahre 1755 vor der Kriegserklärung 400 französische Schiffe genommen und die unglücklichen Matrosen der Handelsmarine aufs barbarischste behandelt? Wer hat die abscheuliche Idee gehabt und ausgeführt Iren und Schotten in die Sandwüsten von Botany-Bay zu verschleppen? Wer hat in den Zeitungen Londons das eines Nero würdige Projekt veröffentlicht und besprochen, die Deiche Hollands zu brechen? Wer hat die Methode erfunden die irischen Diener halb zu erwürgen, um sie zur Aussage gegen ihre Herren zu zwingen? Wer hat 1793 die französische Flagge durch englische Corsaren hissen lassen, um die Schiffe der Vereinigten Staaten zu kapern, uns so mit einem alten Freund zu veruneinigen und eine Macht mehr der Koalition gegen uns zu vereinen? Wer hat das Vergehen jenes Schiffskapitäns unbestraft gelassen, der einem neutralen Schiffe Hilfe leistete, einen der Schiffbrüchigen als Franzosen ins Meer warf und dem Unglücklichen den Arm abhieb, mit dem er sich an seinem Schiffe festhielt? Wer zündet immer von neuem den Kontinentalkrieg an, bald in Italien, bald im Norden Europas, um die Landung der Rächer an den eigenen Küsten zu verhindern?

Britische furchtbare Regierung, begründet auf den Gebeinen von tausend Deinem Ehrgeiz geopferten Völkern. Du, die Du mit tückischen Mißbrauch des Namens des Großmoguls die Fürsten Indiens entthront, ermordet, zu Sklaven gemacht hast! Du, blutgieriger Tyrann des unglücklichen Irland! Du, gewohnt in Friedenszeiten die Geschwader der anderen Mächte zu rauben, in Toulon wie in Cadiz, am Kap der guten Hoffnung wie in Kopenhagen! Du, die unter dem Vorwand den Usurpator Ferdinand auf den spanischen Thron zu setzen sein unglückliches Vaterland mit Leichnamen bedeckt und die fruchtbaren Ebenen von Spanien und Portugal in Aschenhaufen verwandelt hast! Du, die Waffen an Republikaner wie an Königliche in Südamerika verkauft, um auch diese neue Wiege der Freiheit in ein Meer von Blut zu versenken! Du, dessen vandalische Neigungen in gleicher Weise die Ruinen der unglücklichen Städte Nordamerikas, wie San Sebastian und Kopenhagen zeigen! Du, die die Gestade von Quiberon mit dem Blute von 14 000 französischen Auswanderern gebadet hat, denen Du Gastfreundschaft geschworen hattest! Du, entsetzlicher Seeräuber, sag, mit welchem Rechte nahmst Du 2000 dänische Schiffe, drangst im Frieden in den Hafen von Kopenhagen, raubtest die Flotte, verbranntest Kopenhagen und würgtest 24 000 seiner Bewohner ab! Du, Erfinder des Brotes aus Mehl und Kalk, mit dem Du in Deinen schwimmenden Kerkern mehr als 45 000 französische Seesoldaten umgebracht hast. Du, die Du Deine Gerichtshöfe mit Skalpen gefangener Amerikaner schmückst, geraubt durch Deine als Indianer maskierten Soldaten! Du, die in den großen Städten Nordamerikas Zentren der Spionage unterhältst, um die Rebellion vorzubereiten. Du, Gewalthaber der Rechte der unter Deinem Joche gekrümmten Portugiesen und Brasilianer!

Digitized by Google

Du, Mörder und Pirat, sag, was geschah mit den vier spanischen Fregatten, die in vollem Frieden nach Spanien die Schätze der neuen Welt brachten. Deine Admiräle, die vor feindlichen Schiffen fliehen, wenn Zahl und Kraft Gefahr befürchten lassen, sie greifen an, wenn sie den schwachen Neutralen als sichere Beute fassen können. Unentwegt in der Behauptung dessen, was Du Deine Seerechte nennst, soll das Weltall zum hundertsten Male Zeuge eines Attentats auf die Menschenrechte sein. Du verlangst Schätze und greifst vier Schiffe eines neutralen Landes an, weil sie das stete Ziel Deiner Gier, Gold, an Bord führen. Ein Augenblick, Donner und Blitz und Geschrei, und die Schlächterei auf dem Meer hat begonnen. Drei der Schiffe werden Deine blutige Beute, das vierte sinkt auf den Grund des Meeres.

Britanische Regierung, könnte der Genius der Menschheit dieses blutige Gemälde vor die Augen aller Völker stellen, um ihnen den ewigen Abscheu ins Herz zu senken, den ich Dir schwöre. Ein einziges Ziel sollte dann nur noch für sie vorhanden sein: sich vereinigen und Dich vertilgen. Und Du, Gesalbter des Herrn, Georg IV., der Du der Welt nur das Leben eines Völlers und Wüstlings vorführst! und Du, furchtbarer Palast von St. James! Warum ist mir nicht für einen Augenblick die Macht über den Blitz anvertraut! Auf Dich wollte ich ihn schleudern, und seine Flammen sollten auf der ganzen Erde Deine elenden Parteigänger vernichten.

Hört die Klagen der Menschheit. Ein Stöhnen erhebt sich, und von einem Pol bis zum andern tönt es: Britannia esse delenda.

Deinen machiavellistischen Bestechungskünsten schuldet Frankreich die schauerlichen Schlächtereien in den Gouvernements des Südens, den Mord der französischen Patrioten, die politische und militärische Organisation der Banditenhorden; Dir den Niedergang des Patriotismus, die Fäulnis der Sitten, den krankhaften Luxus; Dir die Auswüchse der schönsten Revolution zur Erkämpfung der Freiheit, die es je gegeben hat.

Noch eine Anstrengung, und der Sieg ist erreicht. Diese ungeheuerliche Regierung soll nicht mehr das Land und den Ozean beflecken. Der Friede wird von dem Augenblicke an herrschen, da Frankreich den britischen Stolz niederschlägt und die Horde von blutgierigen Ministern und ihren bestochenen Anhang auf dem nebligen Eiland einschließt. Ganz Europa wird sich mit Frankreich vereinigen, diese übermütige Säule der Selbstsucht zu stürzen und die Freiheit der Meere allen Völkern zurückgeben. Frankreichs Bestimmung ist jetzt der der Götter gleich: Es ist mit der Glückseligkeit der Welt beauftragt, nicht bloß Europas, sondern aller Erdteile.

300 Meilen trennen die französischen Heere von Wien und Berlin und nur 7 Meilen trennen sie von der Küste Englands. Der ewige Schnee der liguriſchen und noriſchen Alpen haben dem siegreichen Heere nur schwachen Widerstand geleistet, und auch die Wogen des Kanals werden seinen Triumpf nicht aufhalten. Die Wellen des Rheins, von Etsch und Po haben seinen kriegerischen Eifer nur noch angestachelt den unzähligen Truppen, den kriegsgewohntesten von Europa gegenüber zu treten. Und am anderen Ufer des Kanals warten nur undisziplinierte Söldlinge. Die Regierenden von England glauben, daß die Abgründe der Meere sie verteidigen werden; aber sie werden sich nur öffnen sie zu verschlingen.

Welcher Widersinn, ein unüberwindliches England! Welchem Feinde hat es bisher widerstehen können? Nacheinander ist es von Römern, Sachsen, Jüten,

Digitized by Google

Dänen, Normanen besiegt und unterjocht worden, als seine Bewohner noch arm und kriegerisch waren. Heute aber sind sie reich und unfähig zum Widerstand. Unüberwindlich die Engländer, und dennoch haben einige schwache Kolonien ohne Einkünfte, ohne Heer und Marine, beseelt nur vom Genius der Freiheit sie niedergeworfen und sich selbst zum Range einer unabhängigen Nation erhoben. Unbesiegbar die Engländer, und sind doch ihre Bataillone in Dünkirchen vor dem französischen Heere geflohen. Haben die stolzen Britten nicht auf den Knien die Gnade der Franzosen in Hoscootte angefleht? Sind sie nicht gleich einer Herde Schafe aus ganz Belgien und Holland geflüchtet? Sind sie nicht in unzähligen italienischen Schlachten, an den Ufern des Rheins wie auf den Höhen der Alpen besiegt worden?

Franzosen, Befreier Europas, wollt ihr noch länger dulden, daß das freie Meer zum ausschließlichen Eigentum der britischen Minister geworden ist? Sendet Euern Blick über das Antlitz des Erdballes, und ihr werdet nicht eine Küste, nicht einen Landstrich finden, die nicht unter englischem Joch gefesselt sind. Folgt über die unendliche Fläche des Ozeans den Schritten jener Regierung, und ihr werdet den Weg nicht verfehlen, der durch die Spuren von Menschenblut unauslöschlich gezeichnet ist.

So wartet das Meer, daß die Befreier nahen, die seine Ketten zerreißen sollen. Seine Wellen werden die französischen Schiffe willig zu den Gestaden der Tyrannen bringen, wo sie das Menschengeschlecht retten sollen. Merk auf den Genius der Menschheit, hört über dem französischen Lager seinen Flügelschlag und seinen Ruf: „Überschreite diese schmale Enge; der Sieg geht Dir voran, und Deine Feinde fallen zu Deinen Füßen. Dich führt der Heros, der Sohn des Glückes und der Liebling des Ruhmes; wirf einen Thron nieder, der von so viel Schandtat besudelt ist, und zerstöre eine Regierung, den Abscheu der Welt. Tritt heran an die Mauern seiner Städte, und das Geschrei der Gefangenen, die mitten in einer schwelgerischen Nation Hungers sterben müssen, wird in Deine Ohren gellen. Öffne die eklen Gefängnisse, und das traurige Schauspiel der Marter von 22 000 Franzosen wird ans Tageslicht drängen. Kaum war das Gerücht der militärischen Vorkehrungen in ihre unterirdischen Kerker gedrungen, als sie ihre mit Eisen beladenen Hände zum Himmel emporhoben. Sie rufen den rächenden Gott an gegen die britischen Minister, die sich selbst zu Henkern ernennen, indem sie ihren Gefangenen die notwendigste Nahrung verweigern."

### Der Unterschied zwischen der Allgemein- und der Alleinherrschaft auf dem Meere.

Das Meer ist der Schauplatz der Demokratie. Jedes Volk hat das gleiche Recht es mit seiner Handels- und Kriegsflotte zu befahren; auf seinen Wellen die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Fabriken auszuführen und von einem zum andern Pole die ganze Ausdehnung seiner Gewässer zu benutzen. Es gibt keinen vernünftigen und gerechten Menschen, der nicht der gleichen Überzeugung ist, daß der natürliche Zustand auf dem Meere eine reine Demokratie ist, und daß die Alleinherrschaft eines Volkes zur See aus dem Meer eine absolute despotische Monarchie macht.

Die Gemeinherrschaft zur See braucht, um sich aufrecht zu erhalten, nur die Einigkeit der Völker und die bona fides der Regierungen. Die Alleinherrschaft zur See muß, weil sie eine Gewaltherrschaft darstellt, zu ihrer Erhaltung sich auch

Digitized by Google

einer gewaltsamen Politik bedienen, im Ausland durch erzwungene Verträge, im Inland durch gewisse Einrichtungen, denen sich das angeblich freie englische Volk unterwirft, wie die gewalttätige Rekrutierung der Matrosen, die häufig für die ganze Dauer ihres Lebens „gepreßt" werden.

Bei der allgemeinen Seeherrschaft ist ein Krieg stets nur an einer Stelle möglich, an dem Punkt des Angriffs oder im Lande des Angreifenden. Die Alleinherrschaft zur See greift an oder verteidigt sich, indem sie den Krieg über alle Erdteile verbreitet.

Unter der allgemeinen Seeherrschaft stehen nur die beiden Länder in Waffen, die miteinander im Kriege sind. Im Zustande der Alleinherrschaft zur See sind alle Kontinente in Flammen gehüllt. Jeder Kanonenschuß, den ein britisches Schiff gegen eine Macht Europas abschießt, findet sofort in Asien, Afrika, wie Amerika seinen Widerhall. Der Erdball muß sich auf einen Weltkrieg gefaßt machen, wenn es ein Paar Seeräubern wegen einiger Warenballen so beliebt.

Alle Völker sind in gleicher Weise daran interessiert die Gemeinherrschaft zur See wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten. Nur die Macht der britischen Regierung muß daran arbeiten die Alleinherrschaft zur See zu verewigen.

Darum schwillt diese Macht immer riesenhafter an und verschlingt fortdauernd weiter schwache Staaten; die Länder der Unwissenden, die ihr Schicksal nicht kennen, werden versklavt; mittlere Mächte zu tatenlosem Abwarten verleitet; Großmächte durch Intriguen in innere und äußere Kriege verwickelt; die Verbündeten in die traurige Stellung von Handlangern herabgedrückt, zu jämmerlichen Werkzeugen in den Kriegen, die England im eigenen Interesse und zur Stillung seines unersättlichen Ehrgeizes unternimmt.

Unter den Gesetzen der Gemeinherrschaft zur See genießen die kleinsten Staaten die gleichen Rechte wie die größten Reiche; die schwachen Regierungen haben den gleichen Seeschutz und die gleiche Handelsfreiheit; die mächtigen Regierungen sind ihrer Reichtümer sicher, ohne daß ihre Industrie in ewiger Unruhe lebt, daß sie ihr Ansehen im Ausland durch Kriege behaupten müßte. Unter der Gemeinherrschaft zur See ist Cagliari gleich sicher wie Cadiz, Neapel wie Amsterdam; Dänemark, Spanien, Schweden wie Frankreich. Unter der Alleinherrschaft zur See sind Cagliari und Neapel nicht mehr Herren ihrer Häfen; Amsterdam, Kopenhagen und Stockholm müssen sich mit der Küstenfahrt begnügen, und die Straße von Gibraltar, Texel, und der Canal sind dem freien Verkehr verschlossen.

Die Gemeingewalt zur See entspricht der steten Übung des Völkerrechts und ist der natürliche Zustand der Dinge. Die Alleinherrschaft zur See ist eine andauernde Verletzung des Völkerrechts; sie stellt für alle Länder, selbst für das Land das sie ausübt, einen Gewaltzustand dar.

Es ist nicht etwa das Völkerrecht, das die andern Völker durch eine strenge und gerechte Anwendung in den Händen der Briten unterdrückt: die Regierung von St. James kennt kein Völkerrecht, unter ihrer Geringschätzung dieses feierlichen Bundes der Völker leidet die ganze Welt. Folgendes sind die Statuten des Völkerrechtes, das die Richtschnur der britischen Regierung bildet: Die Gewalt, die Rechtlosigkeit, die Perfidie, die Bestechung, und seit einiger Zeit hat sie einen fünften Paragraphen eingefügt: den Mord.

Die Gemeinherrschaft ist aus Grundsatz und aus Zwang friedlich; die Alleinherrschaft aus Ehrgeiz und aus Überhebung kriegerisch. Europa war ruhig, solange die Schiffahrt frei war; aber in den Zeiten, als Venedig, Karl V., Ludwig XIV.

Digitized by Google

oder Georg III. die Gewalt über das Meer an sich reißen wollten, wurde es in Unruhe und Unglück gestürzt.

Wenn London nicht existierte, würde sich der Wohlstand aller Seestaaten mehren. Wenn London nicht mit dem Staatsschatz die kostspielige Rüstung der Alleinherrschaft zur See tragen und zahlen müßte, so brauchte seine Regierung nicht die Steuern des englischen Volkes zu vervierfachen; so brauchte Europa sich nicht in Krämpfen zu winden, in Versuchen, das Joch einiger ehrgeiziger Minister abzuschütteln.

## Karthago und London.

Was für Auswüchse bringt nicht die Alleinherrschaft zur See zu Wege! Montesquieu (Geist der Gesetze, Buch XXI, Cap. 2) bemerkt, daß Karthago ein eigenartiges Fremdenrecht hatte: es ließ die Ausländer umbringen, die in Sardinien und bis zu den Säulen des Hercules Handel trieben. London verhindert die Völker das Indische Meer zu befahren, legt das Gesetz von Gibraltar denen auf, die im Mittelländischen Meere Handel treiben wollen und kündigt von den Felsenforts von San Nicolas auf St. Domingo den Seefahrern an, daß es die Absicht hat den Golf von Mexiko seiner Gewalt zu unterstellen.

„Die Wirtschaftspolitik von Karthago", fügt Montesquien hinzu, „war nicht weniger eigentümlich; sie verbot den Bewohnern von Sardinien bei Todesstrafe, das Land zu bebauen." Die britische Regierung verbot im Jahre 1793 vermittelst eines Rundschreibens an alle Regierungen Waren irgend welcher Art, auch Lebensmittel, nach Frankreich zu befördern, bei Strafe Schiff und Ladung zur guten Prise und die Bemannungen kriegsgefangen zu erklären. Der leitende Gedanke bei diesem Vorgehen war, Frankreich durch den Hunger zu besiegen, um es des Ranges einer souveränen Nation zu entkleiden und unter die verbündeten Fürsten zu verteilen. Das gleiche Recht, besser die gleiche Infamie übte es in Bengalen aus, wo Lord Clive die größere Hälfte der Bevölkerung Hungers sterben ließ, um den überlebenden Rest leichter unterjochen und seiner Rechte berauben zu können. Das öffentliche Recht Englands in Bezug auf Frankreich und Bengalen, als es die Anwendung des Hungers als Kriegsmittel zum System erhob, ist viel grausamer, als das öffentliche Recht der Karthager in ihrem Verhältnis zu den Bewohnern von Sardinien. Denn Karthago machte die Sarden durch Zwang zu Seefahrern, als es sie verhinderte den Acker zu bebauen. Die britische Regierung aber ließ den Indern keinen andern Beruf als ihre Sklaven zu werden.

Karthago hatte in dem Rechte für Korsika ebenfalls bestimmt, daß es seinen Bewohnern bei Todesstrafe verboten sei irgend eine Getreideart anzubauen, und sandte ihnen wie den Sarden Lebensmittel aus Afrika, um sie dadurch nur fester in Abhängigkeit zu erhalten. In ähnlicher Weise hat die englische Regierung die Portugiesen durch listige Verträge gezwungen, den gesamten Weinbau des Landes einer britischen Gesellschaft zur Ausbeutung zu übergeben, sich Nahrung und Kleidungsstoffe von England liefern zu lassen und dadurch die Entwicklung einer portugiesischen Industrie unmöglich gemacht.

Die Karthager, die den Handel mit Edelmetallen beherrschten, wollten auch den mit Blei und Zinn an sich reißen, um ein Handelsmonopol auf die Bergwerksprodukte zu haben. In gleicher Weise will London der Alleinherrscher über die Steinkohle sein, die für jedes Gewerbe unersetzlich ist, und so die allgemeine Ab-

Digitized by Google

hängigkeit erzwingen. Auch die Fischerei und ihre Produkte sind ein Monopol Englands geworden, und in der Südsee vernichtet die englische Marine jedes fremde Fahrzeug, um zu verhindern, daß es Entdeckungen machen oder Handel treiben könnte.

Die Karthager dienten zwar in der Flotte und in den Kolonien, benutzten aber zur Führung ihrer Kriege nur fremde Söldner. Und in gleicher Weise verfährt das stolze Albion, das nur die Offiziere selbst stellt. Es kauft die Bewohner Hessens und zahlt den Königen Subsidien, damit Fremde kämpfen und sterben, um seine Schätze und seinen Handel zu verteidigen.

Als Karthago von seiner Höhe herabsank war alles käuflich. Und auch in London kann man gegen Gold haben, was man will, auch jetzt, wo sich der Haß von Europa und die siegreichen Waffen Frankreichs anschicken seine Regierung niederzuwerfen.

Als der gepanzerte Arm der Römer Karthago zerbrach, lag es in einem Kranze von dreißig blühenden Kolonien. Im grauen London aber stehen die Fabriken verlassen, der Handel liegt darnieder, ein Volk von unzähligen Arbeitslosen erhebt sich gegen seine Bedrücker, Schottland fordert seine alten Freiheiten zurück, und das ewig blutende Irland, entschlossen bei der ersten günstigen Gelegenheit sein Joch abzuwerfen, wird jetzt vergeblich von seinem erbarmungslosen Herrn umschmeichelt.

Als Scipio in Afrika erschien, wandelte sich Karthagos Schrecken in Feigheit, während 1792 in Frankreich beim Marsch der Preußen auf Paris der Schrecken in Rachedurst umschlug. Londons Furcht wird gleich der der Karthager sein, wenn das französische Heer Englands Boden betritt; die Jämmerlichkeit der Reichen und die Feigheit der Händler wird sich offenbaren und die Regierenden werden fliehen.

Die karthagische Regierung war so grausam, daß die Römer in Spanien als Befreier empfangen wurden. Und die Gewalttätigkeit der britischen Regierung wird erreichen, daß beide Inseln die Franzosen als Befreier und Brüder begrüßen werden, daß alle diejenigen sie willkommen heißen, deren Ergehen von den Mißbräuchen der Regierung unabhängig ist; das heißt die gesamte englische, schottische und irische Nation mit Ausnahme der regierenden Kreise, der Bankiers und der Monopolisten.

## Folgen der Unterdrückung der allgemeinen Seeherrschaft durch die insulare See-Alleinherrschaft.

Es ist die natürliche Folge der allgemeinen Seeherrschaft den Völkern Handel, Wohlstand und Frieden zu gewährleisten. Wenn ein Krieg zwischen gleichberechtigten Seestaaten ausbricht, so haben die Staaten des Festlands verhältnismäßig wenig zu leiden. Seitdem die britische Regierung im Alleinbesitze der Seegewalt ist, bringt jeder Seekrieg das mit ihm verbundene Elend an alle Enden der Welt; nur England selbst, umgürtet von seinem stolzen Panzer von Wellen und Klippen bleibt verschont. Während sonst Handelskriege in Zeit und Raum beschränkt waren, ist das Ziel der britischen Regierung die ganze Erde zum Kriegsgebiet und den Krieg zu einer ewigen Einrichtung zu machen. Dies ist Ziel und Mittel, wodurch England dauernd den Frieden Europas stört, seinen Handel an sich reißt und seinen Wohlstand vertilgt. Dies ist die Ursache, weshalb es stets Zwietracht zwischen den Völkern sät. Durch England sind die Handelskriege

Digitized by Google

ebenso zahlreich geworden, wie bisher die dynastischen. England hat es erreicht, daß der Kontinent von Bürger- und auswärtigen Kriegen verwüstet wird, damit jede Fähigkeit eine starke Flotte zu bauen und zu erhalten unmöglich gemacht ist, jeder Plan dazu im Keime erstickt wird, und es seine Gewaltherrschaft zur See ungefährdet behaupten kann. Während so die Staaten Europas beschäftigt waren, übersahen sie, was in den andern Erdteilen, in den Kolonien und auf dem Meere geschah.

Die insulare Lage gewährt einer Seemacht die Möglichkeit einer raschen Vergrößerung, verleitet sie aber auch zur Seeräuberei, wie zum Länderraub, da sie ihr Straflosigkeit für diese Verbrechen sichert. Die Politik muß demnach allen Staaten, die Existenz und Freiheit bewahren wollen, den Grundsatz einprägen: den Einfluß der Insel auf das Festland zu verhindern, den Einfluß des Festlandes auf die Insel aufrecht zu erhalten.

## Von der scheinbaren Mäßigung der insularen Seemacht.

Die insulare Seemacht hat den Anschein einer Mäßigung, die die andern Völker verführt und betrügt. Sie scheint ihnen zuzurufen: Ich besitze keine Festungen, keine Landheere, ich habe keine Möglichkeit an Macht durch Vergrößerung des Staatsgebietes zu wachsen, das durch das Meer umgrenzt ist. Ich bin nicht ehrgeizig, weil ich es nicht sein kann. Wenn ich mich in Eure Streitigkeiten mische, bewegt mich nur die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und nach Gleichheit der Macht. Ich habe keinen anderen Wunsch wie in Ruhe mein bißchen Küstenschifffahrt zu treiben. Sollte man es für möglich halten, daß Europa dem Glauben an diese lockenden, lügnerischen Reden ein Jahrhundert von blutigen Kriegen verdankt? Laßt Euch nicht täuschen; es gibt keine Gewalt, die von Natur ehrgeiziger und tyrannischer wäre.

Ihre Festungen liegen nicht an den Landesgrenzen; sie liegen in allen Häfen, an allen Küsten und auf allen Meeren, an der Mündung jedes Flusses und in jeder Meerenge, am Ausgang jedes Meerbusens und auf allen großen Welt-Schiffahrtsstraßen.

Auf ihren Flotten stehen ihre Heere. Eine zahlreiche Besatzung ist in jedem Schiff verborgen; jedes Schiff eine Festung, jede Flotte ein Heer, und der Geist der Eroberung ruht auf ihr.

Da das Gebiet vom Meer umschlossen ist, glaubte die Politik der Festlandsstaaten den Inselstaat nicht fürchten zu müssen. Sie hat sich getäuscht; denn das Meer ist das Gebiet der Seemacht, und von ihm aus legt sie das Land in Fesseln. Jeden Tag nimmt sie Besitz von ihrem Wellenreiche, jeden Tag dehnt sie dessen Grenzen nach Belieben aus. Schon einmal wollte sie das Mittelmeer für sich mit Beschlag belegen; und ohne den Widerstand der Türken würde sie sich das Schwarze Meer angeeignet haben. St. Petersburg konnte dem Köder reicher Subsidien nicht widerstehen und hat ihr die Macht über die Ostsee ausgeliefert; die Nordsee ist ihr Eigentum; der Stille Ozean steht nur ihr offen, und die südlichen Meere können nicht ohne ihre Erlaubnis befahren werden. Große und fruchtbare Länder liegen dort, gekannt nur von ihrem Tyrannen, der sich an ihren Reichtümern mästet. Wenn das Inselland sein Gebiet nicht in Europa ausdehnen kann, so wird es in Asien, Afrika, Amerika reichlich für diesen Zwang seiner geographischen Lage entschädigt. Wenn diese Insel in Europa den Anschein der Mäßigung bietet, so zeigt sie den Despoten und Barbaren in Amerika, in Indien, in Afrika.

Digitized by Google

Sie behauptet, daß sie nur das europäische Gleichgewicht erhalten will, und vergißt drei Weltteile in die Wagschale zu legen, deren Reichtümer sie in ihrer Hauptstadt ansammelt. In Europa schürt sie das Feuer der alten Streitigkeiten über die Grenzen und dehnt inzwischen die eignen bis zu den Grenzen der Welt aus. Noch nicht lange, daß sie sich des Kaps der guten Hoffnung und Ceylons bemächtigt hat, wie früher Gibraltars und jetzt weiterer Besitzungen in der neuen Welt und im Orient. Zu gleicher Zeit, wo sie den eigenen Verbündeten das wenige, was ihnen geblieben ist, raubt, hört sie nicht auf in schamloser Weise Frankreich der Raubgier und des unerträglichen Ehrgeizes anzuklagen, weil es seine natürlichen Grenzen zurückgenommen hat.

Wenn man die unermeßliche und wunderbare Macht anschaut, die England durch seinen Handel, seine Kolonien und seine Seemacht erworben hat, muß der Unerfahrene glauben, daß diese Macht für die Ewigkeit gegründet sei. Wenn Ihr aber in das Innere dieser Politik eindringt, werdet Ihr entdecken, daß es sich nur um die prahlerische Tyrannei Weniger handelt, der die gesicherten Grundlagen wahrer Macht fehlen. Das Abbild der britischen Macht und Zukunft, die sie erwartet, bietet sich dem Reisenden in den ägyptischen Pyramiden, die er mit Ehrfurcht anstaunt; in ihrem Innern aber findet er nur eine enge düstere Grabstätte.

## Die Land- und Seepolitik Europas.

Die Kriegspolitik der Festlandsstaaten ist so beweglich wie die Launen einer falschen und verderbten Diplomatie, denen sie gehorchen muß; die Kriegspolitik der Briten dient stets dem gleichen Ziele die großen Festlandsstaaten zu schwächen.

Die Friedenspolitik der Landstaaten ist die Ruhe, das erzwungene Ergebnis der in den Kriegen an Volkszahl und Vermögen erlittenen Verluste, während die Politik, der die britische Regierung im Frieden folgt, nur die geheime und unbemerkte Fortsetzung ihrer Kriegspolitik ist.

Die Seepolitik der europäischen Staaten ist nicht auf weitausschauenden Plänen, auf zukunftsreichen Berechnungen begründet. Nur das Britenreich hat eine wahrhafte Seepolitik ausgebildet, die mit Überlegung ausgedacht und mit eiserner, immer gleicher Energie organisiert und durchgeführt wird, stets die Weltherrschaft als Ziel vor Augen.

Die Handelspolitik der Völker des Kontinents kennt nicht die Absicht, die natürlichen Hilfsquellen anderer Nationen zu vernichten, um auf den Ruinen den Riesenbau der eigenen unendlichen Reichtümer zu errichten. Dies sind die Grundsätze, nach denen die britische Regierung handelt; und es ist erstaunlich, was sie durch eine Vereinigung von Genialität und Verbrechen erreicht hat.

Die Kolonialpolitik der europäischen Mächte ist rein defensiv; die englische ist überall auf dem Erdball der angreifende Teil.

Die Seegewalt Englands besteht nur, weil Europa seine natürlichen Kräfte selbst noch nicht kennt; es duldet das schmähliche Joch nur, weil das stolze Albion seine Schwächen zu verbergen weiß. Faßt Fuß auf seiner Insel, der Koloß wird stürzen, und Ihr werdet Euch schämen, zu erkennen, was für Menschen in diesem Jahrhundert der Philosophie und der Erkenntnis das Szepter der Ozeane besessen haben!

Werft einen flüchtigen Blick auf die Seegeschichte der letzten Jahrhunderte. Die Seeherrschaft Spaniens war rein militärisch; sie existiert nicht mehr. Die Seeherrschaft der italienischen Staaten war mit der Entdeckung des Weges um das Cap der Guten Hoffnung zerbrochen, und seitdem siechten Venedig wie Genua,



Digitized by Google

Livorno, Ancona mit den kümmerlichen Resten einer Küstenschiffahrt dahin. Die Seemächte der Ostsee wünschen nur eine unfruchtbare bewaffnete Neutralität zu behaupten, über deren großen und machtlosen Apparat sich die britische Regierung bloß lustig macht, und sie noch benutzt, um ihrem Despotismus einen Schein von Recht zu geben. Portugal hat sein Kolonialreich aufgeben müssen und ist selbst die Beute der britischen Regierung geworden. Hollands Seepolitik beschäftigt sich mit Handel und Industrie; seine Seemacht dient ihm nur dazu einige nützliche Kolonien zu gründen. Nur einmal gab es sich mit der großen Politik ab, als es sich zu Englands Feind erklärte; der erste tötliche Streich, der gegen seine See- und Kolonialmacht fiel, war das Bündnis des Statthalters mit England, der letzte der Verlust Ceylons und des Caps der Guten Hoffnung. Die Seepolitik Frankreichs war rein kolonial und unpolitisch. Auch sie schien einmal in ein Streben nach der Seeobergewalt auszuarten; doch ihre See-Diplomatie ist stets energielos und planlos vorgegangen, und in Wahrheit wurde ihr das Gesetz des eigenen Handelns von dem britischen Herrn der See vorgeschrieben.

Die englische Seepolitik allein war immer zugleich militärisch, kommerziell und kolonial und gehorcht seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stets den gleichen, tiefgründigen und in die Zukunft schauenden Leitsätzen. Britannien allein unter allen Seemächten, die seit Erfindung des Kompasses auf dem Meere eine Rolle spielen wollten, hat es verstanden eine selbständige Seepolitik auszubilden, die über alle Verluste und Rückschläge hinweg mit Beharrlichkeit verfolgt wird; alle Gesetze und Akte, alle Bestimmungen über die Ausbildung der Flotte, des Geistes der Marinesoldaten, des Nationalgefühls gehorchen und gelten nur dem einzigen Ziele: die See-Weltherrschaft zu erringen und für ewig zu befestigen.

### Von den verschiedenen Berufen in England.

Tretet ein in das Arbeitszimmer von Castlereagh oder von einem der großen Kaufleute in London und öffnet die Geschäftsbücher mit ihren politischen und kaufmännischen Spekulationen. Dort werdet Ihr sehen, wie eine habgierige und grausame Hand kaltblütige Berechnungen darüber anstellt, wie groß der Wert der Eisenwaren ist, durch deren Lieferung die Indianer zum Mord von ein paar Tausend Amerikanern gedungen werden; oder über die Ausrüstung eines zum Ankauf von Sklaven bestimmten Schiffes; oder über den verstohlenen Erwerb von Silber und Gold in Mexiko und Brasilien, um damit die Söldner zu kaufen, die Europa verwüsten sollen.

Wenn Ihr in eine Fabrik eintretet, wird der Besitzer nicht über das Elend klagen, das der Krieg über die Menschen bringt, sondern nur darüber, daß der Krieg den Verkauf seiner Waren behindern könnte. Wenn Ihr ihm von Frieden sprecht, wird er nur fragen, wieviel neue Kolonien England erobert hat, und ob sie Abnehmer seiner Fabrikate sein werden. Für ihn ist die Zerstörung des französischen, amerikanischen und spanischen Gewerbes eine unübertrefflich großartige Politik, die Folge der weisen Ratschläge der britischen Minister, und er blickt mit Freuden auf das Elend in Europa, das die Grundlage seines Wohlstandes bildet.

Woran denkt der Bankier, der sich vielleicht über die Höhe der Steuern beschwert? Er verdoppelt die Wucherzinsen und das Agio beim Geldwechseln und kümmert sich sonst um nichts. Für ihn ist jede Regierung gleich gut, wenn sie ihn nicht beim Geldmachen stört.

Hört den Seeoffizier! Die Barbareien, die beim Pressen der britischen Matrosen begangen werden, machen ihm Freude; er denkt nur an den Sold, den

Digitized by Google

er als Werkzeug der Seetyrannis erhält. Blindlings führt er die Schreckensbefehle der Admiralität aus und hat bei jedem Piratenstreich, der ihm den Haß aller Völker zuzieht, seine Lust an der unbeschränkten Seegewalt seines Landes.

Vor uns öffnet sich Westminster, der Sitz der nationalen Weisheit. Ein Redner erhebt sich; er spricht von der Unterdrückung Schottlands und von der Militärdiktatur über Irland. Nur die Stimme des Ministers antwortet; er rechtfertigt jeden Gewaltstreich mit der Notwendigkeit einer kraftvollen Politik gegenüber den selbstbewußten Schotten und dem rebellischen Geiste der Iren. Ein Deputierter verlangt zum zwanzigsten Male die Selbständigkeit Irlands und die Freiheit des katholischen Kultus. Eine politische Komödie, ein Schaustück für den Menschenfreund wird uns vorgeführt, das, wie vereinbart, damit endet, daß die Angelegenheit vertagt wird.

Ich spreche nicht von den Gelehrten, den Philosophen, den Künstlern, den Freunden der Freiheit, die England in seinem Schoße birgt. Es sind Männer, die jede Wertschätzung verdienen. Ich spreche nur von den Tyrannen und von ihren Sklaven, die diese Insel umschließt. Dringt vor bis in das Allerheiligste des düstern Cabinets von St. James, und Ihr werdet sehen, wie ein böser Genius in den berühmten Depeschen stets die Worte: vom Welthandel, vom ausschließlichen Recht auf Kolonien in beiden Erdhälften, von der absoluten Souveränität über alle Meere wiederholt.

## Von der allgemeinen Unterjochung.

Vor unserem Geiste taucht im Rate von St. James ein nie gesehenes Fabelwesen, die Ehrsucht der britischen Regierung, in Begleitung von vier düsteren Schatten auf, von Bedford, Cromwell, Chatham und Pitt. Eine Weltkarte war vor den Ministern aufgeschlagen. „Dies", begann das Wesen, „ist die Ausdehnung meines Reiches. Prägt Euch die Grundsätze meiner Politik ein: Italien darf nie mehr seinen Handel wiedergewinnen; Spanien den seinigen nie vergrößern; Holland soll seinen Fischfang verlieren; Portugal bleibt mein Eigentum; Dänemark und Schweden haben sich auf den Innenhandel zu beschränken; Rußland soll die Ostsee für mich hüten und das russische Volk mein Gehilfe sein; Österreich darf niemals einen Hafen besitzen und Preußen muß durch Landkriege und englische Hilfsgelder beschäftigt werden. Polen, das der Ostsee und dem Schwarzen Meere nahe ist und ein neues Frankreich zu werden droht, muß aus der Reihe der Staaten gestrichen werden. Die Türkei und das innere Asien sollen solange meine geheimen Hilfsvölker sein, bis die Ketten meiner jetzigen Gegner unzerreißbar geworden sind. Inzwischen, bis zur Beendigung der großen Umwälzung, die ich auf diese Weise im Geheimen vorbereite, haben sich meine Handelsgesellschaften die Minen Brasiliens, Mexikos und Perus gesichert. Meine Sheffieldwaren haben mir die Mordwaffe der Indianer erkauft; durch meine Intriguen leite ich die unerfahrene Politik Nordamerikas, die in den Kinderschuhen steckt, und habe seinen Handel mit Beschlag belegt. Die Schiffahrt auf dem Mississippi gehört mir; mein Eigentum sind die Pelz-Jagdgründe Kanadas, und ich beherrsche die Fischbänke von Neufundland, die mir zur Erwerbung von Riesenreichtümern, wie zur Ausbildung meiner Matrosen dienen. Mein Gesetz gilt auf dem Eise von Grönland, wie in Archangels Gewässern. In West-Afrika ist nur meine Flagge gekannt, und dort tausche ich Menschenherden gegen Spiegel und Taschenmesser ein. Unter dem Schein der Wohltätigkeit habe ich in Sierra Leone und Bulama Faktoreien gegründet. So habe ich mich den kanarischen



Digitized by Google

Inseln und dem Cap Verde genähert, um sie, wenn die Zeit gekommen ist, meinem Reiche einzuverleiben. Nordafrika liefert mir Korsaren, und ich herberge die marokkanischen Seeräuber in Gibraltar und Ceuta, damit sie den Handel der andern Nationen belästigen. Asien ist mein, Hindostan öffnet nur mir seine Schatzkammern, und in den Staaten des Großmoguls kennt man keinen anderen Europäer wie mich. Die Meere des Südens werden nur von meinen Schiffen befahren. Vom Cap der Guten Hoffnung aus beherrsche ich Isle de France und Réunion; Ceylons Reichtümer und Häfen sichern mir den Alleinbesitz des Golfs von Bengalen. Dort streue ich mit der einen Hand seinen Nabobs Weihrauch und erwürge ihre Völker mit der anderen, und dort zinsen mir alle Schätze Asiens.

Das ist meine Herrschaft über die Festländer, die von meiner Politik, meiner Flotte und meinem Handel umklammert sind; das meine Herrschaft über die Meere. Nicht eine Insel, nicht ein Vorgebirge, nicht eine unentdeckte Küste entgeht meinen Blicken. Eine Kette meiner Besitzungen, die am Nordpol befestigt ist, legt sich bis zum Südpol ununterbrochen um den Erdball. Fast nur meine Schiffe kennen den Weg zum entlegenen Japan, und meine Gesandten allein haben Zutritt im mißtrauischen China. Einst, im Besitze der Magelhaes-Straße und ihrer Inseln und des Meeres von Panama, werde ich auch die Reichtümer des spanischen Amerikas beherrschen. Von Trinidad aus verhindere ich Schweden und Dänemark tiefer in den prächtigen Golf von Mexiko einzudringen, der zu meinem ausschließlichen Eigentum werden soll. Die Kolonisten von San Domingo, Guadelupe und Martinique werden in Angst wegen der Befreiung der Neger ihr Vaterland verraten und mir ihre Inseln verkaufen. Cuba und Portoricio zähme ich durch Hunger, und das Ziel meiner Wünsche, der Besitz des Golfes ist erreicht. Mit Hilfe von Rußland, meiner blinden und verblendeten Helferin, werde ich die Schiffahrt auf dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere beherrschen, Einfluß auf das innere Asien gewinnen und im Mittelmeere meine Macht zur herrschenden machen.

Die Welt gehört dem, der wagt. Sie war die Beute Alexanders, sie war Roms Eigentum. Selbst den Barbaren, die nur Menschen und Erz besaßen, fiel die Weltherrschaft zu. Mit unserer Arbeit an den Höfen Europas haben wir es vermocht die Könige zu verführen, daß sie sich gegeneinander und gegen die eigenen Völker waffneten. Mit unsern Bergen von Gold haben wir ihre Minister bestochen und ihre Heere bezahlt, damit sie zum Tode geführt würden. Außer unserm Gold, unsern Flotten und unserer Inselpolitik arbeiten alle Irrtümer der Politik Europas für uns. Mit diesen Mitteln, die kein Eroberer vor uns gekannt hat, errichten wir eine Weltherrschaft, die nie gestürzt werden kann."

Ist es der britische Größenwahn oder meine übersteigerte Phantasie, die dieses Gemälde entworfen hat? Schaut doch um Euch, Ihr Völker, seht die Arbeit der englischen Regierung an den verwüsteten Ufern des Rheins, an den Gestaden von Quiberon, auf den Gipfeln der Alpen, der Vogesen und der Pyrenäen, auf den trauernden Schlachtfeldern Deutschlands und Italiens, auf den blutigen Ebenen Belgiens und Hollands, im versklavten Portugal, wie im unglücklichen Spanien, die dem schauenden Auge nur Ruinen und Leichname darbieten. Blickt auf den Kirchhof der Vendée, erinnert Euch, daß diese Regierung im ganzen Weltall in gleicher Weise handelt, und steht endlich gegen sie auf, deren Blutdurst unersättlich ist. Ihre Verbrechen haben die aller Welteroberer, der Hunnen und Tartaren, der Henker des Menschengeschlechts übertroffen. Tausendfach hat sie ihr Geschick verdient; sie gehe zu Grunde, und die Welt wird glücklich sein.

Digitized by Google

# Was der Engländer liest.

## Von Else Marquardsen-Kamphövener.

Als im August 1914 England uns den Krieg erklärte, war der größte Teil unseres Volkes nicht nur auf das Schmerzlichste überrascht, nein vielmehr wurde diese Kriegserklärung als ein meuchlerischer Verrat des Bruders an dem Bruder angesehen.

Diese Anschauung beruhte auf der fehlerhaften Vorstellung, welche sich der Deutsche vom Engländer überhaupt machte und noch macht; vom Engländer wie er im eignen Lande ist, wie er lebt, fühlt und denkt, wie er dem Ausländer gegenüber empfindet. Nichts ist unrichtiger, als zu glauben, der Engländer sähe uns etwa als Blutsverwandte in der großen Familie der Völker an und suche daher einen gütigeren Maßstab an unser Wesen anzulegen, als an das anderer Völker. Diese Idee vom „Vetter" ist nur in unseren Köpfen heimisch — in den ernsten Denkerköpfen, die so viel vom Herzen regiert werden.

Nein, der Engländer mißachtet uns, hat es immer getan und wird es immer tun. Alles, was uns das Leben füllt an Arbeit, Schönheit, Erhabenheit und Einfachheit, ist für den Engländer gerade das, was ihm töricht, sentimental, unnötig und kleinbürgerlich erscheint.

Es gibt für diese hier aufgestellten Behauptungen eine Probe, die jeder anstellen kann, der der englischen Sprache mächtig ist; eine absolut untrügliche Probe, die man bezüglich des Denkens und Fühlens jedes Volkes anstellen kann, so man in sein innerstes Wesen eindringen möchte, das es selbst dem gut beobachtenden Auge ängstlich verschließt. Diese Probe ist die genaue Kenntnis der viel verachteten zeitgenössischen leichten Belletristik.

Die sogenannte leichte Literatur, die für den täglichen Verbrauch der Menge hergestellt wird, ist der wahrhaftigste Spiegel des Volkes, weil diese leichte Literatur ohne Arg gegeben wird. Derjenige, der solche Literatur fabriziert, will meistens eines: Geld verdienen; zu diesem Zwecke muß er Stoffe wählen, welche ihrer Beliebheit bei der großen Menge halber, am meisten gelesen werden. Er muß also die geistige Tendenz der großen Menge kennen.

Ich will damit nicht sagen, daß der geliebte Schauerroman der Küchensee das Prärogativ eines einzelnen Volkes wäre; ebenso wenig, wie das rosenrote Machwerk, das das Backfisch-Herzchen in unwahrscheinlichen Zukunfts-Träumen höher schlagen macht. So einfach darf man die Probe auf den Volkscharakter nicht anstellen. Man muß sich schon über eine geraume Reihe von Jahren hin die Gesamtheit der belletristischen Produktion zu eigen machen, um sich ein klares Urteil bilden zu können über die Beschaffenheit der Volksseele, die daraus spricht. Doch dann ist das Resultat erschöpfend.

Es gibt nun kaum ein europäisches Volk — es sei denn das italienische — welches in seiner Belletristik so völligen Aufschluß über sein eigentliches Wesen gibt, wie gerade das englische.

Da ist zunächst die Ausstattung; die meist gelesenen, meist gekauften Bücher sind die sogenannten sixpenny-novels, 50 Pfg.-Romane. Die Kleinbürger sind es, die sich das kaufen und es als geistige Nahrung betrachten; die Bücher sind mit einem bunten Umschlag versehen, worauf in den schreiendsten Farben ein grausiges Bild zu sehen ist; der Druck ist winzig klein, das Papier grau und sehr schlecht; am Anfang und am Ende des Buches sind je ungefähr zehn Seiten durch Anzeigen eingenommen, zwischen die am Ende, um zum Kauf eines neuen

Digitized by Google

Buches anzulocken, die spannendsten Seiten einer anderen Geschichte eingeschoben sind. Diese weitverbreiteten Gräßlichkeiten haben meist Stoffe, die in den allerhöchsten Gesellschaftskreisen spielen, oder sich mit unaufgeklärten Verbrechen beschäftigen. Sie sind voll von einer widerlichen Sentimentalität, welche jede Heldin in eine Zuckermasse wickelt und den Helden als das patentierte Urbild des Gentleman zeigt. Jedoch sind unter den Autoren dieser großen Sammlung Namen von recht gutem Klange vertreten, nicht etwa Dachstubenschreiber, wie man glauben sollte. O nein, es rentiert sich.

Darnach kommt die Macmillan- und Nelson Serie, das Urbild unseres Ullstein-Buches, was das Äußere anlangt. Diese Serien sind in der Ausstattung schon bedeutend besser und enthalten auch bessere Autorennamen als die vorher genannte — inhaltlich ist das Gebotene so ziemlich das Gleiche; wie es das überhaupt fast immer bleibt, nur daß in manchen Fällen mehr Geschmack auf die Darstellung verwandt wird. Das was am meisten auffällt in allen diesen Büchern, auch in den für den Kontinent hergestellten, zweifellos qualitativ guten Tauchnitzbüchern, ist die entsetzliche Leere des Lebens, welches sich unter unseren Augen auf dem Papier abrollt.

Was beseelt diese Menschen? Nichts als ein gewisser sozialer Ehrgeiz, der ihr Ein und Alles ist. Sie bilden ihr Leben um einen scheinenden Mittelpunkt herum „Society"! Es stockt ihnen der Atem vor Ehrfurcht, wenn sie das Wort aussprechen, von dem noch erhabenerem Worte „Royalty" ganz zu geschweigen.

Der Mädchen höchstes Streben ist eine „professional beauty" zu sein; es ist dieses ein Begriff, der uns schwer zu fassen ist und wörtlich professionelle Schönheit heißt aber gänzlich unprofessionell ist. Ein solches Mädchen — nur aus der besten Gesellschaft — stellt kapitalistisch gesprochen, einen hohen Wert dar, sie ist ein „investment", eine Kapitalsanlage. Denn der Zweck der Sache ist natürlich, daß sie am Ende von höchstens zwei „Seasons" — gesellschaftlicher Höhepunkt zur Zeit der Parlamentssessionen im Sommer — eine glänzende Partie macht — „a first rate catch"! Um das zu erreichen, muß sie erstklassig angezogen sein und das kostet etwas in London; und ihre Angehörigen müssen ein Haus machen, das kostet noch mehr in London! Aber erreicht sie ihr Ziel, so ist sie und der Autor zufrieden und sie wird mit ihrer Schönheit, die in jedem Schaufenster zu kaufen ist, über den Schellenkönig gelobt als ein rechtes süßes englisches Mädchen.

Dieses die junge Mädchen-Heldin. Die junge Frau-Heldin ist schon schwerer zu verdauen. Sie erscheint meist auf der Bildfläche nach einer längeren in Indien verlebten Ehe, die pekuniär recht lukrativ gewesen zu sein scheint und bedauerlicherweise durch Abgang mit Tode des Gatten getrennt wird. Sie pflegt an ihrem höchst eleganten Rocksaum meist einige sehr häßliche Flecken zu haben, ferner einige gute männliche Freunde, die sich alle bereit erklären, ihr einen passenden Gatten suchen zu helfen, der sie mit einem schönen Namen versehen soll. Mit diesen Freunden wird viel gejeut und getrunken und wenn dann das Geld erster Ehe beginnt zusammenzuschmelzen, wird eine zweite Ehe mit Geld gesucht und gefunden. Eine Jugendliebe ist stets da, deren Gegenstand sich schließlich voll Tugendstolz abwendet, weil er ein süßes reines Mädchen kennen gelernt hat, welches aber die Gastereien der p. p. Heldin mit Freunden voll Eifer mitgemacht hat. Schließlich heiratet sich alles gegenseitig, alles hat Geld und geht auf Reisen. Der männliche Held ist immer und unter allen Um-

Digitized by Google

ständen ein Faulpelz erster Güte, der nichts kann und nichts weiß, von dem aber auch garnichts derartiges auch nur im Entferntesten jemals verlangt wird. Seine Tüchtigkeit besteht in seinem hervorragenden Reiten, Schießen, Segeln, Golfen u. drgl. m. und im Übrigen ist sein Beruf der, ein „Gentleman" zu sein. Das pflegt er auch meist zu bleiben, bis er ein Gut erbt und dann sich ins Parlament wählen läßt; darauf beginnt er eine Wahlkampagne von einer so unerhörten Schmutzigkeit kraft seiner auf das Volk wirkenden bezaubernden Eigenschaften, daß er reif wird zum Mitgliede des hohen Hauses und nunmehr die Tätigkeit eines englischen Landedelmanns auf sich nimmt, welcher die Politik als Lebensberuf ansieht. Dann brauchen wir nur noch von dem reizenden Mädchen zu hören, daß seinem Hause die richtige „political hostess" wird, und wieder entrollt sich ein Bild englischer Harmonie. Aus Faulheit entstanden, im Sumpfe politischer und sozialer Unregelmäßigkeiten verlaufend — England! Die „politische Wirtin", Gattin politisch tätiger Männer, lebt nur dem Idol „society", Kinder und Haus dem zahlreichen anspruchsvollen Dienstpersonal überlassend, den Gatten auch nur gesellschaftlich sehend, teils auswärts, teils im eigenen Hause. Sie ist das Ideal der vornehmen Engländerin. Ich habe die durchschnittlichen Charaktere herausgegriffen, weil gerade aus ihnen mehr zu ersehen ist, als aus ungewöhnlichen.

Über all diesen Wesen liegt die tötliche Leere eines Lebens ohne Arbeit und es wird in diesen Büchern allen, groß und klein, jammervoll und bedeutend, oft genug ausgesprochen: die Verachtung des arbeitenden Menschen, soweit er nicht zur Gesellschaft gehört. Es wird diese Behauptung vielleicht auf Unglauben stoßen, weil es allgemein heißt, in England könne man jede Arbeit tun, ohne wie bei uns geringer angesehen zu werden, und die berühmte Herzogin, die nebenbei einen Hutladen betreibt, aus dessen Einkünften sie ihre Toiletten bestreitet, wird immer wieder erwähnt. Gewiß, wenn man englische Herzogin ist, kann man auch im Nebenamte eine Latrinenreinigungsgesellschaft haben. Aber das ist der verkehrte Kreislauf: nicht der Name des Arbeitenden soll die Arbeit adeln, die Arbeit soll an sich, wenn sie ernst und edel ist, den Arbeitenden auf die Höhen der Menschheit heben. Das ist eine Binsenwahrheit, und doch wird sie in England nicht anerkannt. Es wird gefragt nicht: was leistet der Mensch? und ist er ein anständiger Kerl? sondern: wer ist der Mensch? 1. ist er ein Engländer? 2. aus welcher Familie? 3. hat er Geld? 4. hat er Manieren? Alles Übrige ist völlig gleichgültig. „O, Sie sagen er ist sehr tüchtig? das ist gut für ihn." Schluß. Eine sehr beliebte Romanciere schildert ganz harmlos eine „traurige Liebesgeschichte", in welcher ein junges Mädchen kleinbürgerlicher Herkunft sich aus eigener Kraft alleine hocharbeitet, indem sie in einer großen Officin künstlerische Holzschnitte herstellt. Sie verdient so viel, daß sie sich in einem Vorort Londons ein Haus mietet und zwei Dienerinnen anstellt! Ein junger Mann aus der Gesellschaft, ein elender Nichtstuer, verliebt sich in sie, vermöge allerlei komplizierter Zufallsbegegnungen. Das „Traurige" an dieser Liebesgeschichte nun besteht darin, daß er sie „natürlich" nicht heiraten kann, da 1. sie nicht aus seinen Kreisen ist; 2. für ihren Unterhalt arbeitet; 3. in kleinbürgerlichster Weise in der Vorstadt lebt, also die Lebensweise einer Lady nie erlernen wird. Es werden allseitig diese unüberwindlichen Hindernisse sehr bedauert und man trennt sich, indem der edle Jüngling bemerkt, daß es ihm schwer fallen werde, unter den ihm zur Wahl gestellten wirklichen Damen („real ladies") ein so tapferes und reines Mädchen zu finden.

Digitized by Google

Durch das Central System Englands, das Zusammenströmen aller Dinge und Menschen in London ist eben auch immer sofort zu konstatieren, ob ein Mensch zu dem geheiligten Kreise gehört oder nicht und somit als menschenwürdig betrachtet werden kann.

Die Qualifikationen hiezu sind sehr enge und berühren sehr humoristisch, da wo sich das wirkliche Leben mit der Fiction des Buches berührt, welche ja, wenn sie im Großen angesehen wird, und nicht im Einzelnen, fast das wirkliche Leben ist.

So existiert ein Buch, in welchem ein jüngerer Sohn eines Viscount aus Langeweile auszieht, um die kleinen deutschen Höfe zu besuchen. Er erscheint als ein angestauntes Wesen aus einer höheren Welt und sucht den armen spießigen deutschen Prinzessinnen, die von nichts eine Ahnung haben, einiges von der Welt da draußen zu offenbaren. Schließlich erbarmt er sich so weit, die eine souveräne Prinzessin zu seinem Eheweibe zu erwählen, worauf ihm sein Vater, der Viscount, schreibt, wie froh er sei, daß die Erwählte wenigstens Prinzessin sei, eine andere deutsche Frau würde er niemals in seine Familie aufgenommen haben, doch aus einer Prinzessin werde man wohl nach einiger Zeit „mit Liebe und Sorgfalt eine wirkliche englische Dame machen können". Ich bitte nicht zu glauben, daß dieses etwa Hohn gewesen sei — keinesfalls; es ist die ehrliche, unabänderliche Meinung des Engländers, daß der Ausländer ein untergeordnetes Menschenwesen ist, mit dem eine Bluts- und Lebensverbindung eine Mesalliance ist. Und wenn diese Ansicht auch allen Fremden gegenüber Gültigkeit hat, so stark mit Verachtung durchsetzt ist sie doch nur für uns. Vielleicht ist es gerade die Verwandtschaft unserer Völker, welche die Abneigung so markant macht, wie man ja auch oft die Eigenheiten Verwandter schwerer erträgt, als die völlig Fremder. Tatsache ist, daß der Engländer alle diejenigen Eigenschaften, die uns groß gemacht haben: Gewissenhaftigkeit, Arbeitsfreude, ernsthafte Consequenz, ganz besonders mit Lächerlichkeit und Mißachtung bedenkt. Die so unvergleichlich glänzenderen pekuniären Verhältnisse Englands, geben dem Leben eine Großzügigkeit, welche es bei uns nicht besitzen kann; und diese Großzügigkeit erstreckt sich vom äußeren auch nach und nach auf das Innere, wie es im guten Mittelstande Englands wohl zu beobachten ist. Die Kleinigkeitskrämerei, die bei uns herrschen muß, ist dort überflüssig; es ist ja nun zwar wahr „im engen Kreis verengert sich der Sinn", aber die Sache hat auch noch eine andere Seite. Wenn man nur und selbstverständlich Wohlstand um sich sieht, so hat das einen sterilisierenden Einfluß auf Denken und Empfinden; man meint, es könne außerhalb dieser Lebensbedingungen gar keine Lebensmöglichkeit mehr geben, weil man keine kennt. Gegenteilig aber ist man im Stande, sich über beschränkte Verhältnisse hinaus einen Flug der Gedanken in unbegrenzte Herrlichkeiten zu gestatten, die einem alle erreichbar erscheinen, — wenn das große Rad sich dreht. So kann es also entstehen, das was der Engländer unsere Spießbürgerlichkeit nennt, in Wahrheit die seinige ist, denn wo bei uns nur eine äußere Beschränkung wandelbarer Lebensumstände vorhanden ist, ist bei ihm die innrer Beschränkung nur sehr schwer wandelbarer Wesensart vorhanden.

Die Ansichten über Geld sind von den unseren so verschieden wie nur denkbar. Ich besuchte eine Dame, die eins der schmalbrüstigen, dreistöckigen Häuser Londons bewohnte; alles war wie üblich, Haushofmeister, Diener, Tee, besuchende Damen, die täuschend wie Halbwelt aussahen, es aber nicht waren, Hausfrau in märchenhaftem teagown usw. Da zeigt sie mir ein herrliches

Digitized by Google

Kelchglas böhmischer Arbeit und sagt, sie habe es eben aus Österreich mitgebracht, es sei so schwer zu bekommen gewesen, sie habe es selbst holen müssen, damit es passe, denn es seien dieses die Gläser, aus welchen sie täglich bei Tisch tränken. Die Gläser seien nicht teuer, sie kosteten nur dreißig Kronen das Stück, andernfalls hätte sie sich den Kauf nicht leisten können, die sie so arm sei, daß sie, um das Glas zu holen, auf dem Continent nur dritter Classe gereist sei. Ich habe noch nichts gesagt von dem die englische Welt so sehr beherrschenden Spiritismus und Mystizismus. In dem Maaße, wie das dort der Fall ist, kann es nur geschehen auf Grund der allgemeinen Unbildung und dadurch entstehenden Urteilslosigkeit; zu Zeiten des auf der „Titanic" umgekommenen bekannten Journalisten J. W. Stead, war diese Sache ganz auf der Höhe. Stead hatte eine Freundin, gleichfalls Journalistin, der er geistig und seelisch sehr nahe stand; sie starb und ihr Tod ging ihm sehr tief; Stead selbst war ein sympathischer und ehrlicher Mann, der in der ganzen Sache gewiß bona fide handelte. Um die verstorbene Freundin nicht ganz zu verlieren, ließ er sich durch ein Medium mit ihr in Verbindung setzen und hierüber zeigte sich die verstorbene Freundin, sie hieß Julia, hocherfreut, da sie erklärte, sie habe schon allerlei versucht, um mit ihm in Verbindung zu treten, habe aber keinen Anschluß bekommen. Nun, die Leitung war ja nun frei und die im Leben gewiß sehr fleißige Julia blieb es auch nach ihrem Verbleichen, und diktierte ihrem Freunde einen netten kleinen Band Briefe, den dieser alsbald veröffentlichte unter dem Titel: "Letters from Julia". In diesen „Briefen" sprach Julia von Gott und der Welt und wußte sich so gut in Scene zu setzen, daß das britische Publikum von einem wahren Hunger nach mehr ihrer Weisheit erfaßt wurde. Um dem sich immer steigernden Bedarf nach Julia entgegenzukommen, richtete Stead ein Bureau ein, wo Julia Vormittags 2 Stunden und Nachmittags 2 Stunden zu sprechen war; so zwar, daß neben einem leeren Stuhle das Medium auf einem Ruhebett lag und alle gestellten Fragen sachgemäß in allen lebenden und toten Sprachen beantwortete, ganz gleich über welchen Gegenstand. Es war natürlich ein Bombengeschäft, und wirklich kein Schwindel, denn es steht fest, daß der arme Stead unerschütterlich an die Sache glaubte, welche über zwei Jahre so weiter ging und erst durch den Antritt seiner Todesfahrt unterbrochen wurde.

Man wird mir entgegnen, daß ein kleiner Kreis von Leuten dergleichen sich auch bei uns vormimen lassen würde; gewiß. Aber in diesem Umfang, mit dieser allgemein unangezweifelten Sicherheit, mit dieser absoluten Urteilslosigkeit nicht. Grund? Es gibt in England keine Bildung in unserem Sinne. Gewiß gibt es bedeutende Gelehrte, aber sie sind kein notwendiger Faktor des Volkslebens wie bei uns; sie sind sozusagen ein Fremdkörper im britischen Staatsleibe. Nur durch die allgemeine Unbildung ist es auch möglich, daß die Theater und alles was mit ihnen zusammenhängt, auf einem so jammervollen Niveau stehen; ich erwähnte schon vorhin einmal die Sentimentalität, die der Engländer bei uns so verachtet, und die trotzdem in Verbindung mit Toiletten und einigen sehr verwässerten Pikanterien die englische Bühne beherrscht. Man bedenke, daß in ganz England Ibsen nicht gegeben werden darf! Der eine große Heroe, den sie haben, Shakespeare — ob sie den nicht auch am liebsten verbieten würden, wenn sie sich nicht vor der übrigen Welt schämten? Eigentlich ist er nicht zart genug für die so überaus empfindlichen englischen Öhrchen!

Ein wirklich ernstes Streben, auch auf die Bretter wahres Leben der Seele

Digitized by Google

zu bringen, war in den letzten Jahren eigentlich nur zu bemerken an dem Stück des ausgezeichneten Humoristen Jerome K. Jerome "The passing of the third floor back" (Der vorübergehende Mieter des Hinterzimmers im dritten Stock). Es war dieses der Versuch Christus in seiner uns menschlich nächsten Gestalt, der der verstehenden und mitleidigen Liebe, in das Alltagsleben eines armen und mühsam sich durchkämpfenden englischen Pensionshauses zu bringen. Dieser Mieter des schlechtesten Zimmers im ganzen Hause, der hie und da auftaucht und in dessen Gegenwart alle besten Eigenschaften der Pensionäre sich ans Licht drängen, alles Schöne und Große, das ihnen ihr trauriges Leben ließ, noch einmal erwacht, ist in der einfachen Gestalt eines bescheidenen kleinen Beamten, Christus selbst; eine kühne Idee, doch gelang ihre Ausführung, da der, der sie hatte, ein wirklicher Humorist war. Es lebt ein goldener, kindlicher, fortreißender Humor in der englischen Literatur, von einer Anspruchslosigkeit und doch zugleich Tiefe, wie sie nicht schöner zu denken ist. Allerdings scheint sich dieser versöhnende Sohn von Schmerz und Freude gegenwärtig vollständig verkrochen zu haben.

Die Wolke, nicht größer als eine Männerhand, die dem Wetterkundigen Sturm prophezeit, war auch über England schon Jahre vor dem Kriege zu erkennen an dem Inhalt der zahlreichen „Weeklys", wie sie dort den Markt beherrschen; dieser kitschigen Wochenzeitschriften, die immer mit einer langen Geschichte voll grausigen Inhalts und 3—4 kleinen voll sentimentalen Gewäsches angefüllt sind. Nirgends gibt es diese Art Literatur so reichlich, wie in England und der inhaltslose Kram ist gefällig und hübsch ausgestattet. In diesen Weeklys waren nun die ganzen letzten Jahre hindurch die längeren Geschichten nur solche, in denen sich edle, tapfere Engländer gegen schurkische, verrätrische, feige Deutsche auszeichneten, welch letztere in ihrem ganzen Gehaben etwa so dargestellt waren wie betrunkene Kosacken. Mit Begeisterung wurden diese Geschichten verschlungen, die sich meist um Spionage drehten, und die mir immer zuzurufen schienen: „wer Ohren hat zu hören, der höre!" Hier saß in Wahrheit das Empfinden der großen Menge, hier konnte es sich jeder um Sh. Pce. kaufen, hier wurde nichts verheimlicht. Aber solche Dinge werden ja nicht beachtet — sie werden als nebensächlich bei Seite geschoben, dagegen liest man mit Interesse, daß die Monarchen sich beim Abschied auf beide Wangen küßten und die Trinksprüche wieder die ausgezeichneten Beziehungen zwischen den beiden Ländern hervorhoben, die eine lange Friedensdauer gewährleisten. Und unterdessen liest im Schnellzug London—Birmingham Mr. Brown die neuste Geschichte im „Windsor Magazine", wie der Leutnant des Unterseebootes zwei deutsche Kreuzer fängt, die sich feige zurückziehen wollen und sich nicht einmal dem einen Tauchboot zum Kampfe stellen, und wie der Leutnant dann die an Bord der deutschen Kreuzer auf das schmachvollste gefangen gehaltenen afrikanischen Frauen in edelster Weise befreit. Und Mr. Brown, der den ganzen Kohl glaubt, fühlt im Innersten seiner Seele, wo sich neben British Respectability der Geschäftssinn nährt, daß er glänzende Geschäfte machen wird.

Und genau so wird es auch später sein, wenn erst einmal wieder die Monarchen sich herrliche Friedensgewähre auf die Wangen küssen. Aber der ernste Denkerkopf des Deutschen, der so innigen Verkehr mit dem Herzen hat, wird auch dann noch viel zu viel Gutes von den Vettern denken — oder auch viel zu viel Schlechtes, wie es gerade die letzten Ereignisse mit sich bringen. Und so lange wird uns England die große Gefahr sein, wie wir es nicht richtig erkennen.

Digitized by Google

# Der schuldige Grey, ein englisches Urteil.

Von Friedrich Brie, Professor der Anglistik an der Universität Freiburg i. B.

Wir sind heute daran gewöhnt zu hören, daß ein Volk mitverantwortlich ist an seiner Regierung und an deren Taten. Das ist, wenn irgendwo, gewiß für England zutreffend, wo die Regierung schließlich nichts ist als das Resultat eines Aussiebungsprozesses, der innerhalb der jeweiligen politischen Majorität vor sich geht. Dennoch wäre es gewiß verkehrt, für alle gehässigen Lügen und Unterstellungen, mit Hilfe deren man im Ausland die Schuld an dem Weltbrande und den Härten des Krieges Deutschland zuschiebt, die Massen des Volkes in den feindlichen oder neutralen Ländern verantwortlich zu machen, die meist, selbst bei gutem Willen, nicht imstande wären, die Wahrheit herauszufinden, sondern die Verantwortung fällt zurück auf die Kreise, von denen das Publikum seine Ansicht empfängt: Regierung, Intelligenz und Presse, in deren Hand die Entscheidung über Betrug und Aufklärung der Massen liegt. Da sie ein deutliches Bewußtsein ihres Einflusses haben, darf man ihnen ein Reden wider besseres Wissen als Verbrechen und ein Schweigen, wenn es für ein Gutheißen gedeutet werden kann, als Mitschuld anrechnen.

Nun ist bisher kein Engländer aus führenden Kreisen aufgestanden, der gegen das Spiel, das die englische Regierung oder richtiger einige Mitglieder des englischen Kabinetts mit ihren eigenen Kollegen, dem Parlament und den Massen getrieben haben, in der Öffentlichkeit protestiert hätte, wenn auch einzelne Persönlichkeiten, wie die zurückgetretenen Mitglieder des Kabinetts, durch Niederlegung ihrer Ämter oder ein beredtes Schweigen in den Augen der Wissenden Kritik an den Vorgängen übten, eine passive Kritik allerdings, die immer nur von denen gehört wird, die hören wollen, und in dem Lärm des Tages nicht durchdringen kann. Die Möglichkeit sich zu unterrichten, war dabei in England für die Gebildeten von Anfang an vorhanden. Es ist undenkbar, daß die zahlreichen schriftlichen Proteste und Aufklärungsversuche von amerikanischer und zwar auch englisch-amerikanischer Seite in den höheren Kreisen Englands unbekannt geblieben wären. Dafür sorgt allein die rührige und hochstehende deutschfreundliche Propaganda in Amerika, die bei uns längst nicht so bekannt ist oder anerkannt wird, als sie es ihren vielen trefflichen Leistungen nach zu sein verdiente. So finden sich etwa unter den Serien von Kriegsschriften, die die deutsche Gesellschaft von St. Louis und die „Germanistic Society of Chicago“ herausgeben, wertvolle Beiträge aus der Feder von Burgeß, R. E. Swing, James G. McDonald, Kuno Francke, Charles Nagel u. a. m., die auch in Deutschland gelesen und gesammelt zu werden verdienten.

Die zweifellos wohl orientierten Kreise der führenden Sozialisten, die zu Anfang des Krieges die Politik der Regierung keineswegs guthießen und ihrem Unmut auch gelegentlich Luft gemacht haben, sind rasch verstummt, als sie einsahen, wie sehr das Wohl Englands von einem glücklichen Ausgang des Krieges abhing, und beschwichtigten ihre Gewissensbedenken mit der Erwägung, daß zunächst einmal alles darauf ankäme, aus der bösen Situation so gut wie möglich herauszukommen, und daß man deshalb der Regierung keine unnötigen Schwierigkeiten bereiten dürfe. Der einzige, der in England seine Stimme

Digitized by Google

etwas lauter erhob, war ein Sohn Irlands, Bernhard Shaw, in einem Aufsatz „Gesunder Menschenverstand über den Krieg", in dem er gegen die von der englischen Regierung propagierte Anschauung, daß der deutsche Einmarsch in Belgien die Ursache von Englands Vorgehen gewesen sei, Einspruch erhob und als Ursache des Krieges überhaupt die Herrschaft der Junker in Deutschland wie England hinstellte. Diese wie die sonstigen Äußerungen Shaws über den Krieg müssen für die Verhältnisse dieses exzentrischen Geistes, der schon immer aufs schonungsloseste Kritik an den englischen Zuständen geübt hatte, selbst in den Augen seiner Bewunderer für recht zahm und im ganzen wenig bedeutsam gelten; sie haben zwar einige Opposition in englischen Blättern hervorgerufen, konnten aber schon deshalb in ihrer Wirkung nicht groß sein, weil für die Mehrheit des Publikums Shaw und Opposition gegen herrschende Meinungen von vornherein unzertrennliche Begriffe sind und man sich seit langem daran gewöhnt hatte, dem Verfasser etwas wie Narrenfreiheit zuzugestehen.

Im April 1915 trat nun der Protest eines Engländers in die Öffentlichkeit, der in unseren Augen weit schwerer wiegt, wenn er sich auch bezeichnenderweise ähnlich wie die Ausführungen von Shaw in einem amerikanischen Blatte The Vital Issue (Lebensfrage), Bd. II, Nr. 16 (17. April 1915), eine Heimstätte suchen mußte. Es handelt sich um einen offenen Brief des jetzt fast 60jährigen bekannten Oxforder Gelehrten Frederick Cornwallis Conybeare, einer weltbekannten Persönlichkeit, Fellow of the British Academy, Officier d'Academie, Ehrendoktor der theologischen Fakultät der Universität Gießen und der juristischen Fakultät von St. Andrews, Mitglied der armenischen Akademie in Venedig usw., der bekannt ist als Verfasser von hervorragenden Schriften über armenische und theologische Literatur, und im weiteren Publikum durch seine politischen Schriften über „Die römisch-katholische Kirche in der internationalen Politik" und über den „Fall Dreyfus" (1898). Conybeare war nicht von vornherein ein Anhänger der deutschen Sache, sondern hat, wie auch der Brief zeigt, in den ersten Monaten des Krieges Deutschland für den Schuldigen angesehen und in zahlreichen Aufsätzen, besonders in der New Yorker Nation, die deutsche Sache verdammt. Was wir ihm aber so hoch anrechnen, ist, daß er in dem Augenblicke, wo er durch sorgfältige Prüfung feststellte, daß er sich auf der falschen Seite befand, mit jenem Freimut, wie er in vergangenen Zeiten immer wieder die besten Geister Englands ausgezeichnet hat, hervortrat und sein Unrecht offen eingestand. Daß der Brief seine Wirkung nicht verfehlte, haben die traurigen Folgen gelehrt, die er dem Verfasser gebracht hat. Durch Drohungen und ein Verfahren von seiten der Universität Oxford, das nach dem Urteil eines Freundes von Conybeare seit den Tagen der Inquisition seinesgleichen nicht gehabt hat, ist er gezwungen worden, den Inhalt dieses Briefes öffentlich zu widerrufen und als gebrochener Mann hat er Oxford und seinem Vaterlande den Rücken gekehrt.

War es somit schon eine Art Ehrenpflicht, das Schreiben dieses Mannes als ein menschlich ansprechendes Dokument aus den Reihen unserer Gegner im deutschen Publikum bekannt zu machen, so geschieht das hier doch ebensosehr deshalb, weil der Verfasser neue Einzelheiten und eine neue Auffassung über die Vorgänge bringt, die sich innerhalb des englischen Kabinetts unmittelbar vor Ausbruch des Krieges abgespielt haben. Gewiß enthält der Brief auch manches, dem Deutsche wie Österreicher nicht ohne weiteres werden

Digitized by Google

beistimmen können, sogar Dinge, die sie vielleicht als kränkend für sich empfinden können, wenn sie nicht aus dem Munde eines Gegners kämen, aber der ganze Geist des Briefes ist ein solcher, daß wir glauben, ihn, abgesehen von ein paar zu temperamentvollen Ausdrücken, hier unverkürzt wiedergeben zu müssen. Handelt es sich doch um das erste Zeugnis, das von wissenschaftlich englischer Seite, wenn auch nicht für die deutsche Politik, was man ja billigerweise auch nicht erwarten kann, so doch gegen die englische Politik abgegeben worden ist.

Oxford, den 5. März 1915.

Mein Lieber!

Vielen Dank für Ihren letzten Brief. Ich will auf ihn sofort zurückkommen, denn Ihre eigene Haltung, die Behandlung der Polen in Preußen und Vieles sonst, was wir einander geschrieben haben, berührt sich mit den Lebensfragen, die ich in diesem Briefe behandeln will. Ich fühle, daß ich es Ihnen schuldig bin, ihn zu schreiben, denn ich weiß, daß Sie meine Gefühle verstehen werden. Im August, September und Oktober war ich so sicher, daß England das ganze Recht auf seiner Seite hatte und Deutschland das ganze Unrecht, daß ich mir kaum die Mühe gab, die diplomatischen Dokumente zu lesen, die in den englischen, deutschen, französischen und russischen Schriften erschienen waren. Anfang Oktober wurde meine Aufmerksamkeit zum ersten Male auf die Korrespondenz des Kaisers mit dem Zaren gelenkt, und ich fühlte, daß er in den Tagen vom 28. bis 31. Juli eine aufrichtige Anstrengung gemacht hatte, um den Frieden zu bewahren, und Sie haben vielleicht meine Anerkennung dieser Tatsache in der New Yorker „Nation" gelesen. Ich bin nicht der Mann, der einen Punkt zugunsten seines Feindes klar erkennt und für sich behält.

Danach stieß ich auf die „Diplomatische Geschichte des Krieges" von M. P. Price, die alle diplomatischen Depeschen wiedergibt und sie miteinander und mit den zeitgenössischen Ereignissen in Beziehung bringt, soweit als die letzteren aus den Telegrammen von Reuter, den auswärtigen Zeitungskorrespondenzen usw. zu erlangen sind. Das Buch ist ruhig und ohne Standpunkt geschrieben, und ich empfehle es Ihrer Beachtung. Die Punkte, die mir bei der Lektüre des Werkes und aller seiner Dokumente klar geworden sind, sind folgende:

1. Daß in den Tagen vom 23. bis 28. Juli Berlin einen großen Irrtum beging, indem es Franz Joseph nicht dazu brachte, seine Note an Serbien zurückzuziehen oder zu mäßigen. Ich mache mir darüber nichts vor, mit welch selbständiger Persönlichkeit das deutsche Auswärtige Amt in diesem Falle zu tun hatte und ich weiß, wie sehr sich unsere Presse im Irrtum befindet, wenn sie annimmt, daß Franz Joseph Berlin befragt, bevor er handelt. Bei dieser Gelegenheit ließ er sich jedenfalls nicht lenken und wurde dabei vermutlich unterstützt von dem Erzunterdrücker, dem Magyaren Tisza. Auf der anderen Seite erkenne ich die Herausforderung an, die an Österreich ergangen war. Der ermordete Erzherzog war ein gescheiter Mensch, dessen Ehrgeiz es nach meiner Meinung war, die kleinen slawischen Nationen Österreich-Ungarns zu versöhnen. Er wünschte die Slowaken mit Mähren und Böhmen zu vereinigen und als ihr König in Prag gekrönt zu werden; er wünschte ebenso Bosnien und Herzegowina mit Kroatien zu verbinden und sich in Agram krönen zu lassen. Die Doppelmonarchie würde so eine vierfache geworden sein. Die Deutschen in Ungarn wie auch die anderen Nationalitäten würden soweit als möglich von

Digitized by Google

dem Magyaren befreit und mit Wien vereinigt worden sein. Rumänien würde in den österreichischen Bund hineingezogen und die Rumänen in Ungarn ihm zugeschlagen worden sein. Rumänien hätte nicht weiter allein stehen können und würde, da sein Handel mit Deutschland groß und seine natürliche Antipathie gegen Rußland gleich groß ist, ein dauerndes Bündnis mit dem großen Gruppensystem in seinem Westen geschlossen haben. Gerade weil er ein konstruierender Staatsmann war, wurde der Erzherzog ermordet, denn seine Thronbesteigung würde die Todesglocke für die panslawistischen Ambitionen in Österreich-Ungarn bedeutet haben. Vielleicht würden auch Bulgarien und Serbien sich unter denselben Bedingungen angeschlossen haben. Wenn Deutschland in diesem Kriege Sieger bleibt, wird es, wie ich hoffe, Österreich-Ungarn dazu bringen, sich in ähnlicher Art, wie ich es jetzt skizziert habe, zu reformieren, denn es besteht für Deutschland ein Lebensinteresse, Österreich-Ungarn zusammenzuhalten, und um es zusammenzuhalten, muß man den Magyaren in seine Schranken zurückweisen. Wenn Deutschland Sieger bleibt, wird es außerdem Polnisch-Galizien, das russische Polen und den Osten der Provinz Posen miteinander verbinden und ihm einen Schein von innerer Eigenregierung geben müssen; die Polen sind so völlig latinisiert, daß ihre Sympathien immer mehr mit Wien und Süddeutschland gehen würden als mit Rußland. Das deutsche Kaiserreich im Westen dieses großen Gebildes würde wie ein Gravitationszentrum wirken, und ich bin keineswegs sicher, daß nicht das ganze in den deutschen Zollverband hineingezogen werden würde. Daher ist es meiner Meinung nach so überaus zu bedauern, daß der Erzherzog ermordet wurde, vorausgesetzt, daß meine Vorstellung von seiner Politik die richtige ist.

2. Sir Edward Grey hatte hinter unserem Rücken unsere Flotte, unsere einzige ernsthafte Waffe, bedingungslos an Frankreich verpfändet. Ich glaube, daß allein Asquith und zwei oder drei andere Mitglieder des Kabinetts mit im Einverständnis waren. Das Publikum hatte nur in ganz allgemeiner Weise Kenntnis von der Triple-Entente, aber niemand hatte Verdacht, daß Greys Diplomatie uns für den Fall eines Krieges keine Wahl mehr gelassen hatte, und daß wir durch sie ebensosehr wie Frankreich an die Wagenräder Rußlands geschmiedet waren.

3. Trotz der Verwandtschaft der serbischen Sprache und Religion mit der russischen, glaube ich, daß Petersburg in Serbien nicht mehr sah als ein Werkzeug zur Zerstörung von Österreich-Ungarn. Bulgarien ist in gleicher Weise mit Rußland verwandt, wurde aber von Rußland nach dem Kriege mit der Türkei brutal aufgeopfert, zum Teil, weil es aus dem Kriege stärker hervorging als Rußland lieb war, zum Teil, weil es sich nicht so gut als Hebel gegen Österreich verwenden ließ. Um einen Schritt weiter zurückzugehen, Österreich lief gerade in diesem Punkte große Gefahr im Jahre 1908, als es nicht die Einwilligung der Signaturmächte des Berliner Vertrages vom Jahre 1878 einholte, bevor es die Oberhoheit der Türkei für nichtig erklärte, und der Kaiser entrüstete sich unnötig über Rußland, als es in einer Sache nachgab, wo es zufällig einmal nicht im Unrecht war.

4. Als die Krisis am 24. Juli begann, machten sich Sazonof und Cambon daran, Grey bei seinen Fersen in eine „vollständige Solidarität" mit Rußland und Frankreich bei dem kommenden Konflikte hineinzuziehen. Hätte Grey nur den Rat von Buchanan, unserem Gesandten in Rußland, befolgt, so wären wir

Digitized by Google

nicht in die Falle gegangen; denn der letztere erklärte Sazonof geradezu, daß „Englands Interessen in Serbien gleich Null wären und ein Krieg wegen dieser Nation niemals von der britischen öffentlichen Meinung gutgeheißen werden würde". Anstatt diesem Rate nachzugeben, der in sich vernünftig war und auch richtig die Gefühle der Mehrheit des Kabinetts, des Parlaments und der Wähler wiedergab, folgte Grey auf eigene Hand Sazonof, der ihn schon seit langer Zeit in seiner Westentasche hatte. Ich schenke ihm soweit Glauben, daß er den Frieden wirklich wünschte, aber Sazonof packte ihn an dieser Seite und brachte ihn dazu, zu glauben, daß Deutschland nachgeben würde, wenn er Lichnowsky die Versicherung gäbe (wie er am 29. Juli tat, siehe Englisches Weißbuch 89), daß England, wenn der Krieg ausbräche, auf die Seite von Frankreich und Rußland treten würde. Der dumme Esel war nicht imstande zu sehen, daß Sazonof, wenn er sich einmal der englischen Unterstützung, des englischen Geldes und der Flotte versichert hatte, sofort losgehen und versuchen würde, den Kaiser zu einer Kriegserklärung zu provozieren. So schlug er, anstatt wie er hoffte, den Frieden zu sichern, gerade den Weg ein, der zum Kriege führen mußte.

5. Deutschland war ganz bereit, den Kampf mit Frankreich und Rußland aufzunehmen, wenn sie ihm eine Chance gaben, aber wünschte nicht, auch uns als Gegner zu haben; darum schickte Bethmann-Hollweg am Nachmittag des 29. Juli, sobald er von der feindseligen Haltung hörte, die Grey gegenüber Lichnowsky angenommen hatte (Weißbuch 89), eiligst zu Goschen um 11 Uhr abends, um ein Angebot im Falle unserer Neutralität zu machen (Weißbuch 85), und noch in derselben Nacht um 2 Uhr morgens zu Sazonof (a. a. O. 97). Der Umstand, daß Graf Pourtalès, ein Mann, den ich nach allem, was ich über ihn gelesen habe, gern einmal treffen möchte, bei diesem Interview „vollständig zusammenbrach" und „Sazonof darum anging, ihm eine Anregung zu geben, die er an die deutsche Regierung als eine letzte Hoffnung telegraphieren könne", beweist, wie sehr Deutschland diesmal darauf bedacht war, den Frieden zu bewahren. Aber Sazonof wußte bereits durch Paul Cambon von Greys tatsächlichem Ultimatum an Lichnowsky (a. a. O. 89) und war unerbittlich. Je mehr Deutschland nachgab, desto herausfordernder und herrischer wurde er.

6. Deutschlands einziges Bestreben war nun einen Krieg zu vermeiden, an dem England fast sicher teilnehmen würde — „hineingezogen werden würde", wie Grey es ausdrückt — durch seine geheime Abmachung mit Frankreich und durch Frankreich mit Rußland. Infolgedessen nahm Deutschland alle Vorschläge von Sazonof an und drängte auch Österreich sie anzunehmen. Sazonof (a. a. O. 133) gibt gegenüber de Etter zu, daß Österreich sie annahm und bereits so getan hatte, als er gegen Deutschland mobilisierte mit der bestimmten Absicht, wie ich glaube, den Kaiser zum Kriege zu provozieren, worin er (mit Hilfe der Kriegspartei in Berlin) Erfolg hatte.

7. Inzwischen hatte Grey große Schwierigkeiten mit dem Kabinett, in dem eine Mehrheit sich glatt weigerte, mit Deutschland wegen Serbien Krieg zu führen und es vorzog, Greys Marine- und sonstige Abkommen mit Frankreich fallen zu lassen (die am 30. Juli Cambon Grey ohne Verzug auszuführen drängte, siehe Weißbuch 105). Grey drohte zurückzutreten, erklärte sich aber am 31. Juli bereit, zu bleiben, bis es bekannt wäre, ob Deutschland die belgische Neutralität respektieren würde oder nicht, worüber der deutsche Reichskanzler am 29. Juli sich unbestimmt ausgesprochen hatte (Weißbuch 85). Wenn der letztere

Digitized by Google

wirklich befürchtete, daß Frankreich sie verletzen würde, so hätte er von uns eine Zusicherung verlangen sollen, daß wir sie vi et armis gegen Frankreich verteidigen würden. Wir hätten eine solche Zusicherung nicht verweigern können. Die belgische Neutralität war die einzige Angelegenheit, für die die Mehrheit unseres Kabinetts wirkliches Interesse hatte und ohne daß Belgien — ein kleines Land — von Deutschland — einem großen — angegriffen worden wäre, war nicht darauf zu rechnen, daß die englische Nation mit irgendeinem Krieg sich einverstanden erklärte. Nichts sonst würde auch nur im geringsten Eindruck auf sie gemacht haben und niemand hatte eine Ahnung davon, daß Deutschland bereits angeboten hatte, Belgien zu respektieren. In Übereinstimmung damit sondierte am Nachmittag des 31. Juli Goschen von Jagow über Belgien, und jener konnte nicht antworten, ohne den Kaiser und den Reichskanzler zu konsultieren. Der Kaiser, der immer bemüht war, uns aus dem Spiel zu lassen (und vermutlich auch wußte, daß Rußland sich über die goldene Brücke, die er ihm gebaut hatte, zurückziehen würde, sobald es hörte, daß wir neutral bleiben und ihm nicht in seinen Plänen Hilfe leisten würden), gab Lichnowsky Auftrag, die Neutralität Belgiens anzubieten und auch die Integrität von Frankreich und der französischen Kolonien zu garantieren, kurz in jede Bedingung zu willigen, durch die man uns von der Beteiligung abhalten konnte. Unser Kabinett, nur darum bemüht, von Deutschland eine günstige Antwort wegen Belgien zu bekommen und den Frieden mit Deutschland aufrecht zu erhalten, trat früh am 1. August zusammen und entwarf ein Memorandum, daß Grey Lichnowsky unterbreiten sollte. Es gab vielleicht jemanden im Kabinett, der darauf hinwies, daß es ein anmaßender Schritt wäre, Deutschland aufzufordern, daß es Belgien respektieren solle, nachdem wir unsere Absicht kundgegeben hätten, Frankreich unter allen Umständen zu unterstützen. Es war als ob man sagte: „Ich werde auf alle Fälle Krieg mit Euch führen" und zur selben Zeit: „Ich werde mit Euch Krieg führen, wenn Ihr Belgien angreift." Deutschland würde vermutlich antworten: „Wir können uns ebensogut für ein Schaf wie für ein Lamm hängen lassen, und wenn wir überhaupt mit Euch Krieg führen müssen, warum sollten wir den militärischen Vorteil, durch Belgien zu marschieren, außer acht lassen?"

In unserem Weißbuch Nr. 123 kann man Greys eigenen Auszug seiner Unterhaltung mit Lichnowsky lesen. Am 1. August um etwa 1.30 erbot Lichnowsky sich aus freien Stücken, Belgien zu respektieren und die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien zu garantieren, obwohl Frankreich (das wirklich eine enge Zwangsjacke brauchte, um es von einem Streit fernzuhalten, der gar nicht der seine war) nicht klagen konnte, wenn es geschlagen wurde, daß Deutschland einige von seinen Kolonien annektierte. Grey hätte Lichnowsky sagen können, daß er unsere Neutralität nicht gegen ein Angebot von Deutschland hin, Belgien zu respektieren, verschachern könne, da es überhaupt Deutschlands Pflicht sei, dies zu tun. Unser Kabinett war indessen in einer zum Verschachern bereiten Stimmung und wünschte nur einen Grund, um nicht mit Deutschland Krieg führen zu müssen. Lichnowsky machte sich daher den auf Schachern gestimmten Ton zu eigen und ebenso Grey. Grey erwartete offenbar nicht, daß Lichnowsky Vorschläge machen würde, und als Lichnowsky wirklich Vorschläge machte und ihn überdies ersuchte, irgendwelche Bedingungen zu formulieren, auf die hin England bereit wäre, neutral zu bleiben, da wies Grey alles zurück unter dem Vorwand, sich die Hände frei halten zu müssen (siehe Nr. 123). Lichnowsky

Digitized by Google

muß mit der Überzeugung davon gegangen sein, daß Grey unter allen Umständen den Krieg wünschte.

Nun erwartete unser Kabinett offenbar, daß Grey ihm sogleich jede Möglichkeit nachzugeben, unterbreiten würde, wenn Deutschland Zeichen von Bereitwilligkeit zeigte. Er jedoch wußte, daß wenn er Lichnowskys Vorschläge unterbreitete, das Kabinett sich auf diese stürzen und daß er dann außerstande sein würde, seine geheime Abmachung mit Frankreich und Rußland auszuführen. Was tat er nun? Er erzählte seinen Kollegen am 1. August überhaupt nichts von den Vorschlägen, und als das Kabinett am nächsten Morgen, am 2. August, zusammentrat, verbarg er sie vor dem gesamten Kabinett, wie er dies auch den nächsten Tag, den 3. August, vor dem Unterhause tat. Dadurch stürzte er uns in den Krieg. Ich sage, *er zog uns mit Vorbedacht in den Krieg* mit Deutschland, uns, eine vornehme Nation (die mit Ausnahme einiger weniger wütender Chauvinisten auf der Toryseite alle dem Krieg mit Deutschland abgeneigt waren, mit dem wir zum ersten Male seit Agadir auf herzlichem Fuße standen). Glauben Sie mir, Grey wird mit der Zeit wegen dieses bösen Handels in Gefahr seines Lebens kommen. Bismarck änderte 1870 ein Telegramm um, um jenen Dummkopf Louis Napoleon zu einer Kriegserklärung zu reizen; Grey verbarg absichtlich vor seinen Kollegen und dem Parlament Eröffnungen, die ihm von Lichnowsky gemacht worden waren, und die sofort angenommen worden wären; ohne Greys Handlungsweise würde Belgien nicht in Trümmer gelegt worden sein und mit aller Wahrscheinlichkeit würde Rußland sich damit zufrieden erklärt haben, daß Österreich seine Bedingungen angenommen hatte (die von Sazonof an Pourtalès am 30. Juli um 2 Uhr morgens diktiert worden waren) und Schluß gemacht haben. Ich bin der Ansicht, daß Grey verbrecherischer handelte als Bismarck jemals tat.

8. Passen Sie auf den Fortgang auf. Der Krieg brach über Belgien aus und Wochen vergingen, bevor jemand von der Unterredung wußte, die im Weißbuch 123 wiedergegeben ist. Sobald aber am 27. August das Parlament zusammentrat, stellte Keir Hardie, der den Braten roch, an Grey die Anfrage, ob er Lichnowskys Vorschläge dem Kabinett unterbreitet hätte und warum sie nicht zur Basis eines Friedens mit Deutschland gemacht worden wären. Grey erkannte in seiner Antwort an, daß er sie damals niemandem mitgeteilt hätte, und entschuldigte sich damit, daß Lichnowsky in Nr. 123 von sich aus und nicht mit Autorität von Berlin gesprochen hätte. Er erkannte an, daß Lichnowsky zu seinen Vorschlägen durch einen aufrichtigen Wunsch nach Frieden mit uns getrieben worden wäre, erklärte aber, daß im Hintergrunde Berlin ebenso aufrichtig für den Krieg wirkte. Und doch muß er genau gewußt haben, daß Lichnowsky auf Grund von Berliner Instruktionen vorging, wie Lichnowskys drei Depeschen, die zur Zeit dieses Gespräches um 1.15, 5.30 und 8.30 nachmittags nach Berlin gesandt wurden, zur Genüge beweisen. Hätte Grey überdies nicht *gewußt*, daß Lichnowskys Vorschläge offiziell und für die deutsche Regierung verpflichtend wären, so würde er sie niemals sofort an Goschen gedrahtet haben, damit dieser sich nicht in dieser Angelegenheit in Widerspruch zu unserem Auswärtigen Amt setzte. So sind all die Antworten Greys an Keir Hardie am 27. August ein Beispiel von böser Lüge, suppressio veri und suggestio falsi.

Natürlich spendete das Unterhaus, das von Grey völlig hinter das Licht geführt worden war, seinen Beifall. *In kurzem werden sie ihn an*



Digitized by Google

den Galgen hängen. Ich zweifle sogar, ob Asquith um das Verbrechen wußte, denn am 6. August basierte er alle seine Gründe auf Weißbuch 85, aber wenn er wirklich Greys Komplize war, so wird auch er gehängt werden. Es kommt mir vor, als ob Lloyd George, ein beeinflußbares Werkzeug in Greys Händen, bereits Verdacht zu schöpfen beginnt, denn er reist jetzt im Lande umher unter lautem Protest, daß er und die englische Demokratie niemals, außer durch den Angriff auf Belgien, dazu hätten gebracht werden können, noch dazu gebracht worden wären, Krieg zu führen. Und das stimmt auch sicherlich. Wenn Sie auf die letzte Samstagsnummer des Economist blicken, die von dem tüchtigen Hirst herausgegeben wird, so können Sie lesen, wie die ganze Geschäftswelt in London und sonst überall plötzlich am 5. August zugunsten des Krieges beeinflußt wurde, nachdem sie bis dahin den Gedanken eines Krieges mit Deutschland verabscheut hatte.

9. Und das zeigt, in was für einem verhängnisvollen Irrtum sich Deutschland befand, als es durch Belgien marschierte. Es war von dem Kaiser ein Mißgriff, sein Ultimatum am 1. August abzuschicken, anstatt abzuwarten, ob Rußland ihm nicht ein solches schicken würde, wie es sehr wahrscheinlich getan haben würde, obwohl ich zweifle, ob es so gehandelt haben würde, ohne unserer leidlich sicher gewesen zu sein, jedenfalls nicht, hätten wir rechtzeitig unsere Neutralität erklärt. Es war klar, daß die belgische Bevölkerung die einbrechende Armee angreifen würde; das führte zu schrecklichen Exzessen; und das Herauspressen von großen Geldsummen aus der armen hungerleidenden Bevölkerung hat in Italien, dessen Zeitungen ich lese, und in Amerika eine Erbitterung gegen Deutschland aufgehäuft, die eine edelmütigere und menschlichere Behandlungsweise Belgiens vermieden haben würde. Selbstverständlich glaube ich nicht alle Scheußlichkeiten, die in unseren Zeitungen berichtet werden. Aber wenn man einen Apachen auf je 500 Soldaten rechnet, die durch Belgien zogen, so würde man deren 2000 erhalten und das würde so viel von diesen Erzählungen erklären, als vermutlich wahr ist. Man kann in keiner Armee das Vorkommen von Apachen verhindern, und was die Verfasser der Geschichte des Burenkrieges, die von dem deutschen Generalstab herausgegeben wurde, über die Greuel, deren unsere Leute in Transvaal beschuldigt wurden (nicht nur im Ausland, sondern auch in England), bemerken, ist richtig und voll gesunden Menschenverstandes.

10. Ich glaube, daß Deutschland die „förmliche Versicherung (die am 4. August in London gemacht wurde), daß selbst im Falle eines bewaffneten Zusammenstoßes mit Belgien Deutschland unter keinem Vorwand belgisches Gebiet annektieren wird", respektieren wird. Ich glaube, daß auf dieser Grundlage und unter der Bedingung, daß Deutschland Frankreich räumt, Wilson morgen schon Frieden zwischen unseren beiden Nationen herstellen und all diesem nutzlosen Morden ein Ende bereiten könnte.

Ein Punkt, auf dem wir hier in England bestehen müssen, ist, daß dieser schlimme Lügner Grey, der immer Frieden auf seinen Lippen und Krieg in seinem Herzen hat, gehen sollte. Wir können weder ihm noch seinem Helfer Sazonof die Aufgabe anvertrauen, Frieden für England zu machen.

11. Ich habe nichts über eine andere Seite der ganzen schlimmen Angelegenheit gesagt, über den verruchten Pressefeldzug, der seit Jahren in beiden Län-

Digitized by Google

dern diesem Kriege vorangegangen ist. Zu viele, selbst verständige Engländer hatten dadurch die Meinung gewonnen, daß Deutschland uns anzugreifen wünsche und waren aus diesem Grunde bereit, einen Angriff von unserer Seite zu entschuldigen, im Falle, daß Frankreich in Krieg mit Deutschland geriete. Ich bin nicht überrascht, wenn der Verdacht, den die Deutschen in bezug auf unseren Wunsch, Deutschland bei der ersten Gelegenheit niederzuschlagen, nährten, ihnen jetzt durch diesen Krieg bestätigt erscheint. In der Tat, dieser Gedanke war zu oberst in allen englischen Gemütern und das, was über zwei Millionen von unserer Jugend in das Heer geführt hat, war die anzuerkennende Wut über die Behandlung von Belgien. Nichts sonst hätte die Nation mit der Regierung verbinden können. Grey hatte zu verschiedenen Malen dem Lande versichert, daß die Entente mit Rußland und Frankreich sich in keiner Weise gegen Deutschland richtete.

12. Ich weiß nicht, ob Sie mir Bernsteins Faksimiles verschiedener „militärischer Besprechungen" zwischen unserem Militärattaché in Brüssel und den belgischen Generälen sandten. Das erste ist ein Auszug aus einer Unterhaltung, an deren Schluß das Wort fin steht (vor dem Monatsnamen), das nur andeutet, daß sie an diesem Datum gehalten wurde. Die gedruckte Version wandelt dieses fin in fini und das wird übersetzt durch „beendet", wodurch es als ein diplomatisches Instrument oder eine Abmachung mit bindender Kraft erscheint, was es nicht war. Es ist ein bloßes ébauche, wie auch das nächste Dokument. Fini kann im französischen auf keinen Fall „abgeschlossen" oder „ratifiziert" bedeuten, wie Bernstein zu meinen scheint, sondern nur das explicit, das man an das Ende eines Buches setzt. Kein Zweifel, daß in dem zweiten Dokument unser Militärattaché vorschlägt, englische Truppen zu landen, um Belgien zu verteidigen, im Falle, daß Belgien angegriffen würde, gleichgültig, ob es uns um Hilfe anginge oder nicht, aber es ist nicht bewiesen, daß ein Überabkommen in diesem Sinne durch unser Auswärtiges Amt erreicht wurde. Ich bezweifle es stark und unser Auswärtiges Amt leugnet es ab. Es ist schade, daß die Belgier nicht dem Rate Leopolds II. vor 25 Jahren folgten und wie die Schweiz ein Heer aufstellten, das ihrer Bevölkerung und ihren Mitteln entsprochen hätte; denn dann würde der deutsche Generalstab niemals eine Forcierung der Meuse geplant haben, die zu Beginn des Krieges von 100 000 Mann verteidigt worden wäre. So aber wußten die Belgier genau, daß wir, indem wir die Neutralität ihres Landes garantiert hatten, in der Lage eines Mannes waren, der im Besitz von 5 Pfund einen Wechsel für 1 Million Pfund verbürgt.

Damit habe ich noch nicht alles gesagt, was ich im Sinne hatte, aber so viel als Sie wünschen werden zu lesen. Sie dürfen diesen Brief jedem, dem Sie wollen, zeigen und ihn, wenn Sie wollen, auch drucken. Ich glaube nicht, daß irgendein Unheil daraus entstehen kann, wenn meine Ansichten bekannt werden, und ich äußere sie auch hier in Oxford ganz frei, schon früher auf zwei Versammlungen von Universitätslehrern und gestern abend vor den „Fabiern". Ich schreibe eine Schrift über Grey für die Arbeiterliga. Inzwischen müssen wir fortfahren, die Sache durchzufechten, aber ich hoffe nicht mehr lange.

Ihr ergebener
F. C. Conybeare.



Digitized by Google

## Herbert Spencer über den britischen Militarismus.

Ein Volk, das seine Soldaten mit dem hochtönenden Namen „Vaterlandsverteidiger" ehrt und sie dann ausschließlich zur Eroberung fremder Länder verwendet . . . . . ein Volk, das den Gedanken nicht zu ertragen vermag, daß bei ihm zuhause der Minderwertige die selbstverschuldeten Nachteile seiner Minderwertigkeit auf sich zu nehmen habe, das aber keine Gewissensbisse empfindet, in der Fremde Kugel und Bajonett in unbeschränktem Maße anzuwenden, wo es unzivilisierte Völker zu bekriegen gilt, und dies damit begründet, daß eben alles Minderwertige dem Vollwertigen zu weichen habe, — ein solches Volk kann unmöglich andere als ganz verdrehte Ansichten über die höchsten Fragen in bezug auf gut und böse haben. (Prinzipien der Ethik, übersetzt v. Vetter und Carus, II, S. 56.)

Nicht um einen humanitären Zweck zu erfüllen, noch die Glückseligkeit der Menschheit zu befördern, sei es in der Heimat oder im Auslande, ertragen die Franzosen das zermalmende Gewicht ihres Militärbudgets, sondern um Gebiete wieder an sich zu reißen, welche ihnen zur Strafe für ihre Streitsüchtigkeit weggenommen worden sind. Und wie wir vor Kurzem gesehen haben, hätte eine Sturmflut von Enthusiasmus beinahe einen Soldaten zur obersten Gewalt erhoben, von dem man erwartete, er würde sie zu einem Rachekrieg führen. (Ebenda, S. 328.)

Für die öffentliche Form (der Rache) haben wir ein auffallendes Beispiel vor uns in dem von den Franzosen beharrlich gehegten Verlangen, die Deutschen dafür zu strafen, daß sie sie besiegt haben, . . . . . ein Verlangen, dessen Stärke vor Kurzem (August 1891) durch die merkwürdige Tatsache offenbar geworden ist, daß während sie ausgesprochen enthusiastische Verehrer der Freiheit und Aufrechthalter freier Institutionen sind, sie das „edle russische Volk" und den despotischen Zaren, welcher es in Knechtschaft hält, gepriesen haben; und alles nur deswegen, weil sie hoffen, in dieser Weise in ihrem ersehnten Kampfe mit Deutschland unterstützt zu werden. (Ebenda, S. 378.)

Für die Vielen, welche, im Osten lebend, stillschweigend annehmen, daß die Indier nur zum Vorteil der Anglo-Indier leben, wird (das obige) kein Vergnügen bereiten. Ein derartiger Zustand wird wahrscheinlich denen unerwünscht scheinen, welche sich dazu anwerben lassen, andere Menschen auf Befehl niederzuschießen, ohne nach der Gerechtigkeit ihres Vorgehens zu fragen, und die sich durch einen Befehl aus der Downing Street für von Schuld freigesprochen halten. Gleich wie unter den Anthropophagen die Unterdrückung der Menschenfresserei nicht günstig angesehen wird, so verursacht bei sociophagen Nationen wie der unserigen eine Betrachtung des Aufhörens von Eroberungen nicht viel Vergnügen. (Ebenda, S. 490.)

Mir erscheint der Ruf . . . . . „das Vaterland, mag es im Recht oder Unrecht sein!" . . . . . abscheulich. Durch Association mit Vaterlandsliebe erlangt das Gefühl, das er ausdrückt, eine gewisse Rechtfertigung. Nimmt man indessen die Hülle hinweg, so sieht man, daß das darunter liegende Gefühl zu den niedrigsten gehört. (Erfahrungen und Betrachtungen aus der Zeit, S. 71.)

Eine solche Anschauung wird natürlich jenen nicht zusagen, welche über das Umsichgreifen des Unglaubens hinsichtlich der ewigen Verdammnis jammern, noch denen, welche den Aposteln der rohen Gewalt folgen und glauben, weil das Recht des Stärkeren einstens gut war, es werde auch für alle Zeiten das Richtige sein, noch endlich denen, welche ihre Verehrung für ihren Meister, der das Schwert in die Scheide stecken hieß, dadurch bezeugen, daß sie das Schwert

Digitized by Google

ziehen, um seine Lehre unter den Heiden zu verbreiten. Die hier vertretene Auffassung würde nur Verachtung finden in jenem Milizregiment von Fifeshire, von welchem zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges 800 Mann zum Dienst im Ausland verwendet zu werden wünschten, es aber der Regierung überlassen wollten, auf welcher Seite sie kämpfen sollten. (!!!) Von den zehntausend Priestern der Religion der Liebe, die stillschweigen, wenn ihre Nation von der Religion des Hasses durchdrungen ist, wird gewiß kein Zeichen der Zustimmung kommen, ebensowenig von ihren Bischöfen, welche, weit entfernt die extreme Lehre ihres Meisters zu predigen, dem sie zu folgen vorgeben: wenn die eine Wange einen Streich bekommen hat, auch die andere darzubieten — vielmehr dafür stimmen, nach dem Grundsatze zu handeln: schlag zu, damit du nicht geschlagen wirst. Auch bei jenen Gesetzgebern werden wir keinen Beifall finden, welche erst beten: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, und unmittelbar darauf einen Angriff auf Menschen beschließen, die ihnen nicht das Geringste zu leide getan haben, und welche, nachdem die Thronrede „den Segen des Allmächtigen Gottes" über ihre Beratungen herabgefleht hat, sofort die Mittel bewilligen, um politischen Straßenraub zu begehen. (Ebenda, S. 279.)

Wenn nach Gebeten, in welchen um göttliche Führung gefleht wird, nahezu alle Bischöfe einen ungerechtfertigten Angriff, wie den auf Afghanistan, billigen, geht der Vorfall ohne irgend einen Ausdruck der Überraschung vorüber; während umgekehrt, wenn der Bischof von Durham den Vorsitz bei einer Friedensversammlung übernimmt, seine Handlungsweise lebhaft kommentiert wird. Wenn auf einer Diöcesan-Conferenz ein Pair (Lord Cranbrook) gegen ein internationales Schiedsgericht spricht und sagt, „er sei nicht ganz sicher, ob ein Zustand des Friedens für eine Nation nicht gefährlicher sei als Krieg", so erheben die versammelten Priester der Religion der Liebe keinen Widerspruch; auch erhebt sich kein Tadel von Seiten der Geistlichkeit oder der Laien, wenn ein Kirchenfürst, Dr. Moorhouse, eine körperliche und sittliche Disciplin, welche die Engländer zum Kriege tüchtig macht, verteidigt, den Wunsch ausdrückt, „sie so zu machen, daß sie, tatsächlich wie der Fuchs, wenn ihn die Hunde gefaßt haben, beißend sterben", und sagt, „dies seien moralische Eigenschaften, welche unter unserm Volke zu ermutigen und zu vermehren seien, und er glaube, daß hierzu nichts anderes genüge, als die Gnade Gottes, die an ihren Herzen arbeite". Wie vollkommen in Übereinstimmung mit dem allgemein verbreiteten Gefühl, in einem mit christlichen Kirchen und Kapellen bedeckten Lande, diese Ermahnung des Bischofs von Manchester ist, sehen wir auch in solchen Tatsachen, wie, daß die Menschen eifrig die Berichte über Fuß-Ball-Spiele lesen, bei denen durchschnittlich wöchentlich ein Todesfall vorkommt, daß sie sich in Menge dazu drängen, Zeitungen zu kaufen, welche detaillirte Berichte über einen brutalen Preiskampf bringen, welche aber mit einige wenigen Zeilen die Verhandlungen eines Friedens-Congresses abmachen, und daß sie in verschwenderischer Weise illustrierte Blätter begünstigen, in denen die Hälfte der Holzschnitte Zerstörung von Leben oder Hilfsmittel zu solcher Zerstörung zum Gegenstande haben. (Ebenda, S. 327.)

Wenn irgend jemand sagt, daß die ländergierigen Nationen von Europa in ihrem täglichen Leben nicht von einem ethischen Gefühl regiert werden können, sondern daß ihnen ein solches durch die Furcht vor der Verdammnis aufgenötigt werden muß, so bin ich nicht darauf vorbereitet ihm zu widersprechen. Wenn ein Schriftsteller, welcher nach der Meinung derjenigen, welche es wissen können, die Natur

Digitized by Google

der Herren, die wir in fremde Länder schicken, richtig schildert, von einem derselben voller Sympathie beschreibt, wie er seinen Soldaten, welche die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Stämme niederschießen, zuruft: „Macht ihnen die Hölle heiß, Leute!“ so glaube ich wohl, daß diejenigen möglicherweise Recht haben, welche behaupten, solche Naturen könnten nur durch die Furcht vor einem Gott in Ordnung gehalten werden, welcher ihnen „die Hölle heiß macht“ wenn sie sich schlecht betragen. Ich gebe zu, es ist eine haltbare Annahme, daß der Glaube an einer Gottheit, welche ruhig zusieht, wenn Myriaden seiner Geschöpfe ewige Qualen erdulden, passenderweise während des Zustandes der Welt bestehen bleiben mag, auf welchem nackte Barbaren und Barbaren in Fellen vertilgt werden von Barbaren in Khaki. (Ebenda, S. 491.)

Betrachten wir, um uns in dieser Wahrnehmung zu unterstützen, indem wir eine etwas abgenutzte Art der Darstellung variieren, was etwa ein in einer fernen Zukunft lebender, unabhängiger Beobachter von uns sagen könnte, vorausgesetzt, seine Angaben wären in unsere schwerfällige Sprache übersetzt.

„Obgleich die beim Unterricht gebrauchten geometrischen Figuren jedem Kinde zeigen, daß Tausende von Jahren zuvor die Erdbahn von ihrer Grenze größter Excentricität zurückzuweichen begann, und obgleich alle mit der daraus folgenden Tatsache vertraut sind, daß die Eiszeit, welche so lange einen großen Teil der nördlichen Hemisphäre unbewohnbar gemacht, ihren Gipfelpunkt überschritten hat, ist es doch nicht allgemein bekannt, daß in gewissen Gegenden das Zurückweichen der Gletscher jüngst lange bedeckte Landstriche uns zugänglich gemacht hat. Zwischen Moränen und unter ungeheuren Anhäufungen von Geröll sind hier Ruinen, dort halbversteinerte Skelette und an einigen Plätzen selbst Aufzeichnungen gefunden worden, welche durch ein wunderbares Zusammentreffen günstiger Bedingungen so erhalten worden sind, daß Teile derselben lesbar geblieben. Wie fossile Cephalopoden, mit unseren automatischen Bergwerkmaschinen heraufbefördert, bisweilen so vollkommen erhalten sind, daß mit der aus ihren eigenen Tintenbeuteln gewonnenen Sepia Zeichnungen derselben gemacht werden können, so sind durch einen glücklichen Zufall von einer längst erloschenen Menschenrasse jene wirklichen Absonderungen ihres täglichen Lebens auf uns gekommen, welche Farbstoff für ein Gemälde derselben liefern. Durch große Beharrlichkeit haben unsere Forscher den Schlüssel zu ihrer unvollkommen entwickelten Sprache entdeckt und sind im Laufe der Jahre im Stande gewesen, Tatsachen zusammenzustellen, welche uns allerdings nur schwache Vorstellungen von den seltsamen Völkern liefern, die während der jüngsten präglacialen Periode die nördliche Hemisphäre bewohnten.

Ein soeben veröffentlichter Bericht bezieht sich auf eine von diesen Völkern die Mitte des 19. Jahrhunderts ihrer Aera genannte Zeit, und betrifft eine für uns höchst interessante Nation, die Engländer. Obgleich bis jetzt keine Spuren dieser uralten Nation bekannt waren, hatten sich doch die Namen gewisser großer Männer, welche sie hervorgebracht, erhalten; unter ihnen ein Dichter, dessen Schwung der Einbildungskraft und Tiefe der Einsicht diejenigen aller vor ihm Lebenden übertroffen haben soll, und ein Mann der Wissenschaft, von dem wir, so tief eingeweiht wir ihn auch in mancherlei Gebieten vorstellen dürfen, bestimmt das wissen, daß er alle Nationen, welche damals lebten und welche seitdem gelebt haben, gelehrt hat, wie das Universum im Gleichgewicht erhalten werde. Was für eine Art Volk die Engländer waren und welche Art von Civilisation sie besaßen, sind des-

Digitized by Google

halb stets Fragen gewesen, welche die Neugier erregten. Die durch diesen Bericht enthüllten Tatsachen entsprechen kaum der Erwartung. Zunächst ward nach Spuren dieser großen Männer geforscht, die, wie man annahm, hervorragend und gefeiert sein würden. Doch fand sich wenig. Allerdings zeigte sich, daß der letztere, welcher dem Menschengeschlecht den Bau des Himmels enthüllte, einen Ehrentitel empfing, wie er etwa einem glücklichen Kaufmann verliehen wurde, der seinem Monarchen eine Adresse überreicht hatte, und außer einem zu seinem Andenken gepflanzten Baume war ihrem großen Dichter eine kleine Statue in einem ihrer Tempel gesetzt worden, wo sie sich jedoch unter den vielen und großen Denkmälern für ihre kriegerischen Führer fast verlor. Nicht als ob Erinnerungsbauten von bedeutender Größe von den Engländern nie errichtet worden wären. Unsere Forscher entdeckten Spuren eines Riesenbaues, in welchem augenscheinlich Personen von Auszeichnung und Abgeordnete aller Nationen an der Ehrung irgend eines Wesens — denn Mensch kann es kaum gewesen sein — teilzunehmen veranlaßt werden (Albert Memorial!). Es ist nämlich schwer zu glauben, daß irgend ein Mensch einen so hervorragenden Wert sollte besessen haben, um solche außerordentliche Huldigung einer Nation abzuzwingen, welche von Männern, durch die ihr Name der Vergessenheit entrissen worden ist, so wenig hielt. Ihre Verteilung monumentaler Ehren war in der Tat in jeder Beziehung auffallend. Einem Arzte, namens Jenner, der durch eine Art, die Verheerungen einer entsetzlichen Krankheit zu mildern, viele Tausende dem Tode entrissen haben soll, errichteten sie eine Erinnerungsstatue auf einem ihrer hauptsächlichsten öffentlichen Plätze. Nach einigen Jahren jedoch verbannten sie, aus Reue, dieser Statue einen so hervorragenden Platz eingeräumt zu haben, dieselbe in einen fernen Winkel eines ihrer Vorstadtgärten, welcher hauptsächlich von Kindern und Kindermädchen besucht wurde, und errichteten an ihrer Statt einem großen Anführer ihrer Kämpfer, einem gewissen Napier, eine Statue, welcher gewisse schwächere Rassen hatte besiegen und niederhalten helfen. Der Berichterstatter sagt uns nicht, ob letzterer das Werkzeug gewesen, so viele Menschenleben zu zerstören, als jener gerettet hatte, aber er bemerkt: „Ich konnte nicht umhin, mich über diese seltsame Ersetzung bei einem Volke zu wundern, welches sich zu einer Religion des Friedens bekannte.“ Dies scheint jedoch keine mit ihren gewöhnlichen Handlungen nicht im Einklang stehende Handlung gewesen zu sein, im Gegenteil. Die Berichte zeigen, daß sie, um die Erinnerung an einen großen, über eine benachbarte Nation errungenen Sieg zu feiern, viele Jahre lang ein jährliches Bankett im Geiste der Erinnerungsskalpirtänze noch barbarischerer Völker hielten, und nie fehlte es an einem Priester, um bei denselben einen Segen von einem Wesen zu erflehen, das sie den Gott der Liebe nannten. In gewissen Beziehungen scheint ihr Verhaltungscodex den Codex eines noch älteren Volkes, von welchem ihr Glaube abgeleitet war, nicht übertroffen zu haben, sondern hinter demselben zurückgewichen zu sein. Eines der Gesetze dieses alten Volkes war: „Auge für Auge, Zahn für Zahn“; aber eine Menge von Gesetzen der Engländer, namentlich jene, welche Handlungen betrafen, die einigen sogenannten Sportvergnügungen ihrer herrschenden Klassen hinderlich waren, verhängten Strafen, welche voraussetzen, daß ihr Prinzip: „Bein für Auge und Arm für Zahn“ war. Das Verhältnis ihres Glaubens zu demjenigen dieses alten Volkes ist in der Tat schwer zu verstehen. Sie hatten zu einer gewissen Zeit dieses alte Volk, Juden genannt, grausam verfolgt, weil jene besondere Modification der jüdischen Religion, welche sie, die Engländer, dem Namen nach annahmen, eine solche war, welche die Juden

Digitized by Google

nicht annehmen wollten. Und doch, wunderbar zu sagen, während sie die Juden dafür peinigten, daß dieselben nicht mit ihnen übereinstimmten, stimmten sie doch im Wesen mit den Juden überein. Nicht nur übertrafen sie, wie oben gezeigt, die Juden im Wiedervergeltungsgesetze, statt das gerade entgegengesetzte Prinzip des von ihnen als göttlich verehrten Lehrers zu befolgen, sondern sie befolgten das jüdische Gesetz und folgten nicht jenem göttlichen Lehrer in anderer Art, wie z. B. in der strengen Beobachtung jedes siebenten Tages, welche letzterer mit Bedacht verworfen hatte. Obgleich sie zornig auf diejenigen waren, welche nicht dem Namen nach an das Christentum (dies war der Name ihrer Religion) glaubten, machten sie doch diejenigen lächerlich, welche wirklich daran glaubten, denn einige wenige unter ihnen, mit dem Spitznamen Quäker, welche christliche statt jüdischer Gebote auszuführen suchten, machten sie zur Zielscheibe ihres Spottes. Ja mehr, ihre eigentliche Anhänglichkeit an den Glauben, den sie zu verwerfen bekannten, zeigte sich klar darin, daß sie in ihren Tempeln an einem auffälligen Orte die zehn Gebote der jüdischen Religion aufhingen, während sie selten, wenn je, die beiden christlichen Gebote, welche ihnen statt derselben gegeben worden, aufhingen. Und doch, sagt der Berichterstatter, nachdem er bei diesen seltsamen Tatsachen verweilt, obgleich die Engländer Missionsunternehmungen aller Art ungemein zugetan waren, und obgleich ich fleißig unter den Aufzeichnungen derselben geforscht habe, konnte ich doch keine Spur einer Gesellschaft zur Bekehrung des englischen Volkes vom Judaismus zum Christentum finden. Diese Erwähnung ihrer Missionsunternehmungen führt auf andere auffallende Anomalien. Da sie begierig waren, Anhänger an diesen Glauben, den sie dem Namen, aber nicht der Tat nach angenommen, zu werben, sandten sie Männer nach verschiedenen Teilen der Welt aus, um denselben zu verbreiten, von denen einer unter anderen jenes obengenannte unterjochte Gebiet war. Dort lehrten die Missionare die sanften Vorschriften ihres Glaubens, und dort gaben die von ihrer Regierung eingesetzten Beamten das Beispiel dieser Vorschriften; eine derselben war, daß sie, um eine aufrührische Sekte zu unterdrücken, fünfzig von sechundsechzig, welche sich ergeben hatten, nahmen und sie ohne jedes Verhör aus ihren Kanonen schossen, wie sie es nannten, sie vor der Mündung der Kanone banden und ihre Leiber in Stücke zerrissen. Und dann, sonderbar genug, drückten sie, wenn sie so ihre Religion gelehrt und das Beispiel derselben gegeben hatten, große Überraschung über den Umstand aus, daß die einzigen Convertiten, die ihre Missionare unter diesen Leuten zu erlangen vermochten, Heuchler und Menschen von so schlechtem Charakter waren, daß niemand sie beschäftigen wollte.

Trotzdem hatten diese halbcivilisierten Engländer ihre guten Seiten. So seltsam auch die Täuschung gewesen sein muß, welche sie veranlaßte, Missionare zu weniger entwickelten Rassen auszusenden, welche von ihren Matrosen und Ansiedlern stets übel behandelt und schließlich ausgerottet wurden, kann man doch nicht umhin, eine gewisse Hochherzigkeit des Motivs in ihnen anzuerkennen, wenn man findet, daß sie jährlich eine Million ihres Geldes auf Missions- und verwandte Unternehmungen verwandten. Ihr Land war mit Hospitälern und Armenhäusern und Anstalten zur Linderung der Kranken und Bedürftigen bedeckt und ihre Städte von philanthropischen Gesellschaften überfüllt, welche, wenn wir von der Weisheit ihrer Politik absehen, doch gute Absichten deutlich erkennen lassen. Sie verausgabten als gesetzliche Unterstützung ihrer Armen ein Zehntel, zeitweise sogar mehr als ein Zehntel der für sämtliche nationale Zwecke erhobenen Einkünfte. Eine ihrer bemerkenswerten Taten war, daß sie, um eine barbarische Ein-

Digitized by Google

richtung jener Zeiten, Sklaverei genannt, zu beseitigen, welche gewissen Menschen in ihren Kolonien den vollständigen Besitz anderer Menschen, ihrer Güter, Leiber und praktisch selbst ihres Lebens in die Hand gab, baar zwanzig Millionen ihres Geldes zahlten. Und ein ebenso charakteristischer Beweis von Mitgefühl war, daß sie während eines Krieges zwischen zwei benachbarten Nationen große Summen beitrugen und viele Männer und Frauen aussandten, um sich der Verwundeten anzunehmen und die Verarmten zu unterstützen.

Die durch diese Forschungen so ans Licht gebrachten Tatsachen sind äußerst lehrreich. Jetzt, wo nach Zehntausenden von Jahren die Ausbildung des Lebens der Menschen in der Gesellschaft harmonisch geworden ist, jetzt, wo Charakter und Lebensverhältnisse allmählig sich einander angepaßt haben, ist man geneigt, anzunehmen, daß die Übereinstimmung von Institutionen, Verhalten, Anschauungen, und Meinungen notwendig sei. Man hält es fast für unmöglich, daß in der selben Gesellschaft täglich Prinzipien ganz entgegengesetzter Art zur Anwendung gebracht werden sollten, und es scheint uns kaum glaublich, daß Menschen einen Glauben haben oder bekennen sollten, mit welchem ihre Handlungen absolut unverträglich sind. Nur jene äußerst seltene Störung, der Wahnsinn, könnte das Verhalten von jemand erklären, der, wissend, daß Feuer brennt, trotzdem seine Hand in die Flamme steckt, und dem Wahnsinn sollte man ebenfalls das Verhalten von jemand zuschreiben, der mit dem Bekenntnis, daß er ein gewisses Verfahren für moralisch recht halte, das entgegengesetzte Verfahren einschlüge. Dennoch zeigen uns die durch diese alten Überreste gelieferten Enthüllungen, daß Staaten und Nationen zusammenhalten konnten, trotz dessen, was uns als ein Chaos von Verhalten und Meinung erscheinen muß. Ja mehr, sie zeigen uns, daß es Menschen möglich war, das eine zu bekennen und ein anderes zu tun, ohne ein Bewußtsein von Inkonsequenz zu verraten. Ein Beleg ist hier besonders gut am Platze. Unter ihren vielfältigen Anstalten für milde Zwecke hatten die Engländer eine „Flotten- und Armee-Bibelgesellschaft", eine Gesellschaft zur Verteilung von Exemplaren ihres heiligen Buches unter ihre berufsmäßigen Kämpfer zu Land und See, und zu dieser Gesellschaft hatten die Führer unter diesen Kämpfern subscribiert, und es ward dieselbe, von ihnen hauptsächlich verwaltet. Allerdings vermutet der Berichterstatter, daß sie für diese Klasse von Menschen eine zensierte Ausgabe (prophetisch — 1914—16!) besessen hätten, aus der die Gebote: „Böses mit Gutem zu vergelten", und „dem Beleidiger die Wange darzubieten" weggelassen worden seien. Möglich, daß es so war, aber selbst wenn dies der Fall, haben wir doch ein auffallendes Beispiel von dem Grade vor uns, bis zu welchem Überzeugung und Verhalten sich einander diametral entgegengesetzt sein können, ohne die geringste anscheinende Empfindung davon, daß dieselben sich entgegengesetzt sind. Man nimmt gewöhnlich an, daß ein unterscheidender Zug der Menschheit Vernunftmäßigkeit sei, und daß Vernunftmäßigkeit Folgerichtigkeit voraussetze; doch trifft man hier eine erloschene Rasse — unzweifelhaft menschlicher Art und sich selbst als vernunftmäßig betrachtend — an, bei welcher der Widerspruch zwischen Verhalten und bekanntem Glauben so groß war wie man ihn sich nur vorstellen kann. Dadurch werden wir vor der Annahme gewarnt, daß, was uns jetzt natürlich erscheint, stets natürlich war. Es sind uns die Augen geöffnet über einen Irrtum, welcher sich unter so vielen Tausend Jahren unter uns befestigt hat, daß sociale Erscheinungen und die Erscheinungen der menschlichen Natur notwendig in der gleichen Weise zusammenhängen, wie wir es um uns her gewahren".

(Einleitung in das Studium der Sociologie, übersetzt v. Marquardsen, I, S. 174—182.)

Digitized by Google

## Urteil eines Engländers über seine Landsleute.

Mitgeteilt durch G. Hertzog, K. Studienrat in Burghausen a. Salzach.

Der Engländer Richard Middleton ließ vor drei Jahren, 1913, eine Sammlung von Essays erscheinen, die teilweise schon in großen Blättern veröffentlicht waren[1]). Die Lektüre dieser stilistisch feingearbeiteten Stücke läßt uns den Verfasser als einen wohlunterrichteten, tiefdenkenden und eigene Wege wandelnden Schriftsteller erkennen. Wiederholt beschäftigt er sich mit der Ergründung der englischen Volksseele; er weiß dem Leser viel Wissenswertes darüber zu sagen. Für uns Deutsche ist es gerade jetzt wertvoll und nützlich, an der Hand eines so berufenen Führers einen kleinen Gang zu machen, der uns Einblicke in das Seelenleben des gegen uns von bitterem Neid erfüllten Feindes gewährt. Daher sei im folgenden der wesentliche Inhalt der Middletonschen Abhandlung „Ist England im Niedergange begriffen?“ (Is England decadent?) in sinngetreuer Übersetzung wiedergegeben[2]).

„Ich stelle mir vor, daß Vaterlandsliebe, wenn man den Begriff des Wortes über die alltägliche Auffassung hinaushebt, die seltenste Art aller den Menschen begeisternder Gefühle ist. Sie verlangt von seiten der Einzelperson den Besitz zweier Eigenschaften, Nächstenliebe (altruism) und Geistesschwung (imagination), die an sich schon selten genug, aber bei einer Genossenschaft von Menschen nur ganz ausnahmsweise zu finden sind. Es liegt, denke ich, offen auf der Hand, daß gerade Engländer unserer Tage an Geistesschwung Mangel haben; sie haben — um eine bei uns übliche Redensart zu gebrauchen — nicht die Kunst, über ihre Nase hinauszusehen und sie verlangen, daß alle ihre Opfer ihren Nachbarn einen unmittelbaren und in die Augen fallenden Nutzen bringen sollen. Vielleicht ist es hart zu sagen, aber ich weiß es sicher: Der bloße Gedanke daran, für sein Land Opfer zu bringen, berührt den Durchschnittsengländer peinlich, als ob er einen Anstrich von Heuchelei (cant!) habe. Wie weit diese Erscheinung unserer anwachsenden materiellen Gesinnung zuzuschreiben ist, weiß ich nicht. Im goldenen Zeitalter Elisabeths scheint England scharfsinnige Köpfe mit größter Leichtigkeit hervorgebracht zu haben; damals waren seine Söhne hochstrebend nicht bloß im Wort, sondern auch in der Tat, wie die Geschichte bezeugt. Aber heutzutage liegt etwas einigermaßen Unenglisches darin, sich mit abstrakten nationalen Gedanken zu befassen zum Schaden des eigenen Geschäftes...

Die Erfindung eines Lokalpatriotismus — eine Schurkenredensart, um das Gewissen der Unpatriotischen zu beruhigen! — hat sich nur als ein Schritt zur allgemeinen Annahme des Selbstpatriotismus erwiesen. Der moderne Engländer ist die taubste und blindeste Art eines Individualisten. Irgendein Gedanke, der außerhalb seiner geistigen Umwelt liegt, macht auf ihn den Eindruck des Wunderlichen und Lächerlichen.

Der Verfall des patriotischen Ideals ist ernsthaft genug an sich, aber er wird sogar noch bezeichnender, wenn wir ihn einfach als eine beim einzelnen hervortretende Erscheinung eines allgemeinen Verfalls betrachten. Der Engländer unserer Tage erschrickt über einen großen Gedanken, eine starke Erregung, eine starke

[1]) R. M., Monologues; T. Fisher Unwin, London (auch Leipzig, Inselstraße 20).
[2]) Die — übrigens nur kurzen — Auslassungen ändern den Sinn der einzelnen Stellen durchaus nicht.

Digitized by Google

Liebe. Der große Gedanke gilt ihm als anmaßend, die starke Erregung als tierisch, die starke Liebe als Verstellung; daher versucht er mit einer abschwächenden Redensart und einem leeren Lachen von seiner feigen Seele alles fernzuhalten, was für seine unendliche Kleinheit zu groß ist. Eine Reihe von Ahnen, die sich ungestörten Wohlstandes erfreuten, hat ihn der Demut beraubt, jener Tugend, die ein Band der Gemeinschaft zwischen dem Großen und dem Kleinen — beides im edlen Sinne des Wortes — ist. Er ist zum Glauben gekommen, daß er die Erde nicht bloß geerbt, sondern geschaffen oder auf alle Fälle nach seinem eigenen Plane so weit verbessert hat, daß alle Ehre von Rechts wegen ihm zusteht, und er fühlt, daß selbständiges Urteilen, gegründet auf irdische Kräfte, welche die seinigen übertreffen, unehrerbietig ist. Auf dem Throne, den er sich errichtet hat, sitzend, ist er völlig zufrieden mit dem Geruche des Brandopfers, das er sich selbst angezündet hat; die Winde, die durch die Tempeltüren blasen und das ruhige Aufsteigen des Rauches der Verehrung stören, sind ihm sehr widerwärtig.

Es gab eine Zeit, wo die Engländer das anmaßendste Volk der Welt waren, weil sie in England lebten; heute ist England das anmaßendste Land der Welt, weil es von den Engländern bewohnt wird. Damals waren wir stolz auf unsere männlichen Tugenden; jetzt sind wir stolz darauf, von den männlichen Lastern frei zu sein, ohne uns zu fragen, was dieses Freisein bedeutet. Es ist unser Vergnügen, der gesitteten Welt ein Beispiel aufzustellen, doch als Volk sind wir nicht einmal in äußerlicher Frömmigkeit geeinigt. Wir sind jedoch mehr oder weniger darin übereingekommen, daß wir die Lebensweise der anderen europäischen Völker verurteilen. Ist es nicht unsere Schuld, daß sie uns als heuchlerische, verächtliche Halbmenschen (yahoos, ein Ausdruck aus Swift, Gullivers Reisen) betrachten und glauben, der ‚heilige John Bull' selbst sei weiter nichts als ein aufgeblasener Frosch, der sich noch nicht im geringsten vom Urschleim befreit hat?

Als Journalist mag ich geneigt sein, der Presse die Rolle einer Vertreterin der öffentlichen Meinung von heute zuzuteilen, aber so weit es einem einzelnen Manne möglich ist, ein Volk zu studieren, bin ich überzeugt, daß England die Presse hat, die es verdient. An sich ist dies natürlich, denn die ganze Klugheit der Zeitungseigentümer unserer Tage besteht darin, ein Blatt erscheinen zu lassen, das seinen Lesern lieber gefallen als sie belehren oder beeinflussen will... Jede Art von Politik ist — nach den Zeitungen — Parteipolitik, Religion ist ein widerspruchsvolles Gewirr (clash) untereinander wetteifernder Glaubensbekenntnisse, Liebe ist ein Übereinkommen zwischen dem Gerichtshof für Ehescheidungen und der ‚Seufzerspalte', Tod ist ein Nachruf für den Verstorbenen, fünf Buchstaben lang[1]), Literatur ist ein schlechter Journalismus, Kunst ist eine Afterfittlichkeit und — es mag beigefügt werden! — eine Zeitung ist ein Ankündigungsblatt, das noch gewisse andere Stoffe enthält. Es ist nur nötig, dies zu vergleichen mit der Ansicht, die der gewöhnliche Mann über die Eigenart der verschiedenen Völker hegt, um zu erraten, wie genau das Urteil ist, das die Zeitungen der Volksseele beibrachten. Die Franzosen sind unsittlich, die Deutschen essen Würste, die Italiener spielen Drehorgel, die Japaner gebrauchen Fächer, Spanier besuchen Stierkämpfe und Russen

[1]) die fünf Buchstaben des englischen Wortes „death" (Tod).

Digitized by Google

sind Anarchisten. So ist das Urteil der breiten Massen mittels einer hervorstechenden Erscheinung imstande, zu unterscheiden zwischen Ausländern oder aliens, wie sie genannt werden, wenn sie unglücklich genug sind, kein Geld zu haben.

Ich hege Zweifel, ob die Engländer als Volk jemals weitherzig gesinnt waren; in der Tat atmen die Lustspiele des elisabethinischen Zeitalters und die Berichte der früheren Reisenden einen so ausgeprägten Geist der Unduldsamkeit, als die glühendsten Vaterlandsfreunde nur wünschen könnten; aber diese ältere Unduldsamkeit war ausgesprochen national, d. h. sie stellte eher die Vorurteile des Volkes als die der Einzelpersonen dar und von einem Gesichtspunkte war dieser Geist zu empfehlen. Aber heutzutage können wir die Stimmung des Volkes einzig dadurch beurteilen, daß wir einen Durchschnitt zwischen den überlaut verurteilenden Stimmen unzähliger Parteien herstellen. Die Zeitungen, die helfen könnten, werden durch das Geschrei der verschiedenen Persönlichkeiten hin und her getrieben. Wenn man von der Stimme des Volkes ein Urteil verlangt, hört man das Geschwätz einer Million.

Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, ein Zeichen unseres nationalen Verfalles sei folgendes: Während wir in unsern guten Tagen darauf stolz waren, eine so kleine Insel zu bewohnen, suchten wir jetzt durch das Prahlen mit der Unermeßlichkeit unseres Reiches die Gunst der Gottheit zu erlangen. Vielleicht enthält dieses Urteil einen Hinweis auf die Ursachen unserer gegenwärtigen Schwäche. Daß wir außerordentlich schwach sind, kann niemand, der unsere Haltung gegenüber Deutschland beobachtet hat, leugnen. Während wir unsern Eigendünkel (individual conceit) ausbildeten, haben wir den glücklichen Glauben an uns selbst verloren, der unsern Vorfahren zur Verrichtung unmöglich erscheinender Dinge half. Wir haben keine nationale Religion, keine nationale Kunst, keine nationalen Gesänge. Wir haben nicht die Fähigkeit, edel zu handeln; daher brandmarken wir die Leute als Fanatiker, die sich selbst zu überwinden suchen. Wir haben nicht die Fähigkeit, edel zu denken; daher spötteln wir über Edles.

England — es mag gesagt werden — besteht nicht mehr; wir müssen, so gut es geht, einen Trost aus der Tatsache schöpfen, daß es gerade durch Engländer zugrundegerichtet worden ist."

## Shaw über englische Politik.

„Wenn eine Raupe auf einen Baum kriecht, macht sie sich instinktiv einem Blatte ähnlich, so daß sowohl ihre Feinde wie auch ihre Beute sie für ein Blatt halten und es nicht der Mühe wert finden, sich zu beunruhigen. Die Welt ist so voll von Dummköpfen wie ein Baum voll von Blättern. Der Engländer macht es wie die Raupe. Instinktiv gibt er sich das Aussehen eines Dummkopfes und frißt alle wirklichen Dummköpfe, während seine Feinde ihn in Ruhe lassen und auslachen, weil er ein Dummkopf sei."

(Auswahl aus Shaws Schriften, Berlin, S. Fischer.)

Digitized by Google

## Des Briten Vaterland.

Zur Zeit des Burenkrieges übergab mir einer meiner Bekannten, der als deutscher Chemiker mehrere Jahre in Australien tätig war, ein Gedicht in englischer Sprache, das er in einer — offenbar recht unabhängigen und mutigen — Zeitung der genannten britischen Kolonie gefunden hatte. Ich übersetzte das launige Poem und sandte es einer deutschen illustrierten Wochenschrift, die vorzugsweise humoristisch-satirische Literatur berücksichtigt, zur Veröffentlichung ein, erhielt es aber zurück, obwohl das Thema soeben wieder durch die englische Vergewaltigung der südafrikanischen Bauernrepublik eine geradezu handgreifliche Aktualität erlangt hatte. Eine nähere Begründung des ablehnenden Bescheids hatte sich die Schriftleitung des Blattes erspart — das Gedicht erschien ihr wohl angesichts der üblichen Hochachtung des deutschen Michels vor dem alten ehrlichen Seemann John Bull zu bedenklich; es hätte ja auch dazu beitragen können, uns bei den britischen Vettern um den kargen Rest ihrer damals gewiß ganz besonders spärlichen Sympathie zu bringen. Heute sind, gottlob! solche Befürchtungen gegenstandslos geworden, nachdem wir an Freundschaft in der Welt nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren und seitdem wir hoffentlich! gelernt haben, das sentimentale Wort Neigung aus unserem politischen Lexikon auszuschalten und unseren Weg lediglich nach der Richtschnur unseres eigenen Gewissens und Erkennens fortzusetzen. Bei der Redaktion der Süddeutschen Monatshefte, die diese nüchterne und entschlossene Taktik ohne Furcht und falsche Rücksicht längst empfohlen und befolgt hat, hoffe ich die kleine Arbeit am besten aufgehoben. Meine Übertragung gibt den englischen Text im allgemeinen in freier Weise wieder, sucht sich aber dem Ton und den charakteristischen Wendungen des Originals möglichst getreu anzupassen. Ernst Traumann (Heidelberg).

1.

Will fragen solch ein frecher Fant:
„Was ist des Briten Vaterland?“
Ja, wirft ihm ein blödsinniger Tropf
Noch schnöde Zweifel an den Kopf,
So ist die Antwort: John Bull nahm
So viel, bis alles er bekam.
Er mauste das Land, stibitzte das Gold
Und was das Zeug nur halten wollt'.

Vom Pole bis zur fernsten Küst'
Macht' er Geschäfte wie ein — Christ.
Und jeden Gegenstand von Wert
Nahm er von jedem Stamm der Erd',
Stahl auf dem fernsten Weltenfleck
Rein alles, nur sich selbst nicht, weg.
Wo auch ein Platz ihm war zur Hand,
Da war des Briten gelobtes Land.

2.

Wo nur der Neger seufzt' nach Rum,
Ging seine teuere Bibel um.
Wo der Götze hoch im Preise stand,
Da war des Briten begünstigt Land.
Rabatt von zehn Prozent bekam,
Wer was von ihm in Massen nahm.
Und wo der schwarze Erdensohn
Bedurfte eines Pantalon,
Kam er und zog ihn vollends aus
Und jagt ihn dann zum Land hinaus.

Und ist nach geborgten Flinten Begehr,
Er liefert's, doch immer — platzt das Gewehr,
Und nimmt sodann als Unterpfand
Die weite See und auch das Land.
Und wo sich schlagen die Völker tot,
Da bringt er ihnen das Lebensbrot.
Er predigt den Heiden allen das Heil
Und jedem verkauft er ein rostig Beil.
Und wenn sie einander gingen zu Leib,

Digitized by Google

Und der eine stahl des andern Weib,
Und einer des andern Onkel fraß
Und benützte den Schädel als Becherglas,
Und die Völker so schwanden auf blutigem Strand,
Ja, da erhielt der Brite das Land.

3.

Er brachte die Bibel in jeden Gau,
(Er nahm's mit ihr nicht zu genau,
Doch ihn begleitete Gottes Wort —
Darin war er stark — an jeden Ort).
Und ließ er dann den Heiden schau'n
Hinauf zu den ewigen Himmelsau'n,
Dann schlug er ihm wohl ein den Kopf
Und macht' so ihn „selig", den armen Tropf.
Oder knallt' ihn nieder auf ödem Plan
Oder warf ihn in den Ozean.
Oder murkst ihn ab, wie es nur geht,
Dann spricht er dem Leichnam ein Gebet:
Wie er am Auferstehungstag
Im seligen Gefild erwachen mag,
Und wandeln dort im Blumenhain,
Und gehen zu Walhalls Wonnen ein,
Und singen dort in Ewigkeit
In Paradieses Lust und Freud. —
Oft legt er auch Dynamit ganz sacht
Dem Neger unter in der Nacht.
So verstreut er den „Nächsten" wie Körner von Sand —
Und sein Feld bekam der Brite als Land.

4.

Doch hie und da traf er's nicht gut,
Da fand er ein Volk von kriegrischem Mut,
Ein urwüchsig freies Kind der Natur,
Einen gerüsteten Feind auf einsamer Flur.
Dem war noch Schlimmeres zugedacht:
Der wurde „gegründet" und „gemacht".
Und der Brite brachte ihm langsam bei,
Was eine Leih- und Pfandgesellschaft sei.
Bis in die festeste Burg hinein
Drang wütig er mit Wechsel und Schein,
Und der Heide wurde unverweilt
In hochbezahlte Aktien geteilt,
Und außerdem mußte er steuern noch
Unfehlbar ein' um die andere Woch',
Bis des Buddhisten Gewand zur Versteigerung kam,
Und der Vollstrecker alles dem Moslem nahm,
Und der Parse sein Tal voll Rosenpracht
Sah schmählich unter den Hammer gebracht,
Und der Bramin' vom verpfändeten Minaret
Die Auktion im eigenen Land erspäht,
Und ein Siegel hing an der heiligen Kuh,
Und alles war pleite – wie ging das nur zu?
Und sie fielen wie dürres Laub auf den Strand,
Und ihre Fluren wurden des Briten Land.

5.

So machte der Brite sich zum Herrn
Über manche Insel nah und fern.
Und dem Heiden will's nimmer in den Sinn,
Daß das Land der betörten Väter ging hin,
Und daß sie einst um ein rostig Gewehr
Die schönsten Gefilde gaben her,
Daß endlose Steuern ihm wurden zuteil,
Weil sein Onkel erhielt einst ein altes Beil,
Und wie die Dinge so einsgemein
Ergehen, wie's lehrt der Augenschein;
Warum glatte Priester predigen hier,
Daß der Neger, der stiehlt, zur Hölle fühe'
Und daß — kurz und gut ihm fehlt der Verstand —
Daß das Weltall werde britisches Land.

Digitized by Google

# Gespräche mit Engländern[1]).

## Von Herbert Kühnert.

Februar 1914. Wir saßen, behaglich in dickgepolsterte Ledersessel eingenistet, in einer Fensternische des National Liberal Club, rauchten Zigarren, schlürften Mokka und plauderten. Unten floß langsam und breit die Themse vorbei. Aber über die Brücke donnerten alle Augenblicke die Züge, die das Herz von London mit dem Kontinent verbinden. Von der Seite her grüßten die altehrwürdigen Zinnen des Parlamentsgebäudes. Einer aus der Runde erzählte von der Gründung einer neuen „Fraktion" im Parlament. Etwa 40 sozialistische und linksliberale Abgeordnete hatten sich zusammengetan, um sich für das Ziel der Demokratisierung der englischen auswärtigen Politik und des Auswärtigen Amts einzusetzen. Sie waren alle Anhänger der Lehre Norman Angells; demnächst sollte die neugegründete Vereinigung unter dem Namen „Union für demokratische Kontrolle" an die Öffentlichkeit treten.

Ich hatte Norman Angell, den auch in Deutschland schnell bekannt gewordenen Autor der „falschen Rechnung", zum erstenmal in meinem Leben anläßlich eines Vortrags zu Gesicht bekommen, den er, von Sir Oliver Lodge eingeführt, in der Sokratischen Gesellschaft der Universität Birmingham hielt. Dann hatte ich ihn wiederholt bei den Fabiern, den Quäkern, den christlichen jungen Männern, in der Soziologischen Gesellschaft und in Toynbee Hall gesehen, gehört und mich mit ihm unterhalten. Ich hegte große Bewunderung für die Energie, mit der er seine Sache in Wort und Schrift vertrat. Was mich jedoch zum Widerspruch gegen seine Doktrin reizte, war die spezifisch englische Einseitigkeit, mit der er das Problem „Krieg und Frieden" behandelte.

So kamen wir denn auch damals im Liberal Club sogleich in eine lebhafte Unterhaltung über Norman Angells Lehre. „Es scheint mir", sagte ich, „ein Fehler an Norman Angell zu sein (ein Fehler, den er übrigens mit Sir Edward Grey und vielen andern Engländern teilt und dessen er sich sicherlich auch bewußt ist), daß er sich nie die Mühe genommen hat, Deutsch zu lernen, um auf diese Weise tiefer in das deutsche Volk, seine Wirtschaft, seine Politik, sein geistiges Leben, seine Gegenwart, seine Vergangenheit und seine Ideale einzudringen. Wie kann er sich wundern, daß in Göttingen deutsche Studenten den Saal verließen, als er ihnen erklären mußte, daß er seinen Vortrag wegen der Polizei nicht in Englisch, wegen seiner Unkenntnis des Deutschen aber auch nicht auf Deutsch halten könne? Doch das nur nebenbei. Als ich Norman Angell kennen lernte, schien es mir so, als glaube er eine große Entdeckung gemacht zu haben mit dem Gedanken, daß ein Krieg Englands mit Deutschland für beide Länder kein gutes Geschäft bedeuten würde. Von der moralischen Verwerflichkeit des Kriegs war er selbstverständlich von vornherein überzeugt. Er glaubte aber, der Hinweis auf die wirtschaftliche Seite würde beim Publikum mehr verfangen, als ein Appell an ihr moralisches Empfinden. So zeigte er, daß der moderne Handel nicht auf Übervorteilung und Raub beruht, sondern auf Austausch, Vertrauen, gemeinsamem Arbeiten und friedlichem Verkehr. Daß es falsch sei zu glauben, man könne mit militärischen Machtmitteln einen Kampf gewinnen, in dem es nicht so sehr auf physische Stärke als auf höhere Intelligenz, höhere Sittlichkeit, kurz auf die höheren geistigen Qualitäten ankommt. Er zeigte, daß einer Reihe von Vorstellungen und Begriffen, durch die sich viele Führer und große Massen

[1]) Vgl. des Verfassers Beitrag im Heft „In Englischer Gewalt" (April 1916).

Digitized by Google

in ihrem Handeln heute leiten lassen, jener Grundirrtum, jener Glaube an die Macht von Kanonen und stärkeren Fäusten, zugrunde liegt. Und er nahm den Kampf gegen jene falschen Vorstellungen und Begriffe mit ebensoviel Energie wie Kühnheit und Gedankenschärfe auf. Ich halte es nun für ein großes Verdienst von ihm, daß er in England im Sinne dieser Lehre aufklärend wirkt. Dagegen muß ich mich seinem Glauben widersetzen, als sei das deutsche Volk und seine Regierung mehr von der Irrlehre geleitet als das englische. Das, was Norman Angell „Prussianismus" nennt, d. h. der falsche Glaube an den Wert militärischer Gewalt und der Wunsch nach politischer Vorherrschaft in der Welt, könnte man ebensogut als eine englische, russische, amerikanische, japanische, französische, italienische, serbische, kurz als eine Weltkrankheit bezeichnen. Dadurch, daß Norman Angell in seinen Vorträgen fast immer auf Deutschland exemplifiziert, wenn er von Prussianismus, Militarismus, von aggressivem Imperialismus und der Philosophie, vom Recht der stärkeren Faust spricht, erweckt er in seinen Zuhörern die Vorstellung, als seien jene Irrlehren spezifisch deutsch, als sei daher von Deutschland eher als von England zu erwarten, daß es sich in seinem politischen Verhalten von ihnen beeinflussen lasse. Mit andern Worten, er erweckt bei seinen Landsleuten zu sehr Furcht vor Deutschland, statt ihnen einen Spiegel ihrer selbst vorzuhalten. Daß er so verfahren kann, ist nur aus dem Grund möglich, daß er Deutschland zu wenig kennt."

„Wie meinen Sie das?" fragten unisono meine Freunde vom Liberal Club, die sich fast sämtlich Norman Angell verschworen hatten.

„Ich will", sagte ich, „das, was ich meine, an einigen Beispielen klarzumachen suchen.

1. Die Haltung der englischen Regierung in der Frage des Kaperrechts ist, wenn ich so sagen darf, „Prussianismus" im Sinne Norman Angells, die Haltung der deutschen Regierung in derselben Frage ist „Angellismus". Die Haltung der englischen Regierung beruht auf der Vorstellung, als könnte die deutsche Wirtschaftsintelligenz getötet werden, wenn man im Krieg die Produkte dieser Intelligenz wegnimmt, mit andern Worten, als könne mit Dreadnoughts Weltherrschaft ausgeübt werden.

2. Die Ententepolitik Englands, dieses gänzlich unorganische Bündnis mit Rußland, ist Prussianismus, denn sie beruht auf dem Glauben an den Wert einer physischen numerischen, militärischen Überlegenheit Englands und seiner Verbündeten über Deutschland. Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten keinen aggressiven Imperialismus betätigt, der eine solche englische Bündnispolitik rechtfertigte. Die Gebietserwerbungen, die es in den letzten Jahrzehnten angestrebt hat, lassen sich, was Umfang, Einwohnerzahl, Wert als Rohstoff- und Absatzgebiete anlangt, in keiner Weise vergleichen mit denjenigen, die England und seine Verbündeten im gleichen Zeitraum gemacht haben.

3. Auch die Ausgaben Englands für seine Flotte lassen sich nicht auf eine Linie rücken mit den Ausgaben Deutschlands für seine Flotte und sein Heer. Wenn man sie nur unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß Kanonen und Panzerplatten immer wieder durch die Fortschritte der Waffentechnik zu altem Eisen gemacht werden können, daß ein so großes Wertobjekt wie ein Panzerschiff durch ein kleines Unterseeboot wertlos gemacht werden kann, dann steht die Rentabilität dieser Rüstung allerdings in keinem Verhältnis zu den Kosten. Der deutsche Rüstungsapparat aber ist vermöge der Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur eine Waffe, sondern auch eine Erziehungsinstitution. Im deutschen Heer und in der deutschen Marine wird jeder normale Deutsche zur Energie und Aktivi-

Digitized by Google

tät, zur Sozialität und zur Disziplin erzogen. Hier lernt er führen und sich fügen, je nach seinen Qualitäten. Hier wird der Bauer an Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ausdauer gewöhnt. Hier lernt er aufrecht gehen und deutlich sprechen. Das Heer bringt den Landbewohner in die Stadt, die Marine bringt ihn in die weite Welt. Der Heer bringt den Elsässer nach Polen und den Polen nach dem Elsaß, es bringt Norddeutsche und Süddeutsche durcheinander und zusammen, es ordnet die auseinanderstrebenden Individuen verschiedener Konfessionen, politischer Anschauungen, Berufe und Gesellschaftsklassen zeitweilig einem gemeinsamen, allgemeineren und höheren Zweck unter, nämlich der Rücksicht auf die nationale Gesamtheit. Das sind die Dinge, von denen man sich in England, einem Land ohne allgemeine Wehrpflicht, keinen Begriff macht. In unserm Rüstungsapparat liegt soviel Arbeit für ideale Ziele aufgespeichert, daß es uns unverständlich klingt, wenn man uns vorrechnen will, die Ausgaben für Heer und Marine seien „unrentabel".

4. Gewiß, es gibt in Deutschland Militarismus. Unter Militarismus versteht das aufgeklärte Deutschland aber nicht alles, was mit dem Heer zusammenhängt, sondern nur gewisse sekundäre Merkmale, die unserm Heer noch als Überbleibsel aus alten Zeiten anhaften. Zum Beispiel der Glaube, daß der Offizier eine besondere „Ehre" habe und daß diese „Ehre" mit dem Degen und durch das Duell bewiesen, verteidigt oder reingewaschen werden könnte. Sodann der gelegentlich anzutreffende Glaube, für die Qualifikation zum Offizier seien nicht militärische Eigenschaften, sondern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Vermögensklasse, einem sozialen Stand, einer parteipolitischen Gesinnung ausschlaggebend. Ferner der Glaube, es könne durch Grobheit und körperliche Züchtigung ein besseres Erziehungsresultat erreicht werden als durch den zureichenden Grund und freundlich-sachliches Verhalten seitens des Vorgesetzten. Diese Dinge werden aber nicht nur in den nichtmilitärischen Kreisen Deutschlands heftig bekämpft, sondern auch aus dem Heer selbst heraus.

5. Als Beispiel „militaristischen" Denkens führt Norman Angell immer wieder den Fall der „annektierten" Provinzen Elsaß und Lothringen und des preußischen Polentums an. Warum exemplifiziert er aber nicht lieber auf Irland, Indien, Marokko und dergleichen, wo doch auch Völker „gegen ihren Willen und mit Hilfe politischer Gewalt" einem größeren politischen Körper eingegliedert sind? Wählen die Elsaß-Lothringer und die deutschen Polen nicht auf Grund des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts zum Reichstag? Haben die „annektierten" Provinzen nicht eine Verfassung mit lokaler Regierung und entsprechender Stimmvertretung im Bundesrat? Sind an der Teilung Polens außer Deutschland nicht auch Österreich und Rußland beteiligt gewesen? Wie kommt es, daß die Polen deutscher Zugehörigkeit nicht aus Deutsch-Polen auswandern, daß im Gegenteil das Deutsche Reich jährlich Hunderttausende von Polen russischer Staatsangehörigkeit an sich saugt?

6. Norman Angell scheint zu glauben, Deutschland sei aus dem Grund kriegerischer als andere Nationen, weil es in der Vergangenheit Kriege geführt hat, und zwar, soweit die letzten Kriege in Betracht kommen (1864, 66, 70/71), durchweg siegreiche. Hat Norman Angell dabei immer an das kriegerische Elend gedacht, das Deutschland in seiner Vergangenheit über sich hat ergehen lassen müssen? An den Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland lange Jahre zu einem Tummelplatz für fremde Raufluft gemacht hat, der es bis auf die Knochen ausgesaugt und in seiner politischen und kulturellen Entwicklung um Jahrhunderte gegenüber Frankreich und England zurückgedrängt hat? An die Raubkriege Lud-



Digitized by Google

wigs XIV., der die Rheinprovinzen verwüstete und das Heidelberger Schloß in Trümmer legte? An Napoleon I., der Westfalen einen französischen König gab und deutsche Soldaten in Rußland für sein Imperium bluten ließ? Hat sich je England im eigenen Lande seiner Haut wehren müssen gleich uns? Hat es sich je wie ein Mann erheben müssen, um ein fremdes Joch abzuschütteln? Hat Deutschland nicht Grund, nach solchen geschichtlichen Erfahrungen auf der Hut zu sein gegen einen Nachbarn (Rußland), dessen gewaltig anschwellende Bevölkerungsmassen zu über 50 Prozent aus Analphabeten bestehen, die in religiöser, wirtschaftlicher und sozialer Stumpfheit befangen unter einem politischen System unbeschränktester Willkür und aggressivsten Ehrgeizes dahinleben?

7. Norman Angell scheint zu glauben, der stärkere Grad von Internationalität des englischen Kapitals sei ohne weiteres als ein Merkmal wirtschaftlicher und kultureller Überlegenheit Englands über Deutschland anzusehen. Ihm mußte dabei doch der Umstand zu denken geben, daß, während englisches Kapital mit hohen Erträgnissen über See arbeitet, in England selbst der Acker brach liegt und das Elend des großstädtischen Proletariats zum Himmel schreit. Das deutsche Kapital dagegen hat seine starken Wurzeln in der Heimat. Es hat außerdem einen stärkeren Einschlag von Sozialität als das englische. Seine Verflechtung mit der Weltwirtschaft ist nicht derartig, daß es im Notfall nicht ohne die außerdeutschen Wirtschaftssysteme bestehen könnte. Es ist daher kein Mangel in der wirtschaftlichen Psyche des deutschen Volks, wenn in ihrem Hintergrund der Gedanke an einen möglichen Krieg lauert. Denn dieser Gedanke ist eine Garantie für sorgfältige und sparsame Ausnützung aller wirtschaftlichen Kräfte des Volks und der Bodenschätze zugunsten der Gesamtheit.

8. Ich habe einmal eine Broschüre Norman Angells gelesen, in der er den Nachweis zu führen suchte, die Einsicht in den internationalen Charakter des sozialen Problems habe die kapitalistischen Kreise der Welt schon viel stärker und wirksamer erfaßt als die Massen, die doch beständig mit dem Schlagwort des „Internationalismus" operierten, in Wirklichkeit aber in ihrem politischen Handeln durchaus einseitig-national bestimmt seien. Auch dies scheint mir durchaus einseitig-englisch gedacht zu sein. Das englische Kapital ist, nicht zum Segen für das englische Volk, überall in der Welt zu finden, nur nicht in England. Wo es in England selbst mit hohen Erträgen arbeitet, da fließen diese Erträge im wesentlichen in die Taschen einiger weniger Landlords (siehe z. B. den Anteil der Lords am Grund und Boden von London, an der englischen Tagespresse und dergl.). Das deutsche Kapital dagegen ist in der Hauptsache in Deutschland selbst festgelegt. Es ist zu einem großen Teil als staatliches und kommunales Kapital sozialisiertes Kapital, d. h. es arbeitet ohne privaten Unternehmergewinn. Wo es privates Großkapital ist, da gibt es in Form von Steuern einen großen Teil seiner Erträgnisse an die Gesamtheit wieder ab. Vergleicht man nun die englische Arbeiterschaft mit der deutschen, so findet man, daß es sich hier hinsichtlich der beiderseitigen Internationalität gerade umgekehrt verhält. Die englischen Arbeitervertreter im Parlament haben seit Jahren an der ausgeprägt imperialistischen Politik ihres Landes mitgewirkt. Die deutschen befanden sich jahrzehntelang in schärfster Opposition zur Kolonial- und Weltpolitik, obwohl die Regierung ihnen vom sozialistischen Standpunkt aus weniger Grund zu solcher Opposition bot als die englische Politik den sozialistischen Genossen Englands hätte bieten können. Die Einsicht von der prinzipiell internationalen Art des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit ist von Marx, also von Deutschland ausgegangen und hat tiefe Wurzeln im Denken der deutschen Arbeiter geschlagen.

Digitized by Google

Jeder deutsche Sozialdemokrat kennt seinen Marx besser als der englische Sozialist sein Gesangbuch. Dementsprechend haben die deutschen Gewerkschaften ihre ausländischen Brüder wiederholt mit großen Geldbeträgen unterstützt, wenn es internationalen Zusammenhalt in der Not zu beweisen galt. Aber bei aller Berücksichtigung des internationalen Gedankens sind sie doch nie so weit gegangen, den wertvollen Zusammenhang zwischen Staat und Sozialismus zu verkennen. Aus diesem Grund haben sie in Kopenhagen den Vorschlag der englisch-französischen Sozialistengruppe nicht unterstützt, der von ihnen verlangte, im Fall eines internationalen Konfliktes dem Staat in den Rücken zu fallen. Aus diesem Grund konnte Bebel sagen, er würde selbstverständlich gleich allen seinen Genossen die Flinte auf die Schulter nehmen, falls es darum gehen sollte, die deutsche Scholle gegen den Zarismus zu verteidigen. Von Deutschland aus gesehen verhält es sich also mit der Internationalität von Kapital und Arbeit gerade umgekehrt, als Norman Angell annahm: das deutsche Kapital ist weniger international als das englische, für die deutsche Arbeiterschaft ist der internationale Gedanke weniger Schlagwort und mehr durchdachte soziologische Einsicht als für die englische.

9. Ich habe Norman Angell manchmal auf die angeblichen Expansionsgelüste Deutschlands exemplifizieren hören. Er pflegte dabei ungefähr so zu argumentieren: Deutschland hat nicht nur keine Abwanderung von Arbeitern nach andern Ländern, sondern es saugt sogar alljährlich Hunderttausende von russischen und italienischen Arbeitern an sich. Dabei ist es noch längst nicht so dicht bevölkert wie England, oder gar wie Belgien, wohin sich seine Expansionslust etwa zunächst wenden könnte. Zudem beginnt sein Geburtenüberschuß jetzt gleich dem von England und Frankreich allmählich zu sinken. Demgegenüber möchte ich folgendes geltend machen: Gewiß, wir haben kein Expansionsbedürfnis für jene kulturelle Energie, die unsere polnischen und italienischen Gelegenheitsarbeiter repräsentieren. Dagegen haben wir allerdings das Bedürfnis nach kolonialem Besitz oder doch zum mindesten nach offener Tür in solchen überseeischen Gebieten, aus denen wir unsere Rohstoffe beziehen und in denen wir die Produkte unserer Industrie absetzen möchten. Ferner haben wir eine gewaltige Überproduktion an Lehrern, Kaufleuten, Gelehrten, Ingenieuren, Verwaltungsbeamten, Juristen, Chemikern, Ärzten und dergleichen. Wo sollen wir mit ihnen hin? Norman Angell würde darauf erwidern: „Aber wozu brauchen die Deutschen neue deutsche Gebiete, um diesen Pionieren der Kultur Gelegenheit zu angemessener Tätigkeit und Bezahlung zu gewährleisten? Die ganze Welt wartet ja auf sie, falls sie wirklich unentbehrlich sind. Alle Länder und Kolonien der Welt stehen ihnen offen. Ich bin übrigens fest davon überzeugt, daß der deutsche Kaufmann lieber sein Kapital in Indien unter englischer Flagge arbeiten läßt als er es tun würde, wenn es eine deutsche Kolonie wäre, wo er auf Schritt und Tritt die Behörde um Erlaubnis fragen müßte, ob er dies oder das tun darf, wo er Steuern bezahlen müßte, die nicht nach England fließen, sondern in Indien bleiben würden, wo er nicht Löhne geben könnte, wie es ihm angesichts der Konkurrenz und angesichts seiner Erwerbsabsichten gut scheint, kurz, wo er nicht, was doch sein Streben ist, gute Geschäfte machen könnte." „Jawohl," würde ich darauf antworten, „das ist ganz schön und gut, aber erstens existiert nicht überall offene Tür da, wohin wir gerne gehen und wo wir uns betätigen möchten; zweitens existiert die offene Tür, wo sie existiert, bestenfalls nur für unsere wirtschaftliche, nicht aber auch für unsere politische Energie; drittens kann die offene Tür im Kriegsfall — und mit einem solchen Fall müssen wir doch gegenwärtig leider immer noch rechnen — jederzeit vom bösen Feind zugesperrt werden. Dann sind unsere Kulturpioniere



Digitized by Google

auf die Straße gesetzt, unsere Rohstoffzufuhr und unsere industrielle Ausfuhr ist unterbunden, und das liebe Vaterland kann nichts dabei tun als mit Schmerzen zusehen. Ihr, Engländer, Franzosen, Russen und Japaner dagegen schickt eure politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Funktionäre in die ganze Welt, wohin es euch immer belieben möge, nach Indien, Marokko, Kanada, China, Sibirien, und wenn wir Deutschen kommen, sind wir immer nur mit eurer gütigen Erlaubnis da, von der doch keineswegs feststeht, daß sie Krieg und Frieden überdauert und daß sie sich immer nur von der Rücksicht auf das bessere Können leiten läßt." „Sie machen uns sozusagen zum Vorwurf," antwortete man mir, „daß wir Engländer sind und keine Deutschen, daß wir früher Geschichte gemacht haben als Sie, daß wir gearbeitet haben, während Sie phantasierten. Das geht doch nicht gut an, das ist keine sachliche Diskussion."

So stritten wir uns hin und her, ohne uns je ganz einigen zu können. Aber die restlose Einigung schien mir auch gar nicht so wichtig. Die Hauptsache war mir, daß das Licht der politischen Aufklärung langsam auch in englischen Gehirnen zu leuchten und sie in Tätigkeit zu versetzen begann, daß man in England anfing, sich dessen bewußt zu werden, daß es nicht nur den Engländer und den englischen Gesichtspunkt auf der Welt gibt. Und das war schon viel. Daß er an dieser Aufklärung energisch und kühl mitarbeitete, darin sah ich Norman Angells Hauptverdienst, und dafür bewunderte ich ihn aufrichtig. Diese Bewunderung hat sich noch gesteigert, seitdem ich gesehen habe, wie mutig Norman Angell und seine Freunde ihre aufklärende Arbeit am englischen Publikum auch während des Kriegs fortgesetzt haben. Doch will es mir manchmal scheinen, als ob man sich in manchen Kreisen Deutschlands, die die englischen Verhältnisse besonders gut zu kennen glauben, nicht immer ganz richtigen Vorstellungen darüber hingäbe, welche realpolitische Bedeutung dieser noch so jungen Bewegung tatsächlich zukommt. Ich möchte daher zum Schluß noch auf eine Episode hinweisen, die sich auf dem jüngst (September 1915) in Bristol abgehaltenen Kongreß der englischen Arbeiterschaft zugetragen hat und die sehr bezeichnend ist für die Stimmung, mit der Norman Angell und seine Freunde gegenwärtig selbst bei der englischen Arbeiterschaft zu rechnen haben.

Der Kongreß hatte mit 1 716 000 gegen 360 000 Stimmen seine Opposition gegen den Wehrpflichtentwurf der Regierung erklärt. Er hatte sodann mit 649 000 gegen 614 000 Stimmen (hierbei enthielten sich etwa 750 000 Stimmen, besonders die Bergarbeiter) beschlossen, nicht mehr gegen die Wehrpflicht zu agitieren, sobald sie einmal zum Gesetz erhoben sein würde. Da legte der Vorsitzende der „Independent Labour Party", Jowett, der sowohl Parlamentsmitglied wie auch tätiges Mitglied der „Union of Democratic Control" ist, dem Kongreß folgende Resolution vor:

„Die Regierung darf keine Einverständnisse und Vertragsverpflichtungen im Namen Großbritanniens eingehen, ohne die Bestätigung des Parlaments erhalten zu haben. Es sollen Anstalten getroffen werden, dem Parlament die Möglichkeit zu geben, die auswärtige Politik zu beaufsichtigen. Der Zweck der englischen auswärtigen Politik soll die Herstellung eines europäischen Konzerts sein. Die Herabsetzung der Rüstungen soll eine der Friedensbedingungen sein."

Philipp Snowden, der bekannte Fabier und sozialistische Abgeordnete, der der Union gleichfalls nahesteht, unterstützte Jowetts Resolution mit seiner ganzen Beredsamkeit; ein Vertreter der schottischen Bergleute sprach heftig dagegen. Zum Schluß wurde die Resolution mit 1 045 000 gegen 688 000 Stimmen abgelehnt. Das ist die „Demokratie" in England.

Digitized by Google

# Die „Times" am 18. November 1870 und am 18. November 1914.

Von Konrad Rieger, Professor der Psychiatrie an der Universität Würzburg.

Als ich meinen Aufsatz vollendet hatte: Winston Churchill und Thomas Carlyle über den siebziger Krieg, der abgedruckt ist im Englandheft vom Januar 1915, da hat mir der reinste Zufall das in die Hände gebracht, von dem ich dort berichtet habe im Postscriptum. Es mögen im Frieden Jahrzehnte vergangen sein, ohne daß ich je eine Nummer der „Times" in die Hand bekommen hätte, wo sie doch in jedem Lesezimmer war. Und jetzt im Krieg, wo man sie eigentlich nirgends finden kann, hat mir der Zufall gerade die Nummer vom 18. November 1914 vor die Nase gehalten, in welcher der Brief Carlyles behandelt und mißhandelt ist, mit dem ich mich in den Wochen zuvor beschäftigt hatte. — Auf jenes Postscriptum hin habe ich viele Aufmunterungen bekommen, die mich vollends zur Ausführung meines Vorhabens gebracht haben. Was meine Übersetzung von Carlyles Brief betrifft, so will ich dieses feststellen. In der „Frankfurter Zeitung" vom 21. Februar 1915 stand: „Das Urteil Thomas Carlyles über die deutsche und die französische Nation ist während dieses Krieges wohl in den meisten deutschen Zeitungen abgedruckt worden." Davon habe ich aber nichts entdecken können. Auch heute, im Sommer 1916, kann ich nur wiederholen, was ich im November 1914 geschrieben habe. Auch seither habe ich in deutschen Zeitungen und Zeitschriften nichts entdecken können mit der einzigen Ausnahme, auf welche damals die Redaktion hingewiesen hat, nämlich dieser Kriegs-Almanach 1915. Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig. Seite 120. Übertragung von Hedwig Lachmann. Diese Übersetzerin hat keine Einleitung und Anmerkung gegeben. Dadurch hat sie sich auch geschützt vor einem Irrtum, der mir passiert ist. Gerade seine Berichtigung durch einen Brief hat mir aber besondere Freude gemacht. Mein Irrtum war dieser: Auf Seite 516 hatte ich frei übersetzt: „wie wenn man Alexander den Großen in Parallele stellte mit dem Herzog von Monmouth" und dazu eine Fußnote gegeben über diesen Herzog. In Carlyles Brief heißt es einfach: „Macedon to Monmouth." Es war mir nicht recht wohl bei meiner Übersetzung und bei meiner Fußnote. Ich hatte das Gefühl: da steckt etwas dahinter, was ich nicht weiß. Und Hedwig Lachmann hatte es auch da besser. Sie übersetzte einfach und erklärte nichts, so auch hier: „Gleichheit wie zwischen Macedon und Monmouth." Damit war nichts riskiert aber dem Leser auch nichts Verständliches geboten. Und wenn ich es auch so gemacht hätte, dann hätte ich mir allerdings eine Censur von den Kennern erspart. Aber andererseits hätte ich höchst wahrscheinlich das Richtige auch nie erfahren. So aber hat mir meine falsche Erklärung einen Brief eingetragen, der mir, ohne alle Mühe meinerseits, das Richtige gesagt hat. Und zugleich waren die persönlichen Umstände bei dieser Berichtigung interessant und geradezu erhebend. Nämlich ich erhielt die Berichtigung bloß mit der Unterschrift: Jena. Moritz von Rohr, und des Inhalts: Monmouth und Macedon geht nicht auf den Monmouth von 1685 sondern auf Jemanden aus Monmouth drei Jahrhunderte früher, nämlich auf den König Heinrich V., der im Jahr 1388 in Monmouth geboren ist. In Shakespeares Heinrich V., Akt 4, Szene 3 führen englische Offiziere komische Gespräche über Heinrich V. und Alexander den Großen: Monmouth und Macedon.

Und daher wurde also offenbar in England „Monmouth und Macedon" ein

Digitized by Google

geflügeltes Wort zur Bezeichnung eines törichten Vergleichs, wohl auch noch durch die Alliteration begünstigt. Mir war es aber noch nie vorgekommen. —

Als mir Herr von Rohr diese Aufklärung gegeben hatte, habe ich ihm dafür gedankt und mich dabei zuerst ein wenig geschämt, daß ich um dreihundert Jahre daneben getappt war. Ich habe dann auch im ersten Schrecken herumgesucht: ob ich vielleicht ein Stück crasser Ignoranz geliefert habe? etwa so, wie wenn ich z. B. nichts wüßte von Rosenkranz und Güldenstern oder ähnlichem auch in Deutschland ganz Geläufigem. Ich habe mich dann aber wieder beruhigt. Denn in Büchern, wo es stehen könnte, habe ich nichts von Monmouth und Macedon gefunden. Und dann habe ich auch Menschen gefragt, die viel mehr von England wissen als ich, und auch diesen war es fremd. Um so größer war aber dann auch mein Respekt für Herrn von Rohr. Dieser Respekt wurde aber zu einem Superlativ bei dieser weiteren Entwicklung. Nämlich kaum hatte ich darüber nachgedacht: Wer und was mag dieser Kenner Shakespeares sein? der in Jena wohnt, wo man ja allerdings sehr gebildet ist. Ist er vielleicht ein Privatgelehrter wie Carl Ludwig von Knebel? der vor hundert Jahren auch in Jena seine Mitmenschen in Staunen setzte durch das viele Literarische, was er wußte. Aber kaum hatte ich mich solchen Vermutungen hingegeben, da kam dieses ganz zufällig vor meine Augen: Zeitschrift für ophthalmologische Optik mit Einschluß der Instrumentenkunde von M. von Rohr, Jena. — Ferner: Die binokularen Instrumente. Nach Quellen bearbeitet von Dr. phil. Moritz von Rohr, wissenschaftlicher Mitarbeiter der optischen Werkstätte von Carl Zeiß in Jena. — Ferner: Die Theorie der optischen Instrumente. Von M. von Rohr. Zuerst meinte ich an der Identität zweifeln zu müssen. Aber das war doch nicht recht möglich. Und so verfiel ich in ein Gefühl, das gerade in meinen Carlyle-Brief gut einschlägig war: nämlich in einen großen Respekt vor diesem Repräsentanten des „tiefen und soliden Deutschlands", der einerseits den äußeren optischen Sinn schärft und jetzt wahrscheinlich auch Periskope zum Gebrauch gegen die Engländer macht; und der andererseits auch einen solchen literarischen Scharfsinn für die Engländer hat, daß er auch recht Entlegenes aus ihrer Belletristik sofort herausbringt. Und dabei ist mir dann auch dieses eingefallen: Als bloße Belletristiker wären wir den Engländern ganz recht, als Periskopiker aber nicht, besonders wenn die Periskope auf dem Meere erscheinen. Und dann fiel mir gerade dieses Buch eines Amerikaners in die Hände, der uns Deutsche auch bloß als Belletristiker haben will: Deutschland und die Deutschen vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet von Price Collier[1]). Das Buch ist vor dem Krieg erschienen. Diese Sätze daraus sind charakteristisch: „Die Bibliothek, in der ich als kleiner Junge umherstöbern durfte, wo ich die wundervollen Schwarzwälder Dorfgeschichten und meinen ersten ernsten Roman: Auf der Höhe las, enthielt eine Büste von Goethe, und auf den Börten standen Fichte, Freytag, Spielhagen, Strauß. Keiner von den zahlreichen Besuchern dieser Bibliothek hätte sich damals träumen lassen, daß Goethes gelassene Marmorzüge dem gefürchteten Granitantlitz Bismarcks weichen und Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten weniger berühmt als Ballins Handelsflotte sein würden. Damals war Deutschland Hamlet, jetzt ist es Shylock, und noch dazu ein bis an die Zähne bewaffneter Shylock."

Ich bin im Schwarzwald geboren, nahe bei Berthold Auerbachs Geburtsort

[1]) Vgl. Josef Hofmiller, Amerikaner über uns. Oktoberheft 1914.

Digitized by Google

Nordstetten, dem Schauplatz seiner Dorfgeschichten. Ich kenne also jene Welt gut. Aber solche Idioten waren wir Schwarzwälder auch vor fünfzig Jahren nicht, wie uns die Engländer und Amerikaner haben möchten. Und in meiner Jugend hat man gerade von Berthold Auerbach eine Anekdote erzählt, die, auch wenn sie nicht wahr wäre, sehr gut die Stimmung der Schwarzwälder in den damaligen Zeiten darlegt. Berthold Auerbach hielt in Berlin einen Vortrag für einen patriotischen Zweck „über den Weltschmerz". Der spätere Kaiser Wilhelm hörte den Vortrag und sagte nachher zu Auerbach: er habe noch nie etwas von Weltschmerz gespürt. Darauf sagte dieser schlagfertig: der König müsse uns eben gerade vom Weltschmerz curieren. Diese Anekdote hat auf mein jugendliches Schwarzwälder Herz damals einen großen Eindruck gemacht.

In seiner Liste der lobenswerten Deutschen führt der Amerikaner auch David Friedrich Strauß auf, also auch einen Württemberger. Der aber hat schon im Jahre 1847 diese Sätze in einer Zeitschrift veröffentlicht: „Mit den Franzosen hat man in den Jahren 1814 und 1815 nicht so gründlich abgerechnet, wie es unser Recht erheischte. Die Franzosen sind gefährliche Feinde, die uns sehr viel Böses getan haben, die aber doch das Gute haben, daß sie uns in das Gesicht schlagen, wenn sie uns berauben, — mit Füßen treten, wenn sie uns unterjochen, und deshalb unsere Gegenwehr früher oder später hervorrufen. Die Engländer aber sind viel schlimmer, weil sie unsere Freunde spielen, weil sie uns die Taschen leeren, während sie als Bundesgenossen neben uns stehen, weil sie uns mit Vampyrflügeln Kühlung zuwedeln, während sie uns das Blut aussaugen. Mit beiden Gegnern werden wir es noch zu tun bekommen. Gegen den einen wird es Einigkeit und Mut, gegen den andern Einigkeit und Verstand bedürfen." So scharfe Sätze, noch schärfere gegen England als gegen Frankreich, hat der neununddreißigjährige süddeutsche Theolog, Historiker, Literarhistoriker und Aesthetiker also schon vor sieben Jahrzehnten an Deutschland gerichtet. Und dreiundzwanzig Jahre später, im September 1870, hat er an Ernst Renan in Paris den Brief geschrieben, der neben dem von Carlyle der berühmteste aus jener Zeit geworden ist. In beiden Briefen steht merkwürdig Ähnliches. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der fünfundsiebzigjährige Carlyle zu Anfang November 1870 in London das schon gelesen hätte, was erst Mitte Oktober 1870 in Leipzig gedruckt worden war. Die auffallenden Ähnlichkeiten wird man also nur so erklären können, daß die Wirklichkeit beide Männer unabhängig von einander zu den gleichen Betrachtungen geführt hat. Die beiden waren gewiß sonst grundverschieden; und, so viel ich sehen kann, hatte der dreizehn Jahre ältere Carlyle von dem Verfasser des Lebens Jesu, und der Biograph Voltaires von dem Biographen Friedrichs des Großen nie viel Notiz genommen. Aber im Herbst 1870 hat sich zwischen dem schottischen Gottesstreiter und Widersacher des Teufels einerseits, und dem schwäbischen scharfen Kritiker aller Dogmatik und Religion andrerseits gerade in Bezug auf Preußen eine merkwürdige Übereinstimmung gezeigt. Renan hatte in seinem Brief vom 13. September 1870 das Hohenzollernsche Haus vor Übermut gewarnt. Strauß schrieb darauf, die Geschichte zeige nicht, daß Übermut zu den Erbfehlern dieses Hauses gehöre: „Kaum sind es zehn Jahre, daß sich der preußische Adler wieder erinnert hat, was für ein Vogel er eigentlich ist, und allerdings hat er in der kurzen Zeit bereits zwei Flüge gemacht, die der Welt noch zum Erstaunen und fast zum Schrecken gereichen. Aber im

Digitized by Google

Gegenteil, Mäßigung, nicht Übermut, ist Hohenzollernsche Tradition. Schlesien wollte Friedrich von Oesterreich haben, aber weiter nicht."

Diese Stelle paßt zu dieser in Carlyles Brief: „Der jetzige Hohenzollern-König, ein bescheidener und friedfertiger Mann im Vergleich zu Carl V., welcher Metz nicht mehr bekommen konnte, hat es fertig gebracht." Ferner: „Nach solcher Herausforderung und nach solchem Sieg ist der Entschluß, Elsaß-Lothringen den Franzosen wieder abzunehmen, vernünftig, gerecht und sogar bescheiden. Es macht dem gesunden Sinn und der Mäßigung des Grafen Bismarck alle Ehre, daß er fest dabei bleibt; daß er nicht mehr verlangt, aber auch nicht weniger nimmt."

Über den preußischen Militarismus schrieb David Friedrich Strauß im September 1870 an Renan: „Eines muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart eigenliebig befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als „politisches Thier" ist er dem Süddeutschen überlegen. Er verdankt dies teils der Natur seines Landes, das, kärglich ausgestattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt; theils seiner Geschichte, der Zucht und Schulung unter harten aber tüchtigen Fürsten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußischen und hoffentlich nun des gesamten deutschen Staats, das aber bis auf die neueste Zeit dem übrigen, besonders dem südlichen Deutschland fehlte. Dieses Institut macht den Staat und die Pflicht gegen denselben in allen Schichten der Bevölkerung gleichsam allgegenwärtig; mit jedem Sohne, der heranwächst, jedes Jahr, wenn die Zeit der Übungen kommt, wird jede Familie aufs unmittelbarste und lebendigste an den Staat, aber mit der Pflicht gegen denselben auch an dessen Ruhm und Stärke, an die Ehre ihm anzugehören erinnert. Glauben Sie mir, mit den so geschulten Preußen verglichen, sind wir Süddeutsche doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachsehen wollen, gemütliche Bummler. Mit unserer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewisse Bequemlichkeit, Lässigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben so gerne nur nach Herzenslust; während in Preußen, möchte man sagen, der kategorische Imperativ seines großen Philosophen als staatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt." Strauß war gewiß ein maximaler Schwabe. Und doch hat er so geschrieben. Ferner: Im Jahre 1861 veranstaltete Strauß in Heilbronn einen Cyclus von Vorträgen zum Besten der deutschen Flotte. Die Flotte war überhaupt bei uns Württembergern schon damals ein Gegenstand besonderer Begeisterung. Man hatte deshalb einen großen Abscheu gegen denjenigen, der im Jahr 1852 im Auftrag des Bundestags die deutsche Flotte in Bremerhaven verauktioniert hatte. Er hieß Fischer mit dem unerhörten Vornamen Hannibal. Ich erinnere mich noch gut daran, wie der karthagische Hannibal und der Hannibal Fischer in meiner Phantasie zusammenflossen. Man erzählte mir dann auch viel von den Reden des Lord Palmerston und ihrer Verachtung für die ersten Versuche zu einer deutschen Flotte; von der englischen Krämerpolitik und dem englischen Opiumkrieg. Und so mag schon damals der alte Cato mit seinem: ceterum censeo Carthaginem esse delendam auch in der Phantasie von Schwarzwälder Lateinschülern aus der Gegend von Berthold Auerbachs Nordstetten zusammengeflossen sein mit dem Gedanken an England. Und damals las mir auch schon mein Vater diese Verse vor von dem Hessen Franz Dingelstedt. Mein Würzburger College Professor Hubert Röttecken hat mich nach meinem ersten Artikel auf sie hingewiesen. Und es hat mich gefreut, daß er bei mir diese Erinnerung aus der Kindheit wachgerufen hat.

Digitized by Google

Themsefahrt.

Hier stiehlt kein Mensch, allein hier raubt
Nach dem Gesetze Volk und Land:
Dem Rinderdieb ein Strick um's Haupt,
Dem Länderdieb um's Knie ein Band.

Und darnach auch ein Vergleich von England und Karthago und der Schluß-Seufzer:

Und ach! wo Rom? wo Scipio?

Als ich nun neulich dieses von einem Engländer las: „Weshalb habt ihr Deutsche euch von dem schändlichen preußischen Militarismus betören und fesseln lassen? Wir wollen euch aus diesem erniedrigenden Joch befreien, damit ihr wieder zu eurer alten Ehrlichkeit, Treue, Schlichtheit, Biederkeit, Gemütlichkeit und harmlosen Kleinstaaterei zurückkehren könnt. In Eisen und Elend hat die gepanzerte preußische Faust ganz Deutschland geschmiedet;“ — da sind mir auch wieder jene Erinnerungen an meine Schwarzwälder Kindheit gekommen, und ich habe gedacht: So arg harmlos waren wir doch nicht. Und dann fiel mir auch ein, daß der Dichter der Wacht am Rhein, Max Schneckenburger aus Thalheim bei Tuttlingen, gleichfalls aus jener „harmlosen Kleinstaaterei“ bei Berthold Auerbachs Nordstetten stammt.

In das Elsaß hatten wir Schwarzwälder auch nicht weit. Und ich habe noch das französische Straßburg gesehen. Daß dieses wieder deutsch werden müsse, war uns Schwarzwälder Kindern der sechziger Jahre gerade so selbstverständlich, wie es den französischen nachher gewesen ist, daß es wieder französisch werden müsse. Übrigens war der berühmte Aufsatz von Moltke vom Jahre 1841: Die westliche Grenzfrage, — auch in einer Stuttgarter Zeitschrift erschienen, nämlich in der Cottaischen deutschen Vierteljahrs-Schrift. Es stand blos ein M. darunter. Und Niemand konnte im Jahr 1841 ahnen, was dieses M. dreißig Jahre nachher bedeuten werde. Der preußische Hauptmann Moltke befand sich da in nächster Nachbarschaft des berühmten württembergischen National-Ökonomen Friedrich List, der auf seinem Gebiet ebenso energisch war wie der Preuße Moltke auf dem seinigen. In einem Aufsatz von List über die deutschen Eisenbahnen stehen z. B. dort die wichtigen Sätze: „Offenbar haben an allem, was die Vertheidigung des meist bedrohten, des verwundbarsten Punktes von Deutschland, der westlichen Grenze trifft, die westlichen Länder und Staaten Deutschlands ein überwiegendes Interesse. Um ihre Haut handelt es sich zunächst in einem Kriege mit Frankreich. Sollen sie oder Frankreich das Schlachtfeld hergeben? Sollen sie der Überrumpelung des mit Übermacht anrückenden Feindes ausgesetzt bleiben, während die großen Heere von Österreich und Preußen langsam anmarschieren? oder sollen sie sich auf den ersten Wink auf die schleunige Unterstützung der großen Mächte verlassen können? Sollen sie von zahllosen Heeren aufgefressen? oder durch reichliche und schleunige Zufuhr aus dem Osten verproviantiert werden? Es bedarf eben keiner besonderen Erörterung, daß die Entscheidung dieser Fragen hauptsächlich von dem Zustand der Transportmittel abhängt, und daß hier eine Existenzfrage für Württemberg und Baden liegt; der gemeinste Verstand muß es begreifen.“

Damals haben gleichzeitig der Schwabe Max Schneckenburger die Wacht am Rhein gedichtet und der Schwabe Friedrich List diese Sätze geschrieben. Die Wacht am Rhein ist heute nach 75 Jahren noch sehr aktuell und Friedrich Lists Sätze nicht weniger, wenn man an die Eisenbahnen in dem jetzigen Krieg denkt.

Digitized by Google

Der Aufsatz von Moltke vom Jahre 1841 schloß mit diesen Sätzen: „Unsere Aufgabe ist daher, wenn wir den alten bösen Nachbarn nicht belehren können, wenigstens uns selbst unser gutes Recht vollkommen klar zu machen, im ganzen Umfange deutscher Nation zum Bewußtsein zu bringen. Keinem Deutschen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite steht. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen, Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Geht man vom historischen Recht aus, so ist alles, was Frankreich seit dem dreizehnten Jahrhundert an seinen östlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub an Deutschland gewesen, so sind alle burgundischen und lothringischen Lande unser altes, uns widerrechtlich entrissenes Eigenthum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamieren als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkt aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nation, so gehört uns der ganze Rhein mit seinem ganzen linken wie rechten Ufer, denn im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen; demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsasses geheiligt, aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Theile des linken Rheinufers aus. Wenn aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland gesichert haben, obgleich sie uns sehr nachteilig sind; — wenn Frankreich selbst diese Verträge bricht und Krieg beginnt, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, so Gott will und der gerechten Sache den Sieg verleiht, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen sondern das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat."

Ganz in dem gleichen Sinne wie der preußische Hauptmann in diesen Sätzen haben aber damals auch die süddeutschen Mitarbeiter der Cottaschen Vierteljahrs-Schrift geschrieben, und z. B. der württembergische Demokrat Georg Herwegh noch viel energischer.

Der Amerikaner Price Collier hat auch diese auffallenden Sätze in seinem Buch: „Kein Volk kann sich wie Deutschland in einer Generation verändern, indem es seine angeborenen charakteristischen Eigenschaften zur natürlichen Entwicklung bringt. Eine solche Veränderung muß, um sich so rasch zu vollziehen, erzwungen und gekünstelt sein. Dies ist nicht nur für Deutschland eine innere Gefahr sondern auch die Gefahr für alle oberflächlichen Beobachter, die von Deutschland behaupten, es habe gewisse soziale und wirtschaftliche Probleme gelöst. Es hat sie nicht durch gesundes Heranwachsen zu besseren Bahnen gelöst: es hat sie unterdrückt, erstickt und erdrosselt. — Die Helden und Heldinnen meiner Dorfgeschichten sind mit roher Hand in die Uniformen von Beamten, Soldaten, Fabrikarbeitern und Rote-Kreuzschwestern hineingezwängt worden. Die Spielzeugläden sind mit geborgtem Kapital zu Schiffswerften und Gewehr- und Geschoßfabriken entwickelt worden. Der Träumer in Schlafrock und Pantoffeln ist

Digitized by Google

mit Gewalt in die Schürze und Mütze des Arbeiters hineingesteckt worden. Die kleinen Souveräne sind durch Einschüchterung zur Treue gegen den Kriegsherrn erzogen worden, dessen Schatten auf alle Ecken und Winkel von Deutschland fällt." Das soll also heißen: Der natürliche Deutsche ist ein Träumer, ein Lyriker, ein Metaphysiker u. dergl. Wenn er das nicht ist, so ist er unnatürlich und ein Artefakt. Es scheint in der Tat, daß nicht bloß dieser Amerikaner sondern die Amerikaner und Engländer im allgemeinen sich dieses eingebildet haben.

Und so steht es auch in dem Artikel der „Times" vom 18. November 1914. Ich gebe im Nachstehenden meine Übersetzung. Wo mir etwas bemerkenswert erscheint, schalte ich meine Bemerkungen ein. Nachdem ich den Artikel im November 1914 gelesen hatte, habe ich ihn sofort übersetzt, dann aber mehr als anderthalb Jahre über ihn nachgedacht. Und ich gebe ihn erst jetzt, im Sommer 1916, in den Druck. In dieser langen Zeit ist mir auch noch eingefallen, daß ja sogar die Luftschiffe und die Unterseeboote schwäbischen Ursprungs sind; also auch etwas, was nicht metaphysisch und träumerisch ist. Die Luftschiffe stammen nicht von dem friesischen und nicht von dem baltischen sondern von dem schwäbischen Meer, und die Unterseeboote von Dillingen an der Donau, wo ihr Erfinder Bauer geboren ist. Und was die Flotte betrifft, so ist jetzt das Neueste, daß der Admiral Scheer ein Hesse aus Hanau und der Admiral Hipper ein Oberbayer aus Weilheim ist. Dies stimmt gut dazu, daß auch in meiner ganz süddeutschen Umgebung jetzt alles zur Flotte drängt. Die jetzige Jugend kann ihre Begeisterung für die Flotte in die Tat und Wirklichkeit übersetzen. Vor fünfzig Jahren konnten wir für eine maritime Zukunft uns nur in Worten begeistern.

**„Ein berühmter Brief an die „Times".** Heute vor vierundvierzig Jahren erschien in unseren Spalten Carlyles berühmter Brief über Frankreich und Deutschland. Er wurde geschrieben, als das deutsche Heer Paris einschloß, als das zweite Kaiserreich unrettbar verloren war, und als die öffentliche Meinung in England, die von Napoleon sich längst abgewandt hatte, manche Zeichen von Sympathie an den Tag zu legen begann für dessen niedergeworfenes Land. Um dieser Sympathie entgegenzuwirken und um zu beweisen, daß Deutschland Recht und guten Grund auf seiner Seite hatte, wenn es seinen Vorteil auf das Äußerste verfolgte; — darum griff Carlyle zur Feder. Auf zwei und einer halben Spalte in seiner prismatischen und unnachahmlichen Sprache verprügelte er Frankreich und erhob er Deutschland nach Herzenslust. Sein Brief erregte im preußischen Hauptquartier die lebhafteste Befriedigung. „Es ist eine Veröffentlichung", schrieb Moritz Busch, der sie sofort durch die europäische Presse verbreiten mußte, „der wir durchaus nichts hinzuzufügen haben". — Aber für uns Engländer, die wir sie heute wieder lesen in dem lehrreichen Licht der letzten viereinhalb Jahrzehnte, ist das Merkwürdigste an der Epistel des Weisen dieses: wir sehen, wie genau alles, was er zum Lobe Deutschlands sagte, jetzt auf Frankreich, und alles, womit er Frankreich heruntersetzte, jetzt auf Deutschland paßt."

Der Artikel der „Times" vom 18. November 1914 nennt also auch hier den längst verstorbenen Carlyle noch den „Sage", den Weisen. Zu seinen Lebzeiten nannten ihn die Engländer in der Regel den Weisen von Chelsea nach seinem langjährigen Wohnort. Und nach dem Artikel der „Times" wäre also der Weise vom November 1870 im November 1914 immer noch der Weise, nur der umgedrehte. In dem Artikel heißt es weiter: „Nicht allein die äußeren Umstände sondern der ganze Charakter der beiden Völker hat in der Zwischenzeit offenbar sich

Digitized by Google

gegenseitig vertauscht. Sie sind wieder im Krieg mit einander, aber im November 1870 war Frankreich ohne Hilfe, verstört, sein Mut gebrochen, seine Heere geschlagen und zerstreut. Heute hat Frankreich mächtige Verbündete und keinen mächtigeren als seine eigene wieder gewonnene **Gesundheit** und Geisteskraft, seinen angesammelten und unerschöpflichen Vorat von Selbstbeherrschung, Freudigkeit, Einigkeit und Ausdauer."

Zur Anzweiflung der französischen Gesundheit habe ich zwei Gründe. Erstens: das französische Land ist auch ohne Elsaß-Lothringen immer noch gerade so groß wie das deutsche und, wie es überall heißt, auch viel fruchtbarer. Das französische Volk ist aber so unfruchtbar, daß es nur wenig mehr als die Hälfte des deutschen ist. Darin kann ich keine „Gesundheit" finden. Zur Zeit des siebziger Kriegs hatten sich die Franzosen in diesem Punkt noch merkwürdige Illusionen gemacht. Zum Beispiel steht in der „Revue des deux mondes" vom 1. September 1870 in einem Aufsatz des berühmten National-Ökonomen Leroy-Beaulieu: „Wir brauchen uns nicht sonderlich zu beunruhigen über den Zuwachs der Bevölkerung in Deutschland. Beide Bevölkerungen sind jetzt gleich. Und auf lange hinaus wird darin keine wesentliche Änderung eintreten." Die viereinhalb Jahrzehnte seither haben diesen Optimismus stark widerlegt. Das „gesunde" Frankreich ist gleich geblieben und Deutschland fast auf das Doppelte gewachsen. Die Verzweiflung der Franzosen über dieses unerbittliche Faktum wird ja wohl auch ein Hauptgrund gewesen sein für ihre krampfhaften Entente-Bemühungen. — Zweitens: Die Franzosen haben seit 1870 sich in Asien und Afrika ohne sonderliche Mühe ein großes Colonialreich gegründet. Sie können es aber nur halten mit Fremdenlegionären. Diese sind aber eine „ungesunde" Gesellschaft. Ich habe in meiner Praxis häufig Gelegenheit, solche Tonkinesen und Marokkaner kennen zu lernen. Sie sind oft ziemlich blödsinnig, und es ist kein Symptom der „Gesundheit" Frankreichs, daß es auf solche Leute angewiesen ist. Ich habe da oft lehrreiche Gegensätze vor Augen. Zum Beispiel einerseits: Ein benachbarter Bürgermeister kommt zu mir in einer Armensache. Er war zehn Jahre tapferer deutscher Unteroffizier am Kilimandscharo und ist jetzt als berühmter Afrikaner der Stolz seiner Gemeinde, die ihn deshalb auch zum Bürgermeister gewählt hat. Andererseits: Ein jämmerliches Männchen aus Würzburg ist schwer hirnkrank und dabei ein vielfacher Fremdenlegionär. In Algier und Marokko ist er immer wieder desertiert, schon vermöge seines krankhaften Wandertriebs. Die französischen Ärzte sprechen bei diesem Krankheits-Symptom von „fugues". Und solche gehören zu seinem Hirnzustand. Er sagt aber: „sie haben mich dann doch immer wieder genommen. Sie merken es oft gar nicht, daß man der frühere Deserteur ist. Man geht nur wieder an ein anderes Bureau. Einen falschen Paß hat man ja immer." Daß uns die Franzosen Leute mit solchen Hirnzuständen abnehmen, ist jedenfalls für uns gesünder als für die Franzosen. Denn in Deutschland müßten wir sie in einem Asyl unterhalten. Anderswohin paßten sie bei uns nicht. Die Franzosen ersparen uns damit Geld. Und es mag ja von ihnen schlau sein. Aber gesund ist es nicht.

In dem Artikel der „Times" heißt es weiter: „Der französisch-deutsche Krieg brachte zu einem gewaltsamen Ende eine Epoche von oberflächlichem Glanz und tiefgewurzeltem Unbehagen. Der jetzige Krieg traf Frankreich in ruhiger Zuversicht und Bereitschaft, mit festen Nerven und Rückgrat, in Selbstvertrauen, ohne eine Spur von Prahlerei. Frankreich sieht ohne Wanken und einmütig der Ent-

Digitized by Google

scheidung ins Antlitz, welche es selbst nicht herausgefordert hat. Vor vierundvierzig Jahren war die Frage, welche Bedingungen Deutschland seinem geschlagenen Feind auferlegen werde. Die Frage ist heute: wie bald wird Frankreichs Boden endgiltig und völlig gesäubert sein von dem letzten deutschen Eindringling?"

Auf diesen Satz konnte ich im November 1914 nur das französische Sprichwort anwenden: qui vivra verra. Und da ich jetzt nach anderthalb Jahren noch lebe, so sehe ich nichts davon, daß die Frage nach dem Wunsch der „Times" beantwortet wäre.

Nun folgt in dem Artikel der „Times" der Abdruck des letzten Satzes des Briefes von Carlyle vom 18. November 1870: „Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland, endlich in ein Volk zusammengeschweißt, Königin des Kontinents werden soll an Stelle des windigen, prahlerischen, gestikulierenden, streitsüchtigen, ruhelosen und überempfindlichen Frankreichs; — dies dünkt mir das verheißungsvollste politische Faktum, das in meinen Tagen sich ereignet hat." Und dazu sagt der Artikel: „Niemand bestreitet, daß das Deutschland des Ideals von Carlyle auch heute noch existiert. Es lebt, aber es lebt in Ketten, gefesselt in den Dienst von Militarismus und Bureaukratie. Carlyle dachte noch nicht an diesen Unterschied. Aber uns ist er jetzt klar: das Deutschland der Cultur einerseits und die Brutalität der preußischen Arroganz, die in Waffen starrt, andrerseits. Die Cultur ist geworden die Magd der Brutalität, ihre geduldige Sklavin, ihr gefälliger Deckmantel. Es war die charakteristische Tragödie der deutschen Wissenschaft während des letzten halben Jahrhunderts, daß sie begünstigt und geschürt hat alle Parvenu-Passionen und Ideen des Größenwahns in dem deutschen Volk, daß die deutsche Wissenschaft gelobt und gebilligt hat sogar die Politik, welche aus Berlin ein Centrum von Unruhe und Mißtrauen für die ganze Welt gemacht hat, und daß die deutsche Wissenschaft niemals eine warnende Stimme erhoben hat gegen die Excesse der Potsdamer Angriffslust. In einem Volk, das ganz besonders veranlagt wäre für das Ideale, haben gerade die Professoren und Studenten, die Historiker und Philosophen am meisten in das Volk gebracht die Doktrin der Gewalt, welche jetzt gekommen ist zu ihrem unvermeidlichen und unseligen Schluß."

Von einem „unseligen" Schluß für Deutschland kann ich auch im Sommer 1916 nichts entdecken. — Über die „Parvenu-Passionen" bemerke ich dieses: Was heißt parvenu? Es ist auch für den Engländer ein Fremdwort aus dem Französischen. In meinem englischen Wörterbuche finde ich es nicht. In Littrés französischem Dictionnaire steht diese Definition: obscure Person, die gemacht hat „une grande fortune". Fortune kann mehr allgemein heißen: Glück; oder mehr speziell: Vermögen. Und einen parvenu heißt man jetzt wohl überall vor allem denjenigen Emporkömmling oder upstart, der auf dem pekuniären Wege emporgekommen ist. Wenn der Artikel der „Times" auf das deutsche Volk das Wort: Parvenu anwendet, so soll dieses Wort also auch hier vielleicht darauf hinweisen, daß das deutsche Volk früher viel ärmer war als z. B. das englische; und daß es in neuerer Zeit eine erhebliche Vermehrung seines Gelds und Guts erlangt hat. — Aber zum Parvenu gehört auch die „obscure Person". Und der Vergleich des deutschen Volks mit einer obscuren Person wäre doch im allgemeinen höchst sonderbar. Man kann doch ein Volk, das heute vor tausend Jahren das Volk Ottos des Großen und vor acht Jahrhunderten das Volk Barbarossas war, nicht obscur heißen. So wird auch in diesem auffallenden Wort: Parvenu im Wesentlichen

Digitized by Google

der Sinn enthalten sein, der in allem Englischen und Amerikanischen einem immer wieder entgegentritt; nämlich dieser: wir Engländer und Amerikaner sollen nach Gottes Willen reich sein. Die Deutschen aber sollen arm sein und bleiben. Und wenn sie das nicht wollen, so zwingen wir sie dazu und führen so lange mit ihnen Seekrieg und Landkrieg und Luftkrieg und Handelskrieg und Hungerkrieg, bis wir sie arm gemacht haben. Diese Meinung über die Meinung der Engländer über uns, hat, so viel ich sehen kann, jeder wahre Deutsche. Ein Deutscher, der die Engländer vorzüglich aus genauestem Umgang mit ihnen kennt, hat mir nach meinem Aufsatz vom Winter 1914—15 dieses geschrieben: „Schuld an dem Krieg ist vor allem die Geldgier der Engländer, die Angst um ihr Geld, das ihnen durch ihre Colonieen ohne viele Mühe in den Schoß fiel." — Und so weit ich sehen kann, denken so alle Deutsche, welche die Engländer aus genauer persönlicher Bekanntschaft und langjähriger Anschauung kennen gelernt haben. Was aber das „Deutschland des Ideals von Carlyle" betrifft, so ist darüber dieses zu sagen: Bei fast allen Zeitungs-Artikeln ist es ja immer ein großes Übel, daß man nicht weiß, wer sie geschrieben hat. Hat z. B. diesen ein gewöhnlicher Redakteur der „Times" geschrieben? Bei einem solchen brauchte man ja vielleicht keine wirkliche Kenntnis Carlyles vorauszusetzen. Und er hätte dann mehr bloß in das Blaue hineingeschrieben. Ich selbst weiß ja nichts Direktes von Redakteuren der „Times". Aber ich habe dieses über sie gelesen (Houston Stewart Chamberlain, Kriegsaufsätze): „Zum „Manager" der Irreführung innerhalb Englands erwählte man einen geschickten Journalisten, dem jede Meinung gleichgültig war, solange er dabei Geschäfte machte. Schon damals besaß er Blätter der verschiedensten Richtungen; er erwarb ihrer immer mehr; zuletzt ging sogar die „Times", deren Richtung er schon lange bestimmte, in seine Hände über; heute — unter einem Lordstitel paradierend, der seinen wirklichen Namen verbirgt, sowie seine unenglische Abstammung — macht er mit den Engländern, was er will. Um nur eines zu nennen: Schon seit Jahren sind die Berichte des „Times"-Korrespondenten in Berlin eine wahre Schmach; an positiven und an negativen Lügen hat dieser gewissenlose Mensch — auf dessen feiges Haupt ein gut Teil von allem Jammer dieses Krieges fällt — das Unglaublichste geleistet; mehrmals fragte ich, warum man den Elenden nicht mit Peitschenhieben von Berlin bis zur Grenze jage; immer hieß es: „Es gibt kein Gesetz gegen das Lügen." Dieses Gesetz muß jetzt gemacht werden: Lügner, die den Frieden Europas gefährden, müssen gehängt werden." Wenn der Verfasser des Artikels der „Times" vom 18. November 1914 von einer solchen Qualität wäre, wie sie in diesen Sätzen geschildert ist, dann könnte man allerdings sich nicht darüber wundern, daß er Carlyles Brief vom 18. November 1870 so herumgedreht hat. — Wer Carlyle wirklich kennt, der weiß, daß die Beiworte, mit denen er Deutschland belegt hat: 1. edel, 2. geduldig, 3. tief, 4. solid für ihn nicht etwa bedeutet haben: 1. sentimental, 2. unkriegerisch, 3. lyrisch, 4. metaphysisch, so wie es die Engländer und Amerikaner gern haben möchten; und daß Niemand mehr als Carlyle gerade die „Potsdamer Angriffslust" gepriesen hat, z. B. in diesen ihren „Exzessen": Erstens das Potsdamer Edikt des großen Kurfürsten vom 8. November 1685. Dieses positive Potsdamer Edikt war ein kräftiger und rascher Gegenstoß der Potsdamer Angriffslust gegen Ludwigs des Vierzehnten negative Aufhebung des Edikts von Nantes, drei Wochen früher, am 18. Oktober 1685. Auch der 18. Oktober 1813 war ein Unglückstag für Frankreich und ein Glückstag für die Potsdamer Angriffslust, aber der 18. Oktober 1685 nicht weniger. Und die Potsdamer Annexionslust konnte

Digitized by Google

den großen Gewinn registrieren von rund 20 000 vorzüglichen Franzosen, welche mit ihren vielen Nachkommen vorzügliche Preußen und Deutsche geworden sind. Dies war eine sehr gesunde Annexion und Resorption und nie mehr umdrehbar. Die damalige des Elsasses war aber umdrehbar und die über hundert Jahre ältere von Lothringen gleichfalls. Das Potsdamer Edikt des großen Kurfürsten hat nun nicht blos Carlyle gepriesen, sondern dies ist wohl den meisten Menschen preiswürdig erschienen. Anders aber ist es mit einem zweiten Artikel der Potsdamer Angriffslust, nämlich den Potsdamer Riesen des Königs Friedrich Wilhelm des Ersten. In Bezug auf diese war Carlyle Potsdamischer als die meisten Deutschen, z. B. als der Würzburger Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn, welcher am 30. Juni 1739 seiner Schwester, der Gräfin Ostein in Aschaffenburg, schrieb: „Geistliche Benefizien um Menschenfreiheit und Seelen anzunehmen wäre eine öffentliche Simonie und nach meiner Ansicht eine Infamie. Also liebe Schwester! Ehren und Seelen halber die Hand von der Butte! Dies ist mein aufrichtiger und unbeweglicher Rat.“ Die Gräfin hatte ihm nämlich geschrieben, er möchte doch einem preußischen Werbekommissär erlauben, in seinem Lande große Leute zu werben. Dabei könne man für die Familie Schönborn Probsteien in preußischen Ländern profitieren. Die Antwort des vortrefflichen Fürstbischofs hatte mir, als ich sie vor langen Jahren las, sehr imponiert, und ich war immer der Meinung gewesen, dieser Menschenhandel und diese Seelenverkäuferei werden heuzutage von jedem Deutschen und erst recht von jedem Ausländer scharf verurteilt. So habe ich es auch gefunden bei dem französischen Zeitgenossen Voltaire, bei dem Engländer Macaulay hundert Jahre nachher und sogar bei der eigenen Tochter des Königs der Potsdamer Riesen, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Ganz anders aber bei Carlyle, nämlich so:

(Friedrich der Große 1. 419): „Mit weisem Instinkt hatte Friedrich Wilhelm erkannt, daß alles in Preußen auf sein Heer sich beziehen müsse, daß sein Heer die Seele und das Mark sei und der Staat der Baum, an dem jeder Zweig und jedes Blatt in seiner Art dem Heer Stoff und Nahrung geben müsse. Daß schließlich für jedes Volk wahrscheinlich — für das preußische Volk aber sicherlich — Leben oder Tod von dem Heer abhängt. Friedrich Wilhelms Kopf war in einer unartikulierten Weise voll von dieser richtigen Erkenntnis, und all sein Leben wandte er an ihre praktische Ausführung und Organisation. Je mehr Kampf, desto mehr Leben. Deshalb ein Maximum von Kampf; und in der Qualität soll es ein Optimum sein. Wir haben es oft gehört, wie Friedrich Wilhelm Tag und Nacht mit all seinem Herzen und all seiner Seele sich darum bemühte, daß er sein Heer auf den höchsten Punkt brachte. Und je mehr wir seine Wege betrachten, desto mehr Eindruck macht auf uns diese Tatsache. Es war für ihn das Zentrum von allem. Alles andere drehte sich darum und floß daraus. Keine Mühe war zu groß, und keine zu klein, daß er sich ihr nicht dafür unterzogen hätte. Er wachte darüber mit Argusaugen; — mit Augen, die überall hinreichten. Disciplin soll sein so exakt wie Euklidische Geometrie. Es gibt keinen Halt, ehe die Vollkommenheit erreicht ist. Disciplin und immer bessere Disciplin, Kräftigung des Reglements in allen Stücken, Verbesserung des Reglements, wo es nur möglich war; — dies war des großen Drill-Sergeanten beständige Sorge.“ Und so spricht Carlyle überall mit merkwürdiger Begeisterung von Friedrich Wilhelm, den er sogar einen schweigenden Poeten des Militarismus nennt. Der Vater Friedrich Wilhelm I. und der Sohn Friedrich II. waren für Carlyle „die einzigen Könige seit zweihundert Jahren“. Und wenn er auf einen seiner eigenen vier hannöver-

Digitized by Google

schen George kam, sprach er von ihnen immer mit einer mitleidigen Verachtung, die für einen Deutschen etwas ganz Verwunderliches hat. Er hat über sie zusammenfassend dieses geschrieben: „Solange Sarah Jennings die Königin Anna in ihren Banden hielt, hatte England noch einen Schimmer von Königtum. Seither aber nicht mehr." Das war die Herzogin von Marlborough, die man auch die Königin Sarah hieß. Seither sind zwei Jahrhunderte vergangen. Die Königin Anna ist gestorben etwa gerade auf den Tag zweihundert Jahre vor dem 4. August 1914, dem Tage der englischen Kriegserklärung. Die Engländer hatten damals noch den alten Kalender. Nach dem neuen kann sie gerade am 4. August 1714 gestorben sein.

Die Engländer werden gerade diese zwei Jahrhunderte für ihre ersprießlichsten halten. Aber dem Schotten Carlyle gefielen sie nicht. Und ihm gefiel sonderbarer Weise die Potsdamer Wachparade besser. Und deshalb ist die Umdrehung ihres Weisen ein starkes Stück der „Times" vom 18. November 1914. Es heißt dort auch des weiteren einfach so: „Man vertausche bei Carlyle blos die beiden Wörter: französisch und deutsch, und man hat den kräftigen und gerechten Ausdruck der Meinung, welche die Welt seit 1870 sich gebildet hat, nicht über die französische sondern über die germanische „Cultur" und ihre Praktiken und Praktiker." Ferner: „Unverschämt, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich, beständig angriffslustig"; — wendet der Gesamt-Instinct der Menschheit heute diese Adjektive auf Frankreich an? oder auf Deutschland? — „Ausgezeichnet schimpflich war Frankreichs letzter Angriff auf Deutschland; ebenso ausgezeichnet war die Schmach seiner Ausführung auf Seiten Frankreichs." — Man vertausche die zwei Ländernamen, und man kann die gegenwärtige Lage kaum passender bezeichnen." Und so geht es immer weiter mit dem umgedrehten Carlyle, nämlich so: „Carlyles Sätze lassen unsere französischen Freunde, auf welche sie gemünzt waren, unberührt. Sie treffen dagegen die Deutschen mitten ins Herz, zu deren Gunsten Carlyle die Sätze losgelassen hatte. Aber man kann aus Carlyles Brief noch mehr lernen als blos die alte Lehre, daß die Geschichte ein Kreislauf und die Ironie der Zeit die stärkste ist. Der Brief enthält nämlich auch Ermahnungen, die später nützlich sein werden, wenn sentimentale Zuschauer und diejenigen, welche beständig den Charakter und die Absichten der preußischen Macht verkannt haben, voraussichtlich ihre Stimme erheben werden zugunsten eines dürftigen Compromisses, der den Preußen noch ferneren Unfug ermöglichte." Und so schließt auch der Artikel der „Times" mit dem umgedrehten Carlyle: „**Mutatis mutandis** werden in Carlyles Sätzen von der notwendigen Reue Frankreichs und seinem notwendigen Entschluß, es nicht mehr so zu machen, sowohl die Alliierten wie Deutschland etwas Beachtenswertes zu finden haben."

Wir Deutsche haben aber keinen Grund zu solcher Mutirung und Umdrehung Carlyles nach dem Recept der „Times". Sein Satz vom November 1870 bleibt ohne Umdrehung prophetisch: „Wenn Frankreich dieses Mal seine Lektion noch nicht lernen kann, so muß es eben eine neue erhalten, und wenn es nötig ist noch eine. Aber endlich muß es seine Lektion lernen."

Jetzt peitschen Carlyles Landsleute die Franzosen dazu auf, daß sie ihre Lektion immer noch nicht lernen sollen. Dabei verblutet aber Frankreich. Es ist das saigner à blanc der französischen Medizin. Ein Wortspiel nannte vor neunzig Jahren die Ärzte, welche saignées coup sur coup applicirten: les Grandsaigneurs de la France. Jetzt kann man die Engländer so heißen. Carlyle aber hatte die Franzosen davor gewarnt.

Digitized by Google

Bei Carlyle steht eine große Menge von Anklagen gegen das England seiner Zeit, wie z. B. diese Betrachtung zu Cromwells Tod, in welcher er die Zeit von da an, wie so oft, zwei Jahrhunderte der Heuchelei nennt und dann schreibt: „Englands Genius fliegt nicht mehr sonnenwärts und der Welt trotzend wie ein Adler durch die Stürme. Sein hinteres Ende stellt sich gegen die Sonne wie das eines gefräßigen Vogels Strauß, der nur Futter will und heile Haut." Und Friedrich der Große war für Carlyle der letzte König und der wahrhaftige Mann und Held, wie ihn England in seinen zwei Jahrhunderten der Heuchelei nicht gehabt hat.

Daran kann auch keine Umdrehung der „Times" etwas ändern. Denn es steht für ewige Zeit fest: der größte englische Publizist des neunzehnten Jahrhunderts war auch der größte, nicht blos Philogermane, sondern speziell Philoborusse. Und er hat den bloßen Krämergeist am Schärfsten verurteilt, der „blos gefräßig ist und Futter will". Das englische Volk hat ihn bewundert. Aber die englische Politik hat sich nicht um ihn gekümmert. Sie ist ja auch zu fest gewurzelt in der Tradition ihrer letzten zwei Jahrhunderte. Im Jahre 1698 hat der Gesandte Wilhelms des Dritten in Paris, der geborene Holländer Bentinck, in England Graf von Portland, als es sich darum handelte: soll ein Bourbon König von Spanien werden? oder ein Habsburger? den französischen Staatsmännern dieses gesagt: „Handel zur See ist die große Quelle des Wohlstandes der Engländer, Überlegenheit zur See das große Ziel ihres Ehrgeizes. Von den Habsburgern haben sie nichts zu fürchten. Der Kaiser in Wien hat nicht eine einzige Fregatte auf dem Wasser. Und seine Panduren und Kroaten machen ihnen keine Sorge. Aber eine Verbindung von Frankreich und Spanien können die Engländer nicht dulden. Denn beide Länder haben eine große Seemacht."

Seither sind zweihundertzwanzig Jahre vergangen, und es ist noch genau so: wenn Deutschland keine Flotte hätte, wäre den Engländern alles recht. Diese Flotte ist aber nicht blos in Potsdam sondern auch aus dem einmütigen Willen des ganzen deutschen Volkes entstanden. Und diese Lektion müssen jetzt auch die Engländer lernen. Im Oktober 1870 hat der französische Dichter und Akademiker Auguste Barbier diesen Vers an Deutschland gerichtet:

Deine Strafe kommt. Denn nach dem schrecklichen Krieg
Bleibt das preußische Gift für immer in dir
Und Deutschland ist tot.

Diese Verse waren bei einem Franzosen im Oktober 1870 begreiflich. Denn seit Jahrhunderten hatte Frankreichs Politik ja unablässig das oberste Ziel gehabt: Zersplitterung Deutschlands. Aber Carlyle hat gerade entgegengesetzt gedacht: nicht vom preußischen Gift als dem Tod für Deutschland sondern von seiner Zusammenschweißung durch die Hammerschläge des Krieges zu neuem Leben. Und daß das, was die Engländer jetzt gemacht haben, Deutschland erst recht zusammengeschweißt hat zu Wasser und zu Land, und daß Österreich auch noch mehr in die Legierung hereingekommen ist, und daß dies ein unerbittliches Faktum ist, um mit Carlyle zu reden; — diese Lektion müssen eben jetzt auch die Engländer lernen. Der gerade und nicht umgedrehte Carlyle hat im November 1870 von der damaligen Lektion geschrieben: sie wird uns ganz gut tun und der ganzen Welt und nach und nach sogar Frankreich. „Uns" waren die Engländer. Wenn Carlyle nicht umgedreht wird und wenn er Recht behält, dann müssen sich eben jetzt die andern Engländer umdrehen.



Digitized by Google

# Eton, Harrow & Co.

## Von Josef Hofmiller.

Das sind die englischen höheren Knabenschulen: Eton College, Wincheſter College, Rugby School, Harrow School, King William's College auf der Insel Man und die paar jüngeren, die nach ihrem Muſter gebildet worden sind. Teure Gymnasial-Alumnate, in denen der Junge jährlich seine 4—5000 Mark kostet. Die Direktoren haben Riesengehälter (Harrow 120000, Eton 160000), die Lehrer werden geringer honoriert als in Deutschland. Das ist bezeichnend für das Wesen dieser Anstalten. So, wie sie heute sind, sind sie in der Lebensführung ein kurioses Gemisch von Einfachheit und Protzentum, im Unterricht von Echtem und Schein, in der Erziehung von Wohltat und Plage, in der Wirkung auf ihr Land von Segen und Hemmnis. Für den Deutschen ist es so gut wie unmöglich, mehr als einen flüchtigen Blick in das innere Leben dieser Anstalten zu werfen. Sie sind streng konservative Institute eines streng konservativen Volks, bei dem Liberalismus nur eine komplizierte Spielart von Konservatismus ist und umgekehrt. Sie haben vor ähnlichen Anstalten auf dem Kontinent Alter, ungebrochene Tradition, ruhige Entwicklung, Reichtum und verhältnismäßig große Freiheit vor staatlicher Bevormundung voraus. Darin und deswegen sind sie stockenglisch. Sie sind nicht mehr was sie waren. Das giftigste Gift unserer Tage frißt auch in ihnen: der Geist des Mammons.

Zum Glück sind wir nicht auf Eindrücke und Beobachtungen deutscher Reisender angewiesen, um den Geist dieser Anstalten kennen zu lernen. Was bei unserer üblichen Anglolatrie dabei an kritikloser Verhimmelung herausgekommen wäre, können wir uns ungefähr denken. Die Engländer, die über all ihre Besonderheiten und Einrichtungen nicht nur administrative und gelehrte, sondern auch populäre Bücher haben, besitzen Schulerzählungen, so spannend und aufschlußreich, wie man sie nur wünschen kann; darunter ein geradezu klassisches, unvergängliches Buch: Tom Brown's Schultage, von Hughes, über Rugby, das für alle folgenden Muster geworden ist, wenn auch keins daran reicht, nicht einmal Vachell's „Hügel" (Harrow-School liegt auf einem Hügel). Eine richtige Etoner-Geschichte kenne ich nicht; die sonstige Litteratur über Eton ist reich. King William's College wird behandelt in Farrar's „St. Winifred oder die Welt der Schule". Manches ist zu finden in Vachells „Brüdern", wenigstens im ersten Bande. Besonders anziehend ist der Roman von Hornung „Väter von Männern". Ganz für sich steht Kiplings Stalky (stalky ist ein Spitzname für einen Jungen, und bedeutet ungefähr „Lange Latte", wie man im Norden, ein „langgestaltetes zweistöckiges Mannsbild", wie man in Süddeutschland sagt), das eine Offiziersschule behandelt. Außer Farrar sind die Werke sämtlich auch bei Tauchnitz zu haben, dessen Student's Series den Tom Brown mit guten Anmerkungen enthält. In die vorjährigen Ferien hatte ich mir den ganzen Pack mit aufs Land genommen, und seither allerlei überlegt, wie das Material am besten zu verwerten sei. Das Thema ist so unerschöpflich, daß ich den Plan, besonders bezeichnende Situationen herauszugreifen, aneinanderzureihen und allenfalls zu glossieren, vorläufig zurückstelle, um ein paar allgemeine Betrachtungen zu riskieren, die sozusagen

Digitized by Google

in der Luft liegen, oder, wenn dies Bild zu abgebraucht sein sollte, uns auf die Nägel brennen.

Je mehr man nämlich diese englischen Schulgeschichten kennen lernt, desto mehr und drängender werden die Fragen, die einem durch den Kopf gehen. Zum Beispiel: Was haben wir Deutsche dem gegenüberzustellen? Wo ist unser Tom Brown? Wo nur unser Stalky? Wir haben Ecksteins Besuch im Karzer, und den Probekandidaten, den Freund Hain und Unterm Rad, aber die beiden letzten sind keine eigentlichen Schulgeschichten. Überall, oder fast überall, wo unsere höheren Schulen in Romanen erwähnt werden, spielen sie eine unerfreuliche Rolle, und selbst die „Gedanken und Erinnerungen" von Bismarck beginnen mit dem sarkastischen Hieb: „Als normales Produkt unsres staatlichen Unterrichts verließ ich die Schule als Pantheist, und wenn nicht als Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß die Republik die vernünftigste Staatsform sei." Warum sind deutsche Schulromane fast durch die Bank anklagend, nörgelnd, ohne Wohlwollen, satirisch? Warum die englischen pietätvoll, herzlich, dankbar, humoristisch im schönsten Sinn? Haben wir nicht die alten Schulen wie Eton, Harrow, Rugby? Aber wir haben doch Klosterschulen wie Melk und Kremsmünster, haben Schulpforta und Joachimsthal. Ich kenne ein halbdutzend guter englischer Schulromane — es gibt vermutlich einige Dutzend —, wie kommts, daß ich erst einen einzigen guten deutschen Schulroman kenne? Wenn die Schuld an meiner Unwissenheit liegt, ich bin dankbar für Belehrung. Die drüben haben auch gute Universitätsschilderungen, wir haben keine. Sie haben den Pendennis, und Tom Brown in Oxford, und den Master Verdant Green. Wir haben Samarows Saxoborussen und Altheidelberg. Wäre ich der preußische Unterrichtsminister, ich beauftragte einen meiner Oberlehrer mit einer sorgfältigen Übersetzung des Tom Brown, und ließ in jede Lehrerbibliothek jeder höhern Schule und in jede Klassenbibliothek von Untersekunda an mindestens ein Exemplar einstellen, damit Lehrer und Schüler sähen, es gibt wirklich Schulen, die solche Früchte zeitigen, Einrichtungen, die ein solches Buch hervorbringen, einen Boden, auf dem solche Pflanzen gedeihen. Von den allerneuesten deutschen Schulromanen kenne ich nur einen, der wirklich lesenswert ist: Erich Mendelsohns „Nacht und Tag", der offenbar das Landerziehungsheim Haubinda behandelt, also eine ausgesprochene, bewußte und geglückte Nachahmung einer englischen Gründung, nämlich Abbotsholme.

Die Fragen gehen weiter: Fehlt es bei uns an den Dichtern, oder fehlt irgend etwas an den Einrichtungen? Denn die Einrichtungen selbst sind da. Wie kommt es, daß nicht ein einziges der vielen Alumnate, die wir haben, seinen Hughes gefunden hat? Wir haben eine wertvolle Sammlung von Urteilen namhafter Zeitgenossen über ihre Schulzeit, Alfred Grafs „Schülerjahre". Der erste Mann, dessen Antwort ich darin nachschlug, war Wilamowitz-Möllendorf. Einer aus Schulpforta! Was mußte der alles zu sagen haben! Ich war gespannt, freute mich im vorhinein. Ach, ich hatte mich zu früh gefreut! Herr von Wilamowitz ließ nur durchblicken, daß er manches sagen könnte, aber er könne nicht. „Die Aufforderung, über die Erfahrung meiner Schulzeit mich vernehmen zu lassen, kommt mir so vor, als sollte ich über mein Elternhaus ein Urteil abgeben. Dieses Gefühl der Ehrfurcht und der Pietät mag sehr unmodern sein; aber bei einem alten Zögling von Schul-



Digitized by Google

pforta ist es selbstverständlich. Eigentlich dürfte damit auch genug über die Schule gesagt sein." Tür vor der Nase zu! Nein, Herr von Wilamowitz, das war ein Unrecht: ein Unrecht gerade gegen Schulpforta. Wenn Ihr Herz von Schulpforta voll ist, hätte Ihr Mund von Schulpforta übergehen müssen, damit die Deutschen doch endlich erfahren: Ja, es gibt so ein Ding, daß unser Herz jubelt, beim bloßen Gedenken, Schulpforta heißt es, und so war sein Geist, und so sind meine Erinnerungen, nehmt sie hin, die bescheidene Gabe eines bescheidenen Mannes, make the best of it!

Eton, Harrow & Co: das ist es, woraus sich die englische Diplomatie rekrutiert und die englischen Staatsmänner, Oberhaus und Unterhaus, Bischöfe und Lord-Oberrichter, Generalstab und Admiralität, die großen Gelehrten, die großen Journalisten, die meisten sind ihre vier bis fünf Jahre in einer dieser stockenglischen Schulen gesessen, sind von Erwachsenen und Gleichaltrigen erzogen worden, haben mit allen Poren den Geist dieser alten, traditionsstarken Schulen eingesogen, haben, wie Shakespeare, keinen schweren Schulsack, little Latin and less Greek, haben wenig gebüffelt und viel Sport getrieben, Schwimmen und Laufen, Fußball und Cricket. Was jetzt gegen uns diplomatisch wühlt, militärisch und zur See, parlamentarisch und journalistisch kämpft, das ist vor allem Eton, Harrow & Co., das ist der englische Gentleman aus sehr guter Familie, der auf der Schule, beim Boxen, Wettspiel, Sport immer und immer wieder eins gelernt hat: daß Spiel und Sport eine ernsthafte Sache ist, bei der man dabei ist mit ganzem Körper und ganzer Seele, ganzer Kraft und ganzer Schlauheit und ganzer Rücksichtslosigkeit; daß man Boxen, Cricket, Fußball können muß, nicht wegen des Ernstfalls, in dem mans braucht, sondern weil es gut ist für den Charakter, für die Selbstzucht; daß nur „ein Feigling anfangs scharf zugreift und seine Hand lockert nach einer Weile, weil sein Blut bald heiß ist und bald kalt, während der brave Mann greift, je länger er packt, desto fester, weil der Geist Odins über ihn kommt" (Kingsley, Hypatia). Dieser Geist Odins ist auch der Geist von Eton, Harrow & Co. Es ist der Geist, der hinter unserm Gegner England steckt. Er organisiert Bündnisse wie Cricket-Elfer, er treibt den Sport wie Krieg und den Krieg wie Sport, und wenn Jemand Worte ausspräche, wie Kulturkrieg oder Kulturpolitik, käme es ihm vor, als müßt' er hören „Kultursport" und er spuckte höchstens grimmig lächelnd aus und sagte Damned fool oder so ähnlich.

Warum wird man auf so eine Schule geschickt, wie Eton, Harrow & Co.? Hören wir, wie Tom Brown's Vater nach dem Abschied von seinem Jungen monologisiert: „Das mocht' ich ihm nicht sagen, er solle seine Bibel lesen, und Gott lieben und ihm dienen; tut er das nicht seiner Mutter zulieb, so tut ers auch nicht, wenn ich ihm predige. Sollt' ich ihm die Versuchungen ausmalen, mit denen er zu tun kriegt? Nein, das kann ich nicht. Hat nie einen Sinn, wenn ein alter Kerl so Zeug mit einem Knaben bespricht. Er verstände mich doch nicht. Tät ihm mehr weh als gut, zehn zu eins. Soll ich ihm sagen, er solle an seine Arbeit denken, und daß er auf die Schule getan werde, damit er recht viel lernt? Ja, deswegen wird er ja gar nicht auf die Schule geschickt; wenigstens nicht deswegen in erster Linie. Ich kümm're mich keinen Deut um griechische Partikeln oder ums Digamma, seine Mutter gerade so wenig. Weshalb muß er in diese Schule? Nun, zum Teil, weil er selber gern hinein

Digitized by Google

wollte. Wenn nur ein braver, hilfsbereiter, wahrhaftiger Engländer aus ihm wird, und ein Gentleman, und ein Christ, das ist alles, was ich verlange." (Tom Brown I, S. 62.)

„Warum hat man dich nach Rugby geschickt?" „Das weiß ich nicht so recht, das hat mir kein Mensch gesagt. Ich denke, weil alle Jungen in England auf so eine Schule geschickt werden." „Aber was denkst du selber? Was willst du hier tun, und mit dir fortnehmen?" Tom dachte eine Weile nach. „Ich will Eins mit Stern in Cricket und Fußball und all den andern Spielen, und will, daß ich mit meinen Händen meinen Kopf verteidigen kann gegen jeden Kameraden, Lümmel oder Gentleman. Ich will in Prima kommen, eh ich die Schule verlasse, und dem Direktor Freude machen; und ich will genau so viel Latein und Griechisch mitnehmen als ich brauche, um in Oxford anständig durchzukommen ... Und hinterlassen will ich meinen Ruf als den eines Jungen, der nie einen Kleineren malträtiert und nie vor einem Größeren gekniffen hat."

Der alte Scaife zu seinem Sohn (die Scaifes sind anrüchiger Geldadel, der junge ein frühreifer Lebeburſch, schlechte Kinderstube, spricht inesteemable statt inestimable): „Ich schicke dich nach Harrow, nicht um Bücher oder Sporte zu studieren, sondern Jungen, die Männer sein werden wenn auch du ein Mann bist. Vor allem studiere ihre Schwächen! Schaue, wo's hapert! Lerne mit einem Blick den Lügner durchschauen, den Schwindler, den Narren, den Egoisten, den Dickschädel. Mach dir soviele Freunde, als du im spätern Leben brauchen kannst, und vergiß nicht, daß ein einziger Feind einem mehr Schaden tun kann als zwanzig Freunde gut machen können. Gib das Geld mit vollen Händen aus! Schwimm mit der Strömung, nicht gegen sie!" (Bachell, The Hill, S. 40.) Schlecht, nicht? Keine gute Rasse. Inesteemable.

„Man schickt uns nicht für ein Mordsgeld hieher, daß wir bloß Latein und Griechisch lernen. In Harrow und Eton wird man für die großen Affären zurechtgestutzt: Diplomatie, Politik, hohe Staatsämter. Man lernt, wie man sich aufführt. Ich glaube nicht, daß ich heirate, aber wenn ich wirklich Söhne bekomme, dann schicke ich sie hieher, und müßt' ich mich selbst ein wenig knapper halten." (Bachell, S. 81.)

„Harrow ist kein zerbröckelndes Mausoleum toter Namen, sondern ein glorreiches Marsfeld, wo Byron, Peel, Palmerston, Sheridan, Manning und andere unsterbliche Jünglinge mit ihrer Zukunft rangen, gerade wie einst Jakob rang mit dem Engel." (Bachell, Brothers, I, 20.)

Der Pfarrer sagte darauf: „Nicht wegen des Lateinischen und Griechischen und solcher Dinge, die zur Erziehung gehören, rate ich Ihnen Ihren Sohn auf eine Universität zu tun; sondern wegen des Gewinns, den er davon hat, wenn er mit einer Menge gleichaltriger junger Leute zusammenkommt, die die besten Klassen einer buntgemischten Gesellschaft darstellen, und als gute Muster ihrer Stimmungen und Begabungen gelten können. Charakterbildung ist eins der größten Ziele von den vielen großen Zielen einer Universitätsbildung. Aus diesem Grund allein würde ich Ihnen raten, tun Sie Ihren Erben in ein College. ... Wo lernt er so rasch in drei Jahren, was ein andrer vielleicht in seinem ganzen Leben nicht lernt, soviel er sich bemüht, jene Selbstzuversicht, die ihn befähigt, sich frei in jeder Gesellschaft zu bewegen und sich als ihresgleichen zu fühlen?" (Cuthbert Bede, The Adventures of Mr. Verdant Green, S. 23.)

Digitized by Google

„Was wir leisten, können die meisten andern auch. Es gibt auch Leute, die Ihnen sagen werden, daß man unsre Leistungen sehr von oben herab anschaut vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Es liegt nicht in unsrer Absicht, Gelehrte zu bilden. Was wir bilden wollen, sind Männer. Geben Sie uns den Rohstoff zu einem Mann, und wir wollen ihn nicht deswegen abweisen, weil er das griechische Alphabet nicht kann, nein, wär' er auch schon fünfzehn Jahre alt." (Hornung, Fathers of Men. I, 13.)

Wohin wir blicken, derselbe Text, dieselbe Gesinnung, fast dieselben Wendungen. Das ist alles einseitig, zugegeben. Aber sind nicht unsre Schulen mit ihren zwei Turnstunden und dem Spielnachmittag ebenso einseitig, bloß nach der andern Seite hin? Nicht, als ob sie dafür etwas könnten. Wenn Eton in London wäre, wäre es nicht Eton, und weil Harrow eben nicht in London ist, ist es Harrow. Großstadt heißt die Krankheit, an der unsere höheren Schulen leiden, und darum gibt es nur eine Medizin dagegen: Möglichste Distanz von der Großstadt, am besten ganz weg von ihr!

Denn, überlegen wir einmal ruhig: ist nicht der leise, zähe Kampf, den unsere Schulen gegenwärtig führen, sowohl was Unterricht wie was Erziehung anlangt, nur deshalb so schlimm und bitter, fast aussichtslos, weil sie in Großstädten untergebracht sind? Stecken wir nicht mit unserm höhern Schulwesen in einer Sackgasse, und weil wir uns nicht mehr herausseh'n, reformieren und organisieren wir nervös dran herum? Was probieren wir nicht alles! Beständig doktern wir an der Schule herum, führen Turnspiele und Turntage ein, Wehrkraft und Jungsturm, lauter Surrogate, die den Kern des Übels nicht treffen, lauter Mittel, die den Großstadtschüler nichts helfen mit seinem weiten Schulweg zweimal im Tag, seiner gehetzten Tageseinteilung, seinem Mangel an häuslicher Überwachung und Anleitung. Was ein Heranwachsender braucht, ist Ruhe, reizarme Behandlung, Nahrung, Tageseinteilung; sind Beziehungen von Mensch zu Mensch, die still keimen, geduldig wachsen, sich entwickeln; ist Ausschaltung hemmender oder gar schädlicher Eindrücke, stetige Wirkung konzentrierender und fördernder Eindrücke, beständiger Verkehr mit denselben Menschen, Erwachsenen und Gleichaltrigen; Erziehung zum Alleinstehen und zur Kameradschaft, zur Selbständigkeit innerhalb eines lebendigen Ganzen; Erziehung in einer Lebensgemeinschaft, in einer Tradition.

Das alles kann ihm die Großstadt nicht geben. Ohne es zu wollen, hemmt, schädigt, vergiftet, vernichtet sie die besten Absichten der Schule. Sie macht die Schüler nervös, weil ihr ganzer Betrieb auf Hasten und Hetzen eingestellt ist, auf Staub und Lärm, äußere und innere Ruhelosigkeit, auf Reklame und starke, brutale Reize jeder Art für Erwachsene, nicht für Heranwachsende. Der Großstadtschüler wächst auf zwischen Kinos und Bars, Tingeltangeln und Automatenrestaurants, Konditoreien und Kneipen, Zeitungen und Witzblättern, Possen und Operetten, dem Läuten der Elektrischen, dem Tuten der Automobile, der schreienden Reklame der Plakatsäulen und der Ladenfenster. Er hat von Eltern und Geschwistern wenig, von Kameraden fast nichts. Er weiß kaum, wie ein Feld aussieht, ein Wald, eine gesunde Wiese. Die Sterne sprechen nicht zu ihm und nicht die Wolken. Er hat den Duft der Frühjahrsscholle nie gerochen oder den des blühenden Korns und der sommerlichen Heuschwaden. Was er riecht, sind Asphalt und Verbrennungsgase, Fabrikrauch, Straßenstaub. Das ist doch alles keine Existenz für einen jungen Menschen, der sich entwickelt!

Digitized by Google

Wir sind in diese wenig gesunden Verhältnisse ohne Absicht hineingeraten, aber nicht ganz ohne Schuld. Denn Fahrlässigkeit ist auch Schuld. Unsre Großstädte sind so zahlreich aufgeschossen, daß sie nicht nur in diesem Punkte den Regierungen etwas über den Kopf gewachsen sind. Eine Zeitlang wurden höhere Schulen drauflosgegründet, bis die Zahl der Schüler in schreiendem Mißverhältnis stand zu der der verfügbaren Stellen, bis sich zeigte, daß ein erschreckend hoher Prozentsatz der so ungestüm Hereindrängenden für höhere Studien völlig ungeeignet war und dem Staat durch diesen Massenandrang daher in jeder Beziehung geschadet und in keiner genützt wurde. Es ist unnötig, in diesem Zusammenhang Mißstände zu erörtern, die nur allzu notorisch sind: Wegzuleugnen oder nur abzuschwächen ist unmöglich. Der Karren des höhern Schulwesens ist, vor allem durch die Einjährigenberechtigung, so gründlich verfahren, daß es keinen Ausweg mehr gibt, als Umkehr.

Es zeigt sich jetzt als ein Fehler, daß die Unterrichtsverwaltungen, statt durch Gründung von neuen Alumnaten nach dem Muster von Eton, Harrow & Co. ein Gegengewicht gegen die zunehmende Vergroßstadtung (man verzeihe das häßliche Wort für die häßliche Sache) der höhern Schulen zu schaffen und den Zustrom möglichst dorthin abzulenken, die Weiterentwicklung der Internate fast ganz der Unternehmungslust Privater, allenfalls noch religiöser Institutionen überließen, wo doch durch dieselbe Tendenz zur Großstadt das Bedürfnis nach guten, modernen Alumnaten immer größer wurde, weil immer mehr verständige Eltern sich zur Erkenntnis durchrangen, lieber ihre Söhne einer guten Anstalt anzuvertrauen, als sie zuhause sich selber, Bonnen und Instruktoren und dem Einfluß der Großstadt zu überlassen. Zeugen dieses Suchens nach Eton, Harrow & Co. sind die nach englischem Muster von Doktor Lietz geschaffenen Landerziehungsheime und zahlreiche Experimente in ähnlicher Richtung bis zur Freien Schulgemeinde Wickersdorf.

Beiden war die Zeit über den Kopf gewachsen: dem Staat und den bisherigen Alumnaten. Diese pflegten, bei allen sonstigen guten Eigenschaften, die Körperpflege, besonders den Sport, nicht entfernt mit jener Begeisterung, die in England schon vor hundert Jahren selbstverständlich war. Vielen hing durch Gründung und Tradition ein gewisser muffig klösterlicher, der Parität halber sei hinzugefügt, muckerischer Geist an. Daß sich, um nur ein Beispiel zu nehmen, die Zöglinge einer deutschen Anstalt einen führenden Politiker der äußersten Linken zu Gaste lüden, wie die stockkonservativen Etonianer einen Sozialdemokraten, um einmal zu hören, ob und was der Mann ihnen als den zukünftigen Lords, Parlamentariern und Staatssekretären zu sagen habe, das wäre noch heute in Deutschland undenkbar; wobei mir als das Wertvollste nicht die Freiheit der Einladung erscheint, sondern das politische Interesse dieser englischen Herzöge und Grafen auf der Schulbank. Gestehen wir es ruhig, in dem Punkt haben wir noch auf lange Zeit von den Engländern zu lernen, und nur zu lernen! Diesen Typus öffentlicher Männer erzeugt nur der Schultypus Eton, Harrow & Co. Der Deutsche erzeugt ihn nicht, sondern entläßt „das normale Produkt unseres staatlichen Unterrichts", als das sich Bismarck zu Beginn seiner Denkwürdigkeiten vorstellt.

Wie wertvoll trotzdem die Internate sind, kann, wer von bayerischen Verhältnissen als den allein ihm bekannten ausgeht, ermessen, wenn er sich überlegt, daß gerade die besten und führenden Männer aller Berufe aus den staatlichen

Digitized by Google

Internaten in München, Würzburg, Neuburg, den Benediktinerstiften Metten und St. Stephan in Augsburg u. s. w. hervorgegangen sind. Man darf ruhig sagen, daß weitaus die meisten von ihnen überhaupt nicht zum Studium und zu einem höhern Beruf gekommen wären, wenn nicht diese vortrefflichen Anstalten sie aufgenommen hätten. Das gilt besonders auch für die katholischen Knabenseminare, die an der wohlwollenden Fiktion, lauter künftige Priester aufzunehmen, allen Enttäuschungen zum Trotz festhalten. Zufällig habe ich das Verzeichnis der 2700 Zöglinge zur Hand, die in einem Zeitraum von sechs Dezennien durch die nur fünfklassige Benediktinerlateinschule Scheyern gegangen sind; aus ihm ergibt sich, daß diese wackern Mönche, unbekümmert um die große Zahl der ihre Hoffnungen Enttäuschenden, Hunderten von den tüchtigsten Männern Altbayerns das Studium ermöglicht haben, daß das Vaterland diese Kräfte alle dem bescheidenen Scheyerer Seminar verdankt. Mit den andern Seminaren dieser Art steht es nicht anders. Bayern wäre um viele seiner besten Köpfe ärmer, wenn sie nicht existierten.

Aber nicht diese Seminare sind unser Thema, sondern der Typus Eton, Harrow & Co.: moderne Alumnate, von Laien geleitet, mit staatlich angestellten Aufsehern und Lehrern, wie sie in Gestalt der Ritterakademien früher bestanden und heute noch bestehen, wenn auch in verkümmerter Form und geringer Zahl. Das Bedürfnis nach solchen Anstalten ist da, und ist stark. Tausende von Eltern wären froh, wenn es solche staatliche Anstalten von Rang und Ruf gäbe, modern, hygienisch, standesgemäß, mit guten Gesellschaftsschichten, aus denen sie sich rekrutieren; Anstalten, denen sie ihre Söhne mit unbedingter Zuversicht anvertrauen könnten, um sie frisch, an Seele und Körper gesund und unverdorben, wiederzuerhalten.

Daneben besteht ein Bedürfnis nach rein weltlichen Internaten, also für Schüler, die nicht die bei einem zehnjährigen Jungen ohnehin uur mit äußerster Zurückhaltung aufzunehmende Absicht hegen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, deren Eltern jedoch nicht die Mittel haben, sie studieren zu lassen; für dürftig bemittelte, aber reich begabte Knaben. (Dürftige Schüler ohne Begabung zum Studium zuzulassen, ist leichtfertiger Schwachsinn; sie unter dem Vorwand, daß sie brav seien, durch die unteren und leichteren Klassen zu drücken, ist ein Verbrechen an Schülern, Eltern, Lehrern, nicht zuletzt am Staat selbst, der sich so eine Armee unzufriedener Schreiber heranzügelt.) Nicht nur begabten Jungen ohne Vermögen, sondern sich selbst kann der Staat keinen größern Dienst erweisen, als durch die Gründung moderner Internate mit lauter Freiplätzen oder halben Freiplätzen, dafür mit straffer Zucht, wissenschaftlichem Streben und hohen Anforderungen: ein Eton, Harrow & Co. nicht für die obern Zehntausend, sondern für die begabtesten Söhne des Volks, spartanisch einfach, aber gut. Guter Unterricht und gute Luft, guter Sport und guter Hausgeist.

Nicht minder notwendig sind disziplinäre Sanatorien für Schüler, die wegen irgendwelcher Verfehlungen von einer öffentlichen Anstalt zwangsweise entfernt werden mußten. So oft ich bei einer Beratung über Dimission mit Ja gestimmt habe, drückte mich das Bedenken, eigentlich sei es doch widersinnig, einen Schüler fortzujagen, damit er ein paar Bahnkilometer entfernt anderswo auftauche und seine neuen Kameraden gefährde; es müßten doch für Relegierte besondere Anstalten da sein, eine Art Schulquarantäne, wo sie

Digitized by Google

in ruhige, feste Erzieherhände kämen, die ihnen alles Üble austrieben und alles Gute herauslockten, bis sie wieder soweit wären, allein zu stehen. Dann müßte die Schule die Strafe der Dimission gar nicht formell verhängen. Es genügte, wenn der Direktor den Eltern erklärte: „An unserer Anstalt, wie überhaupt an einem Externat, hat sich Ihr Sohn unmöglich gemacht; er braucht eine Erziehung, die Sie ihm anscheinend nicht geben können oder nicht geben wollen. Wenn Sie ihn weiter studieren lassen wollen, so steht das Schulsanatorium zur Verfügung."

Gerade so wünschenswert sind eigene Internate für körperlich zurückgebliebene, kränkliche Schüler, die das Normalalter bedeutend überschritten haben, die aber bei sorgfältiger Pflege und Aufsicht ihr Ziel erreichen können. Unter der Schablone des gegenwärtigen Systems leiden all jene Schüler, die irgendwie aus der Norm fallen — und ihre Zahl ist groß! Viele gehen daran zu Grunde. Aber der Staat schneidet sich ins eigene Fleisch, wenn er solche Knaben sich selbst oder fragwürdigen pädagogischen Schnellbleichen überläßt, wo sie günstigstenfalls zu einem Not- oder Schwindelexamen gedrillt werden. Ein junger Mensch ist doch etwas ungeheuer Kostbares!

Alle Anstalten dieser Art nun sind in der Stadt unmöglich. Sie gehören hinaus aufs Land, möglichst weit weg von der Großstadt, mit vorbildlich schlechten Bahnverbindungen, damit nicht alles, was die Schule gut macht, durch wohlgemeinte Dummheiten der Eltern illusorisch gemacht wird. Diese Anstalten brauchen als Umgebung eine ruhige Natur: Wald, Feld und Wiese, Bach und Weiher, reine Luft, große Tummelplätze. Dazu vernünftige Erzieher und Lehrer für fröhliche Arbeit und fröhlichen Sport, und möglichst wenig Dreinreden von Seite des Staats.

In dem bekannten Norrenbergischen Sammelband über die höheren Schulen nach dem Krieg (Verlag Teubner) steht auch über die Internatsfrage ein guter Aufsatz vom Geheimen Regierungsrat Vorbein, der von der traurigen, aber unabänderlichen Tatsache ausgeht, daß das Bedürfnis nach Internaten gerade nach diesem Kriege besonders stark sein wird, weil viele deutsche Knaben ohne väterlichen Erzieher dastehen werden. Es ist nicht mehr, als billig, daß das Vaterland für die Kinder derer sorgt, die für das Vaterland in den Tod gegangen sind. Überhaupt wird der Staat nach dem Krieg vor eine sehr ernste Probe gestellt werden, ob er sich aus dem bisherigen abstrakt kühlen und korrekten Standesamts- und Steuerverhältnis in allem und jedem zu einer menschlichen, zu einer humanen (hier ist das Fremdwort wirklich besser) Auffassung seiner Rechte und Pflichten aufzuschwingen vermag. Was seiner wartet, sind erschreckend große Aufgaben, die nicht früh genug erkannt und bearbeitet werden können.

Eton, Harrow & Co., man mag denken über sie wie man will, Eins haben sie: Tradition, und diese Tradition hat sie groß und mächtig gemacht. Sie sind eine der größten inneren Mächte Englands, sicher eine der wichtigsten. Es ist wirklich etwas anderes, wenn ein werdender Mann von Männern erzogen wird, als wenn er die ganze Zeit bei Muttern hockt. Unser deutsches System liefert uns eine so großartige Armee, weil die Armee eine großartige Tradition hat. Was wir nicht haben, ist eine Institution, die uns eine Zivil-Armee liefert, Parlamentarier großen Stils, Staatsmänner großen Stils, eine öffentliche Gesinnung großen Stils. Was unserer Diplomatie neben

Digitized by Google

manchem andern fehlt, ist, ganz wörtlich, die Schule: so ein Ding, wie Eton oder Harrow, wo eine kräftige historisch-politische Luft weht, eine Schule mit großer Tradition, die eine Macht ist und mit aller Macht Knabenseelen formt nach ihrem Bild und Gleichnis. Einer unserer Freunde, ein wundervoller Mensch, überreich begabt bis zur Verschwendung, äußerte einmal schmerzlich: „Ach ja, wenn ich in Eton hätte aufwachsen können, statt an einem deutschen Gymnasium, dann wäre das alles von selber aus mir geworden, um was ich mich jetzt so elend plagen muß." Was die jungen Deutschen, hochbegabt, aber durchwegs zu weich, brauchen, ist eine bestimmende Umgebung: männliche Kameraden, eine einfache, herbe Natur, die ihnen die träumerische Schlapphheit austreiben, das gemütvolle Dösen, das innige Besorgtsein um Jedermanns Meinung und Allerwelts Wohlwollen. Parcival war der Sohn Herzeleides. Aber wir lesen nicht, daß er auch der Neffe von einem halben Dutzend alter Jungfern war, die ihn ermahnten, bei Regenwetter nur da über die Straße zu gehen, wo asphaltiert ist, und den Fuß leise aufzusetzen, damit die schönen neuen Stiefelchen keine Dreckspritzer bekommen.

Wir verlassen unsre Schulen als einsame Individuen, wie wir sie betraten. Was allen Externaten fehlt, ist der alles durchdringende, männliche, zielbewußte, kameradschaftliche Geist, den bisher nur die Kaserne gab oder die Universitätsverbindung, — beide zu spät. Auf den Volksschulbänken saßen wir nebeneinander, ohne uns kennen zu lernen. Jedenfalls haben wir uns längst vergessen. Wir kamen in die höhere Schule, um 3/4 8, um 3/4 2, unterhielten uns mit den Banknachbarn, gedämpft und manierlich, bis der Professor kam. Auf der Universität hatten wir wenig Zeit mehr für ächte Freundschaft, das Staatsexamen wirft einen schwarzen Schatten schon ins erste Semester herein. Wir stehen wie Mose auf dem Berg Horeb: selber betreten haben wir das Land nicht dürfen, aber unsre Söhne und Enkel sollen darin wohnen. Darin wohnen und lernen, unbedingt zu werden und verstehend, rauhbeinig und gütig, rücksichtslos und ritterlich, einsam in sich hineinschweigen und dem Herzensfreund das Verschwiegenste sagen, durch Dick und Dünn gehen für den Kameraden und für den Ruhm der Schule und für das eigne Land und für die eigne Überzeugung: „und wenn die Welt voll Teufel wär, das Reich muß uns doch bleiben ..."

## Einige Zahlen.

Mit welchen Truppen erkämpft Marlborough seine Siege bei Blenheim? 52000 Mann, darunter 18000 kaiserliche Truppen unter Erzherzog Eugen; der vierte Teil der übrigen 34000, also wenig über 8000 waren Engländer.

Bei Ramillies werden fast keine englischen Verluste gemeldet.

Bei Oudenarde verlieren die Verbündeten 2972 Mann an Toten und Verwundeten, darunter weniger als 180 Engländer (gegen 1500 Holländer).

Bei Malplaquet haben die Engländer von 18553 Mann der Verluste der Verbündeten an Verlusten nur 1866 Mann aufzuweisen (gegen 8463 Holländer!).

Digitized by Google

# Deutschland zur See.

„Noch heute", so hat Bismarck 1856 an Leopold von Gerlach geschrieben, „spricht jeder Preuße mit Stolz davon, daß unsere Flotte unter dem großen Kurfürsten in Guinea von sich reden machte, und es sind bald 200 Jahre; dergleichen Erinnerungen sind wertvoller für die nationale Kraft als so manche Staatseisenbahn und andere zivilisierte Geldfresser." Es ist eines der unvergänglichen Verdienste unseres ersten Reichskanzlers, daß wir unsere Blicke nicht mehr in so ferne Zeit zurückrichten müssen, wenn wir ein Deutschland zur See finden wollen. Bismarcks Schöpfung hat auch hier nationale Vergangenheit in nationale Gegenwart umgewandelt. An die fast schon sagenhafte, kühne Fahrt des Majors von der Groeben reihten sich nun die Siege Jachmanns und Knorrs; neben den großen Kurfürsten war Prinz Adalbert getreten; die brandenburgische Flotte war aus einer Episode zur Vorläuferin der preußischen und deutschen geworden. Indes sind verständlicherweise die Kämpfe zur See 1864 und 1870 durch die Schlachten und Belagerungen des Dänen- und Franzosenkrieges in den Hintergrund gedrängt worden: unsere Flotte war damals noch zu klein, um mehr als eine Hilfswaffe darzustellen. Erst die Friedensarbeit nach 1871 und namentlich nach 1897 hat eine wirkliche deutsche Seemacht geschaffen; der Dank für diese gewaltige Leistung gebührt vor allem dem Großadmiral Alfred Tirpitz. Sein Verdienst ist es, wenn Deutschland heute nicht nur in Lothringen und Flandern, in Galizien und Polen und Serbien, sondern auch bei Santa Maria und am Skagerrak, an den Dardanellen und im bengalischen Meerbusen siegreich hat fechten können. Er steht an der Spitze der stattlichen Schar unserer großen Kapitäne; er hat die Waffe geschaffen, die Spee und Müller, Hersing und Weddigen, Souchon und Scheer und Dohna meisterhaft benützten.

Freilich haben wir alle schon vor dem Kriege gewußt, was wir an unserer Flotte und ihren führenden Männern besaßen. Die Marine war lange Zeit volkstümlicher als die Armee; man kannte sie selbst in Kreisen, in denen man sich sonst für militärische Dinge nicht übermäßig interessierte. Die große deutsche Flottenagitation, über deren Lärm Allzuängstliche beweglich klagten, hat das deutsche Volk, wenigstens auf diesem Gebiete, aus Trägheit und Unwissenheit kräftig aufgeschüttelt. Wir danken heute den Männern, die unbekümmert um warnende Zurufe das taten, was sie für ihre Pflicht hielten. An erster Stelle muß hier der Name des Berliner Historikers Dietrich Schäfer[1]) genannt werden. Es dürfte unter den heutigen deutschen Professoren kaum eine Persönlichkeit geben, die stärkere politische Wirkungen ausgeübt hätte als Schäfer. Seine „Weltgeschichte", seine prächtige „Deutsche Geschichte", vor allem aber die lange Reihe seiner „Aufsätze, Vorträge und Reden" sind aus der Gegenwart und für die Gegenwart geschrieben. Damit soll selbstverständlich ihre wissenschaftliche Bedeutung nicht heruntergesetzt werden; Schäfers Arbeiten können bekanntlich auch die strengste fachmännische Kritik gelassen ertragen. Aber neben der vollendeten Be-

[1]) Aufsätze, Vorträge und Reden. Jena 1913 (Gustav Fischer).

Digitized by Google

herrschung des Stoffes erscheint für sie als wesentlich der politische Einschlag. „Deutschland zur See", „Weltlage und Flottenverstärkung", „Weltlage und Kolonialpolitik", „Deutschlands Heer, Deutschlands Stärke", — schon die Überschriften zeigen, daß diese Arbeiten nicht nur Gewesenes erforschen, sondern auch und vor allem Werdendes beeinflussen, die Ergebnisse der Wissenschaft nützen wollen für Volk und Staat. Daß Schäfer sich namentlich für die deutsche Seemacht kräftig und erfolgreich eingesetzt hat, mag sich aus persönlichen und sachlichen Gründen erklären. Dem Sohn der Hansestadt Bremen war das Meer von Jugend auf vertraut; der Historiker des deutschen Mittelalters kannte die weiten Räume, die einst von den Kontoren und Faktoreien der deutschen Kaufleute und von den Burgen der deutschen Ordensherren umschlossen waren; dem Geschichtsschreiber der deutschen Hanse mußte das Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß sein Deutschland wieder hinausdrängen werde an die See und über die See hinaus; der Niedersachse sah auf die rauhe Kolonisatorenarbeit des 12. und 13. Jahrhunderts mit stärkerer Liebe als auf den schimmernden Glanz der Hohenstaufenzeit. So hat er uns Jüngere Vergangenheit als Zukunft erkennen gelehrt, im Urteil oft schroff, manchmal vielleicht selbst einseitig, aber immer klar, eindeutig und eindrucksvoll. Eine Führernatur auf wissenschaftlichem und politischem Gebiete, eckig und kantig, streitbar und unerschrocken, unerfahren in den feinen Künsten höfischer Schmeichelei, unbekümmert um Beliebtheit oder Unbeliebtheit, gleichgültig gegen persönliche Vorteile oder Nachteile, der Sache dienend mit voller und starker Leidenschaft, herb und aufrecht. Sein Name und seine Persönlichkeit gehören untrennbar zur Geschichte der deutschen Seemacht und der deutschen Weltmacht.

Neben dem Historiker, der jedes Stück heutiger deutscher Geschichte und Politik als Teil einer gewaltigen, über Völker und Zeiten hinwegreichenden Kette zu erkennen und darzustellen weiß, steht der Publizist, der Reich und Kolonien, Flotte und Heer weniger nach ihrem Werden als nach ihrem Sein fragt und beurteilt. Nicht als ob ich den Grafen Ernst zu Reventlow als Geschichtsschreiber jüngster deutscher Vergangenheit gering schätzen wollte: ich habe in diesen Blättern sein Buch über „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914" eingehend besprochen und möchte auch heute mit aller Entschiedenheit auf die dritte Auflage des schönen Werkes hinweisen, die, stark erweitert und vielfach verbessert, zu Beginn dieses Jahres erschienen ist[1]). Wir könnten tatsächlich für die Zeit Wilhelms II. keinen zuverlässigeren, erfahrneren, urteilsfähigeren Führer finden als Reventlow. Sein Buch ist jedem unentbehrlich, der den Weltkrieg historisch verstehen und denkend miterleben will. Aber Reventlow hat die Geschichte der letzten Jahre nicht nur geschrieben: er hat auch erfolgreich versucht, auf manche Gebiete kräftig einzuwirken. Seine Artikel in der „Deutschen Tageszeitung" können künftigen Historikern des Weltkriegs reiches Material liefern; auch wer mit seinen Ansichten und Absichten nicht immer ganz einverstanden ist, wird an seinen Aufsätzen nicht vor-

[1]) Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914. 3. vollständig neubearbeitete Auflage. Berlin 1916 (Mittler). Erfreulich wäre es, wenn in künftigen Auflagen Seitenüberschriften die Orientierung erleichterten. Auch wäre eine Feldpostausgabe oder eine Teilung in zwei Bände vielleicht angebracht.

Digitized by Google

übergehen können[1]). Sein größtes Verdienst aber dürfte in seinem ebenso lebendigen wie geschickten Eintreten für eine starke deutsche Seemacht gefunden werden. Der Gedanke, daß weltmächtliche Politik ohne dies weltmächtliche Mittel undurchführbar ist und bleibt, erscheint als einer der Leitgedanken seiner geschichtlichen Auffassung und seiner gesamten publizistischen Tätigkeit. Er hat sich darum von Anfang an bemüht, die Allgemeinheit für das Wachstum unserer Flotte zu interessieren, und hat es tatsächlich verstanden, fachmännische Kenntnisse in leichter und gewandter Darstellung selbst denen nahezubringen, die bisher von unserer deutschen Marine nur das wußten, was einst Reinhold Werner den Knaben erzählt hatte. Aus Reventlows Schriften lernten die Deutschen fast spielend die Grundbegriffe des Flottenwesens und konnten bald, selbst wenn sie Binnenländer waren, ein Linienschiff von einem Panzerkreuzer unterscheiden und den Wert der Torpedowaffe oder der Unterseeboote annähernd richtig beurteilen. Es ist nicht abzuschätzen, wie segensreich volkstümliche Werke, wie etwa „Deutschland zur See“[2]) auf die Deutschen gewirkt haben: nicht nur die Jugend, auch mancher ernste Mann las mit Interesse die kurze und doch so ruhmreiche Geschichte unserer deutschen Flotte und unterrichtete sich gerne über Geschütze und Panzer, über die Marineorganisation und über die einfachsten Fragen des Schiffsbaues. Erst eine spätere Zeit wird erkennen, was wir diesem so viel geschmähten Publizisten verdanken, der mit schneller Feder Bücher schreiben und sie mit raschem Entschluß in die Welt senden muß: ohne seine Tätigkeit, die der Gefahr des Überholtwerdens lächelnd trotzt, stände es schlechter um unser politisches Wissen und Wollen.

Wer bei Schäfer und Reventlow sehen und urteilen gelernt hat, der wird auch unsere trefflichen Handbücher sinngemäß benutzen können: das allgemein bekannte „Taschenbuch der Kriegsflotten“, das alljährlich, von Kapitänleutnant Weyer redigiert, im Münchener Verlage Lehmann erscheint[3]), und das kleinere, aber nicht minder gute Werk von Siegfried Toeche-Mittler über „die deutsche Kriegsflotte und die fremden Seemächte 1916“[4]). Es ist kaum möglich, einem von beiden den Vorzug zu geben; beide sind sorgfältig gearbeitet und sehr hübsch und zweckmäßig ausgestattet. Der Politiker und Historiker, vom Fachmann nicht zu reden, wird wohl beide seiner Handbibliothek einverleiben müssen; der Laie braucht in diesen Kriegsjahren mindestens eines. Denn ohne solch ein Nachschlagewerk ist ein wirkliches Verstehen der Ereignisse so gut wie unmöglich; erst Zahlen lassen Erfolge und Mißerfolge klar beurteilen. Übrigens sind beide Bücher nicht nur eine belehrende, sondern für uns Deutsche auch eine erfreuliche Lektüre. Freilich liegt mancher unserer stattlichen Kreuzer, der hier noch in Bild und Wort dargestellt

[1]) Aus meinem Aufsatze „Aus der alldeutschen Gedankenwelt“ ist vielfach, auch von den „Alldeutschen Blättern“, eine Unterschätzung der „Deutschen Tageszeitung“ und der alldeutschen Bewegung überhaupt herausgelesen worden. Beides liegt mir völlig ferne. Ich erkenne die Verdienste, die sich die Alldeutschen nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart erworben haben und erwerben, freudig an, wenn ich auch nicht in allem mit ihnen übereinstimme. — [2]) Ein Buch von der deutschen Kriegsflotte. Leipzig 1914 (Spamer). — [3]) XVI. Jahrgang. Mit teilweiser Benutzung amtlicher Quellen. Herausgegeben von B. Weyer, Kapitänleutnant. München 1915 (Lehmann). Dazu „Nachtrag“: Ergänzungen und Berichtigungen bis Anfang Dezember 1915. — [4]) Berlin 1916 (Mittler).

Digitized by Google

ist, heute auf dem Grunde des Meeres, aber deshalb blicken wir erst recht mit Stolz auf unsere „Emden" und auf das Geschwader des Grafen Spee, auf die „Königsberg" und auf den „Blücher" und auf die „Pommern". Und welches Volk der Erde beneidet uns nicht um den „Goeben" und die „Breslau", die wir jetzt bei der türkischen Flotte unter fremdem, volltönendem Namen finden. Unsere Feinde aber, namentlich England, dürfte die lange Liste ihrer Schiffsverluste doch recht nachdenklich stimmen.

Neben die Nachschlagewerke treten die Zusammenfassungen. Selbstverständlich kann jetzt, mitten im Kampfe, noch nichts Abschließendes geboten werden; auch die Kritik, die wir später nicht vermissen wollen, muß sich einstweilen in gewissen Grenzen halten. Vermutlich hat Siegfried Toeche-Mittler es deshalb vorgezogen, in einem zweiten vorzüglichen Büchlein über das erste Kriegsjahr der deutschen Flotte nur Daten zu geben, diese chronologisch zu ordnen und durch einige sehr belehrende graphische Darstellungen der Schiffsverluste unserer Gegner zu illustrieren[1]). Gerade die kühle Sachlichkeit solcher Aufzählungen und Tabellen wirkt stärker auf den Leser als die geschickteste Darstellung. Wer freilich erfahren möchte nicht nur was, sondern auch wie es geschehen, der möge zu Kirchhoffs volkstümlicher Schrift über „unsere Marine im Weltkriege 1914/15" greifen[2]). Da steht neben Altbekanntem so viel Neues und Erfreuliches, daß wir nur hoffen können, Kirchhoff werde dem Volke dereinst eine ausführliche Geschichte dieses Seekrieges schenken. Dankenswerterweise schildert Kirchhoff die gesamte Tätigkeit der Marine: neben den Seeschlachten und Seegefechten, deren Studium durch brauchbare Karten erleichtert wird, auch — leider etwas kurz — die heldenhaften Kämpfe in den Kolonien, namentlich in Tsingtau, und die schönen Leistungen des von Admiral Schröder geführten tapferen Marinekorps. Die Darstellung bemüht sich mit Erfolg sachlich und gerecht zu sein, freilich wäre es zu viel verlangt, wenn man von ihr die Zurückdrängung leidenschaftlichen Mitempfindens mit den Unsern und kräftiger Abneigung gegen England fordern wollte.

Zahlreicher als die Nachschlagewerke und die Zusammenfassungen sind die Einzeldarstellungen, namentlich der Kämpfe unserer Kreuzer und Unterseeboote. Ganz vortrefflich erscheint mir vor allem ein kleines Buch von Siegfried Toeche-Mittler über unsere Auslandskreuzer[3]). Mit wissenschaftlicher Genauigkeit werden hier knapp und klar die Taten unserer Weltvorposten geschildert: der Stationäre im Mittelmeer, in Ostasien, Australien, Ostafrika und Amerika, und der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große", „Cap Trafalgar"[4]), „Prinz Eitel Friedrich"

[1]) Die deutsche Kriegsflotte und ihre Verbündeten ein Jahr im Kampfe. 5. Aufl. Berlin 1915 (Mittler). — [2]) Berlin 1915 (Vossische Buchhandlung). — [3]) 4. Aufl. Berlin 1915 (Mittler). — [4]) Mit dem Hilfskreuzer „Cap Trafalgar" befaßt sich auch ein reizendes Buch des beliebten Romanschriftstellers Fedor von Zobeltitz: „Cap Trafalgar". Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende. Stuttgart 1915 (Engelhorn). Es schildert eine Fahrt des Verfassers nach Südamerika, bringt sehr interessante Bemerkungen über dieses uns doch recht unbekannte Land und stellt zum Schluß den Untergang des schönen Schiffes lebendig dar. Obwohl das Buch wegen der eingestreuten sehr hübschen Novellen dem Urteil des Historikers eigentlich nicht unterstände, möchte ich doch nicht verfehlen, die Leser dieser Zeitschrift darauf aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

und „Kronprinz Wilhelm". Geschmackvollerweise sind die Photographien der Führer und Schiffe am Schluß der Darstellung in einem kleinen Bilderatlas vereinigt; in den Text sind nur die vorzüglichen Schiffskizzen und sehr sorgfältig ausgeführte Kärtchen aufgenommen, die indes bei einer Neuauflage noch vermehrt werden dürften. In der Darstellung selbst nehmen mit vollem Recht Sieg und Ende unseres glorreichen Kreuzergeschwaders und die dramatischen Fahrten der „Emden" und der „Ayesha" den breitesten Raum ein: man kann tatsächlich von dem Grafen Spee, von Müller und Mücke nie genug zu hören bekommen. Toeche-Mittler erzählt ohne überflüssige Worte, etwa im Stil unserer „Kriegsberichte aus dem großen Hauptquartier"; er läßt die Tatsachen wirken. Daß manches jetzt noch nicht lückenlos dargestellt werden kann und darf, gibt der Verfasser selbst zu: spätere Auflagen, die gerade diesem Buch nicht fehlen sollten, werden wohl manche Erweiterung bringen. Vielleicht bespricht Toeche-Mittler dann auch die Leistungen, die der „Goeben" und die „Breslau" unter türkischer Flagge vollbracht haben.

Schwerer fällt es mir, die beiden ersten Bände der Sammlung „Unsere Seehelden" zu besprechen. Sie enthalten die Briefe, Tagebücher und nachgelassenen Papiere des Grafen Spee und des Kapitänleutnants Weddigen und liefern damit dem Historiker reichen und wertvollen Rohstoff[1]). Aber auch für den Laien ist es sicher interessant, hier das bekannte amtliche und unbekanntes privates Material über die Kämpfe des Kreuzergeschwaders und die Taten von U9 und U29 zu finden. Der dem 2. Band eingefügte Aufsatz über das Unterseebot ist sogar recht dankenswert. Indes möchte man beiden Bänden klareren Aufbau und schärfere Zusammenfassung wünschen: das chronologische Durcheinander dürfte manchem die Lust zum Weiterlesen nehmen. Ferner empfiehlt es sich gewiß, jetzt schon alles biographische Material zu sammeln, aber es ist deßhalb noch lange nicht notwendig, es Wort für Wort zu veröffentlichen: beide Bücher wären besser geworden, wenn sie kürzer geworden wären. Überhaupt sollte man mit größeren Werken über militärische Persönlichkeiten und Ereignisse auch deshalb noch zurückhalten, weil viel Interessantes und Wesentliches noch nicht gesagt werden kann und darf.

Das Beste und am besten erzählen uns, wie stets, die Männer der Tat selbst. Ich brauche wohl kaum auf das wunderschöne „Emden"buch des Kapitänleutnants von Mücke hinzuweisen[2]); es wird hoffentlich nur wenige Deutsche geben, die die Erinnerungen dieses hervorragenden Offiziers und glänzenden Erzählers nicht gelesen haben. All die männlichen Eigenschaften, die uns an der Schilderung der „Ayesha"fahrten so entzückt haben, finden sich auch hier: Klarheit, Tapferkeit, lebendige Kraft und fröhlichster Humor. Ein erschütterndes Bild, dieses „Schiff ohne Hafen, Schiff ohne Ruh'" mit seiner todgeweihten, aber unverzagten Mannschaft: was bedeuten alle Helden des Altertums neben diesen deutschen Seeleuten! All die Zehnmalklugen, die die Vernichtung der Kulturgüter durch den Krieg

[1]) Unsere Seehelden. I. Maximilian Graf von Spee, der Sieger von Coronel. Das Lebensbild und die Erinnerungen eines deutschen Seemannes. II. Otto Weddigen und seine Waffe. Aus seinen Tagebüchern und nachgelassenen Papieren. Beide unter Mitwirkung der Familien herausgegeben von H. Kirchhoff. Berlin 1915, Marinedank-Verlag. — [2]) Berlin 1915 (A. Scherl).

Digitized by Google

vorausſehen und vorausſagen, könnten durch die Taten und den Geiſt dieſer einen Beſatzung widerlegt werden. Es iſt ein Schwindel kraftloſer und feiger Äſtheten, daß der Krieg die Menſchen zu Barbaren mache; er entfernt nur den Firnis, er zeigt deutlicher, was an ihnen und in ihnen iſt. Und da iſt es nicht unſere Schuld, daß die Engländer dem Kommandanten unſerer „Emden" keinen ihrer Seeleute zur Seite ſtellen können.

Ein gefährlicher Rivale iſt Mücke in Kapitänleutnant Freiherrn von Spiegel erſtanden, deſſen Buch „U 202" die Leiſtungen und Geſchicke eines deutſchen Unterſeebootes lebendig und ſpannend darſtellt[1]). Es iſt erſtaunlich, wie gut Seeleute erzählen können; die Griechen haben wohl gewußt, warum ſie die packendſte ihrer Heldenſagen gerade einem alten Seemann in den Mund gelegt haben. Spiegel ſchildert nur Tatſachen, eigene und fremde Erlebniſſe, klar, dramatiſch, humorvoll. Dieſer Humor iſt ganz charakteriſtiſch für den Soldaten: wer bereit ſein muß, jeden Augenblick das Leben wegzuwerfen, hat keine Zeit, alles ernſthaft zu nehmen. „Ernſt iſt ſchließlich alles und jedes im Unterſeebootsleben und lächerlich iſt gar nichts", aber deshalb kann es, nach geſchehener Arbeit, auf dem Meeresboden doch recht vergnügt zugehen. Und nach was für einer Arbeit! Unvergeßlich die Schilderung, wie U 202 das Minenfeld durchſteuert, dann, auf der Sandbank feſtgefahren, befürchten muß, entweder von den Wellen zerſchmettert oder von dem feindlichen Zerſtörer geſichtet zu werden, dann unter Waſſer das Stahlnetz zerreißt und dadurch erſt den Feind auf ſich lenkt, dann — aber ich möchte dem Leſer nicht den ganzen Inhalt des Buches erzählen; wenn er es wirklich nicht kennen ſollte, möge er ſich gründlich ſchämen und den kleinen Band ſchleunigſt kaufen!

Eine wertvolle Ergänzung zu Spiegels Tagebuch iſt die Schrift des Kapitänleutnants Freiherrn von Forſtner „Als U-Bootskommandant gegen England"[2]). Forſtner iſt ruhiger, reflektierender; er möchte nicht nur unterhalten, ſondern auch belehren. Aber er iſt nirgends kühl oder nüchtern, im Gegenteil, auch er kann vortrefflich ſchildern und ſogar graziös plaudern. Auf angenehmſte Weiſe erfährt man ſo von ihm intereſſante Einzelheiten über die Unterſeebootswaffe und den Unterſeebootsdienſt, über Tauchmanöver und Torpedoſchüſſe, über Schiffsuntergänge und Schiffshebungen. Von den eigenen Leiſtungen wird ganz beſcheiden, faſt nebenher berichtet, und dabei hat doch gerade das Boot Forſtners unter anderm die bekannte, großartige, allgemein bewunderte Leiſtung vollbracht, zwei mit Lebensmitteln beladene holländiſche Dampfer als Priſe in Zeebrügge einzubringen.

Neben dieſen Erinnerungen dürfen auch die Aufſätze Otto von Gottbergs als Quellen erſten Ranges bezeichnet werden. Denn auch wenn man es nicht wüßte, ſo würde man es doch aus jedem Worte herausfühlen, daß Gottberg dem Reichsmarineamt nahe ſteht und infolge davon Neues und Zuverläſſiges berichten kann. Wir erhalten von ihm tatſächlich wahrheitsgetreue und intereſſante Darſtellungen der Kämpfe unſerer Auslandskreuzer, der Fahrten unſerer U-Boote, des zähen Standhaltens unſeres feldgrauen Marinekorps; wir erhalten vor allem eine lebendige, packende Schilderung des Ringens um Konſtantinopel und des tragiſch

[1]) Berlin (Scherl). — [2]) Berlin 1916 (Ullſtein).

Digitized by Google

großen Untergangs unserer ostasiatischen Feste Tsingtau[1]). Die oft gehörte Behauptung, die Geschichte dieses Krieges werde einmal sehr langweilig zu lesen sein, ist ja grundfalsch; das Bild unserer großen Zeit wird im Gegenteil jeder neuen Generation bunter, farbiger, begeisternder und erschütternder werden; das müßten Epigonen sein, die müde werden könnten, von Männern und Taten zu reden und zu hören. Und gar Tsingtau — wie haben uns alle schon die ersten kärglichen Nachrichten ergriffen, die in sachlicher Kürze von Kampf und Ende berichteten; wie hat uns alle das mächtige Bild Gulbranssons erhoben: der gepanzerte deutsche Ritter, der sich feindlicher Wogen erwehrt, unerschrocken bis zum bittern Ende. Wie sollten wir kühl an den Erzählungen Gottbergs vorbeigehen können, die uns von deutschen Seeleuten und Soldaten berichten, von dem ernsten, entschlossenen Kommandanten Meyer-Waldeck — auch einem der unvergeßlichen Helden dieses Krieges —, von dem schneidigen Flieger Plüschow, von „S 90" und der „Kaiserin Elisabeth", von Kutapu und Li tsun, von Hui tschuen Huk und dem Bismarckberge; von all den Männern, die den von Anfang an verlorenen Platz Schritt für Schritt verteidigten, bis der Feind mitten in der Stadt stand. Man wird Gottberg nachfühlen können, daß er so Großes nicht ruhig erzählen mochte. Und er hat es verstanden, zu spannen und mitfortzureißen; wer einen seiner Aufsätze zu lesen begonnen hat, wird es kaum über sich bringen, das Buch unvollendet aus der Hand zu legen. Sicher gebührt das Hauptverdienst daran dem Erzählten, aber ein Teil des Schimmers fällt doch auch auf den geschickten und warmherzigen Erzähler.

Zum Schluß möchte ich noch auf ein paar sehr lesenswerte Bücher hinweisen, die die vielbesprochenen Rechtsfragen des U-Bootskrieges vollkommen sachlich und, wie mir scheint, durchweg zutreffend und überzeugend behandeln. Hans Steinuth bietet in seinen beiden kleinen Schriften nicht nur ein reiches, ruhig und ernsthaft beurteiltes Tatsachen- und Aktenmaterial, sondern auch sehr wichtige Auszüge aus der feindlichen und neutralen Presse[2]). Obwohl die Gefahr eines Krieges mit Amerika zur Zeit wieder beschworen scheint, so wäre es doch ratsam, wenn das deutsche Volk sich über den Gegenstand des Konfliktes eine klare und stichhaltige Ansicht bilden wollte. Hier, bei Steinuth, wird auch der alles Wesentliche finden, der sich über so schwierige Probleme, wie absolute und relative Konterbande, Flaggenmißbrauch, absolutes und relatives Kriegsgebiet u. A. genauer unterrichten möchte. All das sind Dinge, die man jetzt kennen muß, nicht um darüber zu sprechen, sondern um sich innerlich damit auseinanderzusetzen. Man mag über den deutschen Gerechtigkeitsfanatismus spotten, und sicher liegt in unserer Allerweltsobjektivität ein Stück unserer politischen Schwäche; aber in diesem gerechtesten aller Kriege stärkt uns doch das große Empfinden Herz und Hände, daß wir mit reinen Waffen für eine reine Sache kämpfen. Fritz Endres.

[1]) Kreuzerfahrten und U-Bootstaten. Berlin 1915 (Ullstein). O. von Gottberg, Die Helden von Tsingtau. Berlin 1915 (Ullstein). Die Karten dürften etwas besser, vor allem genauer sein. — Eine wertvolle Ergänzung bietet der Schanghaier Vortrag von Kurt Schultze-Jena „Der Kampf um Tsingtau", Jena 1916 (G. Fischer).
[2]) England und der U-Bootskrieg. — Lusitania. Beide Stuttgart-Berlin (Deutsche Verlagsanstalt).



(Nach Bg. 32 folgt Bg. 32a)

Digitized by Google

# Die Engländer als Kolonialpolitiker.

Von Carl Peters.

1675, beim Tode Karl's II., gab es, nach Macaulay, etwa 5 Millionen englisch sprechender Menschen auf der Erde. Um 1800 berechnete sie Carlyle auf etwa 9 Millionen (einschließlich Amerika). Jetzt giebt es ungefähr 65 Millionen Engländer und 100 Millionen Nordamerikaner, also etwa 165 Millionen englisch sprechender Weißer. Die britische Flagge aber deckte im Jahre 1912 einen Flächenraum von 11,516,821 englischen Quadratmeilen, oder annähernd 29,828,566 Quadratkilometer. Das gesamte Festland der Erde beträgt 136,038,872 Quadratkilometer. Es beherrschte Großbritannien demnach etwa zwei Neuntel der festen Oberfläche unseres Planeten. Dazu kommt heute Egypten mit dem Sudan, oder etwa 2,500,000 Quadratkilometer, was den Umfang des britischen Herrschaftsgebietes auf 32,500,000 Quadratkilometer oder, mit den augenblicklich eroberten deutschen Kolonien, gegen ein Drittel der festen Erdoberfläche bringt.

Das britische Reich hatte 1911 434,386,650 Einwohner, und zählt heute sicherlich über 450 Millionen. Der Verhältnis zur Gesamtanzahl der Menschen ist wieder über ein Viertel.

Ich habe seit 1884, seit ich das größere Britannien zuerst kennen lernte, beobachtet, daß in diesem kolossalen Gebiet, welches das Reich Alexander des Großen und das Römerreich klein erscheinen läßt, der Reichsgedanke sich stärker an der Peripherie als im Zentrum entwickelte, und seit 1896 immer wiederholt, daß, meiner Ansicht nach, auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich, früher oder später, in mehr oder weniger lockerer Form, zu dieser Riesenschöpfung zurückfinden würden. Denn auf ihre Rassenzugehörigkeit waren alle Bewohner dieser Reichsbildung in erster Linie stolz, und um so mehr, je mehr sie an den Grenzen wohnten, und um so begeisterter, als sie fremden, besonders feindlichen Rassen gegenüber standen. Das war nicht das staatliche Prinzip, welches in Preußen und im ganzen heutigen Deutschland seine Triumpfe feiert, sondern das völkische. Unwillkürlich und fast unbewußt hatte sich diese gewaltige Bildung, seit den Tagen der Königin Elisabeth, seit Oliver Cromwell, seit Pitt, und seit Nelson bis zu Lord Kitchener auf unserem Planeten vollzogen. Ihr lagen bestimmte Charakterzüge der angelsächsischen Rasse, des britischen Volkes selbst, zu Grunde. Das war nicht die Tat einzelner welterobernder Köpfe. Diese waren immer nur die Werkzeuge des völkischen Genius.

Zu Grunde lag der unerschütterliche Nationalstolz dieser Art, welche, wo immer sie auf der Erde hingepflanzt ward, unbeirrbar englisch sprach und englisch blieb, also, sich selbst Schritt für Schritt ausbreitete und vererbte, gar verschieden von dem deutschen Wesen, welches immerfort sich in fremden Völkern auflöst, deren Sprache und Sitten annimmt und demnach, seit den Tagen der Vandalen, Goten, Lombarden bis auf die heutige Zeit der Haupt-Völkerdünger für die Fremden gewesen ist.

Dazu kommt ein Zweites. Im Gegensatz zu der bewunderungswerten Organisationstätigkeit unseres Volkes, ich möchte sagen, von oben her, hat die angelsächsische Art es von jeher verstanden, sich von unten her zu organisieren. Überall, wo immer auch sie zusammen saßen, schufen sie die Formen staatlicher Selbstver-

Digitized by Google

waltung. Ich habe sie die Formen gesetzlicher Freiheit genannt, welche das Leben bequem und angenehm machen, für Jeden, der dazu gehört.

So bildeten sich im Westen und im Osten, im Norden und im Süden alsbald die Anfänge halb unabhängiger Staatswesen englischen Charakters, welche sich erst seit den Tagen Sir Charles Dilkes und Josef Chamberlain's ihres organischen Zusammenhanges bewußt wurden, und planmäßig auf eine staatliche Einheit hinarbeiteten. Jede Zentralisation, jedes eigentliche Reglementieren wurde dabei systematisch verabscheut, und deshalb können sich schließlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika dieser gewaltigen Konföderation letzten Endes wieder anschließen. Das Verbindende ist vornehmlich kulturell, gesellschaftlich und kapitalistisch.

Nebenbei ist ein sehr ähnlicher Mittelpunkt für eine solche internationale Konföderation in dem gerade entgegengesetzt angelegten Preußen-Deutschland gegeben. Was auf der englischen Seite unbewußtes Schaffen getan hat: der einzelne Kaufmann, der in Ostindien, in Australien, in Kanada, Südafrika ohne das Vorhandensein seines Bruders über See auch nur zu ahnen, der einzelne Landwirt, die einzelne Minengesellschaft, die ohne an ein großes Weltreich zu denken, alle ihren besonderen Vorteilen nachgingen, das tat in Preußen, Bayern, Sachsen usw. der persönliche Staatswille der einzelnen Fürsten bewußt. Beide Teile schufen die große foederative Grundlage, der sich nach Belieben immer neue Staaten, mehr oder weniger fest, anschließen können, mit nicht gerade nationaler Einheit. Zollverein und Wehrabmachungen genügen schließlich in beiden Fällen, den Frieden für mehr oder weniger große Gebiete zu sichern, und Schutz gegen etwaige Feinde zu geben.

Das Eigenartige der verschiedenen Völkerpsychen, aus welchem auch hier die verschiedenartigen Entwicklungen hervorgegangen sind, war der geographische Unterschied. Es war klar, daß auf einer abgeschlossenen Inselgruppe, welche das Meer von andern Völkern trennte und in ihrer Isoliertheit schützte, sich eine ganz andere Volksart entwickelte, als in einem Lande in der Mitte von Europa, mit meistens offenen Landesgrenzen von fast allen Seiten, welche überall geschützt werden mußten. Insbesondere mußten ihre Staatsverfassungen entgegengesetzter Natur sein. Es ist leicht einzusehen, daß in Deutschland die Heimat der geschlossenen Militärmonarchie, auf den britischen Inseln dagegen das Mutterland des klassischen Parlamentarismus entstehen konnte. „Eines ziemt sich nicht für alle", heißt es auch für die Staaten, die geschichtlichen Notwendigkeiten ergeben sich aus ihren geographischen Eigenarten. Sodann aber aus ihren ethnographischen Sonderheiten. Schon vor mehr als einem Menschenalter prägte ich für unsern Fall den Ausdruck „positive und negative" Siebung.

Auf die britischen Inseln hat schon seit Urzeiten eine Eroberungswelle nach der andern hineingeschlagen. Den mongolischen Urbewohnern folgten die Gälen, dann die Briten, ihnen die Römer, dann die Niedersachsen aus Norddeutschland. Schließlich die Normannen aus Nordfrankreich und von den Kanalinseln. Im wesentlichen sind die Engländer eine Mischung von Kelten und Germanen, genau wie die Franzosen, sowie die Deutschen Slawo-Germanen sind. Es läßt sich denken, daß jedesmal das abenteuerlichere Element auf Reisen ging und das solidere, aber auch das hausbackenere, zu Haus blieb. Das erstere mischte und durchdrang sich auf den eroberten Inseln und machte sich alsbald von dort an die Eroberung dieses Planeten. Deutschland aber wurde die große Völkermutter. Von früh an



Digitized by Google

wurde es von seinen abenteuerlicheren, leichtsinnigeren Mitgliedern verlassen, welche seit den Tagen der Cimbern und Teutonen, und wahrscheinlich schon viel früher, erobernd in die Ferne wanderten, während die bedächtigeren, sagen wir, die philiströseren, Elemente sitzen blieben, und ihre Eigenart abstempelten. Was wunder, daß auf Großbritannien eine härtere, brutalere, in Deutschland eine weichere, gemütvollere Art sich bildete? Es war ein Glück für unsere Rasse, welche im Begriff war, völlig unterzugehn, daß das eine Geschlecht der Hohenzollern ebenfalls gezwungen war, sich im harten Eroberungskampf mühevoll emporzuarbeiten, um von Osten her auch den Keim eines großen Staatswesens zu schaffen, welches jetzt seinerseits der Mittelpunkt für eine auf Arbeit begründete, zunächst europäische friedliche Conföderation zu werden vermag. Denn so sieht sich die Richtung der Weltgeschichte heute an. Was auch die Pinsel denken mögen! Unsere Sache, in erster Linie, wird es sein, die Zeichen der Zeit richtig zu verstehen und die Gelegenheit nicht zu verpassen! Generationen würden von Neuem darunter leiden müssen.

Für die britische Kolonisation ist es überall kennzeichnend, daß sie aller Orten national-englisch und wirtschaftlich ist. Deßhalb hat sie zu der Erschließung der Erde mehr, als irgend eine andere beigetragen. Dabei wird kein objektiver Kenner irgend eines Gebietes unter dem Union Jack leugnen können, daß die britische Kolonialpolitik im hohen Maße liberal — auch gegen Fremde — war. Das ist der eigentliche Grund, weshalb sämtliche britische Dependenzen heute die Sache des Mutterlandes zu ihrer eigenen machen, und wir, außer vielleicht den Iren, so wenig auf bewaffnete Erhebungen in den weltweiten Gebieten rechnen dürfen. Für sämtliche Engländer ist dies ein Krieg um ihr Weltmonopol, und wir können uns kaum wundern, daß sie ihn so erbittert und mit geschichtlicher Zähigkeit ausfechten, — genau wie wir selbst. Auch war es klar, daß, seitdem Deutschland mehr und mehr von der Notwendigkeit überzeugt wurde, auch wir haben Ausbreitung über See nötig, um nur alle leben zu können, er früher oder später kommen mußte und garnicht zu vermeiden war.

Ich habe in deutschen Zeitungen Urteile gelesen, die Tatsache, daß wir in unseren eigenen Kolonien überall die eingeborene Bevölkerung mit uns gehabt hätten, beweise, daß unsere bisherige Kolonialpolitik die richtige gewesen sei. Aber haben sich irgend wo, in einer britischen, oder französischen, ja auch nur in einer portugiesischen oder italienischen, selbst am belgischen Kongo mit seiner sprichwörtlichen „Mißwirtschaft“ die Neger gegen ihre eigenen Herren aufgelehnt? Also müßten auch dort, die von unsern sehr verschiedenen, Kolonialsysteme im Recht sein. Tatsache ist, daß der Neger seinem Charakter nach seinen Herrn so nötig hat wie gewisse Hundearten, und sich ganz bestimmt nicht gegen denselben erheben wird, weil er zu streng ist. Kennzeichnend für den Unterschied deutscher und britischer Kolonialpolitik ist, daß in den britischen Schutzgebieten die Schwarzen sämtlich englisch, in den deutschen dagegen die Beamten Kisuahili und die sonstigen leitenden Eingeborenensprachen lernen müssen. Selbst die deutschen Damen bemühten sich so schnell wie möglich, in Deutsch-Ostafrika Kisuahili zu radebrechen, sogar in deutschen Unterhaltungen mit anderen Deutschen immerfort Kisuahili-Brocken in ihr Deutsch einzuflechten. Ist's nicht irgendeine fremde europäische Sprache, sei es doch ‚pigeon-afrikanisch'! Nur etwas Ausländisches! Bei diesem Hang unserer Rasse treibe mal Einer Welt- und Kolonialpolitik in Deutschland! . . . . . .

Digitized by Google

Die besten Kolonisatoren gegenüber den schwarzen Bevölkerungen sind, meiner Ansicht nach, die Buren selbst, und nach ihnen die Portugiesen, welche beide sie zur Arbeit zwingen. Musterhaft war die Ordnung auch in dem vielgeschmähten Kongostaat. Die übrigen Völker, — auch die Briten — können sämtlich von diesen dreien lernen. Daß aber die französischen Kanadier und die Buren heute freiwillig für England die Schlachten schlagen, spricht denn doch deutlich für die britische Selbstverwaltung, welche in den englischen Kolonien gilt. Ich hoffe, daß sich nicht aus falschen Voraussetzungen in deutschen Köpfen der Gedanke festsetzt, wir hätten in unseren Schutzgebieten schon den Höhepunkt kolonialpolitischer Weisheit verwirklicht. Wir können immerhin noch einiges lernen.

. . . . . .

Von den Briten und den Buren können wir praktische Kolonialpolitik lernen, und wenn wir dazu deutsche Pünktlichkeit, Ordnung und Fleiß, mit einem Worte, den vielgeschmähten deutschen Militarismus beibehalten, so werden wir sehr bald viele Freude an unseren Schutzgebieten erleben.

Es ist wahrscheinlich, daß die Entwicklung der Chemie, welche in Deutschland solche wunderbare Ergebnisse bei der Herstellung stickstoffhaltiger Produkte, wie Salpeter- und Eiweißhaltigen Stoffen geschaffen hat, das Ernährungsproblem der Massen überhaupt auf eine neue Grundlage stellen wird. Damit werden viele Reibungsflächen aus dem Leben der Völker entfernt werden, und die Zeit ist denkbar, wo die angelsächsische und die von Deutschland angestrebte Wirtschaftsverbindung friedlich und harmonisch neben einander bestehen können. Um so eher, je weniger wir Schritte in dieser Richtung unternehmen. Die andere Seite uns entgegen kommen lassen, ist einem so hochnäsigen Volk gegenüber stets der beste Rat.

Somit eröffnet sich am Abschluß dieses grimmigen Völkerringens schließlich doch der Ausblick auf eine lange Periode des süßen Friedens, eine Epoche rein wirtschaftlicher Betätigung und kulturellen Fortschritts.

---

## Gebt Acht.

Gebt Acht! Gebt Acht!
Es harrt der Feind,
Der schlimm es meint,
Ihr Brüder wacht!
Im Westen, Süden, Osten, Nord
Sind wir uns selbst der einz'ge Hort —
Gebt Acht!

Gebt Acht! Und baut
Auf Gott und euch
Und Schwertesstreich,
Sonst Niemand traut!
Man triebe gern ein schnödes Spiel,
Nur unsre Schwäche ist ihr Ziel —
Gebt Acht!

Gebt Acht! Seid fest
In aller Noth
Bis in den Tod!
Gott nicht verläßt,
Wer treu für Recht und Wahrheit ficht,
In Ehr' und Vaterlandes Pflicht —
Gebt Acht!

Gebt Acht! Es tagt —
Zum Kampf bereit
Mit Schwert und Kleid!
Seid unverzagt!
Und ob der Feind wie Meeressand,
Wir retten doch das Vaterland —
Gebt Acht!

Carl Lemcke (Erschienen in Lemckes Liedern und Gedichten, Hamburg, 1861).

Digitized by Google

# Der englische Freihandel.

Von Fritz Gerlich, Kgl. Kreisarchivassessor in München.

„Der Freihandel ist der Friede." So ist jüngst in Zürich von einem bekannten deutschen Nationalökonomen den Zeitgenossen verkündet worden. Die Weisheit ist nicht neu. Schon 1780 prophezeit eine Londoner Flugschrift: Mit dem Freihandel werde die internationale Arbeitsteilung zur vollen Durchführung kommen; dann würden sich alle Nationen gemäß ihrer Anlage und den natürlichen Bedingungen ihres Daseins entfalten können. Sie werden alle eine große Staatengemeinschaft bilden, deren Glieder, von Gefühlen der Großmut und des Wohltuns beseelt, friedlich nebeneinander leben werden. Die einzige Rivalität, die sie auch in der Zukunft betätigen, werde die Rivalität ihrer Vorzüge sein. Der Verfasser dieser Flugschrift, der frühere englische Gouverneur von Massachusetts, war erst durch Adam Smiths Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Völkerreichtums vom Schutzzöllner zum Freihändler bekehrt worden. Ihm, als einem Kinde des rationalistischen Zeitalters wird man es nicht verargen, wenn er gleich aus der neuen Lehre Folgerungen zog, die aller bisherigen menschlichen Erfahrung glatt widersprachen. Anders aber steht es mit jenen freihändlerischen Theoretikern, die 120 Jahre später in den deutschen Zolltarifdebatten von 1902 — also zu einer Zeit, die die Abhängigkeit der politischen Sicherheit von der Selbstversorgung der Nation schon kannte — noch Dithyramben auf die internationale Arbeitsteilung schrieben, wie es die folgende des Bonner Professors Heinrich Dietzel ist: „Die Volkswirtschaft ist ihrer Natur nach international," sagt D'Avis. „Der Staat darf sie nicht im Zeichen der ‚nationalwirtschaftlichen' Entwicklung festhalten wollen, sondern muß, soweit die Handelspolitik der übrigen Staaten nicht dazwischen fährt, der weltwirtschaftlichen Entwicklung freie Bahn schaffen. Die territoriale Arbeitsteilung muß da sein, weil sie — wie die personale — die Volkswirtschaft nicht nur produktiver macht, sondern auch nationaler, indem sie dem Volke die Möglichkeit erschließt, sein wirtschaftliches Schaffen auf diejenigen Aufgaben zu konzentrieren, zu deren Lösung es, zufolge der Eigenart des Territoriums und der Eigenart seiner Bewohner vor allen Völkern berufen ist. Die territoriale Arbeitsteilung bildet eine der Bedingungen dafür, daß die Nation ihr Eigenstes, Bestes leisten dürfe, nicht ihre Kräfte an Aufgaben zu zersplittern und zu vergeuden brauche, die von andern Völkern vollkommener vollbracht werden. Der Schutzzoll bedeutet den Schutz der minder nationalen Arbeit gegen die nationalere Arbeit. Der Freihandel fördert die nationalere Arbeit, zwingt die minder nationale Arbeit nieder: Das ist der Nation gerecht."

Wir sind heute für die „Gerechtigkeit" der internationalen Arbeitsteilung etwas weniger begeistert. Denn wir erleben, wie sie benutzt wird, ein Volk, dessen Wehrkraft nicht zu brechen ist, durch Aushungerung an Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu Boden zu zwingen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn wir die Phraseologie dieser Beweisführung etwas kühler betrachten und die Lehren jenes Mannes, auf den alle diese und noch zahlreiche andere Argumente der Herren Pownall, Dietzel und der sonstigen Freihändler zurückgehen, einmal daraufhin untersuchen, ob sie auch so gemeint waren, wie sie gesprochen scheinen. Sobald man aber Adam Smiths, des „Vaters des Freihandels" Darlegungen ohne die Brille gewisser

Digitized by Google

„volkswirtschaftlicher Weltanschauungen" nüchtern im Zusammenhang mit der zeitgeschichtlichen Situation betrachtet, erlebt man eine große Überraschung. Der Vater des Freihandels vertritt, genau betrachtet, überhaupt garnicht den allgemeinen Freihandel. Ihm ist der Freihandel die für England zweckmäßigste und nützlichste Form der Organisierung der Weltwirtschaft. Nur soweit als England davon Vorteil hat, fordert Smith den Freihandel auch für England. Seine Grenze läßt er ihn dabei an den Erfordernissen der englischen Seeherrschaft finden. Von der übrigen Welt aber verlangt Smith den Freihandel schlechthin, denn er ist überzeugt, daß das der bequemste Weg ist, sie zu Englands Gunsten auszubeuten.

Aus Adam Smiths Briefwechsel mit Hume ist zu entnehmen, daß unser Autor die ersten Aufzeichnungen für seine „Untersuchungen über die Ursachen und das Wesen des Völkerreichtums", in der er nach allgemeiner Ansicht das Freihandelsprinzip für alle Volkswirtschaften schlechthin verficht, während seines Aufenthaltes in Frankreich im Juli 1764 begann. Aber erst aus einem Briefe vom 12. Februar 1767 können wir die Richtung seiner damaligen Forschungen feststellen: das Studium des Problems der Kolonialverwaltung. Der Inhalt und die Adresse des zweiten Briefes enthüllen blitzlichtartig den Zusammenhang der Arbeit, der Smith nun die folgenden 6 Jahre im stillen Kirkcaldy widmete, mit den politischen Lebensfragen des damaligen England. Der Empfänger ist nämlich der Staatssekretär Lord Shelburne, der spätere Führer der Wighs und Premierminister. Ihm kündigt Smith einen ausführlichen Bericht über das Ergebnis sechsmonatlicher Studien im britischen Museum an, die sich mit der antiken Kolonialverwaltung befaßten. Die Frage der Kolonialverwaltung aber war die Hauptfrage des damaligen England, dessen ganzer Weltmachtsbau durch die Abfallgelüste der nordamerikanischen Kolonien — der sogenannten Neuenglandstaaten — nicht nur politisch sondern auch wirtschaftlich auf das schwerste gefährdet erschien. Die Frage der Kolonien, die somit Smith zeitlich direkt vor dem Beginn der Niederschrift des „Völkerreichtums" in Kirkcaldy so eingehend beschäftigte, bildet auch im fertigen Werke den Mittelpunkt.

Was bedeutet aber das Kolonialproblem für das damalige England? Smith hat auf diese Frage selbst geantwortet. „Es scheint," so schreibt er im ‚Völkerreichtum', „das Monopol des Kolonialhandels, indem es dem letzteren einen viel größeren Teil des britischen Kapitals zudrängte, als ihm naturgemäß zugeflossen wäre, auch das natürliche Gleichgewicht völlig zerstört zu haben, das sonst unter all den verschiedenen Zweigen des britischen Gewerbefleißes obwalten würde. Anstatt einer großen Anzahl kleiner Märkte sich anzupassen, wurde er zum allergrößten Teile auf einen einzigen großen Markt eingerichtet. Der Handel Großbritanniens durchströmt nicht mehr eine große Anzahl kleiner Kanäle, sondern wird hauptsächlich in einen einzigen großen geleitet. Dadurch ist aber sein ganzes industrielles und Handelssystem ein weniger sicheres, sein ganzer Staatskörper ein ungesunder geworden. In seiner gegenwärtigen Lage ähnelt Großbritannien einem jener kranken Körper, in denen einige Lebensorgane übermäßig entwickelt und die deshalb manchen gefährlichen Störungen ausgesetzt sind, denen andere gleichmäßiger organisierte kaum je anheimfallen. Eine kleine Stauung in jenem künstlich über seinen natürlichen Umfang angeschwellten Blutgefäße, in welches man einen unnatürlich großen Teil des britischen Gewerbefleißes und Handels gezwängt hat, würde höchst wahrscheinlich die gefährlichsten Störungen für den ganzen Staatskörper nach sich ziehen. Die Möglichkeit eines Bruches mit den Kolo-

Digitized by Google

nien hat deshalb auch dem britischen Volke einen größeren Schreck eingejagt als es jemals vor der spanischen Armada oder einer französischen Landung empfunden hat. Dieser wohl oder übel begründete Schreck war es, der die Zurücknahme des Stempelgesetzes, unter den Kaufleuten wenigstens, zu einer volkstümlichen Maßregel machte. In dem auch nur wenige Jahre dauernden vollständigen Ausschlusse von dem Markte der Kolonien glaubten die meisten unserer Fabrikanten den vollständigen Ruin ihres Gewerbes, und die meisten unsrer Arbeiter das Ende ihrer Beschäftigung zu erblicken . . . Das in einer kleinen Ader angestaute Blut schafft sich selbst leicht einen Abfluß in ein größeres Blutgefäß, ohne irgend welche gefährliche Störung zu verursachen; staut es sich aber in einer der Hauptadern, so sind Krämpfe, Schlagfluß, selbst Tod die unmittelbare und unvermeidliche Folge."

Wir dürfen heute annehmen, daß Smith die Wirklichkeit richtig wiedergegeben hat. Denn er war kein weltfremder Stubengelehrter, wie die Legende bisher annahm. Besonders seit Rays Biographie wissen wir, wie sehr er mit dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes in Berührung stand und wie die führenden Männer der wigghistischen Partei, aber auch amerikanische Politiker auf die Gestaltung des Völkerreichtums Einfluß gewonnen haben. Smith brachte 1773 sein Manuskript — wie er vermeinte, druckfertig — selbst nach London. Trotzdem überarbeitete er es hier noch drei Jahre lang bis 1776. Uns ist heute bekannt, daß er in dieser Zeit in fast täglichem Verkehr mit führenden Politikern des Mutterlandes und der Kolonien stand, ihnen Kapitel für Kapitel vorlas und manche auf ihre Einwendungen hin derart umarbeitete, daß ihr Sinn in das Gegenteil verkehrt wurde. Diese Einflußnahme der Praktiker aber dürfte schwerlich anders als in der Richtung der politischen Bedürfnisse des englischen Weltreiches vorgenommen sein. Diese Vermutung erhält ihre direkte Bestätigung durch die Tatsache, daß die gesamte Untersuchung des „Völkerreichtums" ihren Höhepunkt findet in einem „Appell an den britischen Imperialismus". „Derselbe Gedanke — nämlich dieser Imperialismus —," schreibt Salomon, der Biograph William Pitts des Jüngeren, „der sich bei Chatam vom Standpunkte der verfassungsrechtlichen Entwicklung ergeben hat, bei Georg III. von dem der Autorität, stellte sich bei Adam Smith ein aus der Prüfung der wirtschaftlichen, insbesondere der finanziellen Notwendigkeiten. Die rückschauenden Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des englischen Volkswohlstandes sind ausgelaufen in die Gestaltung eines grandiosen Zukunftsbildes: Ein nach außen unter einheitlicher staatlicher Spitze geeintes britisches Reich, in sich selbst sämtlichen Erzeugnissen aller seiner Provinzen einen ungeheuren inneren Markt darbietend." Wie sah nun dieses politische Zukunftsbild Smiths aus? Kurz gesagt, es war ein vergrößertes Greater Britain der Cecil Rhodes und Chamberlain. Ein die Welt umspannendes Reich der englisch sprechenden Menschheit. Smith dachte den britischen Imperialismus in jener Form, wie ihn heutzutage ein Homer Lee und andere Imperialisten der englischen Rasse sich ausmalen. Wie sie sah er den Zukunftsweg in den Entwicklungsmöglichkeiten Neuenglands, die er als unbegrenzt und denen des Mutterlandes weit überlegen annahm. „So rasch ist bisher der Fortschritt jenes Landes in Bezug auf Wohlstand, Bevölkerung und Kultur gewesen, daß vielleicht in wenig mehr als einem Jahrhundert der Ertrag der amerikanischen Steuern den der britischen übertreffen könnte." Smith zeigt dabei so wenig altenglisches Heimatgefühl — er ist ja seiner Abstammung nach Schotte

Digitized by Google

— und ist so sehr britischer Staatsimperialist, daß er bei der Besprechung der Organisation dieses künftigen britischen Weltreiches nicht vor dem Vorschlage zurückschreckt, die Residenz in diesem Falle aus dem englischen Mutterlande fort nach Amerika zu verlegen: „Der Regierungssitz würde in diesem Falle naturgemäß in den Teil des Reiches verlegt werden, der am meisten zur allgemeinen Verteidigung und zur Unterstützung des Ganzen beiträgt." Was in diesen Worten zum Ausdruck kommt, ist rein nationalbritischer Weltherrschaftstraum, bei dem die Weltherrscheridee bereits den Heimatgedanken, die Liebe zum mutterländischen Boden erstickt hat.

Es ist überraschend, in einer „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Völkerreichtums", die mit einer ganz theoretischen Erörterung der Arbeitsteilung beginnt, ein Bekenntnis zum britischen Weltherrschertum zu finden. Es ist überraschend, aber es klärt uns unzweideutig über die Tendenz der Arbeit auf. Das britische Weltreich war Smiths Ideal. Die Verwirklichung dieses Ideals aber wurde gerade in diesem Augenblicke gefährdet durch die Abfallbestrebungen der nordamerikanischen Kolonien d. h. gerade jenes Teiles des britischen Länderbesitzes, der nach Smiths Ansicht das Zukunftsland des Britischen Weltherrschertums war. Mit dieser politischen Tatsache waren sofort zwei Fragen aufgeworfen: Erstens die nach dem Grunde des Abfalls und zweitens die, warum die damals noch relativ kleinen und schwachen Kolonien einen solchen Druck auf das mächtige England ausüben konnten, daß dieses bisher nicht energisch einzuschreiten wagte. Auf beide Fragen ergab sich für Smith, wie wir schon sahen, die eine Antwort: Schuld an beiden Übeln ist das merkantilistische Schutzsystem: Das Merkantilsystem trieb die Amerikaner — wie allbekannt — zur Auflehnung. — Und dasselbe System hatte das Mutterland in Unfreiheit von der Kolonie gebracht. Aus beiden Feststellungen zog Smith die Folgerung, daß das Merkantilsystem den englischen Lebensnotwendigkeiten nicht entspreche. Die Zeitgenossen aber waren überwiegend anderer Meinung. Die damals herrschende Ansicht findet in der von Walpole verfaßten Thronrede vom 19. Oktober 1721 beredten Ausdruck: „Wir würden," heißt es dort, „eine schwere Pflichtvergessenheit gegen uns selbst begehen, wollten wir versäumen, die günstige Gelegenheit, welche die allgemeine Friedenslage darbietet, zur Ausdehnung unseres Handels zu benutzen, auf dem der Reichtum und die Größe dieser Nation vorwiegend beruhen. Es ist offenbar daß es zur Erreichung eines so allgemein wohltätigen Gutes kein sichereres Mittel gibt als die Ausfuhr unserer Manufakturwaren einerseits und die Einfuhr der dazu erforderlichen Rohstoffe andrerseits so bequem und so steuerfrei wie möglich zu machen; auf diesem Wege fällt die Handelsbilanz zu unseren Gunsten aus, unsere Schiffahrt wächst und die Zahl der Armen, die wir beschäftigen können, nimmt zu." Im weiteren Verlauf der Thronrede wird — nach August Oncken — sodann auch die den amerikanischen Kolonien gegenüber zu verfolgende Politik formuliert. Dadurch, daß man die zum Schiffbau nötigen Materialien, woran dieselben Überfluß hätten, von dort beziehe, würde nicht nur der Reichtum des Mutterlandes erhöht, sondern man könne die Kolonien dadurch auch „abhalten, sich mit Manufakturen zu befassen, welche unmittelbar denen Großbritanniens ins Gehege kommen."

Allerdings hatte es schon vor Smith nicht an Angriffen auf das Merkantilsystem und an Forderungen auf mehr oder weniger allgemeine Einführung des

Digitized by Google

Freihandels gefehlt. Sie waren überwiegend von einzelnen, in ihren Interessen verletzten Gewerbekreisen ausgegangen. Die wirtschaftspolitische Entwicklung Englands im 18. Jahrhundert aber war eine gegenteilige gewesen. In der Tat war der Umstand, daß das Schutzsystem das eine oder andere Interesse verletzte, keine Widerlegung des merkantilistischen Gedankens, der nie behauptet hatte, daß er den Nutzen jedes Einzelnen, sondern nur den der Gesamtheit fördere. Die Einwirkung der amerikanischen Abfallbestrebungen auf das englische Wirtschaftsleben aber war doch ein deutlicher Beweis, daß der merkantilistische Aufbau der englischen Volkswirtschaft gerade dieses Gesamtinteresse gefährde. Denn ein Wirtschaftssystem, das ein großes Weltreich in Abhängigkeit von einer seiner Kolonien brachte, schädigte doch dadurch zweifellos das wichtigste Interesse der Gesamtheit: die politische Selbständigkeit und Sicherheit. So ergab diesmal die zeitgeschichtliche Situation ganz aus sich heraus den Zweifel an der Richtigkeit der Grundidee des Merkantilismus. Sie aber bestand — wie die Walpolesche Thronrede zeigt — nach zeitgenössischer Ansicht in der besonderen Auffassung von der Entstehung des englischen Volksreichtums. Sie also mußte widerlegt werden, wenn man die Herrschaft des Systems erschüttern wollte. Und weil Smith auf dieses Endziel hinausging, kennzeichnet er seine Kampfschrift schon im Titel als eine „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Völkerreichtums" und läßt sie auch mit einer Zergliederung dieses Begriffes beginnen.

Der logische Aufbau des „Völkerreichtums" ist ein oft erörtertes Problem. Vielfach mißverstanden hat er seinem Verfasser sogar den Vorwurf mangelnder Fähigkeit zur Systematisierung eingetragen. Es ist auch zuzugeben, daß unter dem Gesichtswinkel einer rein wissenschaftlichen Untersuchung schlechthin der „Völkerreichtum" das „systematische Ungeheuer" ist, als das ihn Hasbach bezeichnet hat. Sowie wir aber von dieser falschen Voraussetzung absehen, enthüllt sich das Werk als ein — von gewissen Unebenheiten abgesehen — sehr klar und geschlossen komponiertes Gebäude. Mit großem Geschick hält der Verfasser den Eingang ganz theoretisch. In den ersten drei Büchern werden die Grundlagen der derzeitigen Wirtschaft rein wissenschaftlich untersucht. Erst im vierten Buche — also erst dann, wenn der Leser die theoretischen Erörterungen schon hat auf sich wirken lassen — folgt in Wiederholung des Gedankenganges die Nutzanwendung auf die englische Gegenwart. Sie gipfelt in folgendem Ergebnis: „So kommt es, daß jedes System, welches entweder durch außerordentliche Begünstigungen einer einzelnen Art von Industrie einen größeren Anteil von dem Gesellschaftskapitale zuwenden will, als ihm von selbst zufließen würde, oder das durch außerordentliche Beschränkungen einer einzelnen Art von Industrie einen Teil des Kapitals gewaltsam entzieht, der andernfalls darauf verwendet worden wäre, in der Tat dem Hauptzwecke selbst entgegenwirkt, den es erreichen will. Es hemmt den Fortschritt der Gesellschaft zu wirklichem Reichtum und wirklicher Größe, statt ihn zu beschleunigen, und vermindert den wirklichen Wert des jährlichen Produktes seines Bodens und seiner Arbeit, statt ihn zu vermehren. — Räumt man also alle Begünstigungs- oder Beschränkungssysteme völlig aus dem Wege, so stellt sich das klare und einfache System der natürlichen Freiheit von selbst her. Jeder Mensch hat, solange er nicht die Gesetze der Gerechtigkeit übertritt, vollkommene Freiheit, sein Interesse auf seine eigene Weise zu verfolgen und seine Industrie sowohl als sein Kapital mit der Industrie und den Kapitalien anderer Menschen oder anderer Klassen von Leuten in Konkurrenz zu bringen. Das Staatsoberhaupt wird dadurch

Digitized by Google

gänzlich einer Pflicht entbunden, bei deren Ausübung es immer unzähligen Täuschungen ausgesetzt sein muß und zu deren richtiger Erfüllung keine menschliche Weisheit und Kenntnis hinreicht, der Pflicht nämlich, die Industrie der Privatleute zu überwachen und sie auf die dem Interesse der Gesellschaft zuträglichsten Gewerbe hinzuleiten."

Der Theoretiker Smith hätte sicher sein Werk hier beendet und sich jenes fünfte Buch erspart, mit dem andere Theoretiker wie J. B. Say so wenig anzufangen wußten daß sie von einem „prächtigen Auswuchs" sprachen. Der Politiker Smith aber mußte sich sagen daß er hier nicht abbrechen könne, wenn er sich nicht selbst aller praktischen Wirkung berauben wollte. Seine Zeitgenossen sahen die Existenzberechtigung des Staates geradezu in seiner wirtschaftlichen Fürsorgetätigkeit. Smith beraubte den Staat dieses Aufgabenkreises, seine staatsbejahende Grundauffassung aber mußte ihm den Wunsch erwecken, den naheliegenden, wenn auch oberflächlichen Schluß gleich von vornherein abzuwehren, als ob nach seiner Ansicht der Staat beim Freihandel keine Aufgaben mehr zu leisten habe. So schrieb er denn das fünfte Buch, das sich mit der Darlegung der Staatsaufgaben Englands und der Beschaffung der dazu nötigen Mittel befaßt und damit zugleich die akute politische Frage der Finanzreform behandelte. Smith fühlte diese Ergänzung als so notwendig, daß er ihre Ankündigung sofort an die obige programmatische Zusammenfassung des Freihandelsprinzips anfügt. Er stellt drei Pflichten des Staatsoberhauptes auf: Erstens die Sorge für die Sicherheit nach außen; zweitens die für die Sicherheit nach innen, insbesondere Rechtspflege und Schutz des Eigentums; und drittens die Sorge für öffentliche Einrichtungen, Schulen, öffentliche Bauten usw., deren Durchführung einem Privaten keinen Gewinn brächte.

Obwohl wir scheinbar vom Thema abschweifen, müssen wir hier für einen Augenblick auf Smiths Erörterungen über den „Schutz der Gesellschaft gegen Angriffe anderer Gesellschaften" eingehen. Smith behandelt in diesem großen Kapitel von etwa 50 Seiten in der breitesten Weise das Problem der Landheere; von der Flotte spricht er mit keinem Wort! Die Aufstellung von Landarmeen war eine aktuelle Frage für England, das sich im Moment, als Smith diese Zeilen schrieb, nach seinen eigenen Worten schon in offenem Kriege mit den amerikanischen Kolonien befand. Smith bespricht sehr offenherzig die Bedeutung der amerikanischen Heere, warnt seine Landsleute vor unberechtigter Unterschätzung derselben und sucht sie unter Vorführung ausländischer Verhältnisse in jeder Weise über das Problem der stehenden Heere zu unterrichten. Hier konnte ja das Ausland nichts vom Engländer lernen, konnten keine englischen Geheimnisse verraten werden. Anders bei dem Flottenproblem. Und deshalb umging Smith alle Schwierigkeiten dadurch, daß er an der Stelle, wo eine Äußerung darüber zu erwarten war, schwieg. Dabei aber hat er nicht etwa die Flotte vergessen. Er hat sie nur versteckt in eine abgelegene Stelle eines anderen, nämlich des vierten Buches. Dort schreibt er anläßlich der Besprechung von Prämien und Schutzzöllen: „Es gibt indessen, wie es scheint, zwei Fälle, in denen es im Allgemeinen vorteilhaft ist, die fremde Industrie zur Ermunterung der einheimischen mit einigen Lasten zu beschweren. Der erste ist der, wenn eine bestimmte Art von Industrie zur Verteidigung des Landes notwendig ist. So beruht zum Beispiel die Verteidigung Großbritanniens zumeist auf der Zahl seiner Matrosen und Schiffe. Es ist daher ganz

Digitized by Google

in der Ordnung, daß die Schiffahrts- und Navigations-Akte den großbritannischen Matrosen und Schiffen das Monopol bei dem Handel ihres Landes zu geben sucht, und zwar in einigen Fällen durch gänzliche Verbote, in andern aber durch starke Abgaben von den Schiffen fremder Länder. Folgendes sind die hauptsächlichsten Anordnungen dieser Akte ..... Als die Schiffahrtsakte gemacht wurde, bestand zwischen England und Holland zwar keinerlei Krieg, aber doch die heftigste Erbitterung. Diese nahm ihren Anfang unter dem langen Parlament, welches die Akte auch zuerst entwarf, und sie brach bald nachher in den holländischen Kriegen unter dem Protektor und Karl II. aus. Es ist also wohl möglich, daß manche der Verordnungen dieser berühmten Akte von der Nationalerbitterung herrühren; sie sind aber dennoch so weise, als wenn sie von der bedächtigsten Weisheit eingegeben wären. Die nationale Erbitterung ging zu jener Zeit ganz auf dasselbe Ziel los, welches die bedächtigste Weisheit hätte empfehlen können: auf die Verminderung der holländischen Seemacht, der einzigen, welche die Sicherheit Englands zu gefährden im Stande war."

Das hohe Lob, das er der englischen Schiffahrtspolitik vom Standpunkt der nationalen Verteidigung aus hier spendet, schränkt er allerdings unter dem Gesichtswinkel des wirtschaftlichen Gedeihens sofort energisch wieder ein: die Schiffahrtspolitik lege dem Lande Lasten auf und verlangsame dadurch die Vermögensmehrung. „Indes," so schließt er, „ist die Verteidigung weit wichtiger als der Reichtum und das Schiffahrtsgesetz darum wohl die weiseste aller Handelsverordnungen Englands."

In einem späteren Kapitel taucht noch einmal ganz flüchtig der gleiche Gedanke auf, aber hier ganz prinzipiell formuliert: „Wenn freilich irgend eine Gewerksware zur Verteidigung der Gesellschaft nötig wäre, so dürfte es nicht immer klug sein, sich in der Herbeischaffung derselben von den Nachbarn abhängig zu machen; und wenn eine solche Manufaktur nicht anders im Lande aufrecht erhalten werden könnte, so möchte es nicht unbillig sein, zu ihrer Unterstützung alle andern Industriezweige zu besteuern. Die Prämien auf die Ausfuhr des in Großbritannien verfertigten Segeltuches und Schießpulvers möchten sich wohl aus diesem Grunde verteidigen lassen." Im Beispiel, das Smith hier gewählt hat, nämlich dem Segeltuch und Schießpulver, verrät sich klar, daß er auch hier wieder an Englands Seemacht und Seebereitschaft gedacht hat. In diesem Sinne ist er durchaus konsequent, wo aber die vielgepriesene „internationale Arbeitsteilung" bei derartigen Einschränkungen bleibt, mögen die deutschen Freihändler sagen; ich weiß es nicht.

Das ist alles, was Smith über die Flotte und die Verteidigung Englands sagt. Im Vergleich zu seinen mehrere Dutzend Seiten langen Ausführungen über das Landheer ist es herzlich wenig, für die Engländer aber dürfte es genug gewesen sein. Sie werden ihn schon verstanden haben. Ebenso für die Erkenntnis seiner Grundauffassung. Denn es scheint mir von durchschlagender Bedeutung für Smiths ganze Auffassung vom Freihandelsprinzip, daß er dessen Gültigkeit vor der britischen Seeherrschaft enden läßt. Seeherrschaft und Freihandel, wenn sie zu vereinen sind, Seeherrschaft und Schutzzoll, wenn die Sicherheit der Seemacht

Digitized by Google

anders nicht gewährleistet werden kann, das ist Smiths Programm. Für England ist ihm seine Forderung des Freihandels also eine Zweckmäßigkeitsfrage, die durch die Forderungen der Sicherheit der Seegeltung entschieden wird. Den amerikanischen Kolonien gegenüber und ihrem Bestreben, sich durch Schaffung einer heimischen Industrie mittels Schutzzöllen industriell unabhängig zu machen, aber vertritt Smith den absoluten Freihandelsstandpunkt ebenso wie gegenüber der übrigen nichtbritischen Welt.

Angesichts dieser Einschränkungen werden wir uns aber fragen müssen, warum denn Smith überhaupt das Freihandelsprinzip so eifrig vertrat, wenn er für sein eigenes Vaterland Ausnahmen statuierte, die das Freihandelssystem im Prinzip wieder aufhoben. Wir sehen hier von der theoretischen Begründung, die Smith gibt, ab. Sie ist nicht frei von schweren Widersprüchen in sich und legt dem Skeptiker den Gedanken nahe, daß mancherlei nur um deswillen gesagt ist, damit der Nichtengländer gewisse Parallelen zu seinen eigenen Volkswirtschaftsproblemen nicht merke. Nur so viel sei gesagt. Smith bindet die Mehrung der wirtschaftlichen Produktivkräfte eines Landes — in seiner theoretischen Auffassung natürlich — absolut an die Mehrung des Kapitals der betreffenden Volkswirtschaft. In der damaligen Welt aber stand England an Kapitalkraft an erster Stelle: Nach Smiths Meinung verbürgte bei freiem Spiel der Kräfte ihm dieser Umstand schon an sich die Überlegenheit. Dazu war es industriell auf allen Gebieten derart entwickelt, daß — wie die Fortsetzung des obigen Zitates über die nationale Verteidigung zeigt — Smith die Wahrscheinlichkeit, Englands Industrie sei in irgend einem wichtigeren Zweige bei Handelsfreiheit nicht konkurrenzfähig mit dem Auslande, nur ausnahmsweise als gegeben erschien. Der Gedanke einer Konkurrenzierung und Vernichtung der damals den Bedarf des Landes noch deckenden Nahrungsmittelproduktion in England selbst aber wurde von Smith auf Grund der Transportverhältnisse und der englischen Bevölkerungsvermehrung ausführlich abgelehnt. So konnte er den Gedanken einer Aushungerung, den England erstmals 1587 gegen Spanien angewandt hatte und den es wenige Jahre nach dem Erscheinen des „Völkerreichtums" — nämlich 1793 — wiederum gegen Frankreich in Anwendung brachte, außer Acht lassen, zumal die unbedingte Voraussetzung aller seiner Erklärungen ja Englands absolute Seeherrschaft und damit Zufuhrfreiheit war. Wenn sich also die übrigen Staaten zum Freihandel bekehrten und ihre Zollschranken beseitigten, so ergab sich für Smith praktisch die folgende Lage: *ein industriell allseitig ausgebildeter und absolut überlegener Riesetrat in Wettbewerb mit einer Reihe mühsam ihre Existenz behauptender Industriezwerge, die beim Fehlen eines Staatsschutzes notwendig von ihm vernichtet werden müßten.* Diese Folgerung ist nicht etwa eine Kombination des nachgeborenen Kritikers. Sie war schon die Überzeugung der damaligen Staatsmänner der nichtenglischen Staaten. Bekanntlich nahm William Pitt, der Jüngere — als Premierminister ein eifriger Leser und Anhänger Smiths — diese Seite der Smithschen Forderungen in sein Programm auf und suchte sie in Handelsverträgen durchzuführen. So schloß er 1786 mit Frankreich einen Handelsvertrag mit gegenseitigen Zollermäßigungen. Frankreichs Minister Vergennes war sich durchaus klar darüber, daß bei derartiger Annäherung an den Freihandel der Hauptvorteil auf Englands Seite läge, Frankreich dagegen Schaden erleide. Politische Gründe geboten ihm, sich trotzdem ent-

Digitized by Google

gegenkommend zu zeigen. Anders Spanien. Hier erklärte der Minister Florida Blanca auf Pitts Vorschläge geradezu: „Ein Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen einem Lande, welches einen ausgedehnten Handel genieße, und einem andern, das beinahe keinen habe, sei eine reine Illusion. Auf einen ständigen Tarif sich einigen, sei sehr gut für einen Staat, dessen Manufakturen und Handel bereits in Blüte ständen, für Spanien würde es heißen, daß das Land auf jede Aussicht, seine Industrie zu fördern, verzichte." Der spanische Staatsmann hatte also den geheimen Charakter des englischen Vorschlages klar durchschaut.

Die Pittschen Bemühungen, Smiths Ratschläge zu Englands Gunsten zu verwirklichen, erfuhren durch die französische Revolution und die folgenden 23 Jahre europäischer Kriege eine Unterbrechung. Erst nach den Befreiungskriegen kam ihre Zeit. Zwar England, das mitten in dem wirtschaftlich empfindlichen Übergang zur Maschinenindustrie war, fiel es nicht ein, zum Freihandelssystem überzugehen. Wohl aber erlagen die deutschen Staaten dem englischen Werben, und bauten ihre Einfuhrzölle ab. Smiths geschickt maskierte Theorie hatte die deutschen Wissenschaftler und die von akademischen Doktrinen beeinflußten Staatsmänner für sich gewonnen. Der englisch-politische Charakter der Smithschen Lehre wurde nicht erkannt, denn deutsche Nationalökonomen pflegten damals und auch noch in jüngster Zeit zumeist von dem Zusammenhang wirtschaftlicher und politischer Fragen mehr zu reden als zu verstehen. Wenn aber unter ihnen einer aufstand, dem Gott die Gabe politisch zu denken gegeben hatte, obwohl er ein Deutscher war, so wurde er von dem akademischen Widerstand und öffentlichen Unverstand zu Tode gehetzt, wie es Friedrich List geschah. Die englische theoretische Menschheitsphrase beherrschte eben die Köpfe, die die englische Praxis zu erkennen nicht fähig waren. List hat der Freihandelpropaganda seiner Zeit gegenüber den Vorwurf erhoben, daß sie bestellte Arbeit Englands war. In dieser Allgemeinheit ist der Vorwurf sicher unberechtigt. Sie besorgte nur Englands Geschäfte, als sei sie bezahlt, wie es die Deutschen stets tun, wenn sie auf ausländische Phraseologie hereinfallen, heiße sie Freihandel, oder Völkerschiedsgericht, Freiheit der Meere durch Vertrag oder wie sonst immer. Es ist nun mal die Eigenart der deutschen Welt aus jener politischen Instinktlosigkeit heraus, die wir Objektivität heißen, allgemeine Phrasen, hinter denen England seine Zwecke geschickt verbirgt, sofort prinzipiell zu nehmen. Die Geschichte der Smithschen Freihandelslehre, besonders in Deutschland ist ein schlagender Beweis hierfür.

Digitized by Google

# Deutsche Weltgeltung und England.

## Von Graf E. Reventlow.

Vor beinahe zwanzig Jahren schrieb eine verbreitete großbritannische Zeitschrift das nachher oft wiederholte Wort: „Germaniam esse delendam", „Deutschland muß vernichtet werden." Wenige Deutschen wußten damals, daß dieses Schlagwort einige hundert Jahre früher die Parole für den britischen Vernichtungskrieg gegen Holland als Großmacht, als Seemacht und als wirtschaftliche Nebenbuhler auf See und über See gebildet hatte und noch geringer war wohl die Anzahl der Deutschen, welche jenes offenherzige britische Wort überhaupt ernst nahmen. Im allgemeinen nahm man es noch als eine Folge der bekannten britischen Wut über die sogenannte Krügerdepesche des Deutschen Kaisers — deren politische Bedeutung und Folgen übrigens maßlos überschätzt worden sind — teils nahm man diese und ähnliche englische Äußerungen eben als bedrucktes Papier, als Ausdruck des Ärgers über einen neuen wirtschaftlichen Nebenbuhler. Daß dieser Ärger aber einmal zu gewaltsamen Entschlüssen führen könne, das glaubte kaum ein Deutscher; und gar in unseren Zeiten der Zivilisation, Kultur und Menschheitsverbrüderung! Ganz kluge Deutsche pflegten übrigens bis zum Vorabend des Krieges 1914 als hauptsächlichen Grund gegen jede Möglichkeit eines Krieges mit England das unwiderlegliche Argument anzuführen: Deutschland sei ja der beste Kunde Großbritanniens und die Briten seien viel zu gute Geschäftsleute, um ihren eigenen Kunden ruinieren zu wollen, ganz abgesehen von der allgemeinen Stockung und Schädigung des Geschäftslebens während eines solchen Krieges. Wie oft haben wir bis zum 3. August 1914, ja nachher noch von klugen Deutschen vernommen: der Krieg zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche sei sinnlos und nur durch Mißverständnisse hervorgerufen. Pressepiraten auf beiden Seiten, Chauvinisten, Hetzer und eine habgierige Kriegsindustrie hätten alles verschuldet. Auch heute, im Jahre 1916, sieht man in Deutschland noch dieselbe Ansicht häufig vertreten. Ja, man findet es vielfach absurd, wenn gesagt wird: der eigentliche Grund zu diesem Kriege sei in der Handelseifersucht Großbritanniens zu erblicken. Freilich ist das ein sehr trivial klingender Grund und ein sehr nüchternes Leitmotiv. Um des Handels willen aber sind tatsächlich alle Kriege Großbritanniens geführt worden. Wie vor einigen Jahren ein englischer Seeoffizier in einer preisgekrönten Arbeit sagte: Großbritannien hat um aller möglichen Anlässe willen Krieg geführt, aber der Grund ist immer der Handel gewesen und wird es auch immer sein, aus dem einfachen Grunde, weil der Handel unser Lebensblut ist! — Das ist unter britischem Gesichtspunkte wahr und bis zu einem gewissen Grade auch aufrichtig. Die Wahrheit ist aber nicht vollständig, denn nicht allein, weil der Handel Großbritanniens Lebensblut ist, hat es seine Kriege geführt, sondern weil die Briten weit über das eigene Lebensbedürfnis hinaus einen Handelswettbewerb nie haben dulden wollen, sondern sich durch einfache nackte Hab- und Raubsucht haben leiten lassen, wenn es andere Mächte vernichtete und vernichten ließ, weil sie über einen Besitz oder eine gewinnbringende Tätigkeit verfügten, die den Briten begehrenswert erschien. Das klingt vielleicht kraß und bei der deutschen Vorliebe zu „Einerseits-Andererseitebetrachtungen" übertrieben. Tatsächlich ist es aber doch nicht anders. Objektive Prüfung der Geschichte der britischen Kriege ergibt immer dieses gleiche Resultat und britische Geschichtsschreiber haben nüchtern ausgesprochen, für Großbritannien seien die Kriege ausnahmslos geschäftliche Unternehmungen gewesen. Diesen Charakter des Geschäftes als Grund und Ziel des Krieges möglichst zu verbergen und zu verwischen, ist ein

Digitized by Google

natürliches Interesse der großbritannischen Nation immer gewesen. Man hat nicht nur besondere Anlässe geschaffen, um die Kriege zu führen, sondern sich auch aller denkbaren Vorwände, Verschleierungen und Phrasen dazu bedient. Man hat den Festlandnationen, welche den britischen Krieg mit schlagen sollten, besondere Gründe zum Kriege geschaffen und dann so getan, als ob Großbritannien um deren Interessen und zu ihrem Schutze das Schwert habe ziehen müssen.

Alles dieses ist sich im Laufe der Jahrhunderte gleichgeblieben, nichts hat sich verändert, nicht die Motive, nicht die Zwecke, nicht die Mittel, nicht die Begleiterscheinungen haben es getan. Ebenso alt aber ist auch die geschichtliche Erfahrung, daß die Menschen, und vor allem die Deutschen theoretisch aus der Geschichte sehr viel lernen, praktisch politisch nichts oder sehr wenig. Nach jedem großen Kriege, mit jeder neuen Generation greift immer wieder der Wahn Platz, nun werde alles in der Welt mit einem Male ganz anders werden, eine „ganz neue Zeit" werde heraufziehen und alles verschwinden, was demjenigen, der solche Träume hegt, unangenehm und beseitigenswert erscheint. Heute schon, wo der große Krieg anscheinend auf dem Höhepunkte steht und ein Ende nicht abzusehen ist, hören wir bereits von vielen Seiten Stimmen: das sei nun wirklich der letzte Krieg gewesen, sobald er zu Ende sei, werde auch der „Rüstungswahnsinn" aufhören, die Völker würden einander verstehen in ihrem rückhaltlosen Streben nach friedlicher Kulturentwicklung, Streitfragen würden sie durch Schiedsgerichte schlichten, Kriege würde der „Wille der Völker" hindern, kurz, während die Alten das goldene Zeitalter in den Anfang legten, werden wir es nach dem großen Kriege erleben dürfen.

Wie die Zukunft sich gestalten mag, wissen wir nicht, aber keine Erfahrung und keine irgendwie richtige logische Schlußkette gibt das Recht zur Annahme, daß nach diesem Kriege die Staaten und Völker, welche an ihm teilgenommen haben, ihrem Wesen und ihren Bestrebungen nach anders geworden sein sollten, als sie vorher waren. Möglich ist, daß die Periode bis zum nächsten Krieg länger werde, als die seit 1871; ebenso möglich ist, daß sie kürzer werde. Das alles hängt einerseits von dem Kräftezustande ab, in welchem die einzelnen Mächte und Machtgruppen — relativ wie absolut — aus diesem Kriege hervorgehen, wie sich ihre inneren Zustände gestalten und von unzähligen scheinbaren Nebenumständen, die unberechenbar sind und die man fälschlich als Zufälligkeiten zu bezeichnen pflegt. Über allem aber muß in diesen Berechnungen der Faktor eingeschätzt werden, der sich aus dem mehr oder minder starken, zielsicheren und richtiger oder unrichtiger Mittel sich bedienenden Willen der einzelnen Mächte ergibt, nach dem Kriege stark zu bleiben oder stärker zu werden. Das Frieden erhaltende Moment des erfolgreichen Willens stark zu sein, wird ja auch bei uns vielfach bestritten, und auch sicher nach dem Kriege bestritten werden. Dieser Krieg liefert dem sachlichen Urteile freilich ein Schulbeispiel dafür, denn es liegen beinahe unzählige Beweise dafür vor, daß unsere Gegner sich zu Lande wie zu Wasser für viel stärker hielten als uns mit unserem Bundesgenossen. Sonst würden sie den Krieg nicht begonnen haben. Wären wir aber tatsächlich so unterlegen gewesen, wie unsere Gegner es annahmen, so wäre heute das Deutsche Reich seit anderthalb Jahren nichts mehr als eine geschichtliche Erinnerung. Den Krieg verhindern kann also die Rüstung nicht unter allen Umständen, das wird sie auch in Zukunft nicht können, wenn auch die Lehren dieses Krieges unseren Gegnern und deren zukünftig möglicherweise noch hinzukommenden Bundesgenossen vielleicht für die Zukunft mehr Vorsicht anraten, als sie bisher nötig glaubten. Auch hier aber können neue Schätzungsquellen und -Fehler, ganz abgesehen davon eintreten, daß der persönliche Faktor mit maßgebend

Digitized by Google

ist und immer bleiben wird, und alles in allem bleibt es unmöglich und unberechenbar, wie sich selbst eine nahe Zukunft entwickeln könne. Wie sich das Kausalnetz knüpfen, wie es sich im Raume ausdehnen und mit welchem Maß von Schnelligkeit in der Zeit sich bewegen werde, entzieht sich jeder menschlichen Berechnung. Was bleibt, ist mithin lediglich die aus der Vergangenheit gewonnene Erfahrung, welche Motive und Ursachen sich in den verflossenen Jahrtausenden menschlicher Geschichte als wirkend und als in ihrem Wesen unter den mannigfachsten Formen als unveränderlich bewiesen haben.

Will man die Ursachen dieses Krieges und die Ziele unserer Gegner in wenige Worte zusammenfassen, so kann gesagt werden, daß dieser Krieg den neuen starken Machtfaktor in Mitteleuropa beseitigen wollte, weil er allen unseren Gegnern, soweit sie Großmächte sind, in jeder Beziehung unbequem, hinderlich und ihre Politik komplizierend erschien. Ein machtloses Deutschland war für alle ebenso wünschenswert wie es früher bequem gewesen war.

Man empfand diesen Faktor mit steigender Unbequemlichkeit, weil er nach annähernd allen Seiten hin immer stärker wurde, und zwar von innen heraus mit der Notwendigkeit eines Organismus, den die Natur zum Wachsen bestimmt hat und der deshalb als Naturrecht und als Naturnotwendigkeit Luft, Licht und Boden für sich verlangt und erstrebt. Ich brauche und kann in diesem Rahmen nicht auf die Vorgeschichte des Krieges eingehen und es genügt, zu sagen, daß eben diese Vorgeschichte im Grunde sich trotz allen Sondermotiven, Sonderursachen und Anlässen und trotz der Rolle, welche so und so viele Persönlichkeiten nach der einen oder anderen Seite in der Vorgeschichte gespielt haben, sich darauf zurückführen läßt. Es gilt ebensowohl auch von dem französischen Revanchehaß und der russischen Erbitterung gegen den germanischen Westen und den Wall, welchen gerade das Deutsche Reich an sich und als Schützer Österreich-Ungarns der slawischen Expansion nach Westen und nach dem Orient entgegensetzte. Mit Großbritannien lag die Sache, betrachtet man die Grundzüge, nicht anders. Wachsen der deutschen Macht auf dem Festlande konnte Großbritannien nur bis zu einem gewissen Grade und auch nur unter der Voraussetzung zulässig erscheinen, daß das Deutsche Reich sich als Festlandmacht entweder nach den Wünschen der britischen Politik gebrauchen ließe oder aber durch andere Festlandmächte im Dienste Großbritanniens politisch wie militärisch paralysiert würde. Die andere Seite, welche freilich von dieser getrennt, nie betrachtet werden kann noch darf, war die überseeische: deutsche Weltwirtschaft mit allem, was man überseeische Interessen nennt, Kolonialpolitik und -Wirtschaft, deutsche Geltung auf See und Übersee. Diese Fragen und dieser Konflikt, dessen Anfänge, wie gesagt, seit Jahrzehnten datieren, eigentlich schon seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, sind mit dem August 1914 zum Ausbruche gekommen. Seitdem die großbritannische Politik zu Anfang des neuen Jahrhunderts in ihrer Bemühung gescheitert war, sich das Deutsche Reich in ähnlicher Weise dienstbar zu machen, wie nachher Frankreich, schritt sie zu jener Koalitionspolitik, wie sie seit den Zeiten der Königin Elisabeth zu den britischen Traditionen gehört, wenn es sich darum handelt, die stärkste seefahrende Festlandmacht entweder als solche zu vernichten oder durch die Drohung mit Vernichtung bei Auftauchen irgend einer Streitfrage zum Rückzug zu zwingen und zu demütigen.

Seit Beginn des Krieges hat, soweit sich das beurteilen läßt, in der Meinung des deutschen Volkes über die Ursachen des Krieges eine Entwicklung nach der Seite hin stattgefunden, daß die Meinung: Rußland sei der Brandstifter Europas jetzt weniger Anhänger findet als damals. Abgesehen natürlich vom Auslande, begreift man doch mehr und mehr, daß der eigentliche Brandstifter Großbritannien


(Folgt auf Bg. 32)

Digitized by Google

gewesen ist, daß die britische Politik diesen Krieg organisiert und sorgfältig vorbereitet hat, einmal zur Vernichtung Deutschlands und zugleich ebenso zur Schwächung Rußlands und Frankreichs und damit des ganzen westländischen Europa, das so wieder, wie früher, zum willenlosen Objekt britischer Politik und Wirtschaft werden sollte. Es sei erinnert an die Andeutung, welche Grey beim Abschiede dem Fürsten Lichnowsky machte: England würde dem Deutschen Reiche beim Friedensschlusse nützlicher sein können als kriegführende Macht denn als neutrale. Wie der Reichskanzler im Reichstage richtig sagte, tauchte vor Greys Auge schon das Bild eines zu übermächtigen, gegen Deutschland siegreich gewesenen Rußland auf.

Die verflossenen zwei Kriegsjahre haben gezeigt, daß der britische Plan mißlungen ist. Sie zeigen aber von Monat zu Monat deutlicher, daß der britische Wille zu Deutschlands Vernichtung als Macht im militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sinne die Seele des Krieges und seiner Vorbereitungen bildet und ungeschwächt weiter besteht.. Die britische Blockade Deutschlands bildet, je länger der Krieg dauert, um so mehr ein Mittel der Kriegführung erster Ordnung. In Deutschland sind die Stimmen verstummt, welche noch vor einem halben Jahre behaupteten: nach Herstellung des Weges Berlin—Konstantinopel sei die Blockade und Absperrung Deutschlands von den Meeren verhältnismäßig unwichtig geworden. Das auf dem gleichen Gebiete liegende Schlagwort: dieser Krieg habe den Sieg Moltkes über Mahan gebracht und gezeigt, ist ebenfalls verstummt. Auf der anderen Seite hat England die Vorbereitung des Wirtschaftskrieges gegen Deutschland nach dem militärischen Abschlusse dieses Krieges zu organisieren begonnen. Dieses Unternehmen hat in der Pariser Wirtschaftskonferenz einen vorläufig abschließenden Ausdruck gewonnen, einen Abschluß freilich nur in der Form, daß deutlich erkennbar ist, wohin nach dem Wunsche der britischen Staatsmänner die Reise gehen soll und daß sie alles tun und tun werden, um die ihnen verbündeten und ergebenen Mächte sich auch nach dieser Richtung hin dienstbar und hilfreich zu machen.

Diese Pläne eines Wirtschaftskrieges gegen Deutschland basieren auf dem an sich richtigen Gedanken, daß das deutsche Volk zu einer in der Welt unbeachtlichen Größe herabsinken und das Deutsche Reich sich in seine Bestandteile auflösen würde, wenn auch nur ein beträchtlicher Teil der Pläne des Wirtschaftskrieges sich verwirklichen ließe. Nach den Absichten Großbritanniens und seiner Genossen soll Deutschland nicht nur dauernd seine früheren überseeischen Märkte verlieren, sondern auch seine Marktgebiete in Europa, denn dort wollen unsere jetzigen Gegner und ihre neutralen Schützlinge, soweit sie das sind oder noch werden könnten, deutsche Produktion und Absatz ersetzen und die Märkte beschicken. Zum Beispiel will Großbritannien die Güte haben, uns in Rußland zu ersetzen, vielleicht auch Schweden einen kleinen Teil zu überlassen und damit schon jetzt die schwedische Freundschaft zu gewinnen. Hinter allen diesen Absichten steht allerdings der Gedanke, daß ein erfolgreicher Wirtschaftskrieg vollständige Niederwerfung Deutschlands zur Voraussetzung habe, auf alle Fälle eine solche Erschöpfung nach dem Kriege, daß die Unmöglichkeit bestehe, für die deutsche Industrie usw. konkurrenzfähig zu produzieren und zu verkaufen, wenn gar eben durch eine Wirtschaftskriegsorganisation noch starke Hindernisse hinzukämen. Schließlich mag noch für die dritte Eventualität ein schüchterner Hintergedanke vorhanden sein: daß nämlich die militärische Niederwerfung Deutschlands vielleicht nicht ganz glücken könnte. Dann, so rechnet man in Großbritannien, ist es jedenfalls gelungen, die Kräfte des Deutschen Reiches derart zu lähmen, daß der Wirtschaftskrieg genügend erfolgreich geführt werden kann, um Großbritannien für die nächsten Menschenalter zum min-

Digitized by Google

besten das Wirtschaftsmonopol zu sichern — wennschon im Vereine mit Nordamerika — das es in den Jahrzehnten nach Trafalgar besaß. Dazu kommt die weitere Berechnung: Eine solche wirtschaftliche Beeinträchtigung und Lähmung Deutschlands wird mit zwingender Notwendigkeit zur Folge haben, daß die deutschen Rüstungen zu Wasser und zu Lande nach dem Kriege schon aus Mangel an Mitteln nicht annähernd im bisherigen Umfange fortgesetzt werden können, daß außerdem auch Opposition in der deutschen Bevölkerung, beziehungsweise im deutschen Reichstage im Sinne der Rüstungseinschränkung überwältigend werden würde. Eine zunehmende Abwanderung der Deutschen ins Ausland würde dann vollends eine „deutsche Gefahr" für absehbare Zeit aus der Welt schaffen und jene schönen Zustände wieder hervorrufen, welche die französische Presse vor Monaten dahin charakterisierte: das Deutschland von vor 1860 müsse wieder erstehen, dann würden die Deutschen glücklich und zufrieden und die anderen Völker ungefährdet nur der Gerechtigkeit, der Zivilisation und dem Glücke der Menschheit leben können.

So sind, allerdings nur sehr skizzenhaft umschrieben, die Gedanken, Pläne und Wünsche unserer Gegner. England in erster Linie ist an ihrer Verwirklichung interessiert, England führt auch in dieser Richtung, ja noch mehr: England beseelt diesen Krieg in jedem Sinne. England hat nicht nur das Interesse daran, daß das Deutsche Reich und Volk aus der Überseewirtschaft ausgeschaltet werden, mithin eine Weltgeltung nicht mehr besitze, sondern auch, daß die Geltung Deutschlands in Europa nicht mehr die einer Großmacht sei. Die Art der großbritannischen Kriegführung überall da, wo sie sich frei betätigen konnte und kann, ließ klar erkennen, daß der „Krieg ohne Haß" in Wirklichkeit ein Krieg des Hasses in reiner Form ist. Haß will Vernichtung, und der Krieg, den Großbritannien vom Beginn dieses Krieges an nicht nur gegen die deutschen Kolonien und in ihnen, sondern auch wirtschaftlich in den früher deutschen Überseemärkten neutraler Länder, zum Beispiel in Südamerika führt, ist ein mit allen Mitteln arbeitender Vernichtungskampf. Dieser englische Haß, der sich nur sehr selten in Worten, aber lückenlos überall da in der Tat äußert, wo die Ausführung möglich ist, wird bei uns in Deutschland merkwürdigerweise wenig noch begriffen. Noch immer glaubt man und, was vielleicht noch schlimmer ist: man möchte und will glauben, daß England froh sein würde, sich mit uns auf einer sogenannten mittleren Linie zu verständigen. Natürlich müßte Deutschland dann auch „ein wenig nachgeben". Das führt uns auf die Kernfrage: was das Deutsche Reich durch diesen Krieg erreichen muß, um nach dem Kriege leben zu können, wobei ich unter leben verstehe: seinen Rang in der Welt in jedem Sinne aufrecht zu erhalten und seinem späteren natürlichen Wachstume entsprechend weiter auszubauen. Das ist eine Lebensnotwendigkeit und muß daher selbstverständlich sein. Wir haben aber gesehen, daß der Wille und die Tätigkeit Großbritanniens und seiner Genossen genau in der entgegengesetzten Richtung arbeitet und zum Ziel will. So wird das Ganze zur Machtfrage, und zwar einer Machtfrage, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur durch die Waffen, sondern nicht minder durch die Art des Ergebnisses der Friedensverhandlungen und die Entwicklung, die dann kommt entschieden wird. Ein großes englisches Blatt, außerdem der frühere englische Botschafter zu Berlin, Sir E. Goschen, erklärten: Deutschland müsse sich entweder unterwerfen, oder es werde durch seine übermächtigen Gegner auf den Stand von vor etwa 60 bis 70 Jahren zurückgeführt werden, nämlich zu dem eines reinen Agrarstaates. Darin ist natürlich wieder eine Unwahrheit enthalten, nämlich die, daß, wenn Deutschland sich „unterwürfe", man englischerseits dann glimpflicher mit ihm verfahren würde, als wenn die Unterwerfung gewaltsam erfolgt wäre. England hat aber immer gern



Digitized by Google

mit dem Mittel der Einschüchterung gearbeitet und oft Glück damit gehabt. Wenn das der Fall ist, so gibt es keine billigere Art, um Erfolge zu erzielen. Man ist gerade heute in England und von England aus emsig und geschickt bei der Arbeit, um die Deutschen glauben zu machen, sie würden ein für alle Male verloren sein, wenn sie nicht, solange es noch Zeit sei, nachgäben und das Unrecht gutmachen, was man getan habe. Sir Edward Grey und andere haben das wiederholt angedeutet und ein Chor von Neutralen und Pazifisten erklärte mit warmer Begeisterung: zum ersten Male zeige sich aufrichtige Friedensneigung in öffentlichen Reden britischer Minister, nunmehr sei Deutschland an der Reihe, seinen intransigenten Standpunkt zu verlassen usw. Jedenfalls sei es überaus töricht, ja verbrecherisch, wenn demgegenüber Personen und Strömungen in Deutschland noch an Forderungen festhalten wollten, die einmal nicht erreichbar wären, andererseits einen dauerhaften Frieden unmöglich machen müßten. Daß Deutschland sich mit dem status quo ante bellum begnügen müßte, höchstens abgesehen von einigen Veränderungen im Osten, wird sogar von vielen als eine selbstverständliche Forderung staatsmännischer Weisheit angesehen; wobei zu bemerken ist, daß unter „status quo" hier nicht nur das rein territoriale Element verstanden wird, sondern auch das politisch-staatliche und das wirtschaftliche. Im gleichen Sinne verlangen die englischen Staatsmänner immer wieder als erste grundlegende Voraussetzung für Eintritt in Friedensverhandlungen, daß das Deutsche Reich, und zwar ohne irgend welche Gegenleistung sich bereit erkläre: „das alte Belgien wieder herzustellen und zu entschädigen", „das getane Unrecht wieder gutmachen". Auf deutscher Seite wird demgegenüber empfohlen und andeutungsweise auch verfochten, daß die von den deutschen Heeren besetzten Gebiete, abgesehen vielleicht von einigen im Osten, lediglich als Faustpfänder zu dienen hätten, und zwar als Tauschwerte, um Deutschland wieder in den Besitz seiner Kolonien und womöglich noch weiterer Kolonialgebiete zu setzen. Die Zensurverhältnisse gestatten noch nicht, über diese Dinge deutlich und eingehend zu sprechen. Man darf aber — und man muß es — einen Punkt von höchster Bedeutung beleuchten und über ihn aufklären: daß es sich bei diesen Fragen nicht darum handelt, ob Deutschland dieses oder jenes „nehmen" oder „nicht nehmen" solle, ob es zulässig oder ein Verbrechen sei, zu „annektieren" oder „nicht zu annektieren". Es darf sich als Leitgesichtspunkt vielmehr nur darum handeln, *was das Deutsche Reich und Volk an Grundlagen und Voraussetzungen brauchen, um in Zukunft frei, mächtig und sicher leben zu können.* Dazu gehört außer der vom Reichskanzler hervorgehobenen erhöhten Sicherheit der Grenzen, außer ferner erhöhter Sicherheit der Selbstversorgung im Kriege — und zwar hinsichtlich der Ernährung wie der notwendigen Rohstoffe — das was man *Weltgeltung* zu nennen pflegt.

Die Weltgeltung ist kein imaginärer Begriff, keine Ausgeburt verstiegener politischer Phantasie von einer uferlosen Weltpolitik. Das, was wir unter Weltgeltung verstehen und verstehen müssen, hat nichts zu schaffen mit dem „deutschen Gedanken in der Welt". Ein frei im Raume schwebender deutscher Gedanke oder deutsches Wesen, an welchem sich die Welt aus Neigung und Bewunderung heilen lassen möchte, — das sind Undinger, über die man lachen sollte, wenn sie nicht so viel Unheil schon angerichtet hätten und auch in Zukunft anzurichten geeignet wären. Es liegt in der Tat im Wesen vieler Deutschen, solche meist gefühlsmäßige Schlagworte sich zu machen, sie zu lieben und alles mögliche Große, aber immer ganz Unbestimmte, von ihnen zu hoffen. Vielleicht werden aber doch die Erfahrungen des Krieges etwas Wandel schaffen und auch allen deutschen Gefühlswortliebhabern

Digitized by Google

begreiflich gemacht haben, daß außerhalb der Grenzen heimischen Rechtsschutzes nur die Machtfrage regiert. Die Frage deutscher Weltgeltung aber ist eine Machtfrage. Von der anderen Seite betrachtet, ist sie aber eine Brot- und Existenzfrage für das Deutsche Reich. Sie wird das in noch höherem Maße sein und fortschreitend werden als bisher:

Geltung in der Welt, — das bedeutet die Anerkennung der deutschen Stimme außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, besonders Übersee, in Fragen, welche die Welt und Großmächte dieser Erde beschäftigen oder beschäftigen können. Was sind das für Fragen? Beinahe immer werden sie sich auf Angelegenheiten des Handels und der Wirtschaft zurückführen lassen. Diese Dinge haben längst aufgehört, Privatangelegenheiten von Kaufleuten zu sein. Wenn eine deutsche Firma einen sachkundigen Angestellten über See schickt, um die Eigenschaft irgend eines überseeischen Marktes zu sondieren, so ist das in unseren Zeiten schon ohne Vorschub und womöglich Hilfe überseeischer Vertreter des Deutschen Reiches oft schwer möglich; ein Gebiet übrigens, auf dem es bisher bei uns sehr gefehlt hat. — Faßt nachher die Firma Fuß in dem betreffenden Marktgebiete, und kommt zugleich die Konkurrenz der Kaufleute anderer Nationen, so wird dieser Wettkampf zwischen zwei oder mehreren Privatfirmen allmählich zu einem Interesse der verschiedenen Länder, die Konsulate, die Gesandtschaften oder Botschaften werden mehr und mehr zu Vertretern dieses Interesses und damit wird gleichzeitig aus dem privaten Wettbewerb ein solcher der beiden Mächte. Hinter diesem aber steht immer, ob ausgesprochen oder nicht, die Frage der Macht, und ein Teil von ihr ist eben auch die der Geltung in der Welt. Daraus ergibt sich die weitere Frage, welche Mittel das Deutsche Reich zu solcher Weltgeltung braucht und ob es sich in Besitz derselben bringen kann, andererseits ob es für die Wahrung der angedeuteten Weltinteressen ein anderes Mittel als Weltgeltung gibt.

Wir haben in diesem Kriege die Tatsache erlebt, daß von seinem Beginne an das Deutsche Reich von den Ozeanen abgeschnitten worden ist. Im selben Augenblicke ist auch die Geltung des Deutschen Reiches in der gesamten überseeischen Welt verschwunden. Wenn wir hören, daß in Südamerika, in Afrika und Ostasien unsere Kaufleute und die Interessen der deutschen Firmen dort mit allen Mitteln des Unrechtes vernichtet, daß die neutralen Mächte dort sich zwingen lassen, keine deutschen Waren zu kaufen, ihre deutschen Angestellten zu entlassen, den deutschen Firmen nichts zu verkaufen, auch keine Geldgeschäfte mit Deutschen zu machen, so sind das die einfachen Folgen des Nichtvorhandenseins einer Weltgeltung. Der deutsche Kolonialbesitz sah sich bei Beginn des Krieges auf die meist sehr dürftigen Mittel seiner lokalen Verteidigung angewiesen. Die Heimat hat den Kolonien nicht die geringste Hilfe bieten können, weil infolge der Absperrung die Möglichkeit nicht bestand. Aus dem gleichen Grunde vermochten unsere geringen Auslandsseestreitkräfte sich auf die Dauer nicht zu halten, aus demselben Grunde konnten England und seine Bundesgenossen dem Deutschen Reiche jeden Seeverkehr, den direkten wie den indirekten mit überseeischen Neutralen verhindern. Aus diesem, nun zwei Jahre währenden Zustande ergibt sich einmal, daß es eine Täuschung war, wenn man vor dem Kriege annahm, Deutschland besitze eine auf genügender Macht beruhende Weltgeltung oder aber die Weltgeltung brauche keine Machtgrundlage. Vielfach hatte man bis zum Kriege geglaubt, die deutsche Festlandmacht allein genüge, um durch Übertragungen und Kombinationen auch für die Weltgeltung genügend zu sorgen. In der Tat war dieser Glaube eine Utopie und wäre es auch dann gewesen, wenn die deutsche Politik fertig ge-

Digitized by Google

bracht hätte, Deutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte nicht isolieren zu lassen. Weltgeltung ohne Seegeltung konnte nur einem Bismarck gelingen, und zwar nur in jener Anfangszeit, als die deutschen Weltinteressen einen verhältnismäßig sehr geringen Raum einnahmen, auch die englische Eifersucht noch klein war.

Das zweite wichtige Moment ist die Tatsache — daß es eine Tatsache ist, kann nicht genug beachtet werden —, daß während dieser zwei Kriegsjahre große, zurzeit noch unschätzbare Werte auf und Übersee zerstört worden sind. Eine zweijährige Unterbrechung jeglichen deutschen Überseeverkehrs vernichtet in doppelter Weise, indem sich in die Lücke auf den auswärtigen, früher von Deutschland beschickten Märkten nun der fremde Wettbewerb hineinstürzt. Das gleiche gilt von neuen Schiffahrtslinien, von den Geschäftsverbindungen als solchen, von der Fühlung an sich mit dem Kunden, von dem Verlust vieler Schiffe und, nicht zum wenigsten, sondern vielleicht vor allem, von dem Verluste der deutschen Geltung Übersee, des Respektes vor dem deutschen Namen, nämlich vor deutscher Macht. Zwei und noch mehr Kriegsjahre haben der überseeischen Welt gezeigt, daß das Deutsche Reich machtlos war, denn es mußte dulden, daß alles, was deutscher Fleiß aufgebaut und geleistet hatte, vernichtet wurde.

Die Verbindung zwischen dem europäischen Festlande und überseeischen Ländern ist die See. Wir haben unser überseeisches Eigentum und unsere Geltung verloren, weil keine Machtmittel zur Verfügung standen, um die Absperrung Deutschlands von der See zu verhindern. Daraus ergibt sich, daß für Geltung über See Geltung auf der See eine Notwendigkeit, nämlich die Voraussetzung ist. Und damit kommen wir zur vielbesprochenen Frage der „Freiheit der Meere".

Selten ist ein Schlagwort von unseren Gegnern so gut ausgenutzt worden, selten ist seine Hohlheit so wenig erkannt worden, wie in Deutschland. Sir Edward Grey hat vor einigen Monaten wohlwollend erklärt: Großbritannien werde nach dem Kriege bereit sein, auf einer internationalen Konferenz an einer genauen Begriffsbestimmung der Freiheit der Meere mitzuarbeiten und im Anschlusse daran auch an vertraglichen Festlegungen internationaler Natur zum selben Kapitel. In der deutschen Presse ist das vielfach als ein „Entgegenkommen" verzeichnet worden. In Wirklichkeit steht nun die Sache so, daß Freiheit der Meere in Friedenszeiten eine Selbstverständlichkeit geworden ist, weil niemand sie bestreitet. Wir brauchen darüber keinerlei Bestimmungen, wissen dagegen aus Erfahrung, daß die Bestimmungen, welche für die Freiheit der Meere in gewissen sehr bescheidenen Grenzen international festgesetzt worden waren, sofort mit Ausbruch des Krieges — nach dem englischen Ausdruck — in Fetzen gerissen und ins Meer geworfen worden sind. Wir wissen ferner, daß es stets englischer Brauch gewesen ist, in Friedenszeiten die schönsten internationalen Bestimmungen über Freiheit der Meere, Schutz der Neutralen usw. international festlegen zu lassen und diese dann in einem englischen Kriege als nicht vorhanden zu betrachten, sobald das nützlich erscheint. Es liegt mithin keinerlei deutsches Interesse für Erneuerung solcher Bestimmungen vor. Eine echt deutsche Utopie ist es auch, annehmen zu wollen, daß nach diesem Kriege die anderen seefahrenden Nationen, besonders die Vereinigten Staaten, dafür Sorge tragen würden, daß eine Sperrung der Ozeane nicht wieder stattfinde. Wenn die Vereinigten Staaten von Amerika das gewollt hätten, so würden sie in diesem Kriege es haben durchsetzen können. Die Macht war in ihren Händen und die gesamten seefahrenden neutralen Mächte hätten sich ihnen freudig angeschlossen. In Wirklichkeit haben die Vereinigten Staaten den jetzigen Zustand vorgezogen und begünstigt von Anfang an bis zum heutigen Tage.

Digitized by Google

Es ist nicht nur ungewiß, sondern im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß in einem zukünftigen Kriege sich durch Übereinstimmung aller Seemächte die Freiheit der Meere in Kriegszeiten aufrechterhalten ließe. Das gilt vor allem für Deutschland, welches als kriegführende Partei jedem seiner seefahrenden Gegner das Bestreben nahelegt, die deutschen Meere zu sperren, weil sie so ungemein leicht und erfolgreich sperrbar sind. Es ergibt sich, daß eine Freiheit der Meere im Kriege für Deutschland nur auf der Grundlage eigener Kraft Wert haben kann. Ebenso wie die Überseegeltung nur auf eigener Kraft beruhen kann, kann die Seegeltung nur das Ergebnis eigener Macht sein, denn nur diese vermag uns im Kriege die Meere frei zu machen oder frei zu halten. Darin liegt einbegriffen die Forderung, daß das Deutsche Reich sich die notwendigen Mittel schaffe, damit es erfolgreich um die Seeherrschaft kämpfen kann, auch gegen die größte Seemacht. Das bedeutet nicht, daß wir eine Seeherrschaft für Deutschland erstreben, sondern nur, daß wir stark genug sind, um auch der größten Seemacht und Seemachtskoalition die Seeherrschaft mit Erfolg streitig machen zu können, sei es durch die Drohung des Vorhandenseins unserer Macht oder durch Kampf, wenn er uns aufgezwungen wurde. Dazu brauchen wir schwimmende Mittel ebensowohl wie entsprechende Küstenvoraussetzungen. Beides zu beschaffen ist möglich und liegt in der Macht des Deutschen Reiches, und niemand wird heute mehr zweifeln, daß unsere Seemacht dann in der Lage sein wird, selbst England mit dem erforderlichen Erfolge zu bekämpfen. Damit, ja schon mit der Möglichkeit, wie sie der Welt die Organisierung unserer Machtmittel nach dem Kriege zeigen würde, wäre die deutsche Weltgeltung wieder herzustellen, aber nur damit. Ein anderes Mittel gibt es nicht.

Nun wird seit einigen Monaten im Deutschen Reiche eine Ansicht und Theorie propagiert, welche sich kurz folgendermaßen zusammenfassen läßt: Deutschland braucht nach dem Kriege vor allem ein großes Kolonialreich. Dieses gegen Großbritannien zu erwerben, beziehungsweise wieder zu erhalten, wird nicht möglich sein, also müssen wir Beziehungen zwischen uns und Großbritannien herstellen, welche ein Zusammengehen möglich machen. Wie die vergangenen Jahre gezeigt haben, ist der Gedanke einer starken deutschen Hochseeflotte in erster Linie der Stein des Anstoßes für freundschaftliche und vertrauensvolle britisch-deutsche Beziehungen gewesen. Beschränken wir in Zukunft die deutsche Hochseeflotte auf ein der britischen Admiralität zulässiges Maß, so kann kein Zweifel sein, daß Großbritannien gegen einen deutschen Kolonialbesitz nichts haben wird! —

So lautet die neue Theorie und ist in sich wahrscheinlich ohne Fehler. In der Tat würde Großbritannien uns unsere Kolonien wiedergeben, vielleicht auch sie arrondieren, wenn das Deutsche Reich die belgischen Küsten wie bisher britischer Verfügung überließe, außerdem auf eine starke Hochseeflotte verzichtete. Es würde auch töricht von den britischen Staatsmännern sein, auf ein solches Geschäft nicht einzugehen. Dauerndes Verschwinden deutscher Seegeltung aus den heimischen Gewässern und damit von den Ozeanen würde Großbritannien jederzeit in den Stand setzen, dem Deutschen Reiche die See zu verbieten, es von überseeischen Erdteilen und seinen eigenen Kolonien abzuschneiden. Auf die Zwischenfrage des Lesers: „und die deutschen Unterseeboote“? sei in diesem Zusammenhange nur kurz geantwortet: daß wir einmal die Zukunft dieser Waffe und ihrer Gegenwaffen nicht kennen. Wie die Dinge heute und für absehbare Zeit liegen, würde eine deutsche Unterseebootflotte ohne den Rückhalt einer starken Hochseeflotte auf die Dauer nichts erreichen, sondern dem Untergange oder der Wirkungslosigkeit geweiht sein.

Der Verzicht auf eine starke Hochseeflotte mit den notwendigen Küstenbedingun-

Digitized by Google

gen, welche im deutschen Nordseewinkel allein nicht genügen, würde Großbritannien tatsächlich alles geben, was es braucht: Die Briten könnten jeden überseeischen Wettbewerb des deutschen Kaufmannes vernichten wann sie wollten. Nicht nur daß der deutsche Name ohne eine genügend hinter ihm stehende Seemacht im überseeischen Auslande keine Geltung hätte, sondern Großbritannien könnte gelegentlich jeder Streifrage über weltwirtschaftliche Dinge, überhaupt solche, die mit Seefahrt und Seehandel zusammenhängen, oder mit überseeischen Handelsverträgen usw. die Machtfrage aufwerfen, und zwar ohne Risiko. Wenn jenes sonderbare Programm eines „deutschen Kolonialreiches" auf Kosten deutscher Seegeltung Wirklichkeit würde, dann wäre eine deutsche Weltwirtschaftspolitik eine genau ebenso leere Phrase wie die vom „deutschen Gedanken". Ebenso, ja mehr noch als vor dem Kriege wird eine intensive und erfolgreiche deutsche Weltwirtschaftspolitik notwendig sein, damit das deutsche Volk leben und das Deutsche Reich seinen Rang als wehrhafte Großmacht behaupten könne. Die Widerstände gegen eine solche sind größer geworden und Gewaltiges ist wieder einzuholen, was im Kriege verloren ging. Außerdem muß bedacht werden, daß das deutsche Volk nach dem Kriege Lasten zu tragen haben wird, von deren Größe heute wohl nur verhältnismäßig wenige einen Begriff haben. Je größer aber diese Lasten sind, desto günstiger müssen die Bedingungen sein, unter denen das Deutsche Reich und Volk Weltwirtschaft und Weltwirtschaftspolitik treiben kann. Solche Bedingungen kann uns nur die Kraft zur Weltgeltung schaffen und diese Weltgeltung bedeutet wie gesagt, Überseegeltung, Seegeltung und Küstengeltung. Jeder einzige dieser Faktoren steht in diametralem Gegensatze zum Willen Großbritanniens. Um diese Faktoren ein für alle Male aus der Welt zu schaffen, hat ja Großbritannien den Weltkrieg nach zehnjähriger sorgfältiger Organisierung sich entfesseln lassen. Wir können mithin das, was wir notwendig brauchen, für die deutsche Zukunft nur gegen Großbritannien erringen, nicht mit Großbritannien. Mit Großbritannien werden wir nur dann etwas Deutschland nützliches erringen können, wenn Großbritannien sich dem deutschen Willen fügen muß. Bis jetzt ist das nicht der Fall, und ob es in einem solchen Grade später der Fall sein wird, das wissen wir vorläufig nicht. Eine wirkliche deutsche Weltgeltung, das heißt eine solche auf der Grundlage eigener deutscher Kraft, wird Großbritannien aus freiem Willen niemals zugeben. Es ist einer der bedauerlichsten und bedenklichsten Irrtümer, daß es noch so viele Deutsche gibt, die das nicht glauben wollen. Auf der anderen Seite ist es vielleicht noch bedenklicher und noch bedauerlicher, daß Deutsche glauben: wir könnten doch nicht gegen England aufkommen und müßten deshalb Konzessionen machen, um auch nur den Schein einer Weltwirtschafts- und Kolonialpolitik zu erkaufen und äußerlich zu wahren. Ein realdenkender Mensch muß demgegenüber sagen, daß ein Garnichts viel besser ist als ein Schein. Andererseits lehrt jede wirklich reale und von etwas Sachkenntnis unterstützte Betrachtung und Überlegung der Dinge, daß das Deutsche Reich und Volk gegen England die ihm nötige Weltgeltung erringen kann, wenn es will und alle erforderlichen — tatsächlich zu Gebote stehenden — Mittel anwendet. Die logische Folge hieraus aber ist, daß dieses auch geschehen muß, denn die Weltgeltung ist kein Luxus sondern eine Notwendigkeit. Bei Großbritannien auf See und Übersee zur Miete wohnen, würde kein lukratives Geschäft sein, und wenn Deutschland sich Bedingungen anpaßte, die darauf hinausliefen, so hätte Großbritannien seinen Krieg gegen uns gewonnen, nämlich die Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes verkrüppelt und somit vernichtet.

Digitized by Google

# Die Jahre 1862 bis 1871, gesehen aus einer Frankfurter Kinderstube.

Für einen kleineren Kreis hatte kürzlich Dr. Josef Loehr, Direktor der Bayerischen Handelsbank, diese Kindheitserinnerungen aufgezeichnet; wenn er unserem Drängen nachgebend, uns die Aufzeichnungen, wie sie da sind, zur Veröffentlichung überlassen hat, so darf er des besonderen Dankes unserer Leser sicher sein. D. R.

Ich bin geboren am 25. März 1862 in Frankfurt a. M. in der Eschenheimergasse, zwei Häuser entfernt vom Eschenheimer Turm und habe daher, so nahe geboren einem der ehrwürdigsten Wahrzeichen der Stadt, ein Recht, mich als einen echten und rechten Frankfurter zu betrachten, auch abgesehen davon, daß mein Vater und mein Großvater echte und rechte Frankfurter waren und trotzdem daß meine Mutter eine Münchnerin und bayerische Beamtentochter war.

Das Jahr 1862 hatte auch für andere eine Bedeutung: in demselben wurde in Frankfurt das erste deutsche Schützenfest gefeiert. Ein Schützenfest war damals nicht nur eine Gelegenheit, bei der viel gegessen und getrunken und auch ein wenig geschossen wird, Vaterstadt und Vaterland erwarteten vielmehr von diesem Feste eine wesentliche Förderung der Wünsche der Nation nach einer Neugestaltung ihrer politischen Einrichtungen. Es sollte mir sofort Anlaß geben, erfolgreich in die Angelegenheiten meiner Umgebung einzugreifen. Eine gute Frankfurter Familie mußte natürlich mit dem Erstgeborenen am Festsonntagnachmittag auf die Festwiese ziehen. Ich wurde also von meiner Amme Luise Fischer von Hattersheim in einem prachtvollen Stecktissen in das Empfangszimmer meiner Eltern getragen, wo diese und einige Freunde mich erwarteten. Sogleich aber begann ich fürchterlich zu schreien; auch sonst konnte man bemerken, daß einiges nicht in Ordnung war; kurz ich mußte wieder hinausgetragen werden und es dauerte, sehr zum Ärger der versammelten Herren, zwanzig Minuten, bis ich gereinigt und trockengelegt zum zweiten Male erschien. Da war aber an ein Ausgehen nicht mehr zu denken: der Himmel hatte sich ganz schwarz überzogen, ein starker Wind hatte sich erhoben, ein schweres Gewitter kam und nicht lange danach sah man Leute mit angstvoll verzerrten Zügen, Herren ohne Hut, Damen mit zerbrochenem Sonnenschirm durch das Eschenheimer Tor hereineilen, und die Unglücksbotschaft verbreitete sich, daß der Orkan einen Teil des Daches der Festhalle abgedeckt und wieder niedergeworfen hatte, und eine Reihe von Personen war mehr oder weniger schwer verletzt worden. Meine Mutter aber hielt bis zu ihrem Lebensende daran fest, daß ich der Retter der Familie war und daß ohne mein Eingreifen zu rechter Zeit wir alle verloren gewesen wären.

Das Jahr 1863 brachte neue Ereignisse für die Familie, die Stadt Frankfurt und ganz Deutschland: es wurde bei uns ein Töchterchen geboren und die Freude der Eltern, die nun ein Pärchen hatten, war groß. Kaiser Franz Josef aber, damals ein jugendlicher Monarch von 33 Jahren, lud sämtliche deutschen Fürsten zum sogenannten Fürstenkongreß nach Frankfurt ein, um in gemeinsamer Beratung mit ihnen die Einrichtungen des deutschen Bundes zu reformieren. Ein jeder weiß, daß König Wilhelm von Preußen der Einladung des Kaisers Folge leisten wollte; Bismarck aber ließ es nicht zu, und so zerrannen die Hoffnungen, die sich bei vielen an die Ankündigung des Fürstenkongresses knüpften. Jedesmal, wenn ich hieran denke, fällt mir die



Digitized by Google

Stelle in Dichtung und Wahrheit ein, wo Goethe berichtet, wie der Gesandte Friedrichs des Großen die Illumination zu Ehren der Krönung Josefs II. zu einem schlechten Scherz benutzt hat. Goethe war damals bekanntlich in eine Gesellschaft von jungen Leuten beiderlei Geschlechts geraten, die sich in der Folge als nicht einwandfrei erwies. Man besichtigte miteinander die Beleuchtung, als man erfuhr, Herr von Plotho habe ganz besonders schön geschmückt. Dieser aber bewohnte den Teil des Salhofes, ursprünglich der Palas Ludwigs des Frommen, der, dem Main abgewandt, nach der schmalen Salgasse hinausgeht, und hatte jedes der das alte Gemäuer, bald hoch, bald tief, breit oder schmal und in verschiedenen Abständen unterbrechenden Fenster mit Lichtern umgrenzt, was denn eine unschöne und lächerliche Wirkung hervorbrachte, die der Beschauer leicht mit einer unfreundlichen Gesinnung und einem hämischen Zuge im Charakter seines Herrn in Verbindung bringen konnte. Um diese Wirkung ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß damals noch nicht die Nacht der Geschmacklosigkeit des 19. Jahrhunderts hereingebrochen war. Man war noch in einer Zeit, in der jeder in schönen Linien empfand. Heutzutage hätte vielleicht mancher gar nicht verstanden, daß die Ausschmückung nicht ernst gemeint war. Wenn man das Verhalten Preußens in den Jahren 1764 und 1863 hinsichtlich für Frankfurt wichtiger Ereignisse zusammenhält, fühlt man, dort in einer harmloseren, mehr persönlichen Äußerung, hier in ihrer Betätigung in einer wichtigen sachlichen Frage die über ein Jahrhundert ihre Stetigkeit bewahrende Haltung eines großen politischen Faktors.

Man möge aber nicht denken, daß ich ein Wunderkind gewesen wäre, das mit einem Vierteljahr und mit eineinhalb Jahren bewußt an diesen politischen Ereignissen teilgenommen hätte. Ich weiß von ihnen erst aus späteren Erzählungen. Aber eines ist gleich hier zu bemerken: in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts gingen die Wogen des politischen Lebens in Deutschland hoch, so daß sie in jede Familie ihre Wellen warfen, und anders als in den folgenden stilleren Zeiten mußten auch die Kinder auf Grund der Aufklärungen, die bei Tische und auf Spaziergängen abfielen, den Zeitereignissen folgen. Für die Kinder, welche jetzt den Weltkrieg miterleben, wird es wieder sein wie einst für mich.

Aus der Zeit vor dem 1866er Kriege habe ich zwei mir wertvolle Erinnerungen: ich weiß noch, daß ich mehrmals mit meinem Vater oder meiner Mutter um die Mittagszeit vom Roßmarkt her gegen die Zeil zuging und an der Hauptwache — der hübsche niedrige Barockbau war damals noch eine wirkliche Wache und kein Kaffeehaus — die Bundestruppen aufziehen sah: vorne her eine Anzahl Österreicher in der alten Uniform, dem weißen Waffenrock, den blauen Hosen, dem hohen Tschako mit der schwarzgelben Kokarde, dahinter die Preußen mit der Pickelhaube, dann in Hellblau mit dem Raupenhelm die Bayern, dann Sachsen, Württemberger, Badener oder wen es sonst traf. Ferner weiß ich noch, daß mich mein Vater einmal an einem Nachmittag auf den Roßmarkt zu einer Versammlung von Herren unter freiem Himmel mitnahm. Der ganze Platz schien mir schwarz von Menschen zu sein. Ich hatte vorher gar nicht gewußt, daß es so viele Herren gebe. Und jeder hatte am Arm eine schwarzrotgoldene Binde. Schwarz-Rot-Gold sollten die Farben des alten Reiches sein, eine irrtümliche Annahme, die auch bei der Gründung der deutschen Burschenschaft geteilt wurde. Schwarzrotgold war aber auch ein Programm, und zwar ein großdeutsches und ein demokratisches.

Digitized by Google

Wichtiger war der Geist, in dem meine Umgebung mich heranwachsen ließ. Da meine Weltanschauung bis zu meinem vierten Jahre noch etwas eingeschränkt war, was man mir nicht verübeln wird, so darf ich hier wohl das Zusammengehörige vorbringen, auch insoweit ich es erst in meinen späteren Knabenjahren erfuhr. Denn auch als Frankfurt preußisch geworden war, wurde das bisherige Fühlen und Denken keineswegs gleich ganz umgeändert.

Ich wußte frühzeitig, daß ich ein Deutscher bin und dies erfüllte mich mit namenlosem Stolze. Denn daß die Deutschen das erste Volk der Welt seien, war mir ausgemacht. Allein, daß sie die Buchdruckerkunst erfunden hatten, war dafür ein genügender Beweis und das lehrte mich täglich das Dreimännerdenkmal von Gutenberg, Fust und Schöffer auf dem Roßmarkt. Ich konnte stundenlang darüber nachdenken, daß ich doch auch ein Franzose oder ein Engländer oder gar ein Chinese oder ein Neger hätte werden können und dankte dann dem lieben Gott, daß er mich zu einem Deutschen gemacht hatte. Aber mit den Deutschen hatte es einen Haken: sie hatten ein großes Ideal, ihre Einheit und Einigkeit zu erringen; aber es war unerreichbar, und was das Schlimme war, unerreichbar gerade weil die Deutschen Deutsche waren. Wenn von einem Streite gesprochen wurde, der irgendwo entstanden war, pflegte mein Vater zu sagen: „Es sind Deutsche, darum müssen sie streiten und können nicht einig werden. Wenn zwei Deutsche zusammenkommen, haben sie drei Meinungen!“ Wenn ich mit meinem Vater gehen durfte und wir begegneten einem seiner Bekannten, was auf Schritt und Tritt geschah, endigte das Gespräch selten ohne eine politische Anspielung. Er schied z. B. von einem Freunde mit einer Wendung, worin „unsere 30 Vaterländer“ erwähnt wurden. Wenn wir dann allein waren, fragte ich: „Haben wir wirklich 30 Vaterländer?“ „Ja,“ erwiderte er, „aber *ein* Vaterland wie die Franzosen und die Engländer haben wir leider nicht.“ Mich versetzte dieses Unglück unseres Volkes oft in tiefe Trauer. Ich lernte bald, in welche Stämme und Bundesstaaten Deutschland zerfiel, wie die Hauptstädte der Bundesstaaten hießen; auch die Grundlagen der brotlosen Kunst, die verschiedenen Dialekte nachzumachen, wurden damals gelegt. Der Sitz des Bundestages war ein Mittelpunkt, von dem aus man gerne die verschiedenen Arten der Deutschen überblickte und man liebte es, sie zu vergleichen, ihre charakteristischen Eigenschaften hervorzuheben, besonders in Anekdoten sich darüber lustig zu machen. Die österreichischen Geschichten waren alle nach demselben Schema erfunden und brachten zum Ausdruck, daß der Österreicher, einerlei wie er als Privatmann sein möge, sobald er als Offizier, Soldat oder Zivilbeamter für den Staat tätig ist, von einer hoffnungslosen Unbrauchbarkeit sei, eine Überzeugung, die aber keineswegs Entrüstung erzeugte oder den Wunsch, baldmöglichst gründlich mit solchen Verhältnissen aufzuräumen, vielmehr eine fatalistische und zugleich behagliche Stimmung. Ich habe mir zwei dieser Geschichten gemerkt: In der Nähe von Wien findet man die Leiche eines jugendlichen Selbstmörders. Eine Menge Menschen drängt sich darum. Da kommt ein Sicherheitswachmann, untersucht die Leiche und findet bei ihr nur einen Zettel, der die Worte trägt: „Auch ich war in Arkadien geboren“. „Aber sehngs, meine Herrschaften,“ sagt der Sicherheitswachmann, „wia die Leut' heutzutag' liagn könna; ich kenn' ihm ganz genau, er ist mit mei'm Sohn in Mödling in die Schul' gegangen und jetzt schreibt er, er wär aus Arkadien!“ Die andere Geschichte ist noch gewagter: Ein Herr kommt auf



Digitized by Google

seiner bayerischen Reise in die Gegend von Salzburg und denkt sich, er könnte gut auch dort Geschäfte machen, aber er hat keinen Paß, der damals unerläßlich war, um Österreich zu betreten. „Ach was," sagt ihm in Freilassing der letzte bayerische Wirt, „wenn so ein österreichischer Grenzbeamter nur etwas Gedrucktes und Geschriebenes sieht, dann läßt er Sie schon durch; die sind froh, wenns überhaupt lesen können; da nehmens mei' Speiskarten; wir schneiden das Wort ‚Speisekarte' und die Preise weg; damit kommens schon durch!" Der österreichische Grenzbeamte liest: „ein ausgelöster Kalbskopf, sauere Nieren, gedünstete Leber, ein Kalbsherz, Schweinshaxn". „Ihre Personalbeschreibung ist nicht gerade schmeichelhaft," sagt er, „Sie können passier'n!" Wer heutzutage in Österreich reist, der kann, wenn er aufpaßt, feststellen, daß dort jetzt noch ganz die gleichen Geschichten erzählt werden. Sie waren, wenigstens in ihrer Art, nicht in Frankfurt erfunden, sondern aus Österreich eingeführt. Wir waren damals alle Österreicher in Süd- und Mitteldeutschland. Ein Freund von mir pflegt zu sagen: Wir wissen gar nicht mehr, wie wir verpreußt sind — dieser Ausdruck ist hier in keinem absprechenden Sinne gebraucht —; wer das alte Deutschland wieder finden will, tut am besten, sich in Österreich umzusehen. Die preußischen Geschichten waren das, was man später Kasernhofblüten genannt hat; eine stehende Figur war der Leutnant, welcher sagt: „Was nützt mir der Mantel, wenn er nich jerollt ist!" In den bayerischen Geschichten mußte jemand vorkommen, der in einem mehr oder weniger richtigen Bayerisch eine furchtbare Grobheit sagte, die sich auf irgendeine Weise auf das Bier bezog. Beliebt waren auch Vergleichungen in einer Geschichte oder Frage; man fragte z. B.: „Was ist das, ein großes Gebäude, das man sieht, in Österreich, in Preußen, in Bayern?" Antwort: „In Österreich ein Kloster, in Preußen eine Kaserne, in Bayern eine Bierbrauerei." Man kann leicht erkennen, daß all dies erwachsen war auf dem Boden der Art und Weise, wie ein Frankfurter Kaufmann die Welt ansieht, der reist, um Geschäfte zu machen und gleichzeitig sich zu bilden, damals dem Zuge der Zeit folgend, sich politisch zu bilden. Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der ganze Wilhelm Meister von Haus aus auf derselben Weltanschauung ruht, allerdings in die höchste menschliche und künstlerische Höhe gehoben.

Vielleicht noch größer war mein Stolz, daß ich ein Frankfurter war. Es ist ja bekannt, daß es keinen stärkeren als den Frankfurter Lokalpatriotismus gibt. Frankfurt ist auch die Heimat eines Dichters, der seine Vaterstadt über alles gefeiert hat und dessen Gedichte jeder Frankfurter besitzt. Hoffentlich ist niemand so ungebildet, zu meinen, daß ich von Goethe rede, der ja Frankfurt bald verlassen und auch nicht in der Frankfurter Sprache geschrieben hat, was allerdings nur teilweise richtig ist, denn in den Jugendwerken Goethes kann der Eingeborene an manchen Stellen den Landsmann erkennen. Ich spreche natürlich von Friedrich Stoltze, der gesungen hat:

„Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die so merr wie mei Frankfort gefällt,
Und es will merr net in mein Kopp enei:
Wie kann nor a Mensch net von Frankfort sei!"

Da seine beiden jüngsten Söhne mit mir in die Schule gingen, war ich oft in des Dichters Hause; es war ein rechtes Dichterhäuschen inmitten eines großen Gartens vor der Stadt. Auch der Garten war ganz biedermeierisch, eigentlich

Digitized by Google

nur eine Gemüse- und Obstpflanzung, Blumenbeete, wie man sie in Gärtnereien sieht und vorne ein schüchterner Versuch einer englischen Anlage, ein kleiner Grasplatz mit wenig gepflegten Fliederbüschen. Hier hauste der Dichter mit seiner Familie und verschiedenen Katzen. Der kleine dickliche Herr mit den langen schönen Locken, die aus Blond in Weiß hinübergingen, war besonders freundlich mit mir. Heutigentags stehen in dieser Gegend moderne Villen mit Vorgärten und Gärten hinter dem Haus; aber alles ist ein bischen langweilig. Schon frühzeitig kannte ich alle Gassen und Winkel der Stadt, alle geschichtlich merkwürdigen Stellen und Bauwerke, und in Frankfurt haben diese ja das Schöne, daß sie wie für die Stadt, so für unser ganzes Vaterland von Interesse sind. Vielleicht stellt sich der Leser einmal im Geiste mit mir in den Tagen meiner Kindheit auf die alte Mainbrücke, die, wie fast alle alten Brücken bei den deutschen Städten im 13. Jahrhundert erbaut, ein schönes Zeugnis für den praktischen und zugleich künstlerischen Sinn unserer Altvordern und von manchen Sagen umwoben war. Auf ihr war vor allem ein Standbild Karls des Großen, des Gründers der Stadt und des Heiligen Römischen Reiches; kein großes Kunstwerk, aber ehrwürdig für den gläubigen Beschauer stand dort der große Kaiser, mit den Reichsinsignien angetan, im langen Bart, den er zwar nicht hatte, ohne den man sich Karl den Großen aber von Rechts wegen nicht vorstellen kann. Auch Albrecht Dürer hat ihn auf seinem berühmten Bild in Nürnberg so dargestellt. Zu jener Zeit war Karl der Große, abgesehen von dem unglücklichen Kaiserling Günther von Schwarzburg, dessen schönes gotisches Grabdenkmal im Chor des Frankfurter Domes steht, der einzige Fürst, der in Frankfurt ein Standbild hatte. Ich dachte mir damals immer, daß er noch unser Herrscher sei, trotzdem daß er seit über tausend Jahren tot war. Wenn man diesen kindischen Gedanken in einem höheren Sinne auffaßt, war er gar nicht so unrichtig. Die Diplomatie zur Zeit des deutschen Bundes hat bekanntlich den Begriff der troisième Allemagne gebildet als Bezeichung für das Deutschland, das weder österreichisch noch preußisch war. Wer innerhalb dieses dritten Deutschlands wenigstens in einem größeren Bundesstaate lebte, der fühlte sich doch, so unbefriedigend die politischen Einrichtungen waren, als ein Glied eines zwar kleinen, aber lebendigen staatlichen Organismus. Aber für den freien Reichsstädter im zerfallenden Reiche oder nach dem Untergang des Reiches, was war für den das die Nation zusammenfassende Gemeinwesen, in dem die Stadt Halt und Schutz finden sollte, anders als eine bloße Erinnerung an eine entschwundene Zeit? Wandte man, vor Karl dem Großen stehend und mainabwärts schauend, den Blick nach links, so sah man zunächst die Vorstadt Sachsenhausen, entstanden aus einer von Karl dem Großen geschaffenen Ansiedlung gefangener Sachsen. Die Sachsenhäuser haben, wahrscheinlich seit Wittekinds Zeiten, den Ruhm unübertrefflicher Grobheit. Bekannt ist, daß hier einmal Karl August und Goethe gingen und ersterer mit Befriedigung feststellte, wie oft in Goethes Heimat der Götz von Berlichingen zitiert wird. Etwas weiter liegt der Sandhof; dorthin fuhr man in meiner Kindheit an Sonn- und Feiertagen mit Kähnen hinüber, um Kaffee oder Wein zu trinken, und „sah den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten". Das ist jetzt längst vorbei, aber als Wasserhof hat dieser Ausflugsort in Fausts Osterspaziergang ein ewiges Leben. Und nun rechts die Stadt, überragt von Dach und Turm des Domes, der wie ein Schäferhund seine Herde bewacht. Da meine Eltern beide katho-

Digitized by Google

lisch waren, kam ich bloß in die drei alten katholischen Kirchen; in die protestantischen Kirchen traute ich mich nicht recht, da ich nicht hineingehörte; selbst in der Paulskirche war ich selten, trotzdem sie doch zugleich ein politischer Tempel ist und mein Vater mir oft mit Stolz erzählte, daß er im Jahre 1848 dort als Turner mit die Wache vor dem deutschen Parlament gehalten hat. Die mädchenhafte Lieblichkeit der Liebfrauenkirche, der altertümliche Ernst der Leonhardskirche, die im Äußern zum Teil noch romanisch ist, waren auch dem Knaben fühlbar, der von Kunstgeschichte noch keine Ahnung hatte. Dagegen fürchtete ich mich als Kind jedesmal, wenn ich in den Dom mußte; er ist so dunkel, daß man, außer in den Vormittagsstunden, wenn das Licht von Osten kommt, fast nichts sieht als die Lichter der Kerzen und den Schein der Glasgemälde; dazu kommt, daß sein Langhaus verhältnismäßig kurz und das Querschiff besonders ausgebildet ist; auch das verwirrte mich, weil ich nie wußte, was vorne und was hinten war. Erst im Jahre 1869 wurde mir der Dom vertrauter, als ich im Chor der Hochzeit meiner Tante Rosa, einer wesentlich jüngeren Stiefschwester meines Vaters, beiwohnte. Sie heiratete nach Deidesheim. Sie war eine wunderschöne Braut: ihr schwarzes Haar, die scharfgeschnittene Nase, die zarte und doch volle Figur, umflossen von einer Wolke von Mull — denn so gingen die Damen damals zum Traualtar —, dies war ein Bild, das ich noch heute vor mir sehe. Bald aber zogen mich die Fresken an, in denen ein Maler in der Darstellung des Martyriums des heiligen Bartholomäus, dem die Kirche geweiht ist, seine mittelalterliche Grausamkeit in unschädlicher Weise hat austoben lassen. Über den Henkersknechten mit dem Messer im Munde, die die weiße Haut vom roten Fleisch abziehen — der heilige Bartholomäus ist geschunden worden —, hätte ich bald die ganze Hochzeit vergessen. Dann interessierte es mich aber, daß meine Großmutter, wie ich sie nie gesehen, ein lila Seidenkleid anhatte und in ein Spitzentüchlein weinte, während ich doch eine Hochzeit für ein freudiges Ereignis gehalten hatte. Mein Vater sagte mir hintennach auf meine Frage, das müsse so sein. Ich habe auch nie mehr eine Hochzeit mitgemacht, bei der die Brautmutter nicht ein lila Seidenkleid angehabt und in ein Spitzentüchlein geweint hätte. An den Dom ist die Wahlkapelle der deutschen Kaiser angebaut. Sie sah in meiner Kindheit nicht viel besser aus als ein Stall. Man hat sie inzwischen etwas hergerichtet, außen und innen, ohne daß sie deswegen viel mehr Interesse bieten würde. Wer in reiferen Jahren in Frankreich und England die Baudenkmäler kennen lernt, in denen sich dort die Königsmacht schon vor Jahrhunderten ausdrückte und damit die bescheidenen Erinnerungsstätten vergleicht, die wir in Deutschland von unserem Kaisertum haben, insoweit es nicht aus landesfürstlicher Macht seine Kraft schöpfte, dem wird der ganze Jammer unserer Kaisergeschichte klar. Damals wußte ich davon noch nichts. Jeder Frankfurter Schüler kennt die breiteren Steine im Pflaster des Römerberges, auf denen bei den Kaiserkrönungen die Küche aufgeschlagen wurde, worin man den ganzen Ochsen briet, und weiß, daß der Gerechtigkeitsbrunnen vor dem Römer an solchen Tagen nicht Wasser, sondern weißen und roten Wein spie. Heilige Schauer aber überrieselten einen, wenn man mit seinem Paten oder einem älteren Verwandten die Kaisertreppe im Römer emporsteigen durfte; die hohen Türen öffneten sich und man stand im Kaisersaal, worin sämtliche Kaiser von Karl dem Großen an bis zu Franz II. abgebildet sind. Die Kindheit und das einfache Volk lieben

Digitized by Google

es, die Welt im Lichte des Wunderbaren zu sehen und so bekam man denn auch erklärt, daß, als das Bildnis Franz II. an der Wand angebracht war, kein Raum mehr für einen Kaiser da war und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation untergehen mußte. Ich glaube, so wird jetzt noch den Besuchern gesagt. Da kann man den Finger Gottes in der Geschichte leibhaftig vor sich sehen und die Angst der Generationen des 18. Jahrhunderts sich vorstellen: Jetzt ist im Frankfurter Kaisersaal nur noch Platz für zwei, jetzt nur noch für einen, jetzt für gar keinen Kaiser mehr und nach wenigen Jahren wird das Reich nach tausendjährigem Bestand zu Grabe getragen. Wenn man erfährt, daß sämtliche Bildnisse erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts aus Beiträgen deutscher Fürsten, Städte und edler Stifter angebracht worden sind, erscheint es einem weniger wunderbar, daß es mit dem Raum so schön hinausgegangen ist.

Und nun denke man sich, man habe am Vorabend eines Festtages auf der Brücke gestanden, wenn alle Glocken der Stadt erklangen, und nun setzt mit dumpfen vollen Schlägen auch die Karolusglocke ein — man muß den Ton auf die zweite Silbe legen, um der üblichen Aussprache gerecht zu werden, und ich dachte mir etwa, Kaiser Karl habe sie eigenhändig oben im Pfarrturm aufgehängt —, dann war's, als ob Stadt und Vorstadt, Fluß und Himmel ein Lied anstimmten, in dem Vaterstadt und Vaterland sich ineinander schlangen. Dann konnte man sich wohl ganz Deutschland vorstellen im Bilde eines herrlichen Festzuges, wie er im Jahre meiner Geburt durch die Eschenheimergasse zog: vorne her, ob ihres herzlichen Wesens und als alte Träger des Kaisergedankens von allen verehrt, die Österreicher, dann, von manchen mehr geachtet als geliebt, die Preußen, dann die lustigen Bayern und so alle deutschen Stämme; Musikbanden wechseln im Zuge, Frauen und Mädchen werfen Blumen von den Fenstern hinab; oder man dachte sich Deutschland als eine prächtige Auffahrt seiner geliebten Fürsten, wie sie im Geburtsjahr meiner Schwester in das Bundespalais in der Eschenheimergasse und von da zum Römer ging. Gewiß war in all dem viel überkommene Gewohnheit, es war aber auch Treue darin zu einer auf ein Jahrtausend zurückgehenden Erinnerung voll von Größe, Macht und Herrlichkeit, eine Liebe, die alle umarmte, die ihr Blut für des Vaterlandes Größe gegeben hatten, es war — ich übertreibe nicht — dem Heiligsten in den Herzen zunächst wohnend, ein Stück Religion. Vielleicht hätte mancher, der sich als ein kleiner Bismarck vorkam, bis vor kurzem solche Anschauungen als längst überholt und eines Realisten, der man doch sein müsse, unwürdig verlacht. Seit wir an Österreichs Seite nun eineinhalb Jahre lang einen Kampf um unser Leben kämpfen, finden die Gedanken und Empfindungen, welche unsere Eltern und Voreltern für die deutschen politischen Dinge hatten, wohl wieder Verständnis und Achtung. Und anderseits, wie steigt die Größe des Mannes, dem wir unsere Einheit verdanken, wenn man sich vergegenwärtigt, mit wieviel Wurzeln des Gemütes die hergebrachte Auffassung in den Herzen des größten Teiles der Nation befestigt war, wie wächst für uns die Kühnheit seiner Tat, die den notwendigen Schnitt wagte! Wenn ich mich frage, wann ich zuerst den Namen Bismarck gehört habe, so muß ich sagen, ich habe ihn niemals nicht gehört. Als ich anfing, damit eine Vorstellung zu verbinden, war sein Klang mir längst bekannt. Die ganze Verwandtschaft hatte in meinen Kinderjahren die Gewohnheit, die Sonntagnachmittage bei der Tante Pirard zuzubringen, einer Tante meines Vaters, welche als Witwe eines bel-

Digitized by Google

gischen Kaufmanns in auskömmlichen Verhältnissen auf dem Röderberg, einer Anhöhe vor der Stadt, eine hübsche Villa in einem großen, schönen Garten bewohnte. Dort trank man Kaffee und aß Kuchen dabei, spielte im Garten, besichtigte die Gewächshäuser und sah von der Altane des Gartens hinunter auf die Züge, die im Hanauer Bahnhof verschoben und zusammengestellt wurden. Die Tante Pirard hatte einen großen roten Kater, vor dessen Bösartigkeit wir Kinder gewarnt wurden. Dieser hieß Bismarck, wahrscheinlich aus derselben freundlichen Gesinnung heraus, die heute noch in der Pfalz Hunde Melac nennen soll. Ich weiß noch, daß ich zuerst glaubte, dieser Kater sei jener Bismarck, der nur genannt wurde als etwas Böses und Unheilbringendes. Bald aber wurde mir klar, daß die Sache nicht so einfach war, und auch für mich wurde Bismarck der Mann, der in Preußen nach seinem Gutdünken befahl, der Mann von Blut und Eisen, der sich nicht gescheut hatte, zu erklären, daß Macht vor Recht gehe, der alle Fortschritte des aufgeklärten 19. Jahrhunderts austilgen und die Welt in einen mittelalterlichen Zustand zurückversetzen wollte, dem das Schlimmste zuzutrauen war, vorausgesetzt, daß nicht die göttliche Gerechtigkeit vorher den Verbrecher unschädlich machen würde.

Ich erinnere mich noch genau an den Abend des 16. Juli 1866, an dem die Preußen in Frankfurt einrückten. Es war ein schwüler Abend und in der inneren Stadt, in der wir wohnten, die dumpfe Luft erfüllt von Gerüchen. Die ganze Familie war beisammen in einer Stimmung, wie die Tauben sie haben mögen, wenn ein Habicht am Himmel kreist. Auf einmal schellte es, worauf die Dienstmädchen zu kreischen anfingen. Mein Vater mußte selbst die Wohnungstür öffnen. Das hatte aber den Preußen zulange gedauert und sie pumperten mit den Gewehrkolben an die Glastür, was ein neues Gekreische der Mädchen hervorrief. Als mein Vater aufmachte, standen vier preußische Soldaten draußen und wiesen bescheiden und anständig ihre Quartierzettel vor. Ich hatte an diesem Tage ein für mich neues Wort gehört, „plündern", denn die Mädchen, wie übrigens auch mancher Bürger, hatten gemeint, die preußischen Soldaten würden plündern. Das geschah natürlich nicht und die Mädchen hatten ihre Habseligkeiten umsonst versteckt. Schon am nächsten Tage waren die Kinder mit den Soldaten gut Freund. Aus dem 70er Kriege, an den ich natürlich eine wesentlich genauere Erinnerung habe, weiß ich noch, daß die Soldaten nur die unangenehme Eigenschaft hatten, etwas zu riechen, und daß sie immer, wenn man gerade mit ihnen spielen wollte, zum Appell mußten. Die erschreckende Aufregung, die den ganzen Tag, besonders bei meiner Mutter herrschte, ist mir späterhin durch den Umstand etwas klarer geworden, daß wir vierzehn Tage nach dem Einzuge der Preußen, wie wir sagten: ein „neues Brüderchen" bekamen.

Unsere Freiheit war nun dahin. Der zweite Bürgermeister hatte sich erschossen. Er war gefallen wie ein antiker Staatsmann, dessen Politik den Beifall der Götter nicht gefunden hatte. Die staatsrechtlichen Umänderungen, welche der Krieg mit sich brachte, fanden den Weg zu einem gewissen Verständnis bei mir durch die neuen Briefmarken des Norddeutschen Bundes.

Die neue preußische Herrschaft zeigte sich vor allem in zwei Erscheinungsformen, im Militär und der Polizei. Das preußische Militär, zuerst noch immer verhaßt, wo es neu hinkam, war auch noch immer das größte Werbemittel für den preußischen Staatsgedanken. Nach Frankfurt kam das 81. In-

Digitized by Google

fanterieregiment und nach Bockenheim, also unmittelbar vor Frankfurts Tore, Dragoner. Auch der grimmigste Preußenhasser kann es nicht verhindern, daß die Damen der Familie, wenn das Militär mit Musik vorbeizieht, hinter den Vorhängen herausspitzen und daß die Dienstmädchen zum Fenster hinaussehen oder auf die Straße eilen, und trotz mancher Ohrfeige lassen es die Buben sich nicht nehmen, im gleichen Schritt und Tritt vor der Parade herzuziehen. Bis etwa zum Jahre 1870 waren die ersten Frankfurter Familien mit dem österreichischen Militäradel verschwägert. Die österreichischen Offiziere, die in Garnison nach Frankfurt und Mainz gekommen waren und ihre Kameraden, die sie besuchten, waren nicht abgeneigt, ein hübsches, wohlerzogenes und bemitteltes Frankfurter Mädchen heimzuführen. Seit dem Deutsch-Französischen Kriege hat auch hierin Preußen in Frankfurt Österreich abgelöst. Als erste Frankfurter Gesellschaft betrachtet sich und wird von andern betrachtet ein Kreis von Familien, unter welchen die Hugenottenfamilien, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nach Frankfurt gekommen waren, wenn nicht der Grundstock, so doch ein wesentliches Teil sind. Die vormaligen Hugenotten bilden zusammen die französisch-reformierte Gemeinde und halten nicht nur für den Gottesdienst, sondern auch für die Behandlung ihrer Kirchengemeinde-Angelegenheiten noch heute an der französischen Sprache fest. Daß diese Gewohnheit heutigentags etwas Künstliches an sich hat, geht aus einem Vorfall hervor, der sich vor etwa 25 Jahren zugetragen hat: Eines schönen Tages saß der Gemeindeausschuß beisammen, alles gute alte und junge Frankfurter, und berieten über eine bauliche Angelegenheit des Gotteshauses und der Referent begann: „Et maintenant, messieurs, nous devons parler de la nouvelle —, de la nouvelle —, de la nouvelle —"; auf einmal rief er: „No, wie heißt denn Wasserleitung auf französch?" Die andern wußten es aber auch nicht. Man holte nun ein Wörterbuch herbei, das wohl für diese Fälle bereit gehalten wird und fand: die Wasserleitung — la conduite, und nun konnte die Verhandlung wieder weitergehen. Schneller vollzog sich die Amalgamierung mit dem preußischen Militär in den niederen Ständen, erleichtert dadurch, daß die Köchinnen, Zimmermädchen, Kammerjungfern usw. keine Eingeborenen, sondern aus der Nachbarschaft zugewandert waren und deshalb keine Verpflichtung zum spezifischen Frankfurter Nationalhaß hatten. So haben schon bald preußische Feldwebel und Wachtmeister in Frankfurt ihr Eheglück begründet. Daß die Annäherung zwischen den beiden Geschlechtern sich nicht nur in der Form der Eheschließung vollzieht, ist dabei selbstverständlich.

Drückender war die Polizei. Denn das Militär zog schließlich nur von Zeit zu Zeit an einem vorüber; die Herrschaft der Polizei hörte dagegen nie auf. Die preußischen Schutzleute hatten schon das Unangenehme, daß sie auf ihrem Helm ein silbernes W hatten, um jedermann ständig daran zu erinnern, daß er nun unter einem Wilhelm stand, statt unter dem geliebten weißen Adler auf rotem Feld mit der Devise: „Stark im Recht". Mein Vater pflegte damals zu sagen: „Ich weiß nicht, sind wir jetzt schwach im Recht oder stark im Unrecht". Die preußischen Schutzleute kannten alle Verordnungen, die es gab, und was das Merkwürdige war, sie wollten, daß sie auch ausgeführt wurden, nebenbei bemerkt, mit einer schnarrenden Stimme, die jeden ärgern mußte. Erzählungen über Plackereien durch die Polizei gingen nicht aus. In der Brönnerstraße, in die wir im Jahre 1867 gezogen waren, hatte sich einmal bei Tauwetter ein

Digitized by Google

See gebildet, weil der Hausdiener im Nebenhaus die Gosse nicht aufgeeist hatte. Ein Schutzmann erschien und sagte es ihm gehörig mit dem Erfolg, daß der Mann widerwillig seine Pflicht erfüllte. Die Dienerschaft und die Kinder der ganzen Straße liefen neugierig zusammen und hörten, wie der schuldige Hausdiener dem Schutzmann zurief: „Des Wasser kann net den Berg enufflaafe". Das hatte nun der Schutzmann auch gewußt und darum handelte es sich gewiß nicht. Die ganze Straße triumphierte aber über die gute Antwort, die der Frankfurter Hausdiener dem preußischen Schutzmann gegeben habe. Eine lustige Geschichte ereignete sich damals auch in unserm Familienkreise: Bekanntlich hingen früher vor den Schirmgeschäften große blecherne Schirme — man kann sie auch noch jetzt da und dort sehen — und sie waren in jeder Stadt abwechselnd ein Feld weiß und eines rot angestrichen. Eines Tages saßen mein Vater und wir Kinder um den Mittagtisch herum, während meine Mutter sich, wie dies den Damen hie und da passiert, mit Kommissionen in der Stadt aufgehalten hatte. Endlich kam sie und sagte: „Also, das Neueste vom Polizeipräsidenten: die Schirme vor den Schirmgeschäften dürfen jetzt nicht mehr rot und weiß angestrichen sein; sie müssen schwarz und weiß bemalt werden". Also statt der Frankfurter die preußischen Farben. Mein Vater bekam beinahe einen Wutanfall, als meine Mutter zu lachen anfing und sagte, es wäre gar nicht wahr, sie hätte sich die Geschichte nur auf dem Heimwege ausgedacht, um meinen Vater zu necken. Natürlich lachte er mit und die lustige Erfindung meiner Mutter wurde im Bekanntenkreise viel belacht.

Man hat den Frankfurtern oft vorgehalten, daß es ein Glück für sie ist, daß sie preußisch geworden sind. Wenn ich auch, von den Eindrücken der Kindheit nicht ganz loskommend, mir manchmal noch denken muß, es wäre schön, wenn Frankfurt als vierte freie Stadt im Reiche auf der Landkarte rot eingegrenzt wäre, so muß doch, wer gerecht denkt, zugeben, daß Frankfurt niemals die wirtschaftliche Stellung, die es jetzt einnimmt, erreicht hätte, wenn die Tüchtigkeit seiner Bewohner nicht durch die Zugehörigkeit zu einem großen Staat und durch den Weitblick und die Tatkraft des preußischen Beamtentums ergänzt worden wäre. Es sei nur an die Kanalisierung des Mains und an alle Vorteile erinnert, welche die preußische Eisenbahnverwaltung Frankfurt gebracht hat. In der Mitte der 60er Jahre hatte es 78 000 Einwohner, jetzt rund 300 000 mehr. Etwa ums Jahr 1880 mußte Frankfurt seine Bedeutung als erster Bank- und Börsenplatz in Deutschland an Berlin abgeben. Dies wäre als Folge der Gründung des Reiches über kurz oder lang doch gekommen. Als kleines politisches Gemeinwesen hätte die Stadt, die im Bank- und Börsenwesen immer noch einen hohen Rang einnimmt, nicht ihre jetzige Bedeutung im Warenhandel und in der Industrie erringen können und wäre wohl ungefähr geworden, was Lübeck war, ehe ihm der Elbe-Trave-Kanal einen Aufschwung gebracht hat, eine Stadt mit einer großen Vergangenheit und einer eingeschlafenen Gegenwart, einem schwachen Fremdenverkehr, der kümmerlich durch die mittelalterlichen Denkstätten aufrecht erhalten wird; man ist froh, wenn man aus der muffigen Atmosphäre und den veralteten Gasthöfen wieder draußen ist. In jenen Jahren aber dachte man nur an die Freiheit.

Ich habe wohl kaum in meinem Leben unter etwas so gelitten, wie damals unter dem Verluste der Frankfurter Selbständigkeit. Wenn ich abends vor dem Einschlafen oder morgens vor dem Aufstehen im Bett lag, machte ich immer

Digitized by Google

Pläne, um meiner Vaterstadt ihre Freiheit wiederzugewinnen. Sie waren alle auf eine Art konstruiert: ich dachte mir nämlich aus, ich würde eine furchtbar edle Tat begehen, worauf der König von Preußen mich kommen ließe, damit ich mir eine Gnade ausbitte und die wäre gewesen, daß Frankfurt wieder frei würde. Ich brauche nicht zu sagen, daß keiner dieser Pläne auch nur zu einem Anfang der Ausführung gediehen ist.

Treitschke weist in seiner deutschen Geschichte und sonst gerne darauf hin, daß die Vereinigung mit Preußen, im Anfang vielfach beklagt und bekämpft, noch immer von den Einwohnern neuer Landesteile nach einigen Jahrzehnten gesegnet worden sei und daß sie besonders zum Nutzen der niederen Kreise gewirkt habe, die vorher von den Vorteilen ausgeschlossen gewesen wären, welche sich nur gewisse bevorrechtigte Kreise sicherten. Zweifellos war in Altfrankfurt der Frankfurter Bürger eine Art höheres Wesen. Ob andere darunter besonders litten, wage ich nicht zu entscheiden. Daß die Verwaltung eine Generation vor mir in Frankfurt eine ziemlich patriarchalische war, geht aus einem Zeitbild hervor, das mein Vater, der mir die Geschichte oft erzählt hat, einem Jugendfreunde, dem nachmaligen Polizeirat L. verdankte. Mein Vater war 1824 geboren und sein Gewährsmann etwas jünger. So mag die Geschichte ins Jahr 1835 zu setzen sein. Der nachmalige Polizeirat war der Sohn des damaligen Direktors der Frankfurter Gefangenenanstalt. Die scharfe Trennung zwischen Zuchthaus und Gefängnis, die unser Reichsstrafgesetzbuch durchgeführt hat, gab es damals noch nicht. In der Strafanstalt war nun ein alter Mann, dem einige in seinen stürmischen Jugendjahren vorgekommene Überschreitungen der gesellschaftlichen Ordnung lebenslängliche Einsperrung eingetragen hatten. Im Alter wird jeder Mensch konservativer und so war auch er ein ruhiger Bürger von mehr oder weniger normalen Anschauungen geworden. Man wird es daher begreifen, daß er am Samstag nachmittag seinen Ausgang hatte und daß er seinen Liebling, eben den Sohn seines Direktors, mitnehmen durfte. Kein Mensch, der alte Zuchthäusler am wenigsten, dachte daran, daß er einmal nicht mehr zurückkommen könnte. Wo wäre er so gut versorgt gewesen, wie von der freien Stadt Frankfurt? Wenn nun die beiden Ausgang hatten, nahmen sie immer zuerst ihren Weg hinunter an den Main, wo die Bauern aus der Umgegend angefahren kamen: denn der alte Mann wollte doch seinem Liebling gerne eine Freude machen und dort gab es immer etwas zu mausen, eine eiserne Kette, ein Paar Stiefel, eine Bauernjacke, und das verschwand kunstgerecht in seinen Taschen. Damit ging man dann in die Judengasse zu einem Hehler, und für den Erlös wurden je nach der Jahreszeit Kirschen, Trauben oder Äpfel gekauft. Nie hätte der alte Mann etwas davon angerührt und nie der Knabe zu Hause etwas verraten. Denn die Jugend hat in solchen Dingen ein peinliches Ehrgefühl, besonders wenn das Interesse sich damit verbindet. Der spätere Polizeirat hatte aber, sehr zu seinem Nutzen, so schon in früher Jugend ein kriminalistisches Praktikum.

So patriarchalisch war es in meiner Kindheit nicht mehr. Immerhin fand die preußische Verwaltung in Frankfurt manches zu ändern vor, was ich am eigenen Leibe erfahren konnte: Als ich 6 Jahre alt war, im Jahre 1868, hätte ich nach altem, deutschem Recht in die Schule kommen sollen. Allein damit war es nichts, denn ich wurde kurz vorher an einem Unterleibstyphus schwer krank, und an diese Krankheit reihten sich zwei andere. Dreimal in einem Jahre

Digitized by Google

war ich von den Ärzten aufgegeben, und als ich wieder aufstehen durfte und aus dem Bett stieg, schlug ich den langen Weg hin und mußte das Gehen erst wieder lernen. In der zweiten Hälfte des Jahres war ich aber so weit, daß ich Privatunterricht bei einem Lehrer nehmen konnte, der mich befähigte, im Jahre 1869 in die zweite Klasse einzutreten. Mein Lehrer war Herr Rack und wohnte in der Schlachthausgasse beim Dom. Nicht nur, daß ich in dieser Gasse beim Durchgehen das Röcheln und Gurgeln der sterbenden Ochsen hören mußte, schon wenn ich vom Domplatz aus in die Schlachthausgasse einbog, geriet ich in einen abscheulichen Geruch hinein, der von verfaulten Fleisch- und Hautteilen, Blut und allerlei Abfällen herrühren mochte. Der Gestank wurde in der Gasse selbst so entsetzlich, daß ich jetzt noch nur mit Grauen daran denken kann; ich hielt mir die Nase zu und lief, was ich konnte, bis ich oben im zweiten Stock bei meinem lieben Lehrer war, dessen Stübchen hinten hinausging und vom Main her frische Luft bekam. Dort wurde ich in die Grundlagen der Wissenschaft vom kleinen I bis zum großen X und Y eingeweiht. Herr Rack ist mir noch in der Erinnerung als ein rotblonder Jüngling mit einer Hakennase, der etwas Schillersches an sich hatte. Anfangs der 70er Jahre ist dann der neue Schlacht- und Viehhof außerhalb der Stadt eröffnet worden.

Als ich einige Zeit in der Schule war, war einmal darin eine Zählung, zu welchem Zwecke weiß ich nicht mehr. Jeder Schüler mußte aufstehen und Namen, Stand des Vaters, Religionsbekenntnis und Staatsangehörigkeit angeben. Bei der Staatsangehörigkeit sagte jeder Frankfurter Bub: „E Mußpreuß". Die Lehrer, die selbst gute Frankfurter waren, hatten nichts dagegen. Nur ein Mitschüler, der Sohn eines preußischen Subalternbeamten, der nach dem Kriege nach Frankfurt gekommen war, sagte stolz und korrekt: „Ein Preuße".

Wir bekamen verhältnismäßig früh Geschichtsunterricht und zwar nach dem damals verbreiteten Lehrbuche Welters Weltgeschichte. Ich verschlang dieses Buch förmlich und führe dies darauf zurück, daß es die Geschichte an der Hand der Geschichtschreibung der Alten vortrug; insbesondere die vorderasiatische und die griechische Geschichte bis nach den Perserkriegen war nichts als ein Auszug aus Herodot. Die kindliche Einfachheit des Vaters der Geschichte, die einem doch auf jeder Lebensstufe als das höchste an Durchdringung des Stoffes, Weisheit und Kunst erscheint, machte mir die auftretenden Personen vertrauter als die aus irgendeinem Märchen oder sonst einer Erzählung. Die Lehrbücher, die ich später erhielt, haben reichlich bewirkt, mir den Geschichtsunterricht langweilig zu machen; ob sie es fertigbringen, den Gymnasiasten zu einer kritischeren Betrachtung der erhaltenen Berichte zu erziehen, möchte ich bezweifeln. Eine Frucht meiner geschichtlichen Studien war ein Gedicht, ein Schlachtgesang der Messenier im Kampfe gegen die Spartaner mit deutlichen Anspielungen auf die Beziehungen zwischen Frankfurt und Preußen. Einer Verkettung glücklicher Umstände ist es zu verdanken, daß dieses Gedicht nicht erhalten ist. Ich liebte es damals, Analogien zwischen der altgriechischen und der deutschen Geschichte zu finden. Ich war überzeugt, daß die Franken als die Jonier unter den Deutschen anzusprechen seien. Gereifter war ich schon, als ich auch die Ausbildung des mazedonischen Königreichs für meine Analogien verwandte; nur bestand der Unterschied, daß die deutsche Geschichte zwei Mazedonien gebildet hatte, die dann natürlich in Streit geraten mußten. Mit beeinflußt für diesen Gedanken hatte mich ein Holzschnitt, den ich einmal in der Buchgasse in einer

Digitized by Google

Auslage gesehen hatte; er zeigte den Doppeladler des Heiligen Römischen Reiches, aber die beiden Köpfe, die sonst kühn nach rechts und links jedem auswärtigen Feinde entgegenblicken, hatten sich gegeneinander gewandt und zerfleischten sich mit ihren Schnäbeln.

Um jene Zeit begann ich auch, zuerst gegen Verbot, Zeitung zu lesen. Meine Eltern hielten sich das Frankfurter Journal, damals in einem ziemlich großen Bezirke Mittel- und Westdeutschlands eine vielgelesene Zeitung. Ihr Beiblatt, die Didaskalia, war mit Recht als Unterhaltungsblatt, das zugleich, wie der Name sagte, belehren wollte, geschätzt. Ich fing an mit den „Miszellen" überschriebenen kleinen Artikeln im Beiblatt. Frankreich hatte wieder einmal einen Aufschwung genommen, der Paris für fast alles, was äußere Zivilisation anbelangt, tonangebend machte. Von den Tuilerien ging ein Glanz aus, der die ganze Welt überstrahlte. Man hat bekanntlich damals das Wort geprägt, daß Frankreich an der Spitze der Zivilisation marschiere. Die Miszellen enthielten zum großen Teil Geschichten aus den Tuilerien. Bald war es ein witziges Wort des Kaisers, bald eine elegante Neuerung der Kaiserin, bald eine lustige Verwechslung, die sich beim letzten Feste oder der letzten Truppenbesichtigung zugetragen hatte. Es war, wie wenn man einen Stein in einen Teich wirft und sich Kreise um Kreise bilden, die immer weiter gehen. So ging all dies von einem kleinen Kreise in den Tuilerien nach und nach durch die ganze Welt. Auch den politischen Teil des Blattes las ich, ohne alles zu verstehen. Eines fiel mir darin besonders auf: In den Korrespondenzen aus fremden Hauptstädten, besonders aus Paris und London schrieben Männer, die, wie aus ihren Artikeln hervorging, Deutsche waren und gebrauchten dabei, sobald sie im betreffenden Lande waren, das Wörtchen „wir" in dem Sinne „wir Franzosen", „wir Engländer"; einmal im fremden Land fühlten sie sich verpflichtet, die Welt wie Eingeborene desselben anzusehen, nicht mehr deutsche Interessen, sondern nur noch die fremden Interessen zu kennen und, auch gegen deutsche Interessen, zu vertreten. Ich sprach darüber später mit meinem Vater, der erwiderte, leider gehe der Deutsche in fremden Ländern fast immer im fremden Volke auf. In dem Maße, wie in jenen Korrespondenzen, geschieht dies ja nicht mehr. Mein Vater hatte in jungen Jahren größere Reisen gemacht und sich mehrere Jahre in England, Holland und Belgien aufgehalten. Er liebte es, die Dinge bei uns mit denen des Auslandes zu vergleichen, wobei er keineswegs nur die fremden Vorzüge anerkannte. Ich habe damals ein lebhaftes Schamgefühl empfunden, daß unser Volksbewußtsein so schwach war.

Der Sommer 1870 war gekommen und der politische Himmel hatte sich verdüstert. Was immer über die Emser Depesche gesagt worden ist, von den Franzosen, die Bismarck den Depeschenfälscher nennen, und von Bismarck selbst, es bleibt dabei, daß Frankreich, vertreten durch Benedetti, Deutschland in der Person König Wilhelms in frecher Weise herausfordern wollte. Die Empörung darüber war auch in meiner Umgebung allgemein. Jeder wußte, daß er als Deutscher hinter den vornehmen Mann zu treten hatte, in dem jeder beleidigt war. Vielleicht nicht ohne Interesse ist es, wie ich den Ausbruch des Krieges erfuhr: Ich kam gegen Mittag durch die Katharinenpforte, die Straße, welche den Hirschgraben gegen Norden verlängert, gegen die Zeil zu, als ich eine Menge Leute gegen die Zeil zueilen sah. Auf einmal hörte ich jemand neben mir sagen: „Die Judde' mache' die Läde' zu". Ich lief nun mit auf die Zeil

Digitized by Google

und sah, daß alle Läden geschlossen wurden, übrigens nicht nur von Juden, sondern auch von Christen und man sagte: „Es ist Krieg mit Frankreich". Ich habe mich oft gefragt, warum damals die Läden auf der Zeil geschlossen wurden. Man konnte doch nicht annehmen, daß die Franzosen sofort einrücken würden und, wenn ich mich nicht täusche, wurden sie am Nachmittag wieder geöffnet. Ich erkläre mir die Sache so, daß die Kriegserklärung auf das Vorstellungsleben des Ladenbesitzers einwirkte wie ein Zusammbruch aller festen Verhältnisse, so wie beim Konkurs des Geschäftsmannes oder „wegen Todesfall", seltener „wegen Todesfalls" die Läden geschlossen werden. Die Eindrücke der Kindheit haften bekanntlich am festesten. Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, ertappte ich mich mehrmals dabei, daß ich in den Münchner Straßen nachsah, ob nicht die Läden geschlossen würden und mußte mir immer wieder sagen, daß der Ladenschluß kein wesentlicher Bestandteil für einen rechtsförmlichen Kriegsbeginn sei. Ob näher der Grenze die Läden geschlossen wurden, ist mir unbekannt.

Nun begann eine heroische Zeit: so oft eine neue Siegesdepesche kam, zogen Reihen von Knaben, die halbe Zeil einnehmend, daher und sangen die „Wacht am Rhein", und die Begeisterung war so groß, daß man, die sonst üblichen Gesetze der Jugend außer acht lassend, Arm in Arm mit Schülern aus anderen Klassen, ja aus anderen Schulen ging. Der Krieg war uns wie ein Kampf zwischen zwei Schulklassen: es war ein fortwährender Jubel, daß wir den andern über waren. Die ernsten Köpfe der Erwachsenen verstanden wir nicht. Die Trauer über das vergossene edle Blut, die wirtschaftlichen Sorgen der Familienväter und -Mütter sind dem Knabenalter unbekannt.

Der Krieg versetzte manche Frankfurter in eine eigenartige Geistesverfassung. Man freute sich über die deutschen Siege und ärgerte sich über die preußischen Siege. Da dies aber dieselben Siege waren, ließen sich die beiden Stimmungen schwer vereinigen. Ich erinnere mich auch, daß in verschiedenen Familien ruhig erörtert wurde, auf welcher Seite man mit seinen Sympathien stehe und daß manche Leute inner- und außerhalb Frankfurts, besonders Damen, auf französischer Seite waren.

Ich bezog damals einen Teil meiner Bildung von unserer Hausschneiderin. Dieses gute alte Mädchen ging von der Meinung aus, daß dann, wenn die Hände zu tun haben. auch der Mund nicht feiern solle, und da sie eine vielleicht in manchem etwas eigenartige, aber in sich abgerundete Weltanschauung besaß, so konnte man etwas von ihr lernen. Als König Wilhelm die Würde eines Deutschen Kaisers angenommen hatte, Paris gefallen und es offensichtlich war, daß die Franzosen den Deutschen gegenüber nicht mehr aufkommen konnten, sagte sie eines Tages zu uns Kindern: „Jetz' muß die Kaiserin Augusta die Mode' mache'; wann se 's nur so gut kann wie die Euschenie!" So malte sich in diesem Kopfe die Drehung, die das Rad der Weltgeschichte durch den Krieg 1870/71 erfahren hatte. Und man muß wohl sagen, es ist bedauerlich, daß unsere Hausschneiderin die hohe Frau so überschätzt hat. Hätte dieselbe innerhalb einer echt weiblichen Betätigungssphäre ihrem Geiste einen so hohen Flug gestattet, so wäre jedenfalls Bismarck manche schwere Stunde erspart geblieben. Kleiderangelegenheiten sind bei den Frauen was bei den Männern der Alkohol ist: wenn der Geist aus irgendeinem Grunde aus dem Gleichgewicht geraten ist, dann wird bei Frauen durch etwas zum Anziehen, bei den Männern durch einen Trunk die Uhr wieder richtig gestellt.

Digitized by Google

Als der Frieden geschlossen war — Bismarck hat ihn, um den Frankfurtern auch etwas zukommen zu lassen, zu einem Frankfurter Frieden gemacht — und die Truppen wieder ihren Einzug hielten, wurde durch die ganze Zeil und über den Roßmarkt ein Triumphgang aus Laubgewinde gebaut, der sich mitten auf dem Roßmarkt zu einem kleinen Rundbau erweiterte, über dem eine Kaiserkrone schwebte. Mit dieser konnte sich manches republikanische und demokratische Frankfurter Herz nicht befreunden. Ich weiß noch, daß ich am Tage vor dem Einzug der Truppen die Ausschmückung mit meinem Vater besichtigen durfte und bei dieser Kaiserkrone Äußerungen hörte, die von einer Majestätsbeleidigung nicht weit entfernt waren. Die Stimmung einer Bevölkerung konzentriert sich immer auf einzelne Personen, die in hervorragender Stellung stehen. Etwa zwanzig Jahre danach bin ich nach langer Abwesenheit wieder in Frankfurt gewesen zum Besuche bei einem Freunde. Er holte mich damals am neuen Bahnhof ab. Mit Frankfurter Stolz rühmte mein Freund alle Vorzüge desselben und fügte bei, verschiedene Leute hätten, um eine Terrainspekulation zu machen, den Bahnhof gerne etwas weiter hinausgelegt gesehen. „Awwer unser alter Herr hat 's nit zugewwe. Er hat gesagt, e Bahnhof is für Leut', wo vereise' wolle un' nit für Leut', wo spekulier'n wolle'!" Unser alter Herr! Da scheint sich manches in meiner lieben Vaterstadt gegen meine Kindheit geändert zu haben, dachte ich mir da. Als ich nach München wieder heimkam, erzählte ich dieses Erlebnis einer alten Dame, mit der ich befreundet war. Sie, die viel von der Welt kannte und für diese Erfahrungen volles Verständnis hatte, lachte dazu von Herzen und sagte: „Aber was sich in Frankfurt ändern mag, an ihrer schönen Sprache halten die Frankfurter fest!"

Einige Monate nach dem Friedensschlusse durfte ich meine erste größere Reise machen. Sie ging in die Pfalz zu meiner lieben Tante. Es traf sich, daß die Mutter meines Onkels, die in Frankfurt Verwandte besucht hatte, heimfuhr; ich hatte daher eine Begleitung. Eine solche Reise war damals noch nicht so bequem wie heutigen Tags. Speisewagen gab es noch nicht. Wir mußten mehrfach umsteigen und eilen, um den Anschluß nicht zu versäumen. Da wir über die Mittagszeit fuhren, bekamen wir rechten Hunger. Zum Glück hatte ich im letzten Augenblick noch einen Weck in meine Hosentasche gesteckt. Den zog ich zwischen Worms und Ludwigshafen heraus. Da bat mich die alte Dame, ihr die Hälfte zu geben, was ich auch gerne tat. Nach der Ankunft erzählte sie, ihr Hunger sei so groß gewesen, daß sie einen halben Weck, wie sie auf gut pfälzisch sagte, „aus eme Buwesäckelche" gegessen hätte. Ich verstand diese Bemerkung damals gar nicht, muß aber jetzt zugeben, daß damit schon ein hoher Grad von Hunger erwiesen ist. Nachdem sie den halben Weck gegessen hatte, schien sie doch auch etwas mißtrauisch wegen der Gesellschaft geworden zu sein, in der dieser sich befunden hatte und fragte mich, was ich denn noch in der Tasche hätte. Glücklicherweise waren nur ein paar Bleistifte und ein Radiergummi darin und nicht etwa ein toter Maulwurf. In Deidesheim begann für mich ein neues Leben. In der Familie meines Onkels gingen umfängliche Mittagessen herum mit guten Weinen, von denen ich aber nichts bekam. Abends saßen wir bis tief in die Nacht, manchmal gar bis ½10 Uhr, in der Laube im Garten, während die Nachtfalter ihre Köpfe an die Lampe anstießen, oder wir gingen nach dem Abendessen auf die Landstraße nach Forst und sahen die Blitze ferner Gewitter hinter Worms und Heidelberg. Die Deidesheimer Herren waren stolz

Digitized by Google

auf ihre deutschnationale Gesinnung. Die Pfalz fing damals an, das zu werden, was sie einige Jahrzehnte hindurch war, die Hochburg des Nationalliberalismus. Mit meinen Altersgenossen machte ich vielfach Wanderungen in die Täler und auf die Höhen der Hardt. Einmal brachte ich bei einer solchen Gelegenheit die Wendung vor, daß sie Bayern seien. Da kam ich aber schön an: „Mir sin koi Baire," sagten sie, „mir sin Pälzer". Ärger war das, was man von Gassenbuben hören konnte: wenn die sich schimpften und alle Zusammensetzungen mit Sau verbraucht hatten, dann kam als letzter Trumpf, der die größte Verachtung ausdrückte: „Du Brussieh!"

Vielleicht mag der eine oder andere sich denken, daß es besser wäre, dies und einiges andere, was ich berichtet habe — Dinge, die man heutigen Tags nicht mehr versteht oder gegen die sich gar unser Gefühl empört —, zu verschweigen. Aber damit würde ich mich gegen die geschichtliche Wahrheit versündigen. Und dann: es schadet gar nichts, wenn jüngere Leute, die meine bescheidenen Kindheitserinnerungen lesen sollten und die meistens das, was wir heute haben, als so selbstverständlich erachten, ein Bild davon bekommen, aus welchem Elend sich das deutsche Volk emporarbeiten mußte. Vor allem aber: unser Reich steht so fest in jedem deutschen Herzen, daß ein Schaden nicht mehr angestiftet werden kann durch die Erzählung von Tatsachen aus der Zeit, da wir noch in den politischen Kinderschuhen steckten. Unser Nationalgefühl ist noch jung und in manchem auch heute noch schwächer als bei andern Völkern, aber in der Stunde der Not, als uns alle überfielen und ein leichtes Spiel mit uns zu haben glaubten, da war es auf dem Plan mindestens wie bei irgendeinem andern Volk und es geschah, was der größte Deutsche unserer Zeit vorausgesagt hatte: das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee brannte auf wie eine Pulvermine!

In der Pfalz lernte ich auch den ersten Auslandsdeutschen kennen. Er hatte sich in jungen Jahren in Paris niedergelassen und dort mit einer Französin verheiratet. Er gehörte zu den Deutschen, die durch die republikanische Regierung ausgewiesen worden waren und war noch nicht wieder zurückgekehrt. Diese Ausweisungen haben damals in ganz Deutschland eine große Entrüstung ausgelöst. Was hätte man erst gesagt, wenn man nur einen Teil der Gemeinheiten kennen gelernt hätte, die beim Ausbruche des Weltkrieges und während desselben im Auslande an Deutschen und an deutschem Eigentum verübt worden sind! Gleichwohl vertrat er auf das Lebhafteste, daß das Recht nicht auf seiten der Preußen, sondern der Franzosen gewesen sei. Seine Brüder lachten ihn aus, wenn er davon anfing. Seine Frau war in Paris zurückgeblieben, aber sein Söhnchen hatte er mitgebracht. Natürlich hieß dies Marcel und sprach nur französisch. Da die Großmutter des Kleinen ihm auf diesem Gebiete nicht folgen konnte, umarmte sie nur ihr Enkelchen, so oft sich Gelegenheit bot und sagte dabei: „Och, moi Matzelche, och, moi Matzelche!"

Zwei Jahre später erhielt mein Vater einen Antrag, die kaufmännische Leitung einer bayerischen Aktiengesellschaft zu übernehmen, und da der Antrag und seine Bedingungen ihm gefielen und er auf diese Weise aus Preußen fortkam, nahm er an. Damit war die genialische Periode meines Lebens, in der ich mich, wie gezeigt, so lebhaft in der Politik betätigt hatte, vorüber und ich ging unter in der Masse der bayerischen Lateinschüler.

Digitized by Google

# Die Ausnutzung pflanzlicher Nahrung.

Von Hans Friedenthal in Nikolassee bei Berlin.

Wir hatten vor dem Krieg Professor Friedenthal gebeten, seine Entdeckungen und Erfindungen zur besseren Ausnützung der Pflanzennahrung auf Grund der Erfahrungen im Säuglingsheim Nikolassee in den S. M. (Mai 1914) darzulegen; vielleicht findet der vorliegende Aufsatz eine durch die Kriegsverhältnisse wesentlich verstärkte Beachtung. D. R.

Das Gewicht der Menschheit auf der Erde ist in jährlichem raschen und in seiner Geschwindigkeit sich teilweise noch steigerndem Anwachsen begriffen. Als Regulator für die Geschwindigkeit des Menschenwachstums dient die Menge der jährlich von der Erdoberfläche erzeugten pflanzlichen Nahrung. Der jährliche Zuwachs an Menschensubstanz kann die von der Jahresproduktion an Pflanzenstoffen gegebene Menge nicht überschreiten. Wir können rechnen, daß auf dem Umwege über das Tier nur etwa der dritte Teil der verfügbaren Nahrung für den Menschen ausgenutzt wird, während bei direktem Genuß verdaulicher pflanzlicher Nahrung über 60 Prozent, also sehr viel mehr dem Menschen zur Verfügung stände. Von unsern Haustieren genießen aber nur die Schweinearten Stoffe, welche für den Menschen als Nahrung ohne weiteres Verwendung finden könnten, die übrigen Schlachttiere genießen Grünfutter und vor allem Rauhfutter, an deren Ausnutzung der menschliche Verdauungstraktus nicht angepaßt ist. Wir können sagen, daß im Durchschnitt unsere Haustiere nicht als Konkurrenten um die dem Menschen zur Verfügung stehende Nahrung anzusehen sind, sondern daß im Gegenteil die dem Menschen zur Verfügung stehende Nahrung fast um das Gewicht der produzierten Haustiere vermehrt worden ist. Die Mengen an Körnerfrüchten und Kartoffeln, welche von Hühnern und Schweinen verzehrt werden, sowie die Landflächen, welche für Futtermittel der Haustiere Verwendung finden, statt dem Körnerbau zu dienen, fallen nicht ins Gewicht gegenüber der Verwertung von Nahrung durch unsere Haustiere, welche von dem Menschen direkt nicht einmal zu einem in Betracht kommenden Bruchteil ausgenutzt werden könnten. Die vielfachen Mittel der Kultur, um die Verwertung der natürlichen Nahrung für den Menschen zu erleichtern, haben bisher nicht zu einer Erweiterung der ausnutzbaren Pflanzennährstoffe von seiten der Menschen geführt. Durch Kochen und Backen, durch Mahlen und Zerkleinern wird die Aufnahme der Pflanzenstoffe erleichtert und die Zahl der dem Zentralnervensystem zufließenden Sinnesreize durch Erhöhung des Genusses der einzunehmenden Nahrung gesteigert, die Zeit der Nahrungsaufnahme verkleinert und ein Teil der Verdauungsarbeit dem Körper abgenommen, und doch ist mit allen bisherigen Hilfsmitteln der Zubereitung der Nahrung der Mensch den andern omnivoren Tierarten gegenüber nicht wesentlich im Vorteil und der Vorsprung der spezifisch angepaßten reinen Pflanzenfresser, namentlich der Wiederkäuer nicht aufgehoben. Der Mensch nutzt wie die andern Omnivoren im wesentlichen nur die mit Reservestoffen angefüllten Pflanzenteile (Früchte, Wurzeln, Knollen) aus, während die lebendige Substanz der Pflanzen und das eigentliche Pflanzengewebe nur von den reinen Pflanzenfressern mit ihrer spezifischen Anpassung des Verdauungstraktus zweckmäßig aus-



Digitized by Google

genutzt wird, von den Omnivoren dagegen nur gelegentlich mitgenossen wird. Gerade die Kernstoffe und eiweißreichsten Pflanzenteile, welche für den Gewebeaufbau des Menschen von der größten Wichtigkeit wären, wie namentlich die Blätter der Pflanzen, können bisher vom Menschen weder roh noch gekocht genügend ausgenutzt werden. Es ist keineswegs nur der hohe Eisengehalt des Spinats, welcher seit langem die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich gezogen hat, der uns veranlassen sollte, die Aufschließung von Grünfutter für die menschliche Ernährung zu erstreben, sondern es ist der reiche Gehalt an Protoplasma und an allen Wachstumsbausteinen, der im Gegensatze zu den bisher bevorzugten Reservestoffen der Pflanzen dem Aufbau menschlichen Gewebes namentlich in der Zeit rascher Regeneration nach erschöpfenden Krankheiten oder bei raschem Wachstum dienlich wäre. Bei der innern chemischen Gleichartigkeit aller lebendigen Substanz bedarf es nur der Verdaulichkeit und der Abwesenheit störender Stoffwechselprodukte, damit alles Lebende geeignet ist, allem anderen organisch sich nährenden Lebenden zur Nahrung zu dienen: wir haben aber keinerlei Anhalt für die Vermutung, daß pflanzliches Protoplasma chemisch wesentlich anders zusammengesetzt ist als tierisches Protoplasma und daher ungeeigneter für den Aufbau menschlicher Gewebe. Bei einigen Pflanzen macht die Anwesenheit von Giften im Zellsaft das Gewebe roh ungenießbar (Fliegenpilz, Maniokwurzel); nach Entfernung von Giften und Bitterstoffen bildet die Verpackung des Pflanzengewebes den einzigen Grund gegen die Verwertung als Menschennahrung. Die Schwerverdaulichkeit der Pflanzengewebe beruht einzig und allein, soweit wie bisher bekannt, in der Verpackung des pflanzlichen Protoplasmas in Zellulosenwände. Die Auflösung der Zellulosenwände der Pflanzenzellen soll bei einzelnen Tieren durch chemische Spaltung mit Hilfe eines in den Verdauungssäften enthaltenen Enzyms (Zellulase) vor sich gehen, Biedermann berichtet mit aller Bestimmtheit, daß die Schneckenleber Zellulase absondert; auch vom Karpfen wurde die Fähigkeit des Karpfendarms, Zellulase abzusondern, behauptet, aber auf Grund von Versuchen bezweifelt. Da bei keinem Wirbeltier die Fähigkeit eines Verdauungssekretes, Zellulose zu zerlegen, bisher einwandfrei nachgewiesen ist, steht der Befund von Zellulasebildung bei Krebs und Schnecke einzig da. Sollten vielleicht die Mollusken wie die Tunicaten zelluloseähnliche Substanz in ihrem Leibe beherbergen? Die Schneckenleber zerlegt Zellulose in Zucker. Bei der Zerlegung von Zellulose entsteht meist Traubenzucker, nicht selten aber auch d-Mannose. Bei der Zerlegung der Hemizellulose in den Pflanzen, welche im Gegensatz zur Zellulose durch heiße verdünnte Mineralsäuren verzuckert werden, fand man als Spaltungsprodukte Galaktose und d-Mannose, aber auch Arabinose und Xylose. Es ist wichtig, die zellulosespaltenden Enzyme nach der Art der Zellulosespaltung zu benennen. Die Schneckenleber soll Glykozellulase produzieren, welche die Zellulose in Zuckerarten spaltet; die zellulosespaltenden Enzyme der Bakterien dagegen erzeugen entweder Wasserstoff (Hydrogeniozellulasewirkung) oder Sumpfgas (Methylzellulasewirkung). Beim Menschen ist in keinem Darmsekret bisher ein Zellulose verzuckerndes oder spaltendes Enzym mit Sicherheit nachgewiesen worden. Der Verfasser möchte an dieser Stelle einem Bedenken Ausdruck geben. Ist es

Digitized by Google

möglich, daß ein Tier ein Enzym absondert gegen eine Substanz, welche in seiner Leibessubstanz nicht enthalten ist? Eine Aufklärung der Zellulasebildung bei Tieren ohne Zellulose wäre für die allgemeine Theorie der Enzymbildung von grundlegender Wichtigkeit.

Die übergroße Mehrheit der Tiere besitzt keine eigene Waffe gegen die Zelluloseverpackung des Pflanzenprotoplasmas, sondern zerreißt entweder mechanisch durch Mundorgane die Zellwände oder bedient sich in weit wirksamerer Weise der Symbiose mit Zellulase produzierenden Bakterien, um die Nährstoffe in den Pflanzen zu befreien. In den meisten Fällen finden wir bei Pflanzenfressern eine Kombination von ausgiebiger mechanischer Zertrümmerung der Zellwände durch den Kauakt und nachfolgender chemischer Aufschließung in bakterienhaltigen Gärkammern innerhalb des Verdauungstraktus.

Die Pflanzenfresser unter den einzelligen Lebewesen, den Protisten, besitzen nur chemische Mittel, um die Verpackung der Pflanzenzellen zu lösen. Die Amöben verschlucken die Pflanzenzellen ganz und lösen in erst sauren, später alkalischen Verdauungsflüssigkeiten die Zellwände. Gewisse Amöben, wie Vampyrella spirogyrae, bohren die Zellwände an und saugen durch die enge Öffnung den verdaulichen Protoplasmaleib der Pflanzenzelle in sich ein. Die nähere Verfolgung des Verdauungsprozesses von Pflanzenzellen bei Amöben hätte für den Menschen insofern ein hohes Interesse, als die Leukocyten der Säugetiere bekanntlich Bakterien mit ihren Zelluloseh üllen aus Blut und Gewebesäften wie die Amöben in sich aufnehmen und die aufgenommenen Bakterien im Zellinnern sich chemisch verändern. Das Schicksal der derart aufgenommenen, freilich recht kleinen Zellulosemengen ist bisher nicht weiter verfolgt worden, obwohl eine Zellulasebildung im Innern menschlicher Leukocyten bisher nicht angenommen wurde. Aus eigener Beobachtung weiß Verfasser, daß von Leukocyten gefressene Bakterien sich lange Zeit (mehrere Tage) im Zellinnern aufhalten können ohne Auflösung der Zellmembranen.

Von niederen Metazoen nehmen pflanzenfressende Würmer die Pflanzenzellen durch amöboide Nahrungsaufnahmen von seiten der Darmzellen auf; dagegen finden wir bei den Mollusken bereits ausgebildete Zertrümmerungsorgane der Zellwände, wie die Radula der Schnecken neben chemischer Auflösung durch das Leberfekret. Bei den Insekten fehlt anscheinend ausgiebige chemische Auflösung der Zellwände durch Zellulase. Ein Teil der Insekten nährt sich von Blütenhonig, die übrigen sind zum Teil im wesentlichen auf die Nahrung angewiesen, welche aus den von ihren Mundwerkzeugen angebissenen Zellen herausquillt. Namentlich bei den pflanzenfressenden Raupen der Schmetterlinge macht sich die Kürze ihres Darmes und Fehlen genügender Mengen von Zellulase in der unglaublichen Größe der Futtermenge sehr auffällig bemerklich. Während parasitär lebende Schlupfwespen an Nahrung nur das Fünffache ihres Endgewichtes bedürfen, wenn sie sich im Innern der Larve einer Holzwespe auf Kosten von deren Körpersäften entwickeln, brauchen (nach Hesse-Doflein)[1]) Raupen des Maulbeerspinners 12.5 Kilogramm Maulbeerblätter, das Fünftausendfache ihres Endgewich-

[1]) Tierbau und Tierleben Bd. 1, S. 354, Leipzig 1910.



Digitized by Google

tes, bis zur Verpuppung. Die Maulbeerspinnerraupe nutzt nur die Nährstoffe der von ihren Kiefern angeschnittenen Pflanzenzellen aus, während ein übergroßer Teil der genossenen Blattmengen wie beim Menschen fast unverändert den Darmkanal passiert. Bei den Wirbeltieren, Fischen, Vögeln und Säugetieren mit ihren sehr ausgiebigen Anpassungen an die Ausnutzung der Pflanzennahrung rechnet man ungefähr das Doppelte an Nahrungsgewicht auf die Pflanzenfresser gegenüber gleichgroßen Fleischfressern, während bei den pflanzenfressenden Schildkröten außerordentlich große Nahrungsmengen im Vergleich mit andern Wirbeltieren für das Wachstum benötigt werden.

Bei den Säugetieren finden wir trotz innerer Gleichförmigkeit der Mittel zur Lösung der Pflanzenzellwände doch eine sehr große Mannigfaltigkeit der Formen der Verdauungsorgane und der Zerkleinerungswerkzeuge. Die sehr verschiedene Konsistenz der verschiedenen Pflanzenteile beeinflußte in maßgebender Weise die Mundwerkzeuge und Verdauungsorgane der Säugetiere. Der einzige Blütenhonigsauger unter den Säugetieren, der in seiner Nahrung als Konkurrent der Kolibris und Schmetterlingsschwärmer auftritt und mit überlanger Zunge den Honig aus den Trichterblüten des australischen Busches saugt, konnte sein Gebiß aufs äußerste reduzieren und hat in Anpassung an die leicht resorbierbare Nahrung als einziges Beuteltier sein Coecum eingebüßt. Es ist dies die australische Beutelspitzmaus.

Bei den fruchtfressenden Großfledermäusen, den fliegenden Hunden, steht das spitze Fischfressergebiß in erstaunlichem Gegensatz zu der Nahrung, welche so gut wie ausschließlich aus dem Saft weicher Früchte besteht. Wie der Verfasser an seinem gefangen gehaltenen fliegenden Hund beobachten konnte, wird die Nahrung ausschließlich in hängendem Zustand, den Kopf nach unten gerichtet, eingenommen, so daß die gesamte Schluckbewegung immer nach oben gerichtet ist, der Schwere entgegen. Das Tier genießt vor allem den Saft der Früchte und spuckt die festen Teile wieder aus, nachdem der Saft durch Kaubewegungen, die, wie bei Raubtieren, nur in vertikaler Ebene erfolgen, ausgedrückt worden ist. Die Futterverschwendung, welche das Genießen von Fruchtsaft mit sich bringt, ist so groß, daß ein fliegender Hund am Tage ein Mehrfaches seines Leibesgewichtes an frischen Früchten verbrauchen kann. Die fliegenden Hunde sollen in der Freiheit übrigens auch kleinere Fische fressen, was mit ihrem Gebiß weit besser übereinstimmt als die offenbar noch in der Entwicklung begriffene Anpassung an den Genuß von Fruchtsaft. Die übrigen Pflanzenfresser unter den Säugetieren nähren sich nicht von Blütenhonig oder Fruchtsaft, sondern entweder von den grünen Pflanzengeweben, Zweigspitzen, Knospen und Blättern oder von den pflanzlichen Reservestoffbehältern, wie Früchten, Knollen und Wurzeln, die Seekühe allein von Tangen. In beiden Fällen müssen die Zellwände sowohl durch Kauen zerrissen werden, wie auch in Gärkammern die Zellulosewände durch Bakterienzellulase aufgelöst werden. Bei den Stummelaffen, den Känguruhs und den Wiederkäuern dienen Teile des Magens als Gärkammer, bei einer großen Zahl von Pflanzenfressern aber der Blinddarm respektive der Dickdarm. Ich nenne hier die Nagetiere, die Einhufer, Schweine, Halbaffen und Affen mit Einschluß des Menschen.

Digitized by Google

Die speziellen Anpassungen unserer Haustiere an die Aufschließung der Pflanzenstoffe sind von Zuntz und seinen Schülern, namentlich Markoff, ausführlich behandelt worden; dagegen fehlt es bisher so gut wie ganz an entsprechenden Untersuchungen über die spezielle Anpassung des Menschen an die Ausnutzung roher pflanzlicher Nahrung. Von den dem Menschen nächstverwandten Säugetieren, Affen und Halbaffen, genießt die Mehrzahl gemischte Kost. Reine Pflanzenfresser sind von den Affen die Anthropoiden, namentlich der Gorilla; aber die Schlankaffen und Stummelaffen haben im Anschluß an die Blätternahrung sogar einen geteilten Magen, ähnlich den Känguruhs, erworben. Fast reine Fleischfresser sind wohl nur die brasilianischen Nachtaffen, welche sich vor allem von Vogelfleisch ernähren; die übrigen amerikanischen Affen sind sämtlich Vogeljäger, neben dem Genusse von Früchten, Blättern, Knospen, Blüten und Baumsaft, Insektennahrung wird von fast allen Affenarten gelegentlich gern genossen. Von den Ostaffen sind die Paviane, Meerkatzen und Makaken typische Omnivoren, in deren Gesamtnahrung jedoch Pflanzennahrung quantitativ ganz bedeutend überwiegt.

Bei den Halbaffen finden wir wie bei den Affen typisches Omnivorentum bei der Mehrzahl; einige Arten bevorzugen Fleischgenuß, keine Art dagegen hat sich als Blätterfresser spezialisiert, wie etwa die Schlankaffen. Die freiwillig gewählte Nahrung des Menschen vor der Benützung des Feuers wird völlig der der Affen und Halbaffen geglichen haben, das heißt der Mensch genoß von tierischer Nahrung, was er überwältigen konnte, Säugetiere, Fische, Vögel (nicht Reptilien und Amphibien, die auch von den andern Affenarten verschmäht werden), dagegen Fische, Mollusken, Würmer und Insekten. Die Bewohner des Haarkleides wurden früher überall wie bei allen Affen als Delikatesse betrachtet, was heutzutage bei den Tschuktschen noch der Fall sein soll, welche das Fehlen der Haarläuse bei den sie besuchenden Forschungsreisenden als einen empfindlichen kulinarischen Mangel empfanden. Als reine Fleischfresser, welche Generationen lang niemals irgendwelche pflanzliche Nahrung zu kosten bekamen und heute noch rohe Fleischnahrung bevorzugen, obwohl sie, wie alle Menschenrassen, den Gebrauch des Feuers kennen, sind die Eskimos zu nennen. Wo das Renntier vorkommt, genießen die nordischen Stämme, z. B. die Tschuktschen, den halbverdauten Mageninhalt dieser Wiederkäuer als besondere Leckerei und als Abwechslung bei der sonst ganz einförmigen Fleischkost. Alle nicht nordischen Menschenrassen genießen vorwiegend Pflanzenkost, Körner, Früchte, Wurzeln, Knollen, die Reservebehälter der Pflanzenteile, nur gelegentlich grüne Pflanzenteile, wie Knospen und Zweigspitzen. Selbst Aasfresser fehlen der Menschheit nicht; genießen doch die Chinesen längere Zeit vergrabene Eier, die Europäer peptonisierten faulenden, stinkenden Käse. Keine Menschenrasse aber hat sich der Blattverdauung angepaßt, wie die Anthropoiden und Schlankaffen. Bei der Mehrzahl der Menschenrassen wurde wohl in früherer Zeit Menschenfleisch genossen, so daß es zweifelhaft erscheinen muß, ob irgendeine Menschenrasse jemals auf der Erde mit Ausschluß aller tierischer Nahrung als reine Vegetarier gelebt hat. Auf der ganzen Erde überwiegt heutzutage die Pflanzennahrung bei allen Rassen mit Ausnahme der nordischen Rassen. Im großen und ganzen hat sich der Mensch den recht ursprünglichen Omnivorentypus

Digitized by Google

bewahrt und sich von einseitiger körperlicher Anpassung an besondere Nahrungsmittel ferngehalten. Durch seinen Körperbau ist der Mensch nur bei der Ausnutzung grüner und verholzter Pflanzenteile benachteiligt, sonst ist ihm alles überhaupt Genießbare zugänglich auch ohne jede Zubereitung. Im früchtearmen tropischen Urwald von Neuguinea verhungern heute noch verirrte Europäer trotz Feuerbenützung, umgeben von der Fülle der Nahrung in den Baumblättern, weil der Mensch in seinem Verdauungskanal die Zellhüllen nur unvollständig zu sprengen vermag und der beim Kauen ausgepreßte verdauliche Zellsaft seinem Nahrungsbedürfnis nicht genügt. Man muß nicht denken, daß die Nährstoffe in den grünen Pflanzenteilen, wenn sie nur genügend ausgenützt werden, weniger Kraft und Stärke verleihen als Fleischnahrung, man muß nicht glauben, daß die Bewegungsmaschine der Pflanzenfresser stets weniger energisch arbeitet, als die der Raubtiere, und daß das viele Kauen der Pflanzenfresser stets mit unüberwindlicher Sanftmut und Schwäche gepaart sein muß. Der wilde Kaffernbüffel hat den einzelnen Löwen nicht zu fürchten; ein wilder Hengst gehört zu den gefährlichsten Tieren; der blätterfressende Gorilla ist nicht durch Schwäche und Kraftlosigkeit ausgezeichnet gegenüber dem fast nur fleischfressenden Nachtaffen. Beim Menschen hat sich gezeigt, daß die Leistungsfähigkeit der Arbeitsmaschine in keiner Weise durch ausschließlich vegetarische Ernährung eine Minderung erfährt. Die Marschleistungen der reinen Vegetarier sind berühmt. Es hat der Mensch bisher nicht verstanden, die Unbequemlichkeit einer rein vegetarischen Ernährung in ausreichendem Maße zu überwinden und durch künstliche Mittel den Vorsprung einzuholen, den die einseitig spezialisierten Blattfresser unter den Tieren nur in der einen Beziehung der bessern Ausnützung vegetativer Pflanzenteile vor dem Menschen gewonnen haben. Eine vergleichende Betrachtung lehrt die Vielseitigkeit der menschlichen Verdauungsorgane erkennen. Der Mensch besitzt keine ausgesprochenen Backentaschen, welche bei einigen Ostaffen und Nagetieren die Zeit der Aufnahme von Körnerfrüchten verkürzen helfen, während der die Sicherheit der fressenden Tiere gefährdet ist. Die mit Backentaschen versehenen Tiere haben Zeit, am sichern Ort die in Hast gepflückte Körnerbeute zu verzehren und so gründlich zu kauen, wie es die Aufschließung der Körner erfordert. Grünfresser besitzen keine Backentaschen, da das Volumen der Nahrung bei ihnen ein allzu großes ist. Der Gorilla und zuweilen der Mensch besitzen innere Wangenfalten, welche als Beginn von Backentaschenbildung gedeutet wurden; davon abgesehen, benutzen aber einzelne Menschen, besonders Kinder, noch heute den Raum zwischen Zahnreihe und Wange als physiologische Backentasche beim Konkurrenzpflücken mehrerer Individuen. Soviel bekannt, geht die Backentaschenbildung beim Menschen anatomisch niemals weiter, als bis zur Ausbildung niedriger Schleimhautfalten, allerdings in der Mündungsgegend der Backentaschen der Ostaffen.

Die Kaubewegung des Menschen ist die vielseitigste; sie kann in allen drei Richtungen des Raumes vor sich gehen, während von den Tieren die Nagetiere sich an eine Bewegung von vorn nach hinten, die Wiederkäuer von rechts nach links, die Raubtiere von oben nach unten angepaßt haben. Die geschlossene Zahnreihe des Menschen mit Fehlen hervorragender Eckzähne bildet die vollkommenste Mahl-

Digitized by Google

platte zum Abbeißen und Zerreiben der verschiedenartigsten Nahrung auf kleinstem Kieferraume im ganzen Säugerreiche. Der Mensch unterscheidet sich durch die mahlzahnähnliche Ausbildung seiner vordern Backenzähne von allen Affenarten, ja Säugetieren überhaupt.

Selbst die Schneidezähne einiger Diluvialmenschen und einiger Individuen des rezenten Menschen zeigen durch Ausbildung eines hinteren Walles Hinneigung zum Bau der Mahlzähne. Im übrigen ähneln die häufig sehr großen Schneidezähne der pflanzenfressenden Tiere, Orang, Gorilla und Pferdearten. Die gesamte Zahnformel teilt der Mensch einzig und allein mit Anthropoiden und Ostaffen unter den Säugetieren. Beim Diluvialmenschen, z. B. beim Spymenschen, ist die ganze Zahnreihe des Kiefers in eine gleichmäßige Kauplatte abgeschliffen worden durch stetes Zerreiben harter Nahrung, so daß auch die Schneidezähne an der Mahlwirkung teilnehmen können. Wenn die Schneidezähne auch dadurch an Wirkung beim Abbeißen von Pflanzenteilen einbüßen, so besitzt der Mensch in seiner Hand ein Werkzeug, um das Abbeißen von Pflanzenteilen durch Abreißen und zum Munde Führen zu ersetzen. Die anderen Affenarten, welche keine so vollkommenen Greifhände besitzen wie der Mensch, wechseln zwischen Abbeißen und Abreißen mit den Händen, während beim Menschen das Abbeißen von festsitzenden Pflanzenteilen die Ausnahme bildet. Das menschliche Gebiß ist durch die einseitige Anpassung an Mahlwirkung keineswegs ungeeignet geworden, um Fleischnahrung zu zerkleinern, zumal auch hier die Hände des Menschen durch Zerreißen die Kauarbeit erheblich erleichtern können. Da die tierischen Zellen eine Verpackung nur in Bindegewebe besitzen, aber keine feste Zelluloſehülle die Nährstoffe einschließt, so bedarf es bei Fleischnahrung nur einer Zerkleinerung, bis die Bissen den Schlund beim Schlingen passieren können, während die Lösung, der Verpackung auf chemischem Wege durch die Verdauungssäfte betätigt wird, so daß alles ausgenutzt werden kann. Selbst bei reiner Fleischnahrung genügt dem Menschen sein Omnivorengebiß mit Anpassung an das Körnermahlen vollständig, da das grobe Zerreißen und Aufbrechen größerer Jagdbeute mit den Händen respektive mit Werkzeugen vollbracht werden kann, während bei den Raubtieren der Mangel eines Greifwerkzeuges zu einer Umbildung des Gebisses, zu einer Zange zum Festhalten der Beute und zu einer Schere als Verkleinerungswerkzeug zwang. Reine Fleischnahrung erhält die Zacken und Spitzen des Gebisses, reine Pflanzennahrung schleift sie ab durch den Kieselsäuregehalt der Zellwände; wir können daher bei fossilen Menschenzähnen aus dem Erhaltungszustand der Zähne erwachsener Individuen auf die Ernährungsweise der Trägerorganismen Rückschlüsse machen. Daß das menschliche Gebiß trotz einer Anpassung an Zermahlen von Körpern im Kampf als ganz beachtenswerte Waffe brauchbar ist und nicht weniger schlimme Wunden verursacht als ein entsprechendes Raubtiergebiß, ist den Gerichtsärzten wohlbekannt. Es heilen bekanntlich gequetschte Wunden, wie sie das Pflanzenfressergebiß des Menschen hervorbringt, schlechter als scharf gerissene Wunden, wie sie ein Raubtier verursacht.

Die Umbildung des Omnivorengebisses der Ahnenstufen des Menschen in ein Mahlgebiß konnte erfolgen ohne wesentliche Einbuße an Brauchbarkeit in den

Digitized by Google

verschiedenen Anwendungsgebieten der Mundwerkzeuge. Die sekundäre Umbildung, welche die Mundwerkzeuge des Menschen im Anschluß an jahrelanges Saugen und an die Sprache erfahren haben, sind von mir an anderer Stelle bereits ausführlich behandelt worden.[1])

Der Schlund des Menschen ist eng wie beim Pflanzenfresser, nicht weit wie beim Raubtier. Der Magen ist einfach wie beim Schwein und den Omnivoren. Das Volumen des Magens hängt sehr stark von der funktionellen Beanspruchung ab; wir können vermuten, daß die Zubereitung der Speisen ihren Einfluß auf Verkleinerung des Magens bereits geltend gemacht haben wird. In den Kulturschichten der Menschheit macht sich in den letzten Jahrzehnten eine Reaktion gegen das früher allgemein übliche periodisch wiederholte Überladen des Magens mit Speise geltend. Die Folge ist eine Abnahme des Gewichtes der Verdauungsorgane (allmähliche Abnahme der dicken Bäuche) und Erleichterung der Arbeit der Bewegungsmaschine des Menschen. Bei unzivilisierten Menschenrassen führt die unregelmäßige Nahrungszufuhr zu periodischen Überladungen und damit Erweiterungen des Magens, welcher als Nahrungsreservoir eine weit größere Rolle spielt, als bei dem in regelmäßigen Zeiträumen seine Nahrung einnehmenden Kulturmenschen. Bei Fleischnahrung pflegt beim Menschen die Magenüberladung weit größer zu werden als bei Pflanzenkost. Eskimos sollen an einem Tag einen ganzen Seehund verspeisen können, wenn sie längere Zeit gefastet hatten; das wäre also eine Füllung des Magens mit etwa 12 - 20 Kilogramm Fleisch und Fett.

Bei vegetarisch lebenden Menschen beobachtet man häufiger eine ständige starke Füllung des Magens mit der weniger konzentrierten Pflanzennahrung, als derartige Exzesse. Von einer Lösung und Erweichung der Pflanzenzellwände durch den menschlichen Magensaft wissen wir nichts; in keinem Falle dient der menschliche Magen als Gärkammer unter Benutzung von Bakterienzellulase. Die Pflanzenstoffe im menschlichen Magen werden daher Verdauungssäften nur so weit unterliegen (wie im Raupendarm), als die Zellwände durch die Zubereitung oder den Kauakt aufgerissen worden sind Der Nährstoff der nicht zerriebenen Zellen, geht größtenteils verloren, und durch Anregung der Peristaltik befördern unverdaute Pflanzenreste noch einen weiteren Teil nutzbarer Nahrung unausgenutzt mit dem Kot aus dem Darmkanal. Der Dünndarm des Menschen beteiligt sich wie der Magen nur an der Verdauung und Resorption aufgeschlossener Zellbestandteile, löst aber soweit bekannt, keine Zellwände, da Bakterien und Zellulase im menschlichen Dünndarminhalt bisher nicht nachgewiesen worden sind.

Erst der Dickdarm des Menschen ist parallel zu setzen den oben erwähnten Gärkammern der pflanzenfressenden Tiere. Der Wurmfortsatz des Menschen, den dieser nur mit den Anthropoiden teilt, während die andern Affenarten einen einfach konischen oder hakig gebogenen Blindsack ohne Wurmfortsatz besitzen, ist vermutlich von physiologischer Wichtigkeit als Reservoir und Zufluchtsort der Bakterien für die Gärkammer, als welchen wir den ganzen Dickdarm des Menschen zu betrachten haben. Daß tatsächlich im menschlichen Dickdarm, namentlich bei

[1]) Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen, Bd. 5 S. 70. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1910.

Digitized by Google

rein vegetarischer Lebensweise, Zellulosegärung stattfindet, kann wohl nicht gut bezweifelt werden. Es ist bekannt, daß Genuß von Kommißbrot reichliche Sumpfgasbildung zur Folge hat.

Wie weit nun die im Dickdarm erfolgende Lösung von Zellwänden zu einer Ausnutzung der eingeschlossenen Nährstoffe führt, bedarf einer eingehenden physiologischen Untersuchung. Die im menschlichen Dickdarm sich findende Zellulase wird von Bakterien, nicht von den Darmzellen und Darmdrüsen abgeschieden. Die Erweiterung des menschlichen Enddarms vor dem After ist weiter als bei reinen Pflanzenfressern und ähnelt der Bildung bei Omnivoren. Sehen wir von der Zubereitung der Speisen bei Kultur ab, so verdaut der Mensch die Pflanzennahrung aller Art in der gleichen Weise und in ähnlichen Organen wie Affen und Halbaffen. Die durch den Kauakt zertrümmerten Zellen mit dem Zellsaft werden ausgenutzt, ein Teil der Zellwände noch im Dickdarm aufgelöst und der Inhalt resorbiert, ein großer Teil der (rohen) Pflanzennahrung ungenutzt ausgestoßen, da die Zeit des Aufenthalts im Dickdarm zu einer vollständigen Lösung und Ausnutzung nicht ausreicht.

Die Verdauungswerkzeuge des Menschen nehmen im Laufe der Einzelentwicklung nicht sogleich den Typus der Omnivoren an, wie ihn der erwachsene Mensch aufweist, sondern der menschliche Fötus bildet zunächst typische Fleischfresserverdauungswerkzeuge aus, die nur allmählich die für Anpassung an Pflanzennahrung charakteristischen Formen gewinnen. Der Mensch macht in Bezug auf seinen Verdauungstraktus den umgekehrten Weg wie der Frosch. Die Kaulquappen genießen pflanzliche Nahrung und besitzen daher enges Maul mit engem Schlund und einen sehr langen, dünnwandigen gewundenen Darm ohne Erweiterung des Darms vor dem After. Der erwachsene Frosch dagegen besitzt weiten Rachen und weiten Schlund, einen fleischigeren, viel kürzeren Darm als die Kaulquappe, mit einer Erweiterung des Enddarms wie die Mehrzahl der Fleischfresser. Der Verdauungstraktus des Menschenembryos im zweiten Monat gleicht im hohen Maße dem des erwachsenen Frosches. Ein überaus weiter zahnloser Rachen mit vorn angewachsener Zunge geht über in einen sehr weiten trichterförmigen Schlund. Der Magen ist klein, der Darm verhältnismäßig fleischig und kurz, und daher nur wenig gewunden. Der Anblick eines Menschenembryos von etwa 32 Tagen legt tatsächlich die Annahme rein fleischfressender Ahnenstufen des Menschen nahe. Der Darm des milchgenießenden Säuglings, der ja tatsächlich nur tierische Nahrung genießt, ist noch immer relativ dicker und kürzer als der des Erwachsenen; dagegen hat der Neugeborene die für die Pflanzenfresser charakteristische Enge des Schlundes bereits ausgebildet.

Als anatomische Anpassungen des erwachsenen Menschen an die Ausnutzung pflanzlicher Nahrung haben wir also zu betrachten die meißelförmigen Schneidezähne, geeignet zum Abbeißen und Zerbeißen von Pflanzenteilen, die mahlzahnähnlichen vorderen Backenzähne, die breiten Backenzähne, den engen Schlund, den Blinddarm mit Wurmfortsatz und den geräumigen Dickdarm mit Taenien und Haustren. Ohne jede Zuhilfenahme des Feuers, allein durch seine körperliche Anpassung könnte vermutlich der Mensch, wie andere Affenarten mit roher Pflanzenkost sein ganzes Nahrungsbedürfnis bestreiten und dabei eine außer-

Digitized by Google

ordentliche Leistungsfähigkeit entwickeln. Durch die Zubereitung der Speisen ist der Mensch imstande, eine ganze Reihe von Arbeitsleistungen seinem Verdauungstraktus abzunehmen, wobei im Beginn der Kultur die dem Verdauungstraktus abgenommene Arbeit von der menschlichen Bewegungsmaschine verrichtet werden mußte, wie z. B. das Zerreiben der Körnernahrung, während der Kulturmensch diese Arbeit durch Maschinen verrichten lassen kann. Die Arbeiten, welche der Naturmensch im Dienste seiner Ernährung zu leisten hat, setzen sich aus folgenden Einzelarbeiten zusammen. Erstens ist die Nahrung zu beschaffen oder aufzusuchen. Bei ackerbautreibenden Völkern oder Individuen ist diese Komponente der Ernährungsarbeit bei weitem die größte, bei viehzuchttreibenden Stämmen sehr viel kleiner, bei den primitivsten Jägerstämmen und Sammlern besteht der allergrößte Teil der ganzen Lebensarbeit wiederum in der täglichen Beschaffung der Nahrung. Der zweite Teil der Ernährungsarbeit besteht in der Zubereitungsarbeit der Speisen. Zu dieser Arbeit gehört Feuer anmachen und unterhalten, sowie das Mahlen und Zerreiben von Körnern und Früchten, das Kochen und Backen. Der dritte Teil der Ernährungsarbeit besteht im Zerkleinern und Kauen der Nahrung. Als vierter Teil der Arbeit können wir das Herumschleppen der Nahrung im Verdauungstraktus und die damit erfolgende Belastung der Bewegungsmaschine ansehen. Bei manchen Pflanzenfressern kann die im Darm befindliche Nahrung bis zu einem Fünftel des Gesamtkörpergewichtes betragen. Als fünften Teil der Ernährungsarbeit können wir die Absonderungsarbeit der Verdauungssäfte, Speichel, Magensaft, Galle, Pankreasaft und Darmsaft ansehen, als sechsten und letzten Teil endlich die Entleerungsarbeit der Kotmassen. Die Summe dieser sechs Arbeitsleistungen zusammen ist so verschieden nach dem Kulturzustand und der Beschäftigung der einzelnen Menschen, daß sich keine mittleren Energiewerte aufstellen lassen; kann doch die Ernährungsarbeit den bei weitem größten Teil der Lebensarbeit ausmachen. Je höher der Kulturzustand des Menschen, desto geringer der Anteil des Verdauungstraktus an der Ernährungsarbeit. Zunächst übernimmt die Bewegungsmaschine direkt, später auf dem Umwege über Arbeit des Gehirns einen Teil der Arbeitsleistung der Ernährungsorgane. Um einen Fortschritt in der Ernährung des Menschen anzubahnen, müssen wir uns fragen, in welcher Weise wir Arbeit auf Maschinen übertragen können, die bisher vom Körper des Menschen geleistet werden mußte. Jeder Fortschritt muß eine Ersparnis an körperlicher Menschenarbeit bedeuten. Um als Nahrungsmittel für den Menschen verwendet zu werden, genügt es nicht, wenn ein Präparat genügenden Energieinhalt besitzt, auch nicht, wenn es in resorbierbare Form gebracht wird, sondern es muß noch eine Konsistenz und einen Geschmack besitzen, der den menschlichen Sinnen zusagt.

Zerreibt man getrocknete Getreidekörner zu Mehl, so ist dies trockene Pulver vom Kulturmenschen nicht ohne weitere Zubereitung in genügender Menge genießbar. Die Australneger freilich kennen keine größere Delikatesse als rohes Mehl. Sie spucken auf die Erde, bis eine tüchtige Pfütze entsteht, verrühren das Mehl mit dem Speichel und verzehren den entstehenden Kleister mit großer Begierde. Der Kulturmensch empfindet es häufig schon als große Unbequemlichkeit, Brot in größeren Mengen zu sich nehmen zu müssen. Brot erfordert eine beträcht-

Digitized by Google

liche Kauarbeit, belastet die Verdauungsorgane mit großen Massen und wird zuletzt noch durch die Dickdarmgärung lästig. Die Einführung rein vegetarischer Lebensweise scheiterte hauptsächlich an diesen hier geschilderten Unbequemlichkeiten, zu denen sich noch die unbefriedigende Erregung der Geschmacksempfindungen bei reiner Pflanzenkost gesellt[1]). Grüne Pflanzenteile, wie z. B. Spinatblätter, enthalten soviel Nährstoffe in trockenem Zustande, daß das Nahrungsbedürfnis des Menschen an Salzen, Eiweißstoffen, Kohlehydraten und Extraktivstoffen allein von ihnen und bei Zugabe von Pflanzenfett das ganze Nahrungsbedürfnis des Menschen ohne Volumenvergrößerung, gegenüber der heute üblichen Kost befriedigt werden könnte, wenn es gelänge, die oben erwähnten Unzuträglichkeiten rein vegetarischer Ernährung zu beseitigen. Außer Spinatblättern nenne ich noch Mais, grüne Erbsen und Bohnen mit ihren Schalen, Artischocken, Spargel, Blumenkohl, Butterkohl, Winterkohl, Rosenkohl, Savoyerkohl, Rotkohl, Zuckerhut, Spitzkohl, Weißkohl, Blätter der Steckrübe, ferner Endivien, Kopfsalat, Feldsalat, Rhabarber, Löwenzahn, Petersilie, Beifuß, Sauerampfer, außerdem noch eine Menge anderer Küchenkräuter. Alle diese Grünpflanzen, charakterisiert durch das Fehlen erheblicher Mengen von Reservestoffen und durch ihren Reichtum an Kernstoffen, die bisher in der Physiologie noch so gut wie gar nicht bei der Ernährung wachsender Kinder berücksichtigt werden, werden nur gelegentlich vom Menschen neben den pflanzlichen Reservestoffen genossen, und in der üblichen Weise zubereitet, nicht vollständig ausgenutzt. Eine Analyse von frischem Spinat nach König lautet: 89 Prozent Wasser, 3,7 Stickstoffsubstanz, 1/2 Prozent Fett, Zucker und Extraktivstoffe 3,6 Prozent, Rohfaser 0,94 Prozent, Kali und eisenreiche Asche 2 Prozent. Obwohl die Zelluloseverpackung der Zellen noch nicht ein Prozent der Gesamtsubstanz ausmacht, verhindert sie doch sehr erheblich die Ausnutzung der rohen Grünpflanzen im Darmkanal des Menschen.

Trockener Blumenkohl enthält 21 1/2 Prozent Wasser, 30 Prozent Stickstoffsubstanz, 3 Prozent Fett, 30 Prozent Extraktivstoffe und Zucker, 8,3 Prozent Zellulose und etwa 7 Prozent Salze. Der Gehalt an unverdaulicher Zellulose ist selbst in dem konzentrierten Trockengemüse kein sehr beträchtlicher, und ein Rest von etwa 90 Prozent wäre resorbierbar nach Zerstörung der Zellmembranen. Durch feinstes maschinelles Pulvern ist es möglich, getrocknete Grünpflanzen so zu zerkleinern, daß der allergrößte Teil der Zellwände zerrissen und der gesamte Zellinhalt den Verdauungssäften zugänglicher gemacht wird, ohne weitere Zubereitung durch Kochen, Backen oder ähnliche Hilfsmittel. Freilich lassen sich trockene Grünpflanzen nicht ohne weiteres zwischen Mühlsteinen zermahlen wie die mehlhaltigen Pflanzenteile und Körner. Der Verfasser erzeugte Feuer, als er versuchte, trockenen Spinat zwischen Mühlsteinen zu zermahlen. Zerkleinert man aber in zweckmäßiger Weise trockene oder feuchte Grünpflanzen feiner und feiner, so wird ein immer größerer Teil der Zellstoffe frei, was durch unser chemisches Sinnesorgan, die Zunge, deutlich und auf einfache Weise konstatiert werden kann. Zerriebene

[1]) Hierzu dürfen wir vielleicht aus eigener Erfahrung bemerken, daß nur bei gleichzeitigem Fleischgenuß die Pflanzenkost als weniger anregend für die Geschmacksnerven erscheint. Bei längerer fortgesetzter Enthaltung vom Fleischgenuß tritt eine solche Differenzierung des Geschmackes ein, daß man z. B. neue und verstärkte Empfindungen bei altbekannten Gemüsen kennen lernt. D. R.

Digitized by Google

Karotten schmecken um so süßer, je mehr Zellwände zerrieben werden. Grünpflanzen, welche Bitterstoffe oder Giftstoffe enthalten, werden, in größeren Mengen genossen, um so gefährlicher wirken, respektive um so schlechter schmecken, je feiner die Gewebe zertrümmert worden sind. Der Auswahl der Pflanzen für die Menschenernährung in dieser Form ist also die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und man wird mit kleineren Dosen roher Pflanzennahrung beginnen. Allmählich gewöhnt sich der Körper an die Extraktivstoffe der Pflanzenzellen, welche ungiftig sind. Durch die Manipulation der Zellzertrümmerung trockener Grünpflanzen vermindert man mit einem Schlage alle sechs Arbeitsgrößen, welche die menschliche Ernährungsarbeit, wie oben erwähnt, zusammensetzen[1]).

Die Nahrungsmenge, welche für den Kraftbedarf des Menschen ausreicht, wird kleiner, daher auch die Beschaffungsarbeit und Sammelarbeit. Die Zubereitungsarbeit ist bei Verwendung der feinsten Pulver auf ein Minimum reduziert. Es genügt bei Säuglingen, einen Teelöffel Pulver in die fertig bereitete Milchflasche zu schütten, um ihm Eisen, Salze, Lipoide und Kernstoffe zum Aufbau neuen Protoplasmas zuzuführen. Ältere Säuglinge genießen mit Gier rohes Gemüsepulver mit Mondaminmehl aus der Flasche. Verdauungsstörungen bei Darreichen von Spinatpulver oder Karottenpulver habe ich bisher noch nicht beobachtet, nicht einmal vermehrten Stuhlgang bei Säuglingen von sechs Monaten, denen bisher Gemüse auf keine Weise beigebracht werden konnte, da sie nur zu trinken vermögen. Die geringe dargereichte Zellulosemenge erzeugt als feinstes Pulver keine Peristaltik; nur bei der bisherigen Form der Darreichung führten Pflanzenteile schon allein durch die Größe der den Darm passierenden Gewebetrümmer zu vermehrter Darmtätigkeit. Die Kocharbeit ist so gut wie Null, da eine Fleischextraktbrühe mit Gemüsepulver versetzt, wenn heißes Wasser zur Verfügung steht, weder einen Herd noch Kochgeräte beansprucht und doch alles zum Leben Notwendige enthält.

Das Gewicht der im Darm mitzuführenden Inhaltsmassen ist bei der raschen Verdaulichkeit der Gemüsepulver ein Minimum; die Bewegungen der Arbeitsmaschine sind wenig behindert. Die Entleerungsarbeit ist ebenfalls wesentlich kleiner, als beim Genuß unaufgeschlossener Pflanzennahrung in der üblichen Zubereitung, selbst im gekochten oder gebackenen Zustand. Magenkranke und schwächliche Personen werden mit Vorteil mit der Möglichkeit der Ausnutzung der Gemüsepulver Gebrauch machen können, wenn die Geschmacksfrage zu ihrer Befriedigung gelöst wird. Weite Landstrecken, welche bisher nur unrationell für die Ernährung des Menschen durch Körnerbau oder Viehzucht sich ausnutzen ließen, würden bei Grünfutteranbau durch das viel raschere Wachstum der vegetativen Pflanzenteile einen vielfachen Ertrag abwerfen können. Der erwachsene Mensch hat bei der bisherigen Kost, wenn sie nur allen Individuen immer in den nötigen Mengen und Qualitäten zur Verfügung gestanden hätte, sein Auskommen gefunden. Die Frage nach der Art der Darreichung von pflanzlichen Kernstoffen, Eiweißstoffen, Extraktivstoffen, Lipoiden, Eisen und Salzen im Kindesalter und bei Säuglingen scheint mir erst durch die Darreichung der feinst verkleinerten Gemüsepulver in der Milch gelöst worden zu sein.

[1]) Die Firma M. Toepfer in Böhlen-Leipzig liefert feinstgemahlene Gemüsepulver in großer Reinheit und mit entsprechenden Zusätzen für Kranke und Säuglinge.

Digitized by Google

# Trient.

## Von Professor Dr. Robert Davidsohn.

Viele Zehntausende haben sich, zumal als die Verhandlungen wegen Abtretung des Trentino schwebten, als sich die Ansprüche des italienischen Volkes und seiner Regierung immer höher spannten, die Frage vorgelegt, auf welches geschichtliche Recht sich diese Forderungen gründeten, ob Trient nebst seinem Gebiet nicht etwa, wie es nach Sprache und Wesensart der Bevölkerung schien, und wie man es im Süden so überlaut behauptete, einen Bestandteil Italiens bilde, der nur auf Grund politischer Verhältnisse und durch Diplomatenkunst, gewissermaßen durch zufällige Fügungen, aus seinem natürlichen Zusammenhang gerissen, unorganisch mit Österreich vereinigt sei. Man muß offen eingestehen, daß die Geschichte dieses wichtigen Grenz- und Übergangsgebietes in Deutschland, selbst in Österreich, nur ungenügend bekannt ist; freilich weiß man in Italien nicht mehr von ihr. Man begnügt sich dort mit gefühlsmäßigen Äußerungen, ohne ein Verständnis der geschichtlichen Entwicklung anzustreben. Die einzige größere Arbeit, betitelt „Il medio evo Trentino" von Francesco Ambrosi erschien vor fast vier Jahrzehnten (1879) im Archivio Storico Italiano. Nach der, allerdings wieder lebendig gewordenen üblen Sitte der Zeit beginnt sie mit Deklamationen über die germanischen Barbaren, die das römische Reich zerstörten, sie enthält eine Aneinanderreihung von Tatsachen und Namen in ortsgeschichtlich begrenztem Sinne, ohne Plastik und Deutlichkeit, ohne Berücksichtigung der großen Zusammenhänge, in denen die Einzelereignisse mit den allgemeinen Verhältnissen standen.

In Wirklichkeit sind die Vorgänge, deren Mittelpunkt die Bischofsstadt im südlichen Alpengebiet bildet, derart verwickelt, daß sich nur in Gestalt ihrer Darstellung eine Antwort auf jene Frage erteilen läßt, und sie sind wechselvoll, sind fesselnd genug, um an sich starke Teilnahme zu erregen, in vervielfachtem Maße aber zu einer Zeit, in der auf den Gletschern, in den Tälern jener Gebiete das Blut todesmutiger Kämpfer rann, in der vereiste Gipfel durch die Gewalt kühn gelegter Minen gesprengt, zum Steingrabe der Tapfersten wurden, in der die Hänge des Gebirges vom Gebrüll der Kanonen widerhallten und lachende Ortschaften sich um des Wütens uralter Gegensätze willen in trümmervolle Einöden wandelten.

Uralter Gegensätze! Es mag weit hergeholt, es mag als gelehrte Absonderlichkeit erscheinen, und ist doch nur erschütternde Wahrheit: was die Welt heute in zuckende Bewegung setzt, was sie mit Blut und Tränen, mit Not und Tod erfüllt, ist zu großem Teile eine späte Nachwirkung der Völkerwanderungen, der slavischen auf der Balkanhalbinsel, der germanischen am südlichen Alpenwall Österreichs; an der Isonzogrenze aber wiederum der slavischen, die dort vor dreizehn Jahrhunderten einen tiefen, niemals verschwundenen Gegensatz der eingesessenen romanisierten Veneter und Istrianer, der Vorfahren des italienischen Volksteiles jener Gegenden, zu den aus weiter Ferne hereindringenden Stämmen erzeugte. Es ist wohl notwendig, sich diese scheinbar entlegenen Umstände zu vergegenwärtigen, um zur Klarheit darüber zu gelangen, wie sich in den Kämpfen der Gegenwart Ältestes mit Neuestem zu einem durch die Länder tobenden Unheil vereint. Man muß auf die Slavenbedrängnisse des römi-

Digitized by Google

schen Ostreiches, auf die Zertrümmerung des Westreiches durch germanische Völker zurückgreifen, will man zu einem Verständnis heutiger Geschehnisse im Südosten und Süden durchdringen.

Die Alpentäler des Gebietes, das man jetzt Welschtirol nennt, waren, als jene Bereiche zuerst aus dem Dunkel der Vergangenheit hervortraten, von den weithin in den südlichen Alpentälern herrschenden Rätern besiedelt, einem wohl den hochbegabten Etruskern verwandten Volk, dessen Ursprung gleich so vielen Ursprüngen in Geheimnis gehüllt ist. Wie in Graubünden haben sich in Südtirol die Bewohner einzelner Talschaften ihre romanisierte rätische Eigenart, ihre ladinische Sprache durch zwei Jahrtausende bis auf unsere Tage erhalten, so die des Enneberger-, des Nonsberger-, des Gröbener- und des Fassatales, aber dies sind nur geringe Überreste des Volkes, dem die Römer ihr Joch auferlegten. Längst zuvor hatten deren Kämpfe gegen die Räter geschwebt, veranlaßt durch Einfälle der rauhen Bergstämme in die fruchtbare Ebene zu Füßen der Alpen. Im Jahre 16 v. Chr. stellte Augustus seinen Stiefsohn Drusus an die Spitze eines gegen die Räter entsandten Heeres und dieser Feldzug war Vorläufer einer größeren, im nächsten Jahre ausgeführten Kampfhandlung, die mit der Bezwingung der Bergvölker durch Drusus und Tiberius endete. Zähigkeit, Organisation und kluge Führung errangen den Sieg über den undisziplinierten Heldenmut todeskühner Alpler und Hirten. Rätien wurde eine römische Provinz, die sich vom Gotthard bis nach Friaul, von der oberen Donau bis zur italienischen Ebene erstreckte, während geringe Teile des heutigen Tirol, so das östliche Pustertal, zur Nachbarprovinz Noricum geschlagen wurden.

Ein halbes Jahrtausend römischer Herrschaft bewirkte die Latinisierung der Räter und die große germanische Wanderung fand in jenen Gebieten eine räto-romanische Bevölkerung vor, deren Blutbestandteile zwar nur geringe Beimischung durch das Herrenvolk erfahren haben mochten, deren Sprache sich aber stark gewandelt hatte und die durch einen Anhauch von Süden gekommener Kultur erheblich beeinflußt war. In dem Auf und Nieder jener düsteren und bewegten Zeiten, die dem Zusammenbruch des Westreiches vorangingen und folgten, bildete die Besitzergreifung durch die Langobarden das für die Zukunft jener Gebiete entscheidende Ereignis, denn sie ward maßgebend für die Entwicklung von Verhältnissen, die bis auf den heutigen Tag fortdauern. Zuvor hatten die Ostgoten Rätien erobert, das der große Theodorich, wie er sich in einem seiner Erlasse ausdrückte, als Bollwerk Italiens ansah. Wir wissen, daß er die Pässe gegen nachdrängende Germanenstämme durch starke Truppenabteilungen besetzen ließ, aber nach seinem Hingang brach der Ansturm der byzantinischen Macht, die von Konstantinopel her das gesunkene Weltreich, zuerst durch Eroberung Italiens, wiederherzustellen suchte, brach vor allem die schnelle Erschlaffung des Gotenvolkes, dessen Widerstandskraft. Was an gotischen Bestandteilen etwa in das Volkstum des Gebirgslandes übergegangen sein mag, läßt sich nicht entscheiden. Der Phantasie wird es leichter, als der Forschung, solche Fragen zu beantworten. Man weist darauf hin, daß Ortsnamen wie Gossensaß, das man als „Gotensitz" deutet, oder Götzen, Götzenerberg im Gerichtsbezirk Innsbruck, daß in Tirol lokalisierte Sagen vom Rosengarten Laurins, daß die Benennung Theodorichs in der deutschen Überlieferung als Dietrich von Bern (Verona) auf die enge Verbindung hinweisen, in

Digitized by Google

die man die Landschaft südlich des Brenners von alter Zeit her mit den Goten gebracht hat. Man glaubt, in den Adern kraftvoller Germanengestalten vieler Gegenden Südtirols müsse Gotenblut rinnen, doch wir bescheiden uns, das Nichtwissen einzugestehen, statt Vermutungen als gesicherte Kenntnis auszugeben. Wohin die Reste der geschlagenen Ostgoten sich verloren haben, das gehört zu den mannigfachen Rätselfragen jener rätselreichen Jahrhunderte.

Die Langobarden, einst an Elbe und Eider seßhaft, waren von dort nach den Bezirken des heutigen Ungarn gewandert. Sie brachen von Nordosten her 568 in Oberitalien ein und bemächtigten sich bereits in der allernächsten Zeit des vormals römischen Tridentum wie seines Gebietes. Bald erstreckte sich ihre Herrschaft über das ganze obere und mittlere Italien bis tief nach dem Süden der Halbinsel, ausgenommen die Romagna im Osten und die Stadt Rom nebst deren Landschaft im Westen. Das Langobardenreich gliederte sich in dreißig Verwaltungs- und Heeresbezirke, deren jeder unter einem Herzog stand, und von diesen Herzogtümern galten die von Trient und von Friaul als die wichtigsten, weil ihnen der Schutz der nördlichen Einfallspforten Italiens anvertraut war. Beide Bereiche sind im wesentlichen dieselben, um die jetzt der Kampf schwebt, nur wurde dieser heraufbeschworen, ohne daß sich Italien durch die geringste Gefahr eines Angriffs in Gegenwart und Zukunft bedroht sah, nur daß überdies von dem vormals langobardischen Friaul der überwiegende Teil sich längst in unbestrittenem Besitz des italienischen Königreiches befand.

Von der Geschichte Trients in jener Zeit wissen wir mehr, als von der der meisten anderen Bezirke des langobardischen Reiches. Paulus Diaconus, dessen Historiograph, nennt uns manche der Trientiner Herzöge und berichtet von ihren Taten. Wohl der erste war Evin, der erfolgreich gegen die Franken focht, als diese bereits 580 einen Vorstoß nach Süden hin unternahmen, und dem der Baiovarenherzog Garibald seine Tochter vermählte. Ihm folgte Gaidoald, den Paulus „einen guten Mann katholischen Glaubens" nennt, woraus hervorzugehen scheint, daß Evin Arianer, wenn nicht gar noch Wodansanbeter gewesen ist. Später, um 680 war Herzog Alahis so übermächtig, daß er gegen König Pertarit einen Aufstand wagte, doch Cunincpert, Pertarits Sohn, Jugendgenosse des Alahis, vermittelte zwischen dem bedrängten Langobardenherrscher und seinem trotzigen Vasallen, dem es gelang, mit der Herzogswürde von Trient die von Brescia zu vereinen. Später, als Cunincpert die Krone erworben, empörte sich Alahis auch gegen den einstigen Freund, den er zur Flucht aus seinem Herrschersitz zu Pavia zwang. Der Herzog von Trient und Brescia ließ sich zum König ausrufen, aber der Entthronte gelangte zu neuer Macht und Alahis verlor 693 im Kampfe gegen ihn sein Leben. Inzwischen waren die Baiovaren, durch die Wirren im Langobardenreich angelockt, von Norden her in dem Alpenlande vorgedrungen, und Paulus Diaconus nennt uns Bozen als ihren südlichsten Stützpunkt. Alahis hatte in der Zeit seiner Macht siegreich gegen den Baierngrafen gekämpft, der „Bauzanum" und die benachbarten festen Orte besetzt hielt. Aus der Lebensbeschreibung des heiligen Corbinian, Bischofs von Freising, die dessen Nachfolger Aribo um 780 schrieb, erfahren wir, daß zur Zeit von Corbinians zweiter Romreise, etwa im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts, Husing Herzog von Trient war, und daß auch damals die Grenze zwischen dem Langobardenreich und dem Herrschaftsbereich der Baiern wie zuvor in der Gegend von Bozen verlief. Mais bei dem später entstandenen Meran wird „als im Gebiet der Bajuvarier" gelegen bezeichnet.

Digitized by Google

Man könnte danach versucht sein, die germanische Grenze der der damaligen bairischen Besitzergreifung gleichzusetzen und den südlichen Teil des Alpenlandes für jene Periode zu Italien zu rechnen, um so mehr, als die damals hervortretende Sonderung annähernd mit der jetzigen Sprachgrenze, mit dem Unterschiede des Volkstumes zusammenfällt. Für die politisch-geschichtliche Auffassung kommt jedoch in Betracht, daß die Herrschaft der Langobarden eben auch eine germanische war, daß es nur verschiedene Stämme desselben Volkes gewesen sind, die sich hier berührten und befehdeten. Dennoch blieb es für alle Zukunft bestimmend, daß Trient und dessen Landschaft die an jener Stelle am weitesten nach Norden ausgreifende Vorstellung eines Reiches bildete, das sich südlich bis nach Benevent erstreckte, denn in den Jahrhunderten langobardischer Macht bildete sich aus germanischen und romanischen, an jener Stelle aus germanischen und räto-romanischen Bestandteilen ein neues Volkstum mit neuer Sprache, wodurch auch das Gebiet, das man in neueren Zeiten den Trentino nennt, sein Gepräge erhielt.

Als Karl der Große 774 dem Königtum der Langobarden ein Ende bereitete, das langobardische Italien dem Staate der Franken angliederte, blieb Trient, was es gewesen, ein Bestandteil des von ihm und seinen schwachen Nachfolgern regierten Südlandes, das während der ersten vier Jahrzehnte dem Gesamtreich vereinigt blieb. Seit 813 und während des folgenden Zeitabschnitts von etwa 140 Jahren war es ein Bestandteil des Königreichs Italien. Bernhard, Karls Enkel, ward 813 in Aachen zu dessen erstem Herrscher gekrönt. Durch den Vertrag von Verdun kam der nördliche Teil des nachmaligen Tirol zum Reiche Ludwig des Deutschen, das südliche Gebiet fiel mit Italien, mit dem Kaisertitel und dem Gebietsstreifen zwischen dem nunmehrigen Frankreich und Deutschland, an Lothar. Die Abgrenzung in dem Alpenlande erhielt sich, wie sie sich zu langobardischer Zeit herausgebildet hatte. So teilte Trient und dessen Gebiet während des Verfalles der Karolingerherrschaft und während der wilden, ihm folgenden Kämpfe die Schicksale des Apenninenlandes. Wir fügen hinzu, daß gleiches von Istrien, von Triest gilt. Ein merkwürdiger innerer Zusammenhang bestand fast immer zwischen den Wechselfällen der weit entlegenen Städte, deren Wesensart und Daseinsbedingungen so unendlich verschiedene sind.

Kaum verlohnt es, auf die Zeit jener wurzellosen Herrscher aus italienischem und burgundischem Stamme einzugehen, die nach der Entsetzung Karls des Dicken aufeinander folgten oder miteinander um die Krone rangen. Für unsere kurze Betrachtung ergäbe sich lediglich ein Schattentanz vergessener Namen, die Erinnerung an eine Zeit folgenloser Wirrnisse. Einer der letzten dieser Reihe war Berengar II. von Ivrea. Der erste Zug des kraftvollen deutschen Königs aus sächsischem Geschlecht, Ottos des Ersten, schien dessen Macht zerschmettert zu haben, aber als sich der deutsche Herrscher 952 zur Rückkehr über die Alpen entschließen mußte, glückte es dem vormaligen Markgrafen von Ivrea, gestützt auf die Anhängerschaft zahlreicher, zuvor von ihm abgefallener Bischöfe und Großen, wieder das Haupt zu erheben. Eine Einigung kam dahin zustande, daß sich Berengar in Deutschland vor Otto einstellte und zu Augsburg für sich und seinen Sohn Adalbert die italienische Königswürde als ein Lehn aus den Händen des sächsischen Herrschers empfing, doch mit der Beschränkung, daß er auf die Veroneser Mark und die Mark von Aquileia verzichten mußte, welche Gebiete Otto seinem Bruder Herzog Heinrich von Baiern übertrug. Die Mark Verona umfaßte

Digitized by Google

jetzt neben der Stadt, von der sie den Namen führte, und deren Bedeutung im damaligen Italien eine außerordentlich große war, neben ihrem nördlichen Hügelland und der ihr nach den anderen Seiten hin vorgelagerten blühenden Ebene, auch Trient mitsamt dem südlichen Alpengebiet, während zur Mark Aquileia Friaul sowie Istrien und Triest gehörten. Otto, den man nachmals den Großen nannte, wollte die Pässe, die Zugangsstraßen nach Italien, in deutschen Händen wissen. Durch seine Kaiserkrönung wurden jene Marken ein Teil des deutschen Gesamtreiches, das Italien mit umfaßte, des mittelalterlichen Imperiums, dessen eigentlicher Gründer er gewesen ist. Aus dem ehemaligen Herzogtum Trient war eine Grafschaft geworden, in deren Bereich die Veroneser Kirche ansehnlichen Besitz hatte, und trotz der Zugehörigkeit zum Römischen Reiche Deutscher Nation wirkte der enge Zusammenhang mit der Nachbarstadt an der Etsch zweifellos darauf hin, daß der italienische Charakter des Trentino sich erhielt und verstärkte. Als es nach dem Tode des jugendlichen Otto des Dritten Arduin von Ivrea, vermöge der in Oberitalien gegen die Deutschen herrschenden Abneigung gelungen war, sich im Februar 1002 zu Pavia die italienische Krone aufs Haupt zu setzen, eroberte er vorübergehend auch das Trientiner Gebiet, aber der neue deutsche König Heinrich II. besiegte ihn 1004 bei seinem ersten Zuge ins südliche Land. Zwar kam er nach der Rückkehr Heinrichs über die Alpen von neuem zur Macht, die erst durch dessen Romfahrt und Kaiserkrönung, ein Jahrzehnt später, völlig gebrochen ward, aber Trient scheint sich, nach dem Verhalten seiner Bischöfe zu urteilen, während dieser Zwischenzeit fürs Reich behauptet zu haben.

In den anderthalb Jahrhunderten furchtbaren Verfalles, die der schnell welkenden Blüte fränkischer Macht gefolgt waren, hatten sich inmitten chaotischer Zustände die geistlichen Gewalten zu bedeutender Macht, zu großem Reichtum an Landbesitz erhoben. In einer Periode, in der es weder Treue, noch Redlichkeit, noch dauerhafte Verhältnisse irgendwelcher Art gab, regte sich in den Menschen zugleich mit dem echten Seelenbedürfnis nach Höherem, Reinerem, nach dem Überweltlichen, eng mit diesen Empfindungen verflochten, äußere Kirchlichkeit und dumpfer Aberglaube. Durch Schenkungen fürs eigene Seelenheil, für das zu erzittern Lebende und Sterbende allen Grund hatten, für die Befreiung verstorbener Eltern, Brüder, Kinder von jenseitigen Qualen, wuchs die Habe der Klöster, Kapitel, Bistümer. Zwar war das Ansehen des Papsttums zu keiner Zeit so tief gesunken, wie eben damals, und erst die im 11. Jahrhundert einsetzende Reformbewegung erhob den Pontifikat wie die geistliche Welt wieder aus dem Zustande tiefer Verkommenheit, aber inmitten der allseitigen Zersplitterung stellten die Bischöfe infolge des mystischen Ansehens, dessen sich die Ortsheiligen, dessen sich ihre Wunder, ihre Tempel erfreuten, infolge angesammelten Grundbesitzes und einflußreichen Familienanhanges, die stärkste moralische und politische Macht dar. Ob sich der Bischof diesem oder jenem der hadernden Herrscher zuwandte, war meist entscheidend für Gewinn oder Verlust eines weiten Gebietes und als die deutschen Könige danach strebten, die Verhältnisse Italiens zu regeln, ergab es sich fast von selbst, daß sie versuchten, sich mehr als auf die höchst unzuverlässigen weltlichen, auf die geistlichen Großen zu stützen. Man hat geglaubt, Könige und Kaiser hätten den Bischöfen erst vermittels ihrer Verleihungen zur Herrschaft innerhalb ihrer Sprengel verholfen, doch in Wahrheit brachten sie wohl in den meisten Fällen



Digitized by Google

nur einen bereits tatsächlich vorhandenen Zustand in feste, gesetzliche Form, indem sie es zugleich unternahmen, die geistliche Organisation, die sich durch alle Stürme erhalten hatte, zur Stütze der Reichsgewalt zu machen, zur Schaffung einer, freilich recht mangelhaften Reichsverwaltung zu benützen. Seit Heinrich II. die Königskrone trug, seit er zu Rom das kaiserliche Diadem erworben, finden wir den Trientiner Bischof Udalrich, der wohl ein Deutscher war, im Jahre 1007 im Norden an seinem Hofe, und als der Herrscher 1022 zum dritten Male in Italien weilte, erblicken wir des Udalrichs gleichnamigen Nachfolger unter den Großen, die mit dem Herrscher im Königsgericht tagten. Fünf Jahre später traf der salische Kaiser Konrad II., von seinem Romzuge heimwärts kehrend, eine tief in das Schicksal Trients eingreifende Verfügung, indem er am 1. Mai 1027 dem genannten Bischof und dessen Hochstift die Grafschaftsrechte über die Stadt und ihre weitgestreckte Diözese übertrug, und indem er kurz darauf, in Kaltenbrunn auf dem Ritten weilend, diesem Gebiete noch den Vintschgau wie den Bezirk von Bozen hinzufügte. Jetzt erstreckte sich die neugeschaffene Bischofsgrafschaft Trient von den Grenzen des Veronesischen bis an das Brixener Gebiet, bis nahe an die Hänge des Brenners, und im Westen bis an die Eisspitzen des Ortlers. So war das Alpenland aus jedem, auch aus jedem verwaltungsmäßigen Zusammenhang mit Italien gelöst und zu einem Vorwerk des deutschen Reiches gegen Süden gemacht. In denselben Tagen gewährte Konrad dann auch weiter nördlich dem Bischof von Brixen die Grafenrechte über das Eisack- und Inntal, womit den künftigen Geschicken des Landes Tirol, das bisher keinen einheitlichen Begriff bildete und demgemäß auch noch keinen zusammenfassenden Namen führte, die Wege gewiesen waren.

Wie im oberen und mittleren Italien war den beiden Bischöfen als Lehnsträgern des Reiches jetzt die Verwaltung, die Rechtsprechung anvertraut, und zugleich lag es ihnen ob, ihre Vasallen, ihre Waffenmannschaft aufzubieten, um sie, so oft die Notwendigkeit dies erforderte, unter des Kaisers Banner zu führen. Die Prälaten hatten die Stellung weltlicher Fürsten erlangt, Rechte erworben, Pflichten übernommen, die mit Lehre, Kirchenzucht und Charitas weder etwas gemein hatten, noch sich mit ihnen vertrugen, und der innere Widerspruch mußte seine Wirkung üben. Nicht jeder Priester, der zur Bischofswürde gelangte, konnte zugleich ein Kriegsmann und ein Regent, ein Verwalter und Richter sein, und wenn er sich zu Roß, im Panzer, im Steinsessel bei der Rechtsprechung heimisch fühlte, dann war er gewiß wenig zum Amte des Altars geschaffen. Familienrücksichten, Freundschaft, die Wehrtüchtigkeit edler Herren waren überdies für die Vergabung der reichen Kirchenlehen bestimmend, und ehe die Bischöfe recht zur Übung jener Rechte gelangten, die ihnen die deutschen Herrscher zugetraut und zugedacht, waren sie meist in die Abhängigkeit ihrer Vasallen geraten, waren sie zu Werkzeugen ihrer Lehnsleute hinabgesunken. Im Bistum Trient erlangten unter diesen die Grafen, die ihren Sitz auf rebenbekränztem Hügel, in der Burg Tirol, über dem anmutigen Passeiertal und dem Tale der Etsch hatten, die hauptsächliche Bedeutung. Der Ursprung dieser Herren ist unbekannt; erst seit dem 12. Jahrhundert traten sie in helleres Licht, klommen sie, eben auf Kosten der Trientiner Bischöfe, zu größerer Macht empor. Das dauernde und von beiden Seiten leidenschaftlich geführte Ringen, das sich in dem Berglande entspann, war ein Ausschnitt aus dem großen und allge-

Digitized by Google

meinen Kampfe zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, den im Süden meist die Bürgerschaften der Städte gegen die Bischofsgrafen, hier und an anderen Orten große und kleinere Feudalherren gegen ihresgleichen im Priestergewande führten. Seit der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts errangen die Grafen von Tirol die Würde von Vögten oder weltlichen Schützern der Bischofskirche von Trient. Wie die Kaiser als „advocati" des Papsttums galten, war es das Ziel jedes mächtigen Feudalgeschlechtes, die gleiche Stellung gegenüber dem Bischof einzunehmen, in dessen Sprengel seine Besitzungen lagen, und in solcher Art die tatsächliche Gewalt über den geistlichen Oberherrn und dessen Gebiet zu erlangen, wie immer man ein solches Abhängigkeitsverhältnis der Kirchenfürsten mit wohltönenden, feierlichen Worten zu umkleiden suchte.

Graf Albert III. von Tirol war Neffe des Bischofs Friedrich von Trient und er erweiterte die Macht, die er im Süden besaß, indem es ihm 1214 gelang, durch ein Abkommen mit dem Bischof Konrad von Brixen auch die Vogtei über dieses Hochstift zu erwerben. Dadurch wurde jenes Gesamtgebiet geschaffen, und zwar nicht der Form, aber der Sache nach, von Schloß Tirol aus regiert, dem diese einzelne Burg seitdem den Namen gegeben hat.

Inzwischen hatte sich in Trient die gleiche innere Entwicklung vollzogen, wie in den Städten des benachbarten Italien, wahrscheinlich allerdings in jenem bescheidenen Maße, das der geringeren Bedeutung dieses Bischofssitzes als Stätte des Handels und Gewerbes entsprach. War zuvor in der Welt nur die Macht des Schwertes und die der Kirche anerkannt worden, war Besitz an Land und Burgen wenn nicht die ausschließliche, so doch die maßgebende Form des Reichtums gewesen, so trat jetzt das zu Einfluß emporsteigende Bürgertum, traten die Männer der Arbeit und der Geschäfte den bisher alleinherrschenden politischen Gewalten als ungewohnte, als unbequeme und demgemäß als widerrechtlich empfundene Mitbewerber in den Weg. Wie in Trient, regte sich auch in Bozen das Bürgertum der Kleinstadt kräftig gegen die Herrschaft des Krummstabes. Päpstliche Einflüsse mochten hier wie in vielen italienischen Städten Erhebliches beigetragen haben, die leidenschaftliche Bewegung des Bürgertums zu schüren, denn Bischof Adalpret war einer der überzeugten Anhänger Kaiser Friedrichs Barbarossa. Als dessen Ritterheer bei Legnano den Speeren der Mailänder und des Lombardenbundes unterlegen war, erhoben sich jene beiden Südtiroler Städte gegen ihren geistlichen Oberherrn, und die welschen Lehnsleute des Bischofs, zumal das Geschlecht derer von Castelbarco, machten, statt ihm zu helfen, gemeinsame Sache mit seinen bürgerlichen Widersachern. Auch das dem Kaiser feindliche Verona entsandte Hilfstruppen zum Kampf gegen Adalpret und der Beistand seiner berufenen Schützer, der Grafen von Tirol, wie der treugebliebenen deutschen Vasallen erwies sich als ungenügend. Der Kirchenfürst fiel 1177 in einer Schlacht bei Rovereto. Das gläubige Tiroler Volk hat ihn als Märtyrer verehrt, aber die Kurie erkannte, wie es sich versteht, den Heiligenschein dessen niemals an, der auf seiten ihrer Gegner gefochten hatte. Der Kaiser erblickte in den zu machtvoller Entwicklung emporbrängenden Kommunen die wichtigsten Gegner der Reichsherrschaft und ihrer Stütze, des Feudalwesens; er verordnete, daß die Stadt Trient keine Konsuln, keinerlei bürgerliche Regierung haben dürfe, sondern gleich den andern Städten des Reiches unter der Herrschaft ihrer Bischöfe zu stehen habe. Aus deren Händen aber war die wirkliche Macht durchaus in die der Tiroler Grafen hinübergeglitten, deren Richter



Digitized by Google

nach Beseitigung des Konsularregimentes das Podestàamt zu Trient ausübten, bis im Februar 1236 Barbarossas Enkel, Kaiser Friedrich II., diesem Stande der Dinge aus militärisch-politischen Gründen ein Ende machte, indem er die Verwaltung des Bistums selbst übernahm. Herkommen und nationale Gesinnung bedeuteten wenig für diesen Mann einer um fünf Jahrhunderte verfrühten Aufklärungszeit. Auch empfand er nicht das rauhere Land nördlich der Berge, sondern das von einem Hauch des Orients umwehte Sizilien als Heimat, sein Herz gehörte den Ebenen und Bergen Apuliens. Aus dem südlichen Lande flossen die Mittel zu seinen Kämpfen, wie zum Bau seiner Schlösser und zur Bestreitung des glänzendsten fürstlichen Daseins, doch zur Aufrechterhaltung der Macht bedurfte er zugleich mit den Schätzen des Südens der Männerkraft des Nordens. Für seine weitausblickenden Pläne hatte das Paßland Tirol die Bedeutung, daß er unbeschränkter Herr von dessen nach Italien führenden Bergstraßen und Talengen sein wollte. So übertrug er dem kaiserlichen Beamten Wiboto die Verwaltung von Stadt und Bistum Trient, so verfuhr er in ähnlicher Art betreffs Brixens. Jenen ersten Offizialen löste in der südlicheren Stadt Siger von Montalbano ab, dem für eine lange Reihe von Jahren Sodegerio de Tyto als kaiserlicher Podestà folgte, während sich der Bischof Albriget von Castel-Campo, aus kirchlichem Sinn oder aus verletztem Interesse, in dem tödlichen Hader des Kaisers mit den Päpsten auf deren Seite stellte und 1247 im Exil die Augen schloß. Der kaiserliche Amtsbezirk Trient blieb nicht für sich bestehen, er wurde auch nicht mit Brixen vereinigt, sondern verwaltungsmäßig dem östlichen Oberitalien dadurch angegliedert, daß der schwäbische Herrscher ihn dem Generalvikariat der Trevisaner Mark zuwies, die westlich bis zum Oglio reichte, das Gebiet Cremonas berührte und Mantua mit einschloß. In diesem ganzen Bereich aber übte der gefürchtete Parteigänger des Kaisers, Ezzelin von Romano, der wilde Signore von Padua und Verona, die tatsächliche Gewalt, obwohl kein Reichsamt ihm einen Rechtstitel für solche Oberherrschaft darbot, und während zweier Jahrzehnte hat auch Trient seinen Befehlen gehorcht. Lange über den Tod des Kaisers und den Verfall der Reichsmacht in Italien hinaus behauptete er die Gewalt, auch als an die Zugehörigkeit Trients zu einem oberitalienischen Reichsvikariat nicht mehr zu denken war, weil es eben in Italien keine Herrschaft des Reiches mehr gab. Zum Bischof war jetzt Egno aus dem bedeutenden, bald nach ihm erloschenen Tiroler Geschlecht der Grafen von Eppan ernannt. Vergebens versuchte er das Joch des Ezzelin abzuschütteln; vor dessen eiserner Faust sah auch er sich gezwungen, 1256 aus Trient zu entweichen.

Doch floh er nicht allein vor dem Tyrannen Paduas und Veronas, sondern zugleich vor dem neuen Herrn, der auf der Burg Tirol eingezogen war. Das Geschlecht der zuvor dort waltenden Dynasten war 1253 mit Albert III. im Mannesstamme ausgestorben. Alberts Schwiegersöhne, die Grafen Gebhard von Hirschberg und Meinhard von Görz teilten das Erbe. Aber sehr bald gewann der Görzer die alleinige Gewalt, und während achtzig schicksalsreicher Jahre hat sein Haus über Tirol geherrscht. Meinhard I. war als Graf von Görz zugleich Vogt des Patriarchates von Aquileia und seine Vorfahren hatten einen großen Teil von Istrien in ihre Hand gebracht; nur Triest, das sich zur selbständigen Kommune entwickelte, verstand sich ihrer Herrschaft zu entziehen. Der Besitz von Tirol erhob die Görzer zu einem der mächtigsten Geschlechter

Digitized by Google

der deutschen Südmark und sie gedachten diese Stellung rücksichtslos zu nützen. Meinhard I. wandte sich, weil ihm die reichen Trientiner Bischofslehen vom Kapitel erst erteilt, dann aber bestritten wurden, dem Ezzelin zu, der seinerseits des Herrn von Tirol zur Behauptung des nördlichsten Postens seiner Machtstellung bedurfte, und sie blieben verbunden, bis der Görzer 1258 ins Grab sank. Gegen dessen jugendliche Erben glaubte Bischof Egno leichteres Spiel zu haben, denn beide befanden sich bei des Vaters Tode als Geiseln in der Haft des Salzburger Erzbischofs. Aber der ältere, Meinhard II., erlangte seine Freilassung, eilte in die Heimat, bot die Lehnsleute auf und zog an deren Spitze nach Trient. Der Bischof, dem es wieder gelungen war, in seine Burg Buonconsiglio zurückzukehren, wagte keinen Widerstand und die verlangte Belehnung wurde durch ihn und seine zitternden Domherren am 19. Februar 1259 unter feierlichem Geläute der Kirchenglocken erteilt. Als indes im September desselben Jahres Ezzelin in der Lombardei kämpfend in Feindesgewalt gefallen, seinen Wunden erlag, glaubte Egno die Stunde gekommen, in der er sich auch von dem andern Teile des auf ihm lastenden Joches befreien könne. Im kleinen das Beispiel der Päpste nachahmend, die sich in ihrem Kampf wider den Kaiser auf die Bürgerschaften der Städte gestützt hatten, suchte er neben dem Beistand der mächtigen Vasallen, die bisher zu dem von der Kirche verfluchten Ezzelin gehalten, auch den der Kommune Trient zu gewinnen. Er billigte ihr alle Rechte einer Freistadt zu, ja er ging soweit, Belehnungen innerhalb ihres näheren Gebietes nur noch mit Zustimmung des Kapitans und von Bevollmächtigten des Munizipiums vorzunehmen. Bei der Versöhnung mit seinen Vasallen, wahrscheinlich auch bei Einräumung jener Rechte an die Bürgerschaft, stellte er vor allem die Bedingung, daß ihm wider die Grafen von Tirol kraftvoller Beistand zu leisten sei, und wirklich gelang es ihm, sich während einiger Jahre gegen die Görzer zu schützen. Dann aber gerieten seine italienischen Lehnsleute untereinander in wilde Fehde und die Bürger von Trient erhoben sich, wir wissen nicht aus welcher Veranlassung, im Aufstande. Um sich behaupten zu können, rief die Kommune Meinhard zu Hilfe und dieser trieb den Bischof wiederum ins Exil. Egno rächte sich in der üblichen Form, indem er über den Grafen den Kirchenbann verhängte, doch die römische Kurie, die zuvor vermittels einer Bulle Alexanders IV. sein verschwenderisches Leben, die übermäßige Belastung und allzureichliche Vergabung der Kirchenlehen getadelt hatte, unterstützte ihn so lau, daß er sich gezwungen sah, Ende 1268 mit den zuvor von ihm verfluchten Görzer Brüdern ein Abkommen zu schließen, auf Grund dessen er seinen Sitz wieder einnehmen konnte. Als ihn 1270 die Bürger von neuem aus seinem festen Kastell verjagten, mußte er bei den früher bitter Gehaßten in Bozen eine Zuflucht suchen und dort fand er drei Jahre später den letzten Frieden.

Meinhard übernahm die alleinige Herrschaft, und später erhob ihn König Rudolf von Habsburg erst zum Hauptmann, dann 1286 zum Herzog von Kärnten. Die Bischofswürde von Trient hatte der Papst nach Egnos Tode dem Deutschordensritter Heinrich erteilt, aber dieser war kaum dort eingezogen, als der Tiroler Landesherr auch mit ihm in blutigen Kampf geriet; Meinhard überfiel ihn in seiner Bischofsstadt, doch dem Bedrohten gelang es, nach Italien zu entkommen. Er kehrte zurück und führte mit Bannfluch und Schwert den alten Kampf gegen seinen Bedränger. Als er 1278 keinen anderen

Digitized by Google

Ausweg sah, unterwarf er Trient nebst dem Trentino der Kommune Padua; lieber wollte der Deutschordensritter auf dem Stuhle des Sankt Vigil dem Podestà und Rat der fernen Kommune am Bacchiglione untertan sein, als dem Machthaber in der Nähe. Die Paduaner besetzten unter Marsilio Partenopeo Trient und dessen Gebiet, aber Verona, jetzt von Alberto della Scala beherrscht, mißgönnte ihnen den Machtzuwachs und fürchtete von Norden wie von Osten her in den Zwang der Nachbarn zu geraten. So wurde Alberto zum Verbündeten des Tirolers und die unnatürliche Oberherrschaft der Stadt des Sankt Antonius über Trient dauerte nicht länger als ein Jahr. Der Bischof sah sich gleich seinem Vorgänger gezwungen, seinen Fluch gegen Meinhard zurückzunehmen und ihn als Vogt, als Schirmherr anzuerkennen. Zu Italien hat Trient seitdem ein halbes Jahrtausend lang, bis zu dem kurzen Napoleonischen Zwischenspiel seiner Geschichte nicht wieder gehört. Insgesamt hat es seit Mitte des zehnten Säkulums, die Perioden abgerechnet, in denen es durch kaiserliche Verfügung aus militärischen Gründen gemeinsam mit benachbarten Reichsgebieten verwaltet wurde, nur während dieser kurzen Paduaner Episode und der 3²/₃ Jahre von 1810 bis 1813, 56 Monate innerhalb eines Zeitraumes, der nur um wenige Dezennien hinter einem Jahrtausend zurückbleibt, unter italienischer Oberhoheit gestanden, also nicht einmal während des zweihundertsten Teils dieses unendlich langen Abschnittes geschichtlicher Entwicklung. Dies gilt von der Stadt Trient. An Angriffen, an Abtrennungen von Stücken ihres Gebietes durch die italienischen Nachbarn hat es jedoch bis zum 16. Jahrhundert nicht gefehlt, während andererseits die Tiroler Herrscher infolge des Schutzbedürfnisses südlicher Kommunen ihre Herrschaft mannigfach über weite Bezirke Oberitaliens ausgedehnt haben.

Dem Herzog-Grafen Meinhard II. folgten seine drei Söhne, von denen nur Heinrich, der die Brüder überlebte, geschichtliche Bedeutung erlangte, eine Bedeutung freilich, die sein lebelang keine sehr ehrenvolle gewesen ist. Die Macht, die ihm die Umstände in die Hand spielten, wußte er nicht zu behaupten; er fiel durch Untreue in einer an Treulosigkeit gewöhnten, durch das Schwanken seiner Entschlüsse in einer an haltlosen Charakteren überreichen Zeit auf, er liebte den Prunk, er stürzte sein Land durch verschwenderisches Leben in Schulden und infolge von Verfügungen, die er über das eigene Dasein hinaus traf, brachen chaotische Zustände über Tirol herein. Durch seine Ehe mit der Erbtochter Wenceslaus II. wurde er 1307 nach dem Aussterben der Przemysliden Herrscher von Böhmen, doch mußte er dieses Land sehr bald als Flüchtling verlassen, was ihn indes nicht gehindert hat, den leeren Königstitel ein weiteres Vierteljahrhundert bis an sein Ende fortzuführen. Für einige Zeit verschlang sich das Schicksal von Trient mit den Ansprüchen auf Böhmen. Der luxemburgische Kaiser Heinrich VII. hatte seinen noch kaum zum Jünglingsalter erwachsenen Sohn Johann mit einer jüngeren Tochter des Wenceslaus vermählt und ihn zum König von Böhmen gemacht. In der gleichen Zeit setzte der Kaiser bei Papst Clemens V., den der Gutgläubige für einen wohlmeinenden Gönner hielt, und der an ihm zum Verräter wurde, die Ernennung seines Kanzlers, des lothringischen Zisterzienserabtes Heinrich zum Trientiner Bischof durch, aber der Gegensatz des Görzers zum Oberhaupt des Reiches, ein Gegensatz, über dessen Beseitigung ergebnislos verhandelt wurde, hinderte den Kanzler in der weißen Kutte sein Bistum auch nur zu betreten. Erst nach-

Digitized by Google

dem der von Dante gepriesene Monarch in Südtoskana sein Leben ausgehaucht, kam eine jener Sühnen zustande, von denen die Geschichte Trients eine ununterbrochene Folge aufweist, doch unterschied sich diese von den vorhergehenden dadurch, daß sie den Zwistigkeiten wirklich ein Ziel setzte. Seither fügten sich die Bischöfe im wesentlichen der Gewalt der Herrscher von Tirol und wenn sie noch politisch hervortraten, geschah dies in der Rolle diplomatischer Unterhändler im Auftrage ihrer Landesfürsten, deren Vorgänger als Vasallen des Krummstabes emporgekommen waren. Die geistliche Gewalt hatte auch hier ihre Unfähigkeit zu weltlicher Regierung erwiesen und der Titel eines Trientiner Fürstbischofes blieb während des halben Jahrtausends bis zur förmlichen Säkularisierung des Hochstiftes im Jahre 1803 ein inhaltsloser Schall.

Heinrich von Böhmen-Kärnthen-Tirol nützte seine Verwandtschaft mit den um die Krone des Reiches hadernden Gegenkönigen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen, obwohl er sich als Parteigänger des Habsburgers bekannte, dazu aus, auf beiden Seiten Vorteile zu suchen. Hatte Padua vormals nach der Herrschaft über Trient gegriffen, so faßte er den Plan, aus Padua ein italienisches Vorwerk zur Verteidigung Südtirols zu machen, ein Plan, der freilich nur dann als ein kluger gelten konnte, wenn er von dem festen Willen eines entschlossenen Mannes durchgeführt wurde. Die durch den kriegsmächtigen und klugen Cangrande della Scala bedrängte Kommune streckte ihre Hände schutzflehend dem Herrscher auf der Burg Tirol entgegen, und Heinrich ließ sich durch Friedrich den Schönen über die Stadt und ihr Gebiet das Reichsvikariat übertragen, das in Wahrheit die Signorie, die volle Herrschaft unter Wahrung des äußeren Scheines kommunaler Selbständigkeit bedeutete. Es vergingen indes drei Jahre, ehe er 1324 zum Schutze der gefährdeten Bürgergemeinde an der Spitze eines Heeres herbeizog, das ein für die Verhältnisse der Zeit recht bedeutendes war. Die Paduaner hatten für diesen Zweck erhebliche Geldmittel hergegeben, aber Heinrich brach, bei Monselice lagernd, das Unternehmen ab, ehe der Kampf auch nur begonnen hatte, einigte sich friedlich und ruhmlos mit dem ihm an Geist wie an Mut überlegenen Signore Veronas und zog nach seinem Tiroler Lande zurück. Er blieb dem Namen nach Oberherr des dauernd gefährdeten Padua, ja, er gewann unter dem Titel der Vormundschaft über einen einjährigen Knaben aus dem Hause Görz, den Sohn des verstorbenen Generalvikars von Treviso, sogar das Hoheitsrecht über diese Stadt und deren Mark hinzu, so daß das östliche Oberitalien bis zur Lagune, bis nach Mestre, von Tirol aus regiert wurde, aber der Schützer erwies sich dauernd als unfähig, als machtlos gegenüber dem ruhelosen, tapferen Cangrande, der, kurz ehe er ins Grab sank, der deutschen Herrschaft sowohl über Padua wie über Treviso ein Ende bereitete.

Der Titularkönig von Böhmen war dreimal vermählt; der Böhmin war in seinem Ehegemach eine Braunschweiger Herzogin, dieser eine Savoyerin gefolgt, wie denn italienische Fürstentöchter auch in der Folge häufig Gattinnen von Tiroler Herrschern gewesen sind. Die Geschichte seiner Werbungen, die sich stets mit dem Bemühen verschlang, den alten Zwist mit dem Hause Luxemburg-Böhmen auszugleichen und dabei viel Geld herauszuschlagen, ist lang und verwickelt. Der schon Gealterte wollte nicht auf eheliche Freuden an der Seite jugendlicher Prinzessinnen verzichten, die sich indes beharrlich solcher Ehre zu entziehen wußten, bis sich zuletzt die Gräfin Beatrix von Savoyen bereit fand,

Digitized by Google

seine Gemahlin zu werden. Er hoffte stets, und er hoffte vergeblich auf einen legitimen männlichen Erben. Wir wissen durch die Rechnungsbücher seines Hof- und Staatshaushaltes (von denen das Münchener Reichsarchiv einen großen und wichtigen Teil aufbewahrt), daß Heinrichs durch die Kirche nicht gesegneten Verbindungen eine ganze Reihe von Kindern beiderlei Geschlechtes entsprossen waren, aber unter seinen fürstlichen Gemahlinnen hatte ihm nur die Braunschweigerin zwei Mädchen hinterlassen, deren ältere, Margarethe mit dem unerklärten Beinamen „Maultasch", er als Kind dem noch jüngeren Knaben seines bisher feindlichen Schwagers, Königs Johann von Böhmen, aus dem Hause Luxemburg, dem Enkel Kaiser Heinrichs VII., vermählte.

So wurden, als der Görzer 1335 starb, die Luxemburger für kurze Zeit Herren von Tirol und sie waren rücksichtslose und verhaßte Herren. Für den Knaben Johann und dessen heranwachsende Gattin führte der ältere Bruder des Unmündigen, Markgraf Karl von Mähren, der nachmalige Kaiser Karl IV., die Regierung des fremden Landes, in dem er nur von Zeit zu Zeit erschien. Wie einst sein Onkel Heinrich, erwarb Karl, dessen Blicke ja von früher Zeit an auf Italien gerichtet waren, dort auch solche Herrschaftsrechte, die geeignet erschienen, seine Tiroler Machtstellung zu ergänzen. Durch den Bischof von Feltre ließ er sich 1337 das Kapitanat von Feltre wie von Belluno, und damit die Signorie der östlich dem Trentino vorgelagerten Bezirke übertragen. In Tirol schaltete in seinem und des jugendlichen, unfähigen Bruders Namen zeitweilig der von ihm eingesetzte Trientiner Bischof Nikolaus Abrein aus Brünn, sein vormaliger Kanzler. Man war bisher gewöhnt, wie es dem Mischwesen des Landes entsprach, bald Deutsche, bald Italiener, meist Tiroler, auf dem Sitz des Vigil zu sehen, nie aber hatte Trient einen Mähren zum Kirchenfürsten gehabt. Die Edlen, das Volk von Tirol empfanden gegen die Fremdherrschaft den gleichen Widerwillen, den Margarethe gegen ihren jungen Gatten hegte. Es wiederholte sich, freilich mit anderem Ausgange, was sich einst anderthalb Jahrhunderte zuvor in Sizilien zur Zeit des Ehebundes der normannischen Konstanze mit dem schwäbischen Kaiser Heinrich zugetragen. Eine erste Verschwörung brach 1340 in Abwesenheit des Namensherrschers Johann von Luxemburg aus, die durch die Tatkraft des herbeieilenden Karl unterdrückt wurde, doch ihr folgte im nächsten Jahre eine zweite, die Johann und die Böhmen zur Flucht zwang. Margarethe war die Seele beider, und wahrscheinlich stand Kaiser Ludwig der Bayer mit ihr in geheimem Verständnis. Von der Hoffnung bestimmt, Tirol dauernd an sein Haus zu bringen, vermählte er seinen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit der bereits Verheirateten, deren Ehe er aus eigener Machtvollkommenheit für gelöst erklären ließ. Der Anstoß, den dieses Vorgehen erregte, trug nicht wenig dazu bei, die Partei der Luxemburger in Deutschland zu stärken, und Papst Clemens VI. wirkte dem Gebannten von Avignon aus nach Kräften entgegen. Er war der Erzieher Karls von Mähren gewesen und hatte ihm geweissagt, die Kaiserkrone des Großvaters werde einst auf seinem Haupte erglänzen; was in des Papstes Kräften stand, tat er, um die Prophezeiung zur Wahrheit zu machen. Sein Einfluß und der des Hauses Luxemburg bewirkten, daß die Mehrzahl der Fürsten Ludwig 1346 absetzte und Karl zum römischen König erhob. Tirol wurde zum Schauplatz des Ringens, das sich an den Thronstreit knüpfte, wie es einen Teil des Siegespreises bildete. Die oberitalienischen „Tyrannen"

Digitized by Google

oder Stadtherrscher, die Visconti von Mailand, die della Scala von Verona, die Carrara von Padua, die Gonzaga von Mantua verbanden sich mit Karl, und der Bischof Nikolaus reichte ihm von Trient her die Hand. Ein Heer, vorwiegend aus Mannschaften der italienischen Bundesgenossen bestehend, drang 1347 durch die Etschklausen bis Bozen, bis Meran vor und belagerte Margarethe in der Burg Tirol, doch hielt sich die etwa Neunundzwanzigjährige mit ausgezeichneter Tapferkeit, bis ihr Gatte und dessen Vater, der Kaiser Ludwig, über den Brenner vorrückten, worauf sich Karl mit den Italienern plündernd und das Land verheerend, nach Süden zurückzog. Als der Bischof Nikolaus gestorben, verlangte der Markgraf von Brandenburg als Schirmvogt Trients das Besatzungsrecht von Stadt und Burg. Das Kapitel, aus Günstlingen des Mähren bestehend, weigerte sich und rief Jacopo von Carrara, den Herrn Paduas, um Hilfe an, der den Domherren eilig Ritter und Mannschaften zur Verteidigung sandte. Der Kapitan der Stadtburg Buonconsiglio aber verriet diese an Ludwig, so daß der Brandenburger sofort wieder Herr Trients wurde. Bei diesem Anlaß konnte sich das Haus Carrara indes der Valsugana bemächtigen, um die Italien in unseren Tagen so heiß gerungen hat. Der 1349 vom Papst eingesetzte neue Bischof, der Toskaner Giovanni aus Pistoia, der große Geldaufwendungen gemacht hatte, um in Avignon seine Erhebung durchzusetzen, verpfändete zur Deckung seiner Schulden, für eine, auch nach den Begriffen jener Zeit geringe Summe, von den ihm verbliebenen Kastellen und Gebieten des Hochstiftes die Gegenden am Gardasee mit Riva und Arco sowie Cavedine und das Ledrotal, um deren Besitz ebenfalls in letzten Zeiten erbittert gekämpft wurde, an Mastino della Scala von Verona. Abgesehen von diesen Bezirken Südtirols behielt der Wittelsbacher Gatte der Margarethe die Herrschaft über die Hauptmasse dessen, was dem Namen nach Besitz des Bistums, in Wirklichkeit aber längst ein Bestandteil Tirols war. Drei Jahre, nachdem Ludwig der Bayer am 11. Oktober 1347 unweit Münchens, zur Bärenhatz ausziehend, einem Schlaganfall erlegen, schloß der Sohn mit dem jetzt allgemein als deutschem König anerkannten Karl IV. einen Frieden, der ihm die Herrschaft über alles bekräftigte, was der Wittelsbacher tatsächlich besaß. Die Valsugana indes blieb bis 1372 im Besitz der Carrara, der Bezirk am Gardasee bis 1387 in dem der Scaliger, ging dann für ein halbes Jahrhundert an die Visconti von Mailand über, denen ihn 1440 die Venetianer entrissen. Erst Kaiser Maximilian I. brachte die verlorenen Gebiete 1518 infolge siegreicher Kämpfe dem Namen nach an das Fürstbistum, in Wahrheit an sein Tirol zurück.

Aus der Ehe Ludwigs mit Margarethe war ein einziger Sohn, der schwächliche Meinhard hervorgegangen, der früh mit einer Tochter Herzog Albrechts von Österreich, des letzten Bruders König Friedrichs des Schönen, vermählt wurde. Längst waren die Absichten der Habsburger auf das schöne Tiroler Erbe gerichtet, sofern das Görzer Haus aussterben sollte, und eifervoll wurden diese Pläne jetzt gefördert. Graf Albrecht von Ortenburg strebte für den Fall einer Sedisvakanz nach der, wie man sieht, trotz aller Machteinbuße ehrgeizig umworbenen Stellung eines Bischofs von Trient. Herzog Albrecht verhieß ihm, nach Kräften die Erfüllung dieses Wunsches zu fördern, sofern er ihm ganz zu Willen sei. Obwohl der Herzog selbst nicht mehr das Reifen der Pläne erlebte, wurde der Ortenburger nachmals für seinen Erstgeborenen Rudolf die

Digitized by Google

wichtigste Stütze in Tirol. Wegen Margarethens Ehe ruhte auf ihrem Lande während vieler Jahre das päpstliche Interdikt; durch Rudolfs Vermittlung wurde es aufgehoben. Albrecht war der Vetter der Margarethe gewesen, Rudolf war ihr Halbvetter; die Habsburger zeigten sich, soviel sie vermochten, als freundwillige Verwandte der Gräfin von Tirol.

Am 17. September 1361 starb der Markgraf Ludwig von Brandenburg. Das Gerücht beschuldigte seine Gattin, sie habe ihn vergiften lassen, weil er sie wegen ihrer Buhlschaft mit dem Edlen Konrad von Frauenberg zur Rechenschaft zog. Sechzehn Monate später verschied Ludwigs Sohn und Nachfolger, der junge Meinhard, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Behauptung lief um, auch er sei einem Gifttrank erlegen, den Margarethe ihm reichen ließ, weil er ihr den Tod des Vaters zur Last gelegt habe. Filippo Villani, der Neffe des Florentiner Chronisten Giovanni und Sohn von dessen Fortsetzer Matteo, zeichnete die Geschichte der Margarethe Maultasch auf, die sich freilich in seinem Italienisch wie eine jener Novellen liest, die man am Arno liebte, sammelte und mit Meisterschaft verfaßte. Mannigfach sind die Zweifel darüber, ob seine Erzählung begründet sei, aber er zeigt sich in merkwürdiger Art mit Einzelheiten vertraut, die nicht erfunden sein können, und vor allem teilt er mit, daß sich, als die Ereignisse nach dem Tode der beiden ihre entscheidende Wendung nahmen, der Florentiner Bischof Piero Corsini aus dem als Fürstengeschlecht fortblühenden Patrizierhause, in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten in Tirol befand und als solcher den Kampf schlichtete, der zwischen Bayern und Österreichern um das Land ausgebrochen war. Durch den Bischof kann er freilich in der toskanischen Metropole alle Umstände jenes Trauerspiels in Tirol in zuverlässiger Art erfahren haben.

Nach dem Tode des Sohnes übernahm Margarethe wieder die Regierung, aber der herbeieilende Herzog Rudolf von Österreich erreichte von ihr, daß sie die Herrschaft ihm und seinen Brüdern Albrecht und Leopold als ihren nächsten Verwandten und Erben abtrat. Der Treuschwur der Tiroler an das Haus Habsburg vollzog sich ohne Störung, denn die Ereignisse hatten das Ansehen der einheimischen Fürstin vernichtet. Rudolf erschien in Trient und der Bischof Albrecht von Ortenburg, der, wie man dies später auszudrücken pflegte, seines Vaters und seine „Kreatur“ war, erkannte ihn unter Zustimmung des Kapitels nicht nur als Vogt oder Schützer, sondern als unbedingten Herrn von Trient an. Es geschah am 18. September 1363 und seit diesem Tage, seit 553 Jahren, ist, jenes kurze Zwischenspiel vor einem Säkulum abgerechnet, Trient österreichisch geblieben. Die großen italienischen Feudalherren Südtirols, die von Castelbarco und von Lodrone, wagten, wenigstens zunächst, keinen Widerstand gegen das mächtige Haus Habsburg und leisteten Rudolf gleichfalls den Eid. Der kurz angedeutete Einfall der Wittelsbacher in Nordtirol blieb ebenso folgenlos, wie eine spätere Wiederholung dieses Angriffes. Im Februar 1364 bestätigte Kaiser Karl IV. den Übergang des Landes an das Haus Österreich, und Margarethe übersiedelte, es scheint nicht ganz freiwillig, aus dem Gebiet ihrer Heimat und Herrschaft nach Wien, wo sie 1369 als Einundfünfzigjährige ihr bewegtes Dasein in einem Kloster beschloß. Rudolf selbst war kurz nach jenem Übereinkommen mit dem Kaiser, in Mailand gestorben; er hatte in der lombardischen Metropole ein Bündnis mit den Visconti und zu dessen Bekräftigung eine Ehe vereinbart, die ein Jahr darauf geschlossen wurde;

Digitized by Google

sein junger Bruder Leopold vermählte sich mit Virida, Tochter des Bernabò Visconti. Durch Heiraten die Macht zu mehren, politische Vorteile zu erlangen, war nicht nur habsburgische, sondern allgemein mittelalterliche Fürstenpolitik, und diese Verbindung verfolgte den besonderen Zweck, Tirol dem österreichischen Herzogshause von Süden her zu sichern, denn Virida war zugleich Nichte des Can Signorio della Scala, des Herrn von Verona. Zu Erben Tirols hatte Rudolf neben Leopold auch seinen anderen Bruder Albrecht eingesetzt, aber nur der jüngere wurde zum eigentlichen Herrscher. Als Leopold 1386 bei Sempach im Kampf gegen die Eidgenossen fiel, folgte ihm sein Sohn Friedrich und als 1490 seine unmittelbare Nachkommenschaft mit Herzog Sigismund erlosch, wurde dessen Neffe Maximilian I. Erbe des Landes, das durch ihn zuerst an die Kaiser aus habsburgischem Geschlecht kam.

Wie einst Heinrich von Böhmen mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor, so hatte auch Leopold von Österreich 1379 die Herrschaft über Treviso erworben, das die Venetianer vermittels seiner Hilfe gegen die Carraresen von Padua zu schützen versuchten, und Tirol besaß hier einige Zeit wieder eine Vorpostenstellung im Südlande, doch bereits nach wenigen Jahren endete das Abenteuer mit der Abtretung Trevisos an Padua. Mehr als ein Menschenalter später brachen die Venetianer, in der Absicht, den Schlüssel zum östlichen Oberitalien in ihre Hand zu bringen, ins Etschtal ein. Sie eroberten 1417 Rovereto, aber sie mußten an dieser Stelle haltmachen. Ein Jahrhundert lang blieb die Lagunenrepublik Herrin des Südzipfels vom Trentino, in wenig erweitertem Sinne etwa desselben Gebietes, dessen sich die Italiener im Tale der Etsch während des ersten Jahres der gegenwärtigen Kämpfe zu bemächtigen vermocht hatten, eine Übereinstimmung, für die wohl, trotz aller Veränderung der Technik, dieselben strategisch-geographischen Gründe maßgebend waren, die damals ein weiteres Vordringen unter dem Banner des Markuslöwen gehindert haben. Erst Kaiser Maximilian gelang es, die Venetianer aus Rovereto und der Val Lagarina zu vertreiben, wie er überhaupt Tirol in jenen ursprünglichen Grenzen wiederherstellte, in denen es sich durch die Jahrhunderte behauptet hat.

Mit der Erwerbung der südlichen Bezirke durch die Habsburger begann jener italienische Gegensatz zu Österreich, der in unseren Tagen erneut zu gewaltsamem Ausbruch kam. Doch handelte es sich dabei nicht allein um den Trentino, sondern auch um Triest. Ein halbes Jahrtausend, ehe man das gefühlvolle Wort von der Befreiung unerlöster Brüder erfand, kämpfte Venedig, die Vorgängerin des heutigen Königreiches Italien in dessen Ansprüchen auf ausschließliche Herrschaft über die Adria, mit Leidenschaft und Zähigkeit in höchst unbrüderlicher Art gegen das bescheidenere östliche Handelsemporium dieses Meeres. Es war auf Vernichtung des Nebenbuhlers abgesehen, oder darauf, Triest in die Botmäßigkeit der Lagunenstadt zu bringen. Triest, durch Seehandel zu Wohlstand gelangt, regierte sich, wie angedeutet, seit Ende des 11. Jahrhunderts als selbständige Kommune. Mitte des 13. Jahrhunderts und erneut 1295 erwarb es durch Geldabfindung alle Herrenrechte, die der Patriarch von Aquileia etwa über die Bürgerschaft geltend machen konnte. Gegen das nahe Venedig, das wieder und wieder Triest angriff, verteidigte dieses sich mit Nachdruck, doch in einer Zeit höchster Bedrängnis, im August 1369, unterwarf sich die Stadt, um Schutz gegen die „Serenissima" zu finden, den Brüdern Albrecht und Leopold von Habsburg, und dieser Vertrag wurde dreizehn Jahre

Digitized by Google

später in Graz erneuert, so daß sich vor 5½ Jahrhunderten fast zu gleicher Zeit die Schicksale Tirols und die von Triest mit denen Österreichs vereinten.

Im Lauf der Zeiten ist der Name der südtirolischen Stadt durch kein anderes Ereignis so viel genannt worden, wie dadurch, daß die Kurie sie zum Sitz des großen Konzils ausersah, dem es oblag, nach den Erschütterungen der Reformation die Verhältnisse der römischen Kirche neu zu ordnen. Aber das Tridentinum gehört der Geschichte der geistigen Bewegungen, der allgemeinen Kultur, nicht jener des Ortes an, den die Prälaten in den letzten Lebenszeiten Kaiser Ferdinands I. zum Sitze ihrer dornenreichen Beratungen erwählt hatten. Als Kaiser Ferdinand 1564 starb, kam Tirol durch dessen Erbverfügung an seinen zweiten Sohn Ferdinand, und bis 1665 herrschte in dem Berglande wieder eine habsburgische Nebenlinie. Deren letzter Sproß war der tüchtige Sigismund Franz, der, für den geistlichen Beruf bestimmt, erst als Fünfunddreißigjähriger seine dreifältige Würde eines Bischofs von Trient, von Augsburg und von Gurk aufgab, um sich zu vermählen, doch vor Ausführung dieser Absicht starb. So ging Tirol an Kaiser Leopold I. über und seither blieb es ein Teil der Gesamtmonarchie, bis zu seiner vorübergehenden Angliederung an Bayern, die Ende 1805 in dem zwischen Napoleon und Österreich geschlossenen Frieden von Preßburg vereinbart wurde. Sie widersprach aufs stärkste dem Willen des Volkes, doch zerriß sie wenigstens den Zusammenhang des Landes nicht. Nach dem unglücklichen Ausgange des heldenmütigen Aufstandes aber, der als erstes Wetterleuchten das über die Herrschaft Bonapartes emporsteigende Gewitter anzeigte, zerschnitt Napoleon durch den Pariser Traktat vom 28. Februar 1810 und durch seine Verfügung vom 28. Mai das Gebiet in zwei Teile; der größere nördliche verblieb Bayern, während der südliche unter Lostrennung eines kleinen Bezirkes im Osten, den er zu Illyrien schlug, dem ephemeren, von Eugen Beauharnais verwalteten Königreich Italien einverleibt wurde. Diese Zerstücklung erfolgte ohne Rücksicht auf Sprache oder Stamm der Bevölkerung lediglich nach politischen Gesichtspunkten. Trotzdem ist der Versuch gemacht worden, sie in unserer, angeblich von dem Gedanken der Nationalität beherrschten Zeit aus der Schattenwelt geschichtlicher Erinnerungen wieder ins Bereich der Wirklichkeit heraufzuführen, denn in der Note, die Baron Sonnino am 10. April 1915 durch den Botschafter Herzog von Avarna dem österreichischen Minister des Äußeren überreichen ließ, forderte er im Namen seines Herrschers von den bisherigen Verbündeten ausdrücklich die „Abtretung des Trentino in den dem Regno Italico im Jahre 1811, das heißt nach dem Pariser Vertrag vom 28. Februar 1810 zugesprochenen Grenzen". Herr Sonnino besitzt zu bedeutende historische Kenntnisse, um nicht zu wissen, daß der Begriff des „Trentino" in dem von ihm angewandten Sinne erst in neuesten Zeiten des Irredentismus entstand und demgemäß im Pariser Traktat nicht vorkommt. Doch war es ihm bequem, durch Anwendung jenes Namens und dessen Verquickung mit der Erinnerung an einen, sei es auch durchaus vorübergehenden Zustand entschwundener Zeiten das Verlangen nach einem Stück Deutschtiroler Gebietes und nach Tälern ladinischer Sprache mit dem Mäntelchen nationaler Forderungen, verbrämt durch eine geschichtliche Erinnerung, zu umhüllen.

Die damalige, jetzt von neuem angestrebte Scheidelinie verlief von der Zufallsspitze (Monte Cevedale) zwischen dem Bezirk Cles einerseits und den Bezirken Schlanders sowie Meran anderseits, die Gebiete des Sulzberges und

Digitized by Google

teilweise des Ultentals, das Massiv der Mendel, die Stadt Bozen, den Ritten einschließend, dann das Eisacktal bei Klausen durchschneidend, das Ampezzo ebenfalls von Tirol trennend, derart, daß sie nahe den Hängen der Rotwand in die herkömmliche Grenze des oberen Veneto einmündete. Im wesentlichen wurde damals Italien bis zum Hange des Brenner erweitert, und die Wiederherstellung dieses, durch den großen Machthaber an der Seine 1810 geschaffenen Zustandes forderte die römische Consulta auf peremtorische Art im April 1915.

Die Herrschaft des Regno Italico über Trient und dessen Gebiet im weitesten Sinne dauerte, wenn wir den Februar 1810 als ihren Beginn ansetzen, insgesamt 3 Jahre 8 Monate. Als 1813 zwischen Österreich und Napoleon der Krieg von neuem ausbrach als die scheinbar erloschene Tiroler Volksbewegung wieder aufgeflammt war, besetzten österreichische Truppen Trient und dessen Kastell im Oktober jenes Jahres, und der Wiener Kongreß sanktionierte später nur einen durch die Waffen hergestellten Zustand, indem er Tirol vermittels europäischer Staatenverträge innerhalb seiner alten Grenzen ungeteilt dem Kaiserreich zurückgab. Da er diesem aber auch die Lombardei und Venetien überwies, schützte das südliche Vorland für die folgenden anderthalb Menschenalter die österreichische Herrschaft über das südliche Alpengebiet. Die durch Frankreich unterstützte Einigungsbewegung des italienischen Volkes, die Kämpfe von 1859/60 lösten die Lombardei sowie einen Teil des Veneto, der Krieg von 1866 löste dessen Rest mit der Lagunenstadt selbst wieder von der habsburgischen Monarchie, wodurch das alte, halbtausendjährige Verhältnis hergestellt, Tirol wie ehedem zum Grenz- und Übergangsgebiet zwischen der deutschen Welt und Italien, in gewissem Sinne zu des deutschen Landes südlichster Mark unter der Herrschaft des Doppeladlers gemacht wurde. Zugleich aber erwachten die alten Gelüste, nur kleideten sie sich, der Sitte veränderter Zeit gemäß, in ein neues Gewand. Den Bedürfnissen einer Demokratie entsprechend, auf die sich die stärksten Wirkungen von der Seite volkstümlicher Empfindungen her erzielen lassen, traten sie als Sehnsucht nach Befreiung unerlöster Brüder auf. Zweifellos war dieses Gefühl bei der Mehrzahl ein aufrichtiges, denn zu allen Zeiten wird man von Völkern vergeblich eine Analyse und Kritik eigener Stimmungen an der Hand von Erkenntnissen erwarten, die sich etwa aus der Vergangenheit schöpfen ließen. Von solchen geleitet, wird man jedoch unschwer erkennen, daß sich hinter dem Irredentismus dasselbe triebhafte Ausdehnungsbestreben barg, das einstmals die Kommune Padua und die Carrara, das die Scaliger von Verona, die Mailänder Visconti und die Republik Venedig dazu getrieben hatte, die Hand nach Stücken oder Stückchen von Südtirol auszustrecken, die „Serenissima" auch, nach Triest zu greifen, sobald die Verhältnisse dies irgend ermöglichten. Nur daß man in jenen Jahrhunderten das auf Machterweiterung gerichtete Begehren nicht mit tönenden Worten von der Befreiung unerlöster Brüder begleitete.

An dem Grimm und Gram, daß 1866 nicht genug erreicht worden sei, entzündete sich eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüter, die man im Norden völlig verkannt hat, indem man meinte, nur ein kleiner, sich lärmend gebärdender Teil der Bevölkerung werde durch sie beeinflußt. In Wahrheit betrachtete die Mehrzahl aller Italiener den Trentino, Triest, Istrien als Gebiete, die ihrem Vaterlande zu Unrecht vorenthalten würden. So weit gingen freilich selbst die Forderungen der kühnsten Irredentisten nicht, wie die im Auftrage Sonninos erhobenen, die, abgesehen von den Ansprüchen betreffs der Isonzogrenze und

Digitized by Google

der Adriaherrschaft, das angebliche Unrecht einer österreichischen Herrschaft über Italiener für die Zukunft durch eine italienische Herrschaft über Deutsche auszugleichen wünschten. Der Kluge, Überkluge, übersah, daß er damit den eigenen nationalen Forderungen die Spitze abbrach. Der Instinkt des Volkes hatte sich als treffsicherer erwiesen, denn der Verstand des Grüblers; die auf Sprache und Stammverwandtschaft gestützten Ansprüche bargen zweifellos eine stärkere Wirkungskraft in sich, als die Berufung auf ein Dekret Napoleons, das vor mehr als einem Säkulum drei Jahre und etliche Monate in Geltung gestanden hat, und das man in napoleonischer Art wieder durchzusetzen versuchte.

Unter dem Druck der Bedrängnis durch Rußland bot die österreichische Regierung Italien am 10. Mai 1915 außer der Grenzregulierung im Gebiet des Isonzo und der Nachgiebigkeit gegenüber sonstigen Forderungen die Abtretung von „ganz Tirol, soweit es italienischer Nationalität ist" an; fünf Tage später legte sie einen Vertragsentwurf von fünfzehn Artikeln vor, deren erster auf Grund der Sprachenkarte eine neue, ebenfalls von der Zufallspitze ausgehende Grenze in Aussicht nahm, die zwischen den Bezirken Schlanders und Meran verlaufend, das Etschtal nördlich von San Michele durchquerend, über den Latemar verlaufen und westlich von Moena in die jetzige Reichsgrenze münden sollte, derart, daß Bozen und das Ampezzaner Tal bei Österreich blieb. Doch „diese großen und schmerzlichen Opfer", wie sich der Aufruf Kaiser Franz Josephs an seine Völker ausdrückt, wurden abgewiesen. Südtirol, dessen Schicksale wir in einem Überblick durch die Jahrhunderte zu verfolgen suchten, wurde zur Stätte des wutvollsten, verheerendsten Kampfes, der je durch seine Täler, über seine Gipfel dahingerast ist. Auch die erregteste Phantasie der Menschen vergangener Geschlechter hätte sich von dem Umfange und Nachdruck jetziger Kriege keine annähernde Vorstellung zu machen vermocht. Im Jahre 1804 wurde die bis dahin von Schauern ewiger Einsamkeit, von düstern Sagen der Furcht umschwebte Ortlerspitze zum ersten Male durch kühne Tiroler Bergsteiger erklommen. Jetzt hielten dort, wie auf unzähligen andern vergletscherten Gipfeln viele Tausende während eines langen, eisigen Winters die Wacht, und andere Tausende versuchten, wenn Schneesturm oder Lawinensturz ihnen nicht Halt gebot, Angriff und Eroberung. Der Oberbefehlshaber der in Südtirol kämpfenden französisch-italienischen Truppenmacht, General Bonfanti, verlor im Oktober 1813 die Gefechte bei Calliano, nördlich von Rovereto, und bei Serravalle, wodurch Trient und dessen Gebiet für Österreich wiedererobert wurden. Er stand an der Spitze von insgesamt 3600 Mann und sein, allerdings von der tapferen Landesbevölkerung unterstützter Gegner, Feldmarschall-Leutnant Fenner, verfügte über eine noch geringere Zahl regulärer Soldaten. Im Mai 1916 wurden hingegen in dem Abschnitt der Valsugana und von Rovereto durch die Österreicher innerhalb einer Woche reichlich dreimal so viele Tausende Italiener zu Gefangenen gemacht, als die Gesamtstärke der beiden Heere betrug, die damals um das Schicksal Südtirols kämpften, und deren Ringen über die Zukunft des Gebietes entschied, während sich in jener Woche nur eine, wenn auch bedeutsame Episode des Krieges um die südliche Alpengrenze vollzog, in dessen Verlauf vom Stilfserjoch bis zum Meere bereits eine größere Zahl von Menschenleben zugrunde gegangen ist, als bei dem Zuge der großen Armee nach Rußland auf seiten der Franzosen wie der moskowitischen Verteidiger, bei jenem Zuge, der den Völkern bis vor kurzem als äußerster Inbegriff aller Leiden, Schrecken und Opfer erschienen ist.

Digitized by Google

# Eitelkeitsmarkt.

Wer, von draußen kommend, frischen Blickes sieht, wie zu Hause bei uns gearbeitet wird, der ist vor allem ergriffen von den großen Leistungen des Roten Kreuzes. Es ist wirklich bewundernswert, mit welcher Aufopferung seit nun bald zwei Jahren die Frauen aller Kreise in den Lazaretten tätig sind — doppelt bewundernswert, weil die erste Begeisterung vorüber ist und die tägliche schwere und entsagungsreiche Tätigkeit ungewöhnlichen Idealismus und große innere Kräfte verlangt, besonders auch von Damen, die sonst durch ihre Lebensstellung nicht gewöhnt waren an harte Arbeit. Das kann gar nicht genug gewürdigt werden.

Das Rote Kreuz ist uns in diesem Krieg ein heiliges Wahrzeichen geworden, und nichts hat uns daher mehr empört, als wenn wir sehen mußten, daß unsere Feinde es oft genug schnöde mißachteten.

Das war empörend. Aber peinigend und widerwärtig ist es zu sehen, daß es bei uns zu Hause, im eigenen Land, Leute gibt — gottlob wenige — die sich nicht scheuen, dieses heilige Zeichen zu persönlichen Zwecken zu mißbrauchen — und sei es nur, um ihrer Eitelkeit zu dienen.

In den M. N. N. war am 6. Mai zu lesen unter „Lokales":

„Die Fürstin von Pleß traf als Schwester mit einem Lazarettzug, in dem sie seit acht Monaten tätig ist, hier ein und reiste zur Erholung nach Garmisch."

Das klingt harmlos und selbstverständlich. Ist es aber durchaus nicht.

Erstensmal ist es für die Öffentlichkeit ganz gleichgültig, ob eine Fürstin Pleß in einem Lazarettzug pflegt — man braucht das nicht in „Hof- und Personalnachrichten" zu bringen —, die Fürstin Pleß ist in diesem Falle, selbst wenn sie „Schwester Daisy" heißt, nichts anderes und nicht mehr, als Schwester Anna oder Elisabeth. Von denen steht keine Notiz in „Hof- und Personalnachrichten".

Zweitens entspricht die Notiz nicht den Tatsachen.

Fürstin Pleß war nicht seit acht Monaten in dem erwähnten Lazarettzug als Schwester tätig. Sie war seit Weihnachten in Partenkirchen in der Pension Gibson und lebte dort durchaus nicht das arbeits- und entsagungsreiche Leben einer Schwester, sondern als Fürstin Pleß. Sie hat jetzt eine einzige Fahrt als Schwester Daisy in dem besprochenen Lazarettzug D III des Herrn Geheimrat von Friedländer-Fuld mitgemacht — allerdings — und dadurch unterscheidet sie sich von Schwester Anna und Schwester Elisabeth, in einem eigenen ihr zu persönlichem Gebrauche zur Verfügung stehenden Wagen (der dadurch den Verwundeten entzogen wird) — und in Begleitung ihrer Kammerjungfer.

Sie ist ja bekanntlich eine geborene Engländerin, und wir können uns daher nur freuen und innigst dankbar sein (wie wir es Ausländern gegenüber zu sein pflegen), wenn sie so uneigennützig patriotisch deutsch denkt und fühlt, daß sie auch einmal mit einem Lazarettzug fahren möchte. Wir gönnen ihr auch ihre Erholung von dem Fahren im Lazarett-Salonwagen. Aber dieses ewige Propagieren persönlicher Eitelkeiten, selbst wenn sie fürstlichen oder englischen Ursprungs sind, sollten wir endlich verlernt haben — besonders wenn es sich um so ernste Dinge handelt — — und noch mehr, wenn die angegebenen Verdienste nicht den Tatsachen entsprechen.

F. B.

Digitized by Google

## Hier verſtehn Se niſch, zu Hauſe möjen Se janz jut ſin

ſagte uns ein Berliner Droſchkenkutſcher, gegen den wir wegen Mißhandlung ſeines Pferdes vorgingen. Das möchten wir dem Profeſſor Foerſter, der gewiß ein edler Menſch iſt, zurufen, wenn er über Politik redet. Er ſcheint gar nicht zu bemerken, in welche Geſellſchaft von amoraliſchen Intellektuellen er geraten iſt, die ihm, dem Friedensfreund aus Chriſtlichkeit, zujubeln, weil ihnen der Krieg zu viel Anſprüche an Kraft und Entſagung ſtellt. Wir befinden uns in der Lage, mit den religiöſen Ueberzeugungen Profeſſor Foerſters übereinzuſtimmen, ſind uns aber klar darüber, daß man mit dieſen Ueberzeugungen in ein Kloſter gehn müßte, während Profeſſor Foerſter meint, daß man mit ihnen an einer deutſchen Univerſität Paedagogik lehren kann. Er ſieht nicht, daß Machtpolitik ein echt deutſcher Unbegriff iſt, da es ſich in Politik überhaupt und überall um Macht handelt; daß ohne Bismarck das deutſche Volk in Sklaverei geblieben wäre; daß alles das, was man Machtpolitik nennt, nichts Anderes erſtrebt als das, was wir brauchen, um ſchnaufen zu können. Er erinnert ſich nicht, daß die Franzoſen, als ſie Elſaß und Lothringen hatten, das ganze linksrheiniſche Deutſchland haben wollten; daß vor einem Jahr die Italiener, als ihnen ihre unerlöſten Brüder angeboten wurden, die Brennergrenze haben wollten; daß wir jetzt von der ganzen übrigen Welt abgeſchnitten ſind, weil wir nicht genug Schiffe und Stützpunkte haben — kurz, daß das was er den „heidniſchen Geiſt" des Deutſchen Reichs nennt, nichts iſt als der ſimpelſte Selbſterhaltungstrieb, in jedem andern Land außer Deutſchland ſo ſelbſtverſtändlich, daß man gar nicht davon ſpricht. Und er ſieht nicht, daß in dieſem Augenblick die Hand ſich zuſchnüren will, die an unſrer Kehle liegt und daß alles, was nicht dazu dient, dieſe Hand abzuwehren, dazu dient, ihr zu helfen. Daß wir um unſere Exiſtenz kämpfen, ſcheint er für eine heidniſche Redensart zu halten, da er ſich ſonſt jetzt nicht den Kopf darüber zerbrechen würde, wie dieſe eventuelle Exiſtenz geſtaltet werden ſoll. Wenn es Herrn Profeſſor Foerſter gelingt, der Jugend ſeine kulturpolitiſchen Grundſätze beizubringen, ſo hätten die Franzoſen mit ihrem Angriff beſſer das Heranwachſen dieſer Generation abgewartet; ſie hätten dann, auch ohne Napoleon, in München einziehen und Herrn Profeſſor Foerſter das Kreuz der Ehrenlegion überbringen können. Wir wiſſen, daß er weder das Eine noch das Andre anſtrebt. Er ſieht es nur nicht, daß Reden und Aufſätze wie die ſeinigen das Ausland ſtärken, das Inland ſchwächen. Wir befinden uns in einem Orkan auf dem Meer, von Minen und Torpedos umgeben und da fängt auf einmal einer an, über den heidniſchen Geiſt der Beſatzung zu predigen, „der unaufhaltſam zur Kataſtrophe führen mußte" — man kann den Mann verehren, aber man muß ihn von Bord bringen und ihm ſagen: Hier verſtehn Se niſch, zu Hauſe möjen Se janz jut ſin.

---

Verantwortlich: Paul Nikolaus Coſſmann in München. Nachdruck der Beiträge dieſes Heftes — ſoweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe geſtattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphiſche Kunſtanſtalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

# Die Niederlande

An unsere Freunde in der Sozialdemokratie

---


Konrad Beyerle / Deutsche Passiven auf Konto Belgien

Friedrich Markus Huebner / Die Wechselbeziehungen deutscher und flämischer Mystik

Peter Zylmann / Die flämische Bewegung

S. Gaster / Einführung in die vlämische Sprache

Liederic de Buck / Ein Vorkämpfer des germanischen Vlamentums

Fr. W. Freiherr von Bissing / Belgien und Deutschland

Leo Schwering / Kardinal Mercier

Haller van Ziegesar / Der mittlere Unterricht in Belgien

Nikolaus Welter / Luxemburgisches

Franz Dülberg / Holland und dieser Krieg

J. B. Aufhauser / Vom französisch-belgischen Grenzgebiet

Maurits van der Oven / Die wirkliche Revanche


---


J. B. Aufhauser / Feldseelsorge

Adolf Dirr / Kolonialdeutsch

Hans von Weber / Amerikanismus im Buchhandel

Erich Marcks / Rede zum 1. August 1916



1915 1916.
№ 1. Okt. u. № 12. Sept. Schluß.

BADEN STÄDT. SAMMLUNGEN BADEN
№ 6541.



Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, August 1916

Vierteljahr 4 M — Einzeln 1.50 M

# Bayerische Vereinsbank

Hauptniederlassung: München

Zweigstellen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

| | |
|---|---|
| Aktienkapital . . | 51.000,000 Mark |
| Reservefonds . . . | 29.000,000 Mark |
| Pfandbriefumlauf . | 500.000,000 Mark |
| Hypothekenbestand | 510.000,000 Mark |

## GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN

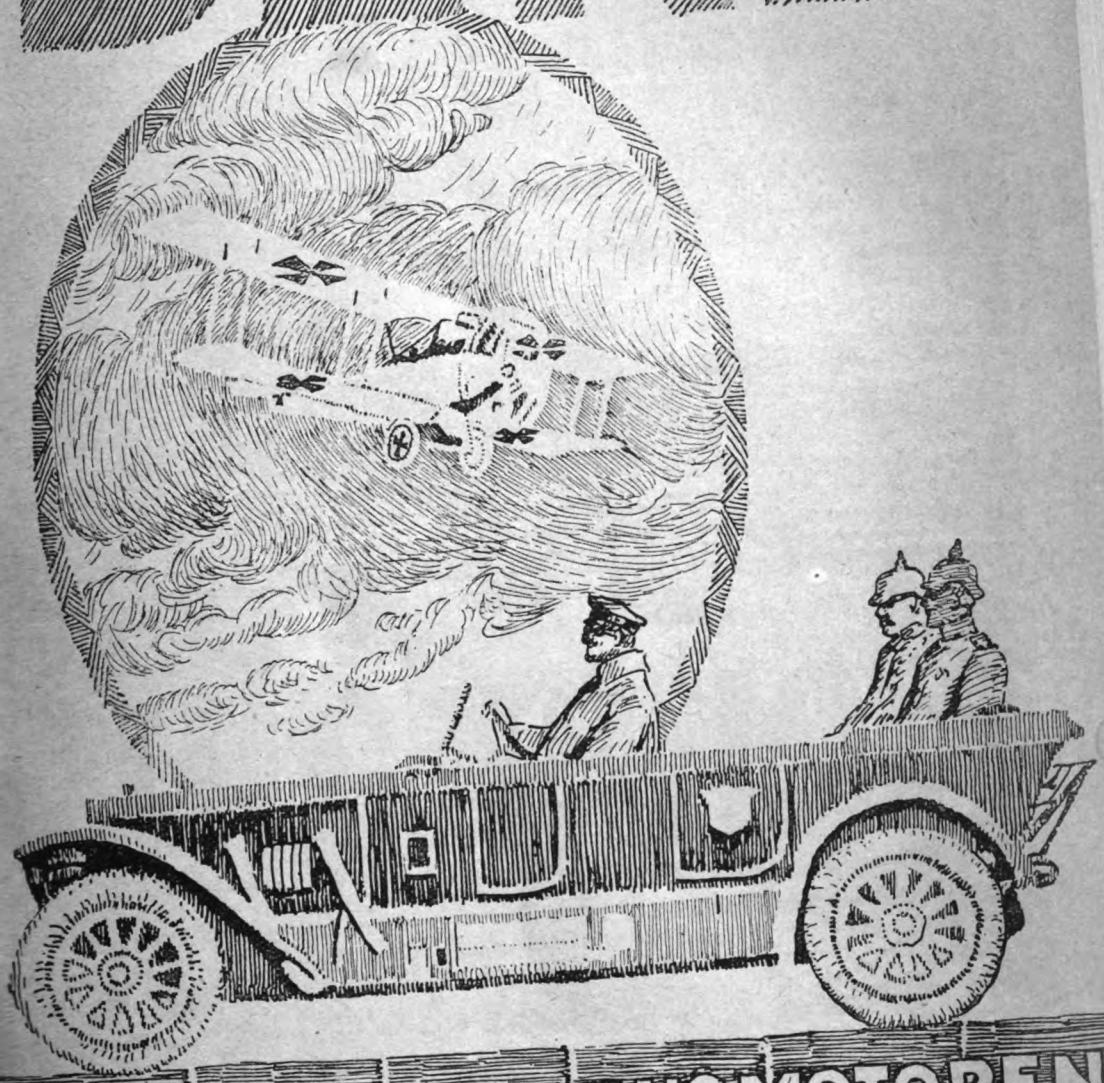
FERNRUF 61001 LOTHSTRASSE 1

Buchdruck
Illustrationsdruck, Farbendruck
Kataloge für Industrie und Gewerbe
Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten
Netzätzungen für Ein- u. Mehrfarbendruck
Strichätzungen, Albert-Galvanos

PREIS-ANGEBOTE UND PROBEN AUF VERLANGEN


Digitized by Google

# BENZ



AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

BENZ & CIE.

RHEINISCHE AUTOMOBIL u. MOTORENFABRIK A.-G. MANNHEIM




Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — August 1916 — Heft 11

Seite

An unsere Freunde in der Sozialdemokratie . . . . . 553

Deutsche Passiven auf Konto Belgien / Von Dr. Konrad Beyerle, Professor des deutschen Rechts an der Universität Göttingen 555

Die Wechselbeziehungen deutscher und flämischer Mystik / Von Dr. Friedrich Markus Huebner in Brüssel . . . . . 563

Die flämische Bewegung / Von Peter Zylmann, Oberlehrer an der deutschen Schule in Antwerpen . . . . . 571

Einführung in die flämische Sprache / Von Dr. B. Gaster, Direktor der deutschen Schule in Antwerpen . . . . . 575

Ein Vorkämpfer des germanischen Vlamentums / Von Lieberic de Buck in Dendermonde . . . . . 583

Belgien und Deutschland. Das Buch eines Belgiers vom Januar 1913 / Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing in Brüssel 591

Kardinal Mercier / Von Dr. Leo Schwering in Köln . . . . . 602

Der mittlere Unterricht in Belgien / Von Prof. Dr. Haller van Ziegesar in Brüssel 605

Seite

Luxemburgisches / Von Prof. Dr. Nikolaus Welter in Luxemburg . . . . . 617

Holland und dieser Krieg / Von Dr. Franz Dülberg im Haag . . . . . 627

Vom französisch-belgischen Grenzgebiet / Von Feldgeistlichem Dr. J. B. Aufhauser in Tourcoing . . . . . 632

Die wirkliche Revanche / Von Maurits van der Oven in Brüssel . . . . . 634

Feldseelsorge / Von Privatdozent an der Universität München D. Dr. J. B. Aufhauser, z. Zt. Feldgeistlicher . . . . . 639

Kolonialdeutsch / Von Dr. Adolf Dirr, Kustos am Ethnographischen Museum in München 658

Amerikanismus im Buchhandel / Von Verlagsbuchhändler Hans von Weber in München . . . . . 663

An der Schwelle des dritten Kriegsjahres. Rede zum 1. August 1916, gehalten in München auf Einladung des Deutschen Nationalausschusses / Von Geheimrat Dr. Erich Marcks, Professor der Geschichte an der Universität München . . . . . 666

**Neuenahr**

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen. :-: Trink- und Thermal-Badekur. Wohnung im

**Kurhotel**

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, großer Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

**Für Hauskuren:**
Versand des Neuenahrer Sprudels
**nach neuem Füllverfahren.**

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Digitized by Google

# An unsere Freunde in der Sozialdemokratie

wenden wir uns mit diesen Zeilen. Nicht an die Berufsdemagogen, sondern an jene Männer, die, meist selbst aus dem Arbeiterstand hervorgegangen, ihr Leben dem Wohl der Arbeiterklasse gewidmet haben. Wie weit sind wir auseinandergekommen, seit wir im August 1914 näher zusammengekommen waren als je zuvor! Kürzlich schrieb die Chemnitzer Volksstimme, die unserer Arbeit in Friedenszeiten besonders wohlwollend gegenüberstand, wir seien jetzt Alldeutsch geworden und mit Vorsicht zu genießen. Von uns aus kann der Teufel die Alldeutschen und sämtliche andern Gruppen und Parteien des Deutschen Reiches holen, wenn er nur dieses selbst nicht holt.

Der Unterschied der Anschauungen zwischen uns und deutschgesinnten Sozialdemokraten besteht nicht in verschiedenen Meinungen über das deutsche Kriegsziel, das gegenwärtig ohne jede Bedeutung ist, sondern in verschiedenen Meinungen über das englische Kriegsziel. Sie halten das englische Kriegsziel der Erdrosselung Deutschlands für eine Zeitungsphrase, wir halten es für blutigen Ernst. Sie glauben (auf Grund von Informationen, über die noch zu sprechen sein wird), daß je nach dem mehr oder weniger bescheidenen deutschen Kriegsziel wir jederzeit es in der Hand hätten, uns mit England zu verständigen. Wir halten diese Anschauung für den furchtbarsten Irrtum, in dem je ein Volk sich befunden hat.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Gegensatz steht der bezüglich der Kriegsmittel und der Politik gegenüber Amerika. Die Sozialdemokraten beurteilen (auf Grund von Informationen, über die noch zu sprechen sein wird) die vorhandenen Kriegsmittel und die tatsächlichen Wirkungen unserer amerikanischen Politik anders als wir. Über Kriegsmittel zu sprechen, verbietet sich von selbst. Aber auf Zusammenhänge, die sich auf Grund der allgemein bekannten Tatsachen ergeben, kann hingewiesen werden. Eine Offensive, wie sie gegenwärtig von England ausgeführt wird, ist natürlich nur möglich in einer Zeit, in welcher England sich selbst nicht bedroht fühlt. England wäre z. B. bei einem waffengemäßen U-Bootkrieg moralisch und materiell auf die Abwehr dieser Gefahr konzentriert worden; es genügt, an die Zeit des zwar nicht waffengemäßen, aber gegen früher verschärften U-Bootkriegs des Frühjahrs 1915 zu erinnern; es ist bekannt, daß schon in dieser Zeit des stark eingeschränkten U-Bootskriegs 2500 englische Abwehrfahrzeuge im Dienste standen und weitere Kräfte mußten natürlich in Reserve gehalten werden. Auch liegt auf der Hand, wie viele englische Torpedoboote der Sicherung des Truppen- und Munitionstransportes entzogen wurden. Wir sind in Flottensachen blutige Laien wie fast alle Deutschen und können unseren sozialdemokratischen Freunden nur raten, sich an die Männer zu wenden die sie (bis zu Informationen, über die noch zu sprechen sein wird) für die größten Autoritäten



Digitized by Google

eines Offensivkriegs gegen England gehalten haben. Wir raten ihnen ferner, sich an die Männer des deutschen Wirtschaftslebens zu wenden, die sie für die besten Kenner des englischen Wirtschaftslebens halten. Wir sind doch weiß Gott in der Lage, daß alle Parteiunterschiede verschwinden sollten. Dazu bitten wir die, an die diese Zeilen gerichtet sind, sich zu überlegen, was sie eigentlich einem Teil ihrer Landsleute zutrauen. Sie halten sie für Teufel, die um Geldgewinnes willen weiter ihre eigenen Brüder und Söhne opfern. Sie halten sie für Dummköpfe, die um vermeintlicher innerpolitischer Vorteile willen die Existenz des Vaterlands aufs Spiel setzen. Es mag in jeder Partei einige Fanatiker geben, die der Haß gegen politische Gegner der Vernunft beraubt, aber man soll doch nicht annehmen, daß ganze Schichten des deutschen Volks in diesem Augenblick in dieser Stimmung sind. Also auch über Politiker raten wir unsern sozialdemokratischen Freunden, nicht auf Grund von Informationen zu urteilen, sondern selbst mit ihnen in persönliche Verbindung zu treten. Wir haben doch um Gotteswillen alle dasselbe Ziel, rasche, siegreiche Beendigung des Kriegs. Das was die Sozialdemokraten (auf Grund von Informationen, über die noch zu sprechen sein wird) für den Weg zu diesem gemeinsamen Ziel halten, führt zur Verlängerung des Kriegs, zum Erschöpfungskrieg. Sie, die innerhalb von Deutschland mit Einseitigkeit nur an materielle Kräfte geglaubt haben, sie glauben jetzt im Weltkrieg an ideelle Kräfte, an die Wirkungen von Kultur, Edelmut, Zukunftsbetrachtungen und verkennen erstaunlicher Weise gerade die wirtschaftlichen Kräfte. Wenn wir ihnen zurufen, daß ihre Kriegspolitik eine Politik der Illusionen ist, so werden sie die unsrige zwar kaum für die von Scharfmachern, Kanzlerstürzern, Schwerindustriellen, Agrariern, Sozialistenfressern erklären, vielleicht aber für Professorenpolitik. U. E. gibt es zwei Arten von Professoren; solche die sich außerhalb ihres Fachs für inkompetent halten und sich daher bei den größten zur Verfügung stehenden Fachleuten zu unterrichten suchen; und solche, die wie Brentano und Delbrück es nicht für nötig halten, mit den Fachleuten in Verbindung zu treten, weil sie annehmen, daß die Fachleute nichts verstehen und daß sie selbst in der Lage sind, mit Geisteskraft die Engländer zu besiegen und die weitere Entwicklung vorauszubestimmen. Die ersteren sehen die Gefahr in der Verschärfung der englischen Kriegsführung, die zweiten in der Verschärfung der deutschen Kriegsführung. Also auch mit den Professoren bitten wir unsere sozialdemokratischen Freunde in persönliche Verbindung zu treten.

Wenn sie diesen in tiefster Sorge und tiefstem Ernst an sie gerichteten Bitten entsprechen, dann werden sie uns alle Recht geben, daß es in Deutschland gegenwärtig nur zwei Parteien gibt und geben kann: solche, die die Lage Deutschlands einsehen und solche, die sie nicht einsehen.

Digitized by Google

# Deutsche Passiven auf Konto Belgien.

Von Dr. Konrad Beyerle, Professor des deutschen Rechts an der Universität Göttingen.

Man darf den Satz wagen: Ganz Deutschland befand sich vor dem Kriege in einer beklagenswerten Unkenntnis der belgischen Dinge. Die Fortdauer dieser Unkenntnis droht gefahrvoll zu werden für ein großes Arbeitsfeld deutschen Außenlebens, in das uns der Krieg mitten hineingeführt hat. Sie beseitigen zu helfen, ist darum die dringendste Aufgabe für jeden, der sich und anderen über die Wege in die Zukunft Rechenschaft geben will. Das Eingeständnis alter und neuer Unterlassungssünden, die uns in bezug auf Belgien belasten, muß die Bahn frei machen für die kommende Neuorientierung auf dem heißumstrittenen belgischen Boden. Ohne diese Selbsterkenntnis ist eine ersprießliche Erörterung der großen belgischen Fragen nicht möglich. Denn nur so werden wir gewahr, wieviel für die Interessen des größeren Deutschlands in Belgien auf dem Spiele steht. So allein wird aber auch die unbegreifliche Gleichgültigkeit weichen, die bei uns gegenüber Belgien selbst noch während des Krieges um sich gegriffen hat und angesehene Organe der deutschen öffentlichen Meinung wie auf geheime Abrede zu beherrschen scheint.

Zur Illustration seien zunächst drei Tatsachen vorangestellt. Eine hohe Stelle hat aus vollster Sachkenntnis in diesen Tagen ihr Bedauern darüber geäußert, wie schwach die Beziehungen zwischen Vlamen und Deutschen vor dem Krieg doch gewesen sind. Ein angesehener deutscher Buchhändler, dessen Verlagsrichtung deutscher Kulturpflege von hohen Gesichtspunkten aus gewidmet ist, schrieb mir vor kurzem: „Der innere Sinn des deutschen Volkes beschäftigt sich augenblicklich viel zu wenig mit Belgien, und ich glaube auch nicht, daß die Debatte über Friedensziele einen Umschwung bewirkt." Ein gebildeter junger Vlame endlich, mit dem ich in einem deutschen Gefangenenlager des öfteren von seiner Heimat und den vlämischen Fragen zu sprechen Gelegenheit hatte, meinte: „In Deutschland hat man sich immer um uns zu wenig gekümmert!" Es ist in der Tat so, daß wir uns schwerer Unterlassungen gegenüber der germanischen Westmark des hart kämpfenden Vlamenvolkes schuldig gemacht haben. Hier ist vieles zu bessern, auch wenn es keinen Krieg, keine Okkupation Belgiens und keine belgische Frage als deren Folge gäbe.

Der belgische Staat war seit seiner Errichtung im Jahre 1830 niemals ganz der unabhängige neutrale Staat, als welcher er uns erschienen war. Er war vielmehr von Anbeginn eine bald loser, bald straffer festgehaltene Außendomäne der französischen Politik und lag ganz im Bannkreis der französischen Kultur. Im Hintergrunde lauerte die nie verstummte Hoffnung auf völlige Angliederung an Frankreich, wie sie schon 1795 bis 1815 bestanden und den Grund zur Machtgeltung alles Französischen im neuzeitlichen Belgien gelegt hatte. Diese Hoffnung wurde im „neutralen" Belgien nicht weniger heftig als in Frankreich selbst genährt. Sie steigerte sich seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und hat nach 1900 gefahrdrohende Formen angenommen. Man hat diese für Deutschland hochbedenkliche Entwicklung bei uns in weiten Kreisen kaum beachtet. Das Wort vom unabhängigen neutralen belgischen Staat galt dem offenen ehrlichen Deutschen als eine wahre Firma, der man vertraute. Es bildete auch, im Gegensatz zur rücksichtslosen französischen Auslandspropaganda



Digitized by Google

innerhalb Belgiens, die Richtschnur des korrekten Verhältnisses zwischen Belgien und dem Deutschen Reiche. Hätten wir die Dinge besser durchschaut, so hätten sich beim Kriegsausbruch viele deutsche Kosmopoliten und Pazifisten, denen die Unantastbarkeit der völkerrechtlichen Persönlichkeit oberster Grundsatz ist, viele Aufregung ersparen können und selbst ein viel berufenes Kanzlerwort wäre vielleicht ungesprochen geblieben.

Wie die Dinge vor dem Kriege standen, fehlte es bei dem geringen deutschen Interesse für Belgiens Innenleben an der nötigen Pflege der geistigen Beziehungen zwischen uns und Belgien. Zum größten Schaden des Deutschtums, wie heute klar am Tage liegt. Man hatte bei uns nur undeutliche Vorstellungen darüber, was alles hinter dem französischen Kulturfirnis wucherte, mit dem Belgiens Außenseite gedeckt war. Inzwischen warb und wirkte Frankreich mit der ihm eigenen Kunst, Verwandtes und selbst Fremdes an sich zu ziehen, durch tausend Kanäle unablässig für die Pflege der französischen Kultur, welche das offizielle Belgien und seine wallonische Minderheit mit Frankreich verbindet und welche die Vorstufe zu Höherem sein sollte.

Während dies geschah, glaubten wir in Deutschland an das Vorhandensein einer selbständigen belgischen Nation und einer eigenartigen belgischen Kultur. Keine grausameren Irrtümer als diese beiden. Wer an Ort und Stelle selbst ernstlich von belgischer Nation und belgischer Kultur sprach, dachte nur an Belgien als an ein Vorland Frankreichs; er ignorierte und verdammte damit zugleich den germanischen Stamm der Vlamen zum Untergang seiner Selbständigkeit. Im günstigsten Falle schwebte ihm eine staatliche Kulturidee vor, die ihre Nahrung aus der großen Geschichte der südlichen Niederlande schöpfte. Nur in denkwürdigen Einzelmomenten des belgischen Staatslebens, z. B. bei der Fünfzigjahrfeier der Staatsgründung oder beim Erwerb der großen und vielverheißenden Kongokolonie zitterte etwas wie Staatsgefühl durch die belgischen Lande. Es war eine bittere Ironie des Schicksals, das erst bei Kriegsausbruch aus gemeinsamer Not alle Belgier aneinanderschloß. Unter dem Donner der Geschütze von Lüttich, so schrieb ein Deutscher, schien Belgien zum erstenmal bis in die Tiefe Nation, Volk, reiner Zusammenklang geworden zu sein.

In Wahrheit hat es eine belgische Nation nie gegeben. Man muß den geschichtlichen Bedingungen nachgehen, um zu verstehen, wie es möglich war, daß völlig rassefremde Volksgruppen, Wallonen und Vlamen, annähernd zu gleichen Teilen unter dem Dache eines und desselben Staates Unterkunft fanden. Der Keim des Zwiespalts und Zerfalls war seit dem Augenblicke da, in welchem das niederdeutsche Vlamentum zielbewußt den Kampf gegen den französisierenden belgischen Staat aufnahm. Denn zur grundsätzlichen Zurückdrängung, wenn nicht Unterdrückung der Vlamen hatten sich dieser und die französische Auslandspropaganda die Hand gereicht. Immer heftiger tobte dieser jahrzehntelange Kampf, der sich unmittelbar vor dem Kriege einer wirklichen inneren Staatskrisis näherte. Wenn aber die Vlamen nicht unterdrückt wurden, so ist das wahrlich nicht unser Verdienst. Wir verdanken vielmehr dieses vom Standpunkt der germanischen Kultur erfreuliche Ergebnis der Zähigkeit unserer vlämischen Stammesbrüder und jetzt dem Dazwischentreten des Krieges. Der innerbelgische Kampf der Vlamen um ihre verfassungsmäßig verbriefte Gleichberechtigung in Sprache, Schule und Staatsleben hat bei uns nicht das Echo in der Öffentlichkeit geweckt, das er im Interesse des Deutschtums verdient hätte.

Digitized by Google

Soweit die deutsche Presse von Belgien sprach, standen nicht unsere großdeutschen Interessen in Flandern, sondern die scharfen, konfessionell-politischen Kämpfe des Königreichs an Maas und Schelde im Vordergrund. Man sah anderseits, wie sehr das offizielle Belgien im französischen Fahrwasser schwamm, und zur vlämischen Literatur und Presse fehlte vielfach die sprachliche Brücke. Um die vlämische Dichtung im besonderen kümmerten sich fast nur literarisch und philologisch interessierte Kreise Norddeutschlands aus Gründen der gesamtniederdeutschen Sprach- und Kulturverwandtschaft. Umgekehrt ist es genau ebenso. Die „Verfranschung" der vlämischen Gebiete erschloß der gebildeten und halbgebildeten Welt Belgiens die Literatur und die Zeitung des großen französischen Nachbarn. Die vlämische Eigenbewegung aber war, durch die niederländische Sprache vom hochdeutschen Sprachgebiete getrennt, vielfach der Isolierung preisgegeben. Die Vlamen konnten zumeist zu wenig Deutsch, um ihre Bildung mit dem germanischen Mutterboden des deutschen Volkes zu verbinden. Einen nicht vollwertigen Ersatz, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, bot den Vlamen die Anlehnung an Holland und die Pflege der gemeinsamen niederländischen Kulturinteressen in Wort und Schrift. Denn sie bedeutete einen Schritt Entfremdung weiter vom hochdeutschen Kulturkreis und vom Zusammenhang mit dem Deutschen Reich.

Unterlassungssünden hinsichtlich der Pflege und Bearbeitung der öffentlichen Meinung haben wir nicht nur in Deutschland selbst begangen, wo unsere Presse den deutschen Auslandsinteressen in Belgien nicht mit genügendem Nachdruck das Wort lieh. Wir hätten uns die Gelegenheit nicht entgehen lassen sollen, trotz aller Schwierigkeiten uns in der belgischen Presse selbst zur Geltung zu bringen. Wir berühren hier die Teilerscheinung eines Manko in der deutschen Außenpolitik, für dessen furchtbare Größe uns erst der Krieg die Augen geöffnet hat. Die Bearbeitung der belgischen Presse fiel uns natürlich nicht so leicht wie den Franzosen, die nicht nur führende belgische Blätter in den Händen hatten, sondern wegen der ihnen entgegenkommenden, dagegen uns gegenüber fehlenden Sprachkenntnisse der Belgier ihre Zeitungsorgane tagtäglich stromweise in die belgischen Niederlande fluten ließen. Hätten wir beizeiten wenigstens in der vlämischen Presse dem deutschen Gedanken Ansehen und Einfluß erobert, so wäre es vielleicht möglich gewesen, der selbst hier immer fortschreitenden Entfremdung zwischen Vlamen und uns einen Damm entgegenzuwerfen. So ist es dahingekommen, daß dieselben Vlamen, die zur Zeit der Befreiungskriege die Scharen Blüchers als Wiederbringer der vlämischen Freiheit bejubelten, die noch 1870 die deutschen Siege als eigene Siege empfanden, 1914 in die Phalanx unserer Feinde gebannt waren und die gerechte Not unseres Durchmarsches durch Belgien nicht einsahen.

Von einer Pflege der deutsch-belgischen Beziehungen durch die Beeinflussung der Presse des eigenen Landes war also zu unserem Nachteil keine Rede. Sehr im Gegensatz dazu genoß bei uns in Deutschland das führende liberale Blatt Belgiens, die *Independance belge*, welche im Vlamenlager mit Recht *Dependance française* hieß, ein viel zu großes Ansehen, als dem deutschen Interesse zuträglich war. Daß man aus diesen Gründen vor dem Kriege keine deutschfreundliche Zeitung in Belgien mehr las, dafür haben wir im Kriege bitter büßen müssen. Karl Hampe hat in seinem geistvollen Buche über Belgiens Vergangenheit und Gegenwart das treffende Wort geprägt von der Handlichkeit der Papierschere, die in der Hand des belgischen Redakteurs französische Blätter

Digitized by Google

zu zerkleinern wußte, für die sich aber deutsches Zeitungspapier wegen des Mangels an Sprachkenntnissen — selbst wenn der gute Wille ausnahmsweise dagewesen wäre — als zu dick erwies.

Wer die Bedeutung der Presse zu würdigen weiß, ermißt angesichts dieser Sachlage leicht, wie die im französischen, neuerdings auch im englischen Sinne tätige belgische Presse, unterstützt durch die in Belgien massenhaft eingeführten Pariser Blätter, im ganzen belgischen Volke, auch bei vielen Vlamen, jene Zerrbilder vom Deutschtum, seinem Staat und seiner Kultur festwurzeln ließ, an deren Beseitigung wir heute fast verzweifeln möchten. Es ist doch bezeichnend, daß die Vlamen darüber klagen konnten, daß ihre gerechtesten Beschwerden in belgischen Blättern ein geringeres Echo weckten als irgendein aufgebauschter angeblicher Mißgriff der preußischen oder der Reichsregierung in Polen beziehungsweise im Elsaß. Wir haben dieser systematischen Hetz- und Lügenarbeit, die Belgiens Stellungnahme im Weltkrieg seit Jahrzehnten vorbereitet hat, wie von weitblickenden Beobachtern bestimmt vorausgesagt wurde, nichts auch nur einigermaßen Gleichwertiges entgegengestellt. Die deutsche Presse, insbesondere so die rheinische Presse katholischer Richtung, hatte im Gegenteil seit Jahren über den Rückgang ihres früher vorhandenen Einflusses in Belgien empfindlich zu klagen. Es wäre nur zu helfen gewesen durch Stärkung der vlämischen und durch Beeinflussung der französisch geschriebenen Presse Belgiens. Aber erst die deutsche Okkupation hat es uns gelehrt, in Belgien das französische und das vlämische Idiom zur Aufklärung anzuwenden.

Möchte dieser Mund der Presse nie mehr verstummen, bis Gerechtigkeit und Wahrheit in der Beurteilung von Ursachen, Ausbruch und Verlauf des Weltkriegs auch in Belgien zum deutschen Siege geführt haben.

Wo die Werbekraft der Presse versagte, hätte, so sollte man meinen, das lebendige Wort deutscher Männer in Belgien der feindlichen Flut ein Halt entgegenrufen können. Leider erweist sich auch diese Hoffnung in der Hauptsache als trügerisch. Wohl sind seit dem Aufblühen des belgischen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert Reichsdeutsche nach Tausenden in Belgien eingewandert. Nichts wird aber von allen Seiten so übereinstimmend bekundet, als die bedauernswerte Tatsache, daß die große Mehrzahl dieser belgischen Auslandsdeutschen für Deutschland keine Werbekraft entfalteten, ja daß sehr viele von ihnen in Sitte und Gesinnung zu Deutschlands offenen Gegnern abschwenkten. Sie bildeten ein nicht unbeträchtliches Kontingent der „Franskilions", wie man im Vlamenlager alle diejenigen bezeichnet, die ihre germanische Stammesart zugunsten des Franzosentums verleugnen. Es gibt verschiedene Arten solcher „Franskilions", die alle in dem Enderfolge ihres Tuns zusammentreffen, einen unheilvollen Einfluß auf die fortschreitende Verwelschung Belgiens auszuüben. Von den innerbelgischen „Franskilions", die sich aus Vlamen und aus den Bewohnern der deutschen Gebietssplitter in Belgien rekrutieren, ist hier nicht zu handeln. Zu den jährlichen Einbußen, die das Deutschtum auf belgischem Boden machte, gehört vielmehr in erster Linie das Aufgehen so vieler deutscher Einwanderer im politischen und sprachlichen Milieu der französisch-belgischen Kultur. Daß dieses franskilionistische Gebaren unserer Landsleute der deutschen Sache im stammesbewußten Vlamenlager großen Schaden gestiftet und die so weitgreifende Entfremdung zwischen Vlamen und Deutschen vor dem Krieg zum Teil mitverschuldet hat, steht gleichfalls fest. Dennoch waren es von Hause nicht vaterlandsverräterische Ziele, welche die Deutschbelgier

Digitized by Google

ins antideutsche Lager führte. Wir müssen ihnen mildernde Umstände zubilligen. Die Vorteile des leichteren Eingangs in Geschäftsleben und geselligen Verkehr waren die wirksamsten Triebkräfte des Handelns für diese unsere nach Belgien gewanderten Volksgenossen. Deutsche Unsitte ist es aber schon immer gewesen, Fremdes anzubeten, Deutsches gering zu achten und das völkische Ich fremder Art zu opfern. War jeder französische Einwanderer ein erfolgreicher Pionier für seine Sprache und Kultur, dem die belgischen Türen ohne weiteres offenstanden, so erschien dem deutschen Kaufmann, der sich in Belgien niederließ, die möglichst rasch vollzogene Abkehr vom Deutschtum als beste Gewähr seines Fortkommens im neuen Vaterlande. „Gut Französisch lernen, damit verdient man am meisten Geld!" so lautete die Parole, die leider nur zu wahr war. Statt die irregeleitete belgische Volksseele durch Tat und Vorbild über deutsches Wesen und Denken aufzuklären, gingen auf solche Weise diese belgisch gewordenen Deutschen unserer Kultur verloren. Alle lernten sie Französisch, die wenigsten Vlämisch. Denn das Vlämische zeigte sich dem oberflächlichen Betrachter als die Sprache der Bauern und Arbeiter, und damit einer Sprache, deren man im Geschäftsleben nicht benötigte. So gingen der Vlame und der Deutsche auf belgischem Boden zu beider Schaden unverstanden und gleichgültig aneinander vorbei. Vlämische Stimmen hatten sogar Grund, über offene Feindschaft von Deutschbelgiern gegenüber der vlämischen Bewegung zu sprechen und meinten damit selbst Kreise des deutschen Großhandels in Antwerpen.

Mit den Eingewanderten ging auch ihre „hochdeutsche" Jugend, die in Belgien geboren oder erzogen wurde, aller entgegenwirkenden Bestrebungen zum Trotz auf die Dauer dem Deutschtum verloren und wurde mit französischer Sprachkultur und französischer Denkweise durchtränkt. Für die Kinder unserer belgischen Auslandsdeutschen wurden zwar nach und nach in den größten Städten Belgiens deutsche Schulen gegründet. Diejenige zu Antwerpen entstand bereits in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, die zu Brüssel 1892, weitere zu Lüttich und Gent erst nach 1900. Es war ihnen nicht beschieden, in erheblichem Umfange deutsche Kultur in Belgien zu verbreiten, im stärksten Gegensatz zur Überflutung Belgiens mit französischen Schulanstalten. Sie vermochten aber vielfach nicht einmal das Deutschtum ihrer Schüler auf die Dauer triebkräftig zu erhalten. Durch die Arbeit tüchtiger Schulmänner haben sie zwar in der deutschbelgischen Jugend manches Band zur deutschen Heimat gefestigt, das sonst zerrissen wäre. Sie konnten trotzdem dem Deutschtum nur halbe Waffen liefern, da sie die Kinder deutscher Eltern, namentlich diejenigen der mittleren und unteren Stände, zuvörderst mit dem Rüstzeug für das Leben in Belgien auszustatten hatten, unter dem die gründliche Erlernung des Französischen obenan stand. Schlimmer noch wirkte folgender Umstand. Während Frankreich in Belgien die offenste Propaganda auch im Schulwesen treiben konnte, mußte sich die deutsche Schule streng auf den Boden des belgischen Staates und seiner Verfassung stellen. Ein gründlicher Kenner der Verhältnisse, Franz Fromme, schrieb in der Deutschen Rundschau (Januarheft 1915): „Nach dem Beispiel ihrer Reichsregierung waren die deutschen Schulen ehrlich bemüht, die belgische Neutralität auch dem Geiste nach loyal zu achten; sie griffen daher nicht in die inneren Kämpfe des Landes ein, sondern paßten sich der belgischen Regierung und den Gesetzen des Landes an, behandelten also das Vlämische, zumal es wirtschaftlich von geringerer Bedeutung war, ebenso stiefmütterlich wie die belgischen Schulen, gingen dem schwierigen Programm der vlämischen Forderungen

Digitized by Google

aus dem Wege und zogen sich dadurch die Feindschaft der Vlamen zu." Dabei gebrach es diesen deutschen Schulen an konkurrenzfähigen Geldmitteln. Allzulang waren sie auf die Beisteuer des deutschen Schulvereins angewiesen, erst in jüngster Zeit wurde ihnen ein Reichszuschuß zuteil, während Frankreich jährlich 200 000 Franken für seine Auslandspropaganda in Belgien ausgab. Im Gegensatz zu der oben beleuchteten weitgreifenden Teilnahmslosigkeit, waren es jahrzehntelang nur die Alldeutschen, welche auf die vlämische Westmark hinwiesen, sich dabei freilich wegen ihrer für die damalige Zeit überspannten Forderungen Zurückweisungen im vlämischen Lager holten. Als übers Ziel hinaus schießend, mußte insbesondere für die Zeit vor dem Kriege das Verlangen gelten, die Vlamen sollten die hochdeutsche Schriftsprache annehmen, das Französische mit dem Deutschen vertauschen und sich, ausgestattet mit irgendwelchen Sonderrechten, dem Deutschen Reiche anzugliedern suchen. Wir können heute den energischen Protest der Vlamen wohl verstehen, die sich durch solche Aspirationen in ihren allniederländischen Idealen getroffen fühlten. Wir dürfen anderseits heute hoffen, daß sie für die durch den Krieg vor ihren Augen und mitten unter ihnen aufgerichteten Wirklichkeiten ein offenes Auge haben werden. Die deutsche Besetzung des als Feindesland eroberten Königreichs Belgien läßt weder den Vlamen noch auch uns selbst fernerhin die unbedingte Freiheit des politischen Wünschens, wie vor dem August 1914. Den vielgeschmähten Alldeutschen bleibt aber dabei das Verdienst, zu Zeiten die Wichtigkeit des Verhältnisses zwischen Vlamen und Deutschen betont zu haben, wo man sonst in Deutschland die vlämische Bewegung keiner Beachtung würdigte.

Es ist schließlich in hohem Grade bezeichnend für die deutsche Rückständigkeit in belgischen Dingen, daß unsere auf fast allen Gebieten übergroße eigene Literatur der letzten Jahrzehnte nicht viel Nennenswertes über Belgien hervorgebracht hat. Einzelne deutsche Wissenschaftszweige wie Volkswirtschaftslehre, Rechtsgeschichte, germanische Philologie hatten zwar in ihren Arsenalen manche, darunter auch bedeutende Leistungen aufzuweisen, die ganz oder zum Teil belgische Kulturgebiete behandeln. In die breiteren Kanäle der allgemeinen Bildung ist jedoch davon nicht allzuviel gedrungen. Seit dem Kriege hat sich ja da manches gebessert, Namen von Gewicht wie K. Lamprecht, K. Hampe, G. v. Below, Al. Schulte, F. Jostes, K. Borchling, P. Oswald, W. Andreas u. a. haben sich mit Nachdruck dem belgischen Problem und seinen geschichtlichen Bedingungen zugewandt. Überall finden wir da Hinweise auf jene beklagenswerte Lakune in der deutschen Literatur vor 1914. In Zeitschriften und Zeitungen schwillt seit den letzten Monaten die Zahl der Beiträge zu Belgien erfreulich an. Insbesondere sei auf die inhaltsreichen Arbeiten von F. Fromme, L. Schwering, Dr. Menne und H. Ritter hingewiesen. Fast wie eine tragische Ironie steht der Dürftigkeit der deutschen Literatur vor 1914 die Tatsache gegenüber, daß Henri Pirennes monumentale belgische Geschichte als Originalwerk in deutscher Sprache (in K. Lamprechts Sammelwerk „Geschichte der europäischen Staaten", Verlag Perthes) erschienen ist. Denn ihr Verfasser entstammt nicht dem vlämisch-germanischen Lager, sondern dem französisch-belgischen Kulturkreis.

Der Mangel einer zum Geistesbesitz breiterer deutscher Schichten gewordenen Aufklärung über Belgien machte sich auf keinem Gebiete so sehr geltend, wie auf dem der Geschichte. Die Stammesverwandtschaft zwischen Vlamen und Niederdeutschen, die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen dem alten Deutschen Reich und den Niederlanden wurzeln tief und waren jahrhundertelang eng ge-

Digitized by Google

knüpft. Erst seitdem es ein Königreich Belgien und ein neues Deutsches Reich gibt, entschwanden sie dem Zeitbewußtsein beider Völker immer mehr. Der Geschichtsunterricht bei uns wie in Belgien nahm keine Rücksicht auf dieselben. Insofern er zum lebendigen Erfassen der neuzeitlichen staatlichen Bildungen vorbereitete, mußten im Gegenteil die trennenden Momente in den Vordergrund treten. Das offizielle Belgien dachte sich auch geschichtlich als Vorwerk Frankreichs. Soweit die Vlamen mit vieler Mühe ihre flandrische Geschichte hochbrachten, war sie völkisch zu sehr im Bann der allniederländischen Vorstellungen befangen und gewöhnte sich immer mehr daran, die staatsgeschichtlichen Verbindungsfäden nach dem alten Deutschen Reich und seinen Fürstenhäusern als überwundene Zufälligkeiten älterer Entwicklungsstufen aufzufassen und den geschichtlichen Zusammenhang mit uns als für die Gegenwart belanglos abzulehnen. In Deutschlands Schulen aber fehlte es an Zeit und Interesse, die geschichtliche Wahrheit unseres Verhältnisses zu den Niederlanden, das seine Auswirkung als realer Kulturfaktor ausgespielt zu haben schien, gründlich zu pflegen. Das Hauptkapitel, wofür wir uns seit Goethe und Schiller interessierten, der niederländische Befreiungskampf, trat für uns so sehr unter den Gesichtspunkt des Religionskriegs, daß darüber alles andere, so wichtig es für das Erfassen des Ganzen sein mochte, zu kurz kam. Nur dem historischen Betrachter erschließt sich aber in erschrecklicher Klarheit, wie viele Kulturbrücken und staatliche Zusammenhänge nach der vlämischen Westmark des alten Reiches wir im Laufe der Zeit und ganz besonders durch die Entwicklung des letzten Jahrhunderts eingebüßt haben. Er allein wird gewahr, daß Vlamen und Deutsche niemals in ihrer tausendjährigen Geschichte sich innerlich fremder gegenüberstanden als im Sommer 1914 vor dem Ausbruch des Weltkrieges.

Wer will es da aufrichtigen deutschgesinnten Betrachtern der belgischen Verhältnisse vor dem Kriege verdenken, wenn sie von tiefem Pessimismus ergriffen wurden. Von Pessimismus nicht nur über die Riesenrückschritte des deutschen Einflusses in Belgien, welche als Gegenwirkung des immer engeren Anschlusses an Frankreich zu buchen waren. Von Pessimismus auch in betreff der Zukunft des vlämischen Volkes, dessen politische Aktivverrungenschaften der letzten Jahrzehnte nach dem Urteil gründlicher Kenner durch die Einbuße an kulturellem Boden zugunsten des Franzosentums mehr als wettgemacht wurden. Niemand kam ihm zu Hilfe: weder Holland, wo die französische Kulturinfiltration gleichfalls im Vordringen war, noch Deutschland, wo man die Vlamen fast ganz vergessen hatte.

Erst der Krieg hat einen neuen Tag für das Germanentum in Belgien anbrechen lassen. Er zeigt dem Auge nach langer Nacht des Nichtkennens und der Ohnmacht ein Feld voll ungeahnter Hoffnungen. Sollen sie aufwachsen und Früchte tragen, so müssen wir diese neuen Hoffnungskeime pflegen und der allzulang eingewurzelten Gleichgültigkeit gegenüber den belgischen Fragen, die selbst der Krieg zunächst jedenfalls nicht gebrochen hat, den Laufpaß geben. Mit innerer Teilnahme müssen wir sie, die für uns im Schicksal der Vlamen ihren Mittelpunkt finden, erfassen. Die Fortdauer der bisherigen Unkenntnis über all die tiefen, vorhin angedeuteten Zusammenhänge droht verhängnisvoll zu wirken im Acker der deutschen Zukunft, den das gewaltige deutsche Heer mit stählernen Pflugscharen durchfurcht hat. Unkenntnis oder Unterschätzung jener alten Brücken, die Vlamen und Reichsdeutsche verbinden, bedeuten heute aber auch noch in der Seele der vlämischen Stammesbrüder das Fehlen eines höchst fruchtbaren Aktivpostens für Verständigung und Ausgleich, der in der Rech-

Digitized by Google

nung der großen Imponderabilien schwer vermißt wird. Es wäre nicht minder verhängnisvoll, mit dem staatlichen Verbot der Erörterung konkreter Friedensziele einen Sinn zu verbinden, der uns in Deutschland das Miterleben der in Belgien vor sich gehenden verheißungsvollen Umwandlungen unmöglich machen wollte. Wir würden durch eine derartige Selbstbeschränkung wieder einmal gegenüber dem in größter Aktivität vorgehenden feindlichen Auslande ins Hintertreffen geraten.

Leider sind ernste Besorgnisse, die nach dieser Richtung laut werden, nicht ohne Grund. Angesichts des Gewirrs widerstreitender Meinungen, die in Deutschland über Belgien und seine Zukunft heute verbreitet sind, bedarf die Notwendigkeit positiv fördernder Aufklärungsarbeit keines Wortes der Begründung. Es ist vielmehr endlich dringend an der Zeit, daß Zeitschriften und Zeitungen Deutschlands reif und gründlich über Belgien und den schwierigen belgischen Fragenkomplex unterrichten. Nicht um Friedensziele zu erörtern, nein, nur um Tatsachen zu verbreiten, deren Unkenntnis unberechenbaren Schaden stiften könnte. Schöngeistige Ausführungen über vlämische Kunst und Dichtung, Kulturschilderungen über das vlämische Volk, seine Sitten, Sagen und Gebräuche tun es allein nicht, so nützliche Bausteine zum Ganzen sie bilden. Es gilt von Grund auf die Vorurteile zu beseitigen, denen man in Deutschland gegenüber dem uns so nahverwandten Vlamenvolk begegnet und deren oft genug wegwerfender Ton vollendete Unkenntnis atmet. Es gilt keinen Augenblick mehr zu vergessen, daß „Belgien" nur ein Name ist für ein Kampffeld, auf dem germanische Kultur seit hundert Jahren den deutschen Erbfeinden preisgegeben war. Auf germanische Waffentaten folgten in der Geschichte allemal politische Gewinne der Romanen. Erklärt wird dies nicht durch den an sich höheren oder tieferen Stand der germanischen oder der welschen Bildung, sondern allein durch einen Blick auf die Waffen, deren unermüdlicher Handhabung die Franzosen die weitfortgeschrittene Annäherung des belgischen Staatsgebildes verdankten. Nicht lange nach der Schlacht bei Waterloo erlitt das Germanentum in Belgien seine größte Niederlage mitten im Frieden: die Gründung und Neutralisierung des Königreichs Belgien, dessen Fortbestand die große Frage unserer Tage ist.

Würden wir den Ernst dieser Dinge nicht erkennen, dann möchte derselbe F. Fromme, den wir oben schon als Kenner der belgischen Verhältnisse heranzogen, recht behalten, wenn er schreibt: „Je öfter wir Gelegenheit haben, uns über deutsche Siege zu freuen, desto strenger sollten wir mit uns selbst ins Gericht gehen wegen unserer geistigen Wehrlosigkeit in Friedenszeiten. Immer wieder haben wir uns leiten lassen durch den schönen Glauben, es sei dort auf dem Felde, das die Natur zum Kampfe bestimmt hat, gemeinsames friedliches Arbeiten möglich mit dem Romanentum, und diesen schönen Glauben verbanden weitsichtige Deutsche mit der nahenden Notwendigkeit der Vereinigten Staaten von Europa. Und noch liegt Frankreich nicht am Boden, da regt sich bereits die Neigung, zu diesem schönen Glauben zurückzukehren. Dem einheitlichsten, gefährlichsten Feinde unserer Kultur steht von neuem der deutsche Michel mit seiner ganzen Gutmütigkeit gegenüber. Es ist derselbe gutmütig-gläubige Idealismus, der die Unantastbarkeit des romanisierenden Staatsgebildes bis zum letzten Augenblicke zugab und durch dies langmütige Zugeben mitverschuldet hat, daß ein nahe verwandtes Volk nicht mehr auf unserer Seite kämpfen konnte und daher unermeßliche Verluste an Menschen und Werten erlitten hat, gerade das Volk, das beinahe tausend Jahre lang unsere tapferste Vorhut gegen den gemeinsamen Erbfeind war."

Digitized by Google

# Die Wechselbeziehungen deutscher und flämischer Mystik.

Von Dr. Friedrich Markus Huebner in Brüssel.

Die einstmals ein Jahrhundertlang alle Seelen bewegende Erschütterung der deutschen Mystik ist im Entstehen, Verlauf, Vielfalt und Gesamtakkord aufs innigste angeknüpft an eine Menschheit, die aus der deutschen Gemeinschaft sich seither ganz ablöste, das ist an die flämische. Erfahrungen und Einflüsse von weither haben beigetragen, die Erschütterung zu erzeugen; Gedankenfolgen aus nachplatonischen, griechisch-morgenländischen, lateinischen, französischen Systemen werden übernommen und neu ausgedrückt; Vorstellungen und Träume schon abgestorbener Völkerschaften stehen wieder auf und wecken Inbrunst — aber zu keiner Denkungsart stehen die deutschen Mystiker in einem so natürlichen und so nah verwandten Verhältnisse wie zu der Denkungsart und der Gemütsverfassung eben jenes kleinen Bruderstammes zwischen Schelde und Niederrhein.

Es liegt so, daß in dieser Gegend die Bewegung einen ihrer ersten Ursprungsherde überhaupt hatte. Unter den Weibern von Brabant und Baiern, berichtet Lamprecht von Regensburg, ein Franziskanermönch und Dichter des 17. Jahrhunderts, sei seinerzeit das übersinnliche Schauen und Wissen entstanden. Als Fulko, der Bischof von Toulouse, von den Albigensern aus seinem Bistum vertrieben, durch Frankreich im Jahre 1212 nach dem Bistum Lüttich kam, war ihm die Menge extatischer Frauen, die er hier traf, ein ebenso neues wie wunderbares Ereignis. Aus Ägypten meint er, sei er geflohen, dann durch die Wüste gezogen und nun ins Land der Verheißung gekommen. Auch das Beguinenwesen (Laienverbände weltentsagender Frauen) nahm seinen Ausgang in dieser Diözese; Lamberthus Beghe hieß der Begründer; Mitglieder sammelten sich rasch den Rheinstrom aufwärts. In Köln zählte man um 1250 über tausend Beguinen. In Straßburg werden im 13. und 14. Jahrhundert über vierzig Beguinenhäuser urkundlich genannt.

Der Bewegung eignen bei Beginn die Merkmale und alle Plötzlichkeit eines ansteckenden Fiebers. Sie folgt auf den Taumel der Männer, die durch Bernhardt von Clairvaux aufgestachelt, in Helm und Harnisch über Meere und Länder zur Befreiung einer sagenhaften Grabstätte hinausgezogen waren, als die Verzweiflung und der entsagende Aufschwung zurückgelassener, verwaister, um die Ehe betrogener Frauen: vielleicht fühlen diese, daß es des Mittels weiter Pilgerschaft, des Mittels blutiger Abenteuer, des Mittels von Gelübden, Leistungen, Kirchenbefehlen garnicht bedarf und das Himmelreich viel näher ist und ganz unmittelbar zu erreichen... Die bestallten Mittelspersonen der Kirche führten sich übel genug auf, weltliche und geistliche Oberherrschaft stritt zerrüttend gegeneinander um die heiligere, umfassendere Machtbefugnis (Papstabsetzungen, Bannflüche), Irrlehrer wagten sich vor und deutelten verwegen am Worte Gottes, und der schwarze Tod, welcher Bauern, Bürger- und Rittersleute wahllos und ungezählt dahinraffte, half, ausgelegt als göttliches Strafgericht, mit den grimmigsten Methoden, den Nerven das Gleichgewicht und der Seele ihr schlichtes Erdenheimatgefühl zu entziehen.

Neue Orden mit verschärften Enthaltsamkeitsregeln werden eingerichtet (die Bettelkongregationen der Franziskaner und Dominikaner) und in die schon bestehenden Klöster, Stifte, freie Gemeinschaften rettet sich scharenweise eine verängstete Jugend, die Welt gewissensbeschwerter Männer und Frauen und das zerbrochene Greisenalter. Einen starken Bruchteil Büßer und Sehnsüchtiger liefert der Adel. Bei einem westflämischen Autor des 14. Jahrhunderts liest man: „Van

Digitized by Google

vier moneken sijn die drie gheboren van groten Maghen", und andere berichteten, wie auch in den friesischen, holländischen, flandrischen Nonnenklöstern Jungfrauen von edler Geburt die Überzahl bildeten.

Diese von Hause aus in besserer Pflege Geistes und Körpers aufgewachsene Naturen überfällt das mystische Erlebnis mit dämonischer Gewalt und manifestiert sich zunächst als eine mehr körperliche Besessenheit. Da ist Marie von Oegnies (geb. 1177 zu Nivelles), die mit Vorliebe das Schreckliche und Entsetzliche von Christi Leiden sich vors innere Auge stellt und dann in für sie wunderbar stärkende Tränenergüsse ausbricht, die mit unerschöpflicher physischer Kraft lange Zeit der Speise entbehren kann und während einer dieser Fastenkuren, die 35 Tage lang dauerte, nach dem Berichte des Biographen kein Wort sprach als zuweilen: „Ich begehre den Leib des Herrn." Da ist ihr Gegenstück die zarte Christine von Sankt Troud (1150—1224), die sich im Zustande der Verzückung wie ein Kreisel dreht, so schnell, daß kein Glied an ihr zu unterscheiden gewesen sei. „Sie fühlt sich unwiderstehlich nach hohen Orten gezogen; sie verweilt auf der Höhe der Türme, auf Bäumen, steckt sich in Öfen, wirft sich in siedendes Wasser, läßt sich auf Mühlrädern treiben, hängt sich an Galgen auf unter den Leichen der Räuber, flicht sich aufs Rad, weilt in den Gräbern." Bei Margarete von Ypern (1216—1237) wiederum waltet eine erotisch maßlose Sinnlichkeit vor, gegen die sie sich mit Dornen und Geißelschlägen abhärtet und zu Christus flüchtet, in dessen Schönheit sie schwelgt. „Hatte sie von seinem Leibe genossen, so bewahrte sie den Geschmack der Hostie noch vierzehn Tage." Auch die schöne Luitgard von Tongern (gest. 1246) sucht die sinnlichen Neigungen durch Versenkung in den himmlischen Verlobten zu zähmen. Sie besaß, wie viele ihrer Schwestern, das zweite Gesicht und die von ihr ausströmende Nervenkraft heilte „Schäden an den Augen, Übel an Händen, Füßen oder anderen Gliedern".

Sich von dieser gänzlichen Unterworfenheit unter das Ekstatische freizumachen, aus den Visionen und Erglühungen, statt sie nur dem Beichtiger fassungslos ins Ohr zu stöhnen, mit Strenge und Geduld bleibende Gebilde in Wort und Reim zu formen, unternahm hernach als erste eine Schwester Hadewich, deren aus Briefen, Liedern, Tagebuchblättern bestehende literarische Nachlassenschaft für jene in Kollektivzuständen gebundene Frühzeit ein ungemein waches und persönliches Seelenleben verrät. Eine ihrer kürzeren Aufzeichnungen lautet beispielsweise:

„Es war an einem Pfingstentage. Da empfing ich den Heiligen Geist derart, daß ich plötzlich den Willen der Liebe allenthalben verstand und die Anordnungen dieses Willens im Himmel unter den Himmlischen und die ganze Vollkommenheit des vollendeten Gerechtseins und all die Schuld der Abgeirrten und das ganze Treiben und Sein dieses Willens, wie er sich in Wahrheit und in Lüge abspielt: Seitdem fühle ich die Liebe in Allem, was ich sehe und so vieles ich sehe. — Und ich verstand sämtliche Sprachen, die man auf zweiundsiebzig Arten redet. Und ich wunderte mich aller Mannigfaltigkeit dieses Geschehens und sie machte mich betroffen. Aber das Starren in Ihn und der Brand des Liebens und die Offenbarung seines Willens — das verlosch, noch verstummte, noch vergaß sich mir seitdem nie mehr. — Vor diesem Augenblick hatte ich immer wissen wollen und hatte bei all meinem Tun danach gegrübelt und gefragt: Was ist Liebe und wer ist Liebe? Es zu erfahren hatte ich mich zwei Jahre abgemüht."

Die Sprache, deren Schwester Hadewich sich bedient, ist nicht Latein, sondern die Landessprache, das Flämische. Die Mundart, ein Brabanter dietsch, entfließt ihrer Feder ganz ursprünglich; aber was der Redekunst oberdeutscher Nonnen wie Mechthild von Magdeburg oder der Elisabeth von Schönau so hohen Glanz verleiht, dieser Reichtum an Ausdrucksabstufungen, an schmiegsamem Tonfall,

Digitized by Google

an Wortmenge, das findet sich in Hadewichs Schriften nur spärlich. Es formt sich bei ihr erst alles rauh und einsilbig, und mühselig ringt der Gedanke um völlig klaren Abschluß, es fehlt an Worten, um tiefer in die Dinge zu dringen, und das Geschaute mit Wirkung zu verlebendigen.

Mit den deutschen Mystikern stand Hadewich erwiesenermaßen in reger Beziehung. Sie spricht von ihren Geistesverwandten in Thüringen und Sachsen und beruft sich in ihren Visionen auf „Hildegart die al de visione sach", worunter von ihr wahrscheinlich Hildegart von Bingen gemeint wird. Derselben Hildegard haben auch die Bischöfe von Lüttich, Gottfried von Utrecht, und der aus Löwen gebürtige Prämonstrantenabt Philipp Briefe geschrieben, umgekehrt soll diese an den heiligen Gerlach, einen Klausner im . . . ., einen Kranz geschickt haben. In ihren Gesichten und Verzückungen zeigen die flandrischen und deutschen Nonnen die größte Ähnlichkeit. Die sich rasend umdrehende Radwelle, die hochgebaute Stadt, über welcher Adler die Botschaft Gottes ausrufen, Bäume, die nicht aufwärts, sondern mit den Zweigen in die Erde, mit den Wurzeln gen Himmel wachsen, Engelsflügel und Engelskleider mit vielen Augen besetzt — diese und viele andere Sinnbilder wiederholen sich bei Hadewich, wie bei Hildegard und Mechthild; sie gehören dem mystischen Kataloge der germanischen Klöster überhaupt an und zeigen, wie mit der großen Verschiedenheit der Individuen und ihrer nervösen Erregung die schöpferische Phantasie doch in die gleichen Gleise gezwängt bleibt.

Neben dieser aus einem ähnlichen Temperament hervorfließenden Gleichartigkeit des Vorstellungslebens sowie der darin sich kundgebenden Verwandtschaft, daß beide, die flämischen und oberdeutschen Mystiker, frühzeitig die gewöhnliche Sprache der Laien zu ihren Niederschriften wählten, tritt bald, je mehr die Mystik ihren halluzinatorischen Hitzegrad ablegt, als dritter gemeinsamer Charakterzug oberdeutschen wie niederdeutschen Grübelns dessen wesentlich praktischer Inhalt in die Erscheinung. All diese Sendschreiben, Predigten, Betrachtungen werden hier wie dort nicht zu bloß literarischen oder wissenschaftlichen Selbstzwecken verfaßt, sondern sollen Trost vermitteln, und eigenes oder das Heil anderer erwirken; das Ich sucht hier mit dem All sich sittlich auseinander zu setzen und mit ihm seine Kraft zu messen.

Die Übermittlung der mystischen Erkenntnisse geschah entweder mündlich, vornehmlich durch die so volkstümlichen Predigten der Brüder vom gemeinsamen Leben, die ständig den Rhein, die alte Pfaffengasse, hinauf und hinab unterwegs waren oder schriftlich, indem die ober- und niederdeutschen Devoten die Manuskripte sich wechselweise, sei es im Original, sei es in wörtlicher Abschrift, oder in Übersetzung darliehen. Mechthild von Hackeborn, David von Augsburg, Eckehart, Seuse, Tauler gehören wie in Deutschland so in Flandern zu den beliebtesten Autoren. Daß man damals der deutschen Sprache in Flandern so gut wie der eigenen mächtig war, bezeugt die große Menge der wortgetreuen Originalabschriften, die in brabantischen und holländischen Klöstern vor noch nicht zu langer Zeit zutage gefördert wurden. Anderseits stellte man mundartliche Neufassungen her, wobei das am Niederrhein gesprochene Deutsch von beiden Teilen am besten verstanden wurde und somit eine wesentliche Rolle der Vermittlung spielte. Wie nahe damals (noch mehr als heute) etwa der kölnische Dialekt dem Brabanter Dietsch stand, kann man an einer beliebigen Stelle eines Textes von Ruisbroek nachprüfen, von dessen hauptsächlichen Traktaten bald nach ihrem Entstehen deutsche „Übersetzungen" angefertigt wurden. Die „Zierde der geistlichen Hochzeit", Ruisbroeks tiefsinnige Auslegung eines auch von anderen Mystikern (Tauler) mit Vorliebe paraphrasierten Bibelworts beginnt auf flämisch:

Digitized by Google

Siet, die Brudegom komt, gaet ute hem te ontmoeten! Dese woerde beschrijft ons Sinte Matheus di Ewangeliste, en Christus spracse te sinen jongheren, en tōte allen menschen in enen ghelikenisse datmen lesot van den magheden. Dese brudegom is Christus, en menschelike nature is die bruut, di God ghemaekt hevet tot den beelde en tote den ghelike sijns selfs. En hi hadse gheset, inden beghinne, in die hoechste stat en in die scoenste, en in die rijcste en in die weldichste van ertrike: dat was inden Paradise. En hi hadde haer onderworpen alle creaturen; en hi hadse gheciert met gracien; en hi hadde haer ghegeven een ghebod, dat si, met ghehoirsamheden, hadde moghen verdienen ghestadicht en ghevest te werdene met haren brudegom in ewigher trouwen, en nemmermeer te vallene in enighe zwaerheit ofte in enighe sonde.

Das heißt zu deutsch: Siehe der Bräutigam kommt; gehet aus, ihm entgegen! Diese Worte überliefert uns Sankt Matthäus, der Evangelist, und Christus sagte sie zu seinen Jüngern und zu allen Menschen in einem Gleichnisse, das von den zehn Jungfrauen handelt. Dieser Bräutigam ist Christus, und unsere menschliche Natur ist die Braut, welche Gott nach dem Bilde und der Ähnlichkeit seiner selbst gemacht hat. Und anfänglich hatte er sie eingesetzt an die höchste und schönste Stätte der Welt, an die reichste und angenehmste, das war das Paradies. Und er hatte ihr unterworfen alle Kreaturen, und hatte sie geziert mit Anmut und er hatte ihr ein Gebot gegeben; wenn sie diesem gehorsam wäre, hätte sie es erreichen können, in ewiger Treue mit ihrem Bräutigam vereint und gefestigt zu bleiben und niemals in irgendwelche Mühsal oder Sünde zu fallen.

Die altkölnische Fassung lautet: Siet der bruydigam komet, gait vss eme tzo gemoete. Dese wort beschrivet vns sante Matheus der ewangeliste, ind Christus sprach sy zo sinen jungeren ind zo alle mynschen in eyme parabole off gelichnisse die man leset van den jonfferen. Dese bruydgom is Christus, ind mynschliche nature is die bruyt die got gemacht hait zo dem bilde ind zo der gelichnisse sins selues. Ind he hatte sy gesat in dem begine in die hoichste stat ind in die schoynste ind in die richste ind in die weldichste van ertrich, dat was in dem paradijse, ind de hadde ir vnderwoirpen alle creaturen, ind he hadde si getziert mit gracien. Unde he hatte ir gegeuen, eyn gebot, dat sy mit gehorsamheit hedde mogen verdienen gestedigit ind gevestigit zo werden mit yrme bruydigom in ewiger truwen ind nummerme zo vallen in einige swairheit off in einige sunde.

Da die Verfasser in damaliger Zeit nicht anstanden, in das eigene Werk Sätze und Abschnitte eines anderen ohne weiteres zu übernehmen, so entstehen bald jene Umarbeiten und Compilationen, die es heute der Forschung so ungemein erschweren, den eigentlichen Verfasser festzustellen. „Eckhardt und der Laie", ein Gesprächsexempel, ward zum Beispiel lange Zeit Meister Eckhardt zugewiesen; für den Verfasser muß in Wirklichkeit ein unbekannter Südholländer gelten. Bei Ruisbroek finden sich Gedanken Meister Eckhardt manchmal in wörtlicher Anführung; umgekehrt übernimmt Tauler Begriffe, Worte und Sätze nachweislich von Ruisbroek.

Die Ausbreitung namentlich der Eckhardtschen Mystik gewann dadurch Förderung, daß dieser, in seiner Eigenschaft als Provinzial der Ordensprovinz Sachsen — wozu die Niederlande gehörten — die flandrischen Gebiete bereiste. Jan van Leeuwen, der gute Koch von Groenendal, jenes Klosters bei Brüssel, wo Ruisbroek das Prioramt bekleidete, bezeugt, wie Eckhardt dem Volke in vielen Städten lehrte.

Digitized by Google

Derselbe Jan schrieb heftig übrigens gegen den deutschen Meister und seine Anhänger; er wendet sich gegen jene pantheistisch gefärbten Sätze, um derentwillen Meister Eckhardt einem Ketzerprozeß unterworfen wurde: Eckhardt sei einer der gescheitesten und feinspürigsten Geister, aber bloß in der natürlichen Erkenntnis helle; ihm fehlte die übernatürliche Gnade, er wäre alles in allem ein Ungläubiger. (oec was Eckaert ... een die behendichste ende oec die abre suptylste man in bloeten natureliken lichte, sonder overnatuerliche gracie .... Mer hi was .... op dander side een puer onghelovich sot) Der gleichen Meinung scheint Jans vertrauter Freund Ruisbroek gewesen zu sein; Schriftstellen etwa im 20. Kapitel seines Buches von den zwölf Beguinen, im 76. Kapitel, der „Geistlichen Hochzeit", wo er gegen die freien Geister seiner Zeit zu Felde zieht, können unschwer auf Eckhardt gedeutet werden.

Beiläufig dürften beide sich persönlich begegnet sein; Ruisbroek hat den Eckhardt entweder in Flandern oder in Köln predigen gehört.

Das mystische Erleben hat sich inzwischen erhöht und verfeinert, und was als wilde Raserei anhub, treibt auch jetzt in Flandern die herrlichsten Blüten einer reinen Spekulation und Gottesforschung. Der unter der großen Zahl niederdeutschen Gottschauer am weitesten vordrang und in zahlreichen Büchern ein monumentales Bekenntnis seiner Erfahrungen ablegte, ist der schon genannte Jan van Ruisbroek, ein in Statur und Art echt germanischer Geist, ohne dessen männliche Stimme die deutsche Mystik nicht ihre abgestufte, erhabene Harmonie besäße. Ruisbroek steht zwischen Eckhardt und Seuse; dem schöpferischen Ideenfluge des einen und der genießenden Inbrunst des anderen fügte er, der zwar auch spekulativ sowohl poetisierend ist, die Kraft seiner strengen experimentellgenauen Betrachtungskunst (Contemplation) hinzu. Er folgt dem mystischen Ereignisse von den sittlichen Voraussetzungen aus bis in seine obersten, irrealsten Zustände, ja, diese geheimnisvollen letzten Augenblicke der Seele darzustellen, übt er sich vorzugsweise und mit immer neuen Vergleichen erreicht er's, daß jenes was sich nicht wortbar machen läßt, dennoch aufleuchtet mit all seiner Süße und seinem Schrecken. Dabei packt er die Aufgabe weitausholend als ein wunderbar geduldiger Systematiker; seine Schriften sind planmäßig ausgewogen, zusammengetragen, architektonisch gegliedert, wie allegorisch reiche gotische Gotteshäuser. Ein Lieblingswort von ihm ist: Dies ist die Ordnung. Wenn irgendein Mystiker, so hat er ein Ganzes in seinem Kopfe, das sich auf die äußere und innere Welt, auf Erde und Himmel, auf Zeit und Ewigkeit bezog. Keiner hat ihn an philosophischer Feinheit, die Phänomene zu entwirren und sie in ein reinliches Nacheinander zu setzen, übertroffen.

Auch dies zeigt Ruisbroeks Verwandtschaft mit dem germanischen Weltgefühle, daß seine Philosophie ganz deutlich in die liebende Allreligiosität einmündet. Wie groß gedacht und überzeitlich sind Sätze gleich dem: „Die Vernunft, die erleuchtet ist mit dem Geiste der Wahrheit, die sieht Gott in ihrem Spiegel hinter derart vielen Weisen, Formen und Bildern, als solche auszudenken ihr selber möglich ist, und in welchem Stoffe immer sie ihn zu sehen begehrt."

Die Kirche ward denn auch bald aufmerksam auf derlei „Verirrungen". Bischof Gerson von Paris sucht dem Flamen einen Prozeß auf den Hals zu laden; in einer besonderen Schrift hat sich jedoch Ruisbroek dem katholischen Dogma gehorsam unterstellt.

Die Wirkungen des Mannes breiten sich hinaus in alle Welt. Nicht nur daß in seiner flämisch-holländischen Heimat die mystische Versenkung und Einsicht durch ihn den geordneten Halt gewinnt und beschwingt von seiner Gottesleidenschaft aller Orten die Schüler seine Gedanken ausbauen und fortführen (so Wil-

Digitized by Google

helm Jordaens, Johann van Scoonhoven, Johann Stevens, Jan van Leeuwen und andere), der fromme Ruf des Klosters Groenendal, das zum Muster für viele später gegründete freie Gemeinschaft der Art wird, und die mystische Größe seines Priors, „zogen von nah und fern Doktoren und andere Geistliche, Vornehme und Edle beiderlei Geschlechts herbei; sie kamen aus Flandern, Holland, den Rheingegenden (bis Straßburg und Basel), aus Frankreich; sie suchten bei Ruisbroek Rat, Trost, seine Ermahnung oder Bekanntschaft überhaupt.

Einer der eifrigsten Verehrer Ruisbroeks (geb. 1293), der die Reise nach Groenendal nicht weniger als viermal unternahm, war der ihm gleichaltrige Straßburger mystische Kanzelredner Johannes Tauler (geb. 1290). Im Manuskript Nr. 966 der Universitätsbibliothek Gent, einer Art Einleitung zu Taulers Predigten, geschrieben um 1470, liest man: „Dieser Tauler war ein höchst berühmter Lehrer aus dem Orden der Predigermönche; gegen den Prior Jan van Ruisbroek hegte er große und ungemeine Verehrung. Um deßwillen pflegte er ihn denn häufiger zu besuchen. Von dem Prior, der ein großer Doktor der Gottesgelehrsamkeit war, trachtete er, als ein demütiger Schüler Unterweisungen in der ewigen Weisheit und Lehre zu erlangen. Diese Lehren nun übernimmt derselbe Tauler in seinen Büchern, die er gleich den Büchern des Priors nicht in Latein sondern in einem sehr hohen Deutsch abfaßte, damit in den Fußstapfen seines Meisters als ein demütiger Schüler nachfolgend; jene Lehren hat er auch in mancherlei Stadt hinaus fließen lassen (als Prediger), als einen Fluß der Ruisbroeks Büchern entquillt."

Die Berührungspunkte im Werke Ruisbroeks und dem Taulers sind zahlreich. Nicht nur daß Tauler viele Stellen aus Ruisbroek wörtlich übernimmt (der Tauler zugeschriebene Traktat Medulla animae enthält zum größten Teil Ruisbroeksche Satzfolgen) — auch in der theologischen Grundauffassung erscheinen beide Denker wie Brüder aus einem Blutstamme. (Eine Menge Belege für die Verwandtschaft ihrer beiden Ausdrücke, Begriffe, Erfahrungen führt Fr. Böhringer an; die deutschen Mystiker, Band II.) Ein eigentliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Tauler und Ruisbroek erkennen zu wollen geht jedoch nicht an; Tauler war, da er zu Ruisbroek in nähere Beziehung trat, als Forscher schon völlig ausgereift. In der Kraft zu systematisieren, ist der Flame dem Alemannen überlegen; umgekehrt stellt Tauler, der erfahrene und selbst viel geprüfte Seelsorger, sich mehr auf die praktischen Bedürfnisse des Einzelnen und des Gemeindelebens ein; er macht den mystischen Gedanken, sich vieler praktisch-schlichter Vergleiche bedienend, von der Kanzel herab volkstümlich: „Kinder, sagte er, ihr sollt nicht fragen nach großen, hohen Künsten, geht einfältig in euren Grund inwendig und lernt euch selber erkennen im Geist und Natur, und fragt nicht nach der Verborgenheit Gottes, nach seinem Aus- und Einfließen und nach dem Ist in dem Nichts und nach dem Funken in der Istigkeit; denn Christus Jesus hat gesprochen: Euch ist nicht zu wissen von der Heimlichkeit Gottes, und darum sollen wir halten einen wahren, ganzen, einfältigen Glauben in einem Gott, in Dreifältigkeit der Person und nicht mannigfaltig sondern einfältig und lauter."

Ruisbroek lebte als Klausner; Taulern umgibt in Straßburg, Köln und wo immer er weilte, eine rege Schar gottesdürstiger Laien und Pfarrkollegen. Durch ihn wird die Kunde von Ruisbroeks Schaffen weitergetragen; Schriften des Meisters gehen von Hand zu Hand; namentlich im engverbundenen Kreise der „Gottesfreunde", dessen geheimer Leiter Tauler zu sonderbarem Danke verpflichtet war, wird Ruisbroek geliebt und gelesen wie einer der Einheimischen. 1350 schickt Ruisbroek eine Abschrift seines Hauptwerks (Die Zierde der geistlichen Hochzeit) dieser oberdeutschen Gemeinde und so spinnen sich von selbst die Fäden zu Hein-

Digitized by Google

rich von Suso, der mit Ruisbroek in der Bekämpfung der Brüder und Schwestern des freien Geistes eins war, und bei welchem mancherlei Ausdrücke und Vergleiche es belegen, daß er Ruisbroeks Werke studierte. Oder war umgekehrt Ruisbroek der Entlehner? Es läßt sich nicht feststellen, meint Böhringer, bei wem sie nur Reminiszenzen waren und bei wem ursprünglich. Ob Suso, der gelegentlich einer Reise bis Brügge kam, den niederdeutschen Meister persönlich kannte, ist unerwiesen. Vollkommener als Tauler hat sich in das Studium von Ruisbroeks Schriften ein Nordniederländer, der Bußprediger Gerhardt Groote vertieft. Es kam vor, daß dieser im Groenendaler Kloster Wochen und Monate weilte; was er hier aufnahm an Erkenntnis, diese ganze in Groenendal zusammenströmende Fülle von mystischer Erfahrung, davon Beiträger nicht zum wenigsten auch die Oberdeutschen waren, trug dann Groote, Samen auswerfend, nach Holland weiter. „Wir finden ihn im Bistum Utrecht, in den Städten Zwoll, Kamp Zülpen, Amersford, in Amsterdam, Leiden, Delft, Gouda, Harlem; am häufigsten wohl predigt er in Deventer"; hier hatte er das Haus der Schwestern vom gemeinsamen Leben nach dem Muster von Groenendal gegründet, wie er denn allenthalben auf eine Reformation namentlich der Bettelorden drang und sich als praktischer Organisator in der Jugendpflege (Gründung von Fraterhäusern) und in der Stiftung freier Gemeinschaften gleichstrebender Devoter (Kloster Zwoll) auszeichnete. In diesen Stiften, wo Eckhardt und Suso gelesen wurde, ließ er die Schriften der Mystiker übersetzen und vervielfältigen (zum Beispiel Ruhmann Merswins „Von den neuen Felsen"); die Kopie Ruisbroekscher Arbeiten stand obenan; Groote selber übertrug zwei Schriften des Meisters ins Lateinische. Thomas à Kempis, dem wir eine Lebensbeschreibung Grootes danken, faßt dessen Wirksamkeit in die Worte zusammen: „Er hat unser ganzes Vaterland erleuchtet und entzündet durch seinen Lebenswandel, durch sein Wort, durch seine Sitten und durch seine Lehren .... Und ob er auch kein hohes Alter erreichte, so brachte er dennoch in kurzer Zeit durch seine Predigten viele Frucht und ließ nach sich an verschiedenen Orten sehr viele fromme Jünger und Brüder."

Um einige dieser zahllosen Zeitgenossen und Nachfolger, die ihre Traktate alle mehr oder minder auf den Lehrmeinungen Ruisbroeks aufbauen, zu nennen, so fällt hier Hendrik Mande ins Auge, der sich den Beinamen eines „Ruisbroek des Nordens" erwarb; ganze Sätze des Groenendalschen Priors übernimmt er in seinen „Spiegel der Wahrheit". Aus dem Tabernakelbuch Ruisbroeks übersetzt er einzelne Auszüge, wie dies mit der „Zierde der geistlichen Hochzeit" Rulman Merswin in Straßburg tut, verkürzt sie, stellt neue Übergänge her und bringt so die Geheimnisse des doktor extaticus, leichter faßlich gemacht, unter die Armen im Geiste. Von den Franziskanern ist Hendrik van Herp der tätigste; sein in vielen Abschriften verbreiteter „Spiegel der Vollkommenheit" zeigt derart viele Ruisbroeksche Anlehnungen, daß Gerhardt von Hamont sagen konnte, daß wenig mehr übrig bliebe, was man dem van Herp zuschreiben könnte, wenn man aus dem Buche die von Ruisbroek entlehnten Stellen herausnähme. Unter den Cartäusern sei auf Denis van Leewis hingewiesen, der die Geistliche Hochzeit und das Tabernakel erläutert und neu variert; zuletzt freilich verlieren sich des Meisters Gesichte dann in die Literatur dünner, gemeinplätziger Erbauungstraktätchen (Rosengaert Jesu ende Marien; Marien Boemgart usw.).

Aber ehe die niederländische Mystik herabsinkt zu Moralismus und Pietisterei und die reiche Kunst des mystischen Theaters („Jedermann") zur pädagogischen Allegorie abflaut, dichtet die Gottesandacht noch die Selbstgespräche eines Gerlach Peters und die weltberühmte Nachfolge Christi eines Thomas à Kempis.



Digitized by Google

Bei Gerlach Peters sind es zuletzt dieselben hemmungslosen Ergebnisse wie bei der Schwester Hadewich; aber wie vertieft und biegsam ist nun beides geworden, die wahrnehmende Gefühlskraft und das sprachliche Ausdruckskönnen. Wo Hadewich notwendig nur berichtet „ich verstand sämtliche Sprachen, die man auf zweiundsiebzig Arten redet", da läßt Gerlach Peter dieses Verstehen sich selber vortragen, indem er, ganz hineingenommen in den Vorgang, von Innen heraus kündet:

„Und so zeigt die Wahrheit mir oftmals ihr Angesicht, im Chore, auf dem Bette, am Tisch, in der Zelle, im äußeren Lärme, in der Arbeit und bei mancherlei Geschäften; und sie lehrt mich alle Dinge, die außen sind, immerzu vereinfachen und in ein innerliches und gefestigtes Schauen zu verwandeln.

Dies Angesicht aber ist so stark, daß es Herz und Leib machtvoll überwältigt, also daß nicht bloß die Grundfesten, sondern auch die Herzensschwellen des Gottestempels bewegt werden, zu antworten, sich hinzugeben, getreu zu folgen, wohin es auch gehe, mit allen Kräften dem gezeigten Lichte nachzufolgen und ohne Unterlaß alles zu opfern, was ist und sein kann, samt allem Geschaffenen in der Zeit und in der Ewigkeit ...

Und das Angesicht macht mich — als mich selber, den Gebrechlichen — fast zu nichts; es zeigt mir, daß alles, was sich in ihm nicht eint, nichts ist.

Und nachdem ich also entworden bin, nimmt es mein wollendes Schauen, drückt es seinem Schauen ein, vereint es ihm unmittelbar, daß meines und seines ein helles Schauen werden, von keiner Seite zurückgewendet; und alles, was ist und werden kann, schaue ich nach meiner Art, in ihm und mit ihm, wie das Angesicht selber tut."

Die Nachfolge Christi des Thomas van Hemerken (Dörfchen im Kempenland) ist demgegenüber rückschildernd gehalten; der Erguß der Seele ist wohl auch das stillschweigende Ziel aber die Nachfolge begnügt sich, die Wegrichtung dorthin anzugeben. Die Entwicklung der Tugendbegriffe, Bibelstudien und innig beschauliche Selbstprüfung bilden die Vorstufen. Die mystische Vereinigung wird zu einer kirchlichen. Der Erfolg des Werks, das bald nach seinem Entstehen aus der Ursprungssprache, dem Lateinischen, ins Flämische übertragen wurde, und zu dem Ruisbroek wie Eckardt, aber auch Augustinus, Thomas von Aquin, Franz von Assisi Pate gestanden haben[1]), ward wie bekannt ein allgemeiner; noch heute pflanzt sich in ihm der Nachhall deutsch-flämischer Selbstverneinung und Gotteszuversicht durch die katholische Christenheit fort.

Unser Selbst — das letzte „Mittel" zwischen dem Einzelnen und dem All — zu verneinen, diese christliche Erlösungsanweisung, welche begreiflich zu machen die Kirche dann wieder den ganzen Apparat ihrer Handlungen, Gegenstände, Personen eingeschaltet hat, ist von niemandem ernsthafter nachgelebt und faustischer nachgegrübelt worden als von den beiden Gruppen der mittelalterlich-germanischen Mystik. Das Ergebnis aber? Diese Menschen waren zu stark im Blute und zu heldenhaft in ihren Grundtrieben, um ihres Besten und Gewissesten sich entblößen zu hönnen. Ihre Ekstase wird zu einem hohen Bekenntnisse gerade des unzerstörbaren Selbst, in seinem höchsten, seinem gnadenreichsten und schöpferischen Zustande, wo beides in Eins fließt, All und Einzelpersönlichkeit, und wo unser Angelus Silesius sich eckartisch rühmen darf:

Ich weiß, daß ohne mich, Gott nicht ein Nu kann leben.
Werd' ich zu nicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.

[1]) Ich weiß nicht, ob schon bemerkt wurde, daß Thomas de Kempis, der offenbar der Naturanlage nach ein Gelehrter war, sich in den ersten Kapiteln der Nachfolge Christi mit Aristoteles auseinandersetzt; sein zweites Kapitel wendet sich gegen Metaphysik, I, 1, sein drittes Kapitel gegen Metaphysik, I, 2 und 3, usw. — E.

Digitized by Google

# Die flämische Bewegung.

## Von Peter Zylmann in Antwerpen.

Die Flamen kommen mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß sie zu den durch den Krieg geschaffenen Tatsachen Stellung nehmen müssen, daß der Zustand, wie er vor dem Kriege war, nicht wieder zurückkehren wird. Früher ist die flämische Bewegung sehr oft von einzelnen Persönlichkeiten und auch von ganzen Machtgruppen als Mittel zur Erreichung anderer Ziele mißbraucht worden, besonders bei den parlamentarischen und Gemeindewahlen trat dieser Mißbrauch zum Zwecke des Stimmenfanges oft hervor. Der Krieg hat nun den heilsamen Vorteil gehabt, zur Bekennung der Farbe zu zwingen.

Die Stellungnahme der von jeher flamenfeindlichen Kreise ist bewußter und gefährlicher geworden, aber auch im flämischen Lager selbst traten bald starke gegensätzliche Strömungen hervor. Zur Zeit kann man zwei solche deutlich erkennen: die der „Aktivisten" und die der „Passivisten". Die letzteren, unter denen sich mancher kluge Kopf befindet, der vor dem Kriege eine führende Stellung innehatte, stehen auf dem Standpunkte, daß das von der belgischen Regierung ausgegangene Gebot des Burgfriedens während der Dauer des Krieges unbedingt zu halten sei. Trotzdem dieser Burgfriede von seiten der Französlinge in der gröbsten und gehässigsten Weise gebrochen wurde, verhalten sie sich still und schauen untätig dem Werden neuer Dinge zu. Zu ihnen gehört z. B. die wertvolle Gruppe, die um van Cauwelaert und J. Hoste steht. Ihr abwartendes Verhalten braucht keineswegs zu bedeuten, daß sie der flämischen Bewegung verloren sind. Mancher von ihnen wird die Untätigkeit bereits bitter empfinden, sicher aber werden sie weder hüben noch drüben einen Dank ernten. Es sind bereits Anzeichen vorhanden, daß Frans van Cauwelaert langsam aus der Rolle eines passiven Zuschauers heraustritt, genauer gesagt, von den unentwegten Gegnern der flämischen Bestrebungen herausgedrängt wird. „Le XX^me Siècle", das der belgischen Regierung nahestehende Organ aller flamenfeindlichen Umtriebe, richtet bereits schwere Vorwürfe gegen ihn und nennt ihn rundweg einen Vaterlandsverräter, weil er es wagt, für das Recht der Flamen einzutreten und die Annexionsgelüste im belgischen Lager zu bekämpfen. Van Cauwelaert bleibt die Antwort nicht schuldig; in seiner Zeitung „Vrij België" vom 16. Juni d. J. greift er den „XX^me Siècle" scharf an und beschuldigt ihn, daß er Zwietracht unter den Belgiern säe, die Niederländer mißtrauisch mache (durch die großbelgischen Annexionspläne wird auch der Besitzstand der Niederlande gefährdet) und die Flamen verbittere. Seine Zeilen enthalten eine ernste Warnung an die belgische Regierung, das Vertrauen der Flamen nicht zu verscherzen. So ähnlich begann auch der berühmte Zwist der de Clercq und Jacob, der dann zu ihrer Maßreglung führte. Der wachsende Gegensatz zwischen der Regierungspolitik und einem der einflußreichsten flämischen Passivisten ist sehr bedeutsam und wird viele Flamen stutzig machen. Eine andere Gruppe von 38 Männern, die in normalen Zeiten innerlich zum Teil sehr weit von einander entfernt standen, ist durch die bekannte Bittschrift an den Generalgouverneur von Belgien, die Genter Universität nicht in eine flämische umzuwandeln, zusammengeführt worden. Sie werden von den treuen Flamen scharf verurteilt. Es sind Namen unter ihnen, die in der jüngsten Geschichte der flämischen Bewegung und Literatur einen guten Klang hatten. Bei vielen von diesen 38 vermutet man wohl



Digitized by Google

nicht mit Unrecht, daß sie bei der Unterzeichnung der Bittschrift sehr deutlich nach dem Haver hingeschielt haben, um sich dort ein gutes Leumundszeugnis zu bewahren.

Die Flamen in engerem Sine, das heißt, diejenigen, die dem Vordringen französischen Wesens seit langen Jahren in einem scharfen Kulturkampfe gegenüberstehen, haben diese Fehde dort wieder aufgenommen, wo die Augusttage 1914 sie abgebrochen hatten. Das Programm dieser Aktivisten hat einen absolut innerpolitischen Charakter; nur soweit, als die europäischen Ereignisse ihre inneren Probleme berühren, treten sie notwendig nach außen. „Wir wollen weder französisch, noch deutsch, sondern nur wir selbst sein", das ist der Kernpunkt ihres Programms. Sie lehnen nachdrücklich alle großbelgischen Zukunftspläne ab, die in gewissen offiziellen belgischen Kreisen jenseits des Yserkanals gehegt werden. Das „Sichselbstsein" enthält aber auch eine Ablehnung des Zustandes im ehemaligen Staate Belgien. Die flämische Partei der Aktivisten fordert das Selbstbestimmungsrecht über alle innere Angelegenheiten des Volkes (Home Rule): eigene Regierung, Verwaltung, Unterricht, Rechtssprechung usw. Dieses Programm läßt für das zukünftige Verhältnis des Landes zu den benachbarten Mächten viele Möglichkeiten zu! Eine der wichtigsten Fragen ist die des Unterrichts; der gesamte Volksschulunterricht soll flämisch werden, im Wesen auch der höhere, und damit endlich der bitter empfundene Mangel an höher gebildeten Geistern beseitigt werden, auch die Universität. Welche Rolle in dieser Hinsicht der seit Jahren geführte und jetzt von dem Generalgouverneur praktisch gelöste Kampf um die Genter Hochschule dabei spielt, ist wohl allgemein bekannt. Die Sprachenfrage ist die Kardinalfrage des flämischen Problems überhaupt, da sie alle andern in sich schließt. Im Hintergrunde steht der Grundsatz einer kräftigen sprachlichen Anlehnung an das holländische Hinterland, der schon lange von dem in Holland und Flämisch-Belgien blühenden „Allgemeen Nederlandsch Verbond" mit Erfolg vertreten wird. Der A. N. V. kennt daher auch keine flämische Sprache in literarischem Sinne, sondern nur eine beide Stämme umfassende niederländische. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es, daß die Gruppen Antwerpen und Brüssel des A. N. V. kürzlich das Programm der Aktivisten als das ihrige anerkannt haben. Die kulturelle Anlehnung des flämischen Stammes an den holländischen stößt aber auf große Hindernisse, die aus politischen, religiösen und wirtschaftlichen Gründen sowie aus ihrem Naturell zu erklären sind. Der Krieg hat die Gegensätze eher schärfer als geringer werden lassen.

Die Grundzüge des flämischen Programms sind vor dem Kriege nie so scharf ausgesprochen worden; erst der Krieg und die Enthüllung des wahren Gesichts mancher belgischer Machtgruppe hat die Ziele ganz geklärt. Schon im August 1914 hat einer der gegenwärtigen Führer öffentlich die Forderung aufgestellt, daß dem flämischen Volke sein Recht widerfahren müsse. Der belgischen Regierung kamen aber die Bestrebungen der Flamen in die Quere; wie schon erwähnt, gebot sie mit Erfolg Burgfrieden. Der wurde von franskillonischer Seite gebrochen. Verantwortliche und unverantwortliche Instanzen verkündeten immer lauter: Nach dem Kriege wird es nur noch ein lateinisches Belgien geben. Darauf nimmt die flämische Bewegung eine sehr bedeutsame Wendung, deren Wirkungen folgenschwer sein sollten, und deren Verteidigung hohen Mut erforderte: „Alles, was unsere Ziele bekämpft, ist uns feindlich." Das hatte notgedrungen eine Stellungnahme gegen die eigene Regierung im Haver zur Folge. Die Meinungsverschiedenheiten führten dazu, daß zwei bedeutende Vormänner, René de Clercq und

Digitized by Google

Dr. Jacob, Lehrer an belgischen Athenäen, vom Hofe disziplinarisch entlassen wurden. Die Zuspitzung der Verhältnisse jagte manchen unentschiedenen Geistern Furcht ein, sie schreckten vor einem Bruche mit der belgischen Regierung zurück und traten abseits, wie die anfangs erwähnte Gruppe Cauwelaert-Hoste. De Clercq und Jacob waren aber nicht verlassen. Der Schwerpunkt der flämischen Bewegung geht in die Hände der Männer über, die in Antwerpen um die zur Zeit bedeutendste flämische Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws" gruppiert sind; am meisten treten von ihnen hervor Professor Dr. Borms und der Dichter Raphael Verhulst. Dr. Jacob tritt tätig in ihren Kreis ein. Neben diesen Männern steht ein Brüsseler Kreis, dessen Sprachrohr „De Gazet van Brüssel" ist. In ihren Händen ruht heute in erster Linie die Last und Verantwortung des flämischen Kampfes. Sie gehören fast ohne Ausnahme einer entschlossenen jüngeren Generation an, zum Teil haben sie aber schon mehrere Jahre vor dem Kriege im Kampfe gestanden. Die älteren und bedächtigeren Geister, zum Teil mit vorzüglich klingenden Namen treten vorläufig noch kaum aus ihrer Reserve heraus, sie sind aber noch da, in größerer Zahl, als mancher denkt, und warten, bis ihre Zeit gekommen sein wird.

Neben der klugen und vorsichtigen Antwerpener Gruppe gibt es noch kleinere Zentren, wie den Genter Kreis der Jungflamen, die mehr oder weniger von ihr abweichen, mehr oder weniger radikal sind, im wesentlichen Punkte aber mit ihr übereinstimmen; allen ist die Erkenntnis gemeinsam, daß jetzt oder nie die Schicksalsstunde für ihr Volk gekommen ist, daß es jetzt seine rassischen Rechte erlangen muß oder untergehen wird.

Von jeher zeigte die Geschichte des flämischen Volkes eine germanische Untugend in verschärftem Maße, die ihr viel, viel Schaden gebracht hat: der Hang zum Eigenbrödlertum und die politische Unfähigkeit, mehrere Ziele klar auseinanderzuhalten. Die Verquickung politischer und völkischer Ziele mit konfessionellen Bestrebungen hat die Stoßkraft der Flamen oft geschwächt. Die Losreißung Belgiens von 1830 beruht zum gewichtigen Teile auf dieser Unklarheit. Die gegenwärtigen flämischen Vormänner der Hauptgruppe scheinen diese Schwäche erkannt zu haben. Sie predigen daher Einigkeit in der Hauptfrage der Sprache und des Home Rule. Ihr Ziel geht dahin, alle Gegensätze auszugleichen und alle Richtungen auf mittlerer Linie unter einen Hut zu bringen.

Am vorsichtigsten muß die klerikale Frage des Landes behandelt werden. Fernerstehende sollten meinen, daß die vom ersten Geistlichen des Landes, dem wallonischen Kardinal-Erzbischof Mercier vertretene Richtung vom gesamten Klerus des flämischen Gebietes geteilt werde. Das trifft für die niedere Geistlichkeit nicht zu. Da gibt es starke Stützen des Flamentums. Gerade um deren Mitwirkung zu sichern, bedarf die klerikale Frage Flanderns eines besonders sorgfältigen Studiums. Auch hier müssen die Fehler der niederländischen Regierung von 1815—30 eine Lehre sein. Einer der bedeutendsten flämischen Köpfe von gemäßigt liberaler Richtung sagte mir einmal: „Tasten Sie nicht die Sprache und den konfessionellen Frieden an, und Sie haben das flämische Volk."

Zu dem flämischen Gebiete, für das gegenwärtig der Kulturkampf entbrannt ist, gehört auch der nördliche Teil von Französisch-Flandern. Es ist bedeutsam, daß einer der jetzigen Führer, Dr. Borms, jahrelang vor dem Kriege mit großem Erfolge an der Erneuerung des germanischen Geistes unter den französischen Flamen mitgearbeitet hat.

Der angedeutete innerpolitische Charakter des flämischen Kampfes schließt selbst-

Digitized by Google

verständlich und ausdrücklich jedes Bestreben aus, von flämischer Seite das zweite belgische Volk, die Wallonen, beeinflussen zu wollen. Damit fällt auch der oft erhobene Einwand, daß die Flamen auf Kosten der Wallonen Rechte erwerben wollen.

Wie sieht nun die flämische Frage vom deutschen Standpunkte aus? Die Frage enthält zwei Unterfragen: Wie werden die Flamen sich zu uns stellen? Wie sieht der deutsche Machthaber die flämische Sache an? Die letztere Frage ist bereits vom Reichskanzler in seiner Rede vom 5. April d. J. beantwortet worden: „Deutschland kann den flämischen Stamm nicht wieder der Verwelschung preisgeben. Es muß ihm eine seinen Anlagen entsprechende Entwicklung auf der Grundlage seiner niederländischen Sprache und Eigenart sichern." Die andere Frage läßt sich vorsichtig dahin beantworten: Flamlands kulturelles Antlitz schaut nach Osten, nach dem Mittelpunkt germanischer Kultur. Erreicht der Flame unter dem Schutze Deutschlands sein Ziel, so kann er nicht anders als uns freundlich gesinnt sein. Das würde nur anders sein, wenn er gezwungen würde, denselben Kampf um seine Eigenart gegen uns zu führen, den er seit langem gegen Frankreich gekämpft hat.

Der gegenwärtige Zustand verbietet es, über manche interessante Einzelfrage ausführlich zu sprechen. So vieles keimt und wächst unterhalb der öffentlichen Beurteilung, die Zeit ist noch nicht reif, es ans Tageslicht zu ziehen. Vielleicht ist es das Beste, über das man schweigt. Es stehen noch viele Flamen am Wege und warten, wie das große Ringen der Völker endgültig ausgehen wird. Das ist nicht immer Mangel an Mannesmut, sondern die Erkenntnis, daß es ihre Pflicht ist, für jede Möglichkeit ihre Kraft zu erhalten. Dann gibt es auch manche, denen die Pirennesche „âme belge" doch stärker in der Brust schlägt, als sie selbst vorher gewußt haben. Ihnen muß Zeit gelassen werden. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ein großer Teil der Flamen den Zielen der flämischen Bewegung abgeneigt ist. Die unteren arbeitenden Schichten spielen dabei weniger als in irgend einem andern Lande eine Rolle. Sie sind eine rohe Masse, die dank ihrer großen Unbildung noch vor der Entwicklung steht. Sie werden dahin gehen, wohin ihre sozialen (und klerikalen) Führer sie leiten werden. Das soziale Arbeitsfeld muß eins der wichtigsten im Programm der flämischen Bewegung werden. Der Widerstand der gebildeteren Kreise der Französlinge ist nicht zu unterschätzen. Sie, nicht die Wallonen, sind die eigentlichen Feinde des Flamentums. Alle Renegaten sind bekanntlich die schärfsten Feinde ihrer ursprünglichen Art. Da bedarf es eines langen Atems.

Es ist wünschenswert, daß in Deutschland mehr und mehr das richtige Verständnis für die schwierige Lage der Flamen erweckt werde, in die sie ohne Schuld, aber hoffentlich zu ihrem Glück versetzt worden sind.

Digitized by Google

# Einführung in die vlämische Sprache.

Von Dr. B. Gaster, Direktor der deutschen Schule in Antwerpen.

Die vlämische Sprache ist für Deutsche leicht zu lernen. Sie ist ein Zweig des niederdeutschen Sprachstammes, der innerhalb des Deutschen Reichs als „plattdeutsch" nur volksmundartliche Bedeutung hat, in Nordbelgien als „vlämisch", in Holland als „holländisch" (beide zusammengefaßt: niederländisch, dietsch) auch die Schriftsprache ist und eine nicht unbedeutende Literatur besitzt; ziemlich stark abweichend ist das „Kap-holländische" in Süd-Afrika. Von dem Plattdeutschen ganz abgesehen, sprechen niederdeutsch über 11 Millionen, also mehr als Schweden, Dänen und Norweger zusammengenommen.

Infolge des Weltkrieges hat das Vlämische eine größere Bedeutung erhalten, als es vordem besaß. Mächtig rührt sich die vlämische Bewegung, um ihm die ihm zukommende Geltung im eignen Lande endlich zu verschaffen. Die deutschen Soldaten aber, welche nun seit fast zwei Jahren im flandrischen Lande in Quartier liegen, freuen sich der Sprachverwandschaft, welche die Verständigung mit den Bewohnern erleichtert; umgekehrt geht es ebenso den vlämischen Landleuten. Die Vlamen erinnern sich wieder, daß sie ein Zweig des großen germanischen Volksstammes sind. Da ist es Pflicht des deutschen, als des stärksten germanischen Volkes, den stammverwandten Vlamen, die trotz jahrhundertelanger Bedrängung durch spanische und französische Einflüsse zähe an ihrer niederdeutschen Sprache festgehalten haben, hilfreich zur Seite zu stehen und sich zu bemühen, die Sprache des Volkes, zu welchem wir nun in engere und bleibende Beziehungen getreten sind, wenigstens einigermaßen zu verstehen.

Auf den ersten Blick erscheint uns die vlämisch-holländische Sprache allerdings recht sonderartig, weil die Lautwerte zum nicht geringen Teil durch andere Buchstabenbezeichnungen als im Deutschen dargestellt sind, z. B. œ = u, ui = eu, ij = ei, z = s, usw. Hat man sich aber diese abweichenden Bezeichnungen eingeprägt und ist man sich der durch die zweite Lautverschiebung geschaffenen Abweichungen des hochdeutschen Lautstandes bewußt geworden, so kann man niederländische Texte ohne große Schwierigkeit lesen, weil die Wortstämme fast durchweg dieselben sind wie im Deutschen und auch die Sprachlehre keine wesentlichen Abweichungen aufweist.

Schwieriger ist allerdings das Verstehen des gesprochenen Vlämisch; es fehlt noch an einer im Lande allgemein anerkannten und geübten „gebildeten" Aussprache; jede Stadt, jeder Landstrich hat eine eigene Mundart, und diese Mundarten sind meist, weil gegenüber dem Französischen das Vlämische als Sprache des niederen Volkes galt, recht unschön oder gemein. Wer aber einmal aus dem Munde eines gebildeten Vlamen wie des verstorbenen deutschfreundlichen Bürgermeisters von Antwerpen Jan van Rijswijk eine vlämische Festrede gehört oder den literargeschichtlichen Vorträgen eines Pol de Mont gelauscht hat, der wird sich einerseits über den Wohlklang der vlämischen Sprache, andererseits über ihre leichte Verständlichkeit gefreut haben. —

Digitized by Google

Eine Einführung in das Verständnis der vlämischen Sprache kann im folgenden natürlich nur für das Lesen von Texten gegeben werden, wodurch immerhin die Brücke zum Verstehen des gesprochenen Vlämisch geschlagen ist.

Vorbemerkung: Abweichend vom Deutschen werden im Vlämischen die Hauptwörter klein geschrieben: het kind heeft (hat) blonde haren.

1. Abweichungen in der Aussprache und Schreibung der Mitlaute (Konsonanten): 1. Der weiche s-Laut (wie in: sehr, rosig) wird stets z geschrieben, das also nie wie deutsches z zu sprechen ist: zeer, rozig, reizen (reisen), de gezondheid, de kazerne, de ezel kan niet zingen.

2. Der scharfe s-Laut (wie in: Hals, Preußen) wird stets s geschrieben, das also nie weich zu sprechen ist. Auch c vor e, i, ij (= ei) wird wie scharfes s (nicht wie z) gesprochen, ebenso die Nachsilbe —tie wie — zie: de hals, de gans, de krans, de officier, Saksen is eene provincie in Pruisen, de statie (Bahnhof).

3. Das sch wird im Wortanfang mit getrenntem s- und ch-Laut, wie im Westfälischen, ausgesprochen, sonst aber immer bloß wie scharfes s: het schip (Schiff), de school; — de menschen (= menßen), de Franschman, aan den schoonen hemel lacht de zon.

4. Wie in Hannover und Hamburg werden st und sp spitz, nicht mit dem sch-Laut gesprochen; entsprechend wird auch sl, sm, sn gesprochen und geschrieben statt schl, schm, schn im Deutschen; statt schw wird zw geschrieben und mit weichem s gesprochen: steil, de steen; de spion, spreken (sprechen); — slim (schlau), slapen (schlafen); de smid, versmachten; de snavel (Schnabel), snorken (schnarchen); —de zwaan, zwellen. — Hij is slim, maar (aber) niet slecht; Hollandsche kaas smaakt lekker; als de kat van huis is, dansen de muizen.

II. Abweichungen in der Aussprache und Schreibung der Selbstlaute (Vokale). 1. Die u-Verbindungen werden im Vlämischen fast alle anders geschrieben als im Deutschen:

u wird oe, ü wird u geschrieben,
eu „ ui, ö „ eu „ ,
au „ ou oder (seltener) au, häufig mit Zusatz eines w (ouw, auw) geschrieben. Beispiele: goed (gut), de moeder, de koe (Kuh), het hoen, de bloemen; de burger, het gerucht, de muziek; Duitschland, de Duitschers, huilen, uit (aus), het huis (Haus); de beurs, de deur (Tür), de vreugde (Freude); de vrouw, bouwen (bauen), de brouwer brouwt bier in de brouwerij; blauw, grauw.

2. Der ei-Laut wird gewöhnlich ij, seltener ei geschrieben; mijn, zijn, wij en zij (wir und sie), het zwijn, de bewijs, rijk (reich), de tijd (Zeit); voorbereiden, weinig, het einde (Ende); de keizer, de meikever. Anmerkung: Die häufige Nachsilbe —lijk (—lich) ist mit kurzem dumpfem i zu sprechen: eerlijk, natuurlijk, koninklijk.

3. Fremdartig muten die Verbindungen aai, ooi, oei (wie langes a, o, u mit schwachen i-(j-) Nachklang) und eeuw, ieuw (wie langes e, i mit schwachem u-(w-) Nachklang) an: naaien (nähen), die maaien (wer mähen) wil moet zaaien, het hooi (Heu), bloeien (blühen), moeilijk (mühsam); de sneeuw (Schnee), de leeuw, nieuwsgierig, het nieuwjaar.

Digitized by Google

Leseübung: Jan, zoon van den boer Dummel, moest (mußte) soldaat worden (werden). Hij werd (wurde) te Antwerpen in garnizoen gelegd. Den eersten zondag ging hij in de stad wandelen en zag (sah) daar eenen papagaai in een kooi (Käfig). Hij had nog nooit (nie) zoo eenen vogel gezien en zag hem verwonderd aan. Toen (Da) riep de papagaai: „Goeden dag, mijnheer!“ — Verwonderd nam de rekruut zijn muts af en zegde: „Neem mij niet kwalijk (übel), mijnheer, maar ik dacht dat ik met eenen vogel de eer had.“ —

III. Allgemeines über Aussprache und Schreibung. 1. Im Vlämischen wird kein Dehnungs-h geschrieben, wohl aber ie (im Westvlämischen und in Eigennamen auch ae statt aa): nemen, wonen, meer meel; het lied, Maeterlink.

2. Ist der Selbstlaut einer geschlossenen Silbe lang, so ist er doppelt zu schreiben: voor, door (durch), braaf, het feest, de jood (Jude); aber brave, joden, da die Silbe offen geworden ist.

3. In einer geschlossenen Silbe ist der einfach geschriebene Selbstlaut stets kurz; deshalb ist abweichend vom Deutschen die Verdoppelung des schließenden Mitlauts nicht nötig: de knal, plat, de stof, de nar, dik, de stok.

4. Wird eine solche Silbe zu einer offenen, so muß der Mitlaut verdoppelt werden, wenn der Selbstlaut kurz bleibt: knallen, platte, de narren, dikke stokken; ik leg, wij leggen; hij zegt (sagt), zij zeggen; de visch, visschen.

5. Offene Silben sind stets lang zu sprechen: gekomen, genomen (wie: oh); ik nam (kurz), wij namen (lang); hij komt, zij komen; grof, de grove kerel.

6. Im Vlämischen, noch stärker im Holländischen wird g auch im Anfang und inmitten eines Wortes mit dem gehauchten Kehllaut (wie in: Tag, Dach) gesprochen: de dag, de dagen, hij zegt, God (ähnlich wie beim Zusammensprechen von ach-Gott). Ebenso wird ch stets mit dem harten Kehllaut gesprochen, auch nach i und e: de nacht, vechten, het licht.

7. Der Laut des vlämischen v kommt in deutschen Wörtern nicht vor; er liegt zwischen deutschem f und w: het Vlaamsche volk, de vogel vliegt; aber een fijne wijn.

8. Am Wortschluß und vor Mitlauten können nie v oder z stehen, sondern sind in diesem Falle in f und s zu verwandeln: de grove kerel is zeer grof, de booze jongen is zeer boos (böse); leven: ik leef, ik leefde; reizen: ik reis, ik reisde, ik been gereisd.

IV. Sprachwissenschaftliches. 1. Das Vlämische steht auf einer älteren Entwickelungsstufe als das Hochdeutsche, da es die zweite Lautverschiebung nicht mitgemacht hat. Daher ist p nicht zu f oder pf, f (v) nicht zu b, b nicht zu p geworden. (Beispiele: de peper (Pfeffer), de pan (Pfanne), het paard (Pferd), de appel, diep (tief), het dorp, loopen (laufen); de dief (Dieb), lief, grof, sterven, geven; dubbel (doppelt), de rib; ebenso ist t nicht zu f oder z, d nicht zu t geworden (Beispiele: het water, beter (besser), dat, nat, wit (weiß), de straat, de kat (Katze), betalen, smelten, twintig (20), twaalf (12), tien (10); de vader, de moeder, de dochter, de daad, het middel, het bed); desgleichen ist k statt ch, g statt k geblieben (Beispiele: waken (wachen), breken, spreken, ik maak (mache), koken (kochen), de week (Woche), de melk, ook (auch); geen (kein), droog (trocken).

Digitized by Google

2. Deutſches ſ vor t iſt vlämiſch häufig ch: de kracht (Kraft), krachtig, hechten (heften), verkocht (verkauft), het sticht (Stift), waarachtig, de lucht.

3. Deutſches lt, ld, lz nach einem Selbſtlaut iſt vlämiſch oud, out (mit anlautl): oud (alt), koud, de ouders (Eltern), houden (halten), de schouder (Schulter), het woud (Wald), het goud (Gold), het zout (Salz), het hout (Holz).

4. Im Vlämiſchen iſt häufig ein t (d) zwiſchen Mitlauten eingeſchoben, andererſeits zwiſchen Selbſtlauten ein d ausgefallen: de lengte, de hoogte (Höhe), de diepte, de sterkte, de stilte, de warmte, de liefde, de kelder, de zolder (Söller, Boden), de donder, branden (brennen); — weder = weer (Wetter, wieder), neder = neer (nieder), de kleeren (Kleider), de kiel (Kittel), de preek (Predigt), medewerken = meewerken (mitarbeiten).

5. Zu beachten iſt die Umſtellung einiger Mitlaute: de borst (Bruſt), de vorsch (Froſch), versch (friſch), de pers (Preſſe), de arts (Arzt), godsvruchtig.

Leſeübung: Niemand kan twee heeren dienen; de mensch zal sterven; de appel valt niet ver van den stam; de gelegenheid maakt den dief; de kleeren maken den man; andere tijden, andere zeden; arbeid adelt; de kat laat het muizen niet; uit het oog, uit het hart; in troebel water is goed visschen; hij moet in den zuuren appel bijten; de droppel holt ten slotte den steen uit; spreken is zilver, zwijgen is goud; geene rozen (geene roos) zonder doornen; men moet altijd weten wat men zegt, maar (aber) men behoeft (braucht) niet altijd te zeggen wat men weet; einde goed, alles goed.

V. Einiges von der Wortbildung. 1. Im allgemeinen iſt die Wortbildung der deutſchen gleich; in der Wortzuſammenſetzung geht das Vlämiſche noch weiter als das Deutſche: goedkoop (billig), de goedkoopste prijzen, de onderwaterzetting (Überſchwemmung), grootambtenaarsexamen (Staatsprüfung), onzelieveheersbeestje (Marienkäfer).

2. Vorſilben: un— = on— (ſtets unbetont), ent— = ont—, er— = ver— und er—; onéerlijk, ondoorzichtig; ontspringen, ontloopen; vervullen, vertellen (erzählen), verstikken, verkouden (erkälten), verwachten (erwarten); zu beachten: gelijken (gleichen), gelooven (glauben), het geluk (Glück).

3. Nachſilben: —ung = —ing, —lich = —lijk, —heit und —keit = —heid (Mehrzahl: —heden), —ſchaft = —schap (schappen), —tum = —dom: de woning, bewondering, reiniging; eerlijk, broederlijk, aber: gelukkig, (afwezig = abweſend); de dapperheid, eenzaamheid, domheden; de eigenschap, wetenschappen; het eigendom, christendom. Die Nachſilben —in und —es (= in) ſind ſtets betont: de koningin, de hertogin, de leeuwin; de pachteres (Pächterin), de zangeres, de meesteres (Herrin).

4. Verkleinerungswörter werden im Vlämiſchen gern gebildet, meiſt auf —ke (—ske), —ken oder —je, —tje, —pje; die ſo gebildeten Wörter ſind alle ſächlichen Geſchlechts: het manneke, boomke oder boompje, huisken, boekske (Büchlein), ringsken, een hondeken en een paardeken, het kindje in zijn hemdje, een vogeltje, een bloempje; zoetjes (ſüß).

Leſeübung: Slaapliedje.

Slaap, kindje, slaap!

Digitized by Google

Daar buiten loopt een schaap,
Schaapje met witte voetjes,
Het drinkt de melk zoo zoetjes,
Schaapje met zijn witte wol,
Kindje drinkt zijn buikje vol.

VI. Einiges aus der Sprachlehre: 1. Artikel: de, de, het; een, eene, een.

2. Deklination. Der 2. und 3. Fall werden faſt immer mit van und aan umſchrieben: het huis van mijn vader; ik gaf het aan mijne (meiner) moeder.

3. Mehrzahlbildung. Die meiſten Hauptwörter haben die Endung —en in der Mehrzahl, nur eine geringe Zahl —s. de man — de mannen, het mes (Meſſer) — de messen, de stukken, de dagen, de stokken, de visschen, de beeltenissen (Bildniſſe); de soldaat — soldaten, het jaar — de jaren, de matroos — de matrozen, de muur — de muren; de brief — de brieven, het glas — de glazen, de huizen, de dieven; het schip — de schepen, de stad — de steden; de koe — de koeien; het ei — de eieren, het lam — de lammeren, het lied — de liederen; — de hondjes, meisjes (Mädchen), boekskens; de degens, bezems, lepels (Löffel).

4. Die Eigenſchaftswörter haben nur die Endungen —e und —en und auch dieſe gewöhnlich nur nach dem beſtimmten Artikel: van den grooten man, aan de goede vrouw; aber: met een wit paard, in een goed boek, mijn klein huis.

5. Die Steigerung geſchieht mit —er, —st ähnlich wie im Deutſchen: klein, kleiner, kleinſt; zwart (ſchwarz), zwarter, zwartst; dun, dunner, dunst; wit witter, witst; langzaam, langzamer, langzaamst; braaf, braver, braafst; zwaar (ſchwer), zwaarder, zwaarst; zuur (ſauer), zuurder, zuurst; kostbaar, kostbaarder, kostbaarst.

6. Wie im Deutſchen unterſcheidet man ſtarke und ſchwache Zeitwörter: breken, brak, gebroken; schrijven, schreef, geschreven; sterven, stierf, gestorven; — leeren, leerde, geleerd; antwoorden, antwoordde, geantwoord; leven, leefde, geleefd; zetten, zette, gezet (geſetzt).

7. Von Hilfszeitwörtern ſind zu beachten: werden = worden; ik word (werde), ik werd (wurde), ik zal (werde) worden, ik zou (würde) worden, ik ben geworden, ik was geworden, ik zal geworden zijn, ik zou geworden zijn; mogen = dürfen, durven = wagen; moeten, ik moet (muß), ik moest (mußte), gemoeten (gemußt).

8. Von Fürwörtern iſt „Du", „Dein" verloren gegangen, dafür wird U (= Sie) oder gij (= ihr), uwe gebraucht.

Leſeübung: Hij ziet (Er ſieht) den splinter in het oog van zijnen evenmensch, maar niet in het zijne; gedenk eerst uwe plichten, dan uwe rechten; hij is grooter dan ik, maar mijn broeder is even zoo groot als hij; eere wien (wem) eere toekomt; stille waterkens hebben diepe gronden; nieuwe bezems keren goed; de mensch heeft twee armen en twee beenen, de handen zijn deelen van den arm, elke (jede) hand heeft vijf vingers, de toppen van

Digitized by Google

de vingers zijn met nagels bedekt; de week heeft zeven dagen: Maandag, Dinsdag, Woensdag, Donderdag, Vrijdag, Zaterdag, Zondag. — Is de mijnheer, die (der) U een sigaar aanbood, een vriend van U? — Dat weet ik nog niet, ik heb ze nog niet opgestoken! — Juffrouw, mag (darf) ik U mijn arm aanbieden? — Dank U, ik heb zelf twee!

VII. Altes Sprachgut und Fremdwörter. 1. Das Vlämische hat manches altdeutsche Sprachgut bewahrt, das im Hochdeutschen untergegangen ist oder nur noch mundartlich fortlebt: deftig (tüchtig), koppig (eigensinnig), kranig (schneidig), spoedig (eilig), ziek (krank), beschaafd (gebildet), bepaald (bestimmt), vies (ekelhaft), de baas = meester, de oorlog (Krieg), de adelaar (Adler), de pikkelharing, het lood (Blei), de pen (Feder), eene wet (Gesetz), aardappelen = pataten, de beenhouwer (Schlächter), een kwast (Pinsel), eene koord (Bindfaden), de kleinzoon (Enkel), het ontbijt (Frühstück), de ruit (Fensterscheibe), het schiereiland (Halbinsel), praten (schwatzen), babbelen (plappern), snoepen (naschen), vertellen, vertalen (übersetzen), verrassen (überfallen), verplettern (zerschmettern) u. s. f.

2. Solches alte Sprachgut ersetzt häufig im Deutschen Fremdwörter: de schouwburg (Theater), de eetlust (Appetit), de geldbeurs (Portemonnaie), de behanger (Tapezierer), de hoeveelheid (= Wievielheid, Quantität), de hoedanigheid (Qualität), de steenweg (Chaussee), stoffelijk (materiell), onzijdig (= unseitig, neutral), het belang (Interesse), belangrijk (interessant), ontploffen (explodieren), het vierkant (Quadrat), afzetten (amputieren), de nijverheid (Industrie), ontvoogden (emanzipieren), sterkedranken (Spirituosen) u. s. f.

3. Viele Fremdwörter sind wegen der Nähe der Sprachgrenze natürlich aus dem Französischen eingedrungen, aber zum Teil völlig vervlaamscht worden: de rots (Felsen, von rocher), de rivier, de trein, de valies (Handtasche), het kasteel (Schloß), het publiek, de fabriek, het kantoor, de dokter, de advokaat, mankeeren (fehlen), jaloersch (eifersüchtig), eene paraplu, de kleur (Farbe), de spons (Schwamm, von éponge), de abuis (Irrtum), plezier (Vergnügen), de ajuin (Zwiebel, von oignon) u. s. f. Vele complimenten (Grüße) aan madame!

Leseübung: Dat gebouw van de Vlaamsche beschaving (Kultur) is te danken aan Vlaamsche schrijvers en geleerden, die dickwijls (oft) onder hoon en spot, altijd (immer) onder bedekte (versteckter) vijandschap, steen voor steen hebben aangebracht. Wij hebben hier te doen met een taalstrijd (Sprachenkampf), die zich nergens zoo als in België voordoet. De taalgrens (Sprachgrenze) loopt niet alleen tusschen (zwischen) de Vlaamsche en Waalsche streek, maar in de Vlaamsche gewesten (Gegenden) scheidt eene nieuwe grens de Franschsprekende rijken van den Vlaamschsprekenden kleinen burgerstand. Naarmate (Je nachdem) iemand opgaat in de hoogere burgerij, treedt hij in een verfranschte wereld (Welt). In drie, soms (manchmal) twee geslachten (Generationen) is dat verfranschingproces voltrokken. De toestand is even zoo ernstig op geestelijk als op stoffelijk (materiellem) gebied. De Vlamingen moeten eene inrichting bekomen, die aan het Vlaamsch het noodige gezag (Ansehen) bijzet, om zich op te dringen aan de leidende (führende) stan-

Digitized by Google

den, die de verfransching indijkt (eindämmt) en de stoffelijke ontwikkeling in het Vlaamsche land bevordert (fördert).

VIII. Häufige Wörter, die vom Deutſchen abweichen:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| achter | nach, hinter | heel | ganz | niets | nichts | thans | jetzt |
| al | ſchon | hoe | wie | of | oder | toen | als |
| beneden | unten | iets | etwas | om | um | tot | bis, zu |
| boven | oben | maar | aber | ook | auch | tusschen | zwiſchen |
| door | durch | men | man | op | auf | uit | aus |
| echter | aber, ſondern | met | mit | over | über | van | von |
| en | und | misschien | vielleicht | reeds | ſchon | wanneer | wann |
| er is | es gibt | neen | nein | tegen | gegen | want | denn |
| geen | kein | niet | nicht | terwijl | während | zonder | ohne |

Leſeübung: (Aus dem „mengelwerk“ (= Feuilleton) der Antwerpener Tageszeitung „Het Vlaamsche Nieuws“ vom 3. Juni 1916). Ons (Unſer) arme Vlaamsche volk kent zijne geschiedenis (Geſchichte) niet; het weet niet, wat voor zijnen tijd gebeurde (geſchah), het heeft de traditie van zijn volksbestaan verloren. Geen geestdrift bezielt (Begeiſterung beſeelt) nog de Vlaamsche massa; maar, Goddank, er zijn vele verstandige, koene kampers gekomen tot grooten klaarheid van inzicht. Zij weten Vlaanderen verloren, zoo zij geen perk en paal (Grenze und Ziel) stellen aan de stelselmatige (ſyſtematiſche) verfransching. Zij willen na den vrede een nieuw leven herbeginnen in een vrij Vlaanderen .... En ook gij, Vlaamsche vrienden, moet medewerken aan de algeheele ontvoogding (allgemeine Befreiung) van het Vlaamsche land.

Want weet: Het geldt te zijn of niet
Als eigen volk, als ras;
Ons ras, het oud Germaansche diet (Volk),
Dat nooit te knevelen was .....

Wij moeten al onze middelen aanwenden, schouder aan schouder staan (ſtehen), om onze eigendommelijkheid te vrijwaren (ſichern).

Wat zijn wij? Staatkundig (Politiſch) gesproken zijn wij Belgen, en dat willen wij blijven; maar volkenkundig (ethnologiſch) zijn wij Westgermanen, Nederduitschers, Dietschers, en dat moeten wij blijven ondanks (trotz) alles; want opgaan in een ander volk leidt tot knechtschap. Overigens, de band tusschen volkstam en land is inniger dan die tusschen staat en land! —

Mit Hilfe vorſtehender kurzen Einführung in die vlämiſche Sprache wird es möglich ſein, niederländiſche Texte ohne große Schwierigkeit zu leſen. Man wird auch die Mühe, einen ausführlicheren Leitfaden, deren neuerdings mehrere erſchienen ſind, zu ſtudieren nicht bereuen, da dadurch das beſſere Verſtändnis dieſer Sprache erſchloſſen wird, die von 11 Millionen Menſchen geſprochen wird; man wird die Erlernung des Niederländiſchen aber auch deshalb nicht bereuen weil die vlämiſche Literatur, und zwar ſowohl die lyriſche als auch die Roman- und Novellenliteratur durchaus leſenswert iſt. Doch würde ein Eingehen auf die vlämiſchen Dichtwerke den Rahmen dieſer Abhandlung überſchreiten.

Aber das darf zum Schluſſe noch geſagt werden: Der große Krieg, der für

Digitized by Google

die ganze Weltgeschichte einen Wendepunkt bedeutet, ist auch für das vlämische Volk ein Wendepunkt seiner Entwicklung in dem Sinne, daß er vielleicht seine endliche Rettung, seine Wiedergeburt zu kommender Größe herbeiführt. Das eigentliche Wesen des Volkes tritt jetzt deutlicher in Erscheinung und kommt mehr zur Geltung; die fremde Tünche bröckelt ab. Kräftiger als vor dem Kriege wird die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Vlamentums dem unparteiischen Beobachter klar.

Der große Krieg, für jeden einzelnen ein gewaltiges Erlebnis, für jedes Volk ein Ereignis tiefster Erschütterung, ist gleich von Anfang an mit besonderer Gewalt gerade über das vlämische Gebiet dahingebraust und hat dem Lande und dem vlämischen Volk tiefe und schmerzliche Wunden geschlagen. Man sollte meinen, daß damit der Verfall und die Zerrüttung der vlämischen Kultur verbunden sein würde; wir erleben aber das Wunderbare, daß unter der deutschen Obergewalt gerade das Gegenteil sich vorbereitet: Noch nie haben sich so kräftige und kühne, so begabte und begeisterte Verteidiger und Vertreter vlämischen Wesens und vlämischer Rechte gefunden wie jetzt; und wir Deutsche können mit Genugtuung hinzusetzen: noch nie hat eine der in Belgien am Ruder gewesenen Regierungsgewalten dem Vlamentum soviel Gerechtigkeit erwiesen, wie es jetzt in der Zeit der militärischen Besetzung des Landes und durch das deutsche Generalgouvernement in Belgien der Fall ist.

Bei uns Deutschen hat der Krieg unsere Stellung zum Vlamentum merkbar verschoben. Man darf sagen, erst der Krieg hat das Vlamentum uns wirklich näher gebracht. Was früher an deutscher Sympathie fast unter der Schwelle des Bewußtseins schlummerte, ist jetzt lebendige Klarheit geworden; was früher sprachliches Interesse war, ist jetzt innere Teilnahme geworden; was uns früher ein kleiner Volksstamm ohne Bedeutung erschien, erkennen wir nun als ein Brudervolk, dem sich unsere Herzen zuneigen, das unserer Teilnahme und Hilfe sicher sein kann, so wenig wir unerbetene Hilfe aufdringen wollen. Der Deutsche tut eine Sache um ihrer selbst willen, und wenn er nun das Vlamentum unterstützt, so tut er es aus dem Gefühl heraus, das Rechte zu tun, und in dem Bewußtsein, daß hier in Belgien viel altes Unrecht gegenüber den Vlamen gut zu machen ist.

Deshalb sollen wir Deutsche, wo und wie wir nur können, uns des Vlämischen annehmen, auch das heißt vaterländisch handeln; deshalb sollen wir uns auch bemühen, die vlämische Sprache zu verstehen und die reiche und schöne vlämische Literatur kennen zu lernen. Die entscheidende Stunde für die Zukunft des vlämischen Volkes hat geschlagen; wir dürfen die Zuversicht hegen, daß es trotz allen Unglücks in sich selbst die Kraft hat, in Erinnerung an seine alte ruhmreiche, künstlerische Vergangenheit sich gewissermaßen neu zu schaffen und so das Dichterwort in Erfüllung zu bringen, daß aus den Ruinen neues Leben blüht.

Digitized by Google

## Ein Vorkämpfer des germanischen Vlamentums.

### Von Liederic de Buck in Dendermonde.

Wir erlebten damals einen erhabenen Genuß an den Vorträgen, welche der holländische Philosophieprofessor Bolland für die Vlamen in Brüssel gehalten hatte. „Ein ganz gewaltiger Mensch", sagte mir Lodewijk de Raet, welcher mehrere Abende mit dem berühmten Gelehrten zugebracht hatte, „und doch", fuhr er fort, „die Philosophen mögen darüber ihre eigene Meinung haben — und Schopenhauer einen Platz bei den Dichtern einräumen, ich gehe über meine alte Liebe nicht hinaus." Von diesen Dingen redete der verstorbene Freund niemals in der Oeffentlichkeit und die meisten in Flandern, welche sich an der Tatkraft und der Ideenleidenschaft, am positiven, lebensaufbauenden Streben dieses unseres größten und echtesten Führers, erstaunten, ahnen nicht, wie dieser stille Mann im innigen, intimen Gedankenkreis sich sein ganzes Leben hindurch zur Lebensweisheit des alten Herren aus Frankfurt bekannte. „Ehrlich zugestanden", sagte er mir eines anderen Tages, „ich bin kein Berufsphilosoph, habe mich damals bemüht auch einmal ein Buch von Kant zu lesen, bin aber niemals hindurch gekommen". Ich erörtere hier diese Einzelheiten, um das Verhältnis Lodewijk de Raets zur deutschen Gedankenwelt zu bestimmen. Bewußt oder unbewußt — und bei einem solchen Mann sind alle sittlichen Triebgründe bewußt — das Gefühl der Pflicht war ihm in allem zum höchsten Gebot. Pflicht gegen sich selbst. Als Bureauchef im Arbeits- und Gewerbeministerium tat niemand seine Arbeit gewissenhafter bis in die Einzelheiten und diese Anstrengung der Verantwortung, welche ihm beim Schaffen durch zuschauende, es sich bequem machende Obersten überlassen, hinderte ihn an seiner vlämischen Arbeit. In den letzten Jahren fand ich ihn mehrmals mit Kopfschmerzen, „nervöser Art", meinte er. Auch der Doktor behandelte ihn für Neuralgien; da riet ich ihm an, sich doch mal krank zu melden und ein Semester zur Erholung auf Urlaub zu gehen. „Das kann ich mit meinem Gewissen nicht verantworten." Und doch: der Mann brauchte es wirklich, er war überarbeitet. Dann kamen im Brüsseler Schauspielhaus die jährlichen Wagnervorstellungen, deren er seit 25 Jahren keine einzige verfehlte, und nach einer Aufführung von Tristan sagte er mir am anderen Morgen: „Diese Musik hat mich genesen".

So wurzelte er tief in deutschem Gefühls- und Gedankenleben. Musik war ihm die höchste aller Künste — Wagner der größte aller Künstler. Nichts schöneres kannte er in der Geschichte der Menschheit als das Leben von J. S. Bach; doch auch in der Litteratur konnten Wallenstein oder Iphignie auf Tauris oder die historischen Dramen von Shakespeare ihm tief in der Nacht manche Stunde des geistigen Genusses gewähren.

All diese Einzelheiten sind von besonderer Wichtigkeit, um einen Mann wie de Raet zu verstehen und zu schätzen. Im Gegensatz zu allen Belgiern — die meisten der sich gegen das belgische System sträubenden Flaminganten nicht ausgeschlossen —, deren Erziehung und Gedankengang durch und durch französisch ist, lebte er vom edelsten und besten, das der germanische Geist geleistet hat.

Digitized by Google

Und deshalb war er auch als Mann der Wissenschaft durchaus ein Kind germanischen Denkens. Daß er dort hineingekommen, dankt er ausschließlich dem eigenen Studium. In Brüssel geboren, auf der Brüsseler Volksschule erzogen, sollte er erstens die vlämische Sprache durch Selbstunterricht erlernen. „Wir Vlamen sind zweimal gebildet, ein erstes Mal auf Französisch in der Schule, ein zweites Mal durch zähe Selbstarbeit in der Muttersprache", schreibt er irgendwo und fügt hinzu: „Das kann man nur von einer kleinen Minderheit kräftiger Personalitäten verlangen, nicht von den 4000 vlämischen Studenten." Als Student der französischsten der belgischen Hochschule, der Brüsseler, hat er es schließlich fertig gebracht, sich gründlich in die germanische Gedankenwelt hineinzuarbeiten. Von Beruf aus Ingenier, leitete er im Arbeitsministerium die Statistische Abteilung. Alle statistischen Arbeiten dieser Behörde, das große „Recensement de l'industrie du Travail" von 1896 und die neue, in Bearbeitung begriffene Zählung von 1910, wurden von ihm geleitet. So fühlte er den Pulsschlag des ganzen wirtschaftlichen und sozialen Lebens des Landes in seine Finger zittern. So fanden der Sociologe, welcher sich in zähem Studium der großen deutschen Meister der Wissenschaft herausgebildet hatte, und der feurige vlämische Nationalist, welcher mit Herz und Seele seit seinem fünfzehnten Jahre an der vlamischen Bewegung mitstritt, zusammen ihre Lebensaufgabe.

Und hier wollte er den Horizont erweitern, die Gedanken vertiefen, die Anschauungen geradewegs umwälzen. Bis dahin war die vlämische Bewegung hauptsächlich auf Gefühlsgründe aufgebaut. Das ist gewiß der richtige Anfang. Alles kommt aus der Liebe zum Volke heraus. So waren nur diejenigen Elemente, welche Herz und Auge für die Schönheit der Sprache und das Weh des Volkes hatten, sagen wir einmal die Literatoren, die Künstler und alle diejenigen, welche auf sie schworen und mit ihr schwärmten, die richtigen Stützen des Vlamenbewußtseins. Eben weil diese Bewegung entstand im Augenblick als das Interesse für die Germanistik auch hier wacker wurde und in der vlämischen Bewegung eine Welle des Romantismus bildete. Das ist sie in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag geblieben. Noch viel Romantismus steckt drin.

Andererseits hat es auch in den frühesten Zeiten nicht an realistischen Ansichten gefehlt. Praktischen Sinn für die Bedürfnisse des Volkes und ein offenes Auge für seine Not, haben auch die älteren Flaminganten besessen. Zwei große Namen weisen damals schon auf das ökonomische Elend und wollen durch nationale vlamische Bildung die Hebung der Notleidenden. Freiherr de Maedre hat in den sechziger Jahren oft diese Ansichten in der belgischen Kammer vertreten. Und Julius Vaijlitеke, dieser rauhe, realistische, überaus scharfe und klare Geist, stand mit seiner „statistieke beschrijving van België" in den siebziger Jahren auf dem Standpunkt, welchen de Raet nachher vertreten sollte. Auch hatte de Raet für diesen alten Führer einen sehr großen Respekt.

Im Zusammenhang mit diesem historischen Rückblick wird es den deutschen Leser aufs höchste interessieren können, daß auch in den frühesten Lebensjahren des belgischen Staates die Arbeiterbewegung im vlämischen Lande auf flamingantischen Boden wurzelte. So haben in den vierziger Jahren zwei vlä-

Digitized by Google

mische Arbeiterführer in Brüssel, — Kops sollte der eine heißen, wenn mein Gedächtnis mich nicht betrügt — wegen Streikbewegungen und Arbeitergärungen im Gefängnis geendet. Auch der Volksschriftsteller Eug Zetternam, ein einfacher Handarbeiter, welcher sich durch Selbstbildung erhoben, verband in seinen Propagandaschriften, die Ziele der vlämischen Nationalbildung mit der Hebung des elenden vlamischen Proletariats. In den siebziger Jahren gab es in Brüssel einen vlämisch gesinnten Volksverein „De Veldbloem", welcher im selben Sinne arbeitete und großen Einfluß gewann.

Nachher kam die Sozialdemokratie mit ihrem starren Internationalismus die nationalen Empfindungen überschwemmen.

Lodewijk de Raet trat seine Arbeit in den Jahren an, wo die Parteipolitik sich an den Fragen der sozialen Fürsorge herumquälte: In einem Lande, wo die englische Lebensweisheit durch französische Dolmetscher ausgelöffelt wird und gewissenlose Rücksichtslosigkeit, in Vermählung mit Freiheitsphrase und Schlagwort die Herrschaft des Tages teilte, konnte nur das rote Gespenst das Furchtevangelium einer anderen Lebenslehre zur Geltung bringen. Die herrschende katholische Partei holte sich ihre Exempel an der sozialen Arbeit ihrer deutschen Glaubensbrüder. Man könnte daher behaupten, daß diese neue Richtung, von einer Partei vertreten, welche im germanischen Flandern mit ihrer vollen Kraft wurzelt, im richtigen Sinne ein Kind deutschen Geistes und deutscher Empfindung ist. Das ist wahr, insofern Deutschland in der Sozial- und Nationalökonomie für die ganze Welt und für alle Zeiten überhaupt das Beispiel gegeben hat. Und doch kann diese Neuerung nicht den Frühling der neuen Empfindungen und des neuen Glückes in den Herzen Flanderns erwecken. Im Wallonenland waren mit der Großindustrie in der Sozialdemokratie die größten Schreier vertreten. Ihnen zugute kam die neue Gesetzgebung in erster Linie, weil auf die sozialen Zustände in ihren Industrien in erster Linie Rücksicht genommen wurde und weil bei ihnen mit einer besseren Schulbildung und einem besser entwickelten Individualismus in der politischen Erziehung Macht und Wille da war, um aus der neuen Gesetzgebung herauszuschälen, was überhaupt herauszuholen war. Auch war gerade wegen dem belgischen Dualismus, welcher nie eine eigene, tiefliegende moralische Triebfeder besaß, womit der Drang zu Taten aus den Quellen des eigenen Gemütes seine Urkraft hernimmt, die geleistete Arbeit, wie alles in Belgien, mittelmäßig, im vlämischen Sinne betrachtet, minderwertig. Den Fluch der belgischen Stiefmütterlichkeit kann Flandern niemals abschütteln, solange der innere Widerspruch besteht, welcher das vlamische Volk an den belgisch-französischen Imperialismus fesselt. Was mildert der Zucker der Sozialfürsorge dem Volke das Lebenselend, wenn man durch rücksichtslose Entnationalisierung die Wurzel der Volkskraft vergiftet? Nein, das ganze Wirtschaftsleben Flanderns hat etwas Krankes an der Wurzel. Das hohe Loblied, das die belgischen Machthaber 1905 bei Gelegenheit des 75jährigen Bestehens des Landes anstimmten, auch das erhöhte Streben zur Teilnahme an der Weltwirtschaft, die „Expansion mondiale" durch Leopold II. befürwortet, sollten nur mitwirken zur Erstickung jedes gesunden, glücklichen Empfindens zum Heil des



Digitized by Google

vlamischen Volkes. Die Lebensarbeit Lodewyk de Raets sollte es sein, uns das klar zu machen, am unumstoßbaren Ziffernmaterial der Tatsachen die Wunden offen legen und auch die Heilmittel zu zeigen.

Nach 85 Jahren Franzisierung durch Schule, Beamtentum und Wirtschaftsleben ist das vlämische Volk von seinen höheren Schichten getrennt und entfremdet. „Die Sprachgrenze läuft im Lande nicht bloß horizontal an der Wasserscheide zwischen Vlamen und Wallonen, sondern auch vertikal, zwischen Volk und Fransquillons." Diese letzten beherrschen das Wirtschaftsleben, die ersteren liefern die billigen Arbeitskräfte. Billig und schlecht sind in dieser Hinsicht die vlamischen Eigenschaften. Erstens mal aus Mangel an Bildung überhaupt. In Flandern wohnen die meisten Analphabeten. Das Schulwesen steht auf einer niedrigeren Stufe als in allen Ländern Westeuropas. Vlämisch ist nur der allererste Volksschulunterricht. Für alle weitere Bildung heißt es: erst französisch lernen, dann technische Kenntnisse erwerben. So ist die Fachbildung beim vlamischen Arbeiter etwas nahezu unbekanntes. „Der vlämische Arbeiter ist der Kuli Westeuropas. Mit niedrigen Tagelöhnen und langen Arbeitsstunden konkuriert er auf dem Weltmarkt", sagt de Raet. Die fremde Sprachmauer zwischen Arbeitgeber und Arbeiter nimmt diesem den wohltätigen bildenden Einfluß, welcher überall im täglichen Umgang von oben herunterstrahlt. Wo keine Liebe zur Volkssprache besteht, gibt es auch keine Liebe zum Volke, das diese Sprache spricht. Man sehe sich einmal in den kleinen Industriestädten Flanderns um, um zu erforschen, was diese einfachen Sätze bedeuten.

Doch auch bei diesem Arbeitgeber, welcher mit einem solchen Arbeiterstande wirtschaften muß, ist alles ebenso mangelhaft. Er selbst ist ein Kind der französisch-belgischen Mittelmäßigkeit. Ihm fehlt letzten Endes die nötige Bildung, um seine wahre Interessen von einer höheren Stufe herab zu erkennen. Er hat sich im Lande an der Nase herumführen lassen durch eine Regierung, welche seit 80 Jahren in ihrem ganzen wirtschaftlichen Streben alles in ihrer Wirtschaftspolitik getan hat zur Bevorzugung der Industrie des Wallonenlandes, unter Aufopferung der Industrie des vlämischen Landes. Und wieder rächt sich eine solche Politik, indem sie den Lebensstand in Flandern herunterdrückte.

An der Hand des belgischen statistischen Materials zeigt uns de Raet den Zustand und die Bedürfnisse der verschiedenen Zweige unseres Wirtschaftslebens. So hat er für Flandern im wörtlichen Sinne ein Lehrbuch der Nationalökonomie geschrieben! Sein Hauptinteresse ging unmittelbar zur Landwirtschaft Flanderns und lehrte uns die großen Möglichkeiten, welche ein gesegnetes Klima und eine altgeübte fleißige Bevölkerung in sich tragen, wenn die richtige Bildung dort hebend eintritt. Zunächst schwärmte er lebhaft mit allem, was das Meer anging und hat den Belangen unserer von allen verlassenen Fischerbevölkerung ein warmes Herz und einen tiefen wissenschaftlichen Blick gewidmet. Das Emporblühen einer eigenen Reederei und Schiffbau sind von Natur aus für Flandern gegeben. Und nun kam die Entdeckung des neuen Kohlenbeckens in den Kempen. Damals, im Anfang des 19. Jahrhunderts, hatte die wallonische Kohle, indem sie den wirtschaftlichen Schwerpunkt Belgiens nach Wallonenland

Digitized by Google

verlegte, das durch den französischen Geist geknechtete Flandern ein zweites Mal besiegt. Diesmal kann die Schaffung einer eigenen Schwerindustrie in Flandern, in der unmittelbaren Nähe des Welthafens Antwerpen dort ein wirtschaftliches Ganzes schaffen, das auch Flandern einen eigenen Platz in der Weltwirtschaft einräumt. „Wird jedoch dieses vlämische Natureigentum den fremden wirtschaftlichen Machthabern ausgeliefert, welche mit ihrem französischen Wirtschaftsapparat herüberfiedeln, dann bedeutet diese Tatsache den Verlust von zwei vlämischen Provinzen und zunächst den Untergang des ganzen Vlamenlandes." Diesen Notschrei äußerte de Raet vor zehn Jahren. Kein Mensch kümmerte sich darum in unseren höheren Sphären und der größte Teil dieser Naturschätze wurde den wallonischen Kohlenbaronen ohne jede Gegenleistung weggeschenkt. Die Enteignung ist im Gange. Was geschieht dort in zehn, zwanzig Jahren! Was geschehen wäre, wissen wir. Was jetzt geschieht, das liegt in den Händen der Hüter des Germanentums!

All diese Aufsätze über das Wirtschaftsleben Flanderns liegen zusammen in einem Bündel, welcher als zweiter Teil des Werkes „Over Vlaamsche Volkskracht" erscheinen sollte, als dem Manne der Lebensfaden im 43. Lebensjahre abgeschnitten wurde. Sie bilden jetzt, wo gerade der Krieg eine Lebenszeit abschließt und die Bahnen für neue Entwicklungsmöglichkeiten festlegt, einen Abschluß, ein abgerundetes Inventar des vlamischen Volkslebens; ein geschichtliches Dokument für alle Zeiten. Da niemand wie er das belgische statistische Material beherrschte, welches in allem stets ein Gesamtbild der belgischen Tätigkeit herstellte, lohnte sich für ihn die Mühe, das alles umzuarbeiten, um den reinen vlamischen Standpunkt herauszubilden. Dieses Buch ist nicht geschrieben mit der trockenherzigen Genauigkeit des einseitigen gefühllosen Statistikus, es ist durchhaucht vom warmen Lebensatem eines vlamischen, eines germanischen Idealismus. Auch die wirtschaftliche Geschichte unseres Volkes durch die vergangenen Jahrhunderte haben de Raet zum dankbaren Studium gereizt. Im encyclopädischen Werke „Vlaanderen door de leuwen heen", vor einigen Jahren unter Leitung von Max Rooses herausgegeben, hat de Raet ein bedeutendes Kapitel der gewerblichen Geschichte Flanderns gewidmet. Und diese Arbeit gehört zusammen mit den oben erwähnten Wirtschaftsstudien, welche als zweiter Teil der „Vlämischen Volkskraft" herauskommen.

Der erste Teil dieser Arbeit ist ganz der Vervlämschung der Genter Universität gewidmet. Eine höhere Bildung, vlämisch nicht nur in der Sprache, sondern auch dem Geiste nach, sich erstreckend, nicht bloß über die belgische Schablone, sondern aus den eigenen Bedürfnissen heraus gebildet, damit die vlämische Hochschule das Palladium unserer neu geborenen einheitlichen, harmonischen Kultur werde, diese Tatsache galt für de Raet als die Tat des neuen Anfangs. Dieser vlamischen Universitätsfrage hat de Raet sein Leben gewidmet. Wie oft hat er mir gesagt, indem das Buch über die Hochschule mit seinem gelben Umschlage den Schreibtisch seines Arbeitszimmers bedeckte: „Die Zeit, welche ich daran verbracht, hätte mir dreimal einen Hochschulkatheder verschaffen können." Er selbst wußte, daß es für sein Volk besser so war. Diesem Problem der Hoch-



Digitized by Google

schule hat er eine grundlegende Arbeit gewidmet, wie vielleicht kein Forscher es, so alle Tatsachen umfassend und aus der Seele heraus aufbauend, getan hat. Es herrschten damals in den vlämischen Kreisen dieselben verwirrten Zustände, welche uns ewig geteilt und getrennt, und welche nichts anderes sind als die logische Folge der dauernden Hoffnungslosigkeit. Diesen ewigen Verzicht auf die Möglichkeit, die Ideale in einer sichtbaren Welt verwirklicht zu sehen, verschafft den Willen zur Tat. Leset die Schriften unserer Wortführer aus den vierziger Jahren! Sie scheinen gestern geschrieben zu sein. Diese ewige Ungeborenheit der Willenstaten macht einem schließlich weltfremd. Mit jeder Streitfrage wälzt man sich zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre herum, ehe sie für die Politik sturmreif geworden; was kommt da schließlich heraus! Ein elendes Mißgeschick! Und da sollten Glaube, Hoffnung und Liebe den Willen zur Tat jugendfrisch erhalten mit der richtigen einigen Lebenseinsicht bei allen? Freilich diejenigen, welche den Vlamen vorhalten, daß sie in ihrem Willen nicht einig sind, reden wie die Kuh vom Sonntag! So waren damals die Einsichten in der Hochschulfrage auseinander geschlagen und zwei Partein stritten sich in ihrer Selbsteinschränkung der Ideale untereinander. So war das jahrelange Auftreten de Raets aus Notwendigkeit des Gebots in erster Linie eine Arbeit des Kampfes. Auch manches Persönliches ist da hineingemischt, ganz gegen seinen objektiven Willen. Die erste Ausgabe seiner „Vlamischen Volkskraft" hat in diesen Pamphletteilen etwas zeitliches, das dann auch nachher herausgefallen ist. Manche Zeilen aus diesen „Begründungen" gehen aber im Hervorheben von Flanderns Elend über alles Zeitliche hinaus und werden weiter leben, so lange das Herz Flanderns klopft.

Jetzt wo diese Hochschulfrage einer noch viel radikaleren Lösung als die durch de Raet vorgestellte entgegengeht, scheinen die dort abgefaßten Forderungen schon weit entfernt in der Vergangenheit zu stehen, man darf aber nicht glauben, daß de Raet diese weitesten Auffassungen nicht selbst vertreten hätte. Mit der damals in absehbarer Zeit nie zu verändernden belgischen, elenden Halbheit hat er sich dabei abzufinden gesucht. Nun gehört diese belgische Mittelmäßigkeit zum alten Europa, für welches es nach den Worten des Reichskanzlers Bethmann Hollweg kein Zurück mehr gibt.

Die gerühmte historische Zweisprachigkeit Flanderns hat de Raet in einer meisterhaften Erläuterung der von Quetelet in 1846 geleiteten Statistik der Bevölkerung Belgiens, mit Bezug auf den Sprachgebrauch, zerschmetternd erledigt, indem er beweist, wie damals nach Jahrhunderten französischen Einflusses im vlämischen Lande, nur 20 Bewohner auf 1000 nicht zur vlämisch sprechenden Bevölkerung gehören. Diese Studie verdient in dieser schicksalsschweren Zeit eine Sonderausgabe und sollte bei der nächsten Besprechung der Zukunft Flanderns den Französlingen ins Angesicht geschleudert werden und ihnen vorhalten, daß hier kein historisches Recht besteht und daß sie nur durch Raub an unserer Volkskraft geworden sind, was sie sind!

So steht die Arbeit dieses Mannes als ein Ganzes da. Auch trug er im Kopfe den Plan für einen dritten Teil seiner „Volkskracht"; es sollte die

Digitized by Google

Schilderung von Flanderns Elend werden. „Wie Flandern seinen Reichtum verzehrt." Da wollte er zeigen wie der Tiefstand unseres kulturellen Lebens, Trunksucht und Kriminalität, Mangel an Hygiene, Wohnungsnot, Genuß an jedes höhere Bedürfnis in materieller und ideeller Hinsicht beim anspruchslosen Volk den kulturellen Aufschwung dauernd hemmt, dem Raubbau an der Volkskraft in die Hand wirkt, schließlich die Sittenlosigkeit im Volksschoße zersetzend empor lassen konnte und eine Entkräftigung des Menschenmaterials herbeibringt, wie es einem an den Augen leid tut, wenn man die Arbeiterschaft unserer Fabrikbevölkerung betrachtet.

Zusammenfassend leuchtet uns die Bedeutung eines solchen Mannes jetzt ganz ein. Eben das Germanische an Gefühl und Gedanken tritt unwiderstehlich auf den Vordergrund und es ist kein Zufall, daß deutsche Lebensweisheit und deutsche Wissenschaft hier Fleisch geworden sind. Bei der Erwähnung dieser grundlegenden deutschen Anschauungen greifen wir zurück auf seine Liebe für Schopenhauer. De Raet war ein Einsamer. In stiller Arbeit floh er das gesellschaftliche Leben, hatte keinen anderen Menschenverkehr als den Besuch aller vlämischen Versammlungen und die treue Anhänglichkeit einiger Jüngeren. In der trostlosen, aussichtslosen Beschränktheit unseres vlamischen Horizonts war Schopenhauers Pessimismus ihm die lebenserhaltende Weisheit. Dazu kam die Wagnerverehrung, ihm die musikalische Lebensfreude gewährend. [Und doch lag ihm tief im Gemüt eine weit stärkere, lebensaufbauende Kraft, welche die buddhistische Seite dieser Lebenslehre mehr hervorhebt und Buddhas Schlußwort zur Lebensweisheit könnte wohl als Spruch für sein Leben gelten: Geht und strebt mit Geisteskraft.

Wie nahe steht dieser Schlußsatz zum kategorischen Imperativ von Kant! Auf dieser Pflichttreue, welche de Raet in allem gekennzeichnet hat, ruht auch der Grundsatz für ein hoffnungsvolleres Lebensbild, welches de Raet gewiß in seinen Anschauungen neben Flanderns Zukunftsmöglichkeiten herüber getragen hätte, wenn ihm das Glück gegönnt wäre, den weiteren Verlauf des Weltkriegs zu erleben! Da hätte er gewiß alle Möglichkeiten geprüft und den klaren Weg zur richtigen Freiwerdung erkannt und gewiesen — und hätte da betont, wie diese Selbstwerdung nur im Mittelpunkte einer wirtschaftlichen Autonomie für Flandern aufgebaut werden kann — eine wirtschaftliche Autonomie, welche uns losreißt aus den Fesseln der belgischen Wirtschaftskonzentration.

Noch immer steht die vlämische Bewegung überwiegend auf dem Standpunkte der Dichter und der Denker — der Geist von 1813, die militärische Tugend und das Zusammenfühlen des ganzen Volkes, da abgerechnet. Unser elendes, sich selbst vergessenes Volk fühlt sich selbst nicht — kann sich selbst nicht fühlen. Nur der Rohstoff der Volkskraft ist da: die Vorratskammer unseres Kinderreichtums schafft den nötigen Ersatz für die immer nach oben abbröckelnden Kräfte. Flandern kann werden, was man aus ihm macht, wenn der germanische Sieg nur kräftig genug ist, um klare Verhältnisse für Flandern zu schaffen — uns zu erlösen vom französischen Fluch, der neben uns liegt.

Digitized by Google

In dieser bangen Zeit, wo Flandern sein Heil erwarten muß von den Feinden, gegen die es offiziell zu streiten gezwungen wurde, in dieser höchsten Not, wo wir als immer abgeprügelter Vorposten der germanischen Welt, den härtesten Ausschweifungen der wälschen Rache ausgesetzt sind, wenn je die deutschen Bajonette ihre schirmende Blitzwarnung zurücknehmen sollten — da wäre er, Lodewyk de Raet, der richtige Führer gewesen. Denn er war der Führer, indem er stets positiv, aufbauend gearbeitet, und nie verneinend oder vernichtend, wie so manches anders sein sollte, wenn ein jeder die richtige Einsicht und die moralischen Tugenden besessen hätte. Er war der richtige Führer. Seine Autorität galt entscheidend in Flamingantenkreisen. Er backte das Brot, das die politischen Schönsprecher nachher in Butterbröter auf den Teller brachten. Aber er hatte mit der Politik nichts gemeinsames. Und so überraschten die Herzensbeklemmungen des großen Weltdramas die feinen Saiten seiner regsamen Seele. Ihn durchwühlten die schmerzvollsten und hoffnungsfreudigsten Empfindungen gleichzeitig.

Schon oben ist betont worden, daß der Mann seit längerer Zeit gesundheitlich zurückgegangen war. Wahrscheinlich konnte die Fülle der Bewegungen von diesem zarten Gemüt nicht getragen werden. Wenige Tage später fand man ihn vom Herzschlag getroffen, an seinem Schreibtisch niedergesunken.

Er sollte der Führer sein! Wie elend ist die Geschichte Flanderns, daß stets der richtige Mann im richtigen Augenblick verschwunden! So sind Ortevelde und der große Oranier dahingegangen. Ich will das Gleichnis nicht weiterführen.

Zum Schluß sollen eher die ersten Worte gelten, mit denen der junge de Raet im Jahre 1892 seinen ersten Aufsatz über die vlämische Hochschule einleitete: „Zwei Walküren, epische Schwestern, beherrschen die Welt: Der Gedanke und das Schwert.“ Mit diesem weltgeschichtlichen Scharfsinn betont er an allen historischen Beispielen wie in so mancher entscheidenden Schicksalstunde, das siegreiche Schwert zur Bildung neuer Nationalhochschulen überging. Die großen Denker aller Zeiten haben stets im voraus empfunden. Unser großer Freund hat wohl ahnen können, jedoch nicht sehen dürfen, wie auch hier die Weltgeschichte einen Sinn hat.

Digitized by Google

# Belgien und Deutschland.

Das Buch eines Belgiers vom Januar 1913.

Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing, z. Zt. in Brüssel.

Unter dem Decknamen Integer hat Anfang 1913 ein geborener und überzeugter Wallone, Mitglied mehrerer Vereinigungen zur Ausbreitung der wallonischen Bewegung (so nennt er sich selbst), eine Schrift erscheinen lassen, die in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert ist.

Integer beginnt seine Ausführungen mit einem Kapitel „Die deutsche Frage". Während es nach ihm eine „französische Frage" für Belgien seit lange gegeben hat, ist die deutsche erst in den letzten Jahren aufgetaucht. Man kann nicht einmal von eigentlichem Einfluß reden, den die Deutschen bisher gewonnen hätten, sondern nur von einer allmähligen, aber stetigen Zunahme des deutschen Handels, von einer stärkeren Betätigung des Deutschen Reiches in Belgien, Teilnahme an Ausstellungen, Theatervorstellungen, Vorträgen, der Gründung eines deutschen Kunstvereins usw., alles Dinge, die Frankreich unbeanstandet seit Jahren getan hatte. Das belgische Publikum verhielt sich diesen Unternehmungen gegenüber merkwürdig kühl und mißtrauisch. „Die deutsche Abteilung auf der Ausstellung 1910 mit ihrer riesigen Maschinenhalle, die eine so lärmende Sprache führte, mit den stillen und kleinen Kammern, in denen die Erzeugnisse jenes Kunstgewerbes ausgebreitet waren, dessen Mischung von Barbarei und Raffinement den Stammgästen Münchens so wohl vertraut war, das alles weckte das gleiche Gefühl, halb der Bewunderung, halb des Mißtrauens, um nicht zu sagen der Abneigung und der Feindlichkeit. Ebenso — von der Haltung der Presse will ich lieber schweigen — entfesselte der Besuch Kaiser Wilhelms keineswegs die gleiche Begeisterung wie etwa derjenige des Präsidenten Fallières oder der Königin Wilhelmine." Abgesehen von Antwerpen lebten Belgier und Deutsche überall im Lande neben einander, nicht mit einander. Abneigung und Feindlichkeit, das war die Grundstimmung, die von der französisch-belgischen Presse fast in allen Fällen sorgsam gepflegt wurde, bald unter dem Mantel der Unparteilichkeit, bald mit dem Mittel bewußter Verleumdung. „Die Wahrheit ist ohnmächtig gegen die tägliche Verbreitung geschickt versteckter Lügen." Alle politischen Vorgänge werden so einseitig wie möglich dargestellt, um bei dem Leser den Eindruck eines kriegslüsternen und brutalen Deutschlands hervorzurufen, das nur auf den günstigen Augenblick warte, um sich auf seine wehrlosen Nachbarn zu stürzen. Von Deutschland erfahren die Leser nichts als die Vergrößerung des Heeres, der Flotte, die Vervollkommnung der Luftschiffahrt. Was in Deutschland alles nützliches, schönes, großes in den Künsten des Friedens geschieht, hat offenbar für belgische Leser kein Interesse. So setzt man in den Augen des modernen Kulturmenschen die Deutschen herab, macht sie zugleich verhaßt und lächerlich.

Die Beweggründe sind wesentlich politische; man ist sich einig: Deutschland sei in Europa das letzte Bollwerk des Absolutismus und der Reaktion. Die Deutschland feindliche Bewegung geht zwar nicht weit zurück, aber sie ist mit so viel Kraft geführt worden und hat in so kurzer Zeit eine solche Stärke erreicht, daß die so schwer erregbare öffentliche Meinung im Reich sich endlich mit ihr befaßt hat. Auf der Versammlung des deutschen Verbandes (der Verfasser meint wohl den All-

Digitized by Google

deutschen Verband) in Hannover machte von Strantz auf die deutschfeindliche Stimmung aufmerksam, die in Belgien aus Anlaß der Marokkokrise ausgebrochen sei. Damit habe er nur die Wahrheit gesagt. Strantz warnte vor den Folgen einer solchen Haltung: Deutschland könne ein feindliches Belgien an seiner Grenze nicht dulden; wenn die belgische Regierung eine Politik des Selbstmordes treiben wolle, so werde sich eben Belgiens Geschick bei dem nächsten europäischen Brand erfüllen. Integer meint, ähnliche Sorgen müsse jeder gute belgische Patriot hegen, es gelte also, den wahren Ursachen nachspüren, die die Haltung der öffentlichen Meinung in Belgien bestimmen.

An die Spitze dieser Ursachen stellt er meiner Ansicht nach sehr treffend die überall (auch in Amerika) verbreitete Ansicht von der politischen Rückständigkeit Deutschlands, die eine Gefahr für das freiheitliche Europa bilde, und mit ihrer ausschließlich militaristischen Geistesrichtung eine ständige Beunruhigung für die friedlichen Demokratien schaffe. Seitdem die Duma in Rußland zusammengetreten ist, ist Deutschland in dieser Hinsicht an die Stelle des „autokratischen Moskowiterreiches" getreten.

Integer will gar nicht leugnen, daß Deutschland politisch weniger fortgeschritten sei als etwa Belgien. Es gehorche da einem allgemeinen Gesetz, nachdem die lateinischen Rassen in der geschichtlichen Entwicklung weiter seien als die germanischen. Aber es handle sich hier eben um einen naturgemäßen Vorgang, in den einzugreifen man kein Recht habe, und wenn man den Fortschritt Deutschlands an seiner eignen Geschichte messe, so sei die Entwicklung der letzten Jahrzehnte im Gegenteil eine überraschend rasche. Die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Steuergesetzgebung sei viel demokratischer als in Belgien: ein mittlerer Angestellter zahle in Belgien 250 Franken Steuern, ein reicher Rentner 700; in Deutschland würden dieselben Personen, die eine gar nichts, die andere 6000 Franken zahlen. In keinem anderen Lande leiste der Staat so viel für seine Bürger wie in Deutschland. Wenn ein großer Teil des Budgets allerdings auf Heer und Marine ginge, so sei kein Zweifel, daß der Krieg, auf den sich Deutschland vorbereite, ein Verteidigungskrieg sei; in seiner Geschichte finde es Warnungen genug, die es veranlaßten, seinem Nachbarn im Westen nicht zu blind zu vertrauen, und kein geringerer als H. Lichtenberger habe ausgesprochen, daß die Entente Cordiale schon mehr als einmal sein Vaterland an den Rand eines Krieges gebracht habe. Der Gedanke, daß Deutschland, das die europäische Diplomatie mit so viel Geschick isoliert habe, die Möglichkeit einer Verteidigung gegen eine mächtige Koalition ins Auge fassen müsse, scheine niemandem in Belgien zu kommen. „Wie sollen wir abrüsten, meint man in Deutschland, solange wir von Feinden umringt sind, die unsere Schwäche ausnutzen können? Werden die Friedensfreunde mit dem Ölzweig in der Hand den feindlichen Heeren entgegenziehen und sie verscheuchen?" Integer macht darauf aufmerksam, wie die liberalsten belgischen Blätter beim Abschluß der englisch-französischen Allianz nur die begeisterten Stimmen der englischen Konservativen zum Ausdruck brachten, ohne ihre Leser auch nur ahnen zu lassen, wie ganz anders die großen liberalen Organe Englands die Lage beurteilten.

Dann handelt Integer von der Gefahr, die die Alldeutschen für den Frieden bedeuteten. Leute wie Strantz und Reimer „une sorte de fou furieux" sei ohne jeden Einfluß und ohne Verbindung mit der Regierung. Aus Unterhaltungen mit hunderten von Deutschen aller Stände hat der Verfasser die Überzeugung gewonnen, daß es keine eigentliche Kriegspartei gäbe, „daß Bismarck und

Digitized by Google

seine Politik der Vergangenheit angehören, die Nation durch und durch friedfertig und außerdem aller Politik abgewandt sei." Wir wissen, wie recht er hatte, und möchten heute wünschen, dem wäre weniger so gewesen, und unser Volk hätte mehr auf die Stimme der Vernünftigen unter den Alldeutschen gehört. Kriegslustige Leute gäbe es in allen Ländern, aber keine andere Regierung habe so oft ihren Willen zum Frieden durch die Tat bekräftigt. „Welche bis an die äußerste Grenze der nationalen Würde gehende Freundschaftsbeteuerungen!" Man habe sich in Frankreich bald an diesen Ton gewöhnt, und den deutschen Bemühungen weiter keine Beachtung geschenkt. Integers Zeugnis ist hier um so wertvoller, als die Gefahr vorliegt, daß wir als Einzelne wie als Nation immer wieder in denselben Fehler verfallen, und es an Stimmen nicht gefehlt hat, die kindlich genug waren, die Klagen des Auslandes über Treitschke, Bernhardi, Nietzsche ernst zu nehmen, und die den bösen Alldeutschen ein Stück Schuld an diesem Krieg und unserer Unbeliebtheit im Ausland haben zuschreiben wollen, vielleicht gar für die Zukunft reuig Besserung versprochen haben.

Sehr fein handelt Integer dann von der Vorliebe des Deutschen für Übertreibungen, wie er „wunderschön" sage und „schrecklich gern", Ausrufungszeichen in Hülle und Fülle setze, und im Druck sperre, wo der Franzose höchstens in Kursiv drucke. So müsse man gewisse Reden einschätzen, deren Wirkung auf das Ausland freilich ganz anders als beabsichtigt gewesen sei. Habe man sich aber einmal die deutsche Gefahr in den Kopf gesetzt, dann sei es nur natürlich, daß jedes noch so abenteuerliche Gerücht Glauben gefunden habe. Die Anlage eines Militärübungsplatzes in der Eiffel, den die französische Presse schleunigst zum befestigten Lager von Malmedy machte, obwohl er viele Kilometer von der belgischen Grenze lag, die Herstellung von Verbindungslinien in der Eiffel, die Errichtung eines Bahnhofs bei Weywertz, die alle in rein deutschen Bedürfnissen ihre Erklärung fanden, regten die öffentliche Meinung Belgiens auf. Die Voraussetzung, von der man ausging, war ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, aber kein Mensch scheint dabei die Folgen eines allfallsigen französischen Einmarsches zu erwägen. Man erlaubt einer französischen Eisenbahngesellschaft ihre Schienen bis Namur zu legen; als eine französische Militärkommission eine Inspektionsreise durch die Wallonei machte, konnte man nicht gut anders als das seltsam finden; aber gleich hieß es, die Deutschen hätten in derselben Gegend Spionage getrieben, ohne daß freilich je jemand etwas genaueres darüber hätte in Erfahrung bringen können.

Nun ist aber nach der Ansicht vieler weit weniger ein feindlicher Überfall seitens der Deutschen zu fürchten, als ihr friedliches Eindringen, eine Vorbereitung für die Annexion. 1910 gab es in Belgien 53 758 Deutsche, aber 56 576 Franzosen. Aber der Franzose geht in der belgischen Bevölkerung, namentlich derjenigen der Städte, die meist französisch spricht, so zu sagen unter, der Deutsche nicht. Trotzdem muß man sagen, daß die Deutschen sich völlig den belgischen Verhältnissen unterordnen, und bei jeder Gelegenheit ihre Achtung vor den belgischen Einrichtungen bezeugen. Die Scheu zu verletzen geht recht weit: bei Gelegenheit des Besuchs des Deutschen Kaisers betrat dieser nicht einmal die deutsche Schule, während natürlich Präsident Fallières der französischen Schule einen ausführlichen Besuch abstattete. Wohl aber hielt sich ein belgischer Zeitungsmann darüber auf, daß zu dem Kaiserbesuch (vielleicht der einzigen Gelegenheit, bei der so mancher Deutsche überhaupt mal seinen Kaiser zu sehen bekam) die Deutschen aus dem ganzen Lande, ja aus Nordfrankreich, herbeigeeilt seien.

Digitized by Google

Die deutschen Schulen in Belgien dienen ausschließlich, genau wie statutenmäßig die entsprechende französische Gründung, dem Interesse der in Belgien ansässigen Deutschen, vor allem der Verleihung der Berechtigung zum Einjährig-Freiwilligen Dienst. Der Unterricht auf ihnen hält sich von jeder politischen Tendenz frei. Das Französische herrscht vor, und es hat 18 Jahre gebraucht, bis die Schulleitung sich entschloß, einen freiwilligen, aber nicht unentgeltlichen Kursus im Flämischen einzurichten. Wo bleiben da die angeblichen Germanisierungsbestrebungen? Auffällig ist höchstens die Schnelligkeit, mit der der deutsche Einwanderer zum Landeskinde wird, genau wie in Luxemburg und in Nordamerika. Sehr rasch vergißt er die Muttersprache, nimmt sogar die deutschfeindlichen Vorurteile an. Wiertz, Teichmann, Brugman, Braun, der Bürgermeister von Gent, Greiner, Prinz und Kufferath — wer wollte sie nicht ihrem Namen nach für Deutsche halten? Sie sind durchaus Belgier geworden. (Manche von ihnen haben sich sogar im Kriege durch besondere Gehässigkeit bemüht, ihren deutschen Ursprung vergessen zu machen.) Unter den Schülern der deutschen Schulen melden sich nur verhältnismäßig wenige zum Militärdienst in der Heimat (hier hat der Krieg eine Wendung zum bessern gebracht). Die meisten gehen in Belgien ihren Geschäften nach, ja einige sind ins belgische Heer eingetreten!

In Antwerpen rechnet man auf 300 000 Seelen 8000 Deutsche, wahrscheinlich sind es tatsächlich noch mehr. Aber gerade in Antwerpen ist die deutsche Gefahr, wie E. de Bruyn (L'Occident 1908) gezeigt hat, nur ein Schreckgespenst: Geschäft ist hier alles, und die Deutschen, die sich in der Stadt niederlassen, werden zwar vielleicht keine Belgier, aber gute Antwerpener. Auch übersehe man nicht, wie stark der Anteil der Engländer und Franzosen am Antwerpener Handel ist: acht deutschen Firmen, die der Fédération maritime angeschlossen sind, stehen zehn englische gegenüber; aber man spricht selbstverständlich nur von der deutschen Gefahr, so sehr, daß, als vor einiger Zeit ein Finanzkonsortium, in dem Amerikaner, Engländer, Franzosen (unter ihnen Mr. Maurice Rouvier) waren, den Hafen von Ostende kaufen wollte, kein Mensch etwas dabei fand.

Aber Deutschland soll Belgien auspowern durch die Überlegenheit seiner Industrie und seines Handels. Hier mögen Zahlen sprechen: 1911 exportierte Belgien an belgischen Erzeugnissen nach England für 446 144 000 Franken, nach Frankreich für 695 063 000, nach Deutschland für 959 331 000 Franken. Nach Belgien führten ein: England für 436 054 000, Frankreich für 738 468 000, Deutschland für 602 393 000 Franken. Somit war Deutschland Belgiens bester Kunde. Immerhin bleibt wahr, daß der deutsche Kaufmann dem belgischen vielenorts das Wasser abgräbt vermöge seiner besseren Methode, seines größeren Wagemuts und seiner größeren Stetigkeit. Eine belgische Firma besteht selten in der gleichen Familie für mehr als zwei Generationen. In Deutschland blicken sie oft auf eine hundertjährige Geschichte zurück, erbt der Sohn nicht, erbt der Schwiegersohn, man baut nicht von neuem, man baut weiter. Und in der Fremde studiert man die Bedürfnisse der Fremde, man betreibt die Propaganda wie die Aufklärung des einzelnen Kaufmanns und Agenten wissenschaftlich. Handlungsreisende verschiedensten Schlages sendet man aus, und sie wissen die Interessen ihrer Firma wahrzunehmen: zwei Firmen bewarben sich um die Lieferung einer Verbesserung an Lokomotiven; der Reisende der einen führte seinen Apparat vor, gab die nötigen Erklärungen, und besichtigte dann in Gemütsruhe die Stadt. Der Reisende der deutschen Firma brachte den Apparat an einer Lokomotive an, fuhr mit

Digitized by Google

ihr hin und her und ließ nicht ab, bis er die Bestellung erhalten hatte. Der belgische Kaufmann, daheim wie draußen, rührt sich nicht genug, er ist auch nie bereit zu einem Vergleich mit der eigenen belgischen Konkurrenz. Es herrscht keine Einigkeit zwischen den belgischen Häusern, wie sie nach H. Lichtenbergers Bemerkung die Stärke der deutschen Industrie bildet.

Das größte Übel, das die deutschfeindliche Stimmung in Belgien erklärt, erblickt Integer aber in der Unkenntnis der meisten Belgier über deutsche Verhältnisse. (Wir wissen, wie berechtigt diese Anschauung, nicht nur was Belgien betrifft, ist, und es ist bemerkenswert, wie hier wie in anderen Punkten Integer mit dem Amerikaner Fullerton, The Truth about Germany, zusammentrifft.) Die Deutschen sind wirklich nicht die östlichen Nachbarn gewesen, eine einzige größere deutsche Stadt, Aachen, liegt an der Grenze, während Lille, Roubaix, Sedan, Valenciennes, Dünkirchen und vollends Givet fast ebensogut belgische wie französische Städte sein könnten. Zu alle dem kommt noch die Macht der geschichtlichen Entwicklung: hat doch Pirenne gezeigt, wie seit dem 13. Jahrhundert sich überall der französische Einfluß an Stelle des deutschen setzt. Frankreich wurde das Vorbild für Belgiens Verwaltung und seinen sozialen Aufbau, die belgische Presse lebt von der französischen, deren Artikel sie unmittelbar übernehmen kann, während sie die Nachrichten deutscher Zeitungen erst übersetzen muß. Seltsamer Weise ist keine der großen deutschen Zeitungen je auf den Gedanken gekommen, eine französische Ausgabe für Belgien zu machen. Französische Zeitungen überschwemmen Belgien, das kleinste Ereignis aus Frankreich wird so bekannt, während die wichtigsten Vorgänge jenseits des Rheins unbeachtet bleiben. „Wir leben Frankreichs Leben", ruft Integer aus. Die Sendung des „Panther" nach Agadir erregte die belgischen Gemüter mindestens so sehr wie die Franzosen; als aber ein hervorragender französischer Seeoffizier die Absicht der Schließung des Pas de Calais im Kriegsfalle erörterte, da erhob nur Holland Widerspruch.

Selbst die elsaß-lothringische Frage beschäftigt die belgische öffentliche Meinung dermaßen, daß zwei Belgier Dumont-Wilden und Souguenet das Elsaß durchwanderten und ein Büchlein herausgaben „La Victoire des Vaincus", in dem sie die standhaften Elsässer feierten. Integer bemerkt mit Recht, 40 Jahre deutscher Herrschaft seien nicht eben viel, um 200 Jahre vergessen zu machen. Man habe sich in Belgien gewöhnt, alles, was mit dem Krieg 1870 zusammenhänge, in französischer Beleuchtung zu sehen, und die deutsche Publizistik, die ehemals einen Anlauf zur Bekämpfung der französischen Anschauungen genommen habe (Les droits de l'Allemagne sur l'Alsace et la Lorraine, Bruxelles 1871), sei seit Jahren verstummt. Übersehen müsse man in diesem Zusammenhang nicht, daß der Franzose, gerade bei flüchtiger Bekanntschaft, viel bestechendes habe. Der Deutsche aber wisse sich nicht zu geben. Die Franzosen hätten die öffentliche Meinung ganz anders gewertet: kein belgisches Knopfloch blieb ohne das begehrte violette Band, und wer mag die Herzen zählen, die es zur französischen Partei in Belgien hingezogen hat? Endlich muß man die Tatsache in Rechnung stellen, daß der wallonische Einfluß naturgemäß zu Frankreich neigt, vorläufig aber der maßgebende ist.

„Aber Herr X... ist reizend, sehr liebenswürdig, man muß ihn nur kennen! Und dabei glaubte ich alle Deutschen..." Wie oft hat Integer das gehört. Unbekannt wie die Geschichte und Entwicklung Deutschlands, sind die Deutschen selbst ihrem Wesen nach. Von dem Wohltätigkeitssinn gerade auch des deutschen Mittel-

Digitized by Google

standes mache man sich schwer eine Vorstellung. Gutmütigkeit sei einer der Grundzüge deutschen Wesens; man sehe nur, wie zutraulich in Deutschland die Vögel seien. Dabei sei alles natürlich, ungekünstelt; der Deutsche sei im Grunde höchst naiv, treuherzig und offen, im guten wie im bösen. Auch der deutschen Frau tue man unrecht: sie sei an Bildung und geistigen Interessen der Belgierin durchschnittlich überlegen, nur die einfache Frau aus dem Volke sei in Belgien genügsamer, fleißiger als ihre deutsche Schwester, und trage zumeist viel schwerere Arbeitslast. Sie stehe dadurch dem Manne auch selbständiger gegenüber.

„Aber die deutschen Manieren" — Integer sagt, daß hier manches zu bessern ist. Die Grobheit, das „Anschnauzen", die äußerliche Schneidigkeit habe viel von der Unbeliebtheit des Deutschen auf dem Gewissen. Aber andererseits: wie freundlich klingt das „Gut Heil!" der Wanderer, die sich begegnen, wie höflich ist es, wenn der Deutsche beim Betreten eines Restaurants den Hut abnimmt, wie achtungsvoll begegnet er fast ausnahmslos den Frauen — in Belgien gerade keine der häufigsten Tugenden. Und wenn der Beamte seine Antworten kurz und bestimmt gibt, so liegt dem die Auffassung zugrunde, daß er keine Unterhaltung mit dem Fragesteller führt, sondern sich auf das Notwendige zu beschränken hat. Legt derselbe Beamte die Uniform ab, so kann er der entgegenkommendste Mensch sein.

Der Deutsche ist im allgemeinen tolerant und dienstbereit. In Belgien, dem Lande, wo die gegenseitige Unduldsamkeit eine Landplage ist, sollte man die deutsche Duldsamkeit in politischen und religiösen Fragen schätzen. Es kann, meint Integer, in Belgien für einen Künstler, je nach dem, sehr gefährlich werden, für einen Freimaurer oder einen überzeugten Katholiken zu gelten. In Deutschland stehen Kunst und Wissenschaft außerhalb der Politik. In den Jugendheimen verkehren Burschen beider Konfessionen, in den Eisenbahnwagen hängen die Anzeigen der Freundinnen junger Mädchen nebeneinander, ob sie nun von protestantischer, katholischer oder jüdischer Seite ausgehen. (Den deutschen Leser wundert in der Tat, daß so etwas einem Fremden auffallen kann, und die Rückschlüsse auf das „freie Belgien" ergeben sich von selbst.) Gewiß sind die Franzosen höflicher, aber man erkauft diese Höflichkeit nach unserem Gewährsmann oft durch mangelnde Genauigkeit bei der Auskunft, Gleichgültigkeit und allgemeine Vertröstungen auf genauere Mitteilungen, die aber nie folgen. Und wahrlich man hat oft genug Auskunft aus Deutschland nötig, denn daß Deutschland das Land der allgemeinsten und gewissenhaftesten Bildung ist, haben auch seine Feinde nicht bestritten. Wie viele Talente gehen Belgien durch seine mangelhafte Schulbildung verloren: Der belgische Arbeiter ist meist geschickter als der deutsche, aber dieser hat zwanzigmal mehr gelernt. Wer aus der Schule entlassen ist, bleibt in Belgien sich selbst überlassen, nur aus der Zeitung und dem Kinematographen fließt ihm noch Bildungsstoff zu. Niemand liest ernsthaft, das hat Léon Pascal im „Thirse" 1912 „La médiocrité intellectuelle en Belgique" anschaulich geschildert, und den schreienden Gegensatz zu Holland hervorgehoben. Vlämische Autoren können denn auch auf ein weit zahlreicheres Publikum rechnen, während Belgier, die französisch schreiben und nicht gleichzeitig ganz zu Franzosen geworden sind, ihre völkische Eigenart mit dem Verzicht auf jede weitere Wirkung büßen müssen.

Wie anders in Deutschland! Als König Albert den Schulsaal im „deutschen Haus" betrat, rief er aus: „Ja, der Unterricht, das ist Ihre Stärke!" (Ähnliches wird einmal von Leopold II. berichtet.) Dabei arbeitet Deutschland fortgesetzt an der Vervollkommnung seiner Schulen, tausende von Büchereien sorgen auch im

Digitized by Google

späteren Alter dafür, daß Wissenschaft und Bildung bis in die fernsten Hütten dringen. So kommt es, daß 1911 32 998 Werke in Deutschland erscheinen konnten, ungezählt etwa 6500 Dissertationen, Programme usw. In keinem Lande gibt es so viele Antiquariate, man möchte oft meinen, das ganze Reich sei eine Bibliothek und ein Museum. „Hört nur den Arbeiter, den Bauern reden, Ihr werdet staunen, wie verhältnismäßig ausgebreitet seine Kenntnisse sind. Mancher Dialekt mag rauh klingen, aber der gemeine Mann drückt sich darin mit einer Leichtigkeit, einer Richtigkeit, einem gewissen Reichtum an Ausdrücken aus, die man bei seines Gleichen bei uns vergeblich suchen würde. Das steigert sich noch außerordentlich beim Bürgersmann: er weiß mit einer Menge Dingen Bescheid, die bei uns nur der Spezialist kennt." Der Lehrer, der geistige Arbeiter, genießt in Deutschland ein Ansehen, wie nirgends sonst in der Welt, am wenigsten in Belgien. Nun ist gewiß Bildung nicht alles — dem Deutschen fehlt die Feinheit und die eindringende Empfindsamkeit des Lateiners, die bei diesem bis zu einem gewissen Grade die Kultur ersetzen, und dem Einzelnen auch ohne besondere Vorbereitung erlauben, sich ein unbefangenes und gerade darum bisweilen erstaunlich richtiges Urteil in Dingen der Kunst und Literatur zu bilden. Denn nach Diderots Wort kommt Unwissenheit der Wahrheit näher als Vorurteile.

Mit Recht macht der Verfasser auf die behaglich breite Lebensart des Mittelstandes in Deutschland aufmerksam, der mehr ausgibt und weniger beiseite legt als der belgische, vor allem aber sein Geld anders verbraucht: der Deutsche will sein Heim gemütlich haben, sein Leben still genießen, der Belgier treibt allen Aufwand in Toiletten, im Besuch von Kaffeehäusern und Winkeltheatern, in Sommerreisen. Dafür zeigt der Deutsche sich freigebig der Allgemeinheit gegenüber, und diese wiederum versteht es wunderbar zu sparen, wie jene Stadtverwaltung, die ihre Lumpen an eine Papierfabrik verkaufte. Integer führt auf den Einfluß des deutschen Elements den Unterschied zwischen Brüssel und Antwerpen zurück: dort erwarteten die Einwohner alles von der Regierung, während die Antwerpner eine großartige Initiative entfalteten, sehr ähnlich dem, was man von deutschem Gemeinwesen gewohnt sei. Deutschland sei eben dadurch vor jener Zentralisation und Erstarrung bewahrt worden, die Frankreich seit Ludwig XII. in wachsendem Maße ergriffen habe. Politisch habe die Aufteilung des deutschen Reichs in viele kleine Staaten, die der westfälische Frieden auf lange Zeit festgelegt habe, nicht ohne daß die französische Diplomatie dabei ihre Hand im Spiele gehabt hätte, um das Reich schwach zu halten, Deutschland zur Untätigkeit verdammt, und es sei nicht zu verwundern, daß wir des Zustandes leid geworden seien. Kulturell sei er für Deutschland ein Gewinn gewesen, und vergleiche man kleine deutsche Städte mit Mons oder Namur, so ergreife einen beim Todesschlaf dieser Orte aufrichtiges Mitleid.

Der Deutsche im allgemeinen, und der in Belgien insbesondere, habe einen Hang zum Kosmopolitismus: nie zeigt er jene Abneigung, geschweige denn jenen triebartigen Haß gegen den Fremden, den wir bei anderen Völkern so oft finden. „Wir haben mit vielen Deutschen über Frankreich gesprochen, ohne je auf andere Gefühle zu stoßen als auf die der Achtung, der Sympathie und — des Bedauerns." Ja, man kann sagen, daß, während in Deutschland Männer, wie Meunier, Pirenne (dessen Geschichtswerk zuerst in Deutschland erschien), Maeterlinck und Verhaeren die höchste Anerkennung fanden, man dort Belgiens Kunstschätze und Landschaft studierte und bewunderte, in die Gefühle der Franzosen für Belgien sich immer etwas Herablassung, wo nicht Verachtung mischt. Wer übrigens

Digitized by Google

die Deutschen wirklich kenne, müsse die Behauptung, sie seien ein kriegslustiges Volk, für töricht und paradox halten. Gewiß, wenn es einmal gilt, werden sie auch gut marschieren. Aber von Natur fühle sich der Deutsche zu anderen Aufgaben hingezogen: In wunderbarer Weise mache er sich das Fremde zu eigen, wie jede Übersetzung ins Deutsche zeige. Diez habe die romanische Sprachwissenschaft, Burckhardt die Kunst der Renaissance, Hoffmann von Fallersleben das vlämische Lied der Welt erschlossen. In Deutschland habe man den 100jährigen Geburtstag von Wiertz gefeiert, dessen sich in Belgien niemand erinnert habe.

Noch einmal kommt Integer auf Erziehungsfragen zurück. Der unausstehliche junge Herr von 14 Jahren, der Zigaretten pafft und über alles aburteilt, der nie Mann wird, weil er es zu früh hat sein wollen, ist in Deutschland so gut wie unbekannt, in Belgien weiß der Himmel wie häufig. So bewahrt sich der deutsche Jüngling eine frohe Kindlichkeit und Begeisterungsfähigkeit, die der skeptische belgische Bursch nicht begreift. Gewiß ist die körperliche Züchtigung in der Schule wie in der Familie häufiger als in Belgien. Aber sie wird doch nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen, zum Beispiel bei Tierquälerei, angewandt, und man darf nicht übersehen, daß der Lehrer in Deutschland im Gegensatz zu den belgischen Verhältnissen auch der Freund seiner Schüler ist. Als den wesentlichsten Unterschied zwischen belgischer und deutscher Erziehung bezeichnet Integer, daß der Belgier seine Kinder für sich erzieht und für sie arbeitet, während der Deutsche die Kinder für sie selbst erziehe und für sich arbeite. Der Belgier wolle vor allem seinen Kindern etwas hinterlassen, der Deutsche sie so erziehen, daß sie sich fortbringen könnten. Der belgische Vater plage sich bis an sein Lebensende, der deutsche setze sich zur Ruhe. Der Deutsche schicke seinen Sohn in die Welt hinaus etwas zu lernen, der belgische meine: Was, ich soll ihn fortlassen, jetzt, wo ich gerade anfange Freude an ihm zu haben, nachdem ich ihn mit so viel Mühe aufgezogen? Die Belgier verweichlichen ihre Kinder, die junge Generation werde nicht selbständig gegenüber den älteren. Dabei aber lebe die feste Tradition nirgends kräftiger als in der deutschen Familie, und der gleiche Gegensatz zwischen frischem Leben und treu bewahrter Überlieferung durchdringe den ganzen deutschen Staat. Neben dem ärgerlichen Kastengeist steht der soziale Fortschritt, neben der Freiheit des Individuums die Disziplin, nicht nur im Heer, sondern in der Arbeiterschaft, im ganzen Volk. Nicht willenlose Automaten, wie man manchmal zu glauben scheine, sondern selbständig handelnde Menschen im Gefühl ihrer Verantwortung heranzuziehen, sei die wahre Sorge des deutschen Offiziers, dergestalt, daß der gemeine Soldat im Notfall das Kommando übernehmen könne. Die deutsche Zucht sei die Grundlage für Deutschlands Größe, in der Wissenschaft so gut wie in der Technik und im Handel. Gewiß hat sie auch ihre unangenehmen Seiten: der Schutzmann wirkt auf den Fremden wie ein Alpdruck, in alles scheint sich die Polizei zu mischen. Aber, wie auch Fullerton hervorhebt, dieser Zustand hat auch sein Gutes: der Fremde sieht sich nicht der Habgier der Wirte, der Kaufmann nicht jedem Konkurrenzmanöver erbarmungslos preisgegeben. Dem Belgier ist das Hineinreden der Polizei in seine privaten Angelegenheiten besonders verhaßt, die lange Zeit der Unterdrückung hat ihn innerlich rebellisch gemacht. „Der bloße Anblick eines Polizisten regt in ihm feindliche Gefühle an. Er findet es himmlisch, sich mit gezücktem Regenschirm zu einer frei gewählten Fahne zu scharen, aber die garde civique ist ihm ein Greuel, die geringste Einschränkung seiner persönlichen Freiheit scheint ihm unnütze Plage, und für viele ist Unordnung der

Digitized by Google

eigentliche Beweis von Unabhängigkeit . . . Ein jeder tut und läßt hier heutzutage so ziemlich, was er mag, und die Freiheit des Einzelnen findet keineswegs ihre Schranke in dem Wohlergehen oder der Sicherheit des Nachbarn . . . Zuweilen beklagen wir die Unzuträglichkeiten dieses Systems und heischen dringend strengere Verordnungen. Dabei vergessen wir, daß manche Maßregeln, die unsere Ausgelassenheit nötig macht, uns weit herabdrücken unter die teutonischen Barbaren. Ist es nicht eine Beleidigung für freie und aufgeklärte Bürger, ist es nicht ein Jammer, daß dicker Eisendraht, gleich dem Drahtverhau einer befestigten Stellung, in unseren Parks jeden Rasenstreifen schützen muß? Als ein Bayer beim Einzug der Königin Elisabeth die Schranken sah, hinter denen die Zuschauer wie wilde Tiere warteten, meinte er: ‚Bei uns würde das Publikum so etwas für eine Beleidigung halten.' Bei alledem mag gewiß das öffentliche Leben in Deutschland den Belgiern unfrei und in seinen Formen abstoßend scheinen: vergessen wir nicht, wie viel gerade hier sich in den letzten Jahren in Deutschland geändert hat, ferner, daß die vielen ‚verboten', die allenthalben angebracht sind, nur die andere Seite jener wunderbaren Gewissenhaftigkeit sind, die wir am deutschen Gelehrten bewundern, und endlich, daß die deutsche Rechtsprechung zwar streng, aber auch ebenso gerecht, ohne Ansehen der Person, geübt wird. Politische Fragen spielen hier niemals in die Handhabung der Polizei hinein." Die hervorstechendste Eigenschaft des Deutschen im Unterschiede zum Belgier bildet der Ernst, mit dem der Deutsche alles, selbst das Vergnügen, anfaßt. „Wie oft habe ich am Tag nach einem Fest den Mann, der gestern lustig und ausgelassen eine ganze Gesellschaft unterhielt, mit ernster Miene hinter seinem Pulte sitzen sehen, ruhig und hart, gemessen und vorsichtig im Ausdruck." Dieser gewissenhaften Scheidung von Geschäft und Vergnügen schreibt Integer einen guten Teil der deutschen Erfolge zu. Das Leben ist dem Deutschen kein Spiel, es ist erfüllt von dem Bewußtsein der Pflicht, „eine Auffassung, die ihre Wurzel in den strengen Lehren des Protestantismus zu haben scheint". Das französische Soldatenlied sei trunken vom Durst nach Ruhm, das deutsche atme Pflicht- und Todesbewußtsein. Schon in der Schule sei das Kind in Deutschland viel mehr sich selbst überlassen, es gäbe nicht alle jene Preisverteilungen und Wettbewerbe, die die Kinder anstacheln sollen, und in Wahrheit ihnen nur viel Zeit kosten und Enttäuschungen bereiten. Die Schüler sind gehalten, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Unterricht zuzuwenden. Sie wollen alle vorwärts, die Fünfzehnjährigen so gut wie die Siebzehnjährigen, die Reichen wie die Armen. Ernst ist die Zeit der Verlobung, ernst die der Ehe, dem Glück wie dem Unglück blicken sie gelassen entgegen. Sie haben den Glauben an sich, wie schon Frau von Staël auffiel, den Glauben, der die Belgier längst verlassen habe, wenige Gebiete, wie die Politik, das künstlerische Schaffen, die Wissenschaft ausgenommen. Dieser Glauben bildet die Stärke der deutschen Sozialdemokratie, wie der Flotten- und Wehrvereine, sammelt überall die Kräfte, wo der Romane sie verzettelt, wo er die Verantwortung auf jemand anderen abzuschieben sucht. Der Deutsche mag ein starker Esser und Trinker, ein grober Genießer sein: immer bleibt er ein Schwärmer und Idealist, dem alles, auch der Sozialismus und Materialismus zur Religion wird. Am Überschwang der Ideen scheiterte die Bewegung von 1848, in der weit verbreiteten Liebe zur Natur, die jedem Deutschen eingeboren ist, steckt die alte Romantik. „Man hat die engherzige Nützlichkeitssucht unserer Bürger gebrandmarkt, und kann sie nie genug brandmarken, dieser Leute, die nur ihrem Geschäfte leben, die für die eigene Person verschwenden, für öffentliche Zwecke aber knausern, die friedlich auf freiem Boden leben wollen,

Digitized by Google

aber sich sträuben, mit ihrer Person oder auch nur ihrem Geldsack dafür einzutreten. Man sollte ihnen raten, einmal etwas die Luft der Freigebigkeit und des Gemeinsinnes jenseits des Rheins einzuatmen." Freilich es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß auch dort nicht mehr alles beim alten ist. Die junge Generation der Deutschen scheint die alte Kraft nicht mehr zu besitzen. Skeptizismus und Freude an frecher Satire sind vom Westen auch in Deutschland eingezogen, das alte Volkslied macht modernen Gassenhauern Platz. Ein französischer Kritiker, den Integer anführt, meinte, seit der deutsche Spießbürger reich geworden, ertrage er schwer den Ruf der Sittlichkeit, den er genieße. Und Integer selbst fragt sich, ob Deutschland nicht eines Tages zu seinem Schaden erfahren werde, wohin die lustigen Schwänke des Simplicissimus und die ganze „Nibelungenarbeit", die derartiges bedeute, führten. Deutschland habe sich auch amerikanisiert — vielleicht nicht zu seinem Schaden. Noch bleibe ihm der Glaube an sich, an die Religion, an seine Philosophie.

Im letzten Abschnitt wird die Frage gestellt, welche Haltung man als Belgier in der Zukunft einzunehmen habe? Die Abneigung der Belgier gegen Deutschland beruhe in erster Linie auf Unkenntnis und Verkennung, indem sie aber die Verkennung eines Starken durch einen Schwachen sei, sei sie auch eine Torheit. Die Presse verhetze die beiden Völker gegeneinander, niemand übernehme aber dabei die Verantwortung. Wenn dann einmal die Katastrophe komme, dann werde es heißen, „seht Ihr, wir habens immer gesagt". Einst habe auf dem Londoner Kongreß von 1856 der französische Bevollmächtigte, Graf Walewski, gedroht, den publizistischen Angriffen der Belgier auf Frankreich ein Ende zu machen, wenn die belgische Regierung nicht selber dazu stark genug sei. Zum Glück sei der deutsche Nachbar geduldiger, aber das Spiel sei gefährlich. Deutschland habe Belgien nicht den leisesten Grund zur Klage gegeben, die Vernichtung des Deutschen Reiches, mit der manche zu rechnen schienen (1913!), sei auch in einem unglücklichen Kriege ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Abbruch der Handelsbeziehungen mit seinem besten Kunden bedeute aber für Belgien Selbstmord. Belgien habe übrigens vieles von dem östlichen Nachbarn zu lernen, wie es dem westlichen viel verdanke. Seit einiger Zeit scheine die Geringschätzung der eignen Kraft, nicht ohne Schuld des Auslandes, in eine starke Überschätzung umzuschlagen. Alles Belgische heiße plötzlich „wunderbar, bemerkenswert, hervorragend, berühmt", als ob nicht auch für die Belgier das Wort Hurets an die Franzosen gelte: „Wir haben viel von der Deutschen zu lernen." „Lassen wir den Deutschen ihre Lächerlichkeiten, ihre Fehler, ja ihre Laster und beschäftigen wir uns lieber mit ihren Vorzügen ... Vergessen wir vor allem nicht, daß man nur deren Beispiel sich recht zunutze machen kann, die man achtet, und daß Voreingenommenheit blind macht."

Integer hofft sogar, daß von den vielen Vlamen wie Wallonen, die ihr Brot in der Fremde verdienen, in Zukunft mehr als bisher in Deutschland Arbeit finden werden — bekanntlich sind dahingehende Bestrebungen des um die vlämische Sache so verdienten Dr. Haller von Ziegesar ehemals an der Verständnislosigkeit der betreffenden deutschen Stellen gescheitert. Saisonarbeit der Vlamen in Deutschland würde auch die Kenntnis der deutschen Sprache verbreiten, denn die Unkenntnis des Deutschen ist eins der Haupthindernisse für eine Annäherung, wie umgekehrt die ausgebreitete Kenntnis des Französischen bei allen gebildeten und halbgebildeten Belgiern dem französischen Einfluß gewaltigen Vorschub leistet. Wer kein Deutsch kann, sagt der Verfasser, beraubt sich vieler geistiger Freuden, seine ästhetische Erziehung bleibt unvollkommen; der Gelehrte aber kann des Deut-

Digitized by Google

schen gar nicht entraten, wärs auch nur um der Hand- und Nachschlagebücher willen, die kein anderes Volk in gleicher Vorzüglichkeit besitzt. Für den Belgier verdiene das Deutsche den unbedingten Vorzug vor dem Englischen. Ein stärkerer deutscher Einfluß sei aber auch vom nationalbelgischen Standpunkt aus wünschenswert, denn er werde Belgien davor bewahren, ganz in Frankreich aufzugehen. Mit Recht habe vor einiger Zeit das „Journal de Liège" eine Liga für die Ausbreitung der deutschen Sprache neben der bestehenden französischen verlangt. Die Wallonen hätten immer aus ihrer Zugehörigkeit zur lateinischen Rasse die Berechtigung französischer Sympathien hergeleitet; rede aber ein Vlame oder gar ein Deutscher von germanischer Stammverwandtschaft, dann werde er gleich zum Verräter oder politischen Agenten. Als Pol de Mont zu Dresden erklärt habe, es gäbe keine belgische Nationalität, was doch nur die Wahrheit sei, da sei ein Schrei durch Belgien gegangen; als man aber vorgeschlagen habe, auf der blau-weiß-roten „wallonischen" Fahne den gallischen Hahn anzubringen, habe man das ruhig hingenommen. Wie, wenn die Vlamen eine schwarz-weiß-rote Fahne, selbst mit dem vlandrischen Löwen, hissen wollten?

Wie die Dinge gingen, gingen sie langsam der friedlichen französischen Annexion entgegen. Vollends, wenn es zu der von den Vlamen gewünschten völligen Verwaltungstrennung käme, dann sei Wallonien unrettbar an Frankreich, Flandern an Preußen verloren. Man würde uns zur Besatzung nach Danzig und Toulon, wenn nicht nach Kamerun und Dahomey schicken. Übrigens sei gerade im kräftigsten Teil von Wallonien, um Lüttich, der deutsche Einfluß von je, seit dem Mittelalter, stark, und Dumont-Walden nenne, mit oder ohne Recht, Arlon eine alte deutsche Stadt. Die Universität Lüttich verdanke das meiste ihren deutschen Professoren, die Malerschule von Lüttich stehe der „intellektuellen" deutschen Kunst näher als der französischen. Wallone und Franzose sei also nichts weniger als gleichbedeutend. „Laßt uns brüderlich die eine Hand Frankreich, die andere Deutschland entgegenstrecken. Wir haben den Vorzug, am Berührungspunkt zweier großer westeuropäischer Völker zu leben, die zur Bildung unseres eignen Volkes beigetragen haben; laßt uns daraus Nutzen ziehen, um unseren Wohlstand zu mehren, unsere Zukunft zu sichern und unsere Kultur zu entwickeln. Vielleicht kann Belgien, ohne aus seiner Neutralität herauszutreten, dereinst ein Bindeglied werden zwischen zwei Völkern, die sich gegenseitig ergänzen, und deren Eintracht die größte Wohltat der Gegenwart wäre."

Die Hoffnung hat getrogen, die Warnung kam zu spät. Aber sie enthält so viel des Beachtlichen auch für die Zukunft, gibt durch die Gegenüberstellung Deutschlands und Belgiens auch unausgesprochen so viel Aufschlüsse über das Belgien unmittelbar vor dem Kriege, daß ich mir nicht versagen konnte, das Buch des unbekannten, sicher aus Lüttich stammenden Verfassers, in dem manche einen belgischen Offizier vermuten, hier ausführlicher wiederzugeben. Die wenigen Zusätze, die ich nötig fand, sind in Klammern eingeschoben. Wer aber das Bild Belgiens vor dem Kriege noch ergänzen will durch ein Bild aus dem Kriege, der greife zu dem erschütternden, jetzt auch in einer Übersetzung von Oßwald zugänglichen Büchlein „Vlaandrens Weezang, door Claudius Severus". Er wird es nicht ohne ein tiefes Mitleid mit dem mißhandelten, in den Kot getretenen Vlamenvolk lesen, und nicht aus der Hand legen ohne den innigen Wunsch, daß diesen unseren Brüdern, die so Schlimmes erfahren haben wie Iren und Polen, und die uns doch durch Abstammung und Geschichte ganz anders nahestehen, so geholfen werden möge, wie es des Deutschen Reichs würdig ist.



Digitized by Google

# Kardinal Mercier.

## Von Dr. Leo Schwering in Köln.

Diese hünenhafte und doch so geschmeidige Gestalt schließt ein kleiner Kopf von antiker Strenge. Die Linie des Gesichtes ist fast ohne jene Züge, die uns sonst Menschen in hoher Stellung anziehend machen. Merciers Ausdruck ist ganz Wille. Ein Studienkopf, dessen Kanten den Bildhauer ebenso fesseln, wie die kluge, durchdringende Kraft des tiefliegenden Auges den Maler.

Wie alle Romanen liebt er den Prunk des öffentlichen Auftretens, bei dem er die gebietende Kraft seiner Persönlichkeit gern in die majestätischen roten Falten seines Kardinalates hüllt. Im persönlichen Leben einfach, bis zur Askese, weiß er auch die Seite äußeren Glanzes, die einer so altadeligen Institution wie der katholischen Kirche innewohnt, zur Geltung zu bringen.

Mercier ist nicht in langsamem Aufsteigen auf den Stufen der Hierarchie zu seiner erhabenen Würde gelangt. Er reifte auf dem Lehrstuhl der weltberühmten Löwener Universität heran. Seinen Schülern wird das Eindringliche seines fortreißenden Vortrages unvergeßlich bleiben, in dem diese stürmische Seele sich für ein großartiges Ideal einsetzte; den Neu-Thomismus. Er ist sein genialster Bahnbrecher, der mit glühendem Eifer, der dem Wallonen eigen, wenn er von religiösen Kräften erschüttert, den Anschluß der modernen Wissenschaft an die scholastische Philosophie erreichte. Alle Disziplinen, besonders Psychologie, Physiologie, Biologie hat er in das System des Doctor angelicus gezogen und den Beweis geführt, daß die Lehren der philosophia perennis nur zu den modernen Errungenschaften in die rechte Beziehung gesetzt zu werden brauchen, um ihre Grundsätze auch heute als unerschüttert darzutun. In der Geschichte der scholastischen Studien in den Niederlanden war er eine Autorität; seine Lehrbücher über die wichtigsten Zweige philosophischer Betätigung sind in alle Kultursprachen übersetzt. Als ihn 1906 die Wahl zum Erzbischof von Mecheln als Nachfolger Goossens traf, war er unbestritten die bedeutendste theologische Kapazität, welche Belgien besaß. Die Wahl traf ihn auf der Höhe des Lebens; er war eben fünfundfünzig Jahre alt. Schon 1907 wurde er zum Kardinal erhoben.

Dieser Feuergeist entwickelte alsbald eine Tätigkeit so umfassend in der Praxis, wie er sie ehemals in den Theoremen der Wissenschaft entfaltet hatte. Nach drei Richtungen hat er, im heißen Drange, den Ruhm der Kirche zu mehren, ungewöhnliches geleistet.

In der Erziehung des Klerus, in der politischen Bedeutung, die er dem Mechelner Erzstuhl zur Regierung des Landes verlieh, und endlich in der Art, wie er im Nationalitätenkampfe seiner Heimat Stellung nahm, der wichtigsten, aber auch schwierigsten Frage des belgischen Staates und der Kirche.

Unbestritten ist das Wirken dieses außerordentlichen Mannes auf dem erstgenannten Gebiete. Niemals ist der wissenschaftlichen Ausbildung des belgischen Klerus größere Sorge zugewandt worden, als seit dem Augenblick, wo Mercier zur Regierung kam. Das Wort Leos XIII., daß man heute nicht nur frommer, sondern auch vor allem gelehrter Priester bedürfe, mußte dem ehemaligen Löwener Professor aus der Seele gesprochen sein; was an ihm lag, so hat er in seinem Sprengel dahin gewirkt. Die Schwierigkeiten in der Erwerbung des Doktorgrades an der Löwener Hochschule, die für die Theologen so empfindlich waren, daß die Zahl der Doktoranden ganz unverhältnismäßig gering war, behob er. Die Ein-

Digitized by Google

führung des Klerus in die soziale Frage, die für das industrielle Land von höchster Wichtigkeit ist, ward mit Energie fortgesetzt. Durch sein scharfes Vorgehen in der Frage des Modernismus erwarb er sich die Anerkennung und den Dank Pius X. Mit Recht betonten auch Blätter, die sonst seine Politik im Allgemeinen befehdeten, daß seine Wirksamkeit in der inneren Hebung des belgischen Priestertums wahrhaft goldene Blätter seines Kardinalats bildeten.

Während sich aber diese Arbeiten Merciers mehr in der Stille vollzogen, drängten ihn die Verhältnisse und das eigene Vertrauen auf die Kraft seiner Begabung als Diplomat in die Öffentlichkeit. Es ist ohne weiteres klar, daß die Stellung eines Primas von Belgien in einem Lande auch politische Bedeutung besitzt, dessen parlamentarische Mehrheit seit einem Menschenalter katholisch war. Bei den zahlreichen Fragen des Staatslebens, die auch kirchliches und religiöses Interesse besaßen, mußte eine Persönlichkeit von Merciers Größe sich auch in jenen Sphären bald heimisch fühlen. Hier folgte er einer Politik der Sammlung, wozu der immer mehr wachsende Strom des Sozialismus und Atheismus ihn antreiben mußte. Erst einer kommenden Zeit wird es offenbar werden, welch starke Impulse die Politik der Regierung aus dem erzbischöflichen Palais in Mecheln empfing. Denn erstaunlich rasch hatte der Löwener Professor sich auf dem Parkett diplomatischer Aktionen zurechtgefunden. Dabei mußte ihn, der alle Kräfte zur Tätigkeit gegen die Mächte der Revolution zusammenzuscharen suchte, aufs tiefste schmerzen, daß die Spitze der Landesregierung, König Leopold, über höfliche Bezeugungen gegenüber dem Primas nicht hinausgegangen war, und das Privatleben dieses bedeutenden Fürsten nicht aufhörte, die Öffentlichkeit in oft skandalöser Weise zu beschäftigen. Und doch führten Zeit und Umstände schon im Jahre 1909 die Versöhnung zwischen Brüssel und Mecheln herbei, als in Antwerpen König und Kardinal zusammentrafen. Mercier durchlebte sichtlich einen der größten Triumphe seines Lebens, als er an der Seite des Herrschers Platz nahm; der Aszet neben dem königlichen Lebemanne; aber in einem glichen sie sich und verstanden einander: in dem aristokratischen Grundzuge ihres Charakters. Diese Begegnung war ein geschichtlicher Moment Belgiens. Man erinnerte sich unwillkürlich der großen Kardinalsgestalten unter den letzten Ludwigen in Frankreich. Von da ab überragte Mercier an Einfluß und Glanz alle seine Vorgänger und schien die Gestalt des ersten großen Mechelner Kardinals, Granvella, sichtbar zu erneuern. Die Verbindung zwischen Brüssel und Mecheln riß seither nicht mehr ab; es bleibe dahingestellt, ob dieser Mann nicht auch um das heraufziehende Ungewitter, das sich 1914 entlud, und um die Verhandlungen gewußt hat, in die das neutrale Belgien sich um eigener tiefer Schuld willen verwickelte, die zur Katastrophe des Landes führten.

Am umstrittensten aber war seine Stellung im Kampfe der Nationalitäten seines Vaterlandes. Hier liegt auch der Schlüssel zum Verständnis der Politik, die er seit Besetzung des Landes verfolgte.

Das Anwachsen der vlämischen Bewegung drohte immer mehr zu einem Zerreißen der staatlichen Einheit Belgiens zu führen, deren mildeste Form die Verwaltungstrennung sein mußte. Daß der Primas diese Frage mit steigender Sorge verfolgte, ist um so mehr verständlich, als in keinem Lande der Welt die Kirche noch einen solchen Einfluß hat, auch auf das Staatswesen, wie hier. Dieser einzigartige Charakter seiner Stellung war Merciers Stolz. Aber in keinem Lande ist auch infolge des sich nun schon Jahrzehnte abspielenden Nationalitätenstreites die



Digitized by Google

Abneigung der sich bekämpfenden beiden Völker so groß, wie hier. Die Entfremdung zwischen Germanen und Romano-Kelten hat sich bis zum Haß gesteigert. Und Mercier ist durch und durch Wallone. Vollends seit der Versöhnung zwischen Mecheln und Brüssel war er auch in der Bekämpfung der vlämischen Bewegung mit den Regierungs-Franskiljonen in der Hauptstadt eins.

So bildet sein Kardinalat eine Kette von Handlungen, die eine konsequente und sich immer mehr verschärfende Bekämpfung des nationalen Vlamentums darstellen. Alle Forderungen der Vlamen auf Berücksichtigung ihrer Sprache im Unterricht der freien, d. h. kirchlichen Schulen, wurden mit Gründen, die hier nicht weiter erörtert zu werden brauchen, einfach bei seite gesetzt. Im großen Seminar in Mecheln weht gegen die vlämischen Priester, die Hauptstützen der Bewegung, ein sehr scharfer Wind; in den Exerzitien für Priester scheute er sich nicht, in seiner temperamentvollen Art, diese Dinge zur Sprache zu bringen und seine Mißbilligung auszudrücken; er stimmte seinerzeit gegen die Einführung vlämischer Vorlesungen an der Universität Löwen, und wagte es, das Ringen des gedrückten germanischen Stammes als eine Art „Modernismus" zu bezeichnen.

Diese Politik gegen das Vlamentum, die kein Ohr hat für berechtigte nationale Forderungen, ist fast nicht zu verstehen, wenn man bedenkt, daß doch auf den Vlamen, die in ihrer erdrückenden Masse treue Katholiken sind, in Belgien die Stellung des Katholizismus und daher auch Merciers beruht! Was wäre der Primas ohne die katholischen Vlamen im Parlament! Und doch hat dieser sonst so klarblickende Mann die Kluft zwischen Vlamen und Walen erheblich weiter vertieft.

Die Erklärung für dieses auffällige Versagen Merciers wurde bereits angedeutet. Merciers Gegnerschaft gegen die Vlamen ist instinktiv; es ist die Abneigung des Walen gegen den Germanen überhaupt. Daher auch seine Leidenschaft, seine geringe Fähigkeit sich zu mäßigen; er ist allzusehr mit den politischen Franskiljonen verknüpft, um zu ruhiger Beurteilung zu kommen. Ohne die Katastrophe von 1914 und die Erscheinungen in ihrem Gefolge wäre freilich diese schwache Seite von Merciers diplomatischer Begabung wohl nicht so rücksichtslos bloßgelegt worden, daß sie gleichzeitig zur Katastrophe seines ganzen Systems führen mußte. Denn anders kann sein Kampf gegen Herrn v. Bissing nicht betrachtet werden. Bissing entwand auch hier dem großen Kardinal, dem ungekrönten König von Belgien, die Palme des vielleicht im Landesinteresse erstrebten politisch-religiösen Märtyrertums, da sich die Schwächen seiner zu sehr von Instinkten geleiteten Politik dem kernig-geraden Soldaten sofort enthüllten. Da Bissing überdies zu warten verstand, häuften sich die Fehler so, daß er sich auch in den Augen der ruhig urteilenden Belgier nun selbst alle moralischen Stützen für sein Auftreten entzog.

Merciers Erscheinung bedarf der zeitlichen Entfernung; es ist schwer ihm als Politiker in diesen harten Zeiten gerecht zu werden, wo auch unsere Herzen so lebhaft für das Vaterland schlagen. Befremdend aber ist namentlich für uns Katholiken das Verhalten des belgischen Primas auf jeden Fall. Wenn auch hier wieder die besonderen Verhältnisse sein Verhalten erklären mögen, so bleibt doch im Ganzen ein sehr unerfreulicher Rest, der den Katholiken doppelt schwer treffen muß, da es sich um eine Persönlichkeit handelt, von deren unbestrittener geistiger Größe wir eine gerechtere Beurteilung unserer guten und reinen deutschen Sache erwartet hätten.

Digitized by Google

# Der mittlere Unterricht in Belgien.

## Von Prof. Dr. Haller van Ziegesar in Brüssel.

Der Unterricht in Belgien umfaßt den Volksschul-, mittleren und höheren Unterricht. In der Volksschule waren bis jetzt sechs Schuljahre. Nach dem Gesetz von 1914, das die Schulpflicht einführte, wurden noch zwei Jahrgänge hinzugefügt. Der siebente und achte sollen dem Gesetze nach einen technischen Charakter haben. In Belgien nennt man diese zwei letzten Klassen die vierte Stufe, die übrigens bereits vor der Annahme des Gesetzes in 73 Schulen eingeführt war.

Der mittlere Unterricht umfaßt die Mittelschulen der unteren Stufe, kurz Mittelschulen genannt, und die Mittelschulen der höheren Stufe, unter der Benennung Athenaea und Gemeindecolleges bekannt. Der höhere Unterricht wird in den Universitäten sowie in den höheren Landwirtschafts- und Handelsschulen erteilt — diese erweitern und beschließen den Unterricht der Athenaea und Colleges.

Die Mittelschulen der unteren Stufe bestehen durchschnittlich aus drei Jahrgängen. Sie bilden die Fortsetzung der Volksschule mit sechsjährigem Lehrkursus. Die meisten besitzen auch eine vorbereitende Abteilung mit 6 Klassen, die einer Volksschule gleichkommt. Die Mittelschule erstrebt eine allgemeine Bildung.

Im vlamischen Lande gehört, außer Vlamisch und Französisch, eine dritte moderne Sprache zu den auferlegten Fächern. Das Erlernen einer vierten modernen Sprache (Deutsch oder Englisch) steht den Schülern frei. Diese werden dann nebenbei in die Anfänge der Botanik (Krautkunde), Tierkunde, Physik und Chemie und ziemlich weit in Rechnen, Algebra und Geometrie eingeführt. Auch auf das Buchführen wird Gewicht gelegt.

Die Mittelschulen verfolgen keinen bestimmten Zweck. Die Mehrzahl der Schüler findet aber dort die nötige Vorbildung für untergeordnete Stellungen im Handel. Viele gehen aber von der Mittelschule über zum Lehrerseminar oder zum Athenaeum, wo sie in der dritten Klasse der modernen Abteilung (Realgymnasium) aufgenommen werden, da das Latein nicht als obligatorisches Fach auf der Mittelschule behandelt wird.

Einige Mittelschulen besitzen auch noch ein viertes Schuljahr, wo die Schüler vor allem für einen besonderen Beruf, gewöhnlich das Handels- oder Gewerbefach, vorbereitet werden.

Die Lehrer der Mittelschulen werden in den mittleren Normalschulen ausgebildet. Es gibt solcher vier und zwar Staatsnormalschulen: in Nivelles und Gent für Knaben, in Lüttich und Brüssel für Mädchen. In Gent werden die Lehrkräfte für das vlamische Land ausgebildet; seit 1913 besitzt die Normalschule in Brüssel ebenfalls eine vlamische Abteilung. Vor 1913 war für die Ausbildung vlamischer weiblicher Lehrkräfte nicht gesorgt worden.

Der mittlere Unterricht der höheren Stufe umfaßt die Athenaea und die Colleges.

Diese haben gewöhnlich zwei Abteilungen im selben Gebäude: die ältere und die neuere Humaniora. Jede muß gesetzlich aus 6 Klassen bestehen; aber die meisten haben deren 7; die siebente Klasse ist die unterste und kommt so ziemlich — was den Lehrstoff betrifft — mit der sechsten der Volksschule überein, wenigstens in der neueren Humaniora (Realschule), da Griechisch und Latein ausschließlich in der älteren Humaniora (Gymnasium) unterrichtet werden.

Von der fünften Klasse ab — also vom dritten Jahre ab — haben die Schüler

Digitized by Google

zu wählen zwischen: griechisch-lateinischer und lateinischer Abteilung. Die Schüler der griechisch-lateinischen Abteilung werden später auf der Universität für Arzt, Rechtsanwalt oder Gymnasiallehrer studieren. Die Schüler der lateinischen Abteilung lernen kein Griechisch, bekommen aber zusammen mit den Schülern der modernen Humaniora Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaft. Hieraus gehen die Ingenieure und die Schüler für die Militärschule hervor.

Die Schüler, die ihr Ausgangsexamen (Abitur) in der Rhetorika oder Prima bestehen, erhalten ein Zeugnis, das ihnen ohne weitere Prüfung das Recht gewährt, den Kursen der Universität zu folgen.

In der modernen Humaniora stehen die Schüler auch vor einer Wahl, und zwar in der dritten Klasse, also im fünften Jahre; da entscheiden sich die Schüler entweder für die wissenschaftliche oder die Gewerbe- und Handelsabteilung. In der wissenschaftlichen, für künftige Ingenieure und Offiziere, überwiegt Mathematik und wird weniger Gewicht auf Sprachen gelegt. In der Handelsabteilung dagegen überwiegen wieder die Handelswissenschaft und die Sprachen. Die Schüler, die diese Abteilung absolviert haben, studieren gewöhnlich weiter in den höheren Handelsschulen oder erhalten höhere Posten in Handelshäusern.

Befremdend wirkt, daß die Naturwissenschaften, welche auf dem Stundenplan der dritten und zweiten Klasse der wissenschaftlichen Abteilung vorkommen, von dem Studienplan der Prima vollständig verschwinden, obschon es sich hier um künftige Ingenieure handelt. Diese Abiturienten haben übrigens auf jeden Fall ein Eintrittsexamen zur Universität zu bestehen.

Die Kinder werden zu dem Athenaeum vom elften Jahre ab zugelassen; so sind die Studien unter normalen Umständen nach sieben Jahren, also im 18. Jahre beendigt. Nach vier Jahren Universität werden sie dann Gymnasiallehrer, nach fünf Jahren Advokat, nach vier oder fünf Jahren Ingenieur und nach sechs Jahren Arzt. Colleges sind den Athenaeen ebenbürtige Gemeindeanstalten mit Hilfe des Staates, der die Lehrkräfte mit ernennt und beaufsichtigt, errichtet und unterhalten. Diese Lehrkräfte bekommen also eine Ausbildung auf der Universität, und zwar in den Fakultäten der Philosophie (Wijsbegeerte en Letteren) und in der Fakultät der Wissenschaften. Es soll hervorgehoben werden, daß hier eine große Kluft in der Ausbildung der Lehrkräfte besteht, die durchaus nicht praktisch ist. So zum Beispiel hat ein zukünftiger Gymnasiallehrer beim Verlassen der Universität nie die Gelegenheit gehabt, vor Schülern eine Stunde zu geben. Vor Jahren hat das Ministerium des Unterrichts vorübergehend einen Anlauf dazu genommen, indem es junge Lehrer in den Gymnasien hier und da, aber scheinbar ohne festen Plan, in die Athenaeen schickte, um in Anwesenheit des Klassenlehrers eine Stunde zu geben. Zu einem System hat sich diese Probe nie ausgewachsen, und seit Jahren hört man nichts mehr davon.

Ferner hat der Aspirantlehrer großen Schwierigkeiten zu begegnen und Erniedrigungen zu ertragen, um ernannt zu werden, da in Belgien politische und konfessionelle Einflüsse bei jeder Staatsernennung eine bedeutende, ja entscheidende Rolle spielen. So gab es viele Kandidaten, die Jahre auf eine ihnen zukommende Ernennung warten mußten; ein Übel, das übrigens, wie das ganze Staatsleben in Belgien, besonders den Unterricht und das Lehrerwesen von oben bis unten vergiftete; überall stand die Politik der Pädagogik im Wege und hemmte die Entwicklung oft der besten Kräfte.

Während Belgiens Vereinigung mit Holland (1815—1830) war dieser Unterricht vom Staat sehr gut eingerichtet. Nach der Revolution von 1830 ver-

Digitized by Google

schwanden alle diese Anstalten. Der Staat überließ diesen Unterricht den Gemeinden oder Privatleuten und begnügte sich damit, diese Schulen geldlich zu unterstützen, sofern sie gewissen unbestimmten Bedingungen entsprachen. Bis 1850 blieb alles der Willkür unterworfen. Da wurde der mittlere Unterricht durch ein Gesetz geregelt. Der Staat übernahm eine Anzahl dieser Gemeindeschulen und Athenaeen und fügte noch neue hinzu.

Seitdem hat sich der staatliche mittlere Unterricht weiter entwickelt, wurde aber bis auf den heutigen Tag, so in der Zahl der Schüler als in jener der Anstalten, durch den freien Unterricht weit überflügelt.

Der staatliche mittlere Unterricht der höheren Stufe für Knaben umfaßt die königlichen Athenaeen, das heißt Staatsathenaea und die Gemeindecolleges und -Athenaea. Der Staat hat bis jetzt solche für Mädchen nicht eingerichtet. Es gibt vier solcher privater Unternehmungen, zwei in Brüssel, eine in Gent und eine in Antwerpen, aber noch unvollständig. Der Staat ernennt die Lehrer der Athenaea; die Gemeinden diejenigen der Gemeindecolleges, die aber vom Staate eine Zulage erhalten. Es gab in Belgien am 31. Dezember 1911: 20 Athenaea vom Staat mit 6322 Schülern; drei Gemeindeathenaea mit 237 Schülern und sieben Gemeindecolleges mit 782 Schülern.

Der freie mittlere Unterricht der höheren Stufe umfaßt die patronisierten und die nichtpatronisierten Colleges.

Die ersten fast alle durch Geistliche geführt, werden vom Staat inspiziert und geldlich unterstützt. Ebenso wie die Staatsanstalten, sind diese verpflichtet, sich an den jährlichen Wettkämpfen unter allen mittleren Anstalten zu beteiligen. Die Lehrer werden durch die Besitzer dieser Anstalten ernannt und sind keiner Bedingung in Bezug auf Diplom oder Zeugnis unterworfen. Belgien besitzt neun solcher Colleges mit 958 Schülern (Dezember 1911). Am 31. Dezember 1912 gab es in Belgien 121 nichtpatronisierte freie Anstalten des mittleren Unterrichts der höheren Stufe mit 21 633 Schülern; in Brabant zählte man 23 dieser Anstalten mit 4590 Schülern; in den rein vlamischen Provinzen Antwerpen, Ost- und Westvlandern und Limburg 54 Anstalten mit zusammen 7851 Schülern.

Für den mittleren Unterricht der unteren Stufe für Knaben ist derselbe Unterschied zu machen. Diese zerfallen auch in offizielle und freie Schulen. Am 31. Dezember 1911 gab es in Belgien 82 Staatsmittelschulen für Knaben mit 15 693 Schülern, 6 Gemeindeschulen mit 2987 Schülern und 6 patronisierte mit 542 Schülern. In diesen Zahlen und in den folgenden sind auch die Schüler der vorbereitenden Abteilung einbegriffen.

Es gab dagegen 136 vollständig freie mittlere Schulen für Knaben mit 22 365 Schülern. Diese sind meistenteils in den Händen der Bischöfe und Klosterorden. Von diesen 136 Anstalten befinden sich 35 in Brabant mit 4838 Schülern und 75 im rein vlamischen Lande mit 14718 Schülern.

Derselbe Unterschied trifft auch den mittleren Unterricht für Mädchen. Es gab solcher am 31. Dezember 1911 in Belgien 35 vom Staate mit 6705 Schülerinnen und 10 Gemeindemittelschulen mit 3072 Schülerinnen.

Dagegen gab es aber 280 freie Mittelschulen für Mädchen mit 36 646 Schülerinnen, wovon 37 Schulen in Brabant mit 4808 Schülerinnen und 154 im rein vlamischen Land mit 24 485 Schülerinnen.

Der freie mittlere Unterricht der unteren Stufe in den vier rein vlamischen Provinzen umfaßt also — Knaben und Mädchen zusammengezählt — 39 203 Kin-

Digitized by Google

der; in Brabant allein 9646, von denen mehr als die Hälfte zweifellos auch vlamische Kinder sind.

Auf alle diese Mittelschulen der unteren Stufe, wie wir weiter noch ausführen werden, finden die Gesetzesbestimmungen betreffend die vlamische Unterrichtssprache keine Anwendung. Erwähnung verdient es noch, daß fast mit allen freien Mittelschulen Kostschulen (Pensionate) verbunden sind, was so gut wie gar nicht vorkommt bei den Staatsanstalten. Dieser Umstand, nebst der erwähnten Freiheit, macht es den freien Schulen möglich, mittels der anhaltenden Einwirkung, welche die Leitung und die Lehrkräfte auf die Kinder ausüben können, die Französirung systematischer als die Staatsanstalten zu betreiben.

Vor 1850 gab es, so zu sagen, in dem mittleren Unterricht keinen vlamischen Unterricht. Einem amtlichen Bericht zufolge von 1846 wurde das Vlamische nur in den Anstalten für mittleren Unterricht von Ath, Mons, Doornik (alle im Wallonenland) geduldet; dann in Antwerpen, Brügge, Brüssel, Gent, St. Truiden (St. Trond). Die Zahl der Stunden, die man dem Unterricht der vlamischen Sprache widmete, war lächerlich klein, wie aus dieser Aufstellung hervorgeht:

| | Erstes Jahr | Zweites Jahr | Drittes Jahr | Viertes Jahr | Fünftes Jahr | Sechstes Jahr | Siebtes Jahr | Zusammen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ath ..... | 2 | — | — | — | — | — | — | 2 Stunden |
| Antwerpen . | 3 | 2 | 1 | 1 | 1 | 1 | — | 9 „ |
| Mons ..... | 1½ | — | — | — | — | — | — | 1½ „ |
| Brügge .... | 2 | 2 | 2 | 2 | 1 | 1 | 1 | 11 „ |
| Brüssel .... | 2 | 1 | 1 | — | — | — | — | 4 „ |
| Doornik ... | 2 | 2 | 1 | — | — | — | — | 5 „ |
| Gent ..... | 3 | 5 | 3 | — | — | — | — | 11 „ |
| St. Truiden | 4 | 2 | 2 | — | — | — | — | 8 „ |

Es gab keinen Lehrplan, keine fähige Lehrkräfte; in allem herrschte die Willkür.

Durch das Gesetz von 1850 wurden 10 königliche Athenaea und 50 Mittelschulen für Knaben errichtet. Durch dieses Gesetz wurde ein gründlicher Unterricht in der vlamischen Sprache vorgeschrieben und zwar in jenem Teile des Landes, wo diese Sprache gesprochen wird; durch das Fehlen aber von geeigneten Kräften blieb diese Vorschrift meistens unausgeführt; besonders in den höheren Klassen wurden so gut wie keine vlamischen Stunden gegeben und wo es dann noch geschah, wurden die Erklärungen auf Französisch erteilt, so daß man diese Monstrosität wahrnahm, daß vlamische Kinder ihre Muttersprache auf Französisch lernen sollten.

Durch ministeriellen Erlaß von 1852 wurde das Vlamische auf den Lehrplan der Mittelschulen gebracht, und zwar mit vier Stunden für das erste und zweite Lehrjahr und mit drei Stunden pro Woche für das dritte. Die Unterrichtssprache blieb ebenwohl das Französische für alle andern Fächern.

Man versäumte es aber, für die Ausbildung von den nötigen Lehrkräften zu sorgen. Erst in 1863 wurde hiermit ein Anfang gemacht, indem eine vlamische Mittelschule in Brügge errichtet wurde, wo zwar das Vlamische gründlich gelehrt wurde, aber alle andern Fächer auf Französisch unterrichtet wurden.

1863 wurde auch vom Staate ein Ausschuß eingesetzt, um Fähigkeitszeugnisse für den niederländischen, deutschen und englischen Unterricht auszustellen; eine methodische Einrichtung aber von Normalunterricht zum Ausbilden vlamischer Lehrkräfte wurde noch nicht ins Auge gefaßt.

Digitized by Google

Gab es hier und da auch Minister, die den guten Willen hatten, so stießen sie durchweg auf den Widerstand der französischen höheren Bürgerbevölkerung Vlanderns. Auf Vorschlag des Verbesserungsausschusses des mittleren Unterrichts entschloß sich der damalige Minister Alfons Vandenpeereboom in der lateinischen Rhetorika (Prima) der vlamischen Athenaea, wo bis da kein Niederländisch gegeben worden war, eine Stunde die Woche dem Studium dieser Sprache zu widmen (22. April 1864). Der leitende Ausschuß des Genter Athenaeums protestierte im Namen der Freiheit beim Minister, der seine Verfügung rückgängig machte. Dieser Fall zeichnet den Geist jener Zeit. Langsam, aber sicher, setzte sich aber die vlamische Bewegung durch und 1874 endlich wagte es der Minister, das Niederländische obligatorisch zu machen, sowohl in den wallonischen als in den vlamischen Gebieten. Um tüchtige Lehrer ausbilden zu können, wurde in der Lütticher höheren Normalschule, damals mit der Universität verbunden, eine besondere germanische Abteilung errichtet (8. Mai 1874). Die Wallonen widersetzten sich aber dem auferlegten vlamischen Unterricht in der Wallonie und in 1876 gab der Minister dem wallonischen Drucke wieder nach und bestimmte, daß es in den wallonischen Athenaeen den Schülern freigelassen werden sollte, eine der drei modernen Sprachen zu wählen (Niederländisch, Deutsch oder Englisch), die dann auch obligatorisch sein sollte in der alten Humaniora gegen deren zwei in der modernen Humaniora. Dieser Zustand besteht noch. Als nun die Vlamen das Gesetz zur Reglung des Sprachengebrauches in Rechtssachen 1873 und das andere, betreffend die Verwaltungssachen, 1878 erhielten, fanden sich nicht genügend Beamte vor, um diese Gesetze ehrlich auszuführen, da sie kein Vlamisch im mittleren Unterricht gelernt hatten. Diese Schwierigkeit veranlaßte neue Maßnahmen zugunsten des vlamischen Unterrichts im mittleren Unterricht. Eine diesbezügliche Rede des Dichters Jan van Beers, Oberlehrer am Athenaeum in Antwerpen: „Der Hauptmangel in unserem mittleren Unterricht", die er 1876 im Gemeindekollegium von Antwerpen hielt, machte großes Aufsehen in den pädagogischen Kreisen. Auch die Politiker wurden auf die Lage aufmerksam und 1881 brachten die Volksvertreter Edw. Coremans, der Vater der beiden ersten Sprachgesetze, und Julius De Vigne einen Gesetzentwurf ein. Daraus entstand das Gesetz vom 15. Juni 1883, betreffend den Gebrauch des Niederländischen im mittleren Unterricht im vlamischen Teil Belgiens.

In der Hauptsache bestimmt dieses Gesetz folgendes:

In den Mittelschulen und Athenaeen des vlamischen Landes wird die niederländische Sprache auf Niederländisch unterrichtet. Die englische und deutsche Sprache werden lediglich auf Niederländisch gegeben, bis die Schüler stark genug sind, um diesem Unterricht in der unterrichteten Sprache selbst zu folgen. Mindestens zwei andere Fächer werden ebenfalls noch in niederländischer Sprache gelehrt. Ein ministerieller Erlaß von 1886 schrieb vor, daß diese zwei Fächer Geschichte und Geographie einerseits und Naturwissenschaft andererseits sein sollten. Einer Erklärung des Ministers van Humbeeck zufolge (1883) wurde Brüssel zum vlamischen Teile Belgiens gerechnet, mit der Bedingung aber, daß auf Grund des Art. 5 des Gesetzes wallonische Abteilungen neben den vlamischen, wenn es nötig sein sollte, einzurichten wären. Dieses Gesetz trifft die offiziellen Anstalten des mittleren Unterrichts der unteren und höheren Stufe.

Für Brüssel wurde also eine Doppeleinrichtung vorgesehen. Daraus konnten Schwierigkeiten entstehen, die dann auch in der Kammer zur Sprache kamen und zwar in der Sitzung vom 30. November 1886. Der Volksvertreter Buls, Bürgermeister von Brüssel und Vorsitzender der „Ligue de l'Enseignement" sagte:

Digitized by Google

Hier stoßen wir auf die Schwierigkeit, die soeben von Herrn Magis angedeutet wurde, nämlich die: Wie werden wir die wallonischen von den vlamischen Kindern unterscheiden! Nichts ist einfacher. Wir werden hier verfahren, wie wir es tun in unsern städtischen Volksschulen. Der Lehrer befragt das Kind und stellt fest, ob das Kind vlamisch oder französisch spricht. Spricht und versteht es leichter vlamisch wie französisch, so wird es einfach in die rein vlamische Klasse gesetzt, wenn besser französisch, in eine rein französische Klasse. Eine Stimme: Mit Zustimmung der Eltern? Herr Buls: Nein, aber ich komme auf den Punkt. Aus diesem Grunde behaupte ich, daß es sich um eine pädagogische Frage handelt und ich könnte nicht zugeben, daß man in pädagogischen Fragen die Eltern zu Rate ziehen soll. Herr Thonissen (Minister des öffentlichen Unterrichts): Sie haben recht. Herr Buls: Unsere Schulen würden zum Turm von Babel werden.

Es ist unbedingt nötig, daß derjenige, der es auf sich nimmt, den Unterricht einzurichten, genau weiß, was er will und ein scharf bestimmtes Ziel vor Augen habe. Dieser Standpunkt ist auch derjenige der Flaminganten; sie sehen auch ein, daß die absolute Freiheit der Eltern in dieser Frage keine gedeihliche sein kann, ja, daß ihre Franztollheit bekämpft werden muß, da diese die bittere Frucht eines fehlerhaften, antinationalen und antipädagogischen Unterrichtssystems ist.

Die vlamischfeindlichen Bürokraten im Ministerium und in den Gemeindeverwaltungen haben sich stets auf die „liberté des pères de famille" gestützt, um unsere besten Unterrichtsgesetze zu entkräften; der Kampf gegen diese Feinde unseres Stammes ist noch nicht ausgekämpft.

An anderen Stellen wird das Gesetz von 1883 auch nie gänzlich angewendet: eine Ausnahme soll gemacht werden für die Athenaea in Antwerpen und Brügge. Durchweg werden hier ein oder zwei Fächer der naturwissenschaftlichen Gruppe auf Niederländisch unterrichtet. Andere wissenschaftliche Fächer wie Mathematik, Buchführen werden wie vor 1883 weiter auf Französisch unterrichtet. In einzelnen vlamischen Athenaeen ist man bis heute (nach 33 Jahren) nicht dazu gelangt, das Gesetz sogar für die vorgeschriebenen Fächer, wie Geschichte und Geographie, zur Ausführung zu bringen; in andern wird vom Lehrer verlangt, daß er bei mehr oder weniger gemischten Klassen oder bei unwilligen Schülern, die technischen Ausdrücke oder seine Erklärungen zusammengefaßt auf Französisch wiederholt. Das Zeitraubende, Ermüdende, Schädliche, ja geradezu Verderbliche für die Ausbildung der vlamischen Schüler, diese Doppelsprachigkeit im Unterricht, ist unbestreitbar und zeigt uns das ganze Jammerbild dieser Zustände.

Kurz, selbst da, wo das Gesetz ehrliche Anwendung findet, werden trotzdem noch die Mehrheit der Fächer auf Französisch gegeben, wie aus beigefügter Tabelle hervorgeht:

Mittelschulen der untern Stufe.
Werden auf Niederländisch unterrichtet.

| Fächer: | Erstes Lehrjahr | Zweites Lehrjahr | Drittes Lehrjahr |
|---|---|---|---|
| Niederländisch ..... | 6 | 6 | 6 |
| Deutsch ..... | (3) | (3) | (3) |
| Englisch ..... | (3) | (3) | (3) |
| Geschichte ..... | 2 | 2 | 2 |
| Geographie ..... | 1 | 1 | 1 |
| Naturwissenschaften . | 2 | 2 | 2 |
| | 11 | 11 | 11 |

Digitized by Google

Deutsch und Englisch werden größtenteils in der Sprache selbst gegeben. Nur eine von beiden ist obligatorisch.

Werden auf Französisch gegeben.

| Fächer: | Erstes Lehrjahr | Zweites Lehrjahr | Drittes Lehrjahr |
|---|---|---|---|
| Religion ..... | 2 | 2 | 2 |
| Französisch ..... | 5 | 5 | 5 |
| Mathematik ..... | 4 | 4 | 5 |
| Buchführung ..... | 1 | 1 | 1 |
| Zeichnen ..... | 3 | 3 | 3 |
| | 15 | 15 | 16 |

Zustand in den Athenaeen.

Alte Humaniora.

Werden auf Niederländisch gegeben.

| Fächer: | 7. | 6. | 5. | 4. | 3. | 2. | 1. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Niederländisch ..... | 6 | 6 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 |
| Deutsch ..... | — | — | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| Englisch ..... | — | — | — | (2) | (2) | (2) | (2) |
| Geschichte ..... | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| Geographie ..... | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 |
| Naturwissenschaften ..... | — | — | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| Gesamtsumme der obligatorischen Fächer | 9 | 9 | 6 | 10 | 10 | 10 | 10 |

Werden auf Französisch gegeben.

| Fächer: | 7. | 6. | 5. | 4. | 3. | 2. | 1. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Religion ..... | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) |
| Latein ..... | 6 | 7 | 8 | 8 | 8 | 8 | 8 |
| Griechisch ..... | — | — | 5 | 5 | 5 | 5 | 5 |
| Französisch ..... | 6 | 6 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 |
| Mathematik ..... | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 |
| Zeichnen ..... | 2 | 2 | 2 | (2) | (2) | (2) | (2) |
| Musik ..... | (1) | (1) | (1) | (1) | (1) | (1) | (1) |
| Obligatorische Fächer | 17 | 18 | 21 | 19 | 19 | 19 | 19 |

Digitized by Google

Moderne Humaniora.

Werden auf Niederländisch gegeben.

| Fächer: | 7. | 6. | 5. | 4. | 3. Wissensch. | 3. Handel | 2. Wissensch. | 2. Handel | 1. Wissensch. | 1. Handel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Niederländisch .... | 7 | 6 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 |
| Deutsch ..... | — | 2 | 4 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 2 | 2 |
| Englisch ..... | — | — | — | (2) | (3) | 3 | (3) | 3 | (2) | 2 |
| Geschichte ..... | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| Geographie ..... | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 | 1 |
| Naturwissenschaft . | — | — | 2 | 2 | 3 | 3 | 2 | 4 | 1 | 4 |
| Obligator. Fächer | 10 | 11 | 12 | 11 | 12 | 15 | 11 | 16 | 9 | 14 |

Werden auf Französisch gegeben.

| Fächer: | 7. | 6. | 5. | 4. | 3. Wissensch. | 3. Handel | 2. Wissensch. | 2. Handel | 1. Wissensch. | 1. Handel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Religion ..... | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) | (2) |
| Französisch..... | 7 | 8 | 7 | 7 | 5 | 5 | 5 | 5 | 6 | 6 |
| Mathematik ..... | 3 | 3 | 4 | 4 | 6 | 3 | 6 | 3 | 3 | 3 |
| Handelswissensch.. | — | — | — | 2 | — | 3 | — | 4 | — | 4 |
| Zeichnen..... | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | (2) | 3 | (2) | 4 | (2) |
| Obligator. Fächer | 12 | 13 | 13 | 15 | 13 | 11 | 14 | 12 | 13 | 13 |

Das Französische hat demnach im offiziellen mittleren Unterricht trotz des Gesetzes von 1883 den Löwenanteil behalten.

Wunder kann es übrigens nicht nehmen, daß dieses Gesetz ungenügende Anwendung findet, da größtenteils versäumt wurde, die nötigen Maßnahmen, um die erforderlichen Lehrkräfte zu beschaffen, zu treffen. In der mittleren Normalschule für die Ausbildung von Lehrern in Gent wurden seit 1885 die nötigen Fächer bei Mittel des Niederländischen unterrichtet, um Lehrkräfte auszubilden, die befähigt sind, das Gesetz auszuführen. Nichts ähnliches aber geschah weder in der mittleren Normalschule für Mädchen in Lüttich noch in Brüssel.

In Brüssel wurde erst in 1913 eine vlamische Abteilung in der mittleren Normalschule für Mädchen eingerichtet, aber auch da nimmt noch das Vlamische nicht die ihm gebührende Stelle ein.

Zwecks Heranbildung vlamischer Lehrkräfte für die Athenaea und Colleges kamen 1884 in der Hochschule in Gent vlamische Normalkurse zustande, für die Ausbildung von Lehrern in den germanischen Sprachen, Geschichte und Geographie, wurden aber 1890 wieder aufgehoben und jetzt werden diese Lehrkräfte in den Fakultäten der Genter Universität ausgebildet, wo alle Fächer, außer den germanischen Sprachen auf Französisch unterrichtet werden. So geschah das Unglaubliche, daß ein früherer Ulanenoffizier beauftragt wurde, Geographie auf Vlamisch zu dozieren

Digitized by Google

und unter dem spöttischen Lächeln seiner Studenten, diesen vorschlug, lieber auf Französisch zu dozieren, da er sich in seiner Unkenntnis des Vlamischen zum Verfolger statt Nachfolger seines Vorgängers vorstellte, und müssen die gutmütigen Vlamen eine Wissenschaft auf Französisch lernen, die sie nachher auf Vlamisch lehren müssen!! Dieses Widerspruchsvolle, dieser Mangel an Zusammenhang ist übrigens allgemein im belgischen Unterricht und stets zum Schaden der Vlamen.

Eine andere Schwierigkeit für die Anwendung des Gesetzes lag in dem Fehlen von geeigneten Handbüchern, die ersten Jahre nach 1883. Jetzt ist das Übel größtenteils verschwunden und haben die Schüler nicht mehr die Qual, auf Vlamisch Unterricht mit französischen Handbüchern zu erhalten.

Die literarischen Fächer: Muttersprache, zweite Sprache, Geschichte und Geographie werden also im vlamischen Lande auf Vlamisch unterrichtet; die wissenschaftlichen: Mathematik, Handel und Wissenschaft, auch wohl ein Fach der Naturwissenschaften auf Französisch. Für die wissenschaftlichen Fächer befinden sich demnach die Vlamen in einer ungünstigeren Lage als die Wallonen, die ihren ganzen Unterricht einheitlich in ihrer Muttersprache erhalten.

Die Resultate der allgemeinen jährlichen Wettkämpfe der Prüfungen unter allen mittleren Schulen des Landes geben diesem Übelstand beredten Ausdruck.

Hierzu diese Tafel: Wettkämpfe während der Jahre 1901—1908:

Literarischer Teil.

| | Gesamtzahl der beteiligten Schüler in 8 Jahren | Gesamtzahl der erhaltenen Preise 0.8% der Punkte | Gesamtzahl der erhaltenen Auszeichnungen |
|---|---|---|---|
| Schüler in Groß-Brüssel . | 248 | 7 (2.8 %) | 34 (13.7 %) |
| Schüler im vlamischen Land | 740 | 53 (7 %) | 219 (29 %) |
| Wallonische Schulen ..... | 1877 | 123 (6.5 %) | 512 (27 %) |

Wissenschaftlicher Teil.

| | Teilnehmer | Zahl der Preise | Zahl der Auszeichnungen |
|---|---|---|---|
| Schüler in Groß-Brüssel . | 248 | 5 (2 %) | 56 (22.5 %) |
| Schüler im vlamischen Land | 740 | 18 (2.4 %) | 128 (17.3 %) |
| Wallonische Schulen ..... | 1877 | 142 (7.5 %) | 673 (35.8 %) |

Diese Zahlen belehren. In den literarischen Fächern halten die Vlamen Schritt mit den Wallonen, in den Wissenschaften bleiben sie um die Hälfte zurück. Die vlamischen Studenten sind durchweg zwei Jahre älter als die wallonischen, wenn sie den mittleren Unterricht verlassen; die Schuld liegt an der französischen Unterrichtssprache. Ja, viele Vlamen beenden sogar ihre Studien nicht, aus demselben Grunde; daher auch ist die Zahl der wallonischen Studenten eine viel höhere als die der Vlamen, obschon die vlamische Bevölkerung eine Mehrheit von 2 Millionen aufweist. Aus einer vergleichenden Zusammenstellung über den Zeitraum 1893 bis 1903 geht hervor, daß auf eine wallonische Bevölkerung von 100 000 Köpfen

Digitized by Google

80 Studenten kommen für den höheren Unterricht, während bei den Vlamen nur 50. Es braucht keiner weiteren Ausführungen, um zu begreifen, welchen enormen Nachteil dieser Zustand, geistig wie wirtschaftlich, den Vlamen zufügt. Das Gesetz von 1883 findet keine Anwendung auf die freien, nicht vom Staate unterstützten Anstalten, welche nach 1883 fünfmal zahlreicher waren wie die staatlichen.

Diese freien Schulen, meistenteils Anstalten der Bischöfe und Klosterorden, da sie geschickt aus den französischen Neigungen der Eltern ihren Vorteil zogen, machten den Staatsanstalten eine unehrliche Konkurrenz. Sie räumen dem Französischen einen noch viel-größeren Platz ein und behandeln das Vlamische geradezu in verächtlicher Weise. In den meisten dieser Schulen herrscht eine systematische Bekämpfung des Vlamischen, so daß die Schüler gar eine Geldstrafe bekommen, wenn sie auf Vlamisch reden untereinander und zwar in der Spielzeit ertappt werden.

Jetzt kam die wenig empfehlenswerte Parteipolitik dazu. Die Liberalen wollten diesem Zustande ein Ende machen, ebenso wie die katholischen vlamischen Demokraten; der Einfluß dieser letzten wurde erst recht bedeutend nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechts (1894). Politische Propaganda unter den breiten Schichten des Volkes drängte sich auf und dafür hatten die Katholiken vlamische Intellektuelle nötig, um zu der Bevölkerung in derer eigenen Sprache zu reden. Die politischen Führer sahen dies bald ein und nun bekam die Verbreitung des Vlamischen im freien Unterricht einen bedeutenden Umfang. Zuerst mußte man sich mit einer persönlichen oder parteipolitischen Einwirkung begnügen, da die grundsätzliche Unterrichtsfreiheit nicht gestattete, gesetzlich einzugreifen.

Inzwischen gelang es auch, mittelbar diese Freiheit etwas einzuschränken. Durch das Gesetz von 1890 erhielten die Anstalten des mittleren Unterrichts der höheren Stufe das Recht, Abiturzeugnisse auszustellen, welche den Eintritt in die Universität gestatten. Im Jahre 1894, anläßlich der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, wurden den Inhabern dieses Zeugnisses zwei hinzukommende Stimmen zuerkannt. Demzufolge wurden die freien mittleren Schulen verpflichtet, ein Minimalprogramm anzunehmen und sich einer, wenn auch leichten Kontrolle beim Ausstellen der bewußten Zeugnisse zu unterwerfen. Diese bekamen eine gesetzliche Wirkung, indem sie politische Vorrechte verliehen. Aber keine Rechte ohne Pflichten, sagten die katholischen Vlamen, und erzwangen nun in den freien Schulen die Anerkennung des Gesetzes von 1883.

Zu diesem Zwecke brachte Edw. Coremans 1901 in der Kammer eine Gesetzesvorlage ein, die einen langen schmerzvollen Weg zurückzulegen hatte, bis sie endlich 1910 durch Franck und Segers umgearbeitet, zum Gesetze ward. Im Grunde war es, wie es der Minister Deschamps am 3. Mai 1910 im Senat erklärte, eine Ergänzung des Kapitels III des Gesetzes von 1890. Von der Vorprüfung sollten befreit werden: 1. Diejenigen, deren Abiturzeugnis für die ganze Dauer der mittleren Studien bestätigt: a) entweder, daß der Inhaber des Zeugnisses auf Vlamisch, außer Vlamisch, Deutsch und Englisch, mindestens noch zwei aus den folgenden Fächern: Latein, Griechisch, Religion, Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, zu wählenden Fächer gelernt hat; oder daß mindestens 8 Stunden pro Woche dem Unterricht des Vlamischen oder eines der höher aufgezählten, auf Vlamisch dozierten Fächer gewidmet wurden. b) daß wenigstens 3 Stunden in der Woche dem Unterricht von Französisch, Englisch oder Deutsch gewidmet wurden.

Digitized by Google

Für Groß-Brüssel wurden vlamische und wallonische Abteilungen vorgesehen. Das Gesetz kannte dem Vater die freie Wahl der Abteilung zu.

Die Bürokraten im Ministerium fanden in dieser Bestimmung ein Mittel, um „die Freiheit des Familienvaters" in den Athenaeen zur Anwendung zu bringen und sie ermöglichten es bald in den Athenaeen vom vlamischen Land, wie in Ostende und Hasselt eine wallonische Abteilung zu erzwingen, und wenn auch nur vier wallonische oder halbfranzösierte vlamische Schüler vorhanden waren. Die unbeschränkte Freiheit des Familienhauptes in den Staatsanstalten des mittleren Unterrichts wurde durch die Deutsche Verwaltung nicht anerkannt. Sie bestimmte (September 1915), daß die Schüler in Groß-Brüssel eingeteilt werden sollten durch eine Kommission, aus dem Rektor und zwei vlamischkönnenden Professoren zusammengesetzt. Der von befugter Seite gemachte Vorschlag, die Professoren bei der Einschreibung der Schüler anwesend sein zu lassen, und die Schüler im selbigen Augenblick zu prüfen und sofort einzuteilen, wurde leider nicht angenommen. Jetzt ist die Kontrolle nicht ernsthaft. Haben die beiden Professoren die zweifelhaften Schüler nicht in ihrer eigenen Klasse, so erfahren sie kaum davon, es sei denn zufällig oder durch Angabe eines Kollegen, wenn der gerade dazu geneigt ist. Jedenfalls kommt die Entscheidung manchmal nach Wochen erst, so daß der Schüler schon mit französischen Büchern versehen ist und dann der Vater in den gemachten Ausgaben einen willkommenen Vorwand findet, um seinen Sohn der endgültigen Französierung preiszugeben, zur innigen Genugtuung der französierenden Leitung und zum Ärger der gutgesinnten Professoren, die dann durch solche Schüler, unter den Stunden, auf Vlamisch, als ihnen geläufiger, befragt oder angeredet werden.

So ist es gelungen, über einen Umweg dem Unterricht der vlamischen Sprache auch in den freien Mittelschulen mehr Verbreitung zu geben, wenn man auch zugeben mag, daß die Kontrolle eine ungenügende ist.

Wir kommen zu folgendem Ergebnis: 1. Das Gesetz von 1883 findet Anwendung auf die staatlichen Anstalten für den mittleren Unterricht von beiden Stufen; 2. das Gesetz von 1910 bildet eine mittelbare Verpflichtung für die freien mittleren Unterrichtsanstalten der höheren Stufe, um ihren vlamischen Unterricht bis zu einem Minimum zu erweitern; 3. die freien mittleren Unterrichtsanstalten der unteren Stufe — meistenteils Mädchenschulen in Händen von Schwestern — unterstehen nicht der mindesten Kontrolle in Bezug auf den Gebrauch der vlamischen Sprache.

Aus allem geht deutlich hervor, wie überwiegend der französische Geist im mittleren Unterricht herrscht, zum Schaden alles Germanischen. Es genügt, um sich davon zu überzeugen, einen Blick in die Schulbücher, besonders in die Lesebücher und die Handbücher für Geschichte und Geographie zu werfen. Vor allem in den freien Anstalten werden Lehrbücher mit ausgesprochener französischer Geistesrichtung und antinationalem Sinn gebraucht. In überwältigender Mehrheit kommen alle Preisbücher jedes Jahr aus Paris. Diese wenigen Proben nur. In dem Genter „Institut de Kerchove", einer städtischen Anstalt, wird die Geographie von Foncin, Paris 1905, gebraucht. Darin lernen die vlamischen höheren Töchter: „Comment ne pas voir, en effet, l'utilité patriotique de la géographie. Jamais enseignement ne fut plus nécessaire à la France. Si nous voulons, nous Français, conserver une place dans le monde" ... In dem

Digitized by Google

Lesebuch von Guyau, das dort auch gebraucht wird, lesen wir: „Apprenons, de bonne heure à servir notre Patrie, la France!“ In der Grammatik von Frédéric von Bataille, die in mancher freien Anstalt benützt wird, heißt es in dem „Cours moyen et supérieur“, S. 160: „Sois le soldat de la patrie humiliée, qu'il faut venger et de la France à refaire.“

Und sogar die Handbücher von Belgiern verfaßt, stehen unter dem Einfluß und der Einwirkung der französischen Handbücher und Anschauungen, besonders die Geschichtsbücher, die sogar von Vlamen in weitgehender Unbewußtheit verfaßt oder nachgeschrieben werden. So z. B. in dem Handbuch der Weltgeschichte: Album-Manuel von Vermast und Hanus: „Le cardinal Mazarin acheva glorieusement la guerre de Trente ans.“ Dann bei der Behandlung der Kreuzzüge: „Der achte Kreuzzug endete mit einer großen Katastrophe: Dem Tode des Königs von Frankreich, Ludwig des Heiligen und vieler Mitglieder des französischen Königshauses.“

Warum aber weiter suchen, da wir die amtliche Bestätigung dieser traurigen Zustände besitzen. In einem gründlichen Bericht der Inspektoren des mittleren Unterrichts an den Minister (1900) betreffend die Ergebnisse des allgemeinen Wettkampfes jenes Jahres (Rapport triennal sur l'état de l'Enseignement moyen en Belgique) lesen wir: Was die geläufigen Anschauungen in den königlichen Athenaeen betrifft, so findet der Ausschuß (Jury) es bejammernswert, daß die nationale und vaterländische Gesinnung so wenig entwickelt ist. Eine große Anzahl Schüler sind ganz von den politischen Ideen Frankreichs durchdrungen, namentlich in Bezug auf die Religion und das Königtum und sie schreiben, wie wenn sie ihren Unterricht in einem Lycée in Paris genossen hätten. Die Jury ist der Meinung, daß es die höchste Zeit ist, diese Neigung zu bekämpfen, da sie sich fürs Vaterland als verderblich erweisen dürfte.

Daher die mehr als berechtigte, unabläßige Forderung aller wahrhaft vlamisch-fühlenden Männern: die Muttersprache Unterrichtssprache von unten bis oben. Dann erst bekommen wir einen gesunden vaterländischen, völkischen Unterricht, dem Lande zum Nutzen, zum Heile des Volkes.

Digitized by Google

# Luxemburgisches.

Von Prof. Dr. Nikolaus Welter in Luxemburg.

In einem Sonderheft über die Niederlande ist ein Aufsatz über Luxemburg und Luxemburgisches um so eher am Platz, als das Großherzogtum schon in der Stunde des Entstehens in ein allernächstes Verhältnis zu Holland trat und die damals geknüpften Bande auch heute noch nicht ganz getrennt sind. Zugleich ermöglicht eine übersichtliche Darlegung seiner Beziehungen zu den Nachbarländern einen Einblick in die seelische Eigenart unsers Volkes und leitet den Vorurteilslosen zu einem wenigstens nachsichtigen Verständnis unsers politischen Empfindens.

Dem neugeschaffenen König der Niederlande, Wilhelm I. von Oranien-Nassau, wurde durch den Wiener Kongreß (9. Juni 1815) das ebengeborene unabhängige Großherzogtum Luxemburg zugeteilt als Entschädigung für die an Preußens König abgetretenen Herrschaften Dillenburg, Hadamar, Diez und Siegen.

Diese Personalverbindung mit Holland dauerte 75 Jahre.

Anfangs wurde Luxemburg nicht als selbständiger Staat behandelt. Wilhelm I. hatte verfügt, daß Luxemburg, hinsichtlich seiner Vertretung im gesetzgebenden Körper und seiner politischen Einrichtungen, als ein Teil des Königreiches der Niederlande zu betrachten sei. Solche holländischen Bestrebungen wurden als Übergriffe empfunden und zeugten tiefes Unbehagen. Die Unzufriedenheit machte sich nach der belgischen Erhebung von 1830 in nicht mißzuverstehender Weise Luft.

Zur Freude Englands, dem das Vereinigte Königreich als Pufferstaat zwischen Preußen und Frankreich noch zu stark war, riß sich Belgien, mit Frankreichs Beistand, von Holland los, erklärte sich für unabhängig und gab sich eine äußerst freisinnige, die landesherrliche Gewalt ziemlich matt setzende Verfassung. Die Londoner Konferenz (1839) beließ die deutschredende Hälfte Luxemburgs als unabhängiges Großherzogtum unter dem Zepter Wilhelms I. Doch regte sich in dem um mehr als die Hälfte seines Bestandes geschmälerten Lande, in Erinnerung an das in Belgien Erreichte, stets lauter der Wunsch nach größeren politischen Freiheiten. Dieser Wunsch wurde in ungeahnter Fülle verwirklicht durch den edlen König Wilhelm II., der im Roten Jahre (1848) Luxemburg eine Verfassung gab, wodurch alle Gewalt in die Hände der Nation gelegt wurde. So freisinnig war diese Verfassung, daß sie, unter dem Drucke des Deutschen Bundes, dessen Auffassung von einem monarchischen Staate sie mit nichten entsprach, durch den Staatsstreich von 1856 abgeschafft wurde. Der Sohn Wilhelms II. beanspruchte darin alle Gewalten für sich und setzte die Abgeordnetenkammer wieder auf den Stand einer in ihren Befugnissen stark beschränkten Ständekammer herab.

Als aber der Deutsche Bund 1866 aus den Fugen gefallen war, erhielt Luxemburg am 17. Oktober 1868 sein noch geltendes staatliches Grundgesetz, das den Großherzog als Träger der staatlichen Oberhoheit einsetzt, der Volksvertretung aber durch das Recht der jährlichen Steuerbewilligung die Möglichkeit gibt, bei grundsätzlicher Unstimmigkeit mit der Krone, durch Verweigerung der jährlichen Staatshaushaltsgelder die Verwaltungsmaschine ins Stocken zu bringen. Die Vernunftehe Luxemburgs mit Holland wurde durch den Tod Wilhelms III. (1890) geschieden. Laut Familienvertrag fiel das Großherzogtum an den nächsten männlichen Agnaten, Herzog Adolf aus der Linie Nassau-Weilburg.



Digitized by Google

Unsere Beziehungen zu Holland waren eigentlich nur politische gewesen. Ein Verhältnis von Volk zu Volk wurde nicht gezeitigt. Die beiden Länder blieben sich im Grunde fremd. Auch ihren König-Großherzog bekamen die Luxemburger nicht allzuhäufig zu Gesicht. Aber eine Stätte in ihrem Herzen bereiteten sie dem Prinzen Heinrich, der als Statthalter seinen königlichen Bruder Wilhelm III. in der Regierung des Großherzogtums vertrat (1850—1879). Prinz Heinrich hat in mancher aufregenden Stunde den Luxemburgern Treue gehalten. Er bleibt unser volkstümlichster Fürst und lebt in der Geschichte des Landes fort als Heinrich der Gute.

Ganz sind die beiden Länder seit Wilhelms III. Tode doch nicht auseinandergekommen. Unsere rechtsmoselanischen Nachbarn schimpfen uns, in besonders schlechter Laune, noch immer gerne „Holländer", was uns aber nicht besonders kränkt. Im Gegenteil. Wir lassen das rotweißblaue Banner, dessen heitern Farbendreiklang wir 1815 von Holland übernommen haben, nur um so munterer fliegen.

Bei den auswärtigen Regierungen und in den größeren Städten, wo Luxemburg keine Geschäftsträger oder Vertreter hat, liegt die Sorge um das Wohl Luxemburgs und seiner Bürger in den Händen der holländischen Gesandten und Konsuln. Die Beamten kommen auch diesen Nebenpflichten mit solcher Gewissenhaftigkeit nach, daß die luxemburgische Regierung sich noch in allerjüngster Zeit veranlaßt fühlte, ihren Verdiensten um unser Land und seine im Ausland weilenden Bewohner in öffentlicher Kammersitzung uneingeschränkte Anerkennung zu spenden. Besonders lebendig aber ist die nach Holland weisende Vergangenheit wieder seit Kriegsausbruch geworden. Niemals vielleicht haben wir des neutralen Oranierstaates herzlicher gedacht. Neben der Schweiz ist es ja Holland, das in den Grenzen der Möglichkeit darum bekümmert bleibt, dem eingeschlossenen Luxemburg in der Ernährungsnot zu Hilfe zu kommen.

Inniger als mit den Nordstaaten der Niederlande gestaltet sich Luxemburgs Verhältnis zu den südlichen Provinzen, zu Belgien. Die Verwandtschaft zwischen Luxemburg und Belgien reicht in die ältesten Zeiten zurück. Unser glänzendstes Fürstengeschlecht, Ermesinde (1196—1247) und ihre Nachkommen, haben belgisches Blut in den Adern. Aus Belgien holte sich Graf Heinrich VI. seine Gattin, die Mutter Kaiser Heinrichs VII. Aus Belgien führte Heinrich VII. Margareta von Brabant heim, die Mutter König Johanns des Blinden, die Stammutter der böhmisch-luxemburgischen Kaiser. Mit der Besetzung des Herzogtums Luxemburg durch Philipp den Guten von Burgund (1443) teilte unser Land Jahrhunderte hindurch die Geschicke der burgundisch-spanisch-österreichischen Niederlande. Die ziemlich große politische Selbständigkeit, deren es sich unter Österreichs Herrschaft erfreuen durfte, erklärt zum Teil den starken Unabhängigkeitssinn des Luxemburgers. Auf Antrag des Deutschen Bundes 1815 seiner wichtigen Festung wegen von Belgien losgelöst, konnte der neue Kleinstaat sich den Luxus leisten, zwei sprachlich ziemlich schroff geschiedene Hälften zu einem politischen Ganzen zusammenzubinden, und davon ging die wallonische Hälfte an Umfang über die deutsche hinaus.

Belgien und Luxemburg hatten miteinander gemein denselben Freisinn der politischen Hoffnungen und Bestrebungen. Das flache Land folgt 1830 dem Rufe Brüssels und schließt sich dem Aufstand an. Nur die von deutschen Truppen besetzte Hauptstadt verharrt notgedrungen im Gehorsam gegen Wilhelm I. Das übrige Großherzogtum wird als belgische Provinz verwaltet. Dann nehmen die

Digitized by Google

Londoner Beschlüsse den großen Längsschnitt vor und das deutschredende Luxemburg wird, allerdings unter Einbuße wichtiger Teile, wie z. B. Arels, als Großherzogtum an Wilhelm I. zurückgegeben.

Seither gehen Luxemburgs innerstaatliche Erlebnisse ihre eigenen Wege. Aber die Beziehungen zu Belgien blieben doch mehr als nachbarlich. Eine jahrhundertalte gemeinsame Vergangenheit, eine unleugbare Verwandtschaft in Volkscharakter und Anschauungen, reißen nicht so leicht ab. Zahlreiche Luxemburger brachten es noch bis in die jüngste Zeit in belgischen Diensten als Staatsmänner, Rechtsgelehrte, Offiziere, Professoren, Ingenieure zu hohen Würden und großem Einfluß. Die belgischen Hochschulen wurden fleißig besucht. Bequeme Bahnverbindungen machten Brüssel zu der nächstgelegenen Großstadt und den flandrischen Strand zur vertraulichen Sommerfrische. Belgische Gesetze galten den luxemburgischen Solonen als Muster nach Inhalt und Ausdruck.

Die Dauer dieser freundnachbarlichen Beziehungen wurde durch die verwandtschaftlichen Bande zwischen der Gemahlin Alberts I., Elisabeth von Bayern, und unserm heimischen Fürstenhause verbürgt.

Da kam der Schicksalssommer 1914. Luxemburg und Belgien wurden rasch nacheinander besetzt. Über Belgien brach dabei namenloser Jammer herein. Kein Wunder, daß den vom Äußersten glücklich verschonten Luxemburger des belgischen Vetters in tiefster Seele erbarmte. Er eilte, jenseits seiner westlichen Grenze der nächsten und herbsten Not nach Kräften zu steuern. Und noch heute wird sein Gefühl den Kriegsführenden gegenüber durch das dem Lande Alberts I. bereitete Schicksal entscheidend beeinflußt.

Recht bezeichnend gestaltete sich auch das Verhältnis Luxemburgs zu Frankreich. Gerade unsere Beziehungen zu dem mächtigen südwestlichen Nachbarn begegnen in Deutschland nur ausnahmsweise einem nachsichtigen Verständnis. „Die Luxemburger sind doch ein deutscher Stamm", so heißt es, und an diese bündige Feststellung knüpfen sich sämtliche Erwartungen und Forderungen. Aber mit einer heftigen Handbewegung ist nun einmal dieses Verhältnis nicht zu erschöpfen; so gar „kerndeutsch" ist der Luxemburger nicht geworden und konnte es nicht werden.

Politisch gehört Luxemburg schon seit einem halben Jahrtausend nicht mehr zu Deutschland. Unser einziges Fürstengeschlecht, das man als deutsches bezeichnen kann, sind die Nachkommen des ersten Grafen Siegfried (963—998), der ein Zeitgenosse der Ottonen und der Schwiegervater Kaiser Heinrichs II war. Schon unter Heinrich von Namür (1156) wird der Bund mit der Wallonei geschlossen. Bald erobern französische Sprache und französische Sitte den Hof und die höheren Stände. Die lateinischen Urkunden werden in der Wallonei durch französische abgelöst. Heinrich VII. (gest. 1313), der deutsche König, sein Bruder, der große Erzbischof Balduin von Trier, sind französisch nach Erziehung und Sprache, was sie aber nicht hindert, als Fürsten des Reiches so gut deutsch zu fühlen, wie die Deutschesten ihrer Zeitgenossen. Heinrichs Sohn, Johann von Böhmen, der deutsche Kaiser Karl IV., sein Enkel, heiraten französische Prinzessinnen. Beide kämpfen als Bundesgenossen des verschwägerten Frankreichs in der Schlacht bei Crécy (1346) und besiegeln die Freundschaft mit ihrem Blut. Der deutsche König Karl wird verwundet und muß fliehen. Der blinde deutsche Wahlfürst läßt sich lebensmüde in den Schwertreigen hineinführen und findet einen vielgerühmten Tod. Unter König Johann taucht in Luxemburg die erste Urkunde in deutscher Sprache auf. Stets zahlreicher finden sie sich unter Herzog Wenzel und der Her-



Digitized by Google

zogin Elisabeth von Görlitz (Anfang des 15. Jahrhunderts). Damals bürgerte sich auch die Eidesleistung der Stände in deutscher Sprache ein und wurde in späteren Jahrhunderten, trotz der Zugehörigkeit zu den Niederlanden, von den Luxemburger Ständen eifersüchtig als besonderes Vorrecht in Anspruch genommen. Diesen Siegeslauf der deutschen Sprache hemmt und staut die burgundische Überrumplung (1443) auf lange Zeit. Verschiedentlich unterstand Luxemburg auch unmittelbar der französischen Herrschaft. Ludwig XIV. brachte auf dem berüchtigten Beutezug der sogenannten Réunionen, 1684, Land und Festung für dreizehn Jahre unter sein blutberieseltes Lilienzepter. Die letzten steinernen Überreste einer kriegerischen Vergangenheit zeigen noch heute trutzige Erinnerungen an den Riesenausbau der Stadt durch Ludwigs genialen Festungskünstler Vauban.

Hundert Jahre nach der Zurückerstattung Luxemburgs an das spanische Haus Habsburg wird das Land im Frieden von Campo Formio (1797) von Österreich abgetreten an die Republik Frankreich, dessen Heer die Festung im Juni 1794 zur Übergabe gezwungen hatte. Nun erlebt auch Luxemburg das rauschende Spektakelstück von Napoleons Aufstieg und Sturz. Zu Tausenden haben seine Landeskinder in den Heeren des Eroberers gedient und geblutet. Französisch wurde nun das Recht, französisch die Verwaltungen, und sie blieben es bis heute zugleich mit den in jenem byzantinischen Zeitalter eingeführten Amtstrachten der verschiedenen Beamtenkörper.

So sehr wurde in jenen Jahren das Deutsche außer Gebrauch gesetzt, daß es erst 1825 unter die Pflichtfächer des 1817 eingerichteten mittleren Unterrichtes aufgenommen wurde und sich Jahre lang mit zwei Wochenstunden begnügen mußte. Seither, besonders nach der Lostrennung der wallonischen Hälfte, hat sich das Verhältnis bedeutend zu Gunsten des Deutschen verschoben. Stets aber behauptet das Französische in Gesetzgebung und Verwaltung eine bevorzugte Stellung und erfreut sich in gebildeten Kreisen einer ausgesprochenen Vorliebe. Aus sehr begreiflichen Gründen. Frankreich wirkt auf die empfänglichen Nachbarn mit dem Zauber einer alten hohen Kultur, als das Land der freien gefälligen Sitte, der wohlgefügten, leichtfließenden Rede, der zweckvollen Klarheit, des guten Geschmackes. Bei ihm holt sich der Durchschnittsluxemburger Maß und Muster zu seinen Urteilen in Kunst, Literatur und Theater. Aber auch unser Volk ist im 19. Jahrhundert der französischen Nation sehr nahe geblieben. Ein natürliches Gefühl zieht es nach dem schönen Lande, wo das Brot so weiß ist und der Wein so billig und wo es sich, trotz allem, sogar für den Herrgott soll herrlich leben lassen. Der junge Landwirt, der junge Handwerker machten gerne eine Lehrzeit in Frankreich durch. Von diesem „Tour de France" brachten sie heim eine unverwüstliche Liebe zu Land und Leuten; es knüpften sich nahe und nächste verwandtschaftliche Beziehungen und viele ließ es überhaupt nicht mehr heim.

Vor Kurzem noch galt die Scherzfrage: „Wie heißt die Hauptstadt Luxemburgs?" — Antwort: „Paris." — Denn in Paris sollten mehr Luxemburger leben als in der Stadt Luxemburg selbst.

Damit erklärt sich auch die für Deutschland so aufreizende Mär, als kämpften über 9000 Luxemburger in den französischen Reihen, eine Übertreibung, die der Eingeweihte mit Achselzucken abtut. Aber bei dem im Laufe des 19. Jahrhunderts so starken Hinüberpilgern nach Frankreich ist es nur zu natürlich, daß das französische Heer verschiedene Tausende einschließt, die luxemburgischer Abstammung sind, von Großvater und Vater her, oder die durch eigene Wahl Franzosen wurden

Digitized by Google

und dem neuen Vaterlande nun die Mannenpflicht leisten müssen. Gerade dieser Umstand bewiese dann auf das Schlagendste die überaus lebendige Anziehung Frankreichs, das mit so mannigfachen Kräften und Reizen ausgestattet ist. Unwiderstehlich wirkt es vor allem mit dem Magnet des Freiheitsgedankens. Frankreich bleibt auch für den Luxemburger die Flammenwiege, von wo Volksfreiheit und Bürgerrecht ihren Ausgang nahmen, zum Rundgang durch Europa und die Welt. Dieser Liebe tut auch keinen Abbruch die geschichtliche Erfahrung, daß sich die Luxemburger gegen keinen Angreifer häufiger und zäher verteidigen mußten als gegen Frankreich. Wenn es sich aber gegen den verführerischen Feind so überzeugt zur Wehr setzte, so beweist das doch wieder, wie sehr es seine früh erkannte und hochgewertete Eigenart und Selbständigkeit behaupten will. Im Jahre 1867 suchte bekanntlich Napoleon III., um die moralische Schlappe, die er durch Preußens Sieg bei Königgrätz erlitten, etwas auszugleichen, das Großherzogtum von Wilhelm III. zu kaufen. Werber im französischen Solde durchzogen das Land und machten Stimmung. Bald aber setzte die Gegenbewegung ein und, als durch den Londoner Vertrag (1867) jede Gefahr beseitigt wurde, da jubelte es durch das Land, hellstimmiger als je: Wir wollen bleiben was wir sind!

Keinem seiner Nachbarn ist das Großherzogtum Luxemburg politisch oder wirtschaftlich enger verbunden gewesen als Deutschland. Keinem aber steht es trotzdem mit größerer Zurückhaltung gegenüber.

Die Freude der Luxemburger über die 1815 wiedergewonnene Selbständigkeit wurde arg gedämpft durch den Beschluß, Luxemburg sei dem Deutschen Bund einzuverleiben und die Hauptstadt erhalte als Bundesfestung eine deutsche Besatzung. Gerade die Furcht vor der deutschen Besatzung nötigte die Hauptstadt auch zum Gehorsam gegen Holland, während ja das übrige Land der belgischen Bewegung beitrat. Trotz des ausgesprochenen Widerstrebens mußte das arg verstümmelte Großherzogtum 1839 zum Deutschen Bund zurückkehren. Zugleich wurden dadurch die wirtschaftlichen Beziehungen mit Belgien, die der Landwirtschaft und der Mehrzahl der Gewerbe die natürlichsten Vorteile verbürgten, zerrissen. Preußen suchte aus politischen Gründen das Großherzogtum in seinen wirtschaftlichen Bereich zu ziehen. Halb gezwungen gab Wilhelm II. von Holland durch Vertrag vom 8. Februar 1842 dem Zollanschluß Luxemburgs an Preußen seine Genehmigung. Unter dem Gewicht des Deutschen Bundes wurde bekanntlich die demokratische Verfassung von 1848 aufgehoben.

Als Luxemburg durch die Auflösung des Deutschen Bundes 1866 frei geworden war, da mußte es allerdings Bismarck sein, der die napoleonischen Kaufgelüste durch ein scharfes Halt! niederschlug. Sonst hätte das Großherzogtum 1871 wohl das Schicksal Elsaß-Lothringens geteilt: Eine Gunst, die der Kanzler später wohl als Ironie der Weltgeschichte belächelt haben mag.

Um so straffer aber zogen sich seither die wirtschaftlichen Riemen. Das Zollanschlußverhältnis zu Preußen erfuhr durch die Neutralitätserklärung (1867) keine Änderung. Eine Bestimmung des Frankfurter Friedens (1871) überwies dem Deutschen Reiche als Rechtsnachfolger der französischen Ostbahngesellschaften den Pachtbetrieb der Wilhelm-Luxemburg-Bahnen. Die luxemburgische Regierung fand sich notgedrungen mit dieser Betriebsübertragung ab und setzte ihrerseits die Bestimmung durch, daß während der Betriebsdauer das Zollanschlußverhältnis nicht gekündigt werden könnte. Der Vertrag mit der Ostbahngesellschaft aber lief bis zum 31. Dezember 1912. Aus wirtschaftlichen Erwägungen schien es ratsam, schon

Digitized by Google

vor dieser Frist über eine Verlängerung zu verhandeln. Industrie und Handel hatten sich seit 1872 bedeutend entwickelt. Auch die Landwirtschaft war durch die Schutzpolitik des Reiches zum Wohlstand gelangt. Die übrige Bevölkerung allerdings litt unter den drückenden Verbrauchssteuern des Zollvereins und hätte einen Zollanschluß an Belgien freudig begrüßt. Aber die Rücksicht auf Landwirtschaft und Industrie — falls eine Entschließung in Freiheit wirklich möglich gewesen wäre, — überwog und so wurde bereits am 11. November 1902 der Eisenbahnvertrag zugleich mit dem Anschluß an das Zollsystem Preußens erneut mit Geltung bis Ende 1959, wobei sich die Kaiserliche Regierung ausdrücklich verpflichtete (Art. 2): „Die von der Generaldirektion der Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen betriebenen luxemburgischen Eisenbahnstrecken zu keiner Zeit zur Beförderung von Truppen, Waffen, Kriegsmaterial und Munition zu benutzen, und während eines Krieges, an dem Deutschland beteiligt sein sollte, sich derselben für die Verproviantierung der Truppen auf keine die Neutralität des Großherzogtums verletzende Weise zu bedienen, sowie überhaupt in deren Betrieb Handlungen, welche den dem Großherzogtum als neutralem Staat obliegenden Verpflichtungen nicht vollkommen entsprechen, weder vorzunehmen noch zuzulassen."

Eine Folge dieses so viel fester geknüpften wirtschaftlichen Bündnisses war natürlich ein stets stärkerer Zuzug reichsdeutscher Angehöriger; besonders zahlreich lassen sich Beamte, Privatangestellte, Geschäftsleute im Ländchen nieder. Das äußere Leben wird stark nach deutschem Muster beeinflußt. Die deutsche Sprache gewinnt auch gesellschaftlich an Boden. Die innigsten Familienbande werden geschlungen. Im Leben des kleinen Luxemburgers überstrahlt der Stern des deutschen Christbaumes fast die Wonne des einheimischen Nikolausfestes.

Aber im Herzen kommt unser Volk dem starken östlichen Nachbarn doch nicht näher. Die Erinnerungen an Luxemburgs Bundesfestungszeit sind nicht ausschließlich freundlicher Art. Der Luxemburger fühlte sich damals im eigenen Hause nicht daheim und duldete die fremden Gäste mit heimlichem Groll. Zwischen Bürgern und Militär kam es zu Reibereien mit manchmal blutigem, ja tödlichem Ausgang. Seither rückte der Luxemburger in seiner neutralen Weltanschauung und Lebensführung noch weiter von deutscher Eigenart ab. Das Standesbewußtsein als Kastengeist ist ihm verhaßt. „Erstklassige" Menschen im bunten und im schwarzen Rock will er nicht kennen. Die einzelnen Stände verkehren ungezwungen miteinander. Sogar in der Regierung ist das Wartezimmer noch nicht eingeführt. Manch harmlose Anekdote weiß z. B. von dem Schrecken eines biedern deutschen Braumeisters zu erzählen, der im vornehmsten städtischen Lokal in Herrengesellschaft saß und auf einmal erfuhr, der gesprächige Graubart an seiner Seite, der so klug zu fragen wußte und ihm so freundlich zugetrunken, sei ein leibhaftiger Staatsminister gewesen. „Nicht möglich! brach da der Biedere aus. Wenn ich meiner lieben Emma nach Hause schreibe, ich hätte mit einem wirklichen Staatsminister Exzellenz gekneipt, so glaubt sie es nicht und denkt von meinem Zustand am heutigen Abend das Schlimmste." [1])

Unter den Schwärmen von Handlungsreisenden, die besonders in den achtziger und neunziger Jahren über die Mosel ins Land gestrichen kamen, befanden sich häufig recht sonderbare Sendlinge des Deutschtums. Sie ließen es in Auftreten

[1]) Im Münchner Hofbräuhaus kann man jeden Tag hohe Beamte mit Packträgern an einem Tisch sitzen sehen. D. R.

Digitized by Google

und Sprache gar sehr an der Form fehlen. Man sah und hörte es den Schnarrern ab, sie spürten hinter sich die ganze Allmacht des siegreichen Vaterlands, und sie wußten sich gründlich unbeliebt zu machen. Dieser gesellschaftliche Stilmangel scheint aber besonders norddeutsch zu sein.[1])

Hinter dem halben Vertrauen, das der Luxemburger dem Deutschen Reiche entgegenbringt, lauert auch die Furcht vor einer Annexion durch „Preußen", wie es gewöhnlich heißt. Worin diese Furcht wurzelt, weiß ich nicht zu sagen; und noch viel weniger, inwieweit sie begründet ist. Tatsächlich ist Luxemburg durch Preußen seltener bedroht worden als durch Frankreich. Vielleicht zieht diese Furcht zum Voraus schon die letzten Folgerungen aus der stets schwereren wirtschaftlichen Abhängigkeit Luxemburgs, die schließlich in einem politischen Aufsaugen ihren notwendigen Abschluß finden dürfte (!!).

Endlich spricht sich in dieser Zurückhaltung vor Deutschland aus die Abneigung gegen den Militarismus, dem wir durch ein Jahrhundert friedlichen Glückes entwöhnt wurden. Der Krieg und alles, was ihn zur Voraussetzung oder im Gefolge hat, muß einem Volk, das durch Beschluß Europas auf immer entwaffnet wurde, in tiefster Seele verhaßt sein. Die immer noch andauernden blutigen Erfahrungen lehren, daß der Schwache in seinem Gefühl auch hierin von einem guten Geiste geleitet wird.

All dieses innerliche Zaudern verhindert aber nicht, daß der Luxemburger ein Verständnis hat und bewundernde Anerkennung trägt für das unerhört Große und Gewaltige, das Deutschland während eines halben Jahrhunderts geschaffen hat in allen Reichen des Wissens und des Könnens, auf sämtlichen Übungsfeldern der friedlichen wie der furchtbaren Kraft. Und es hindert ihn auch nicht, an das Wort des deutschen Reichskanzlers zu glauben, als er in der weltgeschichtlichen Reichstagssitzung am 4. August 1914 bekannte, der Einfall in Luxemburg verstoße gegen das Völkerrecht und dieses Unrecht werde nach erreichtem Kriegsziel wieder gutgemacht. Das wäre denn auch die entscheidende Gelegenheit für „Preußen", d. h. Deutschland, die Luxemburger endlich jeder Furcht für ihre selbständige Zukunft zu entheben.

In keinem Lande stellen sich demnach die Beziehungen zwischen einem Volke und seinen Nachbarn so verwickelt und verworren, so schwankend wie bei uns. Das nationale Empfinden selbst aber ist um so bestimmter, ist scharf ausgeprägt und von menschlich vornehmem Gehalt.

Es genügt daher nicht, knapp und selbstbewußt zu fordern: „Die Luxemburger sind deutsch . . . also . . .!"

Meine kurzen Ausführungen lehren, daß das Großherzogtum als von einem deutschen Stamme bewohntes Land erst gelten kann seit 1839, da es ja früher zur größeren Hälfte wallonisch war. Und daß die Stammeszugehörigkeit für das politische Gemeingefühl nicht das entscheidende Wort redet, das lehrt doch am überzeugendsten die Schweiz.

Es genügt wieder nicht zu schlußfolgern: Die Luxemburger sind deutsch, denn sie sprechen deutsch. Auch diese Behauptung trifft in ihrer strengen Form nicht zu. Die Luxemburger sprechen nämlich nicht deutsch sondern luxemburgisch. Das Luxemburgische gilt dem Sprachkundigen als moselfränkische Mundart mit starkem keltisch-romanischem Einschlag. Es weicht in Beugung, Satzbau und Betonung stark vom Hochdeutschen ab. Diese Mundart ist des Luxemburgers Muttersprache;

[1]) Richtiger: Berlinisch. D. R.

Digitized by Google

das Hochdeutsche lernt er erst in der Volksschule kennen. Und schon zwei Jahre nach seinem Eintritt beginnt der kleine Schüler mit dem Französischen. Von da an laufen die beiden Sprachen im Unterricht nebenher. In der Volksschule herrscht das Deutsche. In den mittleren Lehranstalten übernimmt bald das Französische die Führung.

Auch im staatlichen und im Verwaltungsleben hält Französisch die Spitze. Vor Gericht wird in französischer Sprache verhandelt. Die strafrechtlichen Urteile aber werden deutsch abgefaßt.

Bei den Verhandlungen in der Abgeordnetenkammer sind beide Kultursprachen zulässig. Die meisten Abgeordneten sprechen französisch. Mit dem stärkeren Eindringen der ländlichen Vertreter mehrt sich die Zahl der Deutschredner. Ein deutscher Kammerbericht legt den Wählern auch die französisch gehaltenen Reden in deutscher Übertragung auf den Frühstücks- und Mittagstisch.

Die Kirche verwendet im Unterricht und Predigt ausschließlich deutsch. Jetzt erscheinen nur noch Zeitungen in deutscher Sprache. Das einzige französisch geschriebene Blatt, das sich nur mühsam über Wasser hielt, mußte in den ersten Kriegswochen sein Erscheinen einstellen.

So überwiegt im öffentlichen Leben doch das Deutsche. In Deutschland schätzt man uns also auch in der Hinsicht für französischer ein, als wir es sind. Wie die ersten deutschen Truppen einrückten, wähnten sich Offiziere und Soldaten genötigt französisch zu sprechen. Bei meinem letzten Aufenthalt in München, anfangs Mai, meinte ein Beamter der Hauptpost zu mir: „Aber in Luxemburg spricht doch alles französisch." Nein, in Luxemburg wird von den Luxemburgern im Verkehr nur luxemburgisch gesprochen, und zwar immer und überall.

Gerade unsere Mundart gleicht alle Standesunterschiede aus. Bettler, Arbeiter, Dienstmädchen, Dame, Waschfrau, Beamter, Minister: sie alle reden das liebe Platt und fühlen sich so als gleichberechtigte Angehörige einer großen Familie. Hochdeutsch und französisch werden also nicht als vornehmer empfunden. Es mag ja vorkommen, daß der eine oder andere, vor allem die eine oder andere, in dünkelhafter Unbildung das wirklich so wähnt oder aus erzieherischen Gründen die Kinder an eine dieser Sprachen gewöhnt. Die erdrückende Mehrheit gefällt sich nur in der lieben Mundart. Ähnliches findet sich in Deutschland nirgendwo.[1]) Wieder ein Beweis für eine ausgesprochene völkische Eigenart, die sich als berechtigt und tüchtig fühlt.

Zugleich halten wir bewußt an der Zweisprachigkeit in Schule und Verwaltung fest. Wir anerkennen sie als geschichtlich begründet und als förderlich im Lebenskampf. Es kann für unsere Kinder nur vorteilhaft sein, wenn wir ihnen für den Wettbewerb der Zukunft eine doppelte Ausrüstung mitgeben, wenn wir sie in den Stand setzen, mit gewissermaßen verdoppeltem Gehirn zu denken und zu genießen, vor allem aber vorurteilslos zu beobachten und zu urteilen, ohne daß dadurch die Liebe zur Heimatscholle die geringste Gefahr läuft. Auch diese so in die richtige Beleuchtung gerückte Erscheinung luxemburgischer Zwei- oder eigentlich Dreisprachigkeit wird in Deutschland häufig mit besonderm Unmut festgestellt. Der Vorrang in der Verwaltungssprache gebührt, unserer politischen Vergangenheit gemäß, dem Französischen. Postkarten, Anweisungen z. B. zeigen zweisprachigen

[1]) Auch das können wir für Bayern nicht zugeben. Der eben erwähnte Beamte auf der Hauptpost wird Herrn Professor Welter kaum in reinstem Hochdeutsch seine volkskundlichen Ansichten mitgeteilt haben. D. R.

Digitized by Google

Vormerk, wobei das Französische an erster Stelle steht. Mehr als ein guter Alldeutscher hat an dieser Erscheinung grimmig Anstoß genommen.

Als ich als neues Mitglied des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins meinen Beitrag mittelst Postanweisung nach einer Stadt Mitteldeutschlands einsandte, erhielt ich von dem Kassenwart den entrüsteten Bescheid, es sei doch eine Schande, daß im deutschen Luxemburg sich das Französische immer noch im öffentlichen Leben üppig breit mache; das werde hoffentlich bald anders und mir blühe da ein fruchtbares Feld edler Betätigung. Ich habe mich wohl gehütet, dieser tüchtigen Aufforderung nachzukommen, bleibe aber ein entschiedener Anhänger und Fürsprecher der rein sprachlichen Ziele des erwähnten großen Vereins.

Vieles ließe sich noch über diese sprachlichen Verhältnisse im Luxemburgischen sagen und wiederholen, denn nicht selten wurden sie auch schon in deutschen Blättern erörtert.

Mit besonderem Vergnügen las ich nun im Maiheft der „Süddeutschen Monatshefte" den Aufsatz von O. v. Greyerz über „Deutsche Sprache in der Schweiz". Im Bernerland scheinen wirklich dieselben sprachlichen Erscheinungen zu bestehen. Wortwörtlich für Luxemburg gilt, wenn v. Greyerz schreibt: „Das Schweizer (lies: Luxemburger) Deutsch ist nicht nur eine besondere Mundart von eigenem Lautstand und Wortschatz, sondern eine wirklich allgemeine Volkssprache, eine Sprache, die von Stadt und Land und von allen Ständen gesprochen wird. Eine solche Volkssprache gibt es nur bei uns. — Gegenüber dem Ausländer bedeutet der Dialekt eine Scheidemauer, sodaß dieser vom Schweizer (lies: Luxemburger) mehr oder weniger abgesperrt ist. — Das fremde Land, in dem sich der Deutsche, vor allem aber der Norddeutsche, nicht heimisch fühlt, ist die Demokratie. In keiner Lebensform spricht sie sich deutlicher und unmittelbarer aus als in der Volksherrschaft der Sprache. Derselbe Geist, der alle Ungleichheit vor dem Gesetz, alle Vorrechte der Geburt und des Namens verpönt, hat auch die allgemeine Volkssprache aufrecht erhalten .... Unsere Mundart ist uns nicht nur durch ihre gleichmäßige Geltung zum unentbehrlichen Ausdruck unsers demokratischen Denkens und Fühlens geworden, sie ist uns nicht nur die Verkörperung altüberlieferten Volkstums und noch fortdauernder Liebe zur heimatlichen Natur, Sitte und Empfindungsart; sie ist beides, Stoff und Form unseres Geisteslebens. Die künstliche Sprache des Schrifttums hat das ursprüngliche Naturgefühl für unsere Sprache noch nicht verschüttet."

Mit einem Wort: Unsere Mundart ist uns geworden zur Verdichtung, zum Klangkörper unserer Liebe zu dem neutralen unabhängigen Kleinstaat, um dessen Bestand wir neuerdings zittern müssen.

Mit obigen Ausführungen versuchte ich meinen deutschen Lesern eine Vorstellung davon zu geben, wie schwierig es ist, aus der Ferne, unter dem Einflusse besonderer Wünsche und bestimmter Erwartungen, fremdem Wesen gerecht zu werden.

Der Luxemburger fühlt eben anders als der Deutsche, als der Franzose, als das ganze übrige Ausland. Dieses gemeinsame Gefühl, wurzelnd in derselben Liebe und in derselben Furcht, erstarkt an der Sonne einer hundertjährigen segensreichen Neutralität, läßt ihn abrücken von jeder Politik, ob zur Rechten oder zur Linken, die sich stützt auf den Machtentscheid durch Eisen und Blut.

Die gewaltigen, häufig gewaltsamen Ziele der Großstaaten staunen wir an, aber ohne Begeisterung. Wir glauben eben nicht an das furchtbare Dogma, als liefe für die Wiedergeburt oder das Wachstum der Völker der Weg durch die Vernich-

Digitized by Google

tungstaufe der Schlacht, als müßte der Weltfriede die großen Gedanken, Entschlüsse und Taten in einem ungeheuren Sumpf ersäufen. Wir fühlen nicht deutsch noch französisch, wir fühlen als Neutrale europäisch im reinsten Sinn und stehen auf der Seite, wo die Ehrfurcht gilt vor dem Recht. Daß Gewalt vor Recht gehen dürfe, daß Gewalt Recht schaffen könne, leugnen wir mit Leidenschaft. Nur auf dem Rechte beruht die Stärke des äußerlich Schwachen. Und daher schelte ich einen Feigling den Neutralen, der dem Krieg und dem blutigen Sieger einen Hymnus zu singen vermag, wo ihm selbst die Teilnahme am Kampfe, das Einsetzen seiner Person von vornherein untersagt ist! Wie darf ich zum Kriege spornen, wenn ich selbst weit hinter der Front bleiben muß! Wie darf ich in der Glut des Völkerhasses mit herumstochern, wenn ich im Herzen nicht hassen kann, wenn ich alles Große und Schöne und Gute als Wohltat begrüßen muß, unter welchem Himmel auch immer es herangereift ist!

Daher ist für den Luxemburger noch nicht die Zeit gekommen zur Stellungnahme in diesem europäischen Verhängnis. Man weise nicht hin auf die Stimmen, die vielleicht aus der neutralen Schweiz, aus dem neutralen Holland nach Deutschland hinübergrüßen. Man vergesse dabei nicht das Eine und Wesentliche: Das neutrale Luxemburg wird heute, im Widerspruch zu den Verträgen, von deutschen Truppen besetzt. Und dann stelle man sich die Frage: Wie würden, in ähnlicher Lage staatlichen Rechtsbruchs, die Schweiz oder Holland mit Deutschland reden? Gewiß, es hätte Luxemburg bisher noch viel schlimmer ergehen können. Gewiß, wir dürfen, in den großen Linien, unsern innern Haushalt weiterführen, dürfen sogar unter den Augen des deutschen Landsturms, scharfe Verfassungskämpfe mit erregten, lautbrandenden Straßenkundgebungen in aller Freiheit zu Ende führen.

In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, trommeln mir in das rechte Ohr mit erneuter Wucht die furchtbaren Ausbrüche der Schlacht um Verdun; in die Windungen des linken Ohres aber schmeicheln sich hinein die friedlichen Klänge einer ländlichen Musikbande, die inmitten einer endlosen Prozession der städtischen Kathedrale entgegenstrebt. Denn abermals konnten die Luxemburger aus Dörfern und Städtchen den jährlichen Pilgerzug zur Trösterin der Betrübten unternehmen mit Kreuz und Fahne, unter Liederschall und Blasmusikgeschmetter. So lebt der Luxemburger auch während des Krieges wirklich unter ganz eigenartigen Verhältnissen, wie sie sich heute in Europa kaum wiederfinden dürften. Das alles aber ändert nichts an der Tatsache, daß das neutrale Land in seinen verbrieften Rechten verletzt wurde, daß das unabhängige Land tatsächlich unfrei ist, daß das selbständige Land infolge der Besetzung durch eine kriegführende Macht in seiner Zukunft bedroht ist. Auch der deutschschreibende Luxemburger, der mit der Heimat noch nicht innerlich gebrochen hat, kann in diesem Augenblick, trotz aller persönlichen Teilnahme, Deutschland gegenüber nicht aus der Zurückhaltung heraustreten, noch viel weniger ihm Liebeserklärungen machen. Das verbietet ihm die politische Scham.

In diesen entsetzlichen Monaten verbluten draußen Hunderttausende und Millionen für ihrer Länder Ehre und Bestand. Dem Luxemburger ist der Tod für die Heimat verwehrt. Er darf und wird sich auf diese Schicksalsgunst beileibe nichts einbilden. Aber er muß seinerseits den Willen zur Treue haben und den Mut zur Treue gegen das kleine Land, dessen Namen er trägt. Wer bei diesem Mute nicht beharrt begeht Fahnenflucht jämmerlichster Art. Vor dem siegreichen Deutschland, das in das neutrale Großherzogtum einrückte und es immer noch besetzt hält, kennt der Luxemburger nur die eine vaterländische Pflicht: Abwarten und schweigen.

Digitized by Google

# Holland und dieser Krieg.

## Von Franz Dülberg, z. Zt. im Haag.

Holland — das Land, dem das Meer aus einem Fluch zum Segen wurde. Holland — das Land dämmernder katholischer Innigkeit, später die Stätte tiefster Erfassung des aus Deutschland kommenden Protestantismus, das einzige Land, wo theologische Dinge noch zu Lebensordnungen, Lebensgreifbarkeiten führen. Gaststätte Spinozas, wo man die Vergöttlichung jeder Blume fühlt, wo die schreitende Kuh, bunte Blumenschrift auf dem Rücken, im weißen glasigen Glanz der Delfter gebrannten Tonerde fast nach ägyptischer Art zum heroischen Kultbild wurde. Land Rembrandts, Vermeers und des irren brünstigen Suchers Vincent van Gogh. Land der Freiheit und der Selbstbescheidung: spät erst in wütenden Kämpfen und Krämpfen gegen den übermächtigen Spanier zu staatlicher Eigengestaltung gelangt, dann für zwei, drei Generationen führende Kolonialmacht Europas. Nach ermüdetem Schlaf, der das ganze Jahrhundert, das die Deutschen benutzten, um sie selbst zu werden, andauert, auf einmal der Riesengestalt des ersten Napoleon gegenüber auf dem Posten. Jetzt bewußt, daß die gewaltigen Machtausmaße des goldenen siebzehnten Jahrhunderts ein zu weites Kleid gewesen waren, auf die feine Ausziselierung modern parlamentarischen Staatslebens bedacht. Immer neue Aufgaben in der Durchwirkung des verbliebenen Kolonialreichs, der freundlichsten Tropen der Erde, erkennend.

Land der nach manchen Irrtümern und Schroffheiten ehrlichen Auseinandersetzung zwischen hellen See- und Rheinmenschen und farbigen äquatorialen Asiaten.

Sattes starkfarbig lichtes regenfeuchtes golfstromdurchwärmtes Nordland, fremdartig durchsetzt mit den Darbietungen des melancholisch braunen zackig bunten tropischen Ostens!

Land offenherziger Aussprache, wo der Junker seinen schlicht freundlichen Hochmut nicht verbirgt, der Gelehrte faustisch unter Urväter Hausrat haust, der Handelskapitän die Zigarre schief im Mund mit breit ausgreifendem Fuß daherschreitet, wo der Diener in bewußtem Abstande und voll trotzigen Gerechtigkeitsgefühls sein Werk verrichtet.

Land klar geschauter Gegensätze, wo hinter hohen Erdgeschoßfenstern jedem Vorübergehenden sichtbar und doch von dem nicht Zugehörigen durch eine siebenfache Mauer getrennt die Familie sich um das Linnen des Frühstückstisches sammelt, und wo ein zäh klebriger Menschenstrom sich abends durch die Hauptstraße schiebt, den staunend widerwilligen Fremden mit Gewalt in den Rhythmus seiner göttlich rohen Lebensfeier hineinreißend!

Geprägtestes, seiner eigenen Art sicherstes Land Europas.

Langsam, Schritt für Schritt, schlafwandlerisch sicher ging Holland auch in diesem Krieg den Weg, der aus seiner eigenen Art erschlossen, es zur klareren Entfaltung und Betätigung seiner eigenen Art führte.

Die anfängliche besorgte Stellungnahme gegenüber dem deutschen Einmarsch in Belgien ist leicht zu verstehen. Das Land des Hugo Grotius und der Friedenskonferenzen fühlte sich zum Hüter des formalen Rechtes berufen, auch wo dieses zu der blühenden blutigen Not eines zuckenden lebensvollen Organismus von mehr als 100 Millionen in Mitteleuropa einer Treibjagd der Nachbarn ausgesetzten Menschen im Gegensatze stand. Und dann war man, so wenig man den Belgier in seiner unruhigen Geschäftigkeit, in seiner geistigen Zweifarbigkeit verstand, daran gewöhnt, in Belgien ein dem eigenen Staatsgebilde politisch verwandtes Wesen zu sehen. Was lag näher, als trotz aller bündigen von Deutsch-

Digitized by Google

land gegebenen Versicherungen, die Neutralität des eigenen Gebietes bedroht zu glauben, jetzt, wo das Nachbarland unter den Tritten eines Heeres erzitterte!

Ein zweiter Grund für die Holländer, gegenüber Deutschland in diesem Kriege zunächst eine zum Mindesten abwartende Stellung einzunehmen, lag darin, daß der militärische Hauptgegner der Deutschen Frankreich ist und daß die Hauptstadt Frankreichs Paris heißt. Was vermag die Erinnerung an die Raubzüge Ludwigs XIV., was das auch den Holländern als Wahrzeichen geltende 1813 gegenüber dem lebendigen Bild dieser einzigen Stadt, dieser in herber Unliebenswürdigkeit stets auf's Neue lockenden Schönen! Daß der zweite Bonapartekaiser seinem Blut nach ein halber Holländer war, daß Frankreichs heraldische Schauspielerin als holländisch-deutsche Jüdin zur Welt kam, hat in der Gegenwart stark gewirkt, nachdem schon im achtzehnten Jahrhundert die kostbarsten Bücher der galanten Zeit Frankreichs in Holland gedruckt wurden.

Eine der Lebensadern Hollands, die Amsterdamer Börse, neuerdings in ihrem Sitz durch Verlages Kraft von einer festen starrenden Burg eingefaßt, bildet gerade den rechten Winkel eines Dreiecks, dessen andere Spitzen Paris und London sind.

Das kohlen- und industriearme Land lernte den Deutschen vielfach in der Gestalt des deutschen Handlungsreisenden kennen, der den Holländer oft für altmodisch und unbeholfen ansah und von der Höhe seiner auf ein paar französische und englische Brocken eingerichteten Halbbildung in der charaktervollen holländischen Sprache ein entbehrliches Verkehrshindernis erblickte. Auch wirkte verstimmend, daß das Hotelwesen, ein mehr sichtbarer als gewichtiger Faktor im Wirtschaftsleben, auch in Holland an manchen Orten in deutsche Hände übergegangen war.

Und doch, trotz so mancher Dinge, die geeignet waren, das holländische Urteil in diesem Kriege zu trüben: die geistig entscheidende Mehrheit des Landes fand den Pfad zu einer gerecht abwägenden Wertung der deutschen Lebensnotwendigkeiten.

Es ist keine Unterschätzung des Ungeheuren, was Frankreichs unerbittlicher Kampfeswille gerade jetzt vor Verdun leistet, darin gelegen, wenn ich sage, daß die gleich zu Kriegsbeginn von der holländischen Regierung beschlossene und bis heute aufrecht erhaltene Mobilisation des Heeres und Landsturms das ihrige dazu tat, dem Holländer deutsches Wesen zugänglicher zu machen: alles in allem sind nun eben die Deutschen die Klassiker des Heereswesens, und gerade der am eigenen Leibe erfahrene Begriff von „Schwerer Pflichten täglicher Bewahrung" öffnete das Verständnis für das, was der deutsche Landsturmmann klagelos durchzumachen hat. Hinzu kommt, daß gerade in Hollands Offizierskreisen die fachmännische Anerkennung für die deutsche Leistung besonders lebhaft ist — so zeigen in den großen holländischen Zeitungen die Kriegsübersichten der „militärischen Mitarbeiter" meistens eine für Deutschland um einen Grad wärmere Färbung als die Betrachtungen der politischen Redakteure.

Der deutsche Organisationsgeist, der nach Überwindung des bloßen Kadavergehorsams die lebendigen Kräfte rhythmisch um ein beherrschendes Zentrum spielen läßt, er feiert Triumphe auch in dem um die Universitäten sich gruppierenden Wissenschaftsbetriebe. Und da ist es eine hocherfreuliche Erscheinung, daß die vier, zum Teil wie Leyden und Utrecht altberühmten Universitäten Hollands die Zusammenarbeit mit dem deutschen Geistesleben keinen Augenblick unterbrochen haben. Wenn einzelne holländische Professoren ihrer Überzeugung von dem notwendigen Zusammengehen der deutschen und holländischen Kulturinteressen durch Gründung einer eigenen Zeitschrift Ausdruck geben zu müssen glaubten und hier bisweilen päpstlicher als der Papst wurden, so können sie sich auf die gemeinsame germanische Freude am Streit und auf die Tatsache berufen, daß auch in akademischen Kreisen die Gegenseite mit ihrer abweichenden Meinung

Digitized by Google

unverblümt genug hervortrat. Hervorgehoben muß werden, daß zwar mancher politisch tätige Gelehrte Hollands, wie etwa der Utrechter Historiker Kernkamp, mit seiner Besorgnis von einem übermächtig werdenden Einfluß Deutschlands nicht zurückhält, daß aber als Feind der deutschen Sache — neben dem aus der französischen Schweiz stammenden Amsterdamer Gynäkologen Hector Treub — eigentlich fast nur der Geograph Niermeyer, nicht gerade eine weltbekannte Größe, zu verzeichnen ist.

Besonders die holländischen Kunsthistoriker, die in den letzten dreißig Jahren ihrem Vaterland fast aus dem Nichts heraus eine vorbildliche Museumspflege geschaffen haben, blicken mit wenigen Ausnahmen auf entscheidende Ausbildungsjahre in Deutschland zurück, deren sie mit froher Dankbereitschaft gedenken, allen voran der trotz seiner 61 Jahre noch immer sprühend lebensvolle Abraham Bredius, der als patriotischer, steifnackiger Holländer, als warmer Schätzer des unerschöpflichen französischen Kunstgeistes doch seine letzten Bücher in deutscher Sprache erscheinen ließ.

Die deutsche Organisationskraft — wo träte sie herrlicher zu Tage als in der Kunst, die die Luft in Hunderten von Ringen und Röhren einfängt und sie nach vorbedachtem Plane als ein Heer von geordnet losstürmenden Klängen hinausschickt! Organisation und Orgel sind aus demselben Wortstamm erwachsen. Der Meister kirchlich würdiger und blutvoll reicher Orgelsprache, der alte Johann Sebastian Bach, hat für Deutschland im stamm- und artverwandten Nachbarlande auch in dieser fragelustigen Zeit manches Herz gewonnen, manches erhalten. Hier in Holland begriff man, welcher gewaltige Bogen sich über die Jahrhunderte hinweg von dem Leipziger Thomaskantor bis zu dem Reorganisator der Wiener Oper, zu Gustav Mahler, spannt. Und auch das so bewußt und absichtsvoll deutsche Lied des erfolgreichsten Deutschen im neunzehnten Jahrhundert, Richard Wagners, klingt hier mit noch immer ungeschwächter Kraft. Es ist innerlich bezeichnend, daß in diesem Winter der Nibelungenring, in deutscher Sprache gesungen, den größten Theatersaal Hollands bis zum letzten Platz füllte, während die Erstaufführung einer neufranzösischen Oper trotz der Anwesenheit des Komponisten kaum mehr als ein halbes Tausend, meist gespenstisch altmodisch aussehender Besucher angelockt hatte.

Größere Schwierigkeiten als das unmittelbar zu den Sinnen sprechende Musikdrama hatte Max Reinhardt bei dem Besuch zu überwinden, den er mit absichtlich schwer gewählter Schauspielkost den Holländern in diesem Winter darbrachte. Um so höher ist der Sieg zu bewerten, den er mit ausstattungsarmen und tiefernsten Stücken wie „Macbeth" und Strindbergs „Totentanz" vor der holländischen Kritik zu erringen wußte. Auch hier wurde wieder die lenkende Kraft, die eine Anzahl hochwertiger Willenseinheiten, ohne sie tötend umzubiegen, einem einheitlichen Endgedanken unterwirft, auf's Stärkste hervorgehoben: mancher beklagte wohl, daß Holland trotzdem es Schauspielerindividualitäten von reichster Ausdruckskraft und gemessenster Reife besitzt, bisher nicht den Organisationswillen aufbringen konnte, der zur Gründung und Erhaltung einer führenden Heimstätte des hohen Stildramas unerläßlich ist.

Gelang es also der deutschen Kunst, in Holland gerade in den letzten zwei Kriegswintern neben den in Jahrhunderten dort solid angebauten französischen Kulturstedlungen wertvolles Erdreich für sich zu erobern, so trugen die in Holland gefährlichsten Feinde einer ruhigen Würdigung des deutschen Wesens, die Belgier, durch ihr eigenes Verhalten ein Erhebliches zu einer allmählichen Wandlung der Stimmung bei. Wenn auch keinen Augenblick bestritten werden soll, daß so manche in Holland lebende belgische Flüchtlingsfamilie mit Würde und

Digitized by Google

ernster Trauer die für alle Beteiligten schwere und harte Zeit aushält und abwartet, so liegt es doch in der Natur der Dinge, daß diese achtungswerten und sympathischen Elemente weit weniger sichtbar wurden, als gewisse wohlgenährte Herrschaften, die in Cafés und Trambahnen einen Preis für möglichst vernehmliche Aussprache des Wortes „boche" anzustreben scheinen. Die Holländer wußten oft nicht, wie ihnen geschah, wenn auf einmal mitten im Kriege die „Kermesse flamande" wieder auflebte: so erinnere ich mich einer in einem Hotel des Haag veranstalteten Weihnachtsfeier, bei der ein armes lebendes, mit Seidenbändern umwundenes Spanferkel unter lautem Gejohl versteigert wurde — Ausrufe des Conférenciers und Gebote der sektseligen Gäste erfolgten hierbei im reinsten Belgisch-Französisch!

Daß der besonders zu Anfang emphatisch bezeugte Dank für die großartige Kriegshilfe der holländischen Unterstützungskomités manchen belgischen Politiker nicht davon zurückhält, als Ergebnis dieses Weltkrieges eine empfindliche Korrektur der belgischen Grenzen zu Ungunsten Hollands, besonders im Scheldevorland Antwerpens zu erstreben, trug ebenfalls nicht dazu bei, die Gefühle des hilfsbereiten und gutmütigen, aber für sein gutes Recht stets wachsamen Holländers für Belgien in der ursprünglichen Wärme zu erhalten. Da das Blatt, in welchem derartige belgische Annexionsforderungen am lautesten erhoben werden, das XX^me Siècle, im Havre, also am zeitlichen Sitze der belgischen Regierung erscheint und zum Teil von belgischen Beamten herausgegeben wird, so entschloß sich mancher Niederländer, seine Sympathie von der ihm unheimlich werdenden belgischen Staatspolitik abzukehren und sie lieber der Sache des sprach- und stammverwandten Flamentums, das unter dem bisherigen belgischen Verwaltungssystem eine harte Zeit gehabt hatte, zuzuwenden.

Aber auch bei dieser Stellungnahme gegenüber der sogenannten „flämischen Bewegung" erweist sich die ganze abmessende Gehaltenheit des holländischen Volkscharakters. Eine holländische Irredenta, die etwa auf eine Angliederung der niederländisch sprechenden Landesteile Belgiens abzielte, besteht nicht und wird nicht sein. Wohl aber wird der Kampf, den die Flamen auch in dieser gährenden und explodierenden Zeit unter der Losung des „Jetzt oder Nie" um die Erhaltung und Vertiefung ihrer Stammeskultur führen, bis nach Enkhuizen und Leeuwarden hinauf als eine eigene Angelegenheit empfunden.

Das gleiche Gefühl, daß die Mystik völkischer Zusammenhänge nicht vor Grenzpfählen Halt zu machen braucht, bestimmt auch die Stellung des Holländers zu seinen südafrikanischen Verwandten und zu den nicht unansehnlichen niederländischen Sprachinseln in den Vereinigten Staaten von Amerika. Besonders die Anteilnahme an Allem, was in der Kapkolonie geschieht, ist trotz mancher dialektischer Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs ganz ungewöhnlich rege: als die deutsch-türkische Bedrohung des Suezkanals den alten Seeweg um das Kap wieder zu Ehren kommen ließ, erhoben sich sofort die Stimmen, die einer ständigen holländischen Dampferlinie zwischen dem Mutterland und seinen Kolonien um das Hoffnungsvorgebirge der Buren herum das Wort redeten; mit Stolz bewahrt Dordrecht das Museum, das von den Ergriffenheitsäußerungen eines damals gegen England geeinten Europa für die Tragödie des knorrigen alten Präsidenten Krüger Zeugnis ablegt.

Manche Anerkennung, die der geschlossenen und starren Energie eines Grey, dem auch im Kriege unerschütterten Gerechtigkeitssinn einzelner englischer Gerichtshöfe von holländischer Seite zu Teil wurde, braucht Niemanden darüber zu täuschen, daß die Erinnerung an den kalten und brutalen Gewaltakt, den England zu einer Zeit, wo keine Großmacht seine Existenz bedrohte, gegen die Burenrepubliken

Digitized by Google

Südafrikas beging, den Holländern im Blute sitzen geblieben ist. Sie bestimmt noch heute über die Haltung, die Holland gegenüber den abgleitenden Stößen, denen es als neutraler, mitten im Schauplatz des ungeheuren Weltringens gelegener Staat ausgesetzt ist, einnimmt: Mißgriffe, wie sie bei der Führung des deutschen Unterseebootskrieges und bei der Handhabung der deutschen Grenzkontrolle infolge der begrenzten Haltbarkeit des menschlichen Nervensystems wohl nicht immer auszuschließen waren, wurden mit ehrlichem heftigem Aufbegehren erwidert, das nach geschehener Abhilfe sofort wieder einem beruhigt klugen Abwarten wich; das halb hochmütige, halb ängstliche Beaufsichtigungssystem, wie es England bei seiner Beschlagnahme holländischer Postsäcke, bei seiner, mit Hilfe eigens zu diesem Zwecke geschaffener holländischer Zentralstellen ausgeübten Prüfung der Wareneinfuhr nach Holland zur Anwendung brachte, hinterließ tiefe Spuren, Striemen, welche zu Narben werden!

Mit keinem Worte kann man in dieser Zeit einen holländischen Bekannten bitterer kränken als mit der Behauptung, daß sein Land dem harten und gnadelosen Streit der Großmächte als lachender Dritter zuschaue. Was bedeutet die Steigerung seiner Kreditmacht, der gehobene Wert seines Schiffsraumes, der Preis, den seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse erzielen, gegenüber der Tatsache, daß die tüchtigste Jugend auch hier ihrem Beruf, ihren Studien seit fast zwei Jahren entzogen ist, und gegenüber der bei einer bedeutenden Verlängerung des Ringens sehr wohl möglichen Bedrohung des holländischen Kolonialbesitzes! Auch Holland mußte Monate lang auf Weißbrot verzichten. Den besten Beweis dafür, daß es nicht in kaltherziger Weise mit dem Blutgelde der Kriegsgewinne rechnet, erbringt dieses Land, in dem die völkerrechtliche Diskussion nie eingeschlafen ist und heute in Männern wie dem ehemaligen Minister S. van Houten und Staatsrat Struycken glänzende Vertreter findet, durch eine Werbetätigkeit für den Frieden, die so intensiv, vielseitig und reich an wertvollen Gesichtspunkten auftritt wie kaum in einem anderen der neutralen Staaten. Fast keine Partei, fast keine größere Zeitung schließt sich von dieser Bewegung aus. Neben ganzen Organisationen, wie dem erst neulich mit einer Umfrage an die ersten Staatsmänner des Landes hervortretenden „Nederlandsche Anti-Oorlogsraad" und dem Internationalen Sozialistischen Büro, stehen hervorragende Einzelrufer im guten Streit, wie der greise ehemalige Ministerpräsident und unbestritten umfassendste Kopf der konservativen Gruppen, Abraham Kuyper, stehen die umsichtigen Leiter der großen liberalen, auch im Auslande viel gelesenen Nachrichtenblätter Rotterdams, Amsterdams und des Haag, stehen auch klerikale Parteizeitungen wie das klug im Geiste des verstorbenen Monsignore Schaepman geleitete „Centrum", das zur Begrüßung des Jahres 1916 die schönen Reisereijnen der Anna Bijns aus dem sechzehnten Jahrhundert wieder heraufholte, deren immer wiederkehrender Ausklang lautet:

„God verleen ons vrede dit nieuwe Jaar!"

Gegen das Deutschland Bismarcks ist das giftige Wort geschleudert worden, daß seine nationale Industrie der Krieg heiße.

Für Holland eröffnet weniger das Vorhandensein eines von einem fremden Architekten erbauten, aber von schönen heimischen Gartenanlagen umgebenen Friedenspalastes als die Geistesart der Bewohner, die durch die Lage mitten zwischen den drei führenden Kulturstaaten der Welt seit Jahrhunderten zu einer Art schiedsrichterlicher Betrachterrolle erzogen wurden, den Blick auf die Möglichkeit, daß der Friede eines Tages, wenn auch vielleicht nicht als holländisches Landeserzeugnis entstehen, so doch im Veredelungsverfahren mit den guten Nährstoffen des salzigen Polderbodens hinaufentwickelt, holländisches Gepräge annehmen könnte.

Digitized by Google

# Vom französisch-belgischen Grenzgebiet.

## Von Feldgeistlichem Dr. J. B. Aufhauser.

Seit Anfang Oktober 1914, halten wir den großen Industriebezirk im nordfranzösisch-belgischen Grenzgebiet fest und unentreißbar in unserer Hand. Das ganze Leben des von uns gewonnenen Teiles vom Nord und Pas de Calais konzentriert sich um die drei Städte Lille, Roubaix und Tourcoing.

Lille (vlamisch Ryssel) zählt in Friedenszeiten etwa 220 000, Roubaix 123 000, Tourcoing 83 000 Einwohner. Von den drei mit gut ausgestatteter elektrischer Schnellbahn untereinander verbundenen Städten zeigt Roubaix durch hübschere Stadtteile und Anlagen, vornehmere Häuser mit geschmackvoll angelegten Gärten und die größere Zahl seiner Millionäre, daß es die beiden anderen Städte an Reichtum weit übertrifft. Lille entbehrte durch den alten Festungsgürtel lange einer größeren Ausdehnungsmöglichkeit.

Die Grenznähe läßt bei den engen Beziehungen zwischen Belgien und Frankreich ein Abwandern der ärmeren belgischen Bevölkerung ins reichere Frankreich nur allzu begreiflich erscheinen, umsomehr als in den beiden Fabrikstädten Roubaix und Tourcoing sich viele Erwerbsquellen ergeben. Bilden sie doch den Mittelpunkt der französischen Wolle-, Baumwolle-, Tuch- und Teppichindustrie, deren Rohstoffe von der nahen Küste leicht zu verfrachten sind. Überschauen wir vom Höhenrücken des nahen belgischen Grenzortes Mouscron, von den Kirchtürmen oder den Kuppeln der Mairie in Tourcoing aus die flache Ebene, in der beide Städte liegen, so reiht sich im grauen Häusermeere Schlot an Schlot, ein mächtiges Fabrikgebäude ans andere, soweit das Auge reicht. Eintönig heben sie sich ab vom frischen Grün der Felder und Wiesen, den gleichmäßigen Pappelpflanzungen der Umgebung.

Nicht wie in Zeiten friedlichen Erwerbes tönt freilich heute vielgeschäftiges Summen der Maschinen zu uns, liegen Ruß- und Rauchwolken über der Gegend. Der Anblick gähnender Leere an Stelle emsigen Arbeitslebens und reichen Materials läßt den Krieg in seiner furchtbaren Wirkung für den Besiegten in vollstem Lichte erscheinen. Weit ausgedehnte lichte Räume, in denen früher fleißige Hände den ganzen Tag geschafft, dienen seit fast zwei Jahren Heereszwecken.

Gleich schwer wie die Fabrikbesitzer trifft diese Lage die Arbeiter. Sie sind zum guten Teil Vlamen. In großen Scharen kamen sie in Friedenszeiten täglich zu Fuß oder mit der Bahn aus dem nahen Belgien an ihre Arbeitsstätte; von den 25 000 Einwohnern der Stadt Mouscron sollen gegen 10 000 in den Fabriken der beiden Städte ihr Brot verdient haben. Viele von den Arbeitern siedelten sich auch jenseits der Grenze an. Der Krieg brachte ihnen eine ständige Ruhezeit, viele scheinen damit sehr zufrieden. Wandern wir des mittags oder abends durch die langen, eintönigen Arbeiterstraßen mit ihren kleinen, rußig-schmutzigen, jeglichen Blumenschmuckes entbehrenden Backsteinhäuschen, die vielfach nur aus dem Erdgeschoß bestehen, so schauen wir die Leute gemütlich beieinander stehen, erzählen, rauchen und spucken, die Hände in den Hosentaschen vergraben, wie sie sich gegenseitig die neuesten Kriegsereignisse, irgendeine Siegesbotschaft der Alliierten, zuraunen. Und des abends sitzen sie in Gruppen vor ihren Häusern; die Alten bestärken sich in ihren Hoffnungen auf baldiges Erscheinen ihrer Befreier, der Engländer — die siegesbewußte Hoffnungsfreudigkeit der Leute, genährt durch ein an-

Digitized by Google

gebliches Wort ihres hochverehrten Joffre bei Ausbruch des Krieges „Cela dura longtemps et sera dur, mais sera sur", trotz der fast zweijährigen Besetzung ihres Landes durch den Feind, könnte so manchem Griesgram in unserer Heimat als Vorbild dienen —, die zahlreichen Kinder spielen und lärmen, die Jungens und Mädels belustigen sich mit Diabolo und anderen Spielen. Kaum würde man bei der Heiterkeit des Bildes merken, daß harte Kriegsnot auf den Gemütern lastet, verrieten nicht hohle Augen und Wangen uns vielfach, wiesehr Hunger an der Lebenskraft des Volkes nagt.

Die Ernährung der Bevölkerung, deren einheimische Bodenerträgnisse, weil von unseren Soldaten bestellt, nur zum geringen Teil den Landeseinwohnern verbleiben, obliegt dem Comité d'alimentation du Nord de la France sous le patronage de The Commission for the relief in Belgium et du comité national Belge de secours et d'alimentation. Von ihm erhält die Bevölkerung für den Kopf täglich 1 Pfund Brot, wöchentlich für 25 cts. Reis, 25 cts. Schmalz, alle 14 Tage für 1 fr. Schweinefleisch, 20 cts. Käse, alle 2—3 Monate 1½ Kilogramm Kartoffel. Außerdem auch Schuhwaren und Kleiderstoffe. Die Waren des Comité kommen meist auf dem Kanalweg von Rotterdam über Antwerpen und werden natürlich unter deutscher Bewachung zur Verhütung von Spionage, Schmuggel usw. entladen. Zur Beförderung dienen zweirädrige, von einem Pferde gezogene Karren oder Kutschen, die samt ihrer Last durch eine Verordnung in deutscher und französischer Sprache gegen Requisition geschützt sind. Die herrschende Not wirkt umso fühlbarer als sich beim Mangel an Fleisch und Kartoffeln die Bevölkerung fast ausschließlich von Reis, Brot und Kaffee nährt.

Die durch den Krieg ihres Verdienstes beraubten Arbeiter erhalten durch die Stadtgemeinde Unterstützung. So bezieht eine Arbeitersfrau, deren Mann eingezogen ist, täglich für sich 1,25 frs. und für jedes Kind unter 16 Jahren 50 cts. Die unverheirateten Arbeiter erhalten wöchentlich 8,50 frs., die ledigen Arbeiterinnen 5,50 frs. Für Familien, von denen eines oder mehrere Angehörige eingezogen sind, werden 1,25 frs. täglich ausbezahlt. Not und Erfahrung lassen, wie es scheint, doch allgemach Zweifel am baldigen siegreichen Einzug ihrer Befreier erstehen. So schauen wir plötzlich überall fleißige Hände Brachland in kleine Gemüsegärtchen umwandeln, um die allseitige Entbehrung wenigstens etwas zu mildern.

Übrigens bemühte sich auch die deutsche Heeresverwaltung im Interesse der Bevölkerung wie des Heeres — Not öffnet ja sittlichen Gefahren Tür und Tor — für Beschaffung von Arbeitsgelegenheit mit guter Bezahlung Sorge zu tragen. Des öfteren wurden auch mehrere Tausende Einwohner über die Schweiz nach Frankreich, oder in andere von uns besetzte Gebiete Frankreichs zur Landbestellung und damit zur Selbsternährung geschafft. Freilich, Starrsinn und Haß lassen viele lieber Hunger leiden, als für uns — wenn auch nur in Lazaretten usw. — arbeiten. Viel mag dazu auch das Gerücht beitragen von einem angeblichen Gesetz Frankreichs, das alle im Dienste der Deutschen stehenden Arbeiter nach dem Friedensschluß zu schwerer Strafe verurteilt.

Blamen finden sich außer in Fabriken besonders auch im Haushalt als „femme de chambre" und „bonne". Man wird selten eine Familie treffen, in denen diese beiden Stellen nicht von vlämischen Mädchen eingenommen sind. Als Erzieherinnen hingegen wirken in den reichen, fast immer mit Stolz einer reichen Kinderschar sich erfreuenden Familien durchweg Französinnen.



Digitized by Google

Bei der großen Zahl der Vlamen klingt gar oft deren Muttersprache auf der Straße an unser Ohr, freilich nur wo Vlamen miteinander sich unterhalten. Sonst ist natürlich in den Familien das Französische die Umgangssprache. Ja, selbst in den nahen belgischen Orten, wie Mouscron, ist bei dem absolut vorherrschenden wallonischen Charakter bis heute dem vlämischen Bevölkerungsteil nicht einmal eine eigene Schule gewährt, der Unterricht durchweg französisch, nur in den höheren Schulen wird neben anderen Sprachen auch vlämisch gelehrt.

Für die religiösen Bedürfnisse der Vlamen wird bisweilen durch eigene Vorträge in ihrer Muttersprache gesorgt.

Kennt der Vlame schon in Belgien vielfach nur wenig Vaterlandsliebe, so ist der von sozialistischen Ideen stark durchtränkte Boden in den Fabrikstädten noch weniger geeignet, vaterländische Gesinnung zu nähren. Nur Opposition gegen die deutsche Landesbesetzung läßt sie gegenwärtig, wenn nicht die allgemeine Schwärmerei für König Albert, so doch ein stärkeres Betonen ihrer belgischen Nationalität zur Schau tragen. Indes ließen die verschiedenen Bestrafungen der drei Städte im vorigen Jahre wegen Äußerung deutschfeindlicher Gesinnung — gerade in den schönsten Sommermonaten durfte die Bevölkerung von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh ihre Wohnung nicht verlassen — den kindischen Oppositionsgeist mehr und mehr ersticken.

Unbeugsames Vertrauen in die Führung der Alliierten, stets hoffnungsfreudiger Siegeswille und nie wankende Siegeszuversicht lassen die Bevölkerung in treuer Einmütigkeit all die Entbehrungen der Besetzung ihres Landes ohne viel Klagen ertragen. — Andern, die weniger dulden müssen, ein nachahmenswertes Beispiel!

---

# Die wirkliche Revanche.

## Von Maurits van der Oven in Brüssel.

Wenn man die gemeinsamen Grenzen von zwei mächtigen und sich stark voneinander unterscheidenden Völkergruppen beobachtet, wie zum Beispiel diejenigen der Germanen und der Lateiner, bemerkt man, daß die Rassen durch eine scharfe Demarkationslinie getrennt sind, vergleichbar mit der Haut eines lebenden Körpers, deren Funktion ist, ihn gegen Feinde zu schützen.

Es bildet sich so auf beiden Seiten der Sprachgrenze eine genügend große Zone, innerhalb deren Gebiet die Bewohner beständig auf der Hut sind und eine streitbare Haltung bewahren, in der Absicht, sich gegenseitig weder durch Gesellschaft, noch durch Heiraten zu vermischen und sich so zu den treuen Wächtern der Sitten und der Sprache der Rasse gemacht haben, der sie angehören. Derartige Grenzen sind sicher, selbst wenn sie nicht mit der politischen Grenze zusammenfallen, denn die Rasseneinsäumung ist durch Überlieferungen und Zivilisation so scharf bestimmt, daß sie gegenseitig als Schutzwall dienen kann. Es können aber an dieser Grenze andere Punkte bestehen, wo die Haut nicht mit den gleichen Verteidigungsmitteln ausgerüstet ist, sei es, daß die Widerstandskraft einer der Rassen durch innere Zerrüttung geschwächt wurde, sei es, daß die andere mit tatkräftigeren Durchdringungsmitteln versehen ist, sei es, daß beide Fälle zusammentreffen.

Man wird dann einen Bruch des Gleichgewichts bemerken. Vergleichbar mit einer offenen Wunde, die sich verschlimmert, sehen nun die Grenzzonen eine Misch-

Digitized by Google

rasse entstehen, die ihrerseits ein Element des Brandigwerdens wird. Das Übel verbreitet sich dann so sehr, daß der große Völkerkörper sich eines Tages ein Geschwür an den Flanken zugezogen hat, das sich von Zeitalter zu Zeitalter ausdehnt. Dieser Körper ist Deutschland, die zerstörenden Gewebe sind die belgische Rasse und die Krankheit ist die flämische Frage.

Und doch beängstigt diese Krankheit Deutschland wohl kaum. Die Verteidigung des flämischen Organismus gegen die Ansteckung stellt in seinen Augen nur einen Streit der Nationalitäten dar, wie es deren so viele andere gibt, der aber auf der romanischen Seite frei von Kosackenüberfällen und Pogroms ist, die eine ganze Literatur haben entstehen lassen. Für Deutschland ist da keine Krankheit. Es scheint nicht erstaunt zu sein, daß an diesem Kreuzweg der drei größten Nationen der Welt eine solche Unkultur herrscht; es scheint die Leichtigkeit nicht bemerkt zu haben, mit welcher seine eigenen Landsleute in diesem belgischen Sumpf ertranken, sobald sie den Fuß hineinsetzten. Wer hätte ihm den Floh ins Ohr setzen sollen? Gewiß nicht seine Erbfeinde, die in politischer und ökonomischer Absicht Flandern zerstückeln wollten. Nicht die Flamländer selbst, deren Verfall von allen als eine unwiderrufliche Tatsache betrachtet wurde, und die niemand mehr anhörte. Deutschland interessierte sich doch in keiner Weise für diese flämische Frage, die — mit demselben Rechte wie die flandrischen Länder sich das Schlachtfeld Europas nennen — sich eine europäische Frage nennen konnte. Und es war seltsam genug, inmitten der Großartigkeit seiner Kultur seine Gleichgültigkeit hinsichtlich der aufregendsten Kulturfrage, die das Jahrhundert gekannt hat, festzustellen. Nun diese Gleichgültigkeit ist die Tochter seiner Objektivität. Die flämische Frage will subjektiv studiert sein. Jawohl! Mit derselben Sorge eine nationale Pflicht zu erfüllen! Aber, es mußte sich, wie bei allen Nationen unter dem Einfluß des Sozialismus und des modernen Naturalismus, eine gewisse Abschwächung des Interesses einstellen, das man den partikularistischen Fragen entgegenbrachte, und hauptsächlich einer Frage des Volkstums und des Geistes gegenüber, wie der flämischen, die gleichzeitig in Kampf ist für die Erhaltung des Nationalcharakters und des germanischen Idealismus.

Also den Flamen, von denen einige sogar ihre eigene Sprache nicht kennen, war es vorbehalten, nach ihrem richtigen Werte alle die Schätze abzuschätzen, die ein Vaterland seinen Kindern darbietet und im ganzen Umfange das Gebiet abzumessen, das ihre Feinde ihnen geraubt hatten! Denn allein diejenigen konnten die Tiefe dieses Übels erkennen, die selbst daran leiden.

Wenn es in der Geschichte ein kleines Volk gibt, das gegen einen fremden erdrückenden Einfall siegreich stritt, so war es das flämische. Eine Handvoll Menschen, die an den Grenzen von übermächtigen Nationen wohnen, deren Erbe durch keine natürliche Grenze beschützt wird. Es ist dieses Volk, das nicht allein während Jahrhunderten den Weg Frankreichs versperrt, sondern gleichzeitig eine Blüte entfaltet, welche die Welt in Staunen setzt. Dieses Aufblühen verdankt es seinem mächtigen Bürgertum. Die flämische Stadt ist nicht wie die wallonische eine Anhäufung von Häusern, ein Aneinanderreihen von Elementen ohne Zusammenhang. In Flandern, wie in Deutschland, ist die Stadt ein Mittelpunkt geistiger Wertung, eine Verschmelzung von Elementen, aus denen sich eine neue Einheit ergibt: Bürgertum, das dem Adel die Spitze bietet, ihn sogar oft in gewissen Funktionen ersetzt und zu allen Zeiten einen Schutz gegen die Französierung bildet, die von den oberen Ständen zu den unteren fortschreitet. Flandern ist also



Digitized by Google

trotz innerer Kämpfe ein einheitliches Volk. Spanien versetzt dieser Eiche den ersten Axthieb. Die Reformationskriege brechen aus und ein tiefer Riß trennt das Bürgertum. Hier sind jedoch die Bedingungen ganz andere als in Deutschland. Dem Flamen stellt sich die Reformation nicht als geistige Notwendigkeit dar. Die katholische Religion so wie sie ist, genügt ihm, denn er hat sie als Ideal in sich aufgenommen. Sie bietet ihm jenen Prunk und jene Feierlichkeit, die so gut mit seinem Geschmack an Formen und Farben übereinstimmen. Die neue Religion scheint ihm nur eine traurige Erhabenheit zu bringen, unverträglich zu sein mit voller Lebensfreude. Aber der Katholizismus, den er versteht, ist nicht der, den Spanien ihm auferlegen will. In seiner bürgerlichen Freiheit verteidigt der flämische Bürger sein Rassenideal und, da der Streit sich nicht vollständig auf die konfessionellen Grundsätze ausdehnt, bleibt der größte Teil dem Papst treu.

Dieser Riß hat das Volk tief geschwächt, und als die französische Revolution dem Adel seine Vorrechte raubt, wird durch die Annäherung der Kasten — die eine intimere Berührung mit dem französierten Adel gestattet — das Bürgertum noch mehr geschwächt.

1830 haben soeben die flämischen Sturmglocken geläutet. Flandern hat seinen Reichtum verloren, man hat ihm seine Oberhäupter genommen, aber es verbleibt ihm noch eine Seele. Sie ihm zu rauben, bemüht man sich von nun an 84 Jahre.

Was war Wallonien während dieser Zeit? Arm, ohne eigene Kultur, mit seinen flämischen Nachbarn dieselben Laster teilend, während es infolge eines langen gemeinsamen Lebens ziemlich ähnliche Sitten angenommen hat, wenigstens in der Grenzzone; abgeschlossen von Frankreich, dessen Sprache es nicht einmal kennt, politisch teilweise Deutschland, teilweise Frankreich unterworfen, ist Wallonien im Stillstand geblieben. Hier besteht kein mächtiges Bürgertum. Nur die Vermögensstufe gibt den Bewohnern ihren Platz. Auch ertragen sie die spanische Herrschaft viel leichter als die Flamen. Schmiegsamer, ohne ein bestimmtes Ideal zu verteidigen, fügen sich oder widersetzen sich die Wallonen ihren nördlichen Nachbarn. In diesem Zustand von grundsätzlicher Gleichberechtigung findet sie die französische Revolution. Das Jahrhundert der Gleichberechtigung wird ihr großes Jahrhundert werden. Sie schütteln das holländische Joch ab, gründen mit der Unterstützung von Frankreich das Königreich Belgien und jetzt, bereichert durch ihre Kohlengruben treffen sie Anstalten, Flandern zu kolonisieren, zunächst für eigene Rechnung und dann für diejenige von Frankreich.

Der Angriffspunkt ist Brüssel. Diese Stadt bietet den Vorteil, die am wenigsten flämische Stadt von Flandern zu sein. Eine seit langem französierte Aristokratie spricht nur französisch, kennt sogar die flämische Sprache nicht. Und wenn zwischen ihr und dem Bürgertum ein Graben lag, so wird er 1789 ausgefüllt. Das Wallonentum bereichert sich und dringt nach und nach in die leitenden flämischen Klassen ein, verdrängt die Landeigentümer, drängt sich in alle Verwaltungen ein und vollendet in wenigen Jahren die Eroberung der ganzen Stadt, indem es die französische Sprache als einzige Umgangssprache proklamiert.

Bis dahin hatte Frankreich die Maßnahmen hinter der Szene geleitet. Jetzt tritt es hervor. Paris nähert sich Brüssel, die wallonische Kolonie wird eine französische Kolonie, für die Aussaat vorbereitet. Ja ein in seinem Lande heruntergekommener Franzose kann hoffen, in der belgischen Stadt zu den höchsten Ehren zu gelangen. So wird die flämische Rasse, das Aschenbrödel im eigenen Hause, von der Not gezwungen, dem neuen Herrn zu dienen, eine fremde Sprache zu erlernen.

Digitized by Google

Und so wird Brüssel eine ungeheure Retorte, in der man belgisch mit flämisch als Rohstoff destilliert durch die französische Sprache als Reaktionsmittel — eine große Denaturationsfabrik, deren Erzeugnisse in ganz Flandern zentrifugiert werden.

Daß die Seele eines Volkes eine Art Resultante der individuellen Seelen ist, darüber scheint kein Zweifel zu herrschen. Aber, daß bei der Bildung dieser Gesamtseele nur ein Teil jeder Seele teilnimmt, daß die Ausdehnung dieses Teils eng mit Vervollkommnung der Mittel zusammenhängt, durch welche diese Seelen sich miteinander unterhalten, das erscheint auf den ersten Blick nicht selbstverständlich.

Welches ist nun der Teil unserer Seele, welcher an der Bildung der Volksseele teilnimmt? Ist es nur der, den Sprache und Gebärden ausdrücken? Sind es unsere Handlungen in ihrer Gesamtheit? Denn in der Tat sind wir viel mehr durch unsere Handlungen als durch Worte uns selbst und der Gesellschaft nützlich. Aber, wenn die Handlung der Punkt ist, an dem die Seele ihrer Kraft gewahr wird, so ist sie doch das Ergebnis eines Glaubens, die Betätigung eines Gedankens.

Aber der Gedanke, damit er nicht unfruchtbar werde, muß sich mit demjenigen anderer austauschen lassen. Worin besteht aber dieser Austausch? Wird er einzig von der Wahl einer geeigneten Sprache und geeigneter Gebärden abhängen? Sicher nicht! Man wird die Rassenverwandtschaft in Rechnung setzen müssen, die Heimatsgegend, die soziale Stellung, Erziehung, ihre persönliche Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit, in einem Wort alles, was dazu beitragen kann, um sie einander sympathisch oder antipathisch zu machen. Aber, je größer die Zahl wird, umso vollständiger verschwinden die individuellen Werte, sodaß, wenn man prüft, was in einem ganzen Volke vorgeht, die Bedingungen sich auf zwei zurückführen lassen: Rasse und Sprache.

Diese Bedingungen müssen nicht notwendigerweise beide erfüllt werden. Einerseits bieten die Vereinigten Staaten uns ein Beispiel dar, wo verschiedene Rassen eine einzige Sprache annehmen, anderseits die Flamen das Beispiel einer Rasse, die von dem Unterdrücker gezwungen wird, sich zweier Sprachen zu bedienen. Die Folgen werden sein, daß in dem ersten Falle eine Verschmelzung der Rassen schließlich eintritt, im zweiten Falle wird ein Zerfall der Rasse eintreten.

Und da die Arbeit des Gedankens sich nicht vollziehen kann, bleibt dieser im keimenden Zustande, das nicht entwickelte Gehirn versinkt in eine Art Schlaf, eine Art der Verdummung, zuerst gelegentlich, die aber später durch Vererbung bleibend wird. Das ist, was vorgegangen ist bei den Flamen, deren Sprache absichtlich in Unkultur versenkt wurde, was gewütet hat in schrecklichem Umfange, vorgegangen ist bei den entarteten Flamen der Brüsseler Bevölkerung. Die verworrene und ungenaue Sprache, die diese Bevölkerung spricht, ist ein so grobes, fälschendes Werkzeug, daß es ihr versagt ist, den einfachsten Gedanken auszudrücken. Außer dem, was notwendig ist zum animalischen und maschinellen Leben, ist sie des geringsten Keims einer allgemeinen Idee unfähig.

Bei dem Gebildeten kann der gleichzeitige Gebrauch von zwei Sprachen nicht von langer Dauer sein. Sehr schnell hat die flämische Sprache der französischen Platz gemacht, und so ist die Klippe der Verwirrung vermieden. Aber die Umgebung, in der der Gebildete das Französische erwirbt und gebraucht, besitzt in keiner Weise den Genius dieser Sprache. Sie ist künstlich zustande gekommen durch Individuen, die wie er das Französische in der Schule und durch Lesen erlernt haben. Nicht in einer Atmosphäre des französischen Gedankens bewegt er sich, sondern in einer flämisch-wallonischen Umgebung oder einer rein flämischen und

Digitized by Google

in beiden Fällen bemüht er sich, einen flämischen Gedanken nach einer grammatikalischen Konstruktion zuzuschneiden, die nicht für ihn gemacht ist. Die Redeweise dieser Flamen kann korrekt bleiben, sie kann korrekt geschrieben werden, aber es fehlt etwas unbestimmbares, das ihr das Leben geben sollte und dessen Abwesenheit die Ursache davon ist, daß diese Entarteten jedem Franzosen eine geistige Überlegenheit zugestehen, die er nicht besitzt.

Seht, wie sie sich bemühen, den Akzent nachzuahmen, die Sprechweise, die Betonung, den Rhythmus, die Periode der Pariser Sprache, wie sie suchen, sich zu unterhalten, sowie die Bücher, die sie lesen! Aber ihre Sprache bleibt tot.

Nachdem die Wallonen das flämische Proletariat unterjocht und Zugtiere daraus gemacht haben, legen sie ihm also mehr und mehr eine fremde Sprache auf. Wenn sie mit Geschick den größten Teil der Flamen aus den höheren Stellungen der Verwaltungen, der Direktionen der Schulen und der Bistümer verdrängt haben, wenn sie ihre Maßnahmen getroffen haben, um gewisse Gesetze nicht anzuwenden, so geschah das nicht, um das Ideal französischer Kultur zu verwirklichen und im Norden ein größeres Frankreich zu gründen, sondern einzig und allein, weil sie in diesem System die Verwirklichung ihres ökonomischen Programms finden. Denn wenn es eine Sache auf der Welt gibt, die sie absolut nicht kennen, so ist es gerade die Kultur! Diese hübschen Nutzlosigkeiten, wie sie sie nennen, überlassen sie Frankreich.

Selbst in der Industrie, der Quelle seines Reichtums, ist Wallonien nicht dazu gekommen, einen technischen Betrieb zu organisieren, der auf der Höhe steht. Es ist betreffs jeder wirklichen Neuerung darauf angewiesen, das Ausland nachzuahmen. Die Arbeit des Erfinders erfordert schon eine gewisse Uneigennützigkeit, einen idealen Keim. Auch der Sozialismus schloß ursprünglich eine ideale Größe in sich ein, ohne die er sich nicht hätte verbreiten können — eine Größe, die indessen den wallonischen Massen entgangen zu sein scheint.

So gleichgültig auch Frankreich in Bezug auf die deutsche Kultur sein mag, so hat es doch in seiner Eigenschaft als große Nation nicht vermeiden können, mit Deutschland an dem Weltstrom der Ideen teilzunehmen und unter der französischen Etikette fanden sich die Hauptlinien, die das Gesicht Europas kennzeichnen. In Flandern finden sich die Typen des geistigen Lebens, das Europa angenommen hat. Aus Deutschlands Friedensliebe hat Frankreich eine Waffe gegen Deutschland geschmiedet, und der flämische Zweig des großen germanischen Baumes ist das Opfer. Meister der Sprache, schickt Paris uns seine decadenten Theaterstücke, denen die ehrbare Jugend beiwohnt, seine Schmutzliteratur, welche die kleine Arbeiterin für einige Sous kaufen kann, seine Kanzelredner, meist tendenziös, aber immer tadellos in der Form. Meister der Presse, legt uns Paris einen Maulkorb an, schickt uns seine literarischen und politischen Erzeugnisse, erregt unser Interesse an seinen geringfügigsten Taten und gelangt dazu, uns alles bewundern zu lassen, bis zu seinen Freudenmädchen und Zuhältern herab. Es erschafft bei uns Sympathien und Antipathien nach seinem Belieben und modelliert aus diesem weichen Wachs des Volkes von Brüssel und Flandern eine Affengrimasse, die es belustigt. Herr unserer Finanzen, fängt Paris in unserer Hauptstadt und in den großen Städten Flanderns finanzielle Operationen an, die es bei sich verbietet, und durch die Finanzorgane, die es in unsern Städten gründet, übt es offenkundige Prellerei aus. Herr unserer Politik, bemächtigt Paris sich der Macht und bereitet den Krieg von morgen vor.

Das ist die Vollendung der wirklichen Revanche an Deutschland.

Digitized by Google

# Feldseelsorge.

Von Privatdozent an der Universität München D. Dr. J. B. Aufhauser, z. Zt. Feldgeistlicher.

Das rege Interesse der Heimat dürfte, wie allen Verhältnissen und Vorgängen an der Front, auch der Feldseelsorge einige Beachtung schenken. Über ihre Organisation und Betätigung möge in folgenden Zeilen auf Einladung der Schriftleitung einiges geboten werden.

## Organisation der Feldseelsorge.

Die Seelsorge bei den Gefechtstruppen an der Front obliegt dem etatsmäßigen Divisionspfarrer. Von jedem der beiden christlichen Bekenntnisse ist ein Geistlicher der Division zugeteilt. Sie waren bereits in Friedenszeiten vorgesehen und bekleideten gewöhnlich das Amt eines Garnisons-(Militär-)Pfarrers. Sie haben allgemeinen Offiziersrang, beziehen als Gehalt 780 Mark monatlich und genießen Einkleidungsbeihilfe. Durch die Neuordnung der Kriegsbesoldung der Beamten usw. vom 1. November 1915 ist indes mit Wirkung vom 1. Dezember ihr Gehalt, der sich nunmehr aus Grundgehalt, Wohnungsgeldzuschuß ihres letzten Wohnortes in der Heimat und drei Zehntel der Feldbesoldung der beliehenen Stelle zusammensetzt, entsprechend gekürzt. Bei Beginn des Krieges zogen sie sofort mit ins Feld.

Da das Arbeitsfeld der Divisionspfarrer zu ausgedehnt ist, ward ihnen Oktober 1914 nach Bedürfnis ein überetatsmäßiger freiwilliger Hilfsdivisionsgeistlicher zugeteilt. Diese leisteten anfänglich ihre Dienste ohne Entschädigung; abgesehen von einem einmaligen Equipierungsgeld von 300 Mark ward ihnen nur volle Station für sich und ihr Pferd gewährt. Durch Verordnung vom 29. Januar 1915 ward ihnen vom 1. Dezember 1914 ab eine monatliche Aufwandsentschädigung von 150 Mark gegeben. Eine spätere Entschließung vom 5. Mai 1915 gewährte ihnen neben der (bereits erwähnten) Pferdeausrüstungsbeihilfe von 300 Mark eine Beihilfe in gleicher Höhe für ihre persönliche Ausrüstung und bestimmte, „daß sie den durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 3. Juni 1913 für etatmäßige Militärgeistliche verordneten Feldanzug[1]) tragen dürfen. Die bezeichneten Geistlichen sind nicht Beamte oder Beamtenstellvertreter, sondern dem kriegführenden Heer neben den beamteten Militärgeistlichen zur Verstärkung der Seelsorge zugeteilte Zivilgeistliche." Neuerdings wurde ihre monat-

[1]) Der Dienstanzug der Feldgeistlichen besteht aus Überrock (Amtsrock, Sutanelle) von feldgrauem Tuch mit stehendem Kragen, Ärmelumschlägen und einer Reihe Knöpfe, das Knie deckend, um den Kragen, die Ärmelumschläge und vorn herunter violetter Vorstoß, feldgrauer Hose und Stiefelhose, Mantel und Umhang von grauem Tuch, Schnürschuhen und Gamaschen aus gebräuntem Leder, Handschuhe von rotbrauner Farbe, einem geistlichen Erkennungszeichen in der Form eines an einer Kette um den Hals auf die Brust herabhängenden Kreuzes, nach ausgegebenen Proben. Bei den katholischen Feldgeistlichen auf dem Marsch und im Gefecht die violette Stola. Feldgeistliche, die Ordenspriester sind, behalten das Ordensgewand und tragen hierzu lediglich das Neutralitätsabzeichen. Ein besonderes unterscheidendes Merkmal der Feldgeistlichen beider christlichen Konfessionen besteht nicht; der evangelische Geistliche trägt in der Regel einen Schnurrbart. Die jüdischen Feldrabbiner tragen als geistliches Erkennungszeichen das „Magen David". Allen Feldgeistlichen ist die Neutralitätsbinde mit violettem Einsatz gemeinsam.

Digitized by Google

liche Entschädigung von 150 Mark vom 1. August 1915 ab auf 300 Mark erhöht, wogegen die durch die Feldpröpste der Armee bisher gezahlten Vergütungen vom gleichen Zeitpunkt ab fortfallen. Während der Divisionspfarrer gewöhnlich beim Stab weilt, ist der Hilfsdivisionsgeistliche in der Regel einer Sanitätskompagnie zugeteilt.

Bezüglich der äußeren Stellung der Militärgeistlichen bestimmt eine Kabinettsordre vom Großen Hauptquartier, 19. Juli 1915: „Auf den Mir gehaltenen Vortrag bestimme Ich: Wenn sich die Militärgeistlichen in dem durch Meine Ordre vom 3. Juni 1913 verordneten Dienstanzug befinden, so sind ihnen und von ihnen die durch Garnisonsdienstvorschrift hinsichtlich der übrigen oberen Beamten der Militärverwaltung vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Diese Ehrenbezeugungen sind den Militärgeistlichen auch zu erweisen, wenn sie sich im Ornat befinden. Entsprechendes gilt hinsichtlich der überetatmäßigen freiwilligen Feldgeistlichen."

Bei der großen Zahl der Mannschaften reichen die Kräfte der beiden Divisionsgeistlichen jeder Konfession für intensive Seelsorge nicht aus. Als stets hilfsbereite Mitarbeiter stehen ihnen die den Lazaretten zugewiesenen Geistlichen zur Verfügung. Jedes Armeekorps zählt in der Regel drei Sanitätskompagnien, zwölf Feldlazarette. Die Verwundeten werden durch Krankenträger und Hilfskrankenträger der einzelnen Kompagnien, beide durch die Genfer Armbinde gekennzeichnet, aus der Gefechtslinie, wo sofort die ersten Verbände angelegt sowie unaufschiebbare Operationen ausgeführt werden, zunächst zum Sanitätsunterstand (Vorstation) in den vordersten Linien oder an den Truppenverbandplatz gebracht. Irgendeine gedeckte Stelle, granatensichere Keller, vielfach kaum 1 Kilometer hinter der Front, werden hierzu eingerichtet. An den Hauptverbandplätzen, die von den Sanitätskompagnien (in Kriegsstärke 250 Mann einschließlich der Ärzte) einige Kilometer rückwärts eingerichtet werden, wird ärztliche Hilfe in größerem Maße gewährleistet. Von hier werden die Schwerverwundeten meist unter dem Schutze der Dunkelheit mit Wägen oder Kraftfahrzeugen in die Feldlazarette überführt, die Marschfähigen begeben sich von der Leichtverwundetensammelstelle mit Notverbänden versehen direkt in die Lazarette. Die Feldlazarette, gewöhnlich mit 200 Betten ausgerüstet, liegen in der Regel in Ortschaften 5—10 Kilometer hinter der Front, meist in Schulen, Schlößchen, bisweilen auch in Kirchen usw. Die Schwerverwundeten bleiben dort so lange bis ihr Zustand eine Rückbeförderung in die Etappe oder, wenn ihre völlige Heilung zu lange Zeit in Anspruch nimmt, in die Reservelazarette der Heimat gestattet.

Die Seelsorge bei den Verwundeten und Sterbenden auf den im Bereiche des Artilleriefeuers liegenden Truppen- und Hauptverbandplätzen versehen der Divisionspfarrer und sein Hilfsgeistlicher. Welch reicher, dankbarst begrüßter Trost aus dieser Liebestätigkeit fließt, kann nur ermessen, wer einmal Zeuge gewesen, mit welcher Innigkeit der Blick des Sterbenden am Auge des Geistlichen gehaftet, mit welcher Wärme sein Händedruck ihm gedankt für Trost und Ermunterung im schweren Leid.

Die Feldlazarette der bayerischen Armeekorps haben ihre eigenen Feldgeistlichen. Bei der Mobilmachung unserer Streitkräfte wurde eine große Zahl von Geistlichen, die dem Beurlaubtenstande oder der Ersatzreserve angehören, entsprechend ihrem militärischen Dienstverhältnis einberufen. Die katholischen Theologen sind nach Empfang der Subdiakonatsweihe durch Reichsgesetz vom

Digitized by Google

8. Februar 1890 vom aktiven Militärdienst befreit. Falls sie diensttauglich und nicht als unabkömmlich erklärt sind, werden sie im Kriegsfalle dem Sanitätsdienst zugewiesen. Die evangelischen Theologen erhalten nach ihrem einjährigen Dienstjahr den Rang eines Unteroffiziers der Reserve. Doch werden sie nach ihrer Ordination in Bayern aus der Liste der Offiziersaspiranten gestrichen und dem Sanitätsdienst zugeteilt als Sanitätsunteroffizier usw. Von den bayerischen Geistlichen wurde eine große Zahl (gegen 200 katholische und ungefähr hundert evangelische) zu Beginn des Krieges nach Lager Lechfeld und Germersheim einberufen. Bis zur Belegung der Lazarette wurden sie zu deren Einrichtung herangezogen; später leisteten sie die gleichen Dienste wie die Militärkrankenwärter, sie waren besonders gerne zur Pflege schwer Kranker und Verwundeter bestellt, wurden jedoch dann mehr und mehr zu Schreibarbeiten bei der Inspektion oder der ärztlichen Visite verwendet. Von diesen Zentralen aus werden seitdem die Geistlichen den einzelnen Feld- und Reservelazaretten, den Kriegslazarettabteilungen, den Lazarett- und Hilfslazarettzügen je nach Bedarf zugewiesen. Andere wurden von ihren kirchlichen Behörden infolge Arbeitsvermehrung in der Heimat als unabkömmlich wieder von der Militärbehörde angefordert. Doch mögen immer noch gegen zwanzig Geistliche in Germersheim tätig sein. Den bayerischen Feldlazaretten ward bei Kriegsbeginn (12. August) je ein Geistlicher beider Konfessionen beigegeben, durch Kriegsministerialentschließung vom 17. September 1914 noch je ein zweiter katholischer Priester mit dem Auftrage: „Diese Geistlichen haben sich den auf den Hauptverbandplatz vorgehenden Sanitätsoffizieren der Feldlazarette anzuschließen mit der Aufgabe, die Divisionsgeistlichen im Seelsorgedienst auf den Hauptverbandplätzen zu unterstützen." Ursprünglich bezogen diese zur Ausübung der Seelsorge überetatmäßig als Krankenwärter einberufenen Geistlichen nur die Löhnungs- usw. Gebührnisse ihres militärischen Dienstgrades, die katholischen Geistlichen also die Löhnung eines Ersatzreservisten, die evangelischen eventuell jene eines Unteroffiziers, Sergeanten usw. nebst einer geringen monatlichen Entschädigung für Kleiderabnutzung. Eine Entschließung des Kriegsministeriums vom 15. Februar 1915 bewilligte ihnen neben den Löhnungs- usw. Gebührnissen ihres militärischen Dienstgrades eine tägliche Aufwandsentschädigung von vier Mark rückwirkend vom 1. Dezember 1914. Neuerlich (24. August 1915) ward diese tägliche Aufwandsentschädigung vom 1. September 1915 ab auf sechs Mark erhöht, zugleich die Entschädigung für Abnutzung der Amtskleidung und für Selbstbeschaffung warmer Unterwäsche wieder gewährt, die vom 1. Dezember 1914 ab durch vorhergehende Entschließung (vom 15. Februar) weggefallen war.

Die eigenartige Stellung dieser für den Sanitätsdienst einberufenen Geistlichen, denen meist nur der militärische Rang eines Ersatzreservisten zukommt, konnte natürlich leicht zu Unzuträglichkeiten führen, z. B. wenn der Person oder der Sache wenig günstig gesinnte militärische Vorgesetzte ihre Befugnisse zu stark geltend machten. Daher betonte ein Ministerialerlaß vom 9. September 1914, daß die als Ersatzreservisten eingezogenen Geistlichen „zwar in bezug auf Unterordnung, Gebühren usw. als Krankenwärter zu erachten, im übrigen aber in erster Linie zur Ausübung der Seelsorge bestimmt sind. Es entspricht diesem Verhältnis, daß diese Geistlichen von den Organen der betreffenden Lazarette im dienstlichen und persönlichen Verkehr als Geistliche, Lazarettpfarrer usw. an-

Digitized by Google

gesprochen werden, wie ihnen überhaupt mit der ihrem geistlichen Stande, dessen Amtskleidung sie tragen, gebührenden Achtung zu begegnen ist. Inwieweit diese Geistlichen zum wirklichen Dienste als Krankenwärter heranzuziehen sind, bestimmen die Chefärzte". Berechtigte Klagen über nicht standesgemäße Verwendung und Behandlung bewog, wie es scheint, das Kgl. Bayer. Kriegsministerium zu einer neuen Entschließung vom 1. Dezember 1914, die für die Zukunft ähnlichen Beschwerden vorbeugen soll: „Die auf Grund Kriegsministerialerlasse vom 12. August und 17. September 1914, Nr. 24815 und 34744, bei den Feldsanitätsformationen in überetatmäßigen Krankenwärterstellen eingeteilten Geistlichen sind ausschließlich zur Ausübung der Seelsorge berufen. Jede Heranziehung dieser Geistlichen zum Dienste als Krankenwärter ist fortan verboten." Bei der erhebenden Glaubenstreue und der tiefreligiösen Stimmung unserer Soldaten wird indes dem seines hehren Amtes in treuer Liebe waltenden Geistlichen hingebungsvolle Seelsorge höher stehen als kleinlicher militärischer Rangstreit, mag äußere Anerkennung seiner Tätigkeit beschieden sein oder nicht. In wirklicher Notlage wird er auch seine Kräfte zu außerseelsorglicher Dienstleistung gerne anbieten, ohne dazu erst einen formellen Befehl abzuwarten. Gegenüber Unzuträglichkeiten bleibt ihm die Beschwerde auf dem Dienstweg bei den militärischen Vorgesetzten immer offen. Die wohlwollende Behandlung der Frage durch das Kriegsministerium im genannten Erlaß verbürgt eine gerechte Prüfung.

Von den beiden katholischen Geistlichen eines Feldlazarettes versieht der eine in der Regel die Seelsorge im Lazarett, der andere widmet sich gewöhnlich der Seelsorge bei den in der Nähe liegenden Kolonnen. Da gerade in die Feldlazarette Verwundete vielfach nachts eingeliefert werden, teilen sich die beiden Geistlichen gewöhnlich auch in den Nachtdienst zur sofortigen religiösen Tröstung der Ankommenden. In entgegenkommendster Weise wurde durch die eben erwähnte Entschließung des Kgl. Bayer. Kriegsministeriums auch der Wirkungsbereich der Feldgeistlichen wesentlich erweitert: „Haben diese Geistlichen (bei den Feldsanitätsformationen) zeitweise, namentlich bei Nichtheranziehung einzelner Feldlazarette, keine Gelegenheit bei der Stelle, wo sie eingeteilt sind, seelsorglich zu wirken, so soll es ihnen tunlichst ermöglicht werden, in benachbarten Lazaretten oder bei in der Nähe befindlichen Truppen seelsorglich auszuhelfen. Bereite Beförderungsmittel sind ihnen dazu nach Tunlichkeit zur Verfügung zu stellen. Wo es zweckmäßig erscheint, kann ferner eine zeitweise oder dauernde Angliederung einzelner Geistlicher an die Sanitätskompagnien genehmigt werden. Die Einteilung soll eben nach Bedarf geschehen, um die verfügbaren Seelsorgekräfte heilbringend zu verwerten. Alle Dienststellen haben darauf ernstlich bedacht zu bleiben. Diesen Geistlichen auf Bitten hin, wenn nach den örtlichen oder sonstigen Verhältnissen angängig, die Geldabfindung der Selbstbeköstigung zu gewähren, wie dies schon in einzelnen Fällen geschehen sein soll, ist nicht nur statthaft, sondern kann sich nach Vorstehendem sogar empfehlen." Da die Feldlazarette vielfach an den Ruheorten der Truppen untergebracht sind, haben ihre Geistlichen zudem auch reiche Gelegenheit, bei der Seelsorge der Truppen während ihrer Ablösung aus dem Schützengraben (Beichte, Gottesdienst usw.) mitzuwirken. Wie es scheint, soll künftig der zweite katholische Geistliche zur seelsorglichen Betreuung der Kolonnen direkt der Gefechtsstaffel angegliedert werden.

Digitized by Google

Den nichtbayerischen Feldlazaretten sind keine Geistlichen zugewiesen; sie sollen von den zuständigen Divisionsgeistlichen mitversehen werden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Geistlichen aus bayerischen Lazaretten, die vielleicht gerade in der Nähe liegen, gerne ihre Dienste anbieten.

Der Sanitätsdienst in der Etappe liegt in der Hauptsache den Kriegslazaretten ob; diese liegen meist in größeren Orten 10 bis 15 Kilometer hinter der Front; bisweilen sind am gleichen Ort auch noch Feldlazarette untergebracht. Ins Kriegslazarett werden die Verwundeten in der Regel aus den Feldlazaretten überführt, nach größeren Kämpfen auch direkt von der Front. Gewöhnlich zählt das Kriegslazarett verschiedene Abteilungen (für Schwerverwundete, Leichtkranke oder -Verwundete, ansteckende Erkrankungen, Nerven-, Geschlechtskrankheiten, Genesende und andern); sie sind zumeist in Hospitälern, Schulen, Schlößchen eingerichtet. Die Pflege soll durch chirurgische Behandlung (Operationen usw.) oder Ausheilung die Kranken wieder felddienstfähig herstellen oder, wenn dies in kurzer Zeit nicht zu erwarten ist, für die Überführung in die heimatlichen Reservelazarette kräftigen. Während in den Feldlazaretten gewöhnlich des beschränkten Raumes und der rascheren Marschbereitschaft wegen keine Schwestern tätig sind, entfalten in den Kriegslazaretten Ordensschwestern wie Diakonissen und Rotkreuzschwestern ihr segensreiches Wirken; auch die freiwilligen Krankenpfleger sind hier tätig, unter ihnen viele Mitglieder aus akademischen Kreisen, die vielfach mit ihren übrigen Kameraden nicht geringe Entbehrungen und Selbstentäußerung in treuer Kameradschaft teilen.

Mit Entschließung des Kgl. Bayer. Kriegsministeriums vom 12. August 1914 wurden jedem Kriegslazarett der drei bayerischen Armeekorps je drei katholische und ein evangelischer Geistlicher beigegeben. Für diese zur Ausübung der Seelsorge überetatmäßig als Krankenwärter einberufenen Geistlichen gelten die oben erwähnten Entschließungen. Jedem Kriegslazarett ist zudem ein Lazarettrupp zugeteilt, dem durch den Kgl. Hausritterorden vom hl. Georg je ein katholischer und durch den Johanniterorden je ein evangelischer Geistlicher abgestellt ist aus freiwillig sich meldenden abkömmlichen Geistlichen. Gleich ihren Amtsbrüdern in den Feldlazaretten helfen auch die Kriegslazarettgeistlichen, wenn nötig, mit bei der Seelsorge für die Truppen in der Reserve, der Kolonnen usw. Die der freiwilligen Krankenpflege angegliederten Geistlichen des Georgs-(Johanniter-)Ordens erhalten ein Tagegeld von zehn Mark. Ihr Dienst- usw. Verhältnis ist vertragsmäßig mit dem Landeskomitee für freiwillige Krankenpflege in Bayern geregelt. Diesem Dienstvertrag trat jüngst die Heeresverwaltung in einem Nachtragsvertrag bei.

Den nichtbayerischen Kriegslazaretten waren anfänglich in der Regel keine Geistlichen beigegeben. Seelsorgsdienste wurden dort außer von den Divisionspfarrern bisweilen von Geistlichen geleistet, die als freiwillige Krankenpfleger oder als Militärkrankenwärter im Sanitätsdienste im Hauptamt tätig waren, oder aus naheliegenden bayerischen Lazaretten abkommandiert waren. In einigen Lazaretten wirkten wohl auch Geistliche mit etatmäßigem Gehalt von untergeordneter Stelle berufen, ohne indes wirklich zuständig zu sein. Durch Kriegsministerialerlaß vom 15. Mai 1915 wurde hier grundlegend Wandel geschaffen: Nach den Stärkenachweisen sind für die Lazarette Geistliche nicht vorgesehen, Gebührnisse also nicht zuständig. Andererseits ist es billig, die Geistlichen für die von ihnen tatsächlich geleisteten Dienste zu entschädigen. Es wird

Digitized by Google

deshalb für die Dauer ihrer Tätigkeit eine monatliche Entschädigung von 400 Mark festgesetzt. Etwa darüber hinaus empfangene Gebührnisse sind zurückzufordern. Beim Einwand des Empfängers, er sei aus der Überhebung nicht mehr bereichert, wird die nähere Prüfung der Verhältnisse dem Truppenteil oder der Behörde überlassen. Die durch Beschaffung ihrer Ausrüstung wirklich entstandenen Kosten sind ihnen zu ersetzen. Sind derartige Geistliche noch nicht in etatmäßigen Stellen verwendet worden, so sind sie umgehend in die Heimat zu entlassen und Name und Wohnort hierher (Berlin) mitzuteilen. Mit 16. Juni wurde den preußischen Kriegslazaretten je ein etatmäßiger katholischer und evangelischer Geistlicher zugewiesen mit dem Gehalte eines etatmäßigen Divisionspfarrers.

Außer den Kriegslazaretten sind auch die Etappenlazarette zur Aufnahme von Kranken und Verwundeten der Etappentruppen wie des Feldheeres bestimmt. Die Seelsorge bei den Etappenformationen, -Kolonnen usw., ist an größeren Etappenorten dem Kommandanturpfarrer übertragen, dem Rang und Gehalt eines Divisionspfarrers zukommt.

Die vorzügliche Organisation der Seelsorge an der Westfront weist überdies seit Frühjahr 1915 bei der 6. Armee je einen Referenten für katholische und protestantische Feldseelsorge auf mit dem Sitze bei der Etappeninspektion der 6. Armee. Sie versehen dort zugleich die Kommandanturseelsorge. Ihnen unterstehen die Etappengeistlichen, während die Geistlichen des Operationsgebietes (Feldlazarette) einem Divisionspfarrer als Referenten zugeteilt sind. Für das deutsche Generalgouvernement Belgien ist je ein katholischer und evangelischer Militäroberpfarrer bestellt, deren Feldbesoldung mit rückwirkender Kraft auf monatlich 830 Mark festgesetzt ist. Außer ihnen sind in Belgien eine Reihe von etatmäßigen Garnisonspfarrern tätig. Mit der seelsorglichen Gesamtverwaltung an der ganzen Westfront ist ein katholischer und evangelischer Militäroberpfarrer beim Westheer betraut.

Die Überführung der transportfähigen Verwundeten und Kranken, deren Herstellung zur Diensttauglichkeit in kurzer Zeit nicht zu erwarten ist, in die Heimat und die rasche Räumung der Lazarette des Kriegsschauplatzes bei größeren Kämpfen ist Aufgabe der Lazarett- und Krankenzüge. Von den bayerischen Lazarettzügen ist, soviel bekannt, fünfen, die von Adeligen und Großindustriellen gestiftet sind, je ein Geistlicher der beiden Konfessionen beigegeben. Ihre Tätigkeit ist besonders bei Aufnahme von Verwundeten, die unmittelbar aus dem Schlachtfelde überführt wurden ohne bereits in einem Feld- oder Kriegslazarett seelsorglich betreut worden zu sein, erwünscht, da bisweilen während der Fahrt Schwerverwundete ihren Verletzungen erliegen. Auch die Lazarettzüge des Malteserordens u. a. sind von Geistlichen begleitet. Für diese Lazarettzug-Geistlichen gelten die gleichen Bestimmungen wie für die Lazarettgeistlichen bezüglich Gehalt usw. Bisweilen sind bei Lazarettzügen auch Geistliche als Krankenpfleger tätig; sie vermögen gleichfalls Schwerkranken seelsorgliche Hilfe zu leisten.

Die arbeitsreiche Seelsorge in den Reserve-, Festungs-, Vereinslazaretten usw. der Heimat obliegt der dortigen Pfarr- und Ortsgeistlichkeit, ebenso auch in den Gefangenenlagern, soweit nicht, wie es bei den Franzosen des öfteren der Fall ist, Geistliche ihrer eigenen Nation sich dabei befinden oder Geistliche auf Stellen überzähliger Militärkrankenwärter einberufen sind.

Die geistliche Oberleitung der gesamten katholischen Feldseelsorge liegt für die bayerischen Truppen in der Hand des jeweiligen Erzbischofes von Mün-

Digitized by Google

chen-Freising als Feldpropst der gesamten bayerischen Armee. Durch apostolisches Breve vom 20. April 1841 ernannte Papst Gregor XVI. bei der von König Ludwig I. erbetenen Ordnung der Militärseelsorge in Bayern den jeweiligen Erzbischof von München-Freising zum „capellanus major" (Großkaplan) mit der „geistlichen Obergewalt" über die Kgl. Bayerische Armee. Beim Ausmarsch bayerischer Truppen nach Schleswig-Holstein (1849) war indes das Breve noch nicht ausgeführt; der Erzbischof erbat daher die für die Feldkapläne nötige Jurisdiktion vom apostolischen Provikar des Nordens; ähnlich später beim Ausmarsch bayerischer Truppen nach Kurhessen vom dortigen Diözesanbischof von Fulda. Am 16. März 1851 erhielt das päpstliche Breve die landesherrliche Genehmigung „unter dem Vorbehalt, daß die wirkliche Ernennung der vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising ausgewählten Priester zu Feldkapläne von Allerhöchstdemselben (Se. Maj. dem König) auszugehen, dann daß die Aufstellung von Militärgeistlichen respektive Militärpfarrern für die Friedenszeit wegen Mangels der erforderlichen Mittel annoch ausgesetzt zu bleiben habe." Ein vom Erzbischofe auf Wunsch der Staatsregierung ausgearbeiteter Entwurf zur „Organisation der Militärseelsorge" auf Grund des Breve blieb ergebnislos, infolge der Auffassung der Regierung, das Breve, für den Kriegsfall veranlaßt, habe für Friedenszeiten vorläufig keine Geltung. Die Militärseelsorge in Friedenszeiten ward durch Ministerialentschließung vom 8. August 1863 rein praktisch geregelt. Schon früher (5. Juli 1851) hatte sich der Erzbischof im Einvernehmen mit der Kgl. Staatsregierung in Rom die für den Kriegsfall nötigen Fakultäten erbeten und sie am 8. September 1852 erhalten. Sein Nachfolger Gregorius erhielt sie gleichfalls am 31. Mai 1859; in den Feldzügen 1866 und 1870/71 waren sie in die Wirklichkeit umgesetzt. In der von der S. Congregatio negotiis ecclesiasticis extraordinariis praeposita dem Erzbischof Antonius von Thoma am 18. November 1890 übertragenen Form wird nunmehr der jeweilige Erzbischof von München-Freising für den Kriegsfall vom apostolischen Stuhle mit der Jurisdiktion für die ganze bayerische Armee und den besonderen, den Feldgeistlichen zu erteilenden Vollmachten betraut.

Die sämtlichen übrigen katholischen deutschen Truppen unterstehen der Jurisdiktion des jeweiligen preußischen Feldpropstes. Die evangelischen Geistlichen Bayerns unterstehen ihren Oberkonsistorialpräsidenten, die übrigen evangelischen Geistlichen dem evangelischen Feldpropst der Armee in Berlin. Für die jüdischen Soldaten wurden durch Vereinbarung des Vereines deutscher Rabbiner mit den Kriegs- und Kultusministerien für die Westarmee acht, für die Ostarmee zunächst zwei, später noch weitere vier Feldrabbiner abgesandt. Sie sind gewöhnlich den Armeeoberkommandos beigegeben. Anfänglich leisteten sie ihre Dienste unentgeltlich. Ein Kriegsministerialerlaß vom 8. Oktober 1915 bestimmte: „Den zur Seelsorgeausübung beim Feldheer zugelassenen Rabbinern wird unter Aufrechterhaltung des Standpunktes, daß ihnen ein Rechtsanspruch auf Gewährung von Vergütungen für ihre Tätigkeit nicht zusteht, mit Rücksicht auf die durch die Kriegsverhältnisse geschaffene besondere Lage aus Billigkeitsrücksichten rückwirkend auf den 1. August 1915 eine monatliche Entschädigung von 300 Mark und eine einmalige Beihilfe in gleicher Höhe für ihre persönliche Ausrüstung zugebilligt. Die den überetatmäßigen freiwilligen Feldgeistlichen neben den gleichen Beträgen ferner zuerkannte Pferdeausrüstungsbeihilfe von 300 Mark

Digitized by Google

kann den Rabbinern nicht gewährt werden, weil sie keine von ihnen auszurüstende Pferde haben."

Bis Ende Juli 1915 waren als katholische Feldgeistliche tätig: 114 etatmäßige Divisionspfarrer, 159 überetatmäßige freiwillige Feldgeistliche, 91 Etappenpfarrer, 24 Garnisonspfarrer in Belgien. Von den katholischen Geistlichen Bayerns waren (Ende 1915) 22 als etatmäßige, 18 als überetatmäßige Divisionsgeistliche, 129 als Lazarettgeistliche, 6 als Etappenkommandanturpfarrer tätig. Als evangelische Geistliche wirkten: 275 etatmäßige und überetatmäßige freiwillige Feldgeistliche, 115 Etappenpfarrer, 28 Garnisonspfarrer in Belgien. Von der protestantischen Landeskirche Bayerns rechts des Rheins waren 25 Geistliche als etatmäßige (15) und überetatmäßige (10) Divisionspfarrer, 54 als Lazarettgeistliche, 2 als Etappenpfarrer tätig, 9 im Sanitätsdienst verwendet, 14 dienten mit der Waffe. Die jüdische Feldseelsorge versehen zurzeit 11 Rabbiner[1]).

Die treue Fürsorge der staatlichen und kirchlichen Behörden um den ständigen Ausbau der Feldseelsorge und die Entfaltung ihres segensreichen Wirkens kann allen, die ihre Lieben im Felde wissen, zur großen Befriedigung gereichen.

Freilich ist es vielfach, besonders im Osten, durch die Verhältnisse der dortigen Kriegsführung nicht möglich, die Seelsorge in gleich vorzüglicher Weise zu gliedern wie im Westen. Auch hier ergaben sich je nach Lage der Dinge des öfteren Änderungen der hier skizzierten allgemeinen Verhältnisse.

Kommenden Friedenszeiten wird es vorbehalten bleiben, Fragen mehr untergeordneter Natur betreff Rangverhältnisse usw. zugleich mit der weiteren Regelung der Militärseelsorge überhaupt zu entscheiden.

## Das Wirken der Feldgeistlichen.

Jüngst erklärte mir ein höherer Frontoffizier: „Wir wissen nur allzugut die hohe Bedeutung der Feldseelsorge für die moralische Kraft unserer Truppen zu schätzen. Der Gedanke: Ich habe meine Sache mit meinem Herrgott in Ordnung gebracht, verdoppelt die Seelenruhe und Sturmkraft unserer Soldaten." Entsühnen und Ermutigen: diese doppelte Aufgabe erfüllt das Wirken des Seelsorgers bei den Gefechtstruppen. Die sakramentale Gnadenspendung, die Kriegsandachten und Predigten dienen diesem Ziele. Schöpft doch weitaus der größte Teil unserer Soldaten gerade aus der Religion die tiefste Kraft zu Opfermut und unentwegtem Durchhalten. Die sittlichen Kräfte der Soldaten — das lehrt uns der Krieg von Tag zu Tag mehr — müssen und können uns allein den entscheidenden Endsieg sichern in todesmutigem Sturmangriff. Der Gedanke an die ewige Vaterliebe Gottes, der einem reinen Gewissen und einer gerechten Sache seine Hilfe nicht versagt, an die Größe und Weihe des Opfers, wenn es sein müßte der freudigen Hingabe des Lebens in Treue zum Vaterland und den Lieben zu Hause, an die Hinfälligkeit alles Irdischen und eine ewige Heimat mit ungetrübtem Wiedersehen, läßt vielfach eine Seelenruhe und eine Heiterkeit erstehen, die alle Disziplin nicht zu geben vermöchte. Daß die starke religiöse Erneuerung vielfach aus den Höhen der ersten Kriegsmonate herabgesunken ist, vermag nur jenen zu entmutigen, der

[1]) Vgl. M. Buchberger, Krieg und Seelsorge i. J. 1915, Beilage zum Amtsblatt für die Erzdiöcese München und Freising 1916. Nr. 1; ferner die Beilage „Feldseelsorge" zum Jahrgang 1915 des gleichen Amtsblattes; bayer. Staatszeitung 1915, Nr. 231a. Ein Gruß der Feldrabbiner an die jüdischen Kameraden im deutschen Heere zu den Herbstfeiertagen 1915, herausgegeben vom Verband der deutschen Juden.

Digitized by Google

die menschliche Natur und die Spannkraft ihres Seelenvermögens nicht kennt. Wer nicht nach Äußerlichkeiten sein Urteil bestimmt, wird vielfach eine immer tiefere Erfassung der religiösen Grundwahrheiten erleben. Doch sei nicht geleugnet, daß infolge der langen Dauer des Krieges, wie mancher im Wesen der Kriegsführung beruhender Härten und Ungleichheiten bisweilen eine gewisse Unzufriedenheit und Verbitterung und damit auch eine religiöse Entfremdung eintreten kann, die durch frühere soziale Verhältnisse und eine falsche Auffassung von Religion begünstigt wird. Wer im Gebet oder der Hingabe an Gott nur ein sicheres Schutzmittel gegen die feindliche Kugel erblickt, würde gar bald nur an ein blind wirkendes Geschick glauben. Wer aber im glaubensvollen Vertrauen auf Gott und seine väterliche Führung die tiefste Verankerung seines Ich gefunden, wie es im Liede „O mein Christ, laß Gott nur walten" oder ähnlichen Erbauungsliedern tiefen Ausdruck gewonnen, dem wird der Gottesgedanke als klar leuchtender Stern inmitten all der dunklen Rätsel des Lebens nimmermehr untergehen. Nicht von der Studierstube des Gelehrten und der Arbeitsstätte des Psychologen aus wird „die Bedeutung der Religion im Völkerleben" und im Leben des Einzelnen die beste Würdigung erfahren, ihr Wert für die „möglichste Steigerung der Gefechtskraft einer Truppe" erkannt. Ihre Kraft und ihr Lebenswert offenbart sich in der Donnersprache der Kanonen oder im stillen Opfermut des grauen Einerlei täglicher Pflichterfüllung jedem geübten Auge, speziell auch dem Offizier. Und mögen auch manche übertriebene Erwartungen von Bekehrungen nicht in Erfüllung gegangen sein, der Krieg hat als gewaltige Machtprobe der Stärke und Gesundheit eines Volkes und seiner Kulturgüter die Religion bei unserem Volke in Waffen wie in der Heimat als feuererprobtes Gut erwiesen.

Unsere Krieger marschieren feldmäßig ausgerüstet hinaus in die Schützengräben. Bis in die vordersten Linien begleiten sie Gebet- und Gesangbuch, ihr Rosenkranz usw. Und sollten sie im tobenden Sturmangriff all ihre geringe Habe verlieren, ihr Gottvertrauen ruht zu tiefst, unverlierbar in ihrem Herzen. Für jeden Kenner ist es freilich klar, daß in den vordersten Linien eine Ansammlung größerer Menschenmassen zum Gottesdienst, der Fliegergefahr usw. wegen, unmöglich ist. Doch berichten uns manche Feldbriefe von gemeinsamem Gebet und Gesang. Und gar häufig sucht der Divisionspfarrer in treuer Erfüllung seiner Hirtenpflicht seine Soldaten auf im Schützengraben, ihnen ein Wort der Ermutigung und Aufheiterung zu sprechen, ein Blatt religiösen und profanen Inhalts zu bringen, das von Hand zu Hand wandert, unter feindlichem Feuer Beichten abzunehmen, die heilige Ölung zu spenden, bisweilen in „bombensicheren" Kapellchen, die sich unsere Soldaten in Erdhöhlen usw. nahe ihrer Unterstände errichten und sinnig ausschmücken, oder im eigenen „geistlichen" Unterstand Gottesdienst zu halten[1]). Beweise hierfür ließen sich gar leicht aus einer Fülle von Briefen aus dem Felde wie aus photographischen Aufnahmen und Bildern in illustrierten Zeitschriften usw. bieten. Mit besonderer Freude sei hier auch der öfteren Besuche gedacht, die der hochwürdigste Herr Bischof von Faulhaber als echter Soldatenbischof bei seinen Fahrten zu den bayerischen Fronttruppen 1915 und 1916 den Schützengräben gemacht.

[1]) Bei der großen Zahl der Soldaten und der weiten Zerstreuung der Formationen wird der Geistliche meist öfter am Tage Gottesdienst halten. „Sonntage" kennt natürlich der Krieg an der Front nicht, nur Ruhetage der Ablösung. Ein Reskript der S. Congregatio de Sacramentis vom 24. September 1915 gestattet den katholischen Feldgeistlichen zwei, unter keinen Umständen mehr hl. Messen an Sonntagen und gebotenen kirchlichen Feiertagen zu lesen.

Digitized by Google

Auch der Präsident des bayerischen Oberkonsistoriums, Exzellenz von Bezzel, besuchte die Feuerlinien der Truppen. Und jüngst ward Kardinal von Hartmann von den rheinisch-westphälischen Regimentern mit freudigem Jubel begrüßt. Freilich wird der ungleichen Verhältnisse halber und bei den nichtbayerischen Truppen der geringeren Zahl der Feldgeistlichen wegen der Geistliche nicht überall gleich häufig wiederkehren. Es wäre töricht, Mangel von Mut und Pflichttreue und Todesverachtung der Feldgeistlichen aus den geringen Opfern zu schließen, die feindliche Kugeln unter ihnen gefordert haben. Ebensowenig als es Aufgabe des Arztes ist, sein Leben nutzlosen oder wenig zweckdienlichen Gefahren auszusetzen, trifft dies beim Geistlichen zu. Das Interesse der Heeresleitung wie der Allgemeinheit der Soldaten fordert vielmehr, das Leben beider vor unnützen Gefahren zu schützen. Übrigens mußten wir bereits des öfteren auch vom Heldentod von Feldgeistlichen in den Zeitungen lesen, wie eben in diesen Tagen von einem Lawinenunglück in den Südtiroler Bergen, dem zwei Feldkuraten, Franziskanerpater Emmeran Martin und Kapuzinerpater Cornel Giovannizio zum Opfer fielen.

Reichliche Gelegenheit zur religiösen Betätigung bietet sich unseren Kriegern in den Reservestellungen. Hier sind gewöhnlich die Kirchen noch erhalten und, soweit nicht zwingend dringende Gründe eine andere Verwendung verlangen, ihrer religiösen Bestimmung vorbehalten. Und mag auch bisweilen ein Feldlazarett dort Verwundete untergebracht haben, so finden deshalb doch die Gottesdienste statt, manchmal sogar in reichlicher Fülle, wenn an Sonntagen dem Gottesdienst der französischen Gemeinde sich der katholische und evangelische Gottesdienst für die Verwundeten anschließt. In den Ruhequartieren bietet sich den Soldaten reiche Möglichkeit zum Empfang der heiligen Sakramente, zur Beteiligung am Gottesdienst mit Predigt, an Kriegsabendandachten usw. Die andauernd rege Teilnahme und erhebende Frömmigkeit beweist zur Genüge die Überzeugung unserer Krieger vom hohen Wert der Religion, nach deren praktischer Ausübung sie stets mit Freude verlangen. Mit dankbarem Herzen dürfen wir hier des erhebenden Beispieles gedenken, das unser Kaiser und unsere ersten Heerführer wie Hindenburg, Mackensen usw. durch echte Gottesfurcht und tiefe Frömmigkeit in Tat und Wort geben. Die erbauende Religiosität unserer betenden Helden offenbart auch unseren Feinden die treue Anhänglichkeit unserer Soldaten an ihren angestammten Glauben und ließ wohl in manchem Mutterherzen den Wunsch rege werden, der eigene Sohn möchte mit gleicher Glaubensinnigkeit Kraft und Trost in religiösem Leben suchen und finden, draußen im fernen, tobenden Kampfe. Die kriegerischen Verhältnisse verlangen, daß sich die Kirchen des Landes beiden christlichen Konfessionen öffnen. Mag auch bei den besonderen kirchlichen Verhältnissen Nordfrankreichs ein gewisser Widerwille der Ortsgeistlichen dagegen begreiflich sein: weise Rücksichtnahme auf die heimische Gottesdienstordnung, soweit dies möglich ist, wie Achtung vor dem Gotteshause mildert die Gegensätze. Persönliches Taktgefühl, freilich, wenn nötig, auch Energie der Feldgeistlichen, muß hier sachliche Entscheidungen ebenso leiten, wie im allgemeinen ihre persönliche Stellungnahme zum einheimischen Klerus regeln.

Bei dem Gottesdienst kommt der Predigt eine ganz hervorragende Rolle zu. Der Soldat erwartet sie mit Recht von seinem Geistlichen. Worte des Lebens will er vernehmen. Gleicher Wert liegt in der Pflege des Volksgesanges. Erlangt er durch die Bemühungen unserer Bischöfe auch in der Heimat mehr und mehr Würdigung und Pflege, so erhöht sich seine Bedeutung ungleich mehr fürs Feldheer.

Digitized by Google

Nicht bloß die erhebenden Erbauungslieder unserer evangelischen Soldaten lassen den Wunsch nach deutschem Volksgesang auch bei uns Katholiken erstehen. Neben den gleichen Gründen, die weise Pflege des weltlichen Liedes beim Heere bestimmen, läßt die Kraft und Wärme unserer Kirchenlieder, die tiefe Schönheit ihrer Gedanken, der Trost, den sie den Menschenherzen in unmittelbarer Wirkung aus ihrem völligen Verstehen und Erleben spenden, ihre Pflege, speziell auch die Wiederbelebung manch alter Kirchenlieder, ungemein erwünscht erscheinen. Gewiß, wer an den Stätten hehrster Kunst, wie im Dome zu Regensburg oder in den erhebend stillen Klöstern zu Beuron oder Maria Laach, dem lateinischen Gesang beim Gottesdienste gelauscht, wird den Eindruck solch weihevoller Stunden nie vergessen. Doch wer im Felde, in den Geist und Herz erhebenden gotischen Kathedralen Nordfrankreichs oder bei Feldgottesdiensten unter freiem Himmel, in Wald oder Park den Volksgesang kraftvoller, todesbereiter Männer vernommen, wird die Wirkung unserer Kirchenlieder auf das Gemüt zu tiefst erleben. Freilich, für die Friedenszeit bleibt noch viel Arbeit zu leisten, bis durch gemeinsames Zusammenwirken der kirchlichen Behörden unseres ganzen deutschen Vaterlandes ein gewisser Grundstock einheitlicher Lieder nach Wort und Melodie geschaffen ist. Immerhin läßt die Freude unserer Soldaten am Kirchenlied, die Bereitwilligkeit vieler Kameraden zur Übernahme der Einübung manche jetzt bestehende Hindernisse[1]) überwinden, um so mehr wenn, wie es in Lazaretten häufig der Fall ist, Krankenschwestern ihre bewährte Hilfe bieten.

Neben dem Gottesdienst ermöglicht sich den Feldgeistlichen ein fruchtbares Wirken durch Verteilung von Lektüre religiöser und unterhaltender Art. Soweit es seine finanziellen Verhältnisse erlauben, wird er nach Kräften die Bedeutung des gedruckten Wortes, das von Mann zu Mann wandert und bei der großen Lesefreude bis zur letzten Zeile gelesen wird, für seine religiösen Aufgaben nutzbar machen. Tiefer Dank gebührt hier der Gebefreudigkeit der Heimat, den reichen Spenden der großen kirchlichen und weltlichen Organisationen[2]) zur Versorgung

[1]) Bereitwilligst stellte die Heeresleitung Mittel zur billigen Beschaffung von Gebet- und Gesangbüchern zur Verfügung, so für das Feldgesangbuch für die katholischen Mannschaften des Heeres, Germania-Verlag, Berlin (K. M. Versorgungs- und Justiz-Departement. Nr 408/6. 15. C. 4 vom 5. Juli 1915 und Nr. 369/10. 15. C 4 vom 18. November 1915) und das Feldgesangbuch für die evangelischen Mannschaften des Heeres, Verlag Mittler & Sohn, Berlin (K. M. Versorgungs- und Justiz-Departement, Nr. 150/7. 15. C. 4. vom 4. August 1915). In reicherer Auswahl wurden bisweilen von den Feldgeistlichen Sammlungen von Kirchenliedern herausgegeben. So konnte im Februar 1915 durch gütiges Entgegenkommen der Schriftleitung der „Liller Kriegszeitung" der Verfasser eine Auswahl katholischer Kirchenlieder des deutschen Soldaten als Beilage der Kriegszeitung erscheinen lassen. Die Sammlung wurde eben in dritter vermehrter Auflage (60.—70. Tausend), Lille 1916 (54 Seiten) neu gedruckt und kann vom Verfasser bezogen werden (Preis für das Exemplar 5 Pfg.) Sie enthält 70 Lieder, dazu Beicht- und Kommunionandacht und einige Kriegs- und Friedensgebete. — Das „Bayerische Feld-Gebet- und Gesangbuch" von M. Buchberger enthält auch in seiner neuen Auflage (München 1916, 80 Seiten) leider nur 24 Lieder; es wurde in mehr denn 100000 Exemplaren verbreitet. — [2]) Ich erwähne den „Arbeitsausschuß katholischer Vereinigungen zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten", Berlin; den „Borromäusverein", Bonn (im ersten Kriegsjahr verbreitete er gegen drei Millionen Drucksachen im Felde); den „Katholischen Preßverein" von Bayern (nach seiner neuesten Statistik sandte er 3400000 Schriftstücke, Bücher, Broschüren, Tages- und Wochenblätter ins Feld); die Ordinariate der einzelnen Bistümer. — Den „Ausschuß für Unter-



Digitized by Google

des Feldheeres mit Lesestoff, wie die dankbar begrüßten Gaben aus Freundes- und Bekanntenkreis und unbekannter Geber. Das persönliche Taktgefühl und harmonische Zusammenarbeiten der Geistlichen aller Konfessionen wird hier wie in ihrem ganzen Wirken alle Intoleranz und Verletzung der religiösen Gefühle anderer gewissenhaft vermeiden. Bisweilen ist dies bei gut gemeinten Gaben hüben und drüben vonnöten. Die Zeit des Krieges, die ein einig deutsches Volk inmitten einer Welt von Feinden fordert, muß Gaben von sich weisen, die aus Zeiten geboren, in denen religiöser Kampf einen betrübenden Luxusartikel zur Verschwendung von Kraft darstellten, oder die von Kreisen stammen, denen der ganze Ernst der Stunde und seine Rückwirkung auf unser Handeln sich bis heute noch nicht erschlossen hat. Das wachsame Auge des Geistlichen wird aber auch sonst aus den Bibliotheken der Lazarette, die ohnehin vielfach seiner Sorge anvertraut sind, oder aus „fahrbaren Bibliotheken" die Entfernung von allem beantragen, was der guten Sitte widerspricht, eine Pflicht, die sich auf ausdrückliches Recht[1]) begründet. Bisweilen ist es möglich, durch Mitarbeit an den Feldzeitungen der verschiedenen Armeen dem religiösen Worte einen weiten Leserkreis unserer Krieger von der Etappe bis zu den vordersten Stellungen zu gewinnen. So zeigt z. B. die Schriftleitung der Liller Kriegszeitung hier freundliches Entgegenkommen.

Zur Einwirkung religiöser wie allgemein belehrend-bildender Art bietet sich reiche Gelegenheit in den Soldatenheimen. In den Ruheorten der West- und Ostfront wurden sie im Laufe des Stellungskrieges in großer Zahl von Geistlichen und Offizieren eröffnet. Die Leitung der „katholischen Gesellen- und Jünglingsvereine" mit dem Sitz in Düsseldorf, wie der „Verein christlicher junger Männer" wetteifern seit einiger Zeit in Errichtung von Soldaten-, Marine-, Eisenbahnerheimen

stützung der evangelischen Militärseelsorge im Felde". — „Verwundeten-Bücherei", München, Prinzregentenstraße 2; gegründet am 10. August 1914 übersandte sie in den 18 Monaten bisher weit über 300000 Bücher und Zeitschriften an Lazarette. — „Der Gesamtausschuß zur Verteilung von Lesestoff in Feld und Lazaretten" ward am 18. August 1914 in Berlin gebildet; er vereinigt den Arbeitsausschuß katholischer Vereinigungen, den Verein vom hl. Karl Borromäus, den Ausschuß für Unterstützung der evangelischen Militärseelsorge im Felde, dem Zentralausschuß für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche, den Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an Studenten und Docenten im Felde, den Hauptverein für christliche Erbauungsschriften, die Kriegsbücherei der Kgl. Bibliothek usw. Bisher konnte er über fünf Millionen Bücher und Zeitschriften übermitteln. Durch die Veranstaltung einer Reichsbuchwoche vom 28. Mai bis 3. Juni sucht der Gesamtausschuß neue Gaben zur Verteilung zu gewinnen. Diese geistigen Liebesgaben helfen über viele müßige Stunden hinweg, verkürzen die Leidensstunden im Lazarett und geben wieder neue Kraft und frischen Mut. Natürlich leiden die Bücher sehr unter der starken Benützung. Ersatz für abgebrauchte Schriften ist darum immer erwünscht.

[1]) Vgl. § 24 der Friedenssanitätsordnung. In nicht wenigen Feldpostbriefen wurde von den Soldaten mit Recht Klage geführt über sittlich laxe Lektüre, die ihnen als Liebesgabe zugemutet war. — Ein Wunsch möge hier bezüglich der Lese-Liebesgaben ausgesprochen sein: Neben Tagesblättern, illustrierten Zeitschriften, guter unterhaltender und echt religiöser Lektüre (für Soldaten sei sie bestimmt, nicht für Frauen-, Jungfrauen- oder Kindervereine!) möchte mehr als bisher auch Lesestoff wissenschaftlicher Art (aus dem Gebiete der Geschichte, Naturwissenschaft, Technik usw.) geboten werden. Unsere Studenten hungern bei der langen Dauer des Stellungskrieges förmlich nach geistiger Kost aus ihrer früheren Lebensbeschäftigung, Sammlungen wie „Aus Natur und Geisteswelt" von Teubner, „Sammlung Göschen", „Sammlung Kösel", bieten wissenschaftlich vorzügliche, dabei billige und handliche Bändchen aus allen Wissensgebieten.

Digitized by Google

usw. und ihrer Versorgung mit Lesestoff. Die Heime sind interkonfessionell. Die Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse sind Mitglieder des Verwaltungsausschusses, meist auch die geistigen Leiter der Heime. Hier bietet sich unseren Kameraden eine erwünschte Gelegenheit, um billiges Geld an deutscher Kost und deutschem Getränke sich zu laben. In den Lese- und Schreibzimmern findet er bei behaglicher Wärme eine Fülle von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern religiösen und profanen Inhalts, manches bereitgestellt zum Mitnehmen für seine Kameraden in entlegenen Wachtstuben, Spiele, Briefpapier, um seinem Weib und seinen Kindern einen Gruß zu senden, unter Beratung der Feldgeistlichen manche häusliche Angelegenheit zu ordnen. In den Abendstunden kann er in Sprachkursen, in religiösen Vorträgen durch katholische Geistliche, Bibelstunden der evangelischen Kollegen sein Wissen bereichern, seinen Glauben vertiefen, Gesang und Musik pflegen, an Sonntagen durch allgemeine Vorträge belehrender oder erheiternder Art, Lichtbilder oder kinematographische Vorführungen, Theateraufführungen usw.[1]) Freude und Unterhaltung im Kreise seiner Kameraden bei echt deutscher Gemütlichkeit finden. Den reichen Segen, den diese Soldatenheime stiften, vermag nur zu ermessen, wer die vielfachen Gefahren kennt, die in der Ruhestellung oder Etappe Schick und Verführungskunst der feindlichen Frauen, besonders in den Wirtschaften an der West- und Ostfront, unseren Soldaten bereiten. Gerade dieser ungemein hohen Wichtigkeit halber erfreuen sich diese Heime allüberall reger Unterstützung durch die Heeresleitung. Hier einen sich national-strategische Gründe mit religiösen Motiven. Nicht bloß entsühnend und ermutigend waltet hier der Feldgeistliche seines Amtes, mahnend und warnend sucht er die Heimatstreue unserer Krieger zu stärken, als Bote aus der Heimat die Erinnerung an Weib und Kind, an besorgte Eltern lebendig zu erhalten.

Ein weites, ungemein fruchtbares Arbeitsfeld liegt für die Feldgeistlichen in der religiösen Betreuung der Verwundeten und Kranken von den Verbandplätzen bis zurück in die Lazarette. Ein freundlich ermunterndes Wort des Trostes wird von allen, auch jenen wenigen, die sich offiziell als religionslos bekennen, dankbarst begrüßt. Ein freundlicher Gruß, ein erheiterndes Scherzwort bei leichter Erkrankten, eine teilnahmsvolle Tröstung mit den ewigen religiösen Wahrheiten bei schwer Erkrankten bringt stets einen Sonnenstrahl, doppelte Freude, wenn beim Krankenbesuch eine frohe Siegeskunde mitgeteilt werden kann. Gerade für die beste Art der Seelsorge, die individuelle Betreuung und Führung, bietet sich in der Stunde und den Tagen des Leidens die fruchtbarste Möglichkeit. Da öffnet sich die bangende Seele jedem freundlichen Worte, da dürstet sie nach dem Troste, den

Seit 15. Februar 1916 sind die offiziellen Feldbuchhandlungen — in unseren besetzten Gebieten die einzigen Einkaufsstätten für Lektüre — wenigstens im Bereiche der 6. Armee, dem Armeeoberkommando mittelbar durch den Nachrichtenoffizier unterstellt; es bestehen deren 16. Damit ist eine reichere Auswahl von Büchern und Zeitschriften aller Art und Richtung, erfreulicher Weise auch religiösen Inhalts gegeben. Früher hatte, wie es schien, der Verlag Ullstein und Scherl eine Art Monopolrecht. Die Bücher-Zentrale in Lille versorgt die einzelnen Filialbüchereien. Zu wünschen wäre nur, daß auch Musikalien und gediegene Monatszeitschriften — es gibt deren viele mit abgeschlossenem Inhalt — zum Verkauf bereit stünden.

[1]) Ein ungemein brauchbarer Führer hiefür liegt in dem „Handbuch für die Veranstaltung von Soldaten-Vortrags- und Unterhaltungsabende im Besatzungs- und Kriegsgebiet" vor, herausgegeben von der „Bildungscentrale beim Generalgouvernement in Brüssel" (1916). Gerne stellen die Kameraden hier wie bei Lazarettunterhaltungen ihr Wissen und Können in den Dienst der Allgemeinheit.



Digitized by Google

der Geistliche ihr aus dem Vorbild des leidenden Weltenheilands in seinem Opfertod voll Liebe bieten kann, wenn der Verwundete oder Kranke zu ohnmächtig ist, um selbst denken oder lesen zu können. Wie gerne würde ich jene, die der Religion allen Lebenswert absprechen, mitnehmen ans Schmerzenslager so mancher Verwundeter. Da können sie die Sehnsucht so vieler Seelen nach religiösem Trost in unmittelbarster Wirkung erleben, die Stärke und Ruhe schauen, die tiefe Frömmigkeit dem Leidenden verleiht. Nicht ohne eigene innere Ergriffenheit vermöchten sie mit mir am Schmerzenslager eines jungen hannoveranischen Fliegers zu stehen, der infolge eines Sturzes mit seinem Flugzeug sein linkes Bein verlieren mußte und bei all seinen zehrenden Schmerzen ein wahrhaft erbauendes Beispiel innigster Religiosität gab in den Tagen, da ich eben diese Skizze schreibe. Und gleiche religiöse Wärme und Tiefe würde bei Tausenden und Abertausenden jene Gelehrten der Wirklichkeits- und Lebensferne ihrer Theorien überführen. Da suchen in Dankbarkeit die Lippen des Kranken noch zu lispeln, wenn ihm der Geistliche im harten Todeskampfe, im schweren Scheiden aus der Welt fern von seinen Lieben voll Mitgefühl und Herzensgüte ein kurzes Gebet spricht und ihm die Segnungen und Gnadenmittel seiner Kirche spendet, bevor sein Auge bricht. Und wie oft hat der Geistliche, dem sich das ganze Vertrauen seiner Kranken zuwendet, Gelegenheit, den Angehörigen Berichte über den Verlauf der Krankheit oder mit einem Wort des Trostes den Heimgang des Verwundeten und seine letzten Grüße und Wünsche zu übermitteln. Sein Eifer wird für ständige Versorgung mit Lesestoff nicht weniger bedacht sein, wie für bildlichen Schmuck in den Krankensälen, soweit es die besonderen Umstände erlauben. Und gar oft grüßt heute unter deutscher Herrschaft das Kreuz die Kranken, wo es vor Jahren aus Schulen oder Hospitälern von religionsfeindlicher Regierung entfernt wurde. Ein letzter Händedruck, ein freundlich ermunterndes Wort gilt dem, der aus dem Lazarett wieder zur Front zurückkehrt.

In den Krankensälen findet tunlichst auch Gottesdienst statt. Wie Kameraden aller Stämme des deutschen Vaterlandes nebeneinander liegen, so sind sie auch ihrem religiösen Bekenntnis nach vermischt. Dementsprechend wechseln auch die verschiedenen Gottesdienste. Die hierzu nötigen kirchlichen Geräte und Gewänder wurden den katholischen Feldgeistlichen Bayerns vom Kriegsministerium in praktischen Paramentenkoffern zur Verfügung gestellt, die zugleich auch bei Gottesdiensten im Freien Verwendung finden. Seuchenlazarette besitzen bisweilen eigens errichtete geräumige Kirchenbaracken. Bei Ausschmückung der Kapelle, Einübung von Liedern, leisten Krankenschwestern wie Diakonissen ungemein wertvolle Beihilfe neben ihrer anerkannt segensreichen Wirksamkeit im Krankendienst.

Die Möglichkeit religiöser Einwirkung ist besonders bei Seuchenlazaretten groß. Infolge der körperlichen Hilflosigkeit und Schwäche ist der Kranke für Trost besonders dankbar. Zudem dauert die Erkrankung gewöhnlich viele Wochen. Dadurch vermag sich ein starkes persönliches Verhältnis zwischen Geistlichen und Kranken zu bilden, wie es bei Schwerverwundeten desgleichen der Fall ist. Bei Leichtverwundeten und -Erkrankten sind die Verhältnisse bisweilen, zumal infolge der langen Dauer des Stellungskrieges, schwieriger.

Die Seelsorge bei den verwundeten Franzosen in unseren Lazaretten wird, wenn nicht besondere Gründe dagegen sprechen, französischen Geistlichen erlaubt. Allgemein menschliches Mitgefühl will damit vor allem den Sterbenden den Trost

Digitized by Google

aus priesterlichem Munde der eigenen Landsleute und vielfach auch Gelegenheit zur Äußerung einer letzten Willenserklärung und letzter Grüße gewähren.

Die Seelsorge bei den Geschlechtskranken bietet mancherlei Schwierigkeiten. Und doch gilt, wenn je, hier das Wort: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken." Im Beispiel des Weltenheilandes selbst (Joh. 8, Luc. 7, Luc. 15 u. a.) findet der Seelsorger die besten Linien für seine Handlungsweise. Neben manchen rohen unzugänglichen Elementen begegnen uns viele, denen ihr Fehltritt, umstrickt von gleißender Verführung und wenig gutem Beispiel anderer Kameraden, bittere Reue bereitet. Taktgefühl und freundliches Wesen, aber auch Bestimmtheit in Vertretung der religiösen Auffassung wird dem Seelsorger bei einiger Lebenserfahrung rasch viele gewinnen. Auch hier findet allwöchentlich Gottesdienst statt. Praktische Erfahrungen führten indes davon ab, in Krankensälen ihn abzuhalten. Die natürlich völlig freiwillige Beteiligung an dem im Tagesraum stattfindenden Gottesdienst sichert das Erscheinen nur solcher Kranker, denen eine religiöse Erhebung wirklich Bedürfnis ist. Ein guter Prozentsatz von ihnen nimmt auch teil am Empfang der hl. Sakramente. Persönliche Unterredung mit den Kranken, wobei mancher sein tiefstes Leid bekennt, mancher jedoch auch eine völlig andere Auffassung der Dinge bekundet, Versorgung mit Lesestoff und Spielen, Veranstaltung von Unterhaltungsabenden mit freilich etwas überwachter Mitwirkung der Kranken bietet eine Fülle von Gelegenheiten individuellen Einwirkens, aber auch zu einem Blick ins wirkliche Leben. Verständnisvolles harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Geistlichen und Ärzten ist gerade in diesen Lazarettabteilungen mehr als sonst vonnöten. Es bedarf keiner weiteren Betonung, daß unsere Heeresleitung aus Gründen der Schlagfertigkeit der Armee wie der Gesundheit unseres Volkes, besonders der kommenden Geschlechter, mit allen Maßregeln die trüben Quellen der Krankheit zu unterbinden sucht[1]). Indes stärker als alle Maßnahmen wirken oft Not und nie gezähmte Leidenschaft. Der scheinbar undankbare und fruchtlose Kampf gegen das Übel wird vor allem den Seeleneifer des Feldgeistlichen nie behindern, auf der Kanzel wie im Beichtstuhl mit Freimut und gebührendem Ernst die Pflichten eines deutschen Soldaten in dieser Hinsicht Gesunden und Kranken, ohne Unterschied des Ranges, immer wieder vor Augen zu führen.

Die Ernte des Todes auf den Schlachtfeldern, im Schützengraben und in den Lazaretten eröffnet ein anderes weites Arbeitsfeld. Gilt es doch allen Kame-

[1]) Vgl. meine Ausführungen: „Zum sexuellen Problem beim Feldheer", Allgemeine Rundschau, München, 12 (1915), S. 100f. Der Artikel fand in einer großen Zahl von Blättern lebhaftes Echo. Zahlreiche Verfügungen der Etappenkommanduturen suchten unter Strafandrohung die Anwesenheit fremder Frauenspersonen in Cafés und Estaminets zu verbieten (z. B. in Tourcoing, Erlaß vom 1. März 1915), zu warnen vor den Dirnen und schlechten Frauen, die alle krank seien (Tourcoing, Roubaix, Lille), das Sitzen der weiblichen Personen an den Tischen der Gäste zu verbieten (Ostende), die Eintragung der Dirnen in Listen, ihre ärztliche Kontrolle, Behandlung durch deutsche Ärzte und ihre Internierung nach erfolgter Heilung bis zur Beendigung des Krieges anzuordnen, den Besuch gewisser Cafés und mehr und mehr aller Estaminets den Soldaten unter Strafe zu verbieten. Vgl. auch den eben in den Zeitungen veröffentlichten Erlaß des Oberbefehlshabers der Armee Gaede: Zivilpersonen (Männer oder Frauenspersonen), die außerehelich geschlechtlich verkehren, obwohl sie wissen oder den Umständen nach annehmen müssen, daß sie geschlechtskrank sind, werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre, bei mildernden Umständen mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 M. bestraft. Gegen Militärpersonen ist unter gleichen Voraussetzungen wegen Ungehorsams strafrechtlich einzuschreiten.

Digitized by Google

raden wie dem Geistlichen als treue Sorge, den Gefallenen, soweit möglich, ein ehrenvolles Begräbnis zu geben, wie die Gräber mit treuer Obhut zu erhalten. Vielfach, besonders in den Ruhestellungen, geben die dienstfreien Soldaten ihrem Kameraden das letzte Ehrengeleite. Tröstend, aber auch stärkend und ermutigend wirken die Worte des Priesters am Grabe — es wird wohl kaum je die kurze Ansprache fehlen —. Das Gebet für den gefallenen Kameraden und alle Soldaten, die ihr Leben dem Vaterlande geopfert, bereitet hier wie bei allen gottesdienstlichen Handlungen den Teilnehmern den Trost, daß der Opfer unseres Volkes noch lange über das Grab hinaus fürbittend gedacht wird. Auch hier werden die Gebete der unmittelbaren Wirkung auf die Teilnehmer wie deren verschiedenartiger Konfession halber, soweit angänglich, in der Volkssprache verrichtet.

Daß die Geistlichen auch als Mitglieder einer vielleicht bestehenden Gräberkommission, welche einen würdigen Schmuck des Soldatenfriedhofes für die Gegenwart, und soweit möglich, für spätere Zeiten sichert, angehören, bedarf keiner weiteren Begründung. Hier bietet sich ihnen auch Gelegenheit, ein entscheidendes Wort bei Auswahl der Art eines Denkmals mitzusprechen. Das Empfinden der weitesten Kreise unseres Volkes würde sicherlich an Stelle der einförmigen Obeliske oder ähnlicher Denkmale das Kreuz als Wahrzeichen deutschen Heldentodes mehr begrüßen. Wer immer das Eiserne Kreuz mit Stolz an seiner Brust trägt, wird auch gerne unter dem Kreuzesschatten seine irdische Ruhe finden. Sein eigenes Grab wird immer das besondere Zeichen seines Glaubens tragen, wie die Gesetzestafeln bei den Israeliten. Auf solche Weise werden manche Friedhöfe Nordfrankreichs, die unter den bisherigen religiösen Verhältnissen des Landes des Kreuzes entbehren, ein würdiges Zentralkreuz erhalten. Daß bei der Einweihung dieser Denkmale die Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse mit Rede und Gebet mitwirken, ist selbstverständlich. Soweit Raumverhältnisse und sonstige Umstände es erlauben, werden Offiziere wie Mannschaften in Einzelgräbern bestattet. Ein einfaches Kreuz aus Eichenholz, bisweilen auch Steintafeln, künden Name, Truppenteil und Todestag. Bei Massengräbern wird der Geistliche tunlichst auch die Reihenfolge der Toten sich aufzeichnen, die auf einer würdigen Holz- oder Steintafel allen Besuchern die Namen der dort Bestatteten kündet. Baum- und Pflanzenschmuck, bisweilen auch Liebesgaben aus der Heimat, wie die Rosenspende des Vereins deutscher Gärtner oder Kranzspenden der Angehörigen, verleihen, mit treuer Sorgfalt der Kameraden und der militärischen Ortsbehörden angelegt, allen deutschen Soldatenfriedhöfen das Gepräge treuester Liebe. In gleicher Weise ehrt der Deutsche auch das Grab der gefallenen Feinde.

Eine Wanderausstellung der städtischen Kunsthalle zu Mannheim über Kriegergrabmal und Kriegerdenkmal, die gegenwärtig in den Räumen des modernen Museums in Brüssel eröffnet ist, sucht durch Vorschläge und Entwürfe zu Kriegergräbern und -Friedhöfen im Feld und in der Heimat usw. anregend und belehrend zu wirken, nicht zuletzt durch den geschichtlichen Rückblick über die Grabdenkmalkunst seit der Zeit der Assyrer bis in unsere Tage.

Gerne bietet der Geistliche seine Hilfe zur Personifizierung unbekannter Leichen, wie sie sich bei den gewaltigen Schlachten zu Anfang des Krieges und wohl auch in dem Bewegungskrieg des Ostens manchmal fanden. Gerne wird er selbst oder durch andere für photographische Aufnahme der Gräber der Ge-

Digitized by Google

fallenen Sorge tragen, um dem Wunsche vieler Angehörigen nach dem Bilde der letzten Ruhestätte ihrer Lieben nachzukommen. Auch sonst wird er, soweit es die Umstände erlauben, den Soldaten durch photographische Gruppenaufnahmen die Möglichkeit geben, ihren Angehörigen mal eine Kriegsaufnahme zu senden, vielleicht bisweilen die letzte ihres Lebens.

Die Sterbematrikel, welche der Geistliche führt, vermag jetzt und wohl auch nach dem Kriege manch guten Dienst bei Nachforschungen usw. zu leisten.

Über das religiöse Leben der Juden im deutschen Heere, die Feier ihrer Festtage usw. bietet die Schrift „Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, Berlin 1915" interessante Aufschlüsse, besonders für die Ostfront. Eigenartig berührt uns dabei allerdings die Feier der religiösen Gebräuche inmitten der polnischen Judenfamilien. Die nationalen Gegensätze scheinen dort, fast mehr als wünschenswert, durch das gemeinsame Band der religiösen Auffassung überbrückt zu sein. Der Ausschuß des Verbandes der deutschen Juden wie die freie Vereinigung für die Interessen des orthodoxen Judentums in Frankfurt a. Main haben wie im Herbste 1915 für das Neujahrs- und Versöhnungsfest, so jetzt 1916 für die bevorstehenden jüdischen Osterfeste bei der Heeresleitung für die heimatlichen Garnisonen soweit möglich Heimaturlaub oder Dienstbefreiung, für die Mannschaften an der Front soweit es die Kriegslage gestattet, gruppenweise gemeinsame Gottesdienste an den beiden Senderabenden, für die Verwundeten in den Lazaretten tunlichste Beachtung des rituellen Speiseverbots beantragt, „um einen schweren Gewissenszwang zu vermeiden", sowie allgemein „um möglichst weitgehende Berücksichtigung der religiösen Bedürfnisse der jüdischen Mannschaften, die gerade heute mehr als je des stärksten religiösen Haltes bedürfen," gebeten.

Diese Skizze über das Wirken der Feldgeistlichen[1]) mag zugleich ein Licht werfen auf das gegenseitige Verhältnis der Feldgeistlichen der einzelnen Bekenntnisse. Überaus nahe berühren sich ihre Arbeitsgebiete. In den gleichen Schützengräben, auf denselben Verbandplätzen sind sie tätig, im Krankensaal, bei den Kolonnen, bei Beerdigungen usw. entfalten sie ihr segensreiches Wirken. Für jeden, der einen Blick für reale Tatsachen besitzt, kann sich im Interesse der Pflege der religiösen Stimmung unter den Soldaten wie im Interesse des Ansehens der Seelsorger bei Offizieren und Ärzten nur ein harmonisches Zusammenarbeiten als selbstverständlich ergeben. Bei völliger Wahrung des eigenen Standpunktes wird weder kleinlicher Rangstreit noch etwa Lösung prinzipieller Streitfragen im Interesse der einzelnen Bekenntnisse liegen. Oft habe ich, und gewiß auch viele meiner Amtsbrüder, mit sterbenden Protestanten gebetet und ihnen den Abschied von der Welt zu erleichtern gesucht, wenn gerade der evangelische Feldgeistliche nicht zur Stelle war. Den gleichen Trost haben sicherlich auch viele evangelische Geistliche sterbenden Katholiken gespendet. Keinem, der nach religiösem Troste hungert, wird man statt des Brotes einen Stein geben. Auch Israeliten sind für ein religiöses Trostwort aus unserem Munde dankbar. Und fürwahr, die Grundwahrheiten der Religion, der tiefe Reichtum des Alten Testamentes an trostreichen Gedanken spenden uns eine Fülle von Goldkörnern zur geistlichen Labung aller.

Im Bewegungskrieg wird zudem oftmals eine Teilung des Gottesdienstes nach Konfessionen nicht gut möglich sein. Allen spendet hier der Geistliche un-

[1]) In regelmäßigen Konferenzen suchen die Feldgeistlichen durch Austausch gegenseitiger Erfahrungen ihre Arbeiten fruchtbar zu gestalten.

Digitized by Google

mittelbar vor der Schlacht Segen und gemeinsame Lossprechung von Sünden[1]) mit einem kräftigen Worte der Ermunterung. Soweit als möglich wird den einzelnen noch Gelegenheit, oftmals auch an Nachmittagen, gegeben, die hl. Kommunion (Abendmahl) zu empfangen. Unvergeßlich bleiben wohl allen Teilnehmern die erhebenden Feldgottesdienste im Freien, wenn beim nahen Kanonendonner auf einem aus Granaten errichteten Altare, der beiderseits von Geschützen flankiert ist, der Gottesdienst gefeiert wird und sich alle anwesenden Truppen, vom ersten Offizier bis zum letzten Mann, in gläubig vertrauendem Sinn stärken mit dem Mahle der göttlichen Liebe, um dann den todspeienden Kanonen entgegenzueilen.

Beim Stellungskrieg, der vielfach dem Garnisonsdienst in der Heimat gleicht, ist die Teilung des Gottesdienstes nach den einzelnen Konfessionen sowohl in den Ruheorten wie in den Lazaretten, bei den Kolonnen usw. leicht durchführbar und durch die Natur der Sache von selbst gegeben.

Gegenseitiges Verstehen und Achten, harmonisches Zusammenarbeiten wird die Geistlichen der einzelnen Bekenntnisse nicht bloß äußerlich, auch innerlich einander nahe bringen. Taktvolles Benehmen und Vermeiden jedes verletzenden Wortes im persönlichen Verkehr wie bei Ausübung der Seelsorge wird das kollegiale Verhältnis harmonisch erhalten und gewiß auch in die Zukunft wirken. Für Kampfnaturen, die auf religiösen Prinzipienstreit nicht verzichten wollen, ist nun einmal in der Feldseelsorge ebensowenig Platz wie für Blätter und Zeitschriften, die immer wieder in die Polemik zurückfallen. Wenn je etwas, so müßte der Krieg sie lehren, daß das Leben eben aus Kompromissen besteht. Nicht einer religiösen Verwässerung oder Grundsatzlosigkeit soll damit das Wort geredet sein, sondern einem gerechten, milden Urteilen, einem gegenseitigen Achten und Verstehen mit Betonung der gemeinsamen Grundlagen aller wahren religiösen Gesinnung, trotz der konfessionellen Bestimmtheit unseres religiösen Lebens. Dabei wird jeder Geistliche bei den Soldaten seiner Konfession die eigene religiöse Überzeugung und dogmatische Auffassung mit besonderer Liebe pflegen.

Bei der gerechten Beurteilung der Seelsorgsarbeit der verschiedenen Bekenntnisse darf deren verschiedenartige grundsätzliche Auffassung nicht außer acht gelassen werden. In der katholischen Kirche spielt die sakramentale Handlung (hl. Beichte, Kommunion, Krankenölung), gespendet durch den Priester, im Rechtfertigungs- und Heiligungsprozeß eine wichtige Rolle. In der evangelischen Kirche kommt der Predigt wie dem Evangelium — mehr als zwei Millionen Exemplare des Neuen Testamentes wurden unter die evangelischen Soldaten verbreitet[2]) — hohe Bedeutung zu. Durch letzteres wie durch die Auffassung vom allgemeinen Priestertum sucht sie den gerade in Kriegszeit recht fühlbaren Mangel an Seelsorgskräften in etwa wett zu machen. Die katholische Kirche vermag zur Bewältigung der in ihrer Auffassung gegebenen Mehrleistung an Seelsorgsarbeit reichere Kräfte, besonders durch die Reserven des Ordensstandes, zudem in geschlossener Auffassung im Vergleich zu den verschiedenartigen evangelischen Landeskirchen zur Verfügung zu stellen[3]). Hingegen kann

[1]) Vgl. die Entscheidung der Sacra Poenitentiaria Apostolica vom 6. Februar 1915 (Amtsblatt für die Erzdiöceje München und Freising vom 4. März 1915). — [2]) Von katholischer Seite wurden bislang gegen 150000 Exemplare des Matthäusevangelium (von Ecker) und 200000 Exemplare des Lukasevangelium (von Dimmler) im Heere verteilt. — [3]) Vgl. auch die sachlichen Ausführungen von Pfarrer D. Risch in Landau (Reichsbote 1916, Nr. 80).

Digitized by Google

der evangelische Volksteil dank seiner zahlenmäßigen Mehrheit wie seiner weise mobil gemachten reicheren finanziellen Hilfe durch Druckschriften, Flugblätter usw. eine umfangreichere Mitarbeit leisten. In eigenen „Mitteilungen der evangelischen Geistlichen der Armee und der Marine" suchen diese der Mitwelt einen Blick in ihre Tätigkeit zu geben. Auf katholischer Seite ist mir ähnliches nicht bekannt geworden.

Alle Feldgeistlichen, die ihres hehren Berufes und ihrer schweren, verantwortungsvollen Aufgabe vor Gott, wie ihren kirchlichen und weltlichen Behörden sich wirklich bewußt sind, wetteifern in aufopfernder Hingabe und selbstlosem Streben, den Soldatenherzen ihr Bestes zu bieten, mag äußere Anerkennung ihrer Tätigkeit beschieden sein oder nicht. Den inneren Wert ihres Wirkens vermag freilich nicht äußere Statistik zu ermessen; sie wird, wie so oft, alles und nichts erweisen können. In dem furchtbaren Weltkrieg sollte beim deutschen Volke die Überzeugung, daß jeder Stand im Interesse unseres geliebten Vaterlandes sein Bestes tut, so tiefe Wurzeln schlagen, daß nicht fast jede Woche in Zeitungen Leistungen und Ehrungen mancher Stände uns vorgerechnet würden, fast bis zum Überdruß. Besser ist es: „plurimum facere et minimum de se loqui."

Je länger der Krieg dauert, je verwickelter die Weltlage wird, desto mehr muß sich der innere Wert der Religion, der Seelsorge und ihrer Vertreter bewähren[1]), gegenüber manchen, das religiöse Leben zerstörenden Kriegsfolgen. Da bedarf das religiöse Bedürfnis im Heere sorgsamster Pflege, um sich auf die Dauer unter der Glut der Kämpfe als nie versiegende, lebendige Quelle von arbeitsfreudigem Pflichtbewußtsein, opferbereitem Starkmut und stählender Charakterbildung zu bewähren, um die ersehnte sittlich-religiöse Wiedergeburt unseres Volkes in Wahrheit innerlich anzubahnen oder auf unerschütterlich festen Grundlagen aufzubauen. Selbstloser Hingabe wahrer Hirtensorge wird dies gewiß gelingen, zum Besten unseres viel gefährdeten und verkannten deutschen Vaterlandes. Bei der ständigen Selbstprüfung der Seelsorgsmethode wird erfahrener Rat und bewährter Erfolg anderer Mitarbeiter stets willkommen sein, um mutige Opferkraft und pflichtgetreue Vaterlandsliebe als beste Seelenstimmung der Soldaten zu erhalten, ihnen bei der Nähe des Todes innigste Gottesgemeinschaft und ständige Todesbereitschaft zu übermitteln.

[1]) Ob die Erzählung aus dem Dienstleben des (österreichischen) Militärklerus von Arthur Achleitner „Der Feldkurat", Regensburg 1915, zu des Schriftstellers besten Werken zählt, möge dahingestellt bleiben.

Digitized by Google

## Kolonialdeutsch.

„De deutsche Sprak is ein swere Sprak" sagt der Glücksverbesserer Riccaut de la Marlinière in der Minna von Barnhelm. Merkwürdig, wie überzeugt so mancher Deutsche von der angeblichen Wahrheit dieses Satzes ist. Das hätte nun weiter gar nichts auf sich, solange es Privatmeinung bleibt, gefährlich wird es nur, wenn man urbi et orbi diese seine Meinung verkündet: man schafft dann zu den wirklich vorhandenen Schwierigkeiten des Deutschen noch eine neue hinzu, indem man das Zögern, die Unsicherheit in jenen, die diese Sprache lernen sollen, noch vergrößert.

Stellen wir einmal die Grundfrage: Ist Deutsch wirklich schwer, d. h. so schwer? Diese Frage bedingt eine genauere; was ist schwer daran? Ist es die Aussprache? Es gibt Leute, die hier schon gleich ja sagen. Warum sagen sie ja? Nicht etwa, weil sie von der Schwierigkeit überzeugt wären, sondern gewöhnlich, weil sie beobachtet haben, daß Fremden die Aussprache des Deutschen schwer fällt. Daraus schließen sie, daß Deutsch eine schwer auszusprechende Sprache ist. Nun stelle ich die weitere Frage: wo ist die, sagen wir zunächst europäische Sprache, deren Lautsystem einem Fremden nicht gewisse Schwierigkeiten böte? Ist es das Französische? das Englische? oder gar das Russische, Polnische, Serbische? Gibt es nicht Deutsche genug, die sogar den einfachen Lautbestand des Italienischen nicht zu meistern imstande sind, besonders unter denen die „dibbisch" statt „typisch", Eiroba statt Europa sagen? Ist der *accent allemand* nicht zum Gespötte geworden? Andererseits Italiener und Spanier, die kein Französisches *j* und *ch* und keine Umlaute fertig bringen *zour* statt *jour*, *ça* statt *chat*, *oune* statt *une*, *loune* statt *lune*. Sind deswegen die französischen Laute *j*, *ch* und *u* schwer? Wieviel Nicht-Engländer sprechen das *th* in seinen beiden Werten tadellos aus? Wie viele Russen können einen Vokal ordentlich dehnen und ein gutes *ö* und *ü* aussprechen? Welcher Franzose ist nicht felsenfest überzeugt, daß er nie das deutsche h oder ch aussprechen könne und sagt nicht in einem Athem ganz ruhig ein 'eißer Hosen? Welcher Engländer behauptet nicht, unsern Ich-Laut nicht herausbringen zu können, trotzdem er ihn in *tune*, *nature* und vielen andern Wörtern tadellos hat? Wenn man, wie es tatsächlich der Fall ist, in 95 Fällen auf hundert einem beliebigen Menschen auf den Kopf zusagen kann, er spräche im gegebenen Falle eine fremde Sprache, einfach weil man es hört, so bleibt gar kein anderer Schluß übrig als der: jede Sprache bietet für einen Ausländer gewisse lautliche Schwierigkeiten, es ist also jede mehr oder weniger schwer. Das ist so allgemein anerkannt, daß man es eigentlich nicht nötig haben sollte, noch davon zu sprechen. Bleibt also die Frage: ist das Deutsche besonders schwer? Häufen sich da die Schwierigkeiten? Aus meiner Jahrzehnte langen sprachlichen Praxis heraus kann ich ruhig sagen „Nein". Nimmt man die isolierten Laute, so ist es schon gar nicht schwer, nimmt man die durch die lebendige Rede entstehenden Konsonantenhäufungen, so wird die Sache nur anscheinend schwerer. Solcher gibt es in jeder Sprache. Mir fällt da das sonderbare Vorgehen des Erfinders des Volapük, des guten Pfarres Schleyer ein, der den Chinesen zuliebe das r ausgemerzt hat, aber die vielen Romanen und noch zahlreicheren Slaven vergaß, die kein ü und kein ö haben, von welchen seine „Weltsprache" nur so wimmelt.

Digitized by Google

Ist nun die Grammatik besonders schwer? Schwerer als die anderen Sprachen? Ja und nein. Es ist eben alles relativ. Sie ist nicht schwieriger als die russische, einfacher als die des Altgriechischen, und gutes Französisch, gutes Englisch, Italienisch, Spanisch ist auch nicht ohne beträchtliche Mühe zu erlangen. Von andern, dem Geist unserer indogermanischen Idiome fremden Sprachen gar nicht zu reden. Wir lehnen das Gerede von den besonderen Schwierigkeiten unseres Deutsch einfach ab, weil es eine Wertung fremder, maul- und denkfauler Menschen ist, weil es zum guten Teil dem Hochmut derer entspringt, die jetzt mit Lüge und Schwert gegen uns kämpfen. Vor langen Jahren hatte ich über diese Dinge eine Unterredung mit dem Sprachforscher Bréal. „*Monsieur*", sagte er mir, „*vous avez raison, mais vous oubliez une chose: on apprend bien mieux une langue quand on croit monter que quand on croit descendre.*" Da liegt der Hase im Pfeffer. Der Hochmut ist's, gepaart mit der Faulheit.

Nach dieser langen Einleitung komme ich auf mein eigentliches Thema, das „Kolonialdeutsch".[1]) Dr. Schwörer macht in Hinsicht auf die zu erwartende Vergrößerung unseres Kolonialreiches „Vorschläge, die die Beseitigung der in unsern Kolonien herrschenden sprachlichen Übelstände und die Einführung einer deutschen Verkehrssprache bezwecken". Eines der Mittel dazu wäre „die systematische Vereinfachung, die grammatikalische und lautliche Erleichterung unserer leider allzu schwierigen Muttersprache, die wir hiedurch den Völkern näherbringen".

Die Vereinfachung besteht in folgendem:

1. Reduzierung des Wortschatzes auf einen eisernen Bestand von 500, allerhöchstens 800 Wörtern.

2. Vereinfachung der Grammatik und zwar: Es gibt nur ein Geschlecht. Der bestimmte Artikel im Sing. de, im Plur. die; der unbestimmte eine. Er kann auch weggelassen werden. Die Deklination fällt weg und wird durch (Genit.) von und (Dat.) an oder zu ersetzt. Plural überall durch — en bezw. — n unter Wegfall des Umlautes. Das Pronomen hat eine Nominativform und einen Obliquus, also: ich, mir, du, dir usw. Das Verbum steht immer im Infinitiv und wird durch Hilfszeitwörter konjugiert. Es gibt nur Präsens und Perfekt. Als Hilfsverba gelten: tun, wollen, können, müssen (sein und haben). Nur sie werden konjugiert und zwar in Gegenwart und Vergangenheit (nur im Indikativ). Alle starken und schwachen Verbalformen, Konjunktive, Partizipien usw. fallen weg. Das Adjektivum erhält die unveränderliche Endung — e; adverbial oder als Prädikat bleibt es in der h. d. (hochdeutschen) Stammform. Steigerung fällt mit ein paar Ausnahmen weg. Die Zahlwörter bleiben, aber es empfiehlt sich die natürliche Ordnung einzuführen (z. B. zwanzigvier statt vierundzwanzig). Das sind die Hauptpunkte; für alles andere muß ich den Leser auf Dr. Schwörers Schrift verweisen. Und nun eine Probe (p. 56):

Weißer: Ist dir schwer gewesen, Deutsch lernen?

Eingeborner: Nein, *bana*[2]), gar nit schwer.

De neue Sprache ist gut für die Eingeborenen; de ist leicht für uns, weil de hat nit viele Worten. Ich habe können sagen keine deutsche Wort vor fünf oder

[1]) Dr. jur. E. Schwörer, Kolonialdeutsch. München 1916. (Vorschläge einer künftigen deutschen Kolonialsprache in systematisch-grammatikalischer Darstellung und Begründung.) — [2]) Weil „Herr" schwer auszusprechen ist, bana ist das Suahelliwort.

Digitized by Google

rechs Monaten. Niemand tat verstehen mir am Anfang. Das ist gewesen nit gut für meine Arbeit. De Vormann (Aufseher) tat zanken mir oft, ich habe nit können verstehen, was er tat befehlen. Ja, de neue Sprache ist sehr gut für uns.

W. Ja, da hast du Recht. De größte Teil von die Eingeborenen kann verstehen etwas Deutsch in wenige Wochen. Auch für uns Weißen hat Kolonial-Deutsch viel Nutzen. Bisher taten viele von unsere Leuten nicht verstehen uns und sie taten viele Arbeiten ganz falsch. — Wohin willst du gehen, wenn deine Arbeit-Satzung (Kontrakt) ist aus? Willst du gehen zurück zu deine Stamm oder willst du bleiben bei unsere Pflanzung-Gesellschaft?

Wenn man das Buch liest, wird man fast auf jeder Seite treffende Bemerkungen, eine warme Liebe zur Sache und herzerfreuendes Eintreten für das Deutschtum finden. Und doch ist das ganze ein Schlag ins Wasser. Aus folgenden Gründen:

Zunächst einmal ist die Vereinfachung nur eine anscheinende. Lautlich ist nicht oder nur sehr wenig getan, da genügt und hilft auch die Auswahl einfacherer Wörter nicht. Grammatikalisch sind schwere Bedenken geltend zu machen. Die Beibehaltung des Artikels (so vereinfacht er auch sei und trotzdem er weggelassen werden kann) war ein Mißgriff, denn es gibt nicht viele Dinge, die dem Sprecher einer artikellosen Sprache schwerer fallen, als gerade die Anwendung dieses Redeteils. (Ein drolliges Mißverständnis: S. meint S. 29, Note 2, es fehle in den Bantusprachen an einem bestimmten sowohl als unbestimmten Artikel und daher auch an einer erkennbaren Verschiedenheit des Geschlechts der Hauptwörter. Aber die Klassen und die Klassenpräfixe, sind die in diesen Idiomen umsonst da?) Die Beibehaltung der Satzstellung des Relativsatzes (du hast eine Pflanze, de will ich haben) ist unmöglich. Das Wegfallen des Imperativs und des Futurs ist mißlich; gerade Imperative prägen sich wegen ihrer kurzen (deutschen) Form gut ein und das Futur wird sich nicht immer umschreiben lassen. Überdies ist es auch im Deutschen umschreibend und es ist nicht einzusehen, warum „werden" aus der Liste der Hilfszeitwörter gestrichen ist. Gerade hier hätte an sehr einfache Erscheinungen in der Grammatik von ihrem Aufbau nach sehr verschiedenen Negersprachen angeknüpft werden können. Starke Bedenken sprechen auch gegen die Beibehaltung des unpersönlichen „man".

Das sind nun freilich Einzelheiten, in denen später noch Ordnung geschaffen werden kann. Unsere eigentlichen Bedenken sind ganz anderer Art. Wer obige Probe liest, wird sich mit Erstaunen fragen, ob für eine solche Vereinfachung auch noch Vorschriften nötig sind. Der mitten im praktischen Leben stehende Koloniale wird dem Neger schon in seinem eigenen Interesse nicht mit geschraubten Phrasen kommen. Aber das Leben ist viel mannigfaltiger, als der grüne Tisch es sich vorstellt. Ob ein Wortschatz von 800 Wörtern wirklich genügt? Hier scheinen über-lebte linguistische Märchen was erzählt zu haben. Außerdem gebe ich zu bedenken, daß ein Neger, der dies Deutsch schon versteht, wohl auch besseres Deutsch verdauen kann; daß er aber dies Deutsch in sechs Monaten nicht lernt, darauf kann man seine Hand ins Feuer legen. Die eigentlichen Schwierigkeiten liegen nicht in den Dingen, die der Vater des KD ausgemerzt hat, sondern in dem vollständig verschiedenen Geist des Indogermanischen und der Negersprachen. Wenn es dem Neger nicht einmal gelungen ist, das doch „viel weniger schwere" Englisch sich

Digitized by Google

mundgerecht zu machen und er daraus das afrikanische Pidgin-Englisch (etwas ganz Abscheuliches) sich zurecht gemacht hat, so dürfte etwas Ähnliches auch für das Deutsche zu erwarten sein. Nur bei starkem Mangel an linguistischem Denken kann man voraussetzen, daß unser Deutsch, wenn man es reglementiert und drillt — wenn man also unsern Landsleuten einen Zwang auferlegt, den sie nur als lästig empfinden können und den sie draußen sicher bei der ersten Gelegenheit abstreifen —, daß dann unser Deutsch dem Schicksal entgehe, das jede europäische Sprache in exotischem Munde erlebt; die verschiedenen Pidgin-Englisch, die Kreolenpatois des Französischen, Spanischen, Portugiesischen, das Russisch in Sibirien, Transkaspien und im Kaukasus sind Zeugen davon. Aus letzterem will ich ein Beispiel anführen, das einmal zeigt, wie unnötig letzten Endes Reglementierung in solchen Dingen ist, andererseits aber auch wie ein einfacher Kopf mit verwickelten Dingen trotzdem fertig wird. Ein junges Huhn heißt auf russisch *tsypljónok*; Genitiv *tsypljónka*, Plural-Nom. *tsypljdta*, Plur.-Genit. *tsypljdt*. Nach *dva*, *tri*, *tschetyre* = 2, 3, 4 muß der Genitiv-S. gesetzt werden, also *dva* bezw. *tri*, *tschetyre tsypljónka*, von 5 an der Genitiv-Pl., also z. B. *pjat' tsypljat* 5 Hühner. (Das ist doch noch etwas verwickelter als unser Deutsch, nicht wahr?) Nun hatten wir in Russisch-Armenien einmal einen eingeborenen Koch, der überhaupt nur die Form *tsypljata* kannte. Mit der operierte er, wir operierten mit den richtigen Formen und ... verstanden uns ausgezeichnet. Ihm kam's auf das Zahlwort an, das andere war ihm Wurscht, soweit ein Huhn einem Wurscht sein kann.

Jeder Deutsche wird sich einverstanden erklären mit folgenden Forderungen des Hofrats Schwörer: Die Sprache unseres künftigen Kolonialreiches muß die deutsche sein. Die jetzt gebräuchlichen Hilfssprachen (Pidgin-Englisch usw.) müssen ausgemerzt werden. Dem stümperhaften Radebrechen von Eingeborenensprachen seitens der Deutschen sollen diese im Interesse ihrer Würde ein Ende machen. Der mit dem Neger Deutsch sprechende Kolonialе hat sich der größten Einfachheit in der Auswahl seiner Wörter und in seinem Satzbau zu befleißen — Gut. Ausgezeichnet. Auch wir sind mit Herz und Hand dabei. Wir machen aber nicht mit, wenn es sich um das vorgeschlagene Mittel zur Verwirklichung dieser Forderungen handelt. Das KD scheint uns eine unnötige Komplikation eines an und für sich schon komplizierten Vorgangs, nämlich der Einführung einer Herrscherſprache in einem Kolonialreich. Die papierne Vereinfachung unseres Deutsch ist unnötig, weil einmal der Kolonialdeutsche seine Sprache an und für sich vereinfachen wird und weil zum andern diese vereinfachte Form des KD ja doch nur eine Vorlage ist, die der Eingeborne ummodeln, verändern, ja bis zur Unkenntlichkeit entstellen wird, und das je nach dem Lautbestand und dem Sprachgeist seiner Muttersprache. Was der Verfasser des KD so sehr fürchtet, die Herausbildung eines Pidgindeutsch, hat starke Aussichten auf Verwirklichung. Auf jeden Fall wird sich ein solches in den breiten Schichten der Plantagen- und anderen Arbeiter herausbilden, besseres wird schon die Schutztruppe lernen, gutes aber nur der Neger, der durch eine Schule geht. Nur die Schule kann hier helfen; das lehren die Erfahrungen in französischen und englischen Kolonien, im näheren Orient, und überall im weiten russischen Reich, wo Fremdstämmige sitzen. Es sei ohne weiteres zugegeben, daß sich das Kolonialamt vor eine verteufelt schwere Aufgabe gestellt sehen wird, wenn es sich

Digitized by Google

einmal darum handelt, unsern künftigen Schutzbefohlenen „deutsch zu kommen". Was man aber nicht so ohne weiteres zulassen kann, ist die Behauptung des Verfassers des KD, daß dieses jene Aufgabe bedeutend erleichtere. Ich meine mit guten Gründen dargelegt zu haben, daß die vorgeschlagene Vereinfachung des Deutsch nur scheinbar ist — nur das gröbste ist abgehobelt und geglättet — und, daß die Hauptschwierigkeit, nennen wir's beim rechten Namen: die deutsche Sprache geblieben ist. Ich meine auch, man sollte sich's zweimal überlegen, ehe man an die Lösung einer schweren Aufgabe mit untauglichen Mitteln herangeht, und dreimal sollte man sich's überlegen, ob etwas so unreglementierbares, wie die Sprache eines Kolonialbeamten auf der Pflanzung oder an einem verlornen Posten im Innern kontrolliert, geschulmeistert und gedrillt werden kann und muß. Laßt unsern Kolonialdeutschen um Gottes willen die Freiheit, mit ihren Negern fertig zu werden, wie sie's können. Legt ihnen meinetwegen die heilige Verpflichtung auf, nur Deutsch zu sprechen und seid versichert, daß es in einer absehbaren Zeit schon einen Grundstock von Negern geben wird, mit denen man ein vernünftiges Wort auf Deutsch wird reden können. Aber zu glauben, daß man durch das Mittel von KD bald mit jedem Werftneger, Plantagenarbeiter, Stationsdiener usw. Deutsch wird plaudern können, ist eine Utopie, die sich durch keine Kolonialerfahrung bestätigen läßt.

Wie sehr sich Hofrat Dr. Schwörer durch sein eigenes Projekt für die eigentlichen Schwierigkeiten hat blenden lassen, zeigt die folgende Probe (S. 58), vor der ihm allerdings selbst etwas bang geworden ist, wie seine Fußnoten dazu beweisen:

„Unsere Kolonien sind gewesen vor de letzte große Krieg viel zu weit auseinander. Unsere Feinden haben daher können angreifen von alle Seiten und mit alle Mitteln, auch mit eine große Zahl von Krieg-Schiffen. Das ist gewesen eine böse Zeit für uns alle, für die Deutschen, aber auch für die Eingebornen und wir haben nicht können halten alle unsere Kolonien. Diese müssen von nun an mehr zusammenliegen; angreifen ist dann schwer möglich und man hat mehr Respekt vor uns.

Diese Zweck ist eine sehr wichtige Sache für de deutsche Regierung und für alle Deutschen; denn wir können nicht leben für lange Zeit ohne Waren aus Kolonien und wir tun brauchen sehr notwendig gute und sichere und auch größere und neue Kolonien in Afrika in unsere feste Besitz, daß wir nicht müßen kaufen alle notwendigen Waren (wie Baumwolle, Kaffee und so fort) viel zu teuer aus zweite und dritte Hand von Ausland oder gar von unsere Feinden. Das ist große Schaden für uns und wir müßen verlieren zu viel Geld. Das Alles wollen wir nun machen auf ganz andere Weise; denn viel besser ist, wenn wir tun bauen Alles, was wir müßen haben, in unsere Pflanzungen, dann is de Nutzen viel größer. Kurz und gut, wir Deutschen können verlangen und wir müßen haben, was de Kaiser tat sagen: eine gute Stelle an de Sonne für unsere fleißige Arbeit."

Für wen ist das nun geschrieben? Für Deutsche? Dann ist es schlechtes Deutsch. Für Neger? Dann ist nur eine Antwort möglich: Wenn ein einigermaßen begabter Ausländer nach einem Aufenthalt von zwei bis drei Jahren in Deutschland so Deutsch spricht, so sagt man ihm „Sie sprechen ja recht gut Deutsch". Er wird vielleicht nicht sagen „wir tun bauen", sondern kurz „wir bauen" usw., aber im großen ganzen wird es eine achtungswerte Leistung sein, selbst für einen Mann mit europäischen Denkgewohnheiten, geschweige denn für einen Neger. A. Dirr.

Digitized by Google

# Amerikanismus im Buchhandel.

## Von Hans von Weber.

Deutsch sein, heißt einen Gedanken durchdenken und aus ihm Werte schlagen um seiner und ihrer selbst willen; deutsch sein, heißt eine Aufgabe erschöpfend erfüllen um ihres Ewigkeitsgehaltes halber; den Deutschen beglückt der Verdienst nur dann völlig, wenn er das Verdienst begleitet. Deutsch sein, heißt endlich jeden Wert erkennen und anerkennen, wo auch immer er sich finde; und wo der Deutsche in der Lage ist, von allen Seiten prüfend seine Aufgabe zu überschauen, wird er sich auch dem Fehler seines Volkstums entziehen können, in dieser Gerechtigkeit über das Ziel hinauszugehen und der Bewunderung des Fremden zu erliegen. — Beweise hiefür sind überflüssig, wir alle haben das letzte Friedensjahrzent und diese Kriegsmonate durchlebt und nur zu Leuten mit offenen Augen sprechen wir

Dies ist das deutsche Wesen, an dem die Welt genesen kann und wird, wenn es gelingt, es über die Sintflut dieser Haßorkane hinwegzuretten. Überall sehen wir Zeugnisse seines Wirkens, überall aber auch Gefahren, die es zu trüben, ja zu vernichten drohen. Gegen diejenigen Gefahren, die von unseren Feinden drohen, beschützt uns der Heldenmut unserer Krieger. Fast schlimmer aber ist die Menge der Gefahren, die als solche nicht allzuleicht erkannt werden können, die sich die Mäntel deutscher Tüchtigkeit und Gründlichkeit, deutschen Gemüts und deutscher Organisationskraft umhängen und die schlimmste Wesensart bei uns einführen möchten, der Deutschland unterliegen könnte. Unwesentlich ist, daß die Träger dieser Bestrebungen sich zuweilen der Schädlichkeit ihres Wirkens gar nicht bewußt werden, ja daß sie sogar ganz ernstlich glauben, stolz sich als Retter des Vaterlandes aufspielen zu dürfen.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa hieß diese Gefahr „Nachäfferei französischer Art", dann kam das englische „fair play" dran, dem nicht zu mindest wir die enorme gesellschaftliche Übermacht Englands und dadurch diesen Krieg verdanken; heute aber heißt der Feind, der angebetet und willkommen geheißen wird, „Amerikanismus". Amerikanisch sein heißt, alles um des Verdienens wegen tun . . . sogar die Zeit „is money"!

(Nur um in fünfzig Jahren zum Propheten ernannt werden zu können, sage ich schon jetzt voraus, daß man uns in dreißig Jahren wohl japanisch zu beeinflussen suchen wird!)

Nur dann, wenn wir Heimgebliebenen mit aller Zähigkeit und Ausdauer diesen Feind bekämpfen und dafür sorgen werden, daß das, was wir unter deutscher Art verstehen, über den Krieg hinübergerettet und durch ihn vertieft und vervollkommnet wird, werden die entsetzlichen Opfer Europas nicht umsonst gebracht sein!

Diese deutsche Art hat ihren sich immer wieder erneuernden, ewig unversiegbaren Born im guten deutschen Buche, in der deutschen Dichtung, der deutschen Kunst, der deutschen Wissenschaft, und wird gefährdet nicht nur durch das schlechte Buch, die Schundliteratur, sondern fast mehr noch durch alles bloß Seichte und Flache, durch die Oberflächlichkeit der Familienblatt- und Zeitungslektüre, durch alle jene Massenwaren geschickter Kaufleute, die in und an Amerika gelernt haben.

Digitized by Google

Schwer war es seit jeher, das gute Buch zu großer Verbreitung zu bringen; das Alltagsleben des Bauern, Arbeiters, Bürgers mit seiner gleichbleibenden Arbeits- und Sorgenlast, seine Abneigung gegen „schwere" Lektüre in den knappen Stunden der Erholung waren die Haupthemmung. So hat bisher nur der gebildete Deutsche und der besonders ideal Veranlagte wirklich Kenntnis von dem unerschöpflichen Schatz der deutschen Literatur; die zeitgenössischen geistigen Bewegungen aber blieben fast gänzlich dem Geheimkult der geistigen oberen Zehntausend vorbehalten!

Jetzt aber ist eine Zeit angebrochen, die wie keine je zuvor und wohl auch wie keine so bald wieder alle Schichten des Volkes einander nahe bringt. Im Schützengraben liegen, in gleiches Feldgrau gekleidet, der Bauer neben dem Professor, der Arbeiter arbeitet mit dem Hochgebildeten, und wir glauben eine Morgenröte nie geahnter Bildungsmöglichkeiten für alle Kreise unseres Volkes aufsteigen zu sehen, wenn wir an die unzähligen Gelegenheiten denken, dem guten Buche Eingang zu verschaffen in alle Gaue Deutschlands, in Hütte und Palast gleichermaßen.

Offen zum Empfange reichen Samens liegen die Furchen deutschen Geisteslebens, bereit, ihn tausendfach zu entwickeln zu köstlicher Frucht, zu einem Segen, der in die Jahrhunderte hinaus wirken muß.

Nichts ist nötig, als den Samen hinzubringen, es ihnen zu ermöglichen, daß sie ihn bekommen, all den Millionen draußen, die nach geistiger Nahrung, der ihnen früher ungewohnten, hungern, mehr oft als nach leiblicher Nahrung!

Aber der Amerikanismus ist früher aufgestanden als der versonnene Sämann des guten Weizens! Unkraut sät er für teures Geld, ein paar Blümchen vielleicht darunter, die aber im Vergleich mit der Geistesnahrung, nach der der Boden hungert, doch nur Unkraut sind!

Traurig, unendlich traurig sind die Klagen und Berichte, die wohl bei jedem besseren Verlage, bei jeder Zeitschrift und Zeitung, die geistiges Niveau hochhalten, in erschreckenden Mengen einlaufen von allen unseren Fronten, aus Ost und West, von Kämpfern aller Zivilstände, in beweglichen Briefen und oft unbeholfen stilisierten Karten.

Sie wollen gute Bücher haben und in den Feldbuchhandlungen bekommen sie fast nichts als Mittelmäßiges, Ullsteinromane, fade Witzblätter, Kürschners Bücherschatz, öde Schmarren voll trübselig gequälten Humors und was es sonst an Massenware gibt.

Eine Zeitlang zwar konnten sich einige Handlungen halten, die alles, was von wirklich wertvollen Büchern in Format, Gewicht usw. fürs Feld paßte, ebenso vorrätig hielten und immer wieder beschafften wie Ullstein-Bücher und ähnliches. Ihr Absatz war gerade in guten Büchern überraschend groß. Da aber kam, anfang dieses Jahres, die große Neuordnung: eine Reihe großkapitalistischer Unternehmer, Ullstein & Co., die Bahnhofsgroßbuchhandlung Stilke (der wir schon im Frieden das Niveau der preußischen Bahnhofsbuchhandlungen verdankten), der Verlag von Kürschners Bücherschatz, Hermann Hilger usw., bekamen fast den ganzen Feldbuchhandel in ihre Gewalt; ihre Erzeugnisse oder die, an denen sie Interesse haben, von den Ullstein-Büchern bis herab zu dem Allerbanalsten, überschwemmen nun in weitaus größeren Mengen als alles was sonst der deutsche Verlagsbuchhandel hervorgebracht hat, Etappe und Kampfgebiete!

Digitized by Google

Ich bin weit entfernt, nur einen Moment zu bestreiten, daß unter den Ullstein-Büchern und unter denen des „Bücherschatzes" sich auch bessere, ja wirklich gute Litteratur findet; es wäre ungeschickt, fehlten sie gänzlich; Ungeschicklichkeit aber kann man diesen Verlagen wahrlich nicht vorwerfen. Ja, Ullstein hat sogar in letzter Zeit einige Kriegsbücher herausgebracht, wie die von Bartsch, Gottberg, Forstner, Herre usw., die ganz vorzüglich sind. Doch was will das besagen gegen die überwiegende Menge gewöhnlicher Unterhaltungsbücher von mehr oder minder bloß stofflichem Interesse, die ihr Haupt-Merkmal sind! Aber selbst gegen diese Mittelware auch nur eine Hand aufzuheben, wäre töricht, stünde sie bloß im Wettbewerb mit allen anderen deutschen Büchern. Wenn sie dann mehr als die guten gekauft werden, so wird nicht Ullstein anzuklagen sein, sondern der Geschmacks-tiefstand der Lesermenge, die sie verschlingt wie süßen Kuchen.

Entsteht aber in so wichtiger Zeit an solcher Stelle wie im Felde bei unseren deutschen Kriegern für Ullsteinbücher und die Erzeugnisse der anderen Mitglieder des kleinen aber mächtigen Machtkonzerns eine Art Monopol, durch das die guten, die nur guten Bücher von der Front ferngehalten oder wenigstens ihnen ihr Weg an die Front auf das äußerste erschwert wird, dann liegt eine Gefährdung deutscher Kultur und deutschen Wesens vor, gegen die auf das allerschärfste Einspruch erhoben werden muß von jedem ehrlichen Deutschen, der noch irgend ein Interesse an der Höherentwicklung unseres Volkes hat!

Wer nur immer von draußen kommt, bestätigt es bitter und entrüstet, daß fast alle Feldbuchhandlungen, die jetzt bestehen, von diesen Produkten überwuchert werden und daß Wünsche nach anderen Büchern meist ungern oder auch gar nicht berücksichtigt werden. Wer also draußen nicht bereits von früher mit einer Buchhandlung in Verbindung steht oder weiß, daß er sich auch direkt an den Verlag wenden kann, der ist darauf angewiesen, das anzunehmen, was ihm dargeboten wird. Feldbuchhandlungen aber, die früher bestanden und sich glänzend bewährten, sind kurzerhand geschlossen worden, ihre verdienstvollen Inhaber wurden schwer geschädigt, noch mehr aber unsere tapferen Krieger draußen!

Weit verbreitet im ganzen Buchhandel ist der Unwille über diese Zustände. Sie treffen nicht den Buchhandel allein, der außer den ideellen Gründen immerhin ein hauptsächlich geschäftliches Interesse daran hat; es ist eine Existenzfrage der Kultur des ganzen deutschen Volkes.

Niemand wundere sich nun, wenn die Firmen, denen die Tyrannei des deutschen Geisteslebens im Felde obliegt, in diesem Notschrei nur einen Angriff auf ihren Geldbeutel aus Konkurrenzneid erblicken werden . . . die Erhebung einer Anklage aus rein ideellen Gründen findet in Amerikanien wenig Glauben. Das soll uns nicht hindern, an jeden, der uns hört, die dringende Bitte zu richten, daß wenigstens er das Seine tut, um dem guten Buche im Felde Eingang zu verschaffen. Man lasse sich die Verzeichnisse der in den „Süddeutschen Monatsheften" wie allen ernsten Zeitschriften so oft genannten deutschen Verlage und Büchersammlungen kommen und wer zu Hause ist, schicke soviel er kann Bücher ins Feld und wer draußen steht, bestelle sie bei seinem Buchhändler in der Heimath oder bestehe auf ihrer Lieferung durch die Feldbuchhandlungen; diese sind von den Kommandos verpflichtet, alles Verlangte zu beschaffen.



Digitized by Google

# An der Schwelle des dritten Kriegsjahres.

## Rede zum 1. August 1916, auf Einladung des Deutschen Nationalausschusses in München gehalten von Erich Marcks.

Ich trete an diesem Gedenktage vor meine Münchener Mitbürger hin, mit einem Rückblicke und Umblicke, mit einem Worte sowohl der Betrachtung als der Erwärmung, einem Rufe zur innerlichen und äußerlichen Sammlung, wenn Sie wollen, mit einer weltlichen Predigt; nicht im Sinne einer bestimmten Tendenz oder gar einer Partei, sondern in meinem Sinne und, so gut ich ihn zu erfassen vermag, im Sinne der Gesamtheit.

Wir haben heute alle zurückgeschaut auf diese zwei Jahre ungeheuren Geschehens. Wir haben die Tage von 1914 wieder erlebt, die letzten Tage des Juli, die ersten des August, die Tage der äußersten Spannung der Seelen, der herzbeklemmenden Sorge und der Erwartung zuerst, dann der Hingabe, der Entschlossenheit, der ernsten und hohen Begeisterung, die sich so stolz und hell emporschwang und den Dunst der Erde in wesenloser Ferne unter sich ließ — die Tage eines verschmelzenden und reinigenden Feuers, wie sie das arme Menschenleben so selten sieht und niemals vergessen und verlieren soll. Und auf diese Stunden, da das Schicksal an unsere Pforten dröhnte, folgten die Wochen, die Monate, die Jahre des Krieges. Die Feinde sprangen auf und England gesellte sich ihnen zu — wir wissen noch alle, mit welchem Gefühle dumpfer Erfüllung wir die vollzogene Tatsache aufnahmen. Deutschland aber erhob sich, einig überall, in seinen Bergen und seinen Marschen, am Rhein und an der Weichsel, ein großes Volk, das zum Verteidigungskampf gerüstet war, durchdrungen vom heiligsten Ernst, vom stärksten Bewußtsein der Not und der Notwendigkeit, des Willens und der Zuversicht; es erhob sich, einig in seinen hadernden Parteien, in seinen ringenden Klassen, ein Volk, ein Staat, zusammengeschmiedet durch den feierlichsten Zwang, ein Bild der Größe, in erhabener, strenger Gefaßtheit. Österreich-Ungarn stand uns, der Schicksalsgenosse dieses Daseinskampfes der deutschen und mitteleuropäischen Welt, auf die die Gegner von Ost und West und Nord zusammenstießen, auch seinesteils in fester Einheit, zur Seite, auch dort siegte der Staat, die Geschichte, der Selbsterhaltungstrieb einer uralten Gemeinschaft, über den Zwist, der dies vielgestaltige Völkergemenge seit so langem zerriß; der Sondergeist gewisser slawischer Stämme hat widerstrebt, das wissen wir wohl, aber der Zusammenhalt hat ihn immer wieder überwältigt und hat sich behauptet. Nicht lange, und die ersten Zeichen meldeten an, daß auch die Türkei den Ruf der Entscheidung über ihr Leben und ihren Tod vernahm: sie öffnete der kühnen Fahrt unserer beiden Kriegsschiffe die Dardanellen; das Schwergewicht ihrer Daseinsfrage riß sie allmählich ganz zu uns herüber, zum Widerstand gegen die zwei Weltmächte, die sie zerstören und beerben wollten, Rußland und England; und die Balkanlande, von denen als Ziel und Preis und als Feuerherd der große Streit hergekommen war, wurden immer deutlicher auch zum Kriegsgebiet. Die Hauptentscheidungen aber begannen, von Anfang her, in West und Ost, an unseren eigenen Grenzen. Nach dem raschen Aufmarsche drang unser Heer im Westen in blutigem Kampfes- und Siegeslaufe vor, durch das feindselige Belgien hindurch, nach Nordfrankreich hinein; unvergeßliche Wochen, wie von der Abwehr im Elsaß und in Lothringen, vom Vorsturme in Lothringen und der Champagne, in der Picardie und im Artois, die Nachrichten kamen, heldenhaft, Schlag auf Schlag,

Digitized by Google

von hartem Streite und fast betäubenden Erfolgen. Der alte Krieges- und Siegesplan unserer größten Feldherrn schien sich überwältigend zu vollziehen: da folgte dem Vorsturme der Gegenschlag des zurückgeworfenen, aber gesammelten und verstärkten Feindes; der Vorsturm brach sich im ersten Septemberdrittel, in den Tagen an der Marne; unbesiegt, aber aufgehalten und um ein Stück zurückgedrängt, nahmen unsere Heere, tief in Feindesland noch immer, die Stellungen ein, in denen sie sich eingruben, und aus dem Monate der Schlachten wurden die Jahre des Stellungskriegs. Wir zogen unsere rechte Flanke, uns gegen Umfassungen deckend, bis an die See hinauf, wir wehrten dort oben im blutigen Gegenstoße den Versuch eines Durchbruches, bei Ypern und an der Yser, ab, wir erstürmten Antwerpen und blieben in Westflandern — dann wurde das Flüssige im ganzen Westen fest, wohl immer bewegt durch Druck und Gegendruck im Einzelnen, durch ein beispiellos zähes, opferreiches Ringen in der Stille oder in immer wiederholtem Einzelsturm, aber im Ganzen in starre Formen gefüllt, für uns ein Krieg der Behauptung, nicht mehr des Vorwärtsdranges: aus dem Angriff sind wir in die Abwehr übergetreten: in die Verteidigung des besetzten Feindeslandes und unseres eigenen Landes dahinter. Bald sind auch dafür die 24 Monate um, und an Heldenkraft der kleineren Zahl gegen den übermächtigen Feind stehen sie hinter den Anfängen wahrlich nicht zurück. Im Osten waren wir von Anbeginn an in der Verteidigung: die russische Woge, längst vorher aufgetürmt, ergoß sich übergewaltig auf Ostpreußen und, nach einem ersten österreichischen Angriffsversuche in Polen, auf Galizien, auf Lemberg. Die Genialität Hindenburgs warf sie im Norden zurück; sie sammelte sich zu neuem, unendlich gefahrvollem Vorwärtsfluten in Polen, sie wollte Schlesien, Posen, die Marken ertränken: in zwei gewaltigen Feldzügen, im Wechsel von Mißerfolg und steigendem Erfolg, hat sie auch da unser großer Feldherr zum Stehen gebracht: mit dem Jahresende trat auch im Osten etwas wie ein Gleichgewicht, wie ein Stillstand ein, der den ersten Kriegsabschnitt hier wie im Westen abschloß; Hindenburg krönte ihn noch im Winter, im Nordosten, in der zweiten Masurenschlacht, durch einen siegreichen Gegenhieb. Dann aber kehrte der russische Feind sein Schwergewicht gegen Südost, gegen Ungarn, gegen Westgalizien, mit der Richtung auf Donau und Theiß, auf die Herzpunkte der Donaumonarchie; die große Offensive verlegte sich an die Karpathen und griff vom fernen Süden her an den Dardanellen unserem türkischen Freund an die Kehle — die Balkanhalbinsel wurde ganz zum Gegenstande und Schlachtfelde der kriegerischen Entscheidung. Wir haben den bitterschweren Widerstand hier und dort tiefatmend miterlebt; wir sahen unsern eigenen Gegenangriff sich vorbereiten und sich plötzlich vollziehen: einen der riesenhaftesten Kriegspläne der Geschichte. Wir denken heute, wie an ferne ungeheure Tage, an die Zeiten des vorigen Sommers, des zweiten 1. August zurück: vom Mai bis zum September 1915, von Westgalizien her, von den Karpathenpässen herunter, brauste der mächtige Heereszug gegen Rußland dahin, an Dnjester und Bug, nach Wolhynien hinein; daneben die zwei anderen Züge in der Mitte und im Norden, nach Polen hinein, durch Polen hindurch, in Litauen und in Kurland — Kampf um Kampf, Stellung um Stellung, Fluß um Fluß, Festung um Festung, Landschaft um Landschaft: Alles gewonnen in gewaltiger Einheit. Das russische Heer ist nicht umklammert, aber es ist verdrängt und geschlagen worden, es verlor an Gefangenen mehr als 1 Million, und bei den Namen Iwangorod, Warschau, Brest, Grodno und Wilna und Mitau schlägt unser Herz. Dann schlossen wir im Osten Vor-



Digitized by Google

bringen und Gebiet ab: auch hier befestigte der Schützengraben, in endloser gerader Linie, von der Düna herab bis nach der Bukowina, das gewonnene, haftende, deckende Land und an den erobernden Feldkrieg reihte sich, wie im Westen, und hier aus unserem eigensten Entschlusse, der bewahrende Stellungskrieg. Hier aber im Osten ging der Anlauf weiter: er wendete sich hinunter in den Süden, und an den großen Sommerfeldzug schloß Mackensen den Herbstfeldzug gegen Serbien an, im Verein mit dem Vierten unseres Bundes, mit dem jugendfrischen Bulgarien. In glänzender Umklammerung ist Serbien erdrückt und besetzt, der Weg nach Konstantinopel freigemacht, das Gebiet des mitteleuropäischen Kriegsbundes gerundet und gesichert worden: Anfang 1916 fiel Cetinje, und die Westmächte zogen ihre Faust von den Dardanellen ab. Noch weiter: in Mesopotamien stürzte der englische Einbruch in sich zusammen. Nur in Armenien griffen die Russen an und gewannen hier Boden; auf dem Balkan gerann der Krieg vorläufig, wie in Nordost und West: die Gegner lagerten sich bei Saloniki gegenüber, in Valona blieben die Italiener, der letzte Schlag blieb hier vertagt.

Ein Rückblick auf so viele Dinge gewinnt fast etwas Schwindelndes; weiter und weiter gedehnt der Schauplatz, zahlreicher und zahlreicher ausgespannt, hingesät die Stätten des Krieges, die Unternehmungen hier und dort. Seit dem Mai 1915 ist Italien in den Ring der Feinde eingerückt: alle die großen Gegensätze Mittel- und Süd- und Westeuropas wollten mit einem Male bereinigt werden; Österreich fand einen neuen Gegner und wehrte ihn glorreich in rastlosem Ringen ab. Und wir wissen, daß dies doch keineswegs alles war. In der ältesten Heimat des Krieges zuckten die Flammen unablässig auf: im Westen. Die Engländer, und zumal die Franzosen, haben immer wieder den Angriff versucht, in schweren blutigen Schlachten, in der Spätwinterschlacht und der Herbstschlacht in der Champagne, in jenem großen Doppelangriff dort und im Artois vom September 1915; zwischendurch Beschießungen und Vorstöße überall, auch unsere Einzelgegenstöße bei Soissons und Ypern, das stete Ringen in den Südvogesen, ein steter Strom von Taten und von Blut. So ging man hinüber in das neue Kalenderjahr, kämpfend allüberall, rüstend und abwartend für neue, größere Entscheidungen: hinüber in den dritten Kriegsabschnitt. Wir wissen es alle: der Gegner kündigte diese Entscheidung an, als Gegenschlag gegen unsere Schläge von 1915, als ein Zusammenwirken all seiner Mächte und Heere in einer ungeheuren, umfassenden Front. Wir sind, ehe er losschlug, zum eigenen Angriffe vorgesprungen und haben die Initiative auch im Westen zunächst in deutsche Hand gebracht; wir haben ihn gezwungen, in Verdun unserem Drucke gehorsam zu sein, seine besten französischen Kräfte dort zusammenzuziehen und zu verbrauchen, wir zerbrechen dort in entsetzlichem Ringen das französische Heer. Und spät erst ist der versprochene Gesamtangriff der Feinde herangereift: nach Einzelstößen der Russen gegen Hindenburg, nach dem Stoße der Österreicher gegen die Italiener in Südtirol, ist seit dem Juni und Juli 1916 der Weltkrieg einheitlich geworden, zum ersten Male in einer einzigen, großartig zusammengreifenden Aktion der umklammernden Mächte gegen die Mächte der Mitte. In diesem Kampfe stehen wir jetzt: dem härtesten, zähesten, schwersten, seit den Wochen des ersten Zusammenpralls im Spätsommer und Herbst 1914. Wir haben gewußt, daß diese Gefahr sich heranwälze und daß sie bestanden werden müsse, und haben gewußt, daß sie schwer sein werde und daß es Zeit und Kraft, Opfer und Geduld und Todesmut kosten werde, bis sie abgewiesen sei, und es ist gekommen, wie wir es uns voraussagten. Unsere Heere ringen noch einmal um

Digitized by Google

unsern Bestand, im Osten hier und dort nicht wenig zurückgedrängt, aber niemals zerrissen und schon in neuer Verstärkung begriffen; im Westen, von starker Überzahl umstürmt, halten sie eisern fest, an der Somme wie bei Verdun, und wir trauen auf ihre zähe Tapferkeit in allem Schrecken und allem Blute dieser Gegenwehr. Im Süden, in Italien, steht der Kampf; im Südosten, am Balkan, droht er sich zu erweitern, Rumänien schwankt, Bulgarien steht zwischen den Feuern von Nord und Süd; und wieder geht er weiter, in Armenien und Persien, zum Nile hin und in Tripolis. Ja, noch unendlich weiter hinaus geht er längst, in die Erdteile des Kolonialbesitzes; wir haben Kiautschou und die Südsee verloren, wir haben Westafrika eingebüßt, unsere Tapferen halten Ostafrika, solange ihr Atem reicht.

Das sind alles Namen und Ereignisse, die wir alle kennen. Gehören sie an diese Stelle? Ja, was soll denn sonst an diesen Tag der Umschau gehören? Wir lassen die Umrisse des gewaltigen Bildes vor uns zusammenschießen, in dem unser Leben ruht, aus dem unsere Not und unser Stolz und unsere Hoffnung quillt. Nicht um die Ursachen des heutigen Weltkampfes, das innere Wesen der Gegner und der Bestrebungen zu besprechen, sondern vom heutigen Tage aus, um dessen Lage und dessen Kräfte, um Gefahren und Hoffnungen zum Anbruch dieses dritten Kriegsjahres betrachtend zu ergreifen.

Und da habe ich ja noch keineswegs alles umfaßt, was die Größe dieses Krieges ausmacht — nicht einmal die räumliche. Ich habe von dem Seekriege noch nicht geredet, der den Landkrieg begleitet hat und begleitet: von den Kämpfen, die, von Ostasien herüberflutend, an Südamerikas Küsten ausgeebbt sind, den Kämpfen zudem in Nordsee und Ostsee und Mittelmeer, den Kämpfen unserer Kreuzer und Tauchboote, unserer Kreuzergeschwader und unserer Hochseeflotte: von dem Siege am Skagerrak vom 31. Mai, der unsere Herzen erhoben hat, so hoch, wie nur irgendein Sieg des großen Krieges, und von dem wir hoffen, daß er einen Einschnitt bezeichnen werde in der Geschichte der Seemächte und der Weltmächte; von dem Seekriege, der die Weltausdehnung und die Weltbedeutung dieses Ringens erst vollendet.

Das sehen wir: zwei ungeheure Gruppen führen diesen Weltkampf; die innere des Vierbundes, die äußere des Vier- oder Fünfverbandes, dem Nordamerika nahesteht und der um die Neutralen drohend und drängend wirbt. Ich will ihrer Verschiedenheit als Gruppen und als Einzelne nicht nachgehen; wir wissen es alle: diese Gegner wollen uns Mächten und Völkern der Mitte, sie wollen zumal dem deutschen Volke und Reiche, das, in ihre Kreise als neue Persönlichkeit hineintretend, diese Kreise auf dem Kontinent und um den Erdball herum gestört hat, sie wollen Deutschland an das Leben. Um Deutschlands Dasein ging vom ersten Tage an der Kampf. Deutschland ist sein Kern, das Herz gewesen, auf das sich die Degenspitzen aller Feinde gerichtet haben, das Herz, aus dem alle besten Kräfte des Widerstandes strömten: es ist ein Weltkrieg, mit Deutschland als geographischem und historischem Mittelpunkt. Wir glauben, daß er jetzt auf seiner Höhe steht; er drängt seiner Entscheidung zu.

Die europäische Geschichte kennt solche allgemeine Kriege wohl auch sonst. Alle ihre führenden Völker haben dereinst gegen Frankreich zusammengeschlagen, unter Ludwig XIV. und unter Napoleon I.; sie haben um Deutschland und auch wider Deutschland gekämpft, im Dreißigjährigen Kriege, im Siebenjährigen Kriege; damals war die Spitze das eine Mal gegen Wien, das andere Mal gegen Berlin

Digitized by Google

gekehrt; und beide Male war das alte Deutschland selber zerrissen. Unendlich mühsam hat das aufsteigende neue Deuschland seinerseits sich den Eintritt in die europäische Staatenwelt gebrochen; man kann sagen, in drei großen Kriegen, von denen die beiden ersten eben auch Universalkriege gewesen sind: der Krieg gegen Friedrich von Preußen und der Krieg von 1813; nur 1870 ist es uns, die wir in der Mitte des Erdteils allen Nachbarn offen daliegen und sie in unsere Lebensentscheidungen deshalb beinahe von selber hineinziehen, — nur 1870 ist es uns, dank unserem größten Staatsmanne, gegönnt gewesen, unseren Kampf allein auszufechten. Aber wie klein erscheint uns dem heutigen gegenüber jeder frühere Krieg! Wie winzig auch die gewaltigsten Leistungen einer wahrlich ruhmreichen, schweren und kampfdurchtobten Vergangenheit!

Wie stehen wir über den Verhältnissen, den Zahlen von 1756, von 1813, ja auch von 1870! Wir wollen diese Vergangenheit ganz gewiß nicht verkleinern: auch sie hat ihr Bestes, im Rahmen ihrer Tage, wirkend darangesetzt und König Friedrich der Große ist der eigentliche Ahnherr unseres heutigen Lebenskampfes; das Geschlecht von 1870 aber möchten wir um die Sammlung beneiden, mit der es seinen hohen Zielen nachgehen durfte. Jedoch, das ist gewiß: dieses Heute ist unvergleichlich. Wir sagen es nicht des Rühmens wegen; die Selbstbespiegelung liegt uns im furchtbaren Ernste dieser Stunden fern genug. Aber wir sagen es uns zum Trost und zur Stärkung: kein Völkerkrieg irgendeiner Vergangenheit, auch der weitestgedehnte nicht, kennt die Ausdehnung dieses gegenwärtigen, und keiner kennt dessen Leistungen: die Masse der Aufgebote an Menschenzahl und Menschenkraft, die Fülle des Opfersinnes, wie er sich in heller Leidenschaft 1914, weit über 1870 hinaus, unter unseres Reiches Fahnen drängte, und die Fülle der Anspannungen, die dann gefolgt sind, Monat um Monat, bis an den heutigen Tag; die Fülle der Kämpfe, in leuchtender offener Schlacht und in der grenzenlosen Mühsal des Stellungskrieges, in ergreifender Zähigkeit, in ergreifender Geduld; die Fülle der Leistungen für die Kriegführung, in Munitions- und Nahrungsfürsorge, in Erfindung und Arbeit, in immer wachsender, bohrender, schöpferischer Kraft der Geister und der Arme; die Fülle der finanziellen Leistung, und der wirtschaftlichen Konzentration. Unsere eingeschlossenen Völker haben sich selber in erstaunlichem Maße genug getan, sie haben sich beschränkt und ihr Wirtschaftsleben umgegossen, sie haben es, von einer Stelle her, zur Vereinigung und Verteilung der Lebensmittel, neugeordnet: ein Schauspiel ohne Vorgeschichte, sicherlich nicht arm an Experimenten, an Fehlgriffen, an Versäumnissen und Mängeln, an Leiden, nicht ungetrübt von der wirtschaftlichen Selbstsucht, die im menschlichen Getriebe auf die Länge stets wieder emporschnellt und sich durchdrängt, und trotz alledem eine ungeheure Leistung auch dies, tastend, lernend, wachsend, im Ganzen etwas Neues und etwas Gewaltiges. Wir haben Anlaß, die Leistung aller Völker zu bewundern, auch der gegnerischen: wir würden uns selber blenden und lähmen, wenn wir das nicht anerkennten — bei England, Frankreich, Rußland, überall; wir haben aber Recht und Anlaß, die Leistung bei u n s am höchsten zu schätzen, denn wir sind die Eingezwängten, die Abgeschlossenen, die in ihrem Dasein selber Bedrängten: so, wie das keiner unserer Gegner ist. Was unser Volk war und ist und was es getan hat und tut, das zwingt uns, unser Haupt in tiefer Ehrfurcht vor seinem Genius zu neigen. Es wuchs über alle Maße aller Geschichte riesenhaft hinaus. Das dürfen und das sollen wir uns sagen. Das gehört, als ihr tiefster Grundklang, in die heutige Stunde hinein. Das ist, über allem kleineren, die eigentliche Wahrheit.

Digitized by Google

Heute aber? was ist heute? was soll heute werden? Wir sagten es: die Entscheidung rollt. Wir schauen um, und wären wir Zuschauer, so fänden wir den Blick auf unsere Welt wohl majestätisch. Schade nur, daß es dabei um unser Dasein geht.

Wir dürfen sagen: Ernst und Tiefe sind uns in diesen zwei Jahren nur gewachsen. Du 1. August von 1914 — o, wie fernher leuchtet uns dein frühlingshafter Glanz! Die Gefallenen jenes ersten Herbstes ziehen am Himmel unseres Gedenkens wie ein Geschlecht, auf dessen Stirne die ewige Jugend strahlt, als sei ihm die herbe Erdenschwere des Alterns und der Sorgen erspart geblieben. *Wir* haben sie erfahren; die Zeiten der Sorge sind gekommen, ein Auf und Ab, und neben dem Dunkel des Winters doch stets wieder die Sonne von Sieg und erhebender Hoffnung. Die Karte Europas hat sich verwandelt: weit hinaus liegt um uns herum das von uns besetzte Gebiet. Die Kraft ist nur gestiegen. Aber Kindheit und Jünglingszeit dieses Krieges liegt für uns weit, weit zurück. Die Sonne brennt uns aufs Haupt, die harte Mannesarbeit fesselt uns längst. Wir haben die Nöte, die Leiden kennen gelernt: für unser Volk und für jeden Einzelnen, kleine und große Leiden. Sie sind uns, wie alles dieses große Erleben, alltäglich geworden. Und wir wissen: auch an Ärgernissen fehlt es nicht. Es kann nicht die Rede davon sein, als wenn ein Kleinmut in unseres Volkes Herzen eingezogen sei; aber von Verstimmungen haben wir alle etwas erlebt. Die Begeisterung *kann* nicht ungebrochen durch Jahre hingehen; die Kleinheit des Menschenwesens regt und betätigt sich auch in der Zeit der Größe, und ihre Wirkung wächst naturgemäß. Daß wir alle uns den Frieden wünschen, ist selbstverständlich: das haben wir vom ersten Tage an getan; wer könnte es anders tun? Heute indessen hat diese Sehnsucht wohl hier und dort auch andere Formen und andere Farben angenommen. Gelegentlich hebt der grundsätzliche Pazifismus sein Haupt empor: Bestrebungen, die man versteht, und die doch unendlich tief zurückbleiben hinter der Größe und der Pflicht der Zeit. Wären diese Träume, diese Mahnungen zu einer grundsätzlichen Versöhnung, zu einem Abstellen der harten schöpferischen Kräfte des Kampfes stärker als sie sind, so wären sie gefährlich: denn sie bedrohen die Seele eines Volkes mit Lähmung; sie predigen eine Selbstentwaffnung und Selbsteinhegung, die an keiner unserer Grenzen, bei keinem unserer Feinde, wir wissen es tausendmal, auf Nachfolge rechnen könnte. Wir weisen diese Träume von uns; sie sind für diese Zeit des Ringens um Dasein und Zukunft Deutschlands nicht gemacht. Die Nation will unsere Kraft und erhält unsere Kraft — zwischen ihr und uns hier, und dem Internationalismus dort, läuft ein tiefer Schnitt. Denn wir bedenken, worum dieses Ringen geht. Spannten wir unsere Kräfte ab, unterlägen wir in ihm, so verlören wir alles — wir alle! Der Nation und ihrem Staate droht durch den Haß ihrer Feinde die Zertrümmerung; und an dem nationalen Staate haftet die innere Gesundheit ebenso wie die äußere Kraft des Deutschtums; es haftet an ihm der Stolz des Einzelnen, der nicht mehr atmen, nicht mehr leben könnte in einem zerbrochenen und entehrten Volke; es haftet an ihm der Duft und die Eigenart und die Gesundheit aller besten Kultur; es haftet an ihm das Leben auch der Massen, die ohne seinen Schutz zerpreßt und ausgesogen werden würden durch die Wirtschaft und die Selbstsucht des Auslandes ringsum; es haftet an unserer Selbstbehauptung Zukunft und Wohlstand und Nahrung für alle, für jeden einzelnen, für jeden Stand, für das Arbeitertum genau so sehr wie für das Unternehmertum; die Niederlage wäre Verarmung, Hunger, Ver-

Digitized by Google

dumpfung, im Seelischen und im Körperlichen zugleich. Muß man dies heute aussprechen? Der verständnislose Fanatismus des linken Flügels der Sozialdemokratie grollt hier und dort aus der Tiefe in unsern nationalen Daseinskampf herein: er ist uns feind geblieben, das darf man niemals vergessen. Wir wissen es mit Freude: die große Mehrzahl des arbeitenden Volkes, von den Gewerkschaften, von der Mehrheit der Partei geführt, hat sich tapfer und hingebend und selbstüberwindend auf den Boden dieses Lebenskampfes gestellt, dessen Unvermeidlichkeit und dessen Tragweite sie begreift. Aber einem jeden von uns trägt der Lufthauch so mancherlei Klagen zu, die von unten heraufdringen in das Kleinbürgertum, in die Mitten unserer Gesellschaft hinein — Klagen über die Länge des Krieges, über die Lebensmittelverteilung, über die Entbehrungen daheim, und gelegentlich ein Schelten des Südens auf den Norden und wohl auch umgekehrt. Die Unbequemlichkeiten sind da, und für viele mehr als sie; an diesen Klagen ist manches nicht einmal neu; es hat immer zur Entladung deutscher Launen gehört; und über den Krieg geklagt wird heute in allen kriegführenden Ländern. Diese Stimmungen leugnen zu wollen, wäre töricht: sie sind in aller Welt, und, daß sie auch bei uns erklingen, weiß das Ausland ohnehin. Nur dürfte es, heute wie jederzeit, sehr geneigt sein, sie zu überschätzen. Ich bin überzeugt: sie bedeuten außerordentlich wenig. Es ist natürlich, hier wie überall, daß das Ziel des Kampfes dem nicht deutlich bleibt, der nicht hoch und weit genug zu blicken vermag; und daß ihm der Glanz vom August 1914 im Alltage erlischt. Was hören wir nicht alles an mürrischem Gerede — von diesem Kriege als einem Kriege angeblich des Kapitals, der Schwerindustrie, der wir doch in unserem Daseinskampf so Unendliches verdanken. Wir kennen dieses Raunen — ich glaube: es ist den Menschen ein altvertrauter Trost; aber es ist ein Nebenwerk und berührt nirgends den Kern des Gefühls oder gar des Handelns. Wir wissen besser, was wir an unserm Volke erlebt haben und jeden Tag von Neuem erleben in Wirklichkeit: was es an stummer und heldenhafter Pflichterfüllung vollbringt, dieses kämpfende Volk dort draußen, in den Schützengräben, grimmiger, geschlossener vielleicht als ehedem, aber in unerlahmter Treue und mit unerlahmter Kraft; und das arbeitende Volk hier innen, auf allen Lebenshöhen und in allen Lebenstiefen, mit Opfern und Leistungen, die es darbringt, tapfer und fest, weil es weiß, daß es gar nicht anders kann. Die wahre Gesinnung ist hundertfach stärker und innerlicher als manches verstimmte Einzelwort. Und wir müssen sie uns ja stets wiederholen, jeder sich selber, jeder in seinem Lebenskreise, diese einfachste und höchste Wahrheit, daß wir *gezwungen* sind fortzukämpfen, möchten wir heute selbst wollen oder nicht — nicht aus Übermut, aber aus tiefster, innerster Notwendigkeit; daß Nachlassen Selbstmord wäre, daß ringsum die Feinde an den ehernen Wällen unseres Volksheeres pochen, und daß wir sie schlagen müssen, wenn wir nicht alle verloren gehen wollen, daß wir auch der Zukunft unserer Nation, in Macht und Wohlstand zugleich, eben jetzt die Wege aufbrechen und offenhalten müssen, wenn wir nicht wollen, daß sie verschüttet werden auf immerdar. Denn auch die Wirtschaft ist einmal gekettet an die Macht, und auch die Kultur ist heute ohne sie verloren. Wir sind doch innerlich alle davon durchdrungen, daß nur das Ausharren, dieses geduldige Tragen der Last, die wir nun schon durch diese zwei harten, blutigen Jahre dahingetragen haben, unser Dasein selbst und zugleich den *Lohn* dieser Mühen im Äußern und Innern erhalten kann. Denn auch was wir unserm Volk an innerem Aufschwung, an Zunahme innerer Rechte und Mitarbeit, an weiterer,

Digitized by Google

hellerer, reiferer, innerer Freiheit als beste Frucht dieser Opfer wünschen, in Staat und Verfassung, in Gesellschaft und Wirtschaft, eine Frucht, zu deren Notwendigkeit auch ich mich laut bekenne — auch das ist gebunden an unsere Selbstbehauptung, an unseren Sieg; frei und stolz wird die Lebensluft auch durch das Innere unseres nationalen Baues nur wehen, wenn wir entschlossen durchgekämpft haben bis zuletzt. Aber das alles *weiß* dieses deutsche Volk im Tiefsten; und über den Ärger und über die Not des Tages siegt in seinen Taten und in seinem Dulden ganz von selber und ganz und gar der gerade Sinn und die natürliche Tapferkeit. Wer da kleine Verstimmungen schürt, der wird das nicht verderben, aber er bessert noch weniger: er sündigt am Vaterland, mit jeglichem mürrischen Worte, das er sich nicht verwehrt, und die großen Dinge, von Stimmung und Schelten vielleicht bespritzt und umweht, sie gehen doch, wie sie müssen, ihren ehernen Gang. An den Mängeln, den Unvollkommenheiten, den Ungerechtigkeiten, die das ungeheure Werk unserer Wirtschaftsleitung noch an sich trägt, wird gearbeitet und muß gearbeitet werden nach aller Menschenkraft, aber auch der Tadel sei hier nicht ungerecht!

Zu tragen haben wir alle, Entbehrungen und Opfer. Die Opfer sind schwer und manches Herz ist von ihnen zerbrochen worden. Die Entbehrungen — gewiß sind auch sie nicht leicht, auch für den Besitzenden nicht, noch viel weniger, wir wissen es wohl, für den Mittellosen. Aber wir alle tragen sie, wir alle müssen sie tragen und müssen sie tragen wollen. Wir wollen sie tragen. Wir hätten nicht einmal die Wahl; aber wir bieten uns ihnen dar und bieten sie unserm Vaterlande an. Was wir zu opfern und zu leisten haben, das soll und wird geleistet werden, und wir werden nicht murren. Das sagen wir uns und unsern Führern an diesem Tage der Umschau von Neuem, aus tiefer Seele heraus.

Freilich, wir reden zu den Führern unseres Staats zugleich von dem, was wir *von ihnen* erhoffen. Und auch das muß laut werden an diesem 1. August: sonst wäre dessen natürlichster Klang verfälscht und jede Wirkung unserer Worte hohl und leer. Wir wissen es ja alle: mancherlei Zweifel waltet auch da. Er berührt Wege und Mittel des Kampfes und berührt dessen Ziele; er erfüllt die Parteien, die Politiker, die oberen, die geistigen Schichten zumeist. *Das* Ziel ist Allen gemeinsam: der Sieg und die Größe unseres Volkes; *die* Ziele werden umstritten. Welche haben wir? welche können wir haben? Ich werfe die Frage auf, nicht, um sie im Sinne der streitenden Parteien, sondern um sie im Sinne des Ganzen zu prüfen, so gut *ich* es kann.

Das eine oberste Ziel steht fest. Es ist die Rettung, die Verteidigung unseres Reichs und unserer Nation. Um deren Dasein geht der Krieg, davon ist er ausgegangen; darum dreht er sich heute sosehr wie je. Er ist die Probe, die Hellmut von Moltke uns vorausgesagt. Es ist das Höchste und Notwendigste, *daß* wir uns behaupten; ein Widerstand gegen eine Welt, das ist die Bewährung unserer Größe und unserer Zukunft, die Durchglühung, die unser Dasein erst wahrhaft für die Weltgeschichte erhärtet. Aber natürlich: wir müssen heute mehr wollen. Wir bedürfen, zur Selbstbehauptung bereits, der *Sicherung* unseres Reichs. „Sinn und Ziel dieses Krieges ist uns ein Deutschland, so fest gefügt, so stark beschirmt, daß Niemand wieder in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen." „Zu unserer Verteidigung sind wir in den Kampf gezogen. Aber das, was vorher war, ist heute nicht mehr. Die Geschichte ist mit ehernen Schritten vorwärts gegangen. Ein Zurück gibt es nicht." Sie kennen die Worte, meine Damen und Herren: am

Digitized by Google

5. April hat sie der Reichskanzler im Reichstage gesprochen. Die Sicherheit, die wir nötig haben, ist ein Neuaufbau: und ein Neuaufbau unserer ganzen Welt kommt ja in jeglichem Falle — so weit ausgedehnt, wie dieser Krieg ausgedehnt war; er weist uns zu allernächst auf unsere Stellung in Europa, zwischen den großen Mächten, die uns umgeben und heute bedrohen; er weist uns stets zugleich hinaus in die Weite des Erdballs. Was können wir auf beiden Feldern erstreben, um künftig sicherer, freier, ungefesselt, unabgeschnürt zu sein? Brauchen wir Landgewinn? sicherlich nicht des Gewinnes wegen, nicht in das Blaue hinein, wie ein Selbstzweck. Aber zur Selbsterhaltung und Selbstdeckung brauchen wir ihn; das heißt wir müssen ihn wünschen. Wir müssen uns neuen Boden wünschen, der unser Korn tragen, unsere Wirtschaft in Nähe und Ferne ergänzen, unser Volk ernähren und verbreitern kann; wir müssen uns Grenzen wünschen, die unser Land verteidigungsfähiger machen, als es bisher war. Wir müssen die Einfallstore sperren, die Polen und Belgien gegen uns gewesen sind; so hat es der Kanzler gesagt. Wie es geschehen soll, darüber geht der Zweifel. Darf es, da wo es klug ist, grundsätzlich auch durch Einfügung fremden Landes in unser Reich geschehen? ich für mich selber antworte: ganz gewiß! Daß es erlaubt und daß es notwendig sein kann, davon zeugt alle Geschichte aller Völker und aller Zeiten, der Gegenwart ringsum am allerstärksten, und der größte staatliche Lehrmeister unseres Volkes hat es uns gelehrt. Aber natürlich: ein festes Bedürfnis muß vorhanden sein — und das Vermögen muß vorhanden sein, es auszuführen. *Was* wir zu erstreben hätten, davon hat dieser Vortrag nicht zu handeln; wir haben es, hier und heute, nicht zu entscheiden.

Weshalb nicht? Weil *wir* es nicht können. Die Fragen sind schwer und verwickelt; man kann Wünsche und Ziele aufstellen und muß sie gedanklich vorbereiten: man kann ihre praktische Entscheidung immer nur dem überlassen, der die praktische Lage der Dinge, der das Gewirr einer kämpfenden Welt übersieht. Es ist nötig genug, diese Forderung der Sachkenntnis im Bismarckischen Sinne immer wieder zu betonen. Und *heute* könnten wir nicht einmal die Ziele bis an das Ende durchdenken. Die militärischen Gewalten liegen in der Wagschale; die ungeheuerste Entscheidung wird umkämpft. Wir müssen warten, welche Wege sie öffnen wird, wir müssen warten — vordenkend stets, aber nicht vorgreifend. Wie können wir uns heute den Gang unserer Zukunft vorstellen? Doch wohl so: handeln wird es sich vor Allem um die Entscheidung der Waffen, und, diesen folgend, um die der auswärtigen Politik: sie soll Deutschland seine künftige Stelle in der Welt suchen, politisch und wirtschaftlich. Gewiß sind die Grenzfragen wichtig genug; was wir haben müssen, um uns halten zu können, was wir nehmen können, was wir uns anfügen oder aber einfügen, was wir vertragen, verdauen können, das will in strenger Prüfung durchgearbeitet sein, und alle Gesinnungsrichtungen sollten in ihr zusammenarbeiten; daß wir ein national *geschlossenes* Reich behalten müssen, wird man dabei niemals vergessen dürfen. Aber um all dies handelt es sich nicht einmal in erster Reihe. Wir streben nach dem Frieden, das wissen wir nun seit vollen zwei Jahren. Wo und wie sollen wir ihn erstreben? Die Frage hängt mit der der Grenzen zusammen, aber ist zugleich etwas für sich selbst. Eines ist gewiß: heute können wir ihn nicht erstreben — oder doch nur durch das Schwert. Jede Ungeduld nach Frieden wäre heute Verrat und Selbstmord. Wir haben, so hat uns der Reichskanzler am 5. Juni gesagt, das Angebot gemacht; unsere Feinde haben nicht gewollt; sie wollten die Kriegskarte

Digitized by Google

erst so umgestalten, daß sie die Trümpfe in ihren Händen sähen; sie haben den großen Ansturm vom Juni und Juli an die Stelle jeder möglichen Verhandlung gesetzt. Jetzt heißt es schlagen und nicht verhandeln. Den Frieden nehmen wir sicherlich, so früh wir ihn haben können: überstürzen dürfen wir ihn nicht. Und es darf kein Friede sein, der den neuen Krieg in sich trägt, kein fauler Friede; es darf kein Friede sein, der seine Regelung von etwas anderem empfängt, als von dem Gebote unseres nationalen Daseins in der Welt, von unserer auswärtigen Politik. Er darf nicht hervorgehen aus Idealen der inneren, die ihren Bekenner zum Anschluß an diese oder jene Macht treiben könnten, weil diese Macht konservativ oder weil sie demokratisch ist. Wir müssen unser inneres Leben nach dem Frieden auftauend fortentwickeln; aber Sympathien für Ost oder West, für russische oder englische Regierungsformen dürfen den Frieden nicht beeinflussen, das versteht sich von selbst. Ja, alle die Entscheidungen, die wir in diesem Daseinskampfe zu treffen haben, sollen über den Tendenzen der inneren Politik stehen. Ost oder West — die Möglichkeit, nicht die Tendenz muß uns hierin oder dorthin weisen. Die Waffen werden das gestalten; wir müssen unsere eigene Wahl flüssig halten, bis Waffen und Politik sie uns festmachen können. Der Staatsmann wird sich die Wege durchdenken und wird seine Wünsche und Pläne hegen; aber ich stelle mir vor: den Frieden wird er zu seiner Stunde da nehmen, wo er ihn erreichen kann, und nicht nach einem vorgewollten Plane, der den Wechsel der Konjunkturen, der das Unausrechenbare ausrechnen und vergewaltigen wollte. Er wird, so haben wir es ja auch gehört, zugreifen, wo er vermag. Und nach diesen Möglichkeiten wird sich auch Möglichkeit und Maß des Landgewinnes bestimmen. Und nach der Art, wie und wo Deutschland diesen Krieg abschließen und den Frieden anknüpfen kann, danach vor allem wird sich, so denke ich mir, auch die Stellung richten, die es im künftigen Staatengefüge der Großmächte und Weltmächte sucht. Und ich vermute als Laie, das heißt als Historiker, weiter: auch diese Stellung wird nicht für immer gewählt werden. Unsere Hauptlebensbedingung ist ja wohl die, daß wir auf dem Kontinente, innerhalb des Kontinentes unser Gewicht erhöhen, daß wir ein Bündnis erstreben, das uns in Mitteleuropa und nach dem Südosten hin einen Zuwachs an Macht und Wirtschaftskraft erschließt, ein Bündnis, das weder uns noch Österreich-Ungarn unfrei macht und einschnürt, das uns aber stärkt, und das bündnismäßig (schwerlich bundesmäßig!) auch andere Staaten ringsum deckend und ergänzend an sich zu ziehen geeignet und geneigt ist; von dieser Machtgrundlage aus hätten wir hinauszublicken und hineinzugreifen in die Welt, auf die Meere, in die Weltwirtschaft und die Kolonien; von ihr aus, so würde ich erhoffen, hätten wir unsern Platz zu suchen im Weltsystem der Mächte — schwerlich eben einen ein für alle Male gleichen Platz; und anfangs wird uns vermutlich die Art des Friedensschlusses, der Partner, mit dem wir ihn schließen können, diesen Platz zuweisen. Das alles sind Phantasien und vielleicht Selbstverständlichkeiten: ich stelle sie hier an, weil mir scheint, daß manche unter uns diese Dinge viel zu dogmatisch behandeln und der natürlichen Freiheit der Entwicklung und der Auswahl tendenziös vorgreifen möchten. Wir werden schwerlich eigensinnig handeln dürfen. Wir werden schlagen, abwarten, zugreifen müssen, wie wir können; und immer werden die Lebensfragen Deutschlands uns dabei voranstehen müssen, so wie der weiterflutende Gang der Dinge sie gestaltet. Erst das Dasein, dahinter erst die Form, der Zuwachs, die künftige Anlehnung. So scheint mir, predigt es uns die Geschichte und in ihr der Name Bismarck. Wir

Digitized by Google

werden uns keine Schranken aufrichten, sondern so hoch greifen, wie wir nur können; wir werden uns keine Erschlaffung gestatten, sondern vorangehen und ringen, uns durchkämpfen durch diese Krise, zäh und fest; wir werden durchhalten mit freudigem Willen und mit verzweifeltem Entschluß. Wir werden nicht gut tun, uns Ziele, Gewinste vorzunehmen, die so hoch sind, daß wir nachher mit schmerzvollem Bedauern und innerem Zorne davon heruntergehen müßten; wir würden auch nicht gut tun, unsere Wünsche an allzu bestimmte Kombinationen zu fesseln und uns innerlich zum Abschlusse, sei es nur mit Rußland, sei es nur mit England, und zu einer Verständigung für die Zukunft mit diesem oder jenem, festzulegen. Wissen wir doch noch gar nicht, ob wir überhaupt sobald einen Anschluß, sei es nach Ost oder nach West, falls wir ihn wollen, auch gewinnen können. Vorerst sehen wir vor allem eins: wir haben nicht einen Feind, der der eigentliche Feind wäre; mir scheint, sie sind einander so ziemlich wert. Gegen alle stehen wir im Kampfe um unsere Existenz. Und für uns, selbstverständlich, kann es nur einen Gesichtspunkt und nur eine Losung geben: Deutschland.

Das sind Banalitäten. Aber sie warnen uns vor einseitiger Aufstellung allzu bestimmter Programme. Wir sollen unsere Wünsche nicht überspannen und nicht festnageln; wir sollen dem Gebote der Stunde und der Zukunft seinen Raum lassen: stets bereit, das Höchste zu nehmen und mit dem Möglichen in Besonnenheit zufrieden zu sein; vor allem bereit, uns in dem Kampfe, der vorderhand alles ist, zusammenzufassen und ihn durchzuhalten, so lange wir müssen. Wir brauchen Vertrauen auf unsern Stern; auch Vertrauen auf unsere Führung. Was ich Vertrauen nenne, habe ich umschrieben: die Zuversicht, daß sie ungebunden das Höchste erstreben wolle, daß sie in dem Dienste des Kampfes, in dem sie uns leitet und für den wir alle die Kraft unseres Lebens einsetzen, jedes Mittel ausnutzen wolle, das den Sieg für uns gewinnen kann; daß sie mit aller sachlichen Strenge und mit dem Einsatz aller Persönlichkeits- und aller Glaubenskraft, mit allem Wollen für diesen Sieg und für die Lösung kämpfen werde, die möglich sein wird. Wir treten vor sie hin und rufen ihr zu: das erwarten wir von euch! daß ihr das wollt, darauf vertrauen wir.

Dürfen wir das erwarten? Wir wissen wiederum alle: auf diese Frage erhalten wir in unserem Lebenskreise keine einmütige Antwort. Ich muß auch sie hier berühren: denn sie ist heute unausweichlich. Ich rede dabei nur für mich selbst, und ich weiß, daß ich kein Wissender bin. Ich kenne die Sorgen, die sich viele von denen machen, die etwa von Bismarck herkommen, so wie ich. Ich weiß, daß diese Sorgen aus vaterländischer Ehrlichkeit und aus bewegter und schmerzlicher Seele stammen. Ich kenne die Zweifel und Einwürfe und kann sie nicht einfach schweigen heißen. Dennoch rede ich heute an diesem Platz: das zeigt, daß ich diese Einwürfe nicht für entscheidend halte. Ich rufe hier auf zum Vertrauen und zur Sammlung um die Führer unserer Politik. Lassen wir heute Vergangenes vergangen sein: die Stunde ist nicht danach angetan, über Recht und Unrecht in früheren Taten und Worten zu hadern. Einer seiner feinsten Verehrer und Verteidiger hat kürzlich von Herrn von Bethmann Hollweg gesagt: „Wir wünschen ihm manche Eigenschaft, die er nicht hat." Er hat beklagt, daß der Kanzler die besten Kräfte der öffentlichen Meinung nicht stärker an sich zu ziehen, zu organisieren, zu leiten und auszunützen gestrebt habe; man wird das auch von anderer Seite her sagen und bedauern. Aber wir haben ihn in langem, ernstem Ringen mit den Nöten und Aufgaben, inneren und äußeren, dieser Zeit gesehen,

Digitized by Google

in umschauender Besonnenheit, und da, wo wir es verfolgen können, sicherlich nicht ohne Mut und Kraft; und er steht an der Spitze des Reichs. Ich habe auf das Programm seiner letzten Reden schon hingewiesen. Er hat vor voreiliger Friedenswerbung gewarnt und unsern Gegner, mit maßvollen Ansprüchen, zugleich ein festes und stolzes Gesicht gezeigt. Er hat nicht bloß zur Selbstbeherrschung und zum Abwarten aufgerufen; er hat am 5. April die Ziele seiner auswärtigen Politik maßvoll und sehr elastisch, aber stark und positiv bestimmt: Loslösung der Westvölker von Rußland und Deckung unserer Ostgrenze, im Westen Sicherheit für unsere Zukunft, reale Garantien dafür, daß Belgien nicht ein französisch-englischer Vasallenstaat und militärisch und wirtschaftlich kein Vorwerk gegen Deutschland werde. Er hat von dem künftigen Frieden Dauer und den Keim einer festen friedlichen Ordnung Europas gefordert. Wenn Worte einen Inhalt haben, so ist der Inhalt hier voll und befriedigend. Wir hatten solche Worte, Worte einer bestimmten Leitung unseres öffentlichen Geistes, unseres nationalen Willens, Worte des Zusammendenkens und -handelns mit der Nation, wohl von dem Kanzler ersehnt: nun hat er sie gesprochen. Und wenn wir sie schon früher verlangt haben, war er im Recht oder wir? Die Frage ist immerhin offen. Wir sollen auch nicht vergessen, daß gerade die Schwere seiner Art ihn Hunderttausenden vertrauenswert gemacht hat, deren Vertrauen unserm Kampfe unerläßlich ist, und die sein tiefer und ehrlicher Friedensernst für seine, das heißt für unsere Sache gewonnen hat — ein schlimmes Wort in schwerer Stunde, das er einmal vor zwei Jahren sprach, ist immerhin der Schatten seines Lichtes gewesen. Das Programm aber vom 5. April 1916, fest und beweglich wie es ist, ist gut. Wie er es ausführen kann, das liegt in der Hand der Zukunft; ihn eng zu binden, könnten wir nicht einmal wünschen: der Staatsmann muß frei sein. Oder ist der Kanzler es nicht? Wäre es wahr, daß ein allzufester Plan seine Politik nach England hin orientiere? Ich vermag es nicht zu glauben. Wir haben stets gehört: nach der Seite hin, wo er verhandeln könne, da werde er es tun. Und daß er zuvor alle Mittel des Krieges mit rücksichtsloser Sachlichkeit, auch gegen England, anwenden werde, diese Selbstverständlichkeit hat er noch eben von neuem beteuern lassen. Es ist undenkbar, daß ein klarer Mann von starkem Verantwortungsgefühl in diesem Lebenskampfe, dessen ganzen Ernst er in seiner Seele fühlt, nicht jedes Äußerste täte — wofern er es und sobald er es für möglich und richtig hält. Wer von uns hat das Mittel, von unten her zu entscheiden, was in jedem Zeitpunkte möglich und richtig ist, in Fragen, die, wie der Tauchbootkrieg, in jedem Zeitpunkte militärische und politische Gründe in schwer lösbarer Verwickelung in sich vereinen? ich unterfange mich dessen nicht; daß es umstritten und umstreitbar ist, weiß ich wohl. Daß dieser Kanzler in schwerer Zeit starke Entschlüsse gefaßt hat, entnehme ich den Ereignissen dieser Jahre und denke an die Türkei, an den serbischen Feldzug. Die Entscheidung fällen kann in großen, schweren Dingen nur der verantwortliche und wissende Staatsmann. Wir haben ihm Wunsch und Mahnung, die Mahnung an Geschichte und Zukunft, immer offen zugerufen — sie hat ihn auch immer erreicht. Ich aber möchte zwei Dinge betonen, die auch der Fernergestellte zuversichtlich erkennt. Die Tatsächlichkeit ist, daß dieser Mann an der Spitze unserer Politik steht: auch der Kritiker wird sich sagen müssen, daß er mit ihm rechnen muß. Ich glaube, daß wir ihm folgen dürfen und müssen, und wenigstens allzu bescheiden wird niemand sein, der von dem Vorbild des Unerreichbaren, der von dem Bilde Bismarcks herkommt. Bismarcks Namen nennen, das heißt

Digitized by Google

aber auch mahnen zur Selbstüberwindung, zur Selbsteinordnung, zur Zucht. Wir stehen alle im Lager und haben den Feind ringsum; wir müssen uns zusammennehmen und zusammenschließen; wir bedürfen der Sammlung, der Einigkeit und des Vertrauens, soweit wir nur immer können. Und die Stunde ruft wahrlich dazu auf. Ich habe die Sorgen, die Erwägungen nicht unterdrückt, die sie in sich trägt, die wir alle kennen, die innerlich nicht leichthin über den Haufen zu rennen sind, auch nicht durch vaterländischen Befehl. Prüfe sich jeder, ob und wo er einzusprechen Recht und Pflicht habe. Das oberste Gebot aber der Zeit, das hören wir alle, und das eint uns alle unbedingt. Es ist uns allen selbstverständliches Gebot: um die Führer unseres Staates scharen wir uns, gegen den Feind in der Welt scharen wir uns mit unerschütterlich einheitlichem, hellem, starkem Entschluß. Es ist das eigentliche Gebot dieser Stunde.

Ich bin von ihrem Ernste und von ihrer Größe ausgegangen. Ich kehre schließend dazu zurück. Sie schmiedet uns zusammen, sie vereinigt uns gebieterisch unter dem Banner von Kaiser und Reich. Wir gehören zusammen auf Leben und Tod. Wir müssen zusammen stehen, zusammen wirken, zusammen wollen. Wir sehen, was uns umtost: jeder Tag steigert an unseren Grenzen den Kampf. Aber jeder Tag hat ihn auch, all diese letzten Zeiten hindurch, geklärt und gebessert. Und unsere Hoffnungen sind fest und hoch. Wie viele Sturmwogen sahen wir branden und zerschellen! Wir sind mit Fug voll Dankbarkeit und voll Stolz. Wir haben in unserer Geschichte das erhabene Bild eines deutschen Königs, der durch den furchtbaren Krieg der 7 Jahre, den Krieg eines Einzelnen gegen eine Welt, hindurchschritt, wohl mit erschütternder Klage, aber mit ungebeugtem, mit immer wieder unbezwinglich emporschnellendem Mut. Er hielt fest, da er verloren schien; deshalb ist er oben geblieben; er war immer gewiß, eher zu sterben, als sich zu unterwerfen. Und in seinem zerrissenen, armen Preußen hämmerte ihm Sieg und Not im innersten Sinne ein Volk zusammen, ein Volk, dessen Seele die Erinnerung dieser Nöte und dieser Größe geworden ist. Wie unendlich viel besser haben wir, sein Erben, es als Friedrich II., der Einsame! Wie unendlich viel breiter und reicher und einheitlicher ist unser Volk und unser Staat geworden, über ihn, ja selbst über den Einigungskrieg hinaus! Wir haben das Volksheer, das aus der Saat der harten althohenzollerischen Hände entsprossen ist, das wir selber sind und das über uns allen ist: das Volksheer, das seit 1870 immer höher und tiefer gewachsen ist, in die freie Luft hinauf, in unser innerstes Dasein hinab, das Volksheer, in dem sie alle zusammenstehen, Süd und Nord und Hoch und Niedrig, in gemeinsamer Heldenkraft, in einer Gemeinschaft ohne gleichen, auf Leben und Tod. Wie werden wir die Gegner fassen und zwingen? Mit allen Mitteln gewiß — auch unsere Flotte, volkstümlich ihrem Wesen nach, wie nur je das blutsverwandte Landheer, hat ihr letztes Wort selbst mit den Taten am Skagerrak nicht gesprochen, die der Kanzler dereinst „mit jubelndem und dankbarem Herzen" feierte. Aber ich denke wohl: das Nächste und Höchste tut unser Heer. Wir packen sie doch alle mit diesem einen Mittel: Russen, Franzosen und nun, gottlob, auch die Engländer selbst; gottlob, daß sie sich ihm endlich gestellt haben und endlich haften mit dem eigenen Herzblute auch ihres Volkes. Hier vor allem müssen wir durchkommen und werden wir durchkommen: wir bauen auf den Sieg. Was sind Entbehrungen, was sind Lasten? Hoch über allem Staub leuchtet uns, gebieterisch, zwingend, segnend die Heiligkeit des Vaterlandes. Wir täuschen uns nicht über die Schwere aller Opfer — wir Alteren ganz gewiß nicht. Wir wissen:

Digitized by Google

unser persönlichstes Leben bleibt tieferschüttert, verarmt und zersprungen — es kann nie wieder werden wie es vorher war. Es sind nicht nur die Gräber allein, an die wir denken; auch unsere Welt wird sich umgestalten und die Zukunft, in die wir schreiten werden, ist uns unbekannt und vielleicht fremd. Sie gehört den Jungen, die sie erstreiten. Aber auch wir vertrauen: sie wird lebendig sein. Geht unser Volk nicht unter, so muß es aufwärts gehen. Aber die Wege sehen wir noch nicht. Dennoch hält und erhebt uns das eine, das uns gemeinsam ist, noch über den hohen Zwang des Kampfes hinaus: der Glaube an unser Volk. Wir haben ihm immer vertraut, unser ganzes Wünschen kam von ihm her; und wir haben erlebt, was über alles Wünschen hinausging: in Liebe und Erstaunen, in dankbarer Erschütterung, in innerster Ergriffenheit. Unser Volk hat seine Taten getan und tut sie noch heute, als müsse das alles so sein, und der Reichtum seiner Seelenkraft ist überwältigend. Wir klammern uns gläubig an die menschliche Ewigkeit unserer Nation, die durch die Jahrhunderte hindurch lebt, an diese menschliche Ewigkeit, aus deren heiligem Dunkel der Einzelne kommt, in deren heiligem Dunkel seine Spur wieder erlischt; wir leben durch sie, wir leben in ihr, wir sterben in sie hinein. Uns ist — auch ich bekenne mich zu diesem weltlichen Ideale des nationalen Jahrhunderts — uns ist die Nation inmitten der Menschheit der Kreis unseres Daseins, in dem sich alle natürliche Schöpfungskraft entfaltet und durch den hindurch sie erst hineinwirkt in die Menschheit selbst. Ich weiß wohl: das ist nicht der höchste Kreis, und der Blick des Gläubigen richtet sich über alle irdischen Werte hinaus. Aber auch er ruft seinen Gott an um Schutz und Segen für sein Volk — den Gott, der Eisen wachsen ließ, den Gott, der in die Seele dieses Volkes die Keime legte, um derenthalben wir es lieben und ihm Bestand und Wachstum und Wirkung ersehnen in aller Welt. Auch er sieht das Ewige zunächst und zutiefst in seinem Volke. Wie aber auch immer erlebt — es ist, das lehrt uns der Tag mit feurigen Zungen, die feierlich hohe Macht, die heute über all unserm Dasein ihre Schwingen breitet und uns hinaufhebt, die uns vorwärtsleitet durch Not und Tod, als Halt und Sonne und Zukunft. Aus diesem Grenzenlosen, das im Äther schwebt, und aus dem engen Müssen des Tages, aus beidem fließt unsere Kraft. Wir können nicht anders. Wir dürfen nicht versinken. Wir denken gar nicht daran, zu versinken; wir wollen weiter, vorwärts, höher, wir wollen hindurch. Wir hören an diesem Kriegsgedenktage, zurückschauend, aufschauend, die Flügel des Geschickes über uns rauschen; wir glauben, einen Hauch kommenden Friedens zu vernehmen — wir werden ihn nur erringen, wenn wir aufrecht bleiben und nicht nach ihm haschen. Ich habe es ausgeführt: die Niederlage wäre für alle und jeden der Untergang. Wir denken nicht an Untergang. Wir trauen der Tat und der Einigkeit, und wandern, mit zusammengebissenen Zähnen wenn es nottut, unserm Sterne nach, und wissen ja allzu gut: was wir jemals tun, ist nichts, verglichen mit dem, was die draußen tun — für sich und uns und unser Reich und Volk. Wir aber erneuern aus tiefer Seele, aus allen Schmerzen heraus, über alle Schmerzen hinweg, das Gelöbnis von Willen und Kraft, das Gelöbnis der Treue und auch der Freudigkeit, der Freude an der Größe und an dem Wollen, durch das wir leben. Der eherne Zwang der Stunde und die Freiheit der Hingabe und des Entschlusses — sie sind Eines und dasselbe; die Gesamtheit und jeder Einzelne von uns — sie leben in einander und durch einander. Das dritte Kriegesjahr bricht an: wir grüßen es in Ernst und Zuversicht. Was es uns auch bringen will, das Eine bringen wir ihm, den einen Sinn, den einen Dank, den einen Schwur: Alles, Alles, Alles für unser Vaterland.

Digitized by Google

Nachschrift der Redaktion.

Unser hochverehrter Mitarbeiter, der weiß, daß das kindliche Vertrauen, mit welchem wir in den ersten Kriegsmonaten der Äußeren Politik gegenüberstanden, mit welchem wir und Millionen von Deutschen uns selbst verwandelt fühlend, gleiche Verwandlung in alle Landsleute hinein verlegten, heute nicht mehr vorhanden ist, und nicht möchte, daß durch die Wiedergabe seiner Rede unsere Leser über unsere Sorgen getäuscht werden, wohl auch annimmt, daß ernste Aussprache unter Vaterlandsfreunden dem Zwecke des National-Ausschusses entspreche, ermuntert uns, ihm ins Wort zu fallen, wo wir ihm nicht zustimmen können. Es kann sich natürlich nur um die Stellen handeln, wo er Sinn und Notwendigkeit des Vertrauens in die Äußere Politik zu begründen sucht. Daß Persönliches in solcher Zeit ausscheidet, brauchen wir unsern Lesern nicht zu sagen. Niemand wird annehmen, daß leitende Staatsmänner in Deutschland sagen: „Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden". Auch in anderen Ländern hat es außer Richard III. wohl selten solche Staatsmänner gegeben. Wir gehen also aus von dem Gemeinplatz, daß Politiker den Erfolg wollen, daß aber nicht alle Politiker die Verhältnisse so sehen, wie sie wirklich sind. Wenn Marcks auf Seite 677 sagt: „wäre es wahr, daß ein allzufester Plan seine Politik nach England hin orientiere?" und: „daß er alle Mittel des Kriegs mit rücksichtsloser Sachlichkeit, auch gegen England, anwenden werde", so wird der aufmerksame Leser aus beiden Sätzen die Sorge herauslesen, ob jene Befürchtung unbegründet, diese Hoffnung begründet ist, ob wir uns klar sind, daß Frieden mit England nur nach rücksichtslosem Krieg möglich ist, daß wir England, wie es auf Seite 678 heißt, zu Lande zwar „packen", aber nicht besiegen können. Ein großer Teil unseres Volkes befindet sich ja in diesem Augenblick noch in dem furchtbaren Irrtum, daß England sich lieber mit uns verständigen als uns erdrosseln wolle. Geheimrat Marcks kennt die einflußreichen Vertreter dieser Illusion so gut wie wir, aber er meint vielleicht, daß wir, die parteilosen Patrioten, die Illusion am sichersten zerstören würden, indem wir auf die Illusionisten einzuwirken versuchen. Auch schätzt er wohl den Wert der Aktenkenntnis höher ein als wir es tun. Wir sind immer mehr zu der Überzeugung gelangt, daß in Deutschland eine falsche Psychologie herrscht, bei welcher keine Aktenkenntnis einen praktischen Wert hat, so wie den Techniker kein Material etwas nützt, wenn seine Physik falsch ist. Und was die Möglichkeit einer Umwandlung anlangt, so glauben wir allerdings an ein Gnadenwunder, durch welches ein Mensch, der sich bis heute mit jeder Voraussage geirrt hat, so verwandelt wird, daß er von heute ab mit jeder Voraussage recht behält. Wir glauben an die Möglichkeit von Wundern, halten es aber für falsch, sich in der Politik auf sie zu verlassen, in der jede falsche Voraussage verhängnisvoll einwirkt, nicht nur auf politische und militärische, sondern auch auf wirtschaftliche Maßnahmen. Für uns hat sich in diesem Krieg nur Ein Wunder ereignet: Die Kraft, mit welcher sich das deutsche Volk bis heute in der politischen Lage behauptet hat, in welcher es der 4. August 1914 vorfand. Dieser Kraft gilt unser Vertrauen.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

# Frankreich von Innen

Adolf Dirr / Der Franzose

Josef Hofmiller / Frankreichs höhere Schulen

Max Schneider / Erlebnisse eines Arztes in Frankreich

Georg Schrott / Aufzeichnungen eines Artilleristen aus französischer Gefangenschaft

Victor Baracs-Deltour / Bei den Zivilgefangenen in Frankreich

Hedwig Wolff-Adolphi / Sommerfrische in Frankreich 1914

Alfred Demiani / Deutschlands Anrecht an den Suezkanal

Josef Weiß / Der erste deutsche Tauchbootplan

A. Schtschepetew / Russen in Paris

Victor Hugo / Frankreich und England 1791–1814

Adolf Dirr / Vor dem Krieg

Fr. W. Freiherr von Bissing / Erinnerungen an Gaston Maspero

Alphons Schneegans / Wortschwall und Politik in Frankreich

Ein deutsches Dienstmädchen in französischer Gefangenschaft

Brief eines gefangenen Franzosen

---

Alfred Mensi von Klarbach / Deutsche Mode

Aphorismen von Görres

D. Lloyd-George / Der gegenwärtige Stand des Weltkrieges

H. H. Asquith / Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland

---

Leipzig und München, Süddeutsche Monatshefte, September 1916

Vierteljahr 4 M Einzeln 1.50 M

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA AT LOS ANGELES 1939 LIBRARY

# Bayerische Vereinsbank

**Hauptniederlassung: München**

**Zweigstellen:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| Augsburg | Garmisch | Nürnberg | Schwandorf |
| Bad Kissingen | Hersbruck | Partenkirchen | Straubing |
| Bayreuth | Kempten | Passau | Weiden |
| Erlangen | Landsberg a. L. | Regensburg | Würzburg |
| Fürth | Landshut | Schwabach | |

| | |
|---|---|
| **Aktienkapital . .** | **51.000,000 Mark** |
| **Reservefonds . . .** | **29.000,000 Mark** |
| **Pfandbriefumlauf .** | **500.000,000 Mark** |
| **Hypothekenbestand** | **510.000,000 Mark** |

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALTEN**
**F. BRUCKMANN A. G. MÜNCHEN**

**FERNRUF 61001** **LOTHSTRASSE 1**

**Buchdruck**
**Illustrationsdruck, Farbendruck**
**Kataloge für Industrie und Gewerbe**
**Ein- und mehrfarbige Künstlerpostkarten**
**Netzätzungen für Ein- u. Mehrfarbendruck**
**Strichätzungen, Albert-Galvanos**

**PREIS-ANGEBOTE UND PROBEN AUF VERLANGEN**


Digitized by Google

# Von neuem ruft das Vaterland

**zum Kampf in der Heimat!**
**Auch dieser Kampf muß gewonnen werden. Die letzte Hoffnung der Feinde: uns finanziell niederzuringen — werde zuschanden! Deshalb muß jeder Deutsche Kriegsanleihe zeichnen, soviel er kann — auch der kleinste Betrag hilft den Krieg verkürzen! Kein Deutscher darf bei dem Aufmarsch der Milliarden fehlen!**

**Auskunft erteilt bereitwilligst die nächste Bank, Sparkasse, Postanstalt, Lebensversicherungsgesellschaft, Kreditgenossenschaft.**



Digitized by Google

# Süddeutsche Monatshefte

13. Jahrgang — September 1916 — Heft 12

Seite

Hindenburg — Tirpitz — Zeppelin . . . 681
Der Franzose / Von Dr. h. c. Adolf Dirr, Kustos am k. b. Ethnographischen Museum in München . . . . . 683
Frankreichs höhere Schulen / Von Professor Dr. Josef Hofmiller in München . . 699
Eine Kriegsdenkmünze für die Auslanddeutschen . . . . . 709
Erlebnisse eines Arztes in Frankreich / Von Dr. med. Max Schneider . . . . . 710
Elsaß-Lothringen . . . . . 717
Aufzeichnungen eines Artilleristen aus französischer Gefangenschaft / Von Georg Schrott, Bäcker aus Siegsdorf . . . . 718
Bei den Zivilgefangenen in Frankreich / Von Dr. Victor Baracs-Deltour, z. Zt. in Planegg . . . . . 723
Sommerfrische in Frankreich 1914 / Von Hedwig Wolff-Adolphi . . . . . 727
Deutschlands Anrecht an den Suezkanal / Von Alfred Demiani . . . . . 732
Aus Wilhelmshaven . . . . . 738
Der erste deutsche Tauchbootplan / Von Dr. Josef Weiß, Geheimem Hausarchivar in München . . . . . 739
Tagebuch . . . . . 750
Russen in Paris / Von A. Schtschepetew . 751
Frankreich und England 1791—1814 / Von Victor Hugo . . . . . 757
Vor dem Krieg / Von Adolf Dirr . . . 758

Seite

Tschitrakarna, das vornehme Kamel . . 760
Erinnerungen an Gaston Maspero / Von Fr. W. Freiherrn von Bissing . . . . . 761
Verantwortlichkeit . . . . . 764
Wortschwall und Politik in Frankreich / Von Alphons Schneegans, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden . . . 765
Typische Illusionspolitiker . . . . . 767
Ein deutsches Dienstmädchen in französischer Gefangenschaft . . . . . 768
Die Aufgabe der französischen Mohren . 770
Kulturpolitik . . . . . 771
Brief eines gefangenen Franzosen . . . 771

Deutsche Mode / Von Alfred Mensi von Klarbach . . . . . 772
Tatsachen . . . . . 773
Aphorismen von Görres . . . . . 775
„Wir haben die Sentimentalität verlernt" 776
Der gegenwärtige Stand des Weltkrieges / Von D. Lloyd-George. Mitgeteilt durch Dr. K. A. v. Müller . . . . . 777
Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland / Von H. H. Asquith. Mitgeteilt durch Dr. K. A. v. Müller . . . . . 781
In eigener Sache . . . . . 790
Zum Artikel „Amerikanismus im Buchhandel" . . . . . 791
Verschiedene Physik . . . . . 792

# Zeichnet die fünfte Kriegsanleihe!

Der Krieg ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Die Anstrengungen der Feinde haben ihr Höchstmaß erreicht. Ihre Zahl ist noch größer geworden. Weniger als je dürfen Deutschlands Kämpfer, draußen wie drinnen, jetzt nachlassen. Noch müssen alle Kräfte, angespannt bis aufs Äußerste, eingesetzt werden, um unerschüttert festzustehen, wie bisher, so auch im Toben des nahenden Endkampfes. Ungeheuer sind die Ansprüche, die an Deutschland gestellt werden, in jeglicher Hinsicht, aber ihnen muß genügt werden. Wir **müssen** Sieger bleiben, **schlechthin, auf jedem Gebiet,** mit den Waffen, mit der Technik, mit der Organisation, nicht zuletzt auch mit dem Gelde!

Darum darf hinter dem gewaltigen Erfolg der früheren Kriegsanleihen der der fünften nicht zurückbleiben. Mehr als die bisherigen wird sie maßgebend werden für die fernere Dauer des Krieges; auf ein finanzielles Erschlaffen Deutschlands setzt der Feind große Erwartungen. Jedes Zeichen der Erschöpfung bei uns würde seinen Mut beleben, den Krieg verlängern. Zeigen wir ihm unsere unverminderte Stärke und Entschlossenheit, an ihr müssen seine Hoffnungen zuschanden werden.

Mit Ränken und Kniffen, mit Rechtsbrüchen und Plackereien führt der Feind den Krieg, Heuchelei und Lüge sind seine Waffen. Mit harten Schlägen antwortet der Deutsche. Die Zeit ist wieder da zu neuer Tat, zu neuem Schlag. Wieder wird ganz Deutschlands Kraft und Wille aufgeboten. Keiner darf fehlen, jeder muß beitragen mit allem, was er hat und geben kann, daß die neue Kriegsanleihe werde, was sie unbedingt werden muß:

**Für uns ein glorreicher Sieg, für den Feind ein vernichtender Schlag!**

Digitized by Google

# Hindenburg — Tirpitz — Zeppelin.

Als wir vor einem Jahr dem Generalfeldmarschall von Hindenburg eines unsrer Hefte darbrachten, haben wir uns gefragt, warum ihm vor allen andern deutschen Heerführern jenes besondre geheimnisvolle Vertrauen des Volkes zugeflogen ist, das selbst schon eine unermeßliche Kraft darstellt. Wir fanden bei unsrer Antwort nicht nur den Sieger von Tannenberg, den Erretter Ostpreußens, den gewaltigen Schlachtenmeister. Wir fanden, in Not und schwerem Dienst geprüft, einen mächtigen deutschen Mann: einen deutschen Kriegshelden, den mitten in blutiger Arbeit noch ein Hauch des grünen Friedens umweht, der berserkerhaft zuschlägt, weil er weiß, daß sein Handwerk am mildesten ist, wenn es am härtesten geführt wird — rücksichtslos, mit den kühnsten Schlägen, mit dem unbedingten Willen zum unbedingten Sieg. Wir fanden einen Mann der wortlosen Pflichterfüllung, der strengen Sachlichkeit, des ruhig festen Willens; bescheiden, allem höfischen wie demagogischen Treiben fremd, einen großartig einfachen Soldaten, unerschütterlich, von schlichter Treue; ein Stück vom Urgestein unsres Volkstums, das auch der schwerste Druck nicht zermürbt. So tritt der Feldmarschall von Hindenburg auch jetzt, in ernster Stunde, vor uns an die Spitze der deutschen Heere.

Wir sind alle Manns genug, in der gegenwärtigen Lage nicht unnütz über Versäumtes zu klagen. Gebe Gott, daß wir auch Manns genug wären, gleiche Versäumnisse künftig unmöglich zu machen.

Wir haben in diesen Heften immer wieder die Überzeugung ausgesprochen, daß die Seele des heutigen Weltkrieges gegen uns England ist. Wir werden immer wieder die Überzeugung aussprechen, daß zwar unser deutscher Lebensnerv auf dem Lande liegt, daß aber England umgekehrt auf dem Land allein nicht niederzuringen ist, auch nicht durch den größten



Digitized by Google

Feldherrn. Kein Illusionspolitiker darf dem Realpolitiker Falkenhayn vorwerfen, daß es ihm nicht gelungen ist. Napoleon I. hat es versucht und ist darüber zugrunde gegangen. England kann nur zur See tödlich getroffen werden. Niemand aber hat uns noch einen andern Weg zum Frieden gezeigt als den Sieg über England.

Hätte das deutsche Volk vor einem, ja schon vor zwei Jahren, bestimmen dürfen, wem es die oberste Leitung des Landkriegs anvertrauen wolle, es hätte Hindenburg genannt. So will es heute neben Hindenburg an der Spitze seiner Heere, Tirpitz an der Spitze seiner Flotte und den Grafen Zeppelin mit der Einsicht und dem Einfluß auf den Gebrauch der von ihm geschaffenen Waffe, die dem jungen greisen Helden gebühren. Es will jedes Mittel angewandt, um diesem Krieg mit unserem Sieg ein Ende zu machen. Es weiß, daß dies nur möglich ist, wenn auf jedem Platz der beste und der tapferste Mann steht. Und es will, daß nicht erst die bittere Not in der letzen Stunde erzwingt, was jeden Tag früher Tausende und Tausende seiner Söhne rettet.

In unserem Volk liegen noch unerschöpfliche Quellen der Kraft verborgen und jetzt zum Teil verschüttet. Es bedarf der Männer, denen im Herzen selbst der geheimnisvolle Brunnen rauscht, um sie zu erwecken. Dann erst werden die Feinde ganz erfahren, was dies Deutschland vermag, wenn rings um den Deutschen Kaiser die mächtigsten und tapfersten Männer stehen, die Männer, denen das deutsche Volk ungebeten und aus freiem, ganzem Herzen sein volles Vertrauen schenkt.

Digitized by Google

# Der Franzose.

## Von Adolf Dirr.

Vor etlichen Jahren brachte der „Graphic" ein köstliches Blatt, eine glänzende Verspottung volkstümlicher Völkerpsychologie. „Leute, die wir zu kennen glauben und niemals gesehen haben" war es betitelt. Lauter Völkertypen waren darauf, wie sie sich der Engländer zurechtphantasiert hatte: der typische Deutsche, Franzose, Spanier, Russe . . . sogar John Bull war dabei. Aber niemand hatte je einen solchen Deutschen, z. B., gesehen, einen vierschrötigen, untersetzten, schlecht angezogenen Kerl mit struppigem Haar, Schirmmütze, abgetretenen Zugstiefeln, zu kurzen Hosen, einer bis zum Boden reichenden Tabakspfeife und einem Bierkrug, dessen Riesenumfang nur von dem Wanst dieses Michels übertroffen wurde. Das Gesicht blöd-gutmütig. Also eine Karikatur und doch wieder keine, denn es waren nur eingebildete Züge übertrieben.

Aber, welche europäische Nation darf sich rühmen, die andere wirklich zu kennen? Auch wir Deutsche nicht, obwohl wir uns von allen sicherlich die redlichste Mühe gegeben haben, alle zu verstehen und allen gerecht zu werden. Was es uns bis jetzt genutzt hat, das sehen wir Tag für Tag. Ebenso deutlich aber sehen wir, wie schwer die andern ihr Unverständnis deutschen Wesens büßen müssen.

Es scheint, daß in einer gewissen Beziehung uns nicht England, sondern Frankreich am bittersten enttäuscht hat. Auch nicht Italien. Von England durften wir das erwarten, was es uns getan hat, von Italien konnte nicht viel anderes kommen, und daß Frankreich die Gelegenheit nicht benützen würde, durften doch nur ganz naive Gemüter hoffen. Nicht, daß es uns den Krieg erklärt hat, war unsere große Enttäuschung, sondern, daß es in seiner Art, ihn zu führen, so ziemlich alles vermissen läßt, was wir an ihm schätzen und lieben zu müssen glaubten. Es hat die Eigenschaften, auf die es immer am stolzesten war, um derentwillen wir es achteten, mit einem Schlage verloren. Wo ist das ritterliche, stolze, tapfere, humanitäre, liebenswürdige, elegante, klar denkende, gerechte Frankreich geblieben?

Wenn es wahr ist, daß im Wein die Wahrheit liegt, wenn es wahr ist, daß der Rausch den Menschen offenbart, so ist jetzt die beste Gelegenheit, unser Urteil über den Franzosen zu berichtigen. Denn Frankreich liegt im Rausch. Ich habe während eines fast zehnjährigen Aufenthalts in Frankreich verschiedene solcher Räusche beobachten können, den Panamaskandal, einige Sensationsprozesse, die Madagaskarexpedition, Faschoda, die Dreifusaffäre, den Burenkrieg und — in einer andern Linie — die Weltausstellungsrummel von 1889 und 1900. Ich glaubte noch an Frankreich, als ich es im Spätherbst 1900 verließ; ich fing daran zu zweifeln an, als ich Rußland kennen lernte, ich wurde mißtrauisch, als



Digitized by Google

es sich mit England aussöhnte und . . . doch das sind persönliche Dinge, die keinen Wert für andere haben.

Der Titel, den ich vorliegender Skizze gegeben habe, mag prätentiös sein — es ist sicher ungemein schwer, wenn nicht unmöglich, dem völkerpsychologischen Individuum Franzose gerecht zu werden — ich will es trotzdem versuchen. Hätte es aber nicht versucht, wenn ich nicht eigene Beobachtungen durch eine sehr ansprechende Skizze des französischen Psychologen A. Fouillée [1]) im großen ganzen bestätigt gefunden hätte.

Viel Intelligenz, die sich bei zahlreichen Individuen zu ganz erstaunlicher Schärfe entwickelt hat und ihr Bestes wohl da leistet, wo es sich um mechanisch-mathematische Dinge im weitesten Sinne handelt (daher die Klarheit und Präzision des französischen Denkens), viel, mehr sprunghaft sich äußernder Wille, der Elan, und dazu ein vom germanischen und slawischen wohl grundverschiedenes Gefühlsleben, das mehr als bei andern Völkern expansiv und erotisch bestimmt zu sein scheint — das sind die Grundlinien der psychisch-physiologischen Art des französischen Menschen. Fouillée schildert das gallische Temperament als sanguinisch nervos (sanguin-nerveux), was heftige, rasche Reaktionen auf die Eindrücke der Umwelt bedingt, womit allerdings noch nicht viel über die Tiefe und Nachhaltigkeit der Eindrücke gesagt ist.

Zum weiteren Verständnis muß hier ein Gemeinplatz eingefügt werden, nämlich, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist. Und gerade in der weiter als bei andern Völkern gediehenen Vergesellschaftlichung sieht Fouillée das, was das französische Volk von andern am meisten unterscheidet und trennt. Die Wechselwirkungen zwischen angeborenem, und, wie es scheint, seit Jahrtausenden gleichgebliebenem Temperament einerseits und der gegebenen menschlichen Umwelt, dem durch gleiche Sprache, Schicksal, gläubische Vorstellungen verbundenen völkischen Komplex darzustellen, hat sich Fouillée zur Aufgabe gestellt. Man sieht, seine Methode ist gut; er weiß, daß jeder Mensch sozusagen seinen physiologisch-psychologischen Strich hat, ganz unabhängig von dem der Mitmenschen, daß aber dieser Strich im Zusammenleben mit den andern gewisse angenehme oder unangenehme Reizungen erfährt, deren Gesamtwirkung das Leben des Volkes als solches bestimmt und ausmacht.

Nach Fouillée wären die Franzosen dasjenige europäische Volk, bei welchem die Vergesellschaftung (sociabilité) am weitesten vorgeschritten ist, wo also die gesellschaftlichen Elemente sich die ethnischen und psychischen am meisten untergeordnet haben. Mehr bildlich ausgedrückt: das Volk, bei dem die Fäden, die von Mensch zu Mensch, vom Individuum zur Gesamtheit und von dieser zurück zum Individuum laufen, am stärksten sind, dem einzelnen also den größten Halt

[1]) In: Esquisse psychologique des peuples européens. Paris 1903. Seine „Psychologie du peuple français" liegt mir leider augenblicklich nicht vor.

Digitized by Google

bieten, ihn allerdings auch am stärksten binden und ihm deshalb die geringste Bewegungsfreiheit erlauben. Die große Intelligenz, die Lebhaftigkeit und das Bedürfnis nach Mitteilung, Mitfühlen, Mitleid und Mitfreude, also die Expansivität des französischen Menschen mußten zu einem solchen sozialen Typus des ganzen Volkes führen. Freilich ist eine solche Entwicklung der sympathischen Gefühle nur bei einer gewissen nervösen und sensitiven Beweglichkeit möglich. Diese ist aber eine alte Eigenschaft der Gallier „Gallorum subita ac repentina consilia" (Caesar). Sie ist auch der Grund der ungeheueren Suggestibilät des französischen Volkes; sie ist es auch, die Rhythmus und Dauer der französischen Geste bestimmt: die emotionelle Welle durchläuft den ganzen Körper und zwingt alles zum Ausdruck, was eben des Ausdrucks fähig ist, Gesicht, Hände, Arme, Beine, den ganzen Körper. Die Heftigkeit der emotionellen Welle bedingt auch die verhältnismäßig geringe Beherrschungsfähigkeit der Gallier, Caesar hat schon die Beobachtung gemacht, daß sie nicht imstande sind, ihre Gefühle zu verbergen. Expansive Menschen sind fröhlich, weil Expansivität — geteilte Freude, geteilter Schmerz — das Leben erleichtert und angenehmer macht, dynamogen ist: La gaieté gauloise! Gerade diese gallische Fröhlichkeit hat dem Volk geholfen, alles zu ertragen, was es bisher durchgemacht, auch alles auszuführen, was es vorgehabt, vorausgesetzt, daß jeder das Seine tut und die allgemeine Aufgabe durch sein Teil an guter Laune erleichtert. (Le mot pour rire!)

Das ganze französische Leben trägt bis in seine kleinsten und intimsten Züge hinein den Charakter der Vergesellschaftung, ist nur durch diese erklärbar. Höflichkeit ist eine eminent soziale Tugend. Die äußere Form derselben führt zur inneren: man empfindet schließlich, was man äußerlich bezeugt. Die Sprache insgleichen ist ein soziales Produkt. Wir wissen ja alle, wie stark entwickelt gerade das soziale Element im Französischen ist, d. h. wie reich es ist an dem Material, das eine Sprache zum Ausduck gesellschaftlicher Dinge braucht. Alles ist fertig zum Gebrauche, Wort- und Formelschatz, Stellung und Betonung. Dafür ist das Ganze auch viel formelhafter geworden, viel bindender, weniger schmiegsam und plastisch. Wo andere Sprachen noch um den Ausdruck ringen, ist das Französische fix und fertig, erzbereit [1]); es spricht selbst, fast ohne Zutun

[1]) Bei unserer Vorliebe für das Französische dürfte einmal die Frage aufgeworfen werden, ob es wirklich auch „schön" sei. Wenn diese Frage überhaupt einen Sinn hat, so ist sie wohl mit Nein zu beantworten. Auf jeden Fall ist zu unterscheiden zwischen Lautcharakter und Zweckmäßigkeit in bezug auf das Auszudrückende. Lautlich ist das Französische mit seinen vielen Nasalen, seinem polternden Akzent, seinen abgehackten, stoßenden Wörtern, seinen vielen dumpfen Vokalen, seiner starken Betonung der vorderen Artikulationsbasen in den Konsonanten eine entschieden unschöne Sprache. An Zweckmäßigkeit ist sie vielleicht unübertreffbar, wenn man keine andern Anforderungen an sie stellt, als die, welche man überhaupt an ein feines, kompliziertes, elegantes Instrument stellt, das zu einem bestimmten, allerdings umfassenden Zweck geschaffen ist. Was ich hier eben sagte, habe ich vor Jahren schon französischen Freunden gegenüber verfochten, es ist also keine „Kriegsliteratur". Immerhin stelle ich es dem gegenüber, was Lavedan jüngst

Digitized by Google

des Sprechers. Daher, und weil der Franzose als eminent soziales Wesen überhaupt viel sprechfreudiger ist, als z. B. wir Deutsche, kommt auch seine oft bewunderte Sprachkultur. Fouillée übertreibt, wenn er sagt: „Sie (die französische Sprache) ist ein wunderbares Instrument des Verstandes und der Sozialität — des Verstandes, weil sie das Mittel zur Klärung und Verdeutlichung aller Ideen ist, weil sie erlaubt, die logischen Beziehungen auszudrücken, — der Sozialität, weil sie das Mittel ist, um Gedanken und Gefühle allen mitzuteilen, sie allen klar und deutlich zu machen . . . Nicht nur „was nicht klar ist", sondern auch was nicht mitteilbar ist, ist nicht französisch". Dabei geht es natürlich nicht ohne Seitenhiebe auf uns ab: „Die germanische Tiefe, so tatsächlich sie auch oft existiere, ist oft nur Dunkelheit und Unverständlichkeit; die germanische Originalität ist manchmal nur eine ganz persönliche Art gewöhnliche Dinge auszudrücken, eine Art Individualismus in Methode und Stil."

So wie die Sprache selbst, so sind auch Rhetorik und Literatur Dinge, die ihre höchste Blüte im sozial höchstgebildeten Volke erreichen mußten. „Die Rhetorik ist die Sozialisierung . . . der Gedanken und Gefühle eines Geistes, der auf andere Geister wirkt." Und die Literatur ist — nach Malesherbes, den Fouillée zitiert — eine Art der Rhetorik, die sich nicht an die auf dem öffentlichen Platz versammelten, sondern an die zerstreuten Menschen wendet. Klar ist, daß auch das Theater in einer so stark sozialisierten Gesellschaft sich hoch entwickeln mußte.

Gesellschaftliches Produkt ist auch der „esprit". Er setzt nicht nur eine Gesellschaft überhaupt, sondern eine solche voraus, in der Intellekt und sympathische Gefühle stark vertreten sind. Der Esprit ist die direkte und tiefdringende Verstandesoperation, die sich in sympathischer Weise an den Verstand aller andern wendet. Er setzt um so stärkere soziale Gefühle voraus, als er häufig persönlich wirkt und von dem Betroffenen eine gute Dosis Unpersönlichkeit, gute Laune zum bösen Spiel verlangt. Wer sich bei einem mot d'esprit ärgert, fühlt nicht sozial genug, denn nur wer sich selbst tadeln kann und Tadel erträgt, darf auch die andern tadeln.

Soziale Funktion erfüllt auch die Grazie. Der Franzose erkennt ihr mehr Wert zu als dem „unergründlichen Dunkel des Erhabenen". Sie wird denn auch in allem hochgeschätzt: in Bewegung des Körpers und der Seele, im Kunstwerk, sogar im Erzeugnis der Industrie. Sie ist eines der Elemente des hochentwickelten, allerdings auch stark spezialisierten französischen Geschmacks. Das Charakteristikum der Grazie ist die absolute, zwanglose Anpassung der Bewegung an das Ziel, die Abwesenheit jeder sichtbaren Anstrengung, die Leichtigkeit und Natürlichkeit der Bewegung, die Wahl des einfachsten Mittels zur Erreichung der größten Wirkung, das sind auch die Elemente des guten französischen Geschmacks.

vom Deutschen behauptet hat und was festgenagelt zu werden verdient: „La langue maudite. c'est la langue allemande", so fängt es an. Weiter heißt es, es sei auch die häßlichste, gröbste, rauheste Sprache usw.

Digitized by Google

Die Vernunft (raison), der Κοινὸς λόγος der Alten, ist, wie schon der griechische Name besagt, eine gemeinsame, soziale Funktion. „Beim latinisierten und hellenisierten Franzosen ist die Raison zur intellektuellen Form der menschlichen Sympathie geworden." Der französische Rationalismus hat zugleich soziale und psychologische Gründe. Es gibt Gedankenoperationen, die in gewissem Sinne national spezialisiert sind, weil sie gewissen Nationen leichter fallen. Wenn die einen bessere Beobachter sind, so sind die andern bessere „raisonneurs"; das ist der Fall beim Franzosen. Er liebt die Deduktion, das Abstrahieren und Generalisieren; darum liegt ihm die Mathematik so sehr. Das sind aber auch soziale Tendenzen, denn „abstrakte, allgemeine, logisch gut auseinander entwickelte Ideen sind von selbst sozialisiert, werden allen verständlich, werden Gemeingut." Alles, was von diesem allgemein Verständlichen zu sehr abweicht, was nicht auf den ersten Anhieb logisch, selbstverständlich erscheint, verfällt der Kritik. Da es aber viel mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt als der sens commun, der bon sens der Franzosen wahrhaben möchte, da lange nicht alles dem Urteil aller zugänglich ist, da mathematische Veranlagung zur Beurteilung vieler Probleme, weil ihr nicht adäquat, nicht ausreicht, so hat der kritische Geist der Franzosen außerhalb Frankreichs sich manche Zurechtweisung, manche Gegenkritik gefallen lassen müssen. Man versteht jetzt, woher der Vorwurf der Oberflächlichkeit, den man der französischen Geistesarbeit so oft gemacht hat, herkommen mag, aber auch zugleich, wie ungerecht er eigentlich ist. Der Franzose muß eben anders denken, womit nicht gesagt ist, daß deswegen sein Denken oberflächlich zu bleiben verurteilt ist.

Fouillée verwahrt sich energisch gegen diesen Vorwurf: „Die verschiedenen Eigenschaften des französischen Volkes . . . können oberflächlichen Geistern mittelmäßiger erscheinen als die anderer Völker, weil sie gemäßigter, von Vernunft und Gesellschaftsgeist gezügelter sind; aber Mäßigung bedeutet nicht Mittelmäßigkeit, sondern ist oft eine Kraft."

Michelet meint, das was das französische Genie besonders auszeichne, sei die „leidenschaftliche Logik" (vielleicht besser zu übersetzen durch Leidenschaft zur Logik) eine, wie Fouillée hinzufügt, „eminent soziale Eigenschaft". Stuart Mill wieder wirft den französischen Sozialreformatoren vor, sie nähmen zu oft ihre logischen Konstruktionen für vollgültige Beweise und kümmerten sich zu wenig um Tatsachen. Er hat damit wirklich den wunden Punkt in mancher der glänzendsten Konstruktionen des französischen Geistes aufgezeigt. Es ist aber auch klar, daß er damit nicht die logische Methode an sich treffen wollte, denn alles muß logisch behandelt werden, sondern den rein logischen, die Tatsachen beiseite lassenden oder sie in Hinsicht auf das zu Beweisende verschiebenden Ausgangspunkt.

Es wird niemand wundern, daß sich der französische Geist bei solcher Verfassung hauptsächlich politischen und sozialen Fragen zugewandt hat. Die

Digitized by Google

Franzosen haben sich daher immer, auch schon vor der Revolution, in der Rolle der Menschheitsretter gefallen. Nach ihrem Rezepte sollte alles selig werden. Und die Propaganda ihrer Ideen haben sie immer mit einem entschiedene Achtung abnötigenden Proselytismus [1]) betrieben. Wenn sich Frankreich als Hüter des Christentums im Orient aufspielt, so ist das selbstverständlich eine Maske; es handelt sich um dieselben Zwecke, wie sie auch die Gesellschaft zur Verbreitung der französischen Sprache im Ausland, die Ferienkurse für Ausländer in Paris und an anderen Universitäten und ähnliche Einrichtungen verfolgen. Alles ad majorem Galliae gloriam! Was haben wir dem entgegenzusetzen?

Immer wieder vom Gesichtspunkte der Vergesellschaftlichung aus sind auch alle andern Lebensäußerungen des französischen Volkes zu betrachten, Poesie, Wissenschaft und Religion, Philosophie und Ökonomie, Ehe, Liberté, Fraternité, Egalité. Sehen wir zu, was Fouillée darüber sagt.

Die eigentliche Lyrik war der französischen Poesie lange Zeit unbekannt. Der französische Charakter ist nicht genügend auf sich selbst konzentriert, um das Aufblühen einer Poesie, die hauptsächlich der Ausdruck intimer Gefühle ist, zu begünstigen. Darum ist auch die Lyrik der Franzosen im Gegensatz zu der unsern mehr expansiv und sozial. Selbst da wo Lamartine und V. Hugo von sich selbst sprechen, drücken sie allgemeine, allen gemeinsame Gefühle aus. Der Vorwurf, sie hätten oft Gemeinplätze (lieux communs) lyrisch verarbeitet, ist also unrichtig; es sind soziale Dinge (lieux sociaux), der ganzen Menschheit, gemeinsame Seelenzustände, die sie schildern. Guyau und Renouvier, selbst Nietzsche haben nachgewiesen, wie viel tiefe und generöse Ideen, wie viel Menschheitsideen hinter diesen vorgeblichen Gemeinplätzen sich verstecken.

Sozial will auch die französische Wissenschaft betrachtet werden; doch gehört der Abschnitt darüber meinem Empfinden nach zu den schwächsten der ganzen Arbeit. Dagegen scheint folgende Stelle recht beachtenswert: „Die gegenwärtige Infériorität der französischen Wissenschaft der deutschen gegenüber scheint mir daher zu kommen, daß jene zu theoretisch geblieben ist, und daß die französischen Gelehrten in schlecht verstandenem Ehrgefühl sich nicht genügend um Industrie und Handel gekümmert haben." Wie viele Stricke hat man nicht schon seit Kriegsausbruch unseren Gelehrten daraus gedreht, daß sie das Beispiel ihrer Kollegen jenseits des Rheins nicht befolgt haben?

Viel wertvoller sind Fouillées Bemerkungen über das Verhältnis der Religion zur französischen Psyche. Alle Mystik geht gegen Rationalismus und Soziabi-

[1]) Für F. entspringt dieser Proselytismus einem sozialen Triebe, dem der Gleichmachung: „nous éprouvons un invincible besoin de faire partager au monde entier nos idées ou nos sentiments. Nous ne pouvons nous résoudre ni à penser seuls, ni à sentir seuls: il faut que nous retrouvions chez les autres notre image multipliée à l'infini."

Digitized by Google

lität des französischen Volkes. Gegen ersteren, weil sie (die Mystik) sich über die Vernunft und ihre Methoden erheben will um mit Gott durch das Gefühl, den persönlichen Glauben in Vereinigung zu treten, gegen letztere, weil die Seele des Mystikers nach innen, auf sich selbst gerichtet ist, weil die menschliche Gesellschaft für den Mystiker ihren Wert verliert, weil sie bloß ein Weg, ein Mittel, aber nicht ein Zweck ist. Die Reformation begünstigte die mystische Inspiration, weil der Gläubige in sich selbst Einkehr hält, bloß mehr die Stimme des göttlichen Geistes hören will und dann die innere Stimme leicht für eine göttliche hält, infolgedessen leicht zum Fanatiker wird. Die Reformation konnte in Frankreich keinen günstigen Boden finden, weil der Geist der Klarheit, der Ordnung, der sozialen Regel, des rationellen Gesetzes, der universalen und unpersönlichen Legislation, kurz alles das was den latinisierten Franzosen wie seinerzeit den Römer selbst charakterisiert, sich ihr (der Reformation) entgegensetzte. Doch hat auch Frankreich seine Reformation gehabt, aber eine philosophische: dem religiösen folgte eine Art philosophischer Katholizismus, ohne Mystizismus, ohne Individualismus, mit einer sozialen Basis, den Menschenrechten als Dogma, der Gerechtigkeit als einzige Regel. Schon Descartes hatte das Prinzip des libre examen aufgestellt, aber vor Religion und Gesetz Halt gemacht. Der französische Rationalismus ging über Descartes hinaus. Er legte Kritik auch an Religion und Gesetz an, er schuf die Begriffe ‚Menschenrechte' und ‚Menschheitsglück'. Er ist nur ein Ausbau dieser beiden Formeln, was Frankreich später hinzugefügt hat: den Haß dem Fanatismus und der religiösen und politischen Verfolgung gegenüber, Toleranz und Gedankenfreiheit, Emanzipation der Menschheit. Das bedeutet die Abschaffung des Feudalismus, der Monarchie, der Standesvorrechte, aller Ungleichheit, der Sklaverei, des Krieges, der persönlichen Freiheitsbeschränkung, dafür aber „ewigen Frieden, Glauben an die Vervollkommungsfähigkeit des Menschengeschlechts und der sozialen Einrichtungen". Darum ist in Frankreich auch kein echtes Erwachen des „Fideismus" mehr zu erwarten, keine Reaktion zugunsten der Dogmen, darum gibt es keinen Bankrott der Wissenschaft; der katholische Glaube kann in Frankreich nur durch einen philosophischen und sozialen ersetzt werden. Ein Mittelweg ist unmöglich, der französische Radikalismus will alles oder nichts. [1])

[1]) Als Beweis dafür, wie tief die fundamentalen französischen Anschauungen schon in den Klerus gedrungen sind, welch' großes Recht der katholische Priester hat, sich mit der französischen Auffassung sogar als Priester zu identifizieren, führt F. folgende Stelle aus einer Predigt des Bischofs von Orléans auf der Kanzel von Notre-Dame an:

„Sowie der Rauch der Schlachten verflogen war, haben wir uns niemals rachsüchtig dem Feinde gegenüber gezeigt. Weder Béhanzin, noch Samory haben wir ihre Grausamkeiten mit Gleichem vergolten. Abd-el-Kader starb in Freiheit und als unser Freund. Wir haben kein S. Helena für unsere besiegten Gegner.

Welche von uns besiegte europäische Nation konnte mit uns nicht Frieden stiften, ohne bittere Gefühle hegen zu müssen? Welcher haben wir etwas abgenommen? Gegen welche sind wir falsch gewesen?

Digitized by Google

Die französische Philosophie hat den Rationalismus von Descartes und den soziologischen Positivismus von A. Comte hervorgebracht. Die Deutschen werfen den Franzosen vor, ihre Weltauffassung sei zu mechanisch, und nicht organisch genug, wie die deutsche. Aber, antwortet Fouillée, der Mechanismus ist nur die Außenseite, Intelligenz und die Ideen bewegen das Innnere. Die französische Philosophie strebt nach voller Befriedigung des Intellekts durch ihre universelle Verständlichkeit, der Mechanismus hat also nur insofern Wert, als er die Dinge mittels der Begriffe Raum, Zeit, Form, Harmonie verständlich macht. Wahr ist, daß mystische Tendenzen bei den Franzosen ebenso selten, wie sie bei den Deutschen häufig sind. Ganz entsprechend der französischen sozialen Urtendenz hat die soziale Idee, besonders im 19. Jahrhundert eine außergewöhnliche Entwicklung erfahren. Wenn Deutschland die Philosophie der Geschichte entwickelt hat, so hat Frankreich die Soziologie gegründet und auf die Höhe gebracht. Es mußte sich, weil selbst hervorragend sozial, die Frage vorlegen, ob nicht die Gesellschaft selbst des Objekt besonderer Studien werden könne und es ist die Zukunftsaufgabe der französischen Soziologie, das Werk des 18. und 19. Jahrhunderts weiter auszubauen, eine Moral ohne Dogmen zu schaffen, eine rationelle Politik auf dem Gedanken der Gerechtigkeit, eine rein menschliche Religion mit dem Glauben an die Vervollkommnung des Menschen und sogar des Universums. Das 20. Jahrhundert muß auch den Rationalismus weiter ausbauen: la raison doit finir par avoir raison. Frankreich muß weiter der Moral und der Politik eine mehr soziale Richtung geben, es muß seine intellektuelle Revanche an der deutschen und der englischen Philosophie haben; erstere verherrlicht die Gewalt und den Erfolg, letztere ist nichts weiter als Darwinismus in Moral, Politik und Nationalökonomie.

Nur vom Gesichtspunkte der Vergesellschaftung aus ist schließlich auch die Devise Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zu begreifen. Die französische

---

Wenn eines Tages das türkische Geschwader im Hafen von Sinope verbrannt wurde, haben wir das getan?

Wenn Dänemark Schleswig-Holstein und Lauenburg verloren hat, so war das doch nicht zu unserm Nutzen.

Wenn sich ein Reich durch die Politik der beim Nachbar geschürten Aufstände, Revolutionen und Erhebungen vergrößert hat, so ist es nicht das unsere.

Wenn ein Elsaß-Lothringen sich noch im Schmerze windet, so leiden wir mit ihm.

Wir haben weder Savoyen, noch Nizza genommen; nicht einmal überlassen sind sie uns worden von ihrem Herrscher. Sie haben sich uns angeboten. (Elles se sont données à nous.)

Wenn der Krieg um eine atlantische Insel mit reichen Zuckerrohrfeldern gewütet hat, wenn heute noch die Todesgeißel an einem an Goldlagern reichen Orte geschwungen wird, so weiß die Welt, wer daran schuld ist. Uns beschuldigt sie nicht.

Seit Bonaparte, seit unsere Nation des Absolutismus ledig und sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, sind wir unserm Ideal von Gerechtigkeit und Ehre treu geblieben."

Ein Kommentar wäre nötig, wenn die Sache nicht zu naiv und zugleich zu unverschämt wäre.

Digitized by Google

Freiheit ist nicht die der Deutschen und der Engländer, die mehr individueller Art ist, sondern enthält immer die Idee der Gesellschaft. Es ist die Freiheit für alle, sie ist also eine soziale Einrichtung, die Freiheit des einen zieht die gleiche Freiheit des andern nach sich. Selbst in der Revolte gegen die Gesellschaft denkt der Franzose mehr an diese, als an sich selbst, er ist eben für oder gegen sie; der anscheinende Individualismus des französischen Revolutionärs ist nicht der tiefe und wahre Individualismus des Angelsachsen oder des Germanen, . . . es ist mehr eine soziale Attitude. Es nützt nichts, dem Franzosen die Kultur des Ich zu predigen, er kann nichts ohne die andern. Sogar die Anarchie ist bei ihm un geste, qui a pour objet la société.

Eminent sozial ist auch der Begriff der Gleichheit. In den letzten zwei Jahrhunderten hat sich in Frankreich besonders die Idee der Humanität entwickelt, also die Idee vom Werte des Menschen als Mensch. Sie ist zwar schon aus der antiken Philosophie und besonders aus dem römischen Recht, dann aus dem Christentum herzuleiten, aber sie hat doch in Frankreich ihre spezielle Färbung angenommen und ihre eigentliche Formulierung gefunden als die Idee einer Gleichheit der Rechte auf Erden, innerhalb der menschlichen Gesellschaft, im Namen der menschlichen Gerechtigkeit. Der Franzose achtet nur den sozialen Wert des Individuums, also das Individuum als Glied einer Gemeinschaft. Wenn es nun als solches durch seine Intelligenz und durch seine Ergebenheit dem Ganzen gegenüber als ein Individuum sich ausweist, von dem das Ganze seinerseits wieder Vorteile zu erwarten hat, so hat es Recht auf soziale Vorteile, welches auch seine Herkunft, seine Lage, seine Verhältnisse sein mögen. Die Gegner der französischen Demokratie aber verwechseln diesen Geist der Gleichheit mit dem Neide, sie halten den leider zu häufigen Mißbrauch eines an sich gesunden Prinzips für das Prinzip selbst.

Brüderlichkeit ist dasselbe wie Solidarität. Sie ist, wie es ja gar nicht anders sein kann, auf demselben Boden gewachsen wie Freiheit und Gleichheit. Fouillée läßt sich von Kant, Heine, Gioberti und Goethe bestätigen, daß Frankreich das Land des generösen, die Menschheit in allgemeiner Liebe umspannenden Volkes ist. Es hat trotz aller Schicksalsschläge das Ideal der Humanität, das Gefühl der Solidarität mit den andern Nationen aufrecht erhalten. Es hat immer die Sache der Schwachen, Unterdrückten in die Hand genommen; Frankreich ist das Land der chevalerie, der philanthropie, des amour des antipodes, der adoration du genre humain. Selbst die Revolution hat als hervorragendsten Zug die Verteidigung der allgemeinen Menschenrechte. Die französische Solidarität erstreckt sich über das Grab hinaus; schon bei den Galliern spielte der Totenkultus eine große Rolle und der einzige Rest von Religion, der dem Volke, besonders dem von Paris, geblieben ist, ist eben der Totenkultus [1]). Die Idee

[1]) Es läge hier nahe, die traurigen Beispiele aus dem Schützengraben zur näheren Beleuchtung des Gesagten anzuführen, es soll aber nicht weiter darauf bestanden werden.

Digitized by Google

der Solidarität wandelt die Ethik um; auf ihr beruht die Laienmoral: nicht der kategorische, sondern der soziale Imperativ ist das Gebot der Zukunft. Fouillée hat leider die wirklich schönen Seiten, die er über die Solidarität und die Brüderlichkeit geschrieben hat, für unsern Geschmack durch eine Bemerkung über die „dem Vaterland entrissenen Glieder" verdorben, er meint, es genüge, diese zurückzugeben und Frankreich würde sofort all sein ressentiment vergessen. Wir wissen's besser ....

Das wäre also in straffen Zügen das Bild, das ein französischer Psychologe von Ruf, der übrigens, wie sich's gleich zeigen wird, auch für die negativen Seiten seines Volkes nicht blind ist, vom französischen Volkscharakter entwirft. Es schien mir als Kontur richtig genug, um es hier wiedergeben zu können, und wenn in den Einzelheiten so manche Retusche nötig sein mag, der allgemeine Eindruck wird doch der eines getreuen, wenn auch etwas geschmeichelten Porträts sein. Kenner des französischen Volkes unter unsern Lesern werden vielleicht den Einwurf machen, daß in dem hier entworfenen Bild mehr die „Geste", als die „Anatomie" des Franzosen geschildert ist, mit dürren Worten, daß sich hinter den steifen, stolzen Worten auf hohen Stelzen etwas viel Minderwertigeres verbirgt, daß das Porträt dem traditionellen Konterfei der Pariserin gleicht, deren Geste ja auch schöner ist als ihre Anatomie, deren Frisur duftiger als ihr Haar, deren Bewegungen schöner als ihre Glieder, deren Teint blühender als ihre Haut, deren Lächeln reizender als ihr Mund, deren Blick schöner als ihr Auge ist, in deren „Haar die Blumen zu wachsen scheinen wie auf dem Felde", deren „Spitzen zu ihrem Nacken zu gehören scheinen wie die Federn zum Kolibri" und der „ihre Robe gehört wie das Rad dem Pfau". Möglich ist es; aber, den einzelnen Menschen wie ein ganzes Volk charakterisiert nicht nur das Tun, sondern auch das Wollen, die Tat, wie das Ideal, und wenn auch Taten und Ideale sich nie vollständig decken, der Beobachter muß doch einen Standpunkt wählen, der ihm erlaubt, beide unter demselben Winkel zu sehen. Das, was Frankreich gegenwärtig tut, die Art, wie es den Krieg führt, wie und warum es ihn vorbereitet hat, all das mag wenig zu dem entworfenen Bilde stimmen. Aber wir wollen untersuchen, ob nicht jetzt, im Rausche, die Kehrseiten der Tugenden zum Vorschein kommen. Vielleicht gibt uns derselbe Fouillée den Schlüssel zum Verständnis des andern Frankreich.

Die sozialen Tendenzen, sagt Fouillée, bedingen auch ohne das spezifisch sanguino-nervöse Temperament, eine geringere Ausbildung des individuellen Willens, besonders geringere Selbstbeherrschung und Ausdauer. Isoliert hat der Franzose weder die Willenskraft des Engländers, noch die hartnäckige Geduld des Deutschen (ich zitiere Fouillée!); er kann nur kollektiv wollen, die furia francese bricht nur aus, wenn das ganze Volk von einem Willen beseelt ist.

Der Fehler der sympathischen Gefühle, wenn diese zu rein sensitiv und

Digitized by Google

impulsiv sind und nicht von der Vernunft geleitet sind, ist, daß sie Jähzorn, Wut, eine schnell von Mensch zu Mensch überspringende Leidenschaft erzeugen.

Den Vorwurf der Eitelkeit will Fouillée nicht so recht gelten lassen. Er polemisiert gegen Hildebrand, der das Wort von der gegenseitigen Eitelkeitsversicherung geprägt hat, und meint, diese Behauptung von der französischen Eitelkeit als eines kindlichen Charakterzugs sei falsch, kommt aber doch zum Schlusse, auch alte und sehr soziable Nationen hätten eine Neigung zur Eitelkeit. Für uns Deutsche — und nicht nur für uns, denn andere Nationen sind derselben Meinung — steht dieser Zug im französischen Leben fest; es ist nun einmal etwas Histrionenhaftes im Charakter unserer Nachbarn, ein ewiges Bedürfnis nach dem Beifall der Galerie, nach Gefallen und Bewundertwerden. Das wehleidige Geschrei, das sie jedesmal erheben, wenn sie sich übergangen, vergessen, nicht berücksichtigt glauben, der Geifer, mit dem sie jeden bespritzen, der nicht an ihre Menschheitsmission glaubt, zeugen gewiß nicht für das Gegenteil.

In einem Lande mit so stark ausgesprochener Vergesellschaftung, wie in Frankreich, spielt selbstverständlich die Nachahmung eine große Rolle. Auf die Nachahmnung, und nicht, wie Fouillée meint, auf die natürliche Fröhlichkeit und Lachlust des französischen Menschen ist wohl dessen stark entwickeltes Gefühl für das Lächerliche zurückzuführen. Lächerlich wirkt eben alles, was dem allgemeinen Vorbild nicht entspricht. Fouillée sagt ja selbst: „Man bekämpft alles, was zu persönlich ist, zu originell, zu exzentrisch, zu sehr außerhalb der Regel und der Konvention, ja sogar außerhalb einer von der Gesamtheit angenommenen, vorübergehenden Mode ist.“ Fouillée meint zwar auch, der Belachte nehme es nicht weiter übel, er lache mit, er räche sich nicht, man lache eben nicht aus Übelwollen, sondern aus Fröhlichkeit, aus „besoin de sociabilité“ und doch ist gerade in Frankreich der Satz geprägt worden „le ridicule tue“. Ein Franzose, Tarde, hat aus der Nachahmung das soziale Phänomen katexochen machen wollen; Fouillée will ihm zwar nicht ganz folgen, behauptet aber doch, daß „bei einem Volk der Grad von Vergesellschaftung zum Teil an der Fähigkeit nachzuahmen und an der Freude an der Nachahmung gemessen werden könne.“ Das ist nun schon recht schlimm; denn nachzuahmen, immer, überall und in jedem, ist der beste Weg, ein Volk zum charakterlosen Menschenbrei umzuformen. Die Folgen der zu weit getriebenen Nachahmerei lassen sich denn auch in Frankreich bereits verspüren, von der Herrschaft der öffentlichen Meinung bis herab zur Tyrannei der Mode. Wenn das französische Volk trotzdem so viel Altes abgeschafft und so viel Neues an seine Stelle gesetzt hat, so kommt das nach Tarde daher, daß eben mehr die Gegenwart als die Vergangenheit nachgeahmt wird. Die imitation-coutume, also die Nachahmung der Vergangenheit, ist fast ganz außer Brauch gekommen; es ist an deren Stelle die imitation-mode, also die Nachahmung des augenblicklich modernen getreten. Das bedeutet, daß auch Rationa-

Digitized by Google

lismus und Radikalismus als treibende Ideen (idées-forces) zur Nachahmung reizen, und so das Tempo des Umstürzenden, Erneuernden beschleunigen.

Fouillée hat die schon oben angedeutete Gefahr, die aus der Nachahmung für den Charakter entsteht, deutlich gesehen. Es gibt eine soziale Selektion, wie es eine natürliche gibt; allmählich drückt die Nation allen Individuen ihren Stempel auf; wer sich zu stark vom allgemeinen Typus entfernt, läuft Gefahr, ausgeschaltet zu werden, sogar im Geschlechtsleben, um keine Nachkommen hinterlassen zu können. Ein Vergleich drängt sich uns da auf, der mit der Goldwage in der Münze, die ja auch jedes, nur um ein Bruchteil eines Grammes abweichende Geldstück wieder zurückwirft in den alles gleichmachenden Schmelztiegel. Und vielleicht darf in diesem Zusammenhange noch auf eine andere Tatsache hingewiesen werden, auf das verhältnismäßig starke Hervortreten nicht französischer Namen im öffentlichen Leben Frankreichs.

Eine andere negative Seite des französischen Charakters ist eine allzugroße Beweglichkeit, Folge der lebhaften Sensibilität des Volkscharakters. Caesar hat diesen Zug schon bei den alten Galliern beobachtet; er fehlt auch den neuen nicht. Freilich, Frankreich verdankt ihm den ungeheuren Fortschritt in seinem gesamten geistigen wie politischen Leben; es verdankt ihm aber auch die gefährliche Experimentiererei, die es jetzt an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Immer nach Neuem zu suchen, ehe alle Möglichkeiten des Alten ausprobiert sind, muß zu dem führen, was wir, um ein ganz triviales, aber auch stark in die Sinne fallendes Beispiel anzuführen, an der französischen Mode beobachten können: ein ganz zusammenhangloses, von einem Extrem ins andere fallendes Hin- und Herschwanken, ein nutzloses Versuchen und Spielen mit nicht notwendigen, weil organisch nicht bedingten Möglichkeiten. Schinkenärmel und Humpelröcke, Cul-de-Paris und Glockenröcke, Radhüte und Simpelfransen gibt es nicht nur in der französischen Frauenmode. Fouillée bestätigt uns das: „Der Revolutionsgeist" ist in Frankreich eine andere Form der Sozialibilität. Wenn ein neuer Gedanke auftaucht und sich ausbreitet, sozusagen eine neue Mode wird, so wirkt die Ansteckung augenblicklich, und führt zu dem Bedürfnis, alles umzustürzen. Der französische Revolutionsgeist ist nicht ausschließlich ein Auflehnen des einzelnen gegen die Gesamtheit, er ist nicht, wie in andern Ländern ein toll gewordener Individualismus, sondern ein plötzliches Überspringen einer schon teilweise kollektiven Idee von Individuum zu Individuum, eine Art Feuersbrunst, hervorgerufen durch gegenseitige Brandlegung, verstreutes Pulver, das explodiert. Die Ansteckung durch Sympathie hat eine abscheuliche Rolle in unsern Revolutionen gespielt."

Der alte kriegerische Geist, den schon Cato bei den Galliern lobte, ist nach Fouillée im Schwinden begriffen. Schuld daran sind die französischen Philosophen und die Republikaner von 1848, Lamartine und V. Hugo mit inbegriffen. Die Art, wie sich Frankreich jetzt schlägt, würde Fouillée anscheinend

Digitized by Google

Lügen strafen, wenn nicht doch der Kampf gegen die Drückeberger zu denken gäbe. Aber es handelt sich hier wohl um etwas anderes. Fouillée faßt es ganz präzis in einen einzigen Satz: „Das Streben der Franzosen richtet sich mehr und mehr auf eine Einigung fürs Leben, nicht auf den Kampf ums Leben." Das ist's. Immer im Kontakt mit andern leben, für andere leben, durch andere leben begünstigt die Herdeninstinkte, schwächt die persönliche Initiative. Nicht umsonst klagt Frankreich über das schnelle Abnehmen des Unternehmungsgeistes in Handel und Industrie, über den zunehmenden Funktionarismus. Die wenigen noch vorhandenen energischen Elemente saugt der Dienst in dem riesigen Kolonialreich auf, im Mutterlande selbst fehlen sie vielfach. In diesem Zusammenhange kann ich es mir nicht versagen, den Finger fest auf eine der größten Dummheiten zu legen, die Frankreich seit 1870 gemacht hat. Ich meine seinen albernen Kampf gegen die pénétration pacifique. Die so zu leiten, daß sie zum eigenen Besten des Landes gedient hätte, statt sie mit plumpen, täppischen Mitteln zu hindern, wäre die große Aufgabe eines instinktsicheren, seiner Möglichkeiten bewußten Frankreich gewesen. Es wäre ihm bei der ungeheuren Anziehungs- und Angleichungskraft, die das französische Wesen immer noch ausübt, leicht geworden, alle diese fremden Elemente, diese Träger fremden Wissens und Könnens, in der zweiten, wenn's hoch kommt in der dritten Generation, zu naturalisieren und damit einen Zuwachs an zum größten Teil tüchtigen Elementen sich zu sichern, den ihm seine Geburtsziffer und das Aufpäppelungssystem seiner Erziehung für die Zukunft vollständig versagen. Jetzt ist's zu spät; wir brauchen unsere Leute selber.

Eine der schlimmen Folgen — und nicht die am wenigsten schlimme — des sozialen Triebes ist das starke Zunehmen jener „greulichen Versammlungsorte" (Fouillée) die man cabaret nennt. Das caberet ist nicht nur der Ort politischer und sozialer Diskussionen, sondern der Ort, in dem der Franzose am leichtesten, gerade wegen seiner sozialen Natur, dem Alkoholismus zur Beute wird. Der Franzose ist kein Alleintrinker, er ist ein Gesellschaftstrinker. Diesem Hange kann er am besten im cabaret fröhnen. Das cabaret ist aber zugleich der beliebteste Ort der Wahlagitation, so daß man begreift, warum der Kampf gegen das cabaret und damit gegen den Kollektivalkoholismus ohne jeden Erfolg gelieben ist. „Wir haben die Freiheit uns zu vergiften und die Regierung der öffentlichen Vergifter erreicht" ruft Fouillée aus. „Ist es wahr, daß ein sozialistischer Abgeordneter in Paris seinen Wählern Gratisanweisungen auf Absinth hat verteilen lassen? Der Mann hat die Beziehungen zwischen dem Schnapsglas und dem Stimmzettel gut begriffen, er ist ein wirklich fortschrittlicher Abgeordneter!"

Rein sozialer Natur sind auch die Ursachen des Sinkens der Geburtsziffer; nicht Erschöpfung der Rasse ist daran schuld. Man beschränkt die Zahl der Kinder, um ihnen das soziale Aufsteigen zu erleichtern. Wenigstens ist das der zu-

Digitized by Google

gestandene Grund. Daß auch viel persönlicher Egoismus, das Streben, sich selbst das Leben zu erleichtern, dahintersteckt, ist ja selbstverständlich. Außerdem ist noch ein großer Rechnungsfehler darin, einer jener Fehler, an denen Frankreich zugrunde gehen muß. Man hat den Eindruck, als erwarte der Franzose zuviel von der Erziehung, als glaube er, durch zweckmäßiges Großziehen weniger Individuen der natürlichen Auslese ein Schnippchen schlagen zu können. Eugenische Elemente, also Elemente, die eine Nation vorwärts bringen können, werden aber nicht erzogen, sondern geboren; auf sechs Kinder eines, wenn's hoch kommt zwei. Man kann durch Erziehung auch aus den andern fünf oder vier brauchbare Menschen machen, aber es gibt immer noch kein Erziehungstreibhaus, in dem man sie zu höheren Typen (ich rede hier, wohlgemerkt, nicht von Genies) aufpäppeln könnte. Wie sagt doch Nietzsche wörtlich? „Ein Volk ist ein Umweg der Natur, um zu ein paar höheren Menschen zu kommen." Dazu kommt nun noch der furchtbare Aderlaß des jetzigen Krieges. Finis Galliae?

Gleich nach dem Alkoholismus und dem Sinken der Geburtsziffer kommt für Fouillée das dritte große Übel — die Presse. Ich hätte beinahe „die Phrase" geschrieben; beide Begriffe decken sich ja fast. Die Abgeordneten der Republik haben Frankreich das Danaergeschenk einer freien und unverantwortlichen Presse gemacht. Was diese verschuldet, welch furchtbare Verantwortlichkeit sie auf sich geladen hat, ohne deren Folgen tragen zu wollen, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Jeder weiß es. Bloß soll hier gegen eines protestiert werden. Man versucht uns den Friedenszweig mit einem alten Leim zu bestreichen, auf den wir uns setzen sollen. Man sagt uns, wir dürften Frankreich nicht nach seiner Presse, des weiteren nicht nach seinen Romanen, seinen Theaterstücken, überhaupt nicht nach Paris beurteilen. Man sagt uns das wohl nur, weil das Urteil sonst zu scharf ausfallen würde. Aber wir wollen uns eines unserer besten Kriterien nicht eskamotieren lassen. Presse, Literatur und Theater sind zur Beurteilung eines Volkes ebenso nötig, als seine Leistungen in Politik, Wissenschaft und den andern Künsten. Und Paris aus unserer Betrachtung auszuschalten, geht ebensowenig an, denn in Paris wird das französische Leben gemacht, von dort erhält es seine Richtung und Leistung. Paris ist das Mekka aller Franzosen — wir wissen ganz genau, daß unter den fähigen französischen Köpfen nur ganz wenige der Verführung der Lichtstadt widerstehen konnten — Paris zieht alles an sich, Paris ist Herz und Hirn von Frankreich. Nicht umsonst wird über das Stagnieren der übrigen Städte geklagt, nicht umsonst verstummen nie die Klagen über die Gefahren der Zentralisation, die das Land dazu verurteilt, überhaupt nur Opfer für den Moloch Paris zu liefern. Und wir lehnen das Geschwätz über die Verführung und Irreleitung durch die Presse ab. Gewiß, die Presse lügt, hetzt und verleumdet, aber was sie druckt, der Leser liest's, verschlingt es mit Wohllust, freut sich darüber, glaubt es. Der Leser will verführt, will verhetzt, will belogen werden. Der Leser ist soviel wert wie der Schreiber.

Digitized by Google

Mundus vult decipi . . . Das war zu Friedenszeiten nicht sehr viel besser als jetzt. Ich erinnere mich noch genau der Presse der neunziger Jahre, ich weiß noch gut, welchen Erfolg die bodenlose Gemeinheit eines „Antipruſſien" hatte, der ſo um 96, 97 herum erſchien, und ich weiß, wie ſchon angedeutet, aus eigener Erfahrung, was ein Preſſefeldzug, wie der des Panamaſkandals oder der Dreyfußaffäre in Frankreich für Formen annimmt. Wieviel Grauſamkeit, Gift, Wut und Galle ſteht da in und zwiſchen den Zeilen! Von wirklichen Dingen oft keine Spur. Schlagwörter, und nichts als ſolche. „Kein Volk mag ſo ſehr verſklavt ſein an Schlagwörtern als das franzöſiſche", ſagt Zimmerli im Panther (3. Jahrg. 3. S. 350/1). Ein ſolcher Abgrund von Gemeinheit, von pöbelhafteſter Frechheit, wie er ſich in der franzöſiſchen Preſſe bei gewiſſen Gelegenheiten auftut, iſt nur da möglich, wo die Leſerwelt jedes anſtändigen Gefühles dem Gegner gegenüber bar iſt. Was ſagt Maupaſſant vom Journaliſten Du Roy in ſeinem Bel-Ami? Er hatte die patriotiſche Saite angeſchlagen und Spanien mit dem ganzen Arſenal von verächtlichen Ausdrücken bombardiert, die man gegen Völker, deren Politik der des eigenen Volkes feindlich iſt, anwendet. Die man anwendet . . . . Dieſes man![1]) Und der Preſſe geſellt ſich gegebenen Falls der Künſtler, die Induſtrie. Willette zeichnet während des Burenkrieges eine Klio, die „merde" auf das Buch der engliſchen Geſchichte ſchreibt, und die Fabrikanten des article de Paris ſtellen aus Gummihaut eine nackte engliſche Königin her, ein furchtbares Scheuſal, das kaum noch menſchliche Geſtalt hat, das man aufblaſen kann und das die Hauſierer auf den Boulevards verkaufen mit dem Rufe: „Qui n'a pas encore sa Reine d'Angleterre? La Reine d'Angleterre pour cinquante centimes!"

Es iſt keine Entſchuldigung, wenn man ſagt, der Franzoſe verfahre den eigenen Landsleuten gegenüber nicht beſſer. Es zeugt nicht für einen Menſchen, wenn er das Bedürfnis hat, ſeine ſchmutzige Wäſche coram publico zu waſchen[2]). Fouillée iſt mild — was ihm nicht in Übel genommen werden ſoll — wenn er ſchreibt: „Einer der Züge des franzöſiſchen Charakters iſt der Geſchmack für das Leben im hellen Tageslicht, wie in einem Glashaus, die Abweſenheit jeder Geheimnistuerei, jeder Heuchelei. Es iſt aber auch zugleich ein böſes Zurſchautragen ſeiner eigenen Fehler, als ob dieſe gute Eigenſchaften wären . . ., eine nicht minder böſe Gewohnheit, ſich ſelbſt vor andern herabzuſetzen, die fremden Nationen über Frankreich zu heben, kurz, die ganze Welt zum Zeugen der eigenen Dinge zu machen, wie man ſich auch in die Dinge der andern miſcht. Dieſe Gewohnheiten kommen von der Wut, von der wir beſeſſen ſind, alles ſozial zu geſtalten, ſozial zu leben. Sie ſind ein Zeichen davon, daß es uns an Vorſicht, politiſchem

[1]) Über „boche" und ähnliche Schimpfwörter ſagt Zimmerli (S. 343): „Berühmte franzöſiſche Schriftſteller . . . verteidigten dieſe Beſchimpfungen und einer davon pries im Echo de Paris die Erfindung dieſes Wortes als eine beſondere Errungenſchaft des franzöſiſchen Genies." — [2]) . . . „die im franzöſiſchen Empfinden liegende Freude an Schmutz und Grauſamkeit", Zimmerli (S. 343).



Digitized by Google

Sinn und internationaler Geschicklichkeit fehlt, was Frankreich häufig sehr geschadet hat."

Wie gesagt, das ist keine Entschuldigung, höchstens eine Erklärung, und wir stehen nicht gerade auf dem Standpunkt, daß alles verstehen alles verzeihen heißt. Wir Deutsche haben Frankreich geachtet; manche von uns haben es geliebt. Wir haben ihm oft genug ohne Hintergedanken die Hand zu ehrlicher Versöhnung hingehalten. Denn wir waren voll Bewunderung für die unstreitige Größe dessen, was an der französischen Kultur nun einmal groß ist. Wir haben seinen Aufstieg zu einer großen Nation bewundert und den großartigen Siegeslauf seiner Kultur um die Erde. Wir haben, leider oft unter Hintansetzung eigenen Gutes, französische Kunst und Literatur in den Himmel gehoben, wir haben uns für Frankreichs politische und soziale Ideen begeistert, seine Sitten und seine Sprache als vorbildlich nachgeahmt. Wir haben geglaubt, daß ex Gallia lux käme. Wir haben nur die Lichtseiten gesehen und sind für die Schatten blind gewesen. Wir sind den Franzosen nachgelaufen. Aber Frankreich hat in unsere hingehaltene Hand gespuckt. Das hat es getan, weil es in den verflossenen vierundvierzig Jahren von einer fixen Idee beherrscht war. Französisch heißt diese: Alsace-Lorraine, auf deutsch Sedan. Denn Frankreich trägt uns nicht die beiden Provinzen nach, sondern seine Niederlage. Es hat 1870 ebensowenig vergessen, wie 1815, und es wird 1914 noch weniger vergessen, hat es doch seinen Haß gegen England jahrhundertelang mit sich herumgeschleppt. Es hat uns so sehr gehaßt, daß es seine Feindschaft gegen England zeitweise aufgegeben hat, um mit ihm eine Vernunftehe einzugehen, deren Zweck die Niederwerfung Deutschlands, genauer, die Revanche war. Zu demselben Zweck hat es sich mit Rußland verbündet, und damit all seinen politischen und humanitären Traditionen entsagt. Die Zweckehe mit England wird aufgelöst werden, sowie ihr Ziel erreicht ist oder nicht erreicht werden kann. Das Bündnis mit Rußland wird von diesem gelöst werden, weil ein geschlagenes, verarmtes Frankreich kein Bundesgenosse mehr ist. Die französisch-italienische Freundschaft muß in den Fluten des westlichen Mittelmeeres ihr Grab finden. Ihr Grabstein wird, wenn anders ein einheitliches Italien übrig bleibt, auf den Gestaden Nordafrikas errichtet werden. Das alles ist so unvermeidlich, wie es der jetzige Krieg war.

Unvermeidlich ist aber auch, nach allem, was hier gesagt wurde, Frankreichs ins Wahnsinnige gesteigerter Haß gegen uns. Es gibt in Deutschland sanfte Gemüter, Allerweltverbrüderungssimplizissimi, die da meinen, wir könnten nach dem Krieg zu einem sogenannten „anständigen" Verhältnis zu Frankreich kommen. Nein. Ein solches könnten wir nur um den Preis einer völligen Niederlage uns erwerben. Auf Frankreichs Edelmut zu rechnen, ist ein Verbrechen. Es bleibt uns nur eines übrig: unsere Nachbarn so zu nehmen, wie sie sind. Aber auch die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Wie sagt der kluge Hund Rolph, wenn ihm etwas nicht paßt? Buckl staign.

Digitized by Google

# Frankreichs höhere Schulen.

## Von Josef Hofmiller.

Frankreichs höhere Schulen sind so lehrreich für die Deutschen, weil sie eine bei uns maßvoll angespannte Feder des Erziehungsmechanismus überspannen, nämlich den Ehrgeiz. Nicht minder lehrreich sind sie für die Engländer, weil die französischen Internate geradezu das klassische Beispiel dafür sind, wie Internate nicht sein dürfen.

Kein Wunder, daß Schulromane vom Kaliber des Tom Brown fehlen: Werke, zu denen auch der Erwachsene mit Vergnügen greift, immer wieder, weil sie ihn menschlich bereichern. Die Mémoires d'un Collégien sind eine bewußte, aber matte Kopie des Tom Brown; ihr Verfasser, André Laurie (oder wie er eigentlich hieß, Paschal Grousset), war Ende der siebziger Jahre als politischer Flüchtling in England, wo ihn der Erfolg des Hughesschen Buchs, das 1857 erschienen war, zu seiner Jugendschriftenreihe La Vie de Collège dans tous les pays veranlaßte, die das Schulleben der französischen Provinz und von Paris, von England, Italien, Deutschland, Spanien, Japan, Rußland und Schweden in Einzelbänden behandelt. Am besten sind die Mémoires d'un Collégien: Kein Schulroman für Erwachsene, aber eine anziehende Schilderung französischen Schullebens für Knaben. Die verkürzte Schulausgabe, die bei Velhagen erschienen (Preis 1 M. 40) und von Eugen Wolter mit aufschlußreichen Anmerkungen versehen worden ist, muß Allen empfohlen werden, die vom französischen Mittelschulwesen eine Ahnung bekommen wollen; sie ist meine Hauptquelle für alles tatsächliche Material dieses Artikels (Schulsatzungen, Zitate, Belege usw.).

Um die Haupttriebfeder des französischen Schulwesens, den Ehrgeiz, in ihrem Übergreifen auf die breiten Massen zu verfolgen, muß man mindestens bis auf Napoleon zurückgehen. Die Eitelkeit in ihrer energischesten, geistigsten Form als Ehrgeiz bringt in die französische Gesellschaft, die theoretisch auf der fanatischesten Gleichheitsdoktrin aufgebaut ist, erst jene belebende Unruhe hinein, ohne welche ein Volk verkommt. Dieselbe Eitelkeit, die den Franzosen nicht ruhen läßt, bis das Gleichheitsprinzip möglichst radikal durchgeführt ist, treibt ihn, es durch Auszeichnung möglichst zu durchbrechen. La carrière ouverte aux talents! Da Jeder Carrière machen will, ist jeder gezwungen, Talent zu haben und vor allem zu zeigen. Talente werden gezüchtet, in Überzahl, um jederzeit die Wahl unter den Brillantesten zu haben; das macht den Kampf um die Staatskrippe in Frankreich erbitterter, als in anderen Ländern. Die Jahre von 1789 bis 1815 sind die Zeit, wo der bis dahin ritterliche, aristokratische und elegante französische Ehrgeiz berechnend, bürgerlich, anmutlos und streberhaft wird, wo er aus der hauptstädtischen Sphäre des Adels und des höhern Bürgertums in die des gesamten Staatswesens übergreift, bis in die letzten Verästelungen, die entfernteste Provinz, die kleinste Stadt. Daß seine Wirkungen im Schulleben so ungesund sind, rührt davon her, daß eine ohnehin hypertrophische Anlage des nationalen Charakters durch die Sanktionierung des Wettstrebens als Haupttriebfeder des Studiums krankhaft verstärkt wird. Was diese jungen Pferde brauchen, wäre nicht Sporn,



Digitized by Google

Peitsche und Rennbahn, sondern Zügel und eine grüne Wiese zum Springen und Grasen.

Als der zehnjährige Held Lauries seine erste lateinische Klassenarbeit schreibt, empfindet er „zum erstenmale jene Art Rausch, die der Wettbewerb in jeder Form hervorbringt". Wettbewerb ist an sich etwas Gesundes, Belebendes. Sehen wir zu, welche Formen er im französischen Schulleben annimmt.

Zunächst erhält jeder Schüler jeden Tag vom Professor eine Note über Betragen, Fleiß und Leistungen in der Klasse. Eine solche Liste, die ich der erwähnten Velhagenschen Ausgabe entnehme, zeigt, bis zu welchem Grade der Betrieb bürokratisiert ist und kontrolliert wird:

**Cahier de correspondance.**

Le *8 décembre* 1902. De *2* à *4 h.* Classe de *Lettres.*

10, 9 — Très bien.
8 — Bien.
7 — Assez bien.
6, 5 — Passable.
4 — Médiocre.
3, 2 — Mal.
1 — Très mal.
0 — Nul.

DEVOIRS..... *Version latine*.....

.....

LEÇONS
1 *Grammaire latine: repasser les verbes déponents*.....
2 *10 vers du 1er livre de l'Énéide*.....
3 *2e acte du Cid, 15 vers*.....

| NOMS DES ÉLÈVES | ÉTUDE | | | | | CLASSE | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Application | LEÇONS 1 | LEÇONS 2 | LEÇONS 3 | OBSERVATIONS | LEÇONS 1 | LEÇONS 2 | LEÇONS 3 | OBSERVATIONS |
| *Jacquetty* | 9 | | | | | 8 | | 7 | |
| *Dubosc* | 8 | 7 | 8 | | | 7 | | 6 | |
| *Ribeyrol* | 8 | | | 9 | | | 8 | 9 | |
| *Montaubric* | 7 | | 6 | 3 | *Leçon insuffisante. Bar, Répet.* | 4 | 6 | | *Devoir non remis. Mayot, Prof.* |
| *Latapie* | 6 | 6 | | 7 | | | 2 | | *Leçon non sue; à réparer. Mayot. Prof.* |
| *Bordenave* | 5 | | | 4 | *Travail toujours médiocre. Bar, Répét.* | | 1 | | „ „ |
| *Labardesque* | 9 | | 9 | | | | | | |
| | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | | |

Étude bedeutet Studiersaal, Classe Unterricht. Die Schüler lernen während der Arbeitsstunde halblaut vor sich hin, der überwachende Präfekt ruft einzelne vor, hört sie ab und gibt Noten ins Korrespondenzheft, das er dann dem Klassenprofessor übergibt; dieser ruft wieder auf, und gibt seine Noten. Das Ergebnis des ganzen Tags wird in Cahier de rapport zusammengestellt. Eine solche Zusammenstellung für den Studiersaal Nr. 7 eines Provinzgymnasiums sieht so aus:

Digitized by Google

**Cahier de rapport.**

10, 9 — Très bien.
8 — Bien.
7 — Assez bien.
6, 5 — Passable.
4 — Médiocre.
3, 2 — Mal.
1 — Très mal.
0 — Nul.

LYCÉE BERNARD PALISSY
A AGEN.

Etude No. 7 Répétiteur: M. *Lannes.*
Journée du 8 *février* 1903.

Effectif de l'étude { pensionnes 22, demi-pens 8, externes surv. 3 } 33.
Nombre des élèves présents 30.
Élèves à l'infirmerie . . . . 1.
— dans leurs familles . 2.

| Qualité des élèves | Classe | NOMS DES ÉLÈVES | Conduite | Travail | Leçons | OBSERVATIONS des professeurs ou des répétiteurs | NOMS DES PROFESSEURS ou des répétiteurs par qui sont faites les observations |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| *Internat* | *4e classique* | *Fabre* | 8 | 8 | 8 | | |
| | | *Mathieu* | 8 | 8 | 7 | | |
| | | *Bernard* | 8 | 7 | 6 | *Mauvaise tenue en classe.* | *M. Renard, Prof.* |
| | | *Maillard* | 7 | 6 | 8 | | |
| *Demi-pens.* | *5e classique* | *Lavisse* | 3 | 8 | 8 | *Insupport. en étude; trouble ses camard.* | *M. Lannes, Répét.* |
| | | *Dupuy* | 9 | 8 | 7 | | |
| | | *Lautrec* | 9 | 9 | 9 | | |
| | *5e moderne* | *Rambaud* | 4 | 5 | 4 | *Dissipation au dortoir.* | *M. Rion, Répét.* |
| | | *Benoist* | 6 | 6 | 3 | *Leçon de latin non sue.* | *M. Renard, Prof.* |
| *Ext. surv.* | | *Fournier* | 8 | 7 | 7 | | |

Am Ende jeder Woche berechnet der Klaſſenleiter den Durchſchnitt der Noten in einem genauen Bericht an den Direktor, der hierauf entweder Samstags oder Montags in Begleitung des Cenſors in allen Klaſſen erſcheint, um die Wochenzenſuren zu verkünden. Die Schüler, deren Wochennotenſumme 24 erreicht, haben ein Anrecht auf ein „Zeugnis für wohlbefriedigende Leiſtungen"; je höher die Notenſumme, deſto höher der Wert in Freiheitsſtunden, d. h. Stunden, die ihm an Arreſtſtrafen (jedoch nur für harmloſere Vergehen) erlaſſen, oder an Überſtunden an Ausgehtagen gewährt werden. Ein ſolches Zeugnis ſieht ſo aus (die Stunden werden abgeſchnitten oder geknipſt wie bei einem Raſierabonnement):

Une heure / Une heure / Une heure

LYCÉE DE BORDEAUX

*Étude No 7*

**TÉMOIGNAGE DE SATISFACTION**

*accordé à l'Élève Maillard pour bonnes notes méritées en étude.*

*Le 1er mai 1903.*

LE CENSEUR,

*Bosdo.*

**Valeur: six heures**

Une heure / Une heure / Une heure

Digitized by Google

Entsprechende Fleißzettel sind auch für gute schriftliche Leistungen eingeführt. Früher gab es im Unterricht noch die Ehrenbank für die zehn besten Schüler der Woche zunächst dem Katheder. Sie ist ganz, das Setzen nach Noten teilweise abgeschafft. Dagegen besteht noch die Ehrentafel, die an einer auffälligen Stelle des Sprechzimmers angebracht ist, am Ende jeden Monats erneuert wird und die Namen der Vorzugsschüler jeder Klasse enthält, worüber diese wieder ein Zeugnis erhalten, das wieder seinen Rabattmarkenwert hat:

LYCÉE DE BORDEAUX

**TABLEAU D'HONNEUR TRIMESTRIEL**

*Le Proviseur* soussigné certifie que le jeune *Besnard* de la classe de *Sixième* a été inscrit au Tableau d'Honneur du *1er* trimestre de l'Année Scolaire *1902—1903*

LE PROVISEUR,
*Ruette.*

*L'Élève* *Albert Besnard* *est inscrit au Tableau d'Honneur du 3e trimestre de l'Année scolaire 1902—1903.*

**Valeur : 12 heures.**

A DÉTACHER

Nun gibt es für jedes Fach jeder Klasse zum Jahresschluß Preise, und zwar je einen ersten und zweiten Preis und eine Anzahl ehrende Erwähnungen (accessits). Der beste Schüler jeder Klasse erhält auf Grund eines übereinstimmenden Beschlusses aller Professoren und Erzieher den „Auszeichnungspreis" für hervorragende Leistungen in allen Fächern. Bei Laurie steht eine bezeichnende Ermahnung eines Vaters an seinen kleinen Jungen:

„Ich vergaß, dir noch etwas sehr Wichtiges zu sagen. Der Herr Oberstudienrat ist der Ansicht, daß du den Osterpreis leicht erwerben kannst, wenn du dir ordentlich Mühe gibst. Und ich bin der Ansicht, daß sich dann vielleicht über den Flaubertstutzen reden ließe, den du gern möchtest. Aber ich mache dich nachdrücklichst darauf aufmerksam: Dafür will ich wenigstens 2 Preise sehen, und zwar den Auszeichnungspreis — was seine Voraussetzungen sind, weißt du — und den Turnpreis, den ich fast so hoch stelle wie alle andern zusammen." Auszeichnungspreis, das ist die Tradition des französischen Gymnasiums. Turnpreis, das ist das mißverstandene und französisch denaturierte Vorbild des englischen College.

Ende Juli oder Anfang August erhalten die Preisschüler in Gegenwart ihrer Angehörigen, des ganzen Lehrerkollegiums und der Spitze der Behörden in einer pompösen Schlußfeier, bei der Reden, Händeklatschen und Blechmusik eine große Rolle spielen, künstliche Lorbeerkränze und rote Bücher mit Goldschnitt. Ihre Namen werden durch die Zeitungen veröffentlicht.

Nun erst kommt die Krönung des Systems, soweit es die Mittelschule betrifft, nämlich der concours général für die besten Oberprimaner aller fran-

Digitized by Google

zösischen Gymnasien. Am gleichen Tag, zur gleichen Stunde bearbeitet jeder Schüler das gleiche Thema. Die Arbeiten werden anonym, mit Kennwort versehen, nach Paris gesandt, korrigiert und klassifiziert. Die Preisverteilung für diese Elite der Elite in der großen Aula der Sorbonne ist ein Nonplusultra von Feierlichkeit: alle gelehrten Akademien sind vertreten, die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden, Damen in den elegantesten Toiletten verherrlichen das Fest, der Unterrichtsminister verliest die Liste der Preisgekrönten, Beifall wird geschrien und geklatscht, Tusch geblasen, die Namen in den gelesensten Zeitungen veröffentlicht.

Jetzt ist der junge Mann reif für die Hochschule. Was erwartet ihn dort? Dieselbe Couleur in Grün: concours und kein Ende! Entweder der Concours d'Agrégation, eine Art philologischer Staatsprüfung, mit der heimtückischen Bestimmung, daß nur die Kandidaten das Prädikat „Bestanden" erhalten, für welche der Staat augenblicklich freie Posten hat, das heißt wieder nur die Besten; alle andern erhalten kein Diplom und gelten als durchgefallen. Ich habe französische Philologen kennen gelernt, die die schwersten deutschen Autoren lasen, mit Genuß lasen, mit Feinheit an einem Gespräch über sie teilnehmen konnten in einem Deutsch, das nur durch außerordentliche Sorgfalt den hochgebildeten Ausländer verriet, Franzosen, mit denen man über Gottfried Keller und Mörike, über Schopenhauer und Jakob Burckhardt sprechen konnte, Männer, die in jedem deutschen Staatsexamen mit Eins bestanden hätten, aber in Frankreich waren sie durchgefallen, oder vielmehr, gerade vor ihnen war das eherne Tor zum Staatsdienst krachend zugefallen, nicht etwa weil sie schlecht, sondern nur weil die anderen noch glänzender gearbeitet hatten.

Oder man kann an die Ecole polytechnique gehen, die jährlich nur 250 Studierende aufnimmt; die Zahl der sich meldenden Bewerber übersteigt manchmal 1000. Also wieder eine Auslese von einer sogar für französische Verhältnisse berüchtigten Schärfe.

So entwickelt das französische höhere Schulwesen den Geist. Wie erzieht es den Charakter? Die Überspannung des Ehrgeizes beschränkt sich natürlich nicht aufs rein Geistige, Verstandsmäßige; sie greift über in das Seelische, Sittliche; sie ist unsittlich, wenigstens wenn wir sie vom Standpunkte der Pflichterfüllung um ihrer selbst willen aus beurteilen. Der Deutsche bringt in alle Gebiete geistiger Betätigung bloß sich selbst mit; der Franzose, sich selbst und das Publikum, für das er dichtet, musiziert, denkt, handelt. Der Deutsche ist geneigt, die Akustik zu ignorieren: wenn er nur musizieren darf! Der Franzose, die Resonanz zu überschätzen: wenn es nur gut klingt! Darum ist deutsche Musik wesentlich Kammermusik, französische wesentlich Salonmusik. Deutsches Theater, soweit es dichterisch sein will, Lesedrama; französisches, Gesellschaftsdrama. Deutsche Lyrik ringt mit dem Wort und strebt zum Musikalischen; französische lebt vom Wort, schwelgt im Wort, ist rhetorisch und greift gerne ins Malerische, Beschreibende über (darum ist die neuberlinische Asphalt-, Fabrik-, und Friedrichstraßenreportage in Sonettenform ungenießbar und undeutsch; sie verhält sich zu Baudelaire etwa wie Straußens Alpensymphonie zum zweiten Satz der Fantastique oder wie Döringsseife zu Reine des Abeilles. Aber ich glaube gar, dieser Exkurs möchte ein Artikel werden . . . Kscht!).

Die Ministerialverordnung vom Jahre 1890 besagt: „Le régime intérieur de nos établissements d'enseignement secondaire, c'est presque essentiellement l'internat: Das Internat ist die wesentliche Form unserer

Digitized by Google

höheren Unterrichtsanstalten. Gewiß sind einige Gymnasien, die sogar zu den besuchtesten gehören, reine Externate; aber ihre Zahl ist so gering und sie stellen eine solche Ausnahme dar, daß man von ihnen so gut wie ganz absehen darf." Außer den Zöglingen, die weitaus die Mehrzahl bilden, gibt es noch Halb-Zöglinge, die zuhause zu Abend essen und schlafen; beaufsichtigte Stadtschüler, die die Studierzeiten des Instituts mitmachen, und reine Stadtschüler. Die Zöglinge tragen Uniform mit militärischem Schnitt. Der Vorsteher heißt proviseur. Er erteilt überhaupt keinen Unterricht und ist reiner Verwaltungsbeamter. „Ihm untersteht der ganze Unterricht, Verwaltung, Schulzucht, Real- und Personaletat; er ist verpflichtet, täglich die Krankenabteilung, die Schlafsäle und alle Teile des Hauses zu visitieren; er hat jeden Vormittag die Klassentagebücher zu kontrollieren, die Eltern zu empfangen, mit dem Verwalter und den vorgesetzten Behörden zu konferieren; außerdem ist er verantwortlich für das gesamte Rechnungswesen und führt die Oberaufsicht über die Kasse." (Bréal, Quelques mots sur l'instruction publique, zitiert in der Velhagen'schen Ausgabe.) Ihm zur Seite steht der censeur, der ebenfalls keinen Unterricht erteilt. Er stellt die Stundenpläne auf, er beaufsichtigt das Betragen, die Sitte, die Arbeit und die Fortschritte der Zöglinge, und überwacht besonders deren Stadtausgänge und Wiedereintreffen im Internat. Er beaufsichtigt die Mahlzeiten, das Aufstehen und Zubettgehen, die Pausen und die Spaziergänge. Ihm unterstehen Speisesaal, Sprechzimmer, Bibliothek und wissenschaftliche Sammlungen. Er hat die Strafen zu bestätigen, Ausgänge zu entziehen und Wohlverhaltenszettel auszustellen. Alphonse Daudet hat in dem surveillant général Herrn Viot seines reizenden autobiographischen Jugendromans „Der kleine Dingsda" die klassische Figur des censeur mit dem großen Schlüsselbund in der Hand verewigt; er war lang genug maître d'étude gewesen, um dessen Leiden und Kränkungen am eigenen Leibe zu erfahren, wie überhaupt der Petit Chose eine dichterisch wertvollere und realistischere, daher unentbehrliche Ergänzung zu Laurie ist (Velhagen 1 M 10). Der maître d'étude heißt jetzt amtlich maître répétiteur; bei den Schülern heißt er seit ewigen Zeiten pion. Die répétiteurs erteilen wieder keinen Unterricht, höchstens vertretungsweise. Sie beaufsichtigen die Schüler Tag und Nacht, bei Tisch und in den Pausen, im Studiensaal wie auf den Spaziergängen. Aber, aber, aber: „Die Repetitoren sind durchschnittlich junge Leute, die ihr anstrengendes und heikles Amt nur auf sich nehmen, um sich in Muße auf höhere Stellungen vorbereiten zu können." (Bréal a. a. O.) Man nehme hinzu, daß kein Mann sich zum répétiteur hergeben wird, wenn er nur einigermaßen die Mittel hat, sich anders durchzuschlagen und auf den Staatskonkurs vorzubereiten; also lauter sehr junge Erzieher, mittellos und schlecht bezahlt, ohne inneren Erzieherberuf und Erzieherfreudigkeit, die ihre Stellung ungern antreten und ausfüllen, sie nur als Notbehelf und Durchgangsposten betrachten, um sie bei erster sich bietender Gelegenheit mit einer zusagenderen, wenn irgend möglich in Paris, zu vertauschen. Mit einem Wort: Mietlinge. Das ist einer der Kardinalfehler des französischen Internats. Der Erzieher wird so nicht nur ein natürlicher Erbfeind des Schülers, den man hinters Licht führt, sondern zugleich ein schlecht sich wehrender Dienstbote, den man quält, wie nur französische Lausbuben quälen können. Die professeurs behandeln die répétiteurs mit dem Mitleid des ehemaligen Schicksalsgenossen und der Verachtung des nunmehrigen Höhergestellten.

Digitized by Google

Die Schüler können schon mit 5 bis 6 Jahren in eine Mittelschule aufgenommen werden und bleiben durchschnittlich bis zum 17. oder 18. Jahre. Die Klassen heißen von unten nach oben: classe enfantine, classe préparatoire, huitième, septième bilden die division élémentaire; sixième, cinquième und quatrième die division de grammaire; troisième, seconde und Rhétorique die division supérieure, an die sich der erste Teil des baccalauréat anschließt; hierauf folgt die Klasse, welche Philosophie genannt wird, nach ihr der zweite des baccalauréat. Dieses entspricht ungefähr unserm Abiturientenexamen, wird aber an der betreffenden Fakultät abgelegt. Die riesigen französischen Schulkasernen gliedern sich nach dem Alter der Schüler in 3 bis 4 auch räumlich scharf getrennte Unterabteilungen, von denen jede ihre eigenen Spielhöfe, Studier-, Speise- und Schlafsäle hat. Glockenzeichen sind nicht üblich. Der Schuldiener gibt durch Trommeln das Zeichen zum Aufstehen, Anfang und Schluß der Arbeits- und Tischzeit u. s. w. Auch das ist napoleonisch. Die Mahlzeiten sind gut, die Schlafenszeit reichlich, die Spaziergänge zahlreich. Besonders beliebt ist der Donnerstagnachmittagspaziergang, der sich weiter ausdehnt, vom censeur bis ins einzelne vorgeschrieben und genauestens kontrolliert wird. Der Bericht über einen Schulausflug sieht so aus:

## LYCÉE DE BORDEAUX.

**Promenade du** *10 / 7* **1902.**

NOMBRE DES ÉLÈVES *26.*

**DIVISION** *moyens.*

*Heure du départ* ..... *1 heure et demie* ..... *Aller: Pont de Pierre, Quai Deschamps, La Souye, Route de la Tresne; s'arrêter après la Souye* .....

*Retour par* ..... *id.* .....

.....

*Heure de l'arrivée au Lycée* ..... *4 heures 15 m.* ..... A-t-on suivi le trajet indiqué? ..... *Oui* ..... Le garçon a-t-il suivi? ..... *Oui* .....

NOMS DES ÉLÈVES.

| | |
|---|---|
| 1 *Lépine* ..... | 5 *Dubois* ..... |
| 2 *Chobaneau* ..... | 6 *Marmontel* ..... |
| 3 *Levrier* ..... | 7 *Besnard* ..... |
| 4 *Faideau* ..... | 8 *Gillot, etc.* ..... |

OBSERVATIONS.

*Pluie battante pendant la promenade* .....

.....

*Vu: Le Surveillant général,* *Demarseille.*

*Le Répétiteur,* *Lannes.*

Digitized by Google

Der garçon ist ein Schuldiener, der für alle Fälle mitgenommen wird. An manchen Anstalten werden die Schüler, mit denen man sehr unzufrieden ist, in einem besondern peloton de punition zusammengestellt; sie dürfen nicht miteinander sprechen oder spielen, sondern nur stramm und stumm marschieren (une marche vive en silence), also der richtige Sträflingstrott. Schüler, deren Eltern nicht am Orte der Schule wohnen, werden von einem von der Schulleitung anerkannten correspondent zu Ausgängen abgeholt und wieder abgeliefert, wobei bescheinigt werden muß, wo und wie die Zwischenzeit verbracht wurde.

Kein Augenblick ohne Aufsicht, ohne Kontrolle, ohne schriftlichen Beleg über Aufsicht und Kontrolle. Somit der Gegenpol des englischen Internatssystems, das darin besteht, den Schüler zum Gefühl des Selbstrespekts und der eigenen Verantwortung, zur Selbständigkeit, in Freiheit zur Freiheit zu erziehen. „Der sichere Weg zu willigem Gehorsam und männlicher Selbstzucht führt nicht durch Sklaverei, sondern durch Freiheit." Das Wort Kingsleys drückt den ganzen Unterschied zwischen französischem und englischem Internat aus. Der Grund ist: Das englische Internat ist eine rein auf Erziehung abzielende eigenartige Weiterbildung des Familienlebens und ein ausgesprochenes Landgewächs, das französische hingegen ist das ins Kasernenhafte karrikierte Jesuitenkonvikt und ein ausgesprochenes Stadtprodukt.

Wir dürfen uns bei der Betrachtung des französischen Schulwesens nicht verhehlen, daß wir in mehrfacher Hinsicht auf Grund einer ähnlichen Überspannung der Staatsaufsicht allmählich in ähnliche Zustände hineingeraten, zum Teil schon in sie hineingeraten sind. Auch in Deutschland ist das Angebot für die höheren Berufe ungesund übermäßig. Eine Anzahl von ihnen sind so gut wie gesperrt, fast alle schauderhaft überfüllt; wir haben Dreier-Erlasse für die Juristen, Dreierklauseln für die Philologen, die Anwälte sehen im numerus clausus das einzige Rettungsmittel, die Ärzte lassen durch den Leipziger Verband ein cavete ums andre ins Land hinaustönen usw. Der Kampf um die Staatskrippe ist auch bei uns erbittert und schwer geworden. Die Bürokratisierung des Schulbetriebs hat auch bei uns bedenklich um sich gegriffen, die Selbständigkeit der Lehrerkollegien, Freiheit und Selbstverantwortung in wesentlichen und unwesentlichen Dingen sind mehr und mehr eingeschränkt, die Bestimmungen über die geringfügigsten Dinge immer zahlreicher, das Schreibwesen immer mehr Selbstzweck geworden. (Wir Alle täten gut, wieder einmal Humboldts „Grenzen der Wirksamkeit des Staats" gründlich durchzuarbeiten und ernstlich zu überlegen, ob nicht das Eingreifen des Staats in Alles und Jedes schließlich nicht nur zum Nachteil des Individuums, sondern durch die dadurch bewirkte Verkümmerung der Individuen zum Nachteil des Staates wird. Doch dies nebenbei, und — für später!) Auch wir überschätzen das Notenwesen, wenn auch die pedantischen Listen der Franzosen, mit denen bei uns nur subalterne Schreibernaturen liebäugeln, von verständigen Unterrichtsverwaltungen in ihrer völligen Wertlosigkeit und Schädlichkeit durchschaut werden. Auch unsere Examina wurden immer mehr Drill- und Paradestrapazen von fragwürdigem Wert und fragloser körperlicher und geistiger Schädigung. Am bedenklichsten ist es, jungen Leuten keine oder zu wenig Zeit für sich selbst zu lassen: für ihre besonderen Interessen und Liebhabereien, für Sport und Spiel ohne Aufsicht (das ist das Entscheidende: keine andere Aufsicht als Selbstaufsicht!), für — ja für was eigentlich? Für jenes dumpfe, gleichsam unterirdisch genährte, unbewußte, dämmernde Wachsen, körperlich und geistig, so

Digitized by Google

wie ein Baum wächst oder ein junges Pferd; also, wenn man es so ausdrücken will, fürs Nichtstun? Jawohl, meine Herren: Wenn man es so ausdrücken will, fürs Nichtstun!

Kein französischer Denker hat das Schulwesen seines Landes so oft, so gründlich und so unerschrocken kritisiert, wie der Historiker Hippolyte Taine. Er hat es durchgemacht als Schüler des Collège Bourbon in Paris, als Zögling der École normale supérieure, als maître répétiteur in Nevers, Toulon und Poitiers, und als Inspizient der verschiedensten französischen Unterrichtsanstalten. Sein Urteil, wie er es besonders in seinem Lebenswerk, der „Entstehung des zeitgenössischen Frankreich" niedergelegt hat, ist vernichtend.

„Wenn der Schüler arbeitet, so geschieht es nicht, um zu lernen und Kenntnisse zu erwerben, sondern um in der Klasse der Erste zu werden. Man entwickelt nicht seine Wahrheitsliebe oder seinen Wissensdurst, sondern sein Gedächtnis, seinen Geschmack, seine literarische Begabung, höchstens noch die Fähigkeit logischer Anordnung und Anleitung, vor allem aber den Wunsch, seine Mitschüler zu übertreffen, sich auszuzeichnen, zu glänzen .... Wir erziehen nicht, wir unterrichten, sagte Saint-Marc Girardin; wir pflegen und entwickeln den Geist, nicht das Gemüt ... Einer der schlimmsten Nachteile ist das unter Kloster- oder Kasernenzucht stehende Internat, das die allmächtige Staatsunterrichtsverwaltung durch ihre ansteckende Berührung zuerst auf ihre eigenen Untergebenen, und dann auf ihre Konkurrenten übertragen hat. Das gekünstelte, forcierte, übertriebene französische Internat ist außerhalb Frankreichs fast unbekannt.... Acht bis zehn Jahre lang wird die Hälfte unserer Knaben und Jünglinge in einer natur- und gesellschaftswidrigen Lebensweise, in strenger Klausur erzogen. Alles geschieht gemeinsam, schablonenhaft, mit ängstlicher Regelmäßigkeit, unter dem Walten einer gleichmachenden Zucht und eines fortwährenden Zwangs.... Es ist kein Wunder, daß unsere Söhne nach dem Verlassen des Gymnasiums entlaufenen Pferden gleichen; sie bäumen sich gegen jeden Zügel und machen jede Dummheit ... sie hegen die Gelüste ausgebrochener Hirsche oder junger Barbaren, machen sich von den Frauen unklare, frühreife, rohe und zynische Vorstellungen, während ihr voreiliges Urteil über die Männer leicht chimärisch und revolutionär wird .... Vom ersten bis zum letzten Tag darf der Schüler keine Stunde nach eigenem Belieben verwenden. Fast alles, was er tut, geschieht auf Befehl, namentlich alles Äußerliche: Haltung, Bewegung, Vorbeimarschieren, Schweigen, Stillstehen ... Der zwanzigjährige Ex-Gymnasiast sieht sich plötzlich umgeben von den zahlreichen Versuchungen der Kneipe, der Straße, des Ball-Lokals und der schlüpfrigen Literatur, lauter Dinge, gegen die ihn seine Erziehung nicht gewappnet hat. Statt seine sittliche Kraft zu stählen, hat das lange und strenge Internat seine sittliche Schwäche genährt. Er erliegt den Versuchungen und dem bösen Beispiel, schwimmt mit dem Strom und läßt sich widerstandslos treiben. In Bezug auf Gesundheit, Geld und Weiber ist es fast unvermeidlich, daß er eine Menge dummer Streiche macht, und er kann von Glück sagen, wenn er sich in den drei bis fünf Jahren seines Studentenlebens bloß halb ruiniert .... Er hat Vorlesungen gehört, Handbücher studiert und wiedergekäut, sich Übersichten von Übersichten angeeignet, Formeln und Zeichen auswendig gelernt, seinem Gedächtnis eine ungeheure Menge von Allgemeinheiten und Kenntnissen einverleibt ... Es war zuviel, daß man von diesen jungen Leuten verlangt hat, an einem bestimmten Tag zwei Stunden lang eine lebende Enzyklopädie einer bestimmten Gruppe von Wissenschaften zu sein. Sie konnten es vielleicht

Digitized by Google

einmal sein, zwei Stunden lang, aber einen Monat später könnten sie es nicht mehr. Ein zweites Mal könnten sie eine solche Prüfung nicht bestehen. Das Erlernte entschwindet großenteils ihrem Gedächtnis und Neues lernen sie nicht... Ein fortgesetztes mechanisches Bestreben, jedes Hirn schwammgleich mit dem vollen Maß wissenschaftlicher Flüssigkeit zu durchtränken und es wenigstens bis zum Schluß der Prüfung ganz gefüllt zu erhalten, auf die Gefahr hin, daß der Schwamm sich nachher rasch und vollständig entleere. Daher die vorzeitige, übermäßige Verschwendung und Ausbeutung der geistigen Spannkraft."

Was Taine über die Mängel des französischen Internats die Augen öffnete, war sein Bekanntwerden mit dem englischen. Er kannte Eton und Harrow aus eigener Anschauung: das Kapitel über Erziehung in den „Aufzeichnungen über England", (die nebenbei viel aufschlußreicher, frischer und besser beobachtet, daher in Deutschland weniger gekannt und geschätzt sind als Taines „Italienische Reise"), hat etwas verzweifelt rührendes, etwa wie das Buch der Frau von Staël über Deutschland: Hier ist das, was uns Franzosen fehlt! hier ist Natur und Gesundheit!

Auch das englische Internat besteht aus Unterabteilungen, die räumlich getrennt sind, aber diese Unterabteilungen sind nicht Kasernentrakte, sondern Familienhäuser mit 10 bis 30 Pensionären, mit dem betreffenden Professor als Vater, seiner Frau als Mutter, den Kameraden als Brüdern. „Gewöhnlich wohnen sie zu zweit in einem Zimmer; die Großen haben eines ganz für sich. So hat das Kind seine Wohnung, es speist drei Schritt von einer Dame entfernt, es ist ein Individuum unter Individuen... Bei uns ist ein Gymnasium ein riesiger Steinkasten mit einem einzigen Loch mit Gitter und Pförtner. Hier ist die Schule in einer Kleinstadt, mit hundert offenen Ausgängen aufs freie Land.... Diese englischen Jungen sind fast so frei wie Universitätsstudenten; sie sind verpflichtet, den Unterricht zu besuchen, die Studier- und Mahlzeiten, und Abends zu einer bestimmten Stunde da zu sein, sonst nichts. Der Rest des Tags gehört ihnen. Sie müssen natürlich ihre Aufgaben machen; aber sie können sie machen wo sie wollen und wann sie wollen. Der eine studiert beim Buchhändler, andere sitzen auf einem Geländer und lesen. Man trifft sie auf den Straßen, beim Kuchenbäcker, beim Wursthändler. Sie laufen aufs Feld hinaus, fischen, baden, nehmen Nester aus. Sie sind Herren über ihre Zeit und über ihr Geld, bewirten sich auf ihrer Bude, kaufen Dinge, mit denen sie sie ausschmücken. Alles ist Freiheit und Verantwortlichkeit."

Über die Ballspiele, Cricket, Fußball u. s. w. „Hier sind Keime zur Gesellschaftsbildung, eine Lehrzeit von Befehlen und Gehorchen, da jede Cricketvereinigung sich einer Zucht unterwirft und sich ein Oberhaupt wählt. Aber das Prinzip greift weiter: Jungen und Jünglinge bilden zusammen einen Organismus, einen kleinen Sonderstaat, der seine Häupter und Gesetze hat. Diese Häupter sind die Schüler der obersten Klasse, im engern Sinn die fünfzehn ersten Schüler (monitors), und in jedem Hause der erste Schüler. Sie halten Ordnung, und sind das, was bei uns die maîtres d'études sind. Sie hindern die Großen, die Kleinen zu mißhandeln, entscheiden bei Streitigkeiten, greifen ein, wenn ein Junge eine dumme Geschichte mit einem Bauern oder Krämer hat, bestrafen die Schuldigen. Kurz, Schüler werden von Schülern regiert, und ein Jeder unterwirft sich ihrer Autorität, weil er weiß, daß er sie später selbst ausüben wird. Das ganze letzte Jahr ist er auf Seite der Disziplin, hilft Disziplin halten, erlebt den Nutzen der Disziplin, nimmt sie willig an anstatt sich gegen sie aufzulehnen wie der junge Franzose. Wenn er daher von der

Digitized by Google

Schule abgeht und ins Leben eintritt, ist er weniger leicht geneigt, die Disziplin albern zu finden und die Autorität lächerlich; er begreift Freiheit und Unterordnung; darum ist er reifer, die Bedingungen einer Gesellschaft zu erfassen, Rechte und Pflichten eines Bürgers.... Von allen Seiten komme ich zum selben Ergebnis: in England gibt es nicht die scharfe Trennung zwischen dem Leben des Jungen und dem des Erwachsenen; Schule und Gesellschaft sind nebeneinander, ohne Zwischenmauer, ohne trennenden Graben.... Diese Jungen sind zugleich kindlicher und männlicher, während der französische Schüler, besonders der des Internats, gelangweilt, verdrossen, frühreif, viel zu frühreif ist; er ist im Käfig und seine Phantasie gährt."

Taine geht nicht minder genau auf die Schattenseiten des englischen Systems ein: die einseitige Ausbildung des Körpers, Bevorzugung des Sports, Entwicklung der Kampfeslust (letztere vielleicht für Franzosen überflüssig, für Deutsche wohltätig), körperliche Strafen, das Fuchs-System (fagging), Mangel an ernsthafter geistiger Zucht. Aber im Ganzen sieht er doch, daß die Vorteile die Nachteile überwiegen. Das beweist sein Schluß: „Arme, arme Franzosen! Wir sind von gestern und ruiniert vom Vater auf den Sohn durch Ludwig XIV., Ludwig XV., durch die Revolution, durchs Kaiserreich. Wir hatten zerstört, wir haben alles wieder herstellen müssen. In England bricht die folgende Generation nicht mit der vorhergehenden; die Reformen stützen sich auf die Institutionen, und die Gegenwart ruht auf der Vergangenheit und setzt sie fort."

## Eine Kriegsdenkmünze für die Auslanddeutschen.

Dem letzten (28.) Heft des „Deutschtums im Ausland" entnehmen wir den Gedanken der folgenden Anregung: Außer unsern Soldaten draußen hat in diesem Krieg niemand dem Vaterland schwerere Opfer gebracht als die Auslanddeutschen. An jedem, der in sozialer Hilfsarbeit steht, sind in diesen Monaten ihre Gestalten vorübergezogen: Frauen, Kinder, Kranke, Greise, denen ihr Gut zerschlagen, ihr Heim verwüstet, ihre Gesundheit zerstört worden ist — weil sie Deutsche sind. Hunderttausende von ihnen, von denen wir nur sparsam traurige Nachricht hören, liegen in Sammellagern von Schottland bis Südafrika, von Sibirien bis in die Südsee — weil sie Deutsche sind. Wir erinnern uns wohl noch aus harmlosen Friedenszeiten der klugen Vogelstraußreden, als ob diese Landsleute draußen uns doch im Grunde wenig mehr angingen, als ob ihr Hauptlebenszweck sozusagen der sei, Diplomaten, die doch zu Besserem geschaffen wären, von Zeit zu Zeit das angenehme Leben zu stören. Wir wollen, solange die Waffen reden, mit Bitterkeiten unter uns zurückhaltend sein. Aber jene Landsleute in fremden Ländern haben jetzt Namenloses erlitten, aus keinem andern Grund, als weil sie Blut von unserm Blut sind. Weil sie unserm Volk treu geblieben waren, sind sie von unsern Feinden für vogelfrei erklärt worden. Weil sie des Kaisers geblieben waren, sollten sie beschimpft und gedemütigt werden. Es scheint uns ein schöner Gedanke, daß der Deutsche Kaiser sie dafür mit einem offnen Ehrenzeichen schmücke. Das Deutschtum selbst hat in ihnen über die ganze Welt hin erniedrigt werden sollen; wir glauben uns stark genug, diese Erniedrigung über die ganze Welt hin in eine Ehre umzuwandeln. Wenige Denkmünzen würden eine mächtigere Sprache reden als diese, die stolze Treue über alle Länder und Meere offen mit stolzer Treue erwidert. Jeder von uns wird zeitlebens jeden Landsmann dankbar begrüßen, der dies Ehrenzeichen an der Brust trägt.

Digitized by Google

# Erlebnisse eines Arztes in Frankreich.

## Von Dr. med. Max Schneider in Berlin[1]).

Vor dem Kriege befand ich mich in Frankreich, wo ich seit 1907 in St. J. als Arzt tätig war. Ich tat dort viel Gutes und war besonders bei der armen Bevölkerung des Ortes, die ich gratis behandelte, sehr beliebt und angesehen. Ich dachte daher nicht im entferntesten daran, daß mir in Frankreich je etwas Mißliches passieren könnte, hatte mir doch der Stellvertreter des Bürgermeisters in Aussicht gestellt, ich könnte dableiben, falls der Krieg ausbräche und hätte nichts zu befürchten.

Am Sonntag, den 2. August, früh fand ich einen Maueranschlag vor, laut welchem die allgemeine Mobilisation befohlen war. Der erste Mobilmachungstag begann um 12 Uhr in der Nacht von Sonnabend, den 1. August, auf Sonntag, den 2., und endigte um Mitternacht. An diesem Tage hatten die Deutschen und Deutsch-Österreicher Frankreich zu verlassen oder sich für einen Aufenthalt in einem Lager im Innern Frankreichs zu entscheiden. Wer am 3. Mobilmachungstage noch im befestigten Lager von Nizza angetroffen wurde, würde als Spion arretiert werden. Ich begab mich sofort auf die Mairie und bat um einen Laisserpasser. Ich wurde mit lebhaftem Bedauern empfangen und ersucht, um 2 Uhr wiederzukommen, um den Schein in Empfang zu nehmen. Als ich um 2 Uhr wieder kam, wurde ich durch zwei Gendarmen verhaftet, also vor der deutschen Kriegserklärung. Ich wurde darauf in Begleitung des Stellvertreters des Maires in meine Wohnung geführt, wo alle meine Papiere und Briefschaften beschlagnahmt, eingepackt und mitgeführt wurden. Der Stellvertreter drückte mir fortgesetzt sein Bedauern aus, und versicherte mich, daß ich, wenn in meinen Papieren nichts Verdächtiges gefunden werden würde, woran er nicht zweifle, am nächsten Tage abreisen könne. Darauf fuhren wir nach Nizza auf die Präfektur, wo der Präfekt mir mitteilte, daß mein Fall geprüft werden würde. Er befahl darauf den Gendarmen, mich nach der Jetée-Promenade, einer Musikhalle an der frequentesten Promenade Nizzas, zu überführen. Die angesammelte Volksmenge verhielt sich ruhig. Auf der Jetée empfing mich der Commissaire-Spezial Orsati. Auf meine Frage, warum ich arretiert worden wäre, antwortete er höhnisch: „Sie sind Deutscher? Nun wohl, das genügt." Ein hochangesehener Deutscher, der viel für die Armen Nizzas getan hatte, war schon vor mir am gleichen Orte eingetroffen, ebenfalls der Spionage angeklagt. Ich bat den Kommissär, mir den Besuch des deutschen Konsuls zu verschaffen und erhielt die Antwort, er sei bereits abgereist. Mein Ersuchen, den amerikanischen Konsul zu benachrichtigen, wurde abgeschlagen. Im Laufe der nächsten Tage wurden noch mehrere Herren und eine Dame zu uns auf die Jetée gebracht, sodaß wir am Donnerstag, den 6. August, 10 Verhaftete waren. Inzwischen hatte die Nizzaer Zeitung auf die Spione in der Jetée das Publikum aufmerksam gemacht. Täglich vermehrten sich die Neugierigen, die uns angafften, und anfingen, laute Drohungen gegen uns, Kaiser Wilhelm und die Boches auszustoßen. Am Donnerstag, den 6. August, abends ereignete sich dann, was die Behörden offenbar gewünscht hatten: Nachdem eine Horde von Apachen die deutsche Taverne Gothique in der Avenue de la Gare zerstört hatten, zog sie vor die Jetée

[1]) Der Verfasser, der bei Kriegsausbruch 57 Jahre alt war, ist auf die im folgenden Bericht enthaltenen Tatsachen vereidigt worden.

Digitized by Google

in Stärke von 1200—1500 Mann, die Marseillaise brüllend, und versuchte das trennende Gitter zu stürmen unter den Rufen: Nieder Wilhelm, Tod den Spionen, die Boches ins Wasser. Wir hatten uns mit eisernen Stangen bewaffnet, bereit, um unser Leben zu kämpfen. Auf die Hilfe der sieben uns beschützenden Soldaten konnten wir nicht rechnen, da sie erklärten, sie würden auf ihre Brüder nicht schießen, um uns zu retten. Es gelang dem Serganten, nun durch Parlamentieren die Bande solange zurückzuhalten, bis 12 Radfahrerpolizisten erschienen, denen es nach einer Stunde gelang, die Horde zum Abmarsch zu bewegen. Damit waren wir gerettet.

In derselben Nacht noch wurden wir von Gendarmen abgeholt und nach dem Zellengefängnis von Nizza gebracht. Wir wurden gleich Verbrechern durchsucht und mußten uns entkleiden. Man nahm uns Geld, Wertsachen, Krawatten, Hosenträger ab, und dann wurde jeder für sich in eine Zelle gesperrt. Die Behandlung während der 9 Wochen, die wir dort zubringen mußten, war brutal, das Essen schlecht, und beim geringsten Vergehen wurden wir bestraft. So wurde ein Herr E. M. . . . . nur, weil er zu dem Wärter gesagt hatte, er könne doch etwas höflicher sein, 25 Tage in eine ekelerregende, dunkle Zelle bei Wasser und Brot eingesperrt. Er hat sich dabei zweifellos die Herzkrankheit zugezogen, von der er seitdem befallen ist. Ich beschäftigte mich während dieser Zeit hauptsächlich mit der Vernichtung der Wanzen, die in geradezu fabelhafter Anzahl vorhanden waren. Wir blieben im Zellengefängnis vom 6. August bis zum 7. Oktober, ohne jemals vor einem Untersuchungsrichter zu erscheinen, und ohne irgendwie zu erfahren, warum wir eingesperrt seien. Auf meine wiederholten Fragen erhielt ich stets die gleiche Antwort: „Sie sind Deutscher, das genügt." Man kann sich ausmalen, welche moralischen Qualen wir zu leiden hatten, so abgeschlossen von der Welt, ohne Nachricht von außen, in der Unmöglichkeit, mit irgend jemand ein Wort zu wechseln. Der amerikanische Konsul in Nizza, den ich um Hilfe bat, antwortete mir erst auf meinen zweiten Brief und nachdem ich mit Berlin gedroht hatte: daß er nichts machen könne.

Am 7. Oktober abends mußten wir uns zur Abreise bereit halten. Man gab uns unsere Sachen zurück, und wir harrten in der Vorhalle des Gefängnisses der Dinge, die da kommen sollten. Um 11 Uhr nachts erschienen vier Gendarmen, die sofort in der brutalsten Weise auf uns eindrangen, uns Ketten anlegten und zu zweien oder dreien aneinanderfesselten. Dann wurden wir in den grünen Wagen eingepfercht und nach dem Bahnhof gebracht. Im Zuge nahm man uns die Ketten nicht ab, und so wurden wir nach Cannes gebracht. Vom Canner Bahnhof bis zum Zollamt am Kai gingen wir zu Fuß aneinandergekettet durch die Stadt, die zum Glück menschenleer war, denn sonst wären wir sicherlich ebenso mißhandelt und mit Schmutz beworfen worden, wie andere Abteilungen Gefangener, die später auf die Insel Ste. Marguérite gebracht wurden.

Auf dem Zollamt wurden wir von den Ketten befreit, einer Abteilung Soldaten übergeben, morgens unter dem Gejohle und Gespött der herbeigeeilten Bevölkerung eingeschifft und mit weiteren 30 bis 40 Leidensgefährten, Damen und Herren, auf die Insel Ste. Marguérite gebracht, die durch die eiserne Maske und die Internierung Bazaines berühmt geworden ist.

Ich blieb in diesem Sammellager vom 8. Oktober 1914 bis zum 11. Februar 1916, wo ein Austausch meinen Leiden ein Ende setzte. In Cannes stellte uns der Unterpräfekt die Frage, ob wir Bettzeug und Bettstellen mitgebracht hätten. Ein

Digitized by Google

echt französisches Vorgeben. Auf meine Verneinung teilte er uns mit, daß er nur Stroh für uns habe. Auf der Insel wurden wir in stallähnliche Räume geführt, in denen sich nichts befand, als Staub und Schmutz. Wir reinigten die Zimmer und rollten dann Ballen Stroh von der Meeresküste bis zur Höhe hinauf, auf dem sich das Fort befindet. Die Meisten von uns kamen in große Räume zu 18 bis 20 Personen. Dort lagen wir dicht aneinander gedrängt auf steinernem Boden im Stroh, ohne Decken oder Kissen. Nachts war darin die Luft unerträglich, denn man denke, welche Gesellschaft dort zusammengewürfelt war: Privatiere, Gelehrte, Arbeiter, Landstreicher, alles durcheinander. Einige ältere Herren bekamen kleinere Zimmer, doch das waren Ausnahmen. In einem Zimmer waren zusammen untergebracht 2 Ehepaare, 1 Mutter mit 2 zehnjährigen Mädchen, 1 Junggeselle, ein Zustand, den ein französischer Abbé als Skandal bezeichnete.

Im Dezember wurden endlich von unseren Damen Strohsäcke genäht. Auch wurden einige Decken an Alte und Kränkliche verteilt. 50 Matratzen, die von einer deutschen Dame zu unserem Gebrauch geschickt worden waren, wurden den Soldaten zuerteilt. Im Januar 1915 wurde das Stroh in den Säcken erneuert, seitdem nicht mehr. Das war natürlich ganz im Sinn der Flöhe, die sich in unglaublicher Menge vermehrten und eine schauderhafte Plage für uns bildeten. Läuse hatten uns die im Gefängnis von St. Paul in Lyon anfangs internierten und dann auf die Insel gebrachten Deutschen mitgebracht. Auch einige Fälle von Krätze wurden aus dem Lyoner Gefängnis importiert. Meinen Ratschlägen ist es zu danken, daß wir mit den letzteren Übeln fertig wurden; die Flöhe aber waren nicht auszurotten. Wenn wir zum Schluß des Jahres 1915 alle mit Bettstellen versehen waren, so war das nicht ein Verdienst der französischen Regierung, sondern das unserer Leute, die sich darangemacht hatten, Naturbettstellen zu fabrizieren. Die Abortverhältnisse waren ungenügend und ungesund, anfangs hatten wir deren nur 3 zur Verfügung, später, nach einem Jahre, kamen noch 2 dazu; diese durften aber nur tagsüber benutzt werden, da sie sich außerhalb des uns zur Verfügung gestellten, mit Mauern umschlossenen Kasernenhofes befanden. Nachts wurden auf dem Hofe Kübel aufgestellt, die bei Sturm, Regen und Kälte benutzt und von uns selbst am andern Morgen geleert werden mußten.

Ebenso primitiv war die Waschgelegenheit. Anfangs wuschen wir uns auf dem Hof, indem wir uns gegenseitig aus einer Kanne Wasser in die Hände gossen. Dann bekamen wir die Erlaubnis, uns an bestimmten Stunden im Waschraum der Soldaten zu waschen, wo etwa 12 Hähne Wasser in ungenügender Menge spendeten. Das Wasser mußte von unseren Leuten in Tonnenwagen fünfmal täglich aus einem Brunnen am Meeresufer geholt und den Berg heraufgezogen werden, keine kleine Arbeit, besonders im Sommer bei 35 Grad Hitze.

Die Verpflegung war unter aller Kritik, und wenn sie auch nach einem Jahre besser geworden ist, so ist sie doch auch heute noch ungenügend. Wir bekamen anfangs: morgens ein kleines Glas Kaffee, um 11 Uhr eine dünne, sehr zweifelhafte Suppe, darauf einen Teller sogenanntes Gemüse. Um 5 Uhr das gleiche. Das Gemüse bestand in Reis, weißen oder roten Bohnen, Linsen, Nudeln, Kichererbsen, alles schlechter Qualität, mit meist fauligem, muffigem Beigeschmack; zweimal in der Woche war Fleischtag. Am Sonntag gab es Rindfleisch (in einem Stück wurde einmal eine Gewehrkugel gefunden) mit Kartoffelgemüse und am Donnerstag ein Stück Lunge oder Milz oder Flecke. Alles dieses aber in mikroskopischer Menge. Wir sollten eigentlich jedesmal 175 Gramm Fleisch erhalten. Drei Por-

Digitized by Google

tionen Fleisch, die ich selbst dem französischen Arzte zur Prüfung überbrachte, und die wir auf einer Briefwage wogen, ergaben als Resultat zusammen 37,5 Gramm Wer Geld hatte, und das waren die wenigsten, konnte sich zu teuren Preisen in der Kantine etwas kaufen; sonst wurde für die allgemeine Verpflegung nichts gezahlt. Erwähnen will ich noch, daß wir täglich etwa 120 Gramm Wein mittags und abends bekamen. Dieser wurde uns aber, nachdem wir 1915 Kaisers Geburtstag in meinem Zimmer gefeiert hatten, entzogen. Brot bekamen wir täglich etwa 250 Gramm. Anfangs oft schimmliges, ungenießbares Militärbrot, nach Reklamation aber dann gutes Weißbrot.

Die Beschaffung von Zusatznahrungsmitteln war bei diesem Zustande absolut nötig und auch erlaubt. Wer Geld hatte, kaufte in der Kantine, die auch die allgemeine Verpflegung für uns zu besorgen hatte. Wer keines hatte, suchte sich solches zu beschaffen. Die Not macht erfinderisch. Viele entdeckten Talente an sich, von denen sie bisher nichts wußten. So fing der eine an, Stühle anzufertigen und sie zu verkaufen. Andere bauten Bettstellen, wieder andere malten, zeichneten und verkauften die Erzeugnisse als Andenken an die Insel Ste. Marguérite. Wer kein Geld und auch kein Talent hatte, der trat als Bursche bei einem andern ein und vertrat ihn gegen Entgelt bei der Zwangsarbeit. So kam es, daß die meisten sich kleine Erleichterungen ihrer traurigen Lage verschaffen konnten. Über die Kantine sah ich mich gezwungen, ständig Beschwerde zu führen. Ich machte mich dadurch bei den Militär- und Zivilbehörden verhaßt, drückte aber vielfach meine Forderungen durch, zum Beispiel in der Fleischfrage erreichte ich, daß die Portionen vergrößert und Lunge, Milz und Flecke gänzlich ausgeschieden wurden. Für letztere wurden zwei kleine Würstchen verabreicht, die allerdings meist sehr zweifelhafter Natur waren. Die Ernährung wurde somit ein wenig besser, blieb aber immerhin ungenügend und ungesund. Es konnte denn auch nicht ausbleiben, daß nach acht Monaten Gefangenschaft eine Ruhrepidemie das Lager heimsuchte, von der nur wenige von uns verschont blieben. Gott sei Dank war kein einziger Fall tötlich. Was uns besonders an der Kantinenwirtschaft empörte, war die Tatsache, daß die Gelder, die sie von der Regierung für unsere Verpflegung empfing — 1 Fr. auf Kopf und Tag — zum Teil zur Bestechung der Militärbehörden und des Regierungskommissärs, der dem Lager vorstand, verwendet wurden. Letzterer, namens Delnaud, bezog vom Kantinier ein monatliches Fixum von 1000 Frcs., wie die Nichte des Wirtes behauptete. Die Tatsache, daß die Behörden geschmiert wurden, hat die Wirtin mir gegenüber selbst zugegeben. Dieser Delnaud war überhaupt der böse Geist des Lagers. Er tat alles, was er konnte, um uns zu quälen und zu schikanieren. Er beleidigte uns, bedrohte uns mit Erschießen und Niederstechen, unterdrückte unsere Korrespondenz und ließ zu, daß unsere Pakete bestohlen wurden, falls sie überhaupt ankamen. Es ist absolut sicher, daß Hunderte von unseren Briefen und Paketen verschwunden sind. Kamen Briefe von uns an unsere Angehörigen an (von fünf einer), so waren sie in der Regel 2 bis 3 Monate unterwegs.

Über die Trinkwasserversorgung hatten wir sehr zu klagen. Wenn es regnete, war dafür für einige Monate gesorgt; waren die Zisternen aber leer, dann mußten wir mit dem eigentlich nur zum Waschen bestimmten, salzig schmeckenden Brunnenwasser, das vom Meeresufer heraufgeholt werden mußte, fürlieb nehmen. Als auch dieses versagte, wurde eine vorher ärztlicherseits verbotene alte Zisterne geöffnet. Man warf übermangansaures Kali hinein und wir waren gezwungen,



Digitized by Google

dieses rötlich schimmernde Wasser zu uns zu nehmen. Als auch diese versagte, ließ man endlich, endlich gutes Trinkwasser aus Cannes kommen, wie es längst für die Soldaten geschehen war. Davon durfte jeder täglich zwei Liter entnehmen.

Was die Behandlung betrifft, die man uns zuteil werden ließ, so kann man sie mit einem Worte bezeichnen: gehässig. Man sah den Leuten den Haß an, den sie für uns empfanden. Im Anfange unseres Aufenthaltes hatten wir manche Beschimpfung zu erdulden, das änderte sich jedoch, als ich eines Morgens nach dem Appell auf eine gemeine Beschimpfung hin, die ein Soldat an die Adresse unseres Kaisers richtete, dem Adjutanten ruhig aber fest erklärte, wir würden in Zukunft jeden, wer es auch sei, niederschlagen, der es noch einmal wagen würde, unseren Kaiser oder uns zu beleidigen. Seit dieser Zeit hatten wir wenigstens Ruhe vor der Soldateska. An allerlei Schikanen fehlte es aber nie und beim geringsten Verfehlen wurden Leute von uns eingesperrt. Ungünstiges über Deutschland erfuhren wir nicht durch die Soldaten, wohl aber machte sich der schon genannte Kommissär Delnaud ein Vergnügen daraus, uns damit zu dienen. So erwiderte er mir, als ich ihm eine persönliche Frage stellte, mit den höhnischen Worten: Übermorgen sind die Russen in Breslau. Der Herr sprach Deutsch, was er in Düsseldorf gelernt hatte, wo er sich wohl — er war Reserveoffizier — spionierenshalber aufgehalten haben wird. Mit dem Verhalten der gemeinen Soldaten konnten wir im allgemeinen zufrieden sein, nur der Adjutant, die Sergeanten und der Kapitän des 1. Kommandos betrugen sich brutal. Eine rühmliche Ausnahme machten zwei Sergeanten des 1. Kommandos und das ganze 2. Militärkommando, das wir im Sommer 1915 bekamen.

Diese glückliche Änderung vollzog sich infolge eines Vorkommnisses, woran auch ich beteiligt war und gerade in einem Augenblicke, als wir alle zum äußersten entschlossen waren. Am 18. Februar 1915 erschien nämlich eine amerikanische Kommission, um endlich einmal nach uns zu sehen. Sie wurde vom Kapitän, Adjutanten und Sergeanten begleitet, die den Herren alles im besten — natürlich falschen — Licht darstellten. An meinem Zimmer wollten sie die Kommission vorüberziehen, doch meldete ich mich und bat einen der Herren, in mein Zimmer einzutreten, wo wir zu 24 lagen, deren Zimmerchef ich war. Ich hielt es für meine Pflicht, der Kommission endlich einmal klaren Wein einzuschänken, den Herren zu sagen, wie unsere Korrespondenz unterschlagen würde, wie unsere Pakete gestohlen oder teilweise ausgeraubt, wie wir pro Paket 1 bis 5 Frcs., je nach der Größe Porto zu zahlen hätten, ihnen die Abortverhältnisse zu schildern, über die Zwangsarbeit zu klagen usw. Ich bat den Amerikaner um die Erlaubnis, deutsch oder englisch sprechen zu dürfen, um von dem Kapitän nicht verstanden zu werden. Ich erhielt diese. Doch kaum begann ich, so gab mir der Kapitän den Befehl, französisch zu sprechen, was ich ablehnte. Ich wollte englisch fortfahren, doch wiederum erneuerte der Kapitän seinen Befehl, worauf ich entgegnete, nunmehr zöge ich vor, überhaupt nichts zu sagen. Die Herren verabschiedeten sich darauf, tröfteten uns und versprachen, an unsere Angehörigen zu schreiben, uns Bücher, Kleider, Spiele usw. zu senden. Wir haben nie etwas davon zu sehen bekommen. Zehn Minuten später wurde ich vom Adjutanten Carlin in den Kerker neben den der eisernen Maske geworfen, auf Befehl des Kapitäns, wie er bemerkte. Ich protestierte dagegen und bat um Briefpapier, um sofort an den amerikanischen Konsul zu schreiben. Er verweigerte meine Bitte und verbot mir ausdrücklich, mich an den Konsul zu wenden. Das Gefängnis war eine elende Kammer, in der als einziges

Digitized by Google

Möbel sich eine Holzpritsche befand. Es war schauerlich kalt und feucht in dem Loch, die Fensterscheiben fehlten ganz oder waren zerbrochen. Durch eine große Lücke in der Mauer oberhalb des Fensters pfiff der Wind, ebenso durch die nichtschließende Tür. Jede Erleichterung, Strohsack, Tabak, Wein und die Kantine, waren mir verboten. Ich brachte dort 10 Tage und 10 Nächte zu, stets in meinen Kleidern. Die Luft war verpestet durch den Kübel, den man mir in meinen Kerker für meine leiblichen Bedürfnisse stellte. An Schlaf auf der Pritsche war kaum zu denken, den verhinderten die Kälte und die Ratten.

Am 11. Tage wurde ich von meinen unsagbaren Leiden befreit. Meine Strafe wurde zwar gemildert, aber war noch nicht erlassen. Ich kam in ein anderes Zimmer, worin ich noch weitere 48 Tage eingeschlossen blieb. Ich durfte mit niemand sprechen und niemand durfte zu mir bei Strafe der Zelle. Am 58. Tage meiner Einschließung ging zufällig der Unterpräfekt an meinem Fenster vorbei. Ich bat ihn heran und fragte ihn, wielange meine Bestrafung nun eigentlich noch dauern würde. Er zeigte sich erstaunt über meinen Bericht, lief plötzlich sehr erregt davon, und 5 Minuten später war ich frei, freudig begrüßt von den Kameraden. Ich erfuhr von letzteren, daß der Präfekt dem Kapitän eine stürmische Szene gemacht habe. Einige Tage später hörten wir, daß der Adjutant Stubenarrest habe, daß der Präfekt an die Regierung berichtet hätte, und daß ein Wechsel in dem Militärkommando bevorstünde. Dieser vollzog sich endlich anfangs Juni zu unserem Heile. Es war die höchste Zeit. Unter dem neuen Kommando wurden wir zwar militärisch streng, aber im allgemeinen wohlwollender und gerechter behandelt. Der Kommissär Delnaud, der mit meiner Befreiung offenbar nicht einverstanden war, konnte es nicht unterlassen, noch sein Mütchen an mir zu kühlen. Er steckte mich zu den sogenannten Schwerverdächtigen ins Zimmer (oder vielmehr Flurgang mit einer Fensterluke), wo ich bis zu meiner Auslieferung blieb.

In das ebenbeschriebene Gefängnis waren vor mir noch mehrere alte Herren und sogar eine Dame wegen ganz geringfügiger Ursachen gesteckt worden, sowie viele der Jüngeren wegen der geringsten Verfehlung.

Eine Verbesserung in unserer Lage kam erst mit dem Erscheinen des neuen Kommissärs Chabert, nachdem Delnaud zu unserem Heil der Lungenschwindsucht Ende 1915 erlegen war. Chabert setzte es durch, daß wir dreimal in der Woche Fleisch bekamen, und daß der Kantinenwirt gehalten wurde, nicht verschimmelte Ware für unsere Gemüse und Suppen zu verwenden. Er hatte auch stets Ohr für unsere Reklamationen. Im Dezember 1915 besuchte uns ein Schweizer Geistlicher aus dem Kloster Einsiedel, mit Namen von Curten. Er untersuchte alles genau und aus seinem wiederholt geäußerten „schauderhaft, schauderhaft" konnten wir entnehmen, welchen Eindruck er von der Insel mitnahm. Er ließ 3000 Franken für die Ärmsten von uns zurück, die sich damit in der Kantine einige Erleichterungen verschaffen sollten. Es wurden davon auch einmal an etwa 100 je 10 Franken verteilt, ferner wurden von dem Gelde den Bedürftigen Stiefel gekauft, die doch eigentlich die französische Regierung hätte liefern sollen. Was mit dem Rest geschehen ist, weiß ich nicht. . . . . Als einmal aus Deutschland Jacken für uns ankamen, wurden 3 oder 4 an die ganz Abgerissenen verteilt, den Rest eigneten sich die Herren Unteroffiziere an.

Die ärztliche Hilfe war durchaus unzureichend. Gott sei Dank, daß wir fast alle gesunde, kräftige Männer waren, sonst hätten es wohl viele nicht ausgehalten. Die



Digitized by Google

Hauptbehandlungsweise bestand in Verabreichung von Rizinusöl, Glaubersalz, Jodtinktur und kondensierter Milch. An Krankheit ist niemand gestorben, wohl aber hatten wir einen Fall von Selbstmord zu beklagen. Ein Gefangener, . . . . . der die Behandlung nicht mehr aushalten konnte, stürzte sich den Felsen herunter ins Meer. Ein anderer erlag den Messer- und Bajonettstichen, die er auf seinem Transport nach der Insel unterwegs erhalten hatte. . . . . Zwei andere wurden wahnsinnig, der eine . . . . . starb dann in Cagnes, der andere . . . . . ist wahrscheinlich noch in der Anstalt St. Pons bei Nizza. Letzterer wurde, bevor seine Überlieferung in die Anstalt genehmigt wurde wochenlang im Gefängnis gehalten und endlich, wie ein Stück Vieh gebunden, auf einem Karren zum Schiff gebracht.

Bei unserer Ankunft auf der Insel wurden uns alle Wertgegenstände und alles Geld abgenommen, doch den Fortgehenden wieder ausgeliefert. Mit dem Gelde wurde die Kantinenrechnung bezahlt. Eingelaufenes Geld wurde auf Konto geschrieben. Viele Postanweisungen aber, darunter sogar eine . . . . . telegraphische verschwanden auf rätselhafte Weise.

Zum Eintritt in den französischen Heeresdienst wurde besonders im Anfang ganz offiziell aufgefordert.

Wir Internierte mußten zwangsweise arbeiten, erhielten dafür aber keine Vergütung. Täglich mußten 5 Tonnenwagen Wasser den Berg heraufgezogen, ferner die Waren für die Militär- und unsere Kantine vom Schiff heraufbefördert werden. Die Höfe und Straßen wurden von uns gefegt, die Wege verbessert, Steine vom Meeresufer heraufgeschafft, Unkraut und Gräser ausgerupft. Täglich mußte Holz für die Soldaten- und unsere Küche aus dem Walde geholt und gespalten werden, neue Gärten wurden angelegt und wie die alten, von unseren Leuten gepflegt. Es wurde täglich von etwa 50 der Unsrigen während 6 Stunden unter Aufsicht der Soldaten gearbeitet. Im Lager der Insel befinden sich augenblicklich noch etwa 270 Personen, darunter viele, die nach der neuen Vereinbarung wegen Militärdienstuntauglichkeit hätten ausgetauscht werden müssen.

Schaudererregende Mitteilungen werden später von den sich noch auf der Insel befindlichen, aus dem Elsaß verschleppten und von den in Lyon gefangenen Deutschen über die ihnen zuteil gewordene Behandlung gemacht werden. Dann wird man auch erfahren, wie viele Deutsche vor der Kriegserklärung vom Pöbel totgeschlagen oder in die Rhone geworfen worden sind.

Meine Gesamtansicht über die den deutschen Zivilgefangenen in Frankreich widerfahrene Behandlung möchte ich dahin zusammenfassen: Sie war in jeder Hinsicht unwürdig, unmenschlich, brutal, dem Völkerrecht hohnsprechend, sie wird ein ewiger Schandfleck für Frankreich bleiben. Diese Ansicht teilt auch ein einwandsfreier Franzose, Gustave Hervé, der sich in der Zeitung „La guerre sociale" bereits im Februar 1915 darüber im gleichen Sinne aussprach.

Zum Schluß möchte ich nun auf das mir persönlich widerfahrene Unrecht zurückkommen. Nach meiner Ansicht müssen die Deutschen, damit sie in Zukunft nicht wieder einmal wie wilde Tiere behandelt werden, für alles zugefügte Unrecht Genugtuung erhalten. Es ist Pflicht des Reiches, dafür einzutreten, denn nur wenn diese sich über alle Gesetzlichkeit hinwegsetzende Nation schwer für alles bestraft wird, wird sie sich in Zukunft hüten, den Deutschen wieder ein Haar zu krümmen.

Wir werden diese Leute nie versöhnen können und mit ihnen nur auskommen, wenn sie uns fürchten. Sie überschütten uns noch heute in ihren Zeitungen in

Digitized by Google

ihrer ohnmächtigen Wut mit niederträchtigsten Gemeinheiten. Die Herren Morre und Mauclair vom „Petit Niçois" und „Eclaireur" sehen in uns Ungeziefer, stinkende Tiere, Frauenschänder, Hände- und Brüsteabschneider, und belegen unseren Kaiser und unseren Kronprinzen mit Ausdrücken, von denen „gekrönter Bandit" und „Schlösserplünderer" die gelindesten sind. Als Schutzmittel für die Zukunft muß uns für all dies volle Genugtuung werden.

Gegen mich hat die französische Regierung in vier Fällen das Völkerrecht verletzt:

1. Ich bin vor der Kriegserklärung ins Gefängnis geworfen worden, ohne irgendwelchen Grund. Die Regierung mußte von meiner Unschuld selbst überzeugt sein, denn sonst hätte sie gegen mich verhandelt. Ich bin aber nie von einem Untersuchungsrichter vernommen worden. Damit war also meine Verbringung ins Zellengefängnis völkerrechtswidrig.

2. Da man mich am 7. Oktober aus dem Gefängnis herausließ, also als unschuldig eingesperrt erkannte, mußte man mich nach Deutschland transportieren, nicht aber in Ketten gewaltsam in ein Lager schaffen, wohin mich nur mein freier Wille hätte führen können. Also war mein Verbringen auf die Insel völkerrechtswidrig.

3. Am Ostersonntag 1915 erschien auf der Insel ein Polizeikommissär und verlangte dringendst die beiden internierten Ärzte Dr. K. und mich zu sehen. Er fragte nach unserem Militärverhältnis und ob wir mobilisierbar wären. Auf unsere Verneinung nahm er unsere Ausweispapiere zur Einsendung nach Paris mit. Seit dieser Zeit hörten wir nichts mehr, erfuhren aber durch die letzte amerikanische Kommission Ende Januar 1916, daß sie nicht gewußt hätte, daß überhaupt noch Ärzte interniert wären, da diese ihres Wissens alle im Frühjahr 1915 ausgetauscht seien. Man hat mich also ungesetzlicher Weise fast ein Jahr lang weiter im Lager zurückgehalten, was wiederum das Völkerrecht verletzte.

4. Aus einem nichtigen Grunde, weil ich, wie ich oben geschildert habe, mit dem Vertreter meines Landes nicht französisch sprechen wollte, hat man mich 10 Tage in einen ungesunden Kerker geworfen und dann noch weitere 48 Tage eingesperrt, ein geradezu unerhörtes, empörendes Vorgehen, das auch der Unterpräfekt, als er davon erfuhr, durch meine sofortige Freilassung als ungesetzlich anerkannt hat.

Ausmalen kann sich jeder, der meinen Bericht gelesen hat, welch körperliche und moralische Qualen die armen, zivilgefangenen Deutschen in den französischen Konzentrationslagern auszuhalten hatten und größtenteils noch haben. Wie anders handeln wir gegen die französischen Zivil- und Militärgefangenen, die im Vergleich dagegen eine geradezu glänzende Behandlung erfahren!

## Elsaß-Lothringen.

**Si, dans les pays conquis par l'Allemagne, la natalité était augmentée, la conquête allemande serait légitimée parfaitement.**

(E. Faguet, Revue Latine, III, 541.)

Digitized by Google

# Aufzeichnungen eines Artilleristen aus französischer Gefangenschaft.

Der Verfasser hat uns seine gesamten Aufzeichnungen übergeben, aus denen die Tägliche Rundschau (Unterhaltungsbeilage vom 16., 18. und 19. Oktober 1915) schon einiges veröffentlicht hat. Es ist ein Bäcker aus Siegsdorf bei Traunstein, Georg Schrott, verwundet in französische Gefangenschaft geraten, nach einem halben Jahr als Einarmiger ausgetauscht, jetzt in Rosenheim in einer Müllerei beschäftigt.

## Transport.

Nach Zurücklegung einer kleinen Strecke erreichten wir einen zweiräderigen Karren, der auf der Straße stand. Die Sanitäter stellten mich nieder und zogen denselben herbei.

Sollte ich mit diesem Karren transportiert werden?

Das schien mir undenkbar, denn der Wagen hatte nicht die geringste Vorrichtung, daß man etwas anbringen konnte; nur das Gestell, das die Räder zusammenhielt und zwei Schienen darüber mit Handhaben. Ich sollte aber gleich eines anderen belehrt werden. Die Sanitäter schoben mich mit der Tragbahre unter den Karren hinein, schnallten dann dieselbe mit Riemen an; jetzt lag das Hauptgewicht unter der Achse, ein Umwerfen war fast nicht möglich; dazu federte sich der Wagen mit der Tragbahre, so daß jeder scharfe Stoß vermieden wurde; das war sehr praktisch.

In kurzer Zeit erreichten wir einen Weiler, bei dem ein Sanitätswagen auf uns wartete, der mit drei Schimmeln bespannt war. Die Tragbahre wurde vom Karren weggeschnallt und mit mir in den Wagen hineingeschoben. Bald brachten sie auch Wenninger mit noch einigen Kameraden; der erstere kam neben mir zu liegen. In scharfem Trabe ging es dahin und langten nach vierstündiger Fahrt in . . . . . an, wo wir in einem Fabrikgebäude untergebracht und sofort von einem Arzt, der gut Deutsch sprach, verbunden wurden. Auf gezupfte Wolle wurden wir gelegt, wo wir tatsächlich sehr weich lagen.

Schnell sammelten sich eine Menge Frauen und Mädchen um uns, die uns mit mitleidigen Blicken betrachteten. Eine derselben brachte mir ein Hemd, eine andere Fleischsuppe, die uns ungemein aufrichtete und soviel, als wir wollten. Unter den Frauen war eine mit schneeweißen Haaren und gewinnenden Gesichtszügen, die sich mit uns von Deutschland, natürlich in deutscher Sprache, unterhielt; sie hatte Verwandte dort und kannte viele Gegenden.

Nach Verlauf von ungefähr 2 Stunden wurden wir wieder geholt und in ein Auto gelegt, aber ohne Tragbahren. Ich kam auf eine Sitzbank, Wenninger auch, und am Boden noch ein dritter, den ich aber nicht kannte, und der fortwährend schrie und stöhnte. Der Lenker des Autos schlug ein rasendes Tempo an; die Kurven nahm er fast eben so schnell, so daß wir manchmal Gefahr liefen, von den Bänken herabgeschleudert zu werden. Einmal erwischte ich gerade noch den Vorhang, sonst wäre ich auf den Schwerverwundeten am Boden gefallen. Endlich, um 2 oder 3 Uhr früh, erreichten wir unser Ziel. Der Ort hieß Gerardmer, wie ich nach vielem Fragen herausbrachte.

Das war anscheinend ein Lazarett, ein Haus, in das wir hineingetragen wurden. Zu unserer größten Genugtuung kamen wir in Betten, lagen aber allein im Zimmer, wir drei. Eine Stunde möchten wir vielleicht herinnen liegen, da

Digitized by Google

fing der eine Kamerad, den ich nicht kannte, wieder zu schreien an. Ich frug natürlich, wo es fehlte, bekam aber keine Antwort. Da packte ich einen Besen (ich lag in der Ecke) und klopfte mit meiner schwachen Kraft solange an die Mauer, bis ich nicht mehr konnte; dazwischen hinein schreien wir aus Leibeskräften, aber kein Mensch hörte. Der arme Kerl wurde matter und matter; dann nur mehr ein leises Stöhnen, ein kurzes Röcheln, dann war es still. Er lag ganz zusammengekrampft auf dem Bette, so, wie sich vielleicht ein Igel beim Nahen eines Hundes zusammenkugelt.

Jetzt noch ein langer Schnaufer; dann ging ein Zittern durch den Körper; der Held hatte ausgelitten.

Nach ungefähr zwei Stunden, es war schon heller Tag, kam der Arzt. Wir deuteten stumm auf das Bett; er ging hin, sah den Gestorbenen an, dann drehte er sich mit dem gleichgültigsten Gesicht der Welt um und rief einen Befehl zur Türe hinaus. Zwei Soldaten kamen, wickelten den Toten in das Leintuch und trugen ihn fort.

Etwas später trat ein dicker Franzose herein und redete uns Deutsch an. Ich äußerte mein Erstaunen, daß er Deutsch spreche. „Ja, ich bin ja Elsässer", sagte er. „Was — und in französischer Uniform?" „Ja, ich bin in Mülhausen daheim und zu Frankreich übergetreten. Diesmal bekommen die Deutschen tüchtig Hiebe", erklärte er ganz stolz. „Sind Sie verheiratet?" „Ich habe eine Frau und fünf Kinder in Mülhausen." Da entgegnete ich nichts mehr, der Schuft war für mich abgetan; er entfernte sich Gott sei Dank.

Mittags bekamen wir gut zu essen. Gegen 4 Uhr nachmittags mußten wir wieder wandern, hinaus zur Bahn. Da fand ich noch einen Kameraden von Wasserburg. Am Bahnhof wurden unsere Nationale aufgeschrieben, dann schoben sie uns in Güterwägen hinein, in denen am Boden ein wenig Heu lag. Um 6 Uhr Abfahrt.

Am anderen Tag rollte der Zug über die Rhone und bald in den Lyoner Bahnhof ein, wo wir hielten. Ein Arzt ging die Wägen durch und fragte, ob einer einen Verband braucht; dann wurde Essen und Getränk gebracht.

Teufel, was ist da los? Kreischende Frauenstimmen. Bis zu unseren Wägen drangen die Weiber vor und machten uns Fäuste und von Haß entstellte Gesichter. In andere Wägen sprangen sie, nach Aussage der Kameraden, sogar hinein und rissen denen, die Uniform an hatten, die Knöpfe herunter oder die Mützen oder Schulterklappen. Wir atmeten auf, als sich der Zug wieder in Bewegung setzte und wir von den fanatischen Weibern erlöst waren. Andern Tags, früh 9 Uhr, kamen wir in.....an. Bei dem Transport von der Bahn zum Depot war die Bevölkerung ziemlich ruhig. In einem schönen Gebäude wurden wir untergebracht.

## Im Lazarett.

„Gott sei Dank, Betten", fuhr es uns heraus. Wir wurden gleich von Kameraden begrüßt, das tat uns wohl; diese Nacht schliefen wir ziemlich gut. In der Früh erhielten wir in Blechschüsseln ein wenig Kaffee und eine dünne Scheibe Brot.

Nun konnte ich mir auch das Gebäude etwas näher ansehen. Dasselbe bildete ein großes Viereck; der Hof war mit Bäumen bepflanzt, in der Mitte stand die Latrine und um dieselbe herum waren Lorbeersträucher.

Digitized by Google

Vormittags kam dann ein älterer Arzt, der unsere Wunden untersuchte und dieselben von einem jungen Manne verbinden ließ.

Während des Tages sollte ich auch mal meine natürlichen Bedürfnisse befriedigen und rief deshalb einen Kameraden. Der brachte ein Ding daher, das nachts immer einsam unter der Bettlade träumt, und erklärte mir, daß Leibschüsseln hier etwas Unbekanntes wären. „Aber ich kann ja nicht aufrecht sitzen", sagte ich. Was in der nächsten Viertelstunde geschah, das getraue ich mir nicht zu sagen.

Wärter gab es überhaupt nicht.

Mittags bekamen wir ein klein wenig Suppe, als Einlage Krautblätter, Reis, Erbsen, Linsen, gelbe Rüben und Kürbisse, alles durcheinander, und mit einem scheußlichen Geruch, daß der Hunger wie weggeblasen war; woher der Geruch kam, sollten wir gleich sehen. Nach der Suppe kam Fleisch — Schweinespeck — so weich, daß man ihn schmieren konnte, und mit Fischtran eingepökelt. Ich versuchte ein paar Bissen, konnte aber nicht essen vor Ekel. „Ist das unsere Verpflegung?", fragte ich. „Freilich, was willst Du noch mehr?" — Abends dann wieder fettes Hammelfleisch, und fast kalt. So verging in der ersten Zeit Tag um Tag, mein Arm wurde etwas besser, mein Fuß schlechter. Eiter flossen ganze Güsse heraus am Oberschenkel. Der junge Mediziner, der uns unter Beihilfe eines Badergehilfen behandelte, schmierte einfach die Wunde außen zu.

Einige Tage war der Badergehilfe allein, Monsieur Roche, der Mediziner, war in Urlaub. Dieser Kerl machte es gar nicht genau, wenn es nur rasch ging; dabei kauderwelschte er uns etwas vor, was niemand verstand. Einmal zog er mir in seinem Eifer am Arm die Binde so zusammen, daß ich schreien mußte. „Du Himmelsakrament, paß auf", fuhr es mir ganz unbeabsichtigt heraus. Er schaute mich ganz groß an, dann machte er es richtig, das hatte anscheinend gewirkt.

Mit dem Verbandzeug mußten sie sehr sparen und mit der Leibwäsche und Bettwäsche ebenso. Acht bis zehn Tage hatten wir immer das gleiche Zeug am Körper, und wenn alles patschte vor Eiter. Einmal gingen die Binden ganz aus; da schnitten sie Leintücher in Streifen und nähten dieselben zusammen; war immer noch besser, wie die eiter- und blutdurchtränkten Binden.

Endlich, Anfang Oktober, erhielten wir einen Arzt. In der Früh ging er die Zimmer durch und grüßte uns alle sehr freundlich und zwar in deutscher Sprache, die er sehr gut beherrschte. Und dieser Mann war für uns ein Erlöser. Sofort bekamen alle frische Wäsche; die Schwerkranken Milch und Eier, und alle wurden tadellos verbunden. Einmal, als er mich allein verbinden mußte, erzählte er mir, daß er in deutscher Gefangenschaft gewesen, und von dort ausgetauscht worden war. Jetzt ging mir ein Licht auf, so groß, wie eine Bogenlampe; der hatte gesehen, wie seine Landsleute gut behandelt worden sind.

Ich äußerte mal den Wunsch, ob ich nicht Milch bekommen könnte, damit sich mein Schwächezustand etwas bessern könnte; sofort gab er einem der Pfarrer, die, seit der Arzt da war, immer beim Verbinden waren, den Befehl, mir zu jeder Essenszeit Milch zu bringen. Der befolgte das ein paar Tage lang ganz pünktlich, jedoch nur ein paar Tage, dann wurde die Milch immer weniger. Ich fragte den Pfarrer, der kein Wort Deutsch verstand, was das eigentlich bedeute, daß ich mein Quantum Milch nicht mehr bekomme. Er zuckte nur die Schultern. Endlich drohte ich ihm mit Verklagen bei Monsieur.....; das half einige

Digitized by Google

Zeit, dann war wieder dieselbe Geschichte. Ich merkte schon, daß er uns die Milch nicht gönnte, und sagte es kurzerhand dem Arzt, der auch Ordnung schaffte. Der Pfarrer bekam eine unbändige Wut auf uns und ließ es uns in jeder Weise entgelten. Neben mir lag ein Bayer mit einem Knieschuß; weil die Geschwulst nicht kleiner wurde, brannte man ihn dort; dabei kam ihm natürlich das Wasser in die Augen. Der Pfarrer stand dabei, hielt die Hände über das Bäuchlein gefaltet und lachte aus vollem Halse, während sich der arme Kerl vor Schmerzen wandt. So habe ich noch verschiedenes beobachtet, das mir zu denken gab.

### Wie wir von deutschen Siegen erfuhren.

Wir ließen uns gerade ein Stückchen Wurst und Brot tüchtig schmecken, da kam Sergeant Pauli und ein anderer Franzose, Gerichtsvollzieher in seinem Zivilberufe, die uns Deutsche mit ihrem ganz besonderen Hasse beehrten, zur Türe herein. Sie gingen langsam mit grimmigen Mienen die eine Seite des Saales herauf, mit ihren Blicken die Wand absuchend. Wo sie irgend etwas entdeckten, das ihnen nicht paßte, da wurde es heruntergerissen. Besonders die schmalen Bändchen in unseren Landesfarben, die wir in den Paketen geschickt bekamen, zogen ihre liebevolle Aufmerksamkeit auf sich. Da ein Griff, dort ein Griff und bald waren alle verschwunden. Ebenso die Blumen, die wir beim Spaziergang gepflückt hatten und gesandte Tannenästchen.

Schmunzelnd sahen wir alle zu, wir konnten kaum das Lachen verbergen, was uns wütende Blicke und eine Strafpredigt eintrug, von der kein Mensch etwas verstand. Kaum waren die beiden zur Tür hinaus, da brach ein brüllendes Lachen los und „die haben wieder tüchtige Hiebe bekommen", rief einer dem andern zu.

Plötzlich ging die Türe wieder auf und herein stürzte der Gerichtsvollzieher. Mit einem Schwall von Schimpfwörtern überschüttete er uns. Natürlich verstummten wir sofort. Er packte den, der am nächsten der Türe stand, beim Kragen, zerrte ihn hinaus, die Stiege hinunter und sperrte ihn in den Keller.

So, wie sich Pauli und der Gerichtsvollzieher uns gegenüber verhielten, so waren immer die Hiebe für die Franzosen ausgefallen, das hatten wir gleich herausbekommen. Deshalb freuten wir uns immer kannibalisch, wenn die zwei recht wütend waren, denn recht viel konnten sie uns doch nicht spielen. Und die waren so dumm und ließen es sich jedesmal merken!

Abends kam der Xaverl, ein Münchner, seines Zeichens Maler und Komiker und hielt ein paar Vorträge, die mit brausendem Gelächter belohnt wurden.

Hernach krochen wir in unsere Falle. Die Nacht versprach kalt zu werden, was auch eintraf.

Fichtinger und Jäger schmuggelten sich fest zu mir her, das heißt nicht zu mir, sondern zu meiner Decke, die anscheinend eine ungeheure Anziehungskraft besaß. Fichtinger packte einen Zipfel ganz leise, in der offenkundigen Meinung, ich schlafe schon. Und diesen Zipfel hielt er fest und segelte dabei hinüber in das Land der Träume. Dann dreht er sich mal von links nach rechts (er lag an meiner rechten Seite) und weil er immer noch die Decke festhielt, so zog er sie mit und folglich von meinem Körper hinab. Mit einem behaglichen Grunzen streckte er sich unter der Decke aus. Das war mir ein wenig zu viel. Ich versetzte ihm einen gelinden Rippenstoß, der mir mit dem Zuruf „Was hast du denn?" auch einen eintrug. Grollend machte ich ihn auf sein Vergehen aufmerksam, was zur Folge hatte, daß ihm ein kerniger Fluch auf die Franzosen herausfuhr.

Digitized by Google

Dann schob er mir brummend die Decke herüber. Ich hatte Mitleid mit ihm und drehte die Decke so, daß die Längsseite quer dalag, dadurch konnten wir uns beide zudecken, wenn auch die Füße frei dalagen. So gut nun diese Hülle war, einen sehr, sehr großen Nachteil hatte sie doch; denn kaum war ich ein paar Tage in ihrem Besitz, so fanden sich nach und nach soviele Quartierer ein, weil sie die Wärme spannten, daß ich mich ihrer fast nicht erwehren konnte. Das war ein Jucken und Beißen, ein Krabbeln und Zwacken die ganze Nacht, daß ich glaubte, in einen Ameisenhaufen geraten zu sein und die Franzosen zu allen Teufeln wünschte.

Andern Tags setzte ich mich hin und schrieb an meine Frau um Insektenpulver. „Wartet nur ihr Biester," sagte ich zu Fichtinger, „wir werden euch schon kriegen." Während ich schrieb, fing es an zu regnen ganz leise, dann immer stärker werdend, bis Bindfaden daraus wurden, einfach ein gleichmäßiges monotones Plätschern, das man allgemein als „Schnürlregen" zu bezeichnen pflegt.

Und bei solchem Wetter waren wir meistens sehr niedergeschlagen. Man konnte nicht hinaus an die Luft, wo gewöhnlich die Zeit mit Späßen vertrieben wurde. So saßen oder lagen wir wieder mal im Stroh herum, gähnend, daß uns das Wasser in die Augen schoß. Diese Regentage waren die schrecklichsten in meiner Gefangenschaft, weil man nichts anderes machen konnte, so dachte und sprach man immer von daheim. Und immer wieder diese quälende Frage: „Wann kommen wir heim?" Da wurde dann wieder jeder Satz von den Briefen hin- und hergedreht, jedes Wort gedeutet, oder jede Äußerung, die man von den französischen Soldaten auffing, zu unseren Gunsten gewendet.

Die unsinnigsten Gerüchte tauchten dabei auf. Irgendeiner sprach eine Vermutung aus. Der andere trug sie weiter, natürlich vergrößert, und so fort, bis aus ein paar Wörtern ein halbes Buch wurde, genau, wie es im gewöhnlichen Leben ist.

Einmal brachte einer die Nachricht, Amerika hat an England ein Ultimatum gestellt, Antwort binnen 24 Stunden. Warum, wußte kein Mensch!

Und so sprach man diesen oder jenen Unsinn; man wußte, es ist Unsinn, aber man glaubte daran und täuschte sich selbst, nur um einen Strohhalm zu haben, an den man sich anklammern konnte. Hätten wir das nicht getan, so wären die halben Leute verzweifelt, so abgeschlossen waren wir von unsern Lieben daheim, überhaupt von der ganzen Welt, wenigstens die ersten Monate.

Das wurde natürlich schon besser, als die Pakete reichlicher hereinkamen.

Also der heutige Tag verlief wieder unter solchen und ähnlichen Betrachtungen. Nachts wieder die gleichen Erscheinungen in bezug auf Insekten. Am nächsten Vormittag 9 Uhr war Impfen, weil sich Anzeichen von Typhus bemerkbar machten. „Donnerkeil, das geht uns noch ab und ein Loch im Kopf!" sagte ein jeder. Mich wunderte die Typhusgefahr nicht, das war nur eine ganz natürliche Folge der ganzen Dreckerei. Besonders mußte das Stroh schuld sein, denn rührte man daran, so gingen ganze Wolken in die Höhe, wie ich schon einmal sagte. Dabei wurden die Bazillen eingeatmet. Wir bekamen dafür heute übermäßig große Einspritzungen, die schlimme Nachwehen zeitigten. Viele von den Leuten warf das Impfen in das Stroh und bekamen schweres Fieber. Ich wurde auf dem linken Schulterblatt geimpft und dadurch bekam ich am Armstumpf wahnsinnige Schmerzen und konnte fast nicht liegen. Links ging es nicht wegen des Armes, am Rücken nicht wegen Impfen. Also blieb mir nur die rechte Seite und zur Abwechslung konnte ich mich auf den Bauch legen.

Digitized by Google

# Bei den Zivilgefangenen in Frankreich.

## Von Dr. Victor Baracs-Deltour, z. Zt. in Planegg.

Nachdem ich monatelang teils in Dunkelhaft an der Front, teils in einer Einzelzelle in Orléans geschmachtet habe, bis es den auf höhere Order hin systematisch fälschenden Polizeikommissaren und Kriegsgerichten endlich einleuchtete, daß es unmöglich war, das Spionagemärchen auf mich anzuwenden, wurden endlich die Untersuchung und das Verfahren gegen mich eingestellt.

Ich war offiziell kein Spion mehr, blieb jedoch ein „Verdächtiger" . . . gefährlicher noch, als ein überwiesener Spion, denn wie mir ein Gendarm sagte, sei es klar, daß ich schlauer gewesen sei, als ein Untersuchungsrichter. Daß ich unschuldig sein konnte, wäre selbst meinen besten Freunden nicht eingefallen.

Infolge einer Verfügung des Ministeriums des Innern wurde ich durch zwei Gendarmen von Orléans nach St. M. überführt.

Wir passierten die Patrouillen am Haupttor, und ich bemerkte, daß außerhalb der Ringmauern, auf 50—60 Meter Entfernung, je eine Schildwache aufgestellt war. Es sollte mir sofort klar werden, daß ich mein engeres Gefängnis nur mit einem weiteren vertauschte, aber immerhin Gefangener blieb.

Im Innern des Hofes standen ebenfalls Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonett und zwischen ihnen spazierten die Gefangenen, die meisten Arbeitern der ärmeren Klasse gleichend, in Holz- oder Hausschuhen und Hemdärmeln, ohne Hutbedeckung.

Der Direktor des Gefangenenlagers, ein gewesener Polizeikommissar von Marseille, übernahm mich von den Gendarmen, sowie die Begleitpapiere, die sie mitbrachten. Ich wurde in die Abteilung der Tschechen und Polen untergebracht, als dritter in ein Zimmer, das allerdings kaum ein Luftloch als Fenster hatte, was schon eine Art von Begünstigung vor andern war, die 50—60 Personen in einem gemeinschaftlichen Saale zusammen wohnten. Ein plattgedrückter Strohsack auf der bloßen Erde war für jeden von uns das einzige Möbelstück. Ein Zimmerchef weihte mich bald in die Hausordnung ein, und einige Stunden später hatte ich schon mit einem Teil meiner neuen Leidensgenossen nähere Bekanntschaft gemacht.

Die meisten waren seit den ersten Tagen des Krieges in Haft genommen worden und nachdem sie die verschiedensten Phasen der grausamsten Folterungen und Drohungen als Spione durchgemacht — kein einziger war diesem Verdacht entschlüpft! —, schon in andern Lagern vorher monatelang verbracht, in dieses von Frigolet seit Februar 1915 verschleppt worden.

Jeder von ihnen hatte seine Tragödie und da erfuhr ich erst, daß ich bei weitem nicht der einzige gewesen, den gallische Niederträchtigkeit und Blutdurst nicht nur all sein Hab und Gut, sondern unter den nichtigsten Vorwänden, durch Lug, Betrug und Fälschung der Freiheit und oft auch des Lebens beraubt haben.

Herzzerreißend war es für mich, die Geschichte jedes einzelnen anzuhören.

Da waren einige alte Schäfer, der eine 83, der andere 79 Jahre alt. Seit 53 Jahren hatte der erste die Herde bei Lunéville geweidet und wurde als verdächtig aus der Mitte der Seinigen gerissen. Ich sah ihn immer lustig und gleichsam Sprünge seiner Schäfchen nachahmend, elastisch hüpfend und springend durch den Hof wandeln. Er war ein Elsässer und ein „Bevorzugter", denn man

Digitized by Google

hat ihn nicht erst ins Zuchthaus gesperrt wie die andern. Der andere 79jährige Schäfer war Altdeutscher, aber seit mehr als 60 Jahren in Frankreich und hatte mehrere Söhne und Schwiegersöhne in der französischen Armee, von denen einer bei den Dardanellen fiel. Es war ein Jammer, den unglücklichen Vater mit dem Brief in der Hand, der die Nachricht enthielt, weinen zu sehen. Er gab seine Söhne für Frankreich her und die große Nation, wie sie sich selbst nennt, und die Schurkennation, wie sie die Geschichte nennen wird, hielt den ohnmächtigen Greis 15 Monate in Gefangenschaft, bevor er im Wege des Austausches nach Deutschland zurückkehren durfte.

Einen andern Schäfer aus Nancy, über 65 Jahre alt, hat man als „verdächtig" monatelang im Zuchthaus gehalten. Der Arme lag meistens krank auf seinem Strohsack und siechte wie soviele andere langsam dahin.

Zwei junge Leute, beide aus Galizien, 15 und 16 Jahre alt, die man ihren in den Bergwerken Nordfrankreichs arbeitenden Eltern entrissen hat, sind seitdem ohne Nachricht von ihnen geblieben, und vertrieben sich ohne Unterlaß die Langeweile mit Kartenspiel. Es war ein wahres Verbrechen, diese jungen Seelen zum Müßiggang zu zwingen, und ich fragte mich oft, welch' teuflische Grausamkeit sie von den Eltern trennte.

Ein junger Rechtsanwalt büßt heute noch und wird es sicher bis zum Kriegsende büßen, daß er seine Hochzeitsreise benutzte, um Paris anzuschauen. Am zweiten Tag seiner Ankunft war er samt seiner jungen Frau im Hotel verhaftet worden und befand sich in den ersten Transporten, wo man die Unglücklichen, 40—50 an der Zahl, in je einen plombierten Viehwagen einpackte, in dem sie 80 Stunden ohne Nahrung verbrachten, und bei ihrer Ankunft an der Station des Gefangenenlagers mehrere Kinderleichen ausluden. Hochschwangere Frauen waren auf der Reise frühzeitig entbunden und mußten sich zu Fuß von der Station ins Lager schleppen, wo man sie auf kalten Steinen auf etwas Stroh bettete. Ähnlich wie dem Rechtsanwalt erging es einem Ungarn. Zwei Wiener Aussteller in der Lyoner Ausstellung waren am 1. August festgenommen worden. Die französische Regierung hatte sie offiziell dahin eingeladen und man hat sie 15 Monate gefangen gehalten, bis sie auf Grund ihres vorgeschrittenen Alters ausgetauscht wurden. Tragisch war das Schicksal eines Berliners, den ich langsam an der Schwindsucht hinsiechen sah. Er war der intelligenteste Mann im Lager und ein feueriger deutscher Patriot, an dessen felsenfester Überzeugung der militärischen und organisatorischen Überlegenheit Deutschlands ich mich täglich neu erwärmte. Man kannte seine Gefühle und rächte sich dadurch, daß man ihm, obgleich durch ärztliche Untersuchungen hochgradig schwindsüchtig anerkannt, beharrlich den Austausch verweigerte. Der Ärmste starb einige Wochen nach meinem Entrinnen, nachdem ich bei allen Behörden alles Menschenmögliche aufgeboten, um seinen Austausch zu erlangen. Eine große Zahl Schwerkranker war der größten Mißachtung aller Gesetze der einfachsten Humanität ausgesetzt. Bis auf die letzten Tage meines Aufenthaltes in Frigolet war daselbst ein Militärarzt, der jeder Klage gegenüber nur eine Antwort hatte: „Die Boches sollen alle krepieren"!

... Warum, trotz geschlossener Konvention — mit Österreich-Ungarn war eine solche schon seit November 1914 in Geltung — die Militäruntauglichen auszutauschen, Lahme und Hinkende, Leute ohne Arme, bucklige Zwerge, Greise und Schwerkranke unter dem blöden Vorwand zurückbehalten, sie könnten

Digitized by Google

andere als Militärdienste ihrer Heimat erweisen? . . . Es ist der Blutdurst der gallischen Rasse, die ihrer Wut, bei der Ohnmacht im ehrlichen Kampf auf dem Felde der Ehre, gegen Wehrlose auf dem Felde der Unehre Luft macht.

Hochinteressant war es, von meinen Leidensgenossen die Umstände ihrer Verhaftung zu erfahren. Da waren Leute, denen der Pöbel in Lyon das Gepäck mit Petroleum begossen und angezündet hatte. Die meisten wurden nach mehr oder weniger langem Übergangsstadium im Zuchthaus oder Einzelhaft in die Lager versendet. Viele wurden krank aus den Spitälern gehoben. Andere wurden ihren französischen Frauen und Kindern entrissen, insofern man diese in Freiheit ließ. Einen Zwerg hatte man eingebracht und seinen Austausch mit der Begründung verweigert, daß er noch sehr gut hinter einem deutschen Maschinengewehr sitzen könnte. Zwei Leute wurden zu verschiedenen Zeitpunkten aus Genf über die Grenze gelockt von Damen, die sie zufällig nach einem Wege fragten. Einer von ihnen war sogar zum Tode verurteilt worden. Einem jungen deutschen Maler, der sich als Deserteur in Holland aufgehalten und früher in Paris gelebt hatte, gab der französische Konsul in Rotterdam einen Paß und Empfehlungsschreiben, um in den französischen Sanitätsdienst zu treten. In Calais angelangt, wird er vor die Wahl gestellt, in die Fremdenlegion einzutreten oder als Spion behandelt zu werden. Das erstere behagte dem deutschen Drückeberger ebensowenig wie das letztere. Resultat: nach mehrmonatigem Gefängnis — das Lager der „Verdächtigen".

Das tägliche Leben im Lager war durch eine Hausordnung geregelt. Um 7 Uhr morgens durfte man die Wohnungsabteilungen verlassen und bekam in der Küche einen Becher schwarzen Kaffee und die tägliche Brotportion. Das Brot war immer 8—10 Tage alt und schwer genießbar. Ich wenigstens, der ja vorher in 9 Monaten Einzelzelle gewiß nicht verwöhnt war, konnte es nicht herunterbringen. Von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr war freie Bewegung im Innern des Lagers. Und da zeigte sich sofort die bittere Last der aufgezwungenen Untätigkeit. Die Klügsten gingen Steine klopfen, obgleich niemand zu dieser Arbeit gezwungen wurde. Man zahlte nichts für die Arbeit, und ich schätzte den angeborenen Fleiß unserer Rasse um so höher. Viele bildeten Gruppen im Hofe, in deren Mitte man Zeitungen las und politisierte — insofern nämlich nicht franzosenfreundliche Spione in Sicht waren..

Einzelne unter uns fanden Gelegenheit, ihrer Berufsarbeit nachzugehen, wie Schuhmacher, Schneider, Barbiere usw. Die vermögenderen und gebildeteren Leute lernten Sprachen und betrieben viel Lektüre. Allerdings war diese nur auf französische Zeitungen und Bücher beschränkt: denn alle deutschen Bücher, selbst Bibel und Wörterbücher waren konfisziert. Und wenn man eine deutsche Zeitung bei einem erwischt hätte, so hätte er das Verbrechen mit langem Gefängnis gebüßt.

Um 11 Uhr wurde die Suppe verteilt und extra Gemüse für gutes Geld in der Kantine verkauft. Zu meinen Zeiten war die Suppe im allgemeinen genießbar, obwohl es da auch noch Tage gab, wo selbst die Hungrigsten ihre Portion, die sie alle in Blechnäpfen erhielten, wegschütten mußten. Aber einmütig waren die Klagen über die Beschaffenheit der Nahrung während der ersten 8 Monate. Während ganzen 4 Monaten gab es ohne Abwechslung Tag für Tag, mittags Reissuppe und abends Reis mit Würmern. Man konnte das ewige Reis nur nach vorheriger Auslese der Würmer genießen. Man erzählte mir, und die Auf-

Digitized by Google

seher selbst haben mir die Tatsache bestätigt, daß im Monat Mai 1915 der amerikanische Botschafter persönlich mit seiner Frau zur Inspektion kam. Die Gefangenen zeigten der Botschafterin ihre Suppe. Sie kostete sie und rief ausspuckend dem Direktor zu: „Das ist eine Schande! So etwas darf man nicht einem Hund zu essen geben!"

Nach der Verteilung der Mittagsuppe waren wir bis 1 Uhr in den Wohnräumen konsigniert. Dann gab es die Briefverteilung. Wir durften Briefe ohne Beschränkung empfangen, jedoch nur einen wöchentlich schreiben, der überdies auf 32 Zeilen beschränkt war. Der häufige Abgang angesagter Geldsendungen und Liebesgaben gab Anlaß zu allgemeiner Klage. Bis 4 Uhr waren wir wieder frei im Hofe. Um 5 Uhr war das Abendbrot, bestehend in einem Teller Gemüse, dem seit letzterer Zeit viermal wöchentlich ein Stückchen Fleisch zugegeben wurde. Mehr als ein Jahr lang war dies nicht der Fall gewesen. Das wenige Fleisch war von zweifelhafter Qualität, so daß es häufig vorkam, daß es alle Gefangene wegwarfen, damit es nicht nochmals zur Verwendung komme . . . Kantinier, Direktor, Unterpräfekt und Präfekt mußten ja etwas verdienen und wenn die Boches dabei zugrunde gingen, so war ihnen dies um so lieber.

Nach dem Abendbrot, ab ½6 Uhr, mußten wir alle in den Schlaf- und Wohnräumen bleiben. Im Sommer gerade bei der angenehmsten Zeit die frische Luft zu genießen, eine Qual, im Winter in den ungeheizten Räumen, auf den steinigen Fußböden, ohne Licht und Heizung, eine Grausamkeit.

Um ½9 Uhr wurde jeden Abend der Zapfenstreich geblasen, nach dem niemand das Zimmer verlassen und auch kein Licht mehr brennen durfte. Eine Übertretung war nicht ungefährlich, denn die Patrouillen schossen mehrere Male in Fenster, wo sich Licht zeigte, oder in Hecken, wo sie während der Dunkelheit Geräusch vernahmen.

Das Benehmen der Aufseher war, die Gefangenen wo und wann immer, aufs schärfste zu schikanieren. Zu meinen Zeiten waren die Aufseher — Zivilangestellte — im allgemeinen human und anständig. Aber vorher war die Behandlung oft schlecht. Da war ein Korse gewesen, namens Battaglini, der im Lager nur mit gespanntem Revolver in der Hand verkehrte und sich an zahlreichen Leidensgenossen in rohester Weise verging. Mehrere hatten jahre- und monatelange Zuchthausstrafen auf seine falschen Angaben hin zu verbüßen, und es war eine wahre Erlösung, als der heldenhafte Peiniger wehrloser Leute an die Front einrücken mußte. Sicherem Vernehmen nach geriet er bald darauf, etwa Juni oder Juli 1915, in deutsche Gefangenschaft und wäre es vielleicht auf diesem Wege interessant zu erfahren, wo er sich befindet, um ihm sein Sündenregister vorzuhalten.

Die hygienischen Verhältnisse spotteten aller Beschreibung, die Krankenabteilung besaß nicht einmal Verbandstoffe, geschweige denn Arzneien. Und daß bei solchen trostlosen Verhältnissen die kräftigsten Leute hinsiechten und zugrunde gingen, darf wohl niemand wunder nehmen. Daß aber auch das bessere Gefühl sich in manchem aufbäumte und in zahlreichen Fluchtversuchen Luft machte, war auch nur zu natürlich. Leider mißlangen die meisten Versuche.

Um so glücklicher muß ich mich schätzen, daß es mir gelungen ist, meinen Henkern zu entkommen. Ich erfuhr mehrere Wochen später, daß man nach der Entdeckung der Affäre Depeschen zu meiner Rückbringung nachsandte. Offenbar kamen diese Depeschen an die Grenze, nachdem ich sie schon überschritten hatte.

Digitized by Google

# Sommerfrische in Frankreich 1914.

Von Hedwig Wollf-Adolphi.

Als wir am Donnerstag, den 30. Juli, gegen Abend in dem Seebad Trouville in der Normandie, an der Seinebucht, eintrafen, freute ich mich über das elegante Leben, das sich am Strande abspielte. Endlich keine steilabfallenden Felsen mehr, wie in der Bretagne, an denen die Sturmflut Tag und Nacht wutschäumend hinaufheulte, nein, spiegelglatter, weißer Sand, übersät mit bunten Zelten, in denen Hunderte von Badegästen aller Nationen ein behagliches, lustiges Leben führten. Die Flut war im Steigen und schien es an Übermut den tollenden Kindern gleichtun zu wollen, die mit hinreißender Grazie ein kokettes Spiel mit den Wellen trieben. Nie habe ich schönere und natürlichere Kinder gesehen. Ahnungslos schlossen wir uns diesen Gruppen an. Was sollte uns beunruhigen? Die Kriegsgerüchte waren in allen Zeitungen dementiert worden und am Bahnhofsgebäude in Trouville konnte jeder die offizielle Bekanntmachung des französischen Ministers des Auswärtigen lesen, niemand solle sich von Gerüchten beunruhigen lassen. Von einer Mobilmachung in Frankreich sei keine Rede. Ich frohlockte über diese Sicherheit — denn es war unser fünfzehnter Reisetag, und zum erstenmal strahlendes Sommerwetter. Hier laßt uns Hütten bauen, dachte ich mir, und selbst die Tatsache, daß wir seit drei Tagen keine Post aus der Heimat erhalten hatten, störte meine zuversichtliche Glücksstimmung nicht.

Am Morgen des 1. August erhielt mein Mann um mehrere Tage verspätet den Brief eines Freundes aus Heidelberg, der ihm dringend zur sofortigen Abreise riet. Das war ein schlimmes Zeichen. Auch am Strande macht sich eine gewisse Unruhe, Hasten nach Zeitungen bemerkbar; als wir um 1 Uhr zum Diner an unseren Tisch treten, flüstert uns der Geschäftsführer des Hotels, ein Österreicher, zu: „Heute um 3 Uhr wird die Mobilisation angesagt."

Unser Traum war zu Ende.

Jetzt gilt es keine Minute zu verlieren. In einer Stunde geht der Zug nach Paris. Das Retourbillet Paris—München haben wir in der Tasche. Schweigend verlassen wir den Saal. Die Sachen fliegen in den Koffer. Binnen 10 Minuten sind wir reisefertig. Die Erregung auf dem Bahnhof steigert sich mit jeder Minute. Hauptsächlich sind es Franzosen, die nach Paris wollen. Wilde Burschen schaffen sich brüllend und drohend mit den Ellenbogen Platz. Aber auch bei den Gebildeten ist jede Spur von Ritterlichkeit verschwunden. In eine Ecke gepreßt, stehen wir im Zug, regungslos — rings um uns verhaltene Wut — wann wird sie losbrechen? — und was dann? — das Herz schlägt mir bis an den Hals — ich mache krampfhafte Anstrengungen, klar zu denken — weshalb gelingt es mir nicht, was kann uns geschehen?

Endlich ist Paris erreicht. Alles stürzt sich auf die roten Anschläge. Die Mobilisation ist proklamiert. Wie ein Gluthauch schlägt uns die wahnsinnige Nervosität der in ihrem Innersten aufgewühlten Riesenstadt entgegen. Besinnungslos stürzt jeder an dem andern vorbei. Auf dem Bahnhof herrscht völlige Verwirrung. An Auslösung des Gepäcks ist nicht zu denken. Tausende von Koffern liegen im Lichthof zu Pyramiden getürmt. Tage und Wochen sind infolgedessen die Besitzer nicht zu ihrem Eigentum gelangt. Droschken und Autos gibt es nur für Franzosen und Engländer. Wie Verbrecher schleichen wir mit unserem Handgepäck durch die Straßen. In einem großen Hotel lassen wir uns ein Zimmer geben und bestellen Kaffee. Sobald wir uns als Deutsche legitimiert haben, schlägt die Bedienung sofort um. Nach mehrmaligem Reklamieren entschließt sich ein Pikkolo, den Kaffee zu servieren. Der Liftboy erzählt uns mit

Digitized by Google

sichtlicher Genugtuung, daß die deutsche Gesandtschaft Paris verlassen habe und daß es vor beendeter Mobilisation keine Abreisemöglichkeit gäbe. Das war gelogen. Aber die Erbitterung gegen alles, was deutsch war, kannte keine Grenzen. Wir hatten das Gefühl, daß man uns am liebsten vergiftet hätte, verließen das Hotel nach einer Stunde und wanderten zu Fuß in ein anderes Stadtviertel, wo uns der kleine Österreicher aus Trouville ein Hotel garni empfohlen hatte. Der Wirt nimmt uns auf, erklärt uns aber jedem anderen gegenüber für Russen. Am Morgen des 2. August war durch Anschläge bekannt gegeben worden, daß die feindlichen Ausländer binnen 24 Stunden Paris zu verlassen hätten. Drei Stunden vor Abgang eines Zuges in die Schweiz treten wir unsere Wanderung an. Aber schon vor dem Bahnhof waren mehrere Straßen von Tausend und aber Tausend Koffern eingesäumt, auf denen die verzweifelten Ausländer saßen, denn zwei Gendarmen verkündeten am Bahnhofstor, daß Billets nicht verkauft würden, sondern nur die reisen könnten, die zufällig gestern Fahrkarten gelöst hatten.

Die Volkswut stieg jetzt von Stunde zu Stunde. Das Betreten der Boulevards und öffentlichen Plätze war für Deutsche, die als solche erkannt wurden, lebensgefährlich. Es gelingt uns, die deutsche Botschaft zu erreichen. Die Auskunft lautet: „Es gibt keinen Ausweg mehr aus Frankreich, Sie müssen sich bei der Polizei melden und werden interniert." Mit dieser trostlosen Gewißheit kehren wir ins Hotel zurück. Es war 10 Uhr abends geworden, wir legen uns zu Bett. In etwa einer Stunde erwache ich von einem entsetzlichen Schreien. Axthiebe dröhnten in unmittelbarer Nähe, — ich weckte meinen Mann —, werden da Steine geworfen? Scherben klirren — man hört ein Stöhnen — Weiber kreischen dazwischen und durch all den besinnungsraubenden Lärm hören wir im Rhythmus der Axtschläge den Ruf: *abattu! abattu!* Ich schlich mich vorsichtig ans Fenster, jeden Augenblick den Stein erwartend, der für uns bestimmt war. Es war eine helle Nacht. Alle Häuser nach der Straße haben sich geöffnet — jauchzend brüllt man dem rasenden Pöbel zu. Wir sind die einzigen Gäste im Hotel, nein, noch zwei Deutsche aus Trouville sollen angekommen sein. — Wird man uns finden? Wir wollen uns ankleiden, sonst werden sie uns nackt auf die Straße zerren! — Jetzt dringen die Hufschläge eines Pferdes herauf — ist die Gendarmerie auf den Beinen? — Jetzt sind sie unter unseren Fenstern — das Haus ist als Hotel nicht kenntlich, wir selbst hatten den Eingang nur nach langem Suchen gefunden — in wenig Sekunden muß sich unser Schicksal entscheiden — — wenn nur der blecherne Ton aufhören wollte — — haben sie ein Schild vom Hause gerissen und prügeln es nun die Straße hinauf? — da rollt es wieder hinunter — nun sind sie vorbei — der einsame Schutzmann trabt langsam hinter dem rasenden Pöbel einher — immer ferner klingen die Blechtöne.

Erst viel später erfuhren wir durch Mitgefangene, daß diese Nacht eine der schrecklichsten war, die Paris gesehen hat. In jedes Haus, wo Deutsche wohnten, war der Pöbel eingedrungen, hatte den Familien 10 Minuten Zeit gelassen, aus den Betten auf die Straße zu flüchten, und hinter ihnen alles kurz und klein geschlagen. Hunderte von Filialen der Deutschen Maggi-Gesellschaft, die ganz Paris mit Kindermilch versorgte, wurden in dieser Nacht zerstört, und von den leeren Milchkannen rührte der blecherne Ton her, der mir heute noch in den Ohren klingt. Was half es Einzelnen, daß sie auf ihre Häusertüren schrieben: „Ich bin Franzose und habe drei Söhne im Felde", sie hatten einen deutschen Namen, und ihr Hab und Gut wurde zerstört.

Am 3. August meldeten wir uns vorschriftsmäßig bei dem zuständigen Kommissariat. Der Andrang war unbeschreiblich. Es haben Leute 10 und 11 Stun-

Digitized by Google

den auf der Straße gestanden, um ihrer Meldepflicht zu genügen. Wir warteten nur 1½ Stunden, erhielten einen Aufenthaltsschein für Paris bis zum siebenten Tage der Mobilisation und mußten uns am fünften Tage wiederum einfinden, um die Stunde der Abfahrt zu erfragen.

Am 8. August, um 7 Uhr früh, ist der Lichthof der *gare de Lazare* von über 1000 Menschen aller Volksschichten angefüllt. Eine Stunde später erschallte das Kommando: „Frauen und Kinder voran." Allgemeine Bestürzung — wo wird man sich wieder finden? — aber es hilft nichts, die französische Galanterie beherrscht die Situation. Kinder schreien nach „Papa" — Mütter rufen nach ihrem notwendigen Handgepäck, nach ihren Pässen, nach Geld — vergebens *„en avant mes dames, en avant"*; längst sind wir von unseren Männern getrennt und werden in Viehwagen verfrachtet, ohne jede Sitzgelegenheit. Mittlerweile sind die Männer losgelassen worden. Wie ein Schwarm Heuschrecken dringen sie in die fast gefüllten Wagen ein. Die riesigen Türen werden von außen geschlossen. Ich zähle 87 Personen. Die Luft ist zum Schneiden, 32 Grad Hitze. Man kann sich kaum rühren, allerdings auch nicht umfallen. Da sehe ich über mir ein Schiebefenster, aus dem sonst wohl die Pferde ihre Köpfe herauszustrecken pflegen. Ich versuche es unbemerkt aufzuschieben . . . da, — ein furchtbarer Knall . . . die Klappe ist nach außen heruntergefallen . . . Herrgott, wenn ich jemand erschlagen habe ! . . . Alles bleibt still . . . meine Knie zittern vor Schreck . . . ich lasse mir nichts merken. Wie feige man geworden ist, in diesen acht Tagen. Eine Leidensgefährtin gestattet mir auf einer Ecke ihres Handkoffers Platz zu nehmen, denn unser eigenes Gepäck haben wir in Paris zurück lassen müssen, weil es das erlaubte Gewicht von 30 Kilo überstieg. Neben mir hält eine Frau ihr krankes Kind in den Armen, das jede Nahrung sofort von sich gibt. Alle zwei Stunden hält der Zug, und die Wagen werden geöffnet. Welch ein Labsal, fünf Minuten frische Luft zu atmen! Man fand sogar die Seinen wieder, durfte aber nicht versuchen, zu ihnen in den Wagen zu steigen. Im Kampf hatte jeder seinen Platz behauptet und gab keinen Zollbreit davon her. Elf Stunden währte die Fahrt, die der Schnellzug in 3½ Stunden zurücklegt. Alençon heißt der hübsche kleine Ort, der in diesen Tagen viele Tausende von Kriegsgefangenen aufnehmen mußte. Kaum haben wir den Zug verlassen, als wiederum der Ruf ertönt: „Frauen und Kinder voran!" Nun sind wir endgültig von unseren Männern getrennt. Verzweifelte Szenen spielten sich ab. Frauen mit 5 und 6 Kindern schleppen riesige Bündel und Körbe, und drohen zusammenzubrechen. Kinder klammern sich schreiend an den Vater, andere sind ihren Müttern im Gedränge abhanden gekommen, das Schluchzen und Jammern nimmt kein Ende. Langsam ergießt sich der endlose Zug über die Hauptstraße der Stadt, zu beiden Seiten Militär. Vor einem Schulhause wird Halt gemacht. Es sind etwa 200 Frauen, die mein Los teilen und im Schulhof eingeschlossen werden. Kleine freundliche Soldaten bringen Wasser und Weißbrot, für Geld holen sie uns auch Aufschnitt und Getränke. Einer gibt mir sogar den Rat, zeitig in den Schlafsaal hinaufzugehen, denn nachher gäbe es kein Stroh mehr. Zwei Berlinerinnen und ich folgen dem Rat. Wir erwischen die ersten Bündel und legen uns dicht nebeneinander zur Ruhe. Als der Saal halb gefüllt ist, fehlt es an Stroh — und jetzt spielen sich die haarsträubendsten Szenen ab. Der Kampf um das Stroh ist schließlich nur noch ein Vorwand für Französinnen, die, an Deutsche verheiratet, das Los der Gefangenen teilen, und nun ihren Haß an den deutschen Frauen auslassen. Wie Tigerkatzen fallen sie über ihre Opfer her, kratzen sie blutig, reißen ihnen die Haare aus, treten auf ihre Köpfe. Die Wache erscheint, aber sie wird überschrien — schließlich gelingt



Digitized by Google

es, die Ringenden zu trennen, die Französinnen werden abgeführt. Von Schlaf ist keine Rede. Um 6 Uhr beginnt der zweite Tag. Die Verpflegung ist keineswegs geregelt. Einzelnen gelingt es, für Geld durch die Soldaten schwarzen Kaffee zu erhalten. Einige heitere Stunden brachte die Verordnung, daß die in Kasernen oder Fabriken untergebrachten Männer ihre Frauen suchen durften. Durch das Fenster einer Portierloge meldet der draußen stehende Mann seinen Namen, der französische Soldat ruft ihn mit starker Betonung der letzten Silbe in den Hof. Es gehörte ein sehr feines Ohr dazu, diese französierten Namen zu erkennen. Ständige Verwechslungen werden mit schallendem Gelächter begrüßt. Falsche Frauen laufen herbei und müssen verlegen umkehren, einige Männer sind sichtlich enttäuscht, daß sie die richtigen Frauen finden.

Man erlaubt uns, mehrere Stunden täglich in die Stadt zu gehen, ja sogar, auf eigene Kosten natürlich, Privatunterkunft zu suchen. Die Bevölkerung verhält sich ruhig, und hofft, an den Fremden viel zu verdienen. Wer Geld hat, kann sich kaum mehr beklagen. Aber die gute Behandlung schlägt sofort um, nachdem der behördliche Erlaß ergangen ist, daß diejenigen, welche auf eigene Kosten abreisen wollen, Pässe nach der spanischen und italienischen Grenze erhalten würden, und eine stattliche Anzahl sich hierzu meldet; die nachsichtige Behandlung hatte darauf abgezielt, diejenigen, die im Herzen längst Franzosen waren, für den französischen Heeresdienst anzuwerben, und diese Spekulation blieb nicht erfolglos. Die Schweiz, so wurde uns amtlich versichert, habe ihre Grenzen gesperrt, und wir entschließen uns zur Abreise nach Italien. Eine endlos beschwerliche Fahrt in Reservistenzügen, bei glühender Hitze, führt uns zwangsweise bis tief nach Südfrankreich hinein. Und mit der zunehmenden Temperatur schien auch die Volkswut sich zu steigern. Es war auf der Strecke nach Lyon, als wir den einstündigen Aufenthalt dazu benützten uns mit Brot, Früchten und Trinkwasser zu versorgen. Es hatten sich allmählich 9 Deutsche zusammengefunden. Wir Damen haben die Plätze belegt und winken den Männern, die uns suchen. Plötzlich tritt ein Polizist an uns heran und verlangt unsere Papiere. Die Pässe in der Hand liest er — und liest — — und liest —— es bildet sich eine Gruppe um ihn — höhnische Bemerkungen fallen — — es ist eine Minute vor Abgang des Zuges. „Sie müssen mir folgen", sagt der Beamte, aber es ist eine gewisse, ganz leise Unsicherheit in seinem Ton, und mein Mann verweist ihn nochmals auf den allerstrengsten Befehl der französischen Regierung, der uns zwingt, ohne Aufenthalt weiter zu reisen. Er händigt uns die Papiere aus, wir springen in den Zug, und sind für diesmal der Verhaftung entgangen.

An der nächsten Station ist unser Abteil plötzlich von Militär umstellt. Ein höherer Offizier springt herein und verlangt die Pässe. Mein Mann und ich haben außer dem regulären deutschen Paß von der bayerischen Gesandtschaft einen Botschaftspaß erhalten. Die Züge des Offiziers hellen sich auf, und mit einer fast ritterlichen Gebärde gibt er uns das Papier zurück. Diese Visitation ist die Sache einer Minute. Trotzdem ist der Bahnsteig von Menschen übersät — die Reservisten sind aus den Wagen gestürzt, um unser Abteil zu stürmen. Der Beamte hatte uns anscheinend als spionageverdächtig signalisiert. Hätten die Soldaten die rasende Menge nicht mit gezogenem Bajonett aufgehalten, so wären wir das Opfer der Volkswut geworden. Ein kurzer Befehl des Offiziers, und der Zug setzt sich in Bewegung. Zu beiden Seiten unseres Abteils fahren je zwei Soldaten auf dem Trittbrett mit. Kurz vor Lyon wird unser Wagen abgekuppelt und auf ein weit entlegenes Gleis geschoben. Einer unserer Herren erhält die Erlaubnis, unter militärischer Bedeckung ans Büffet zu gehen. Zehn Stunden haben wir nichts gegessen und sind schon drei Tage und drei Nächte unterwegs. Nach vierstündigem

Digitized by Google

Warten nimmt irgendein Zug uns mit und zwar in der Richtung Genf. Unsere Herzen fangen an höher zu schlagen, da heißt es plötzlich „alles aussteigen", 4 Stunden Aufenthalt. Der Ort heißt Ambérieu, nur eine Stunde von Genf. Da wir uns vier Tage nicht haben waschen können, wird beschlossen ein Zimmer im Wirtshaus zu nehmen, und eine Waschung zu genießen, doch nur zweien wird das Glück zu teil. Ein Gendarm erscheint und befiehlt uns, ihm zur Bahn zu folgen. Im Amtszimmer des Bahnhofgebäudes empfängt uns ein jämmerlicher Mummelgreis, mit der Gebärde eines Cäsars. Er nimmt uns die Pässe ab und gibt das Verhör zu Protokoll, wobei jeder, der mehr sagt, als er gefragt wird, einen Verweis erhält. Um seinem Herzen Luft zu machen, verrät er uns, daß er 70 in Metz gefangen gewesen und entläßt uns mit der Erklärung, daß wir Kriegsgefangene seien bis ans Ende des Krieges und das Zimmer nicht verlassen dürften.

So grotesk diese widerrechtliche Verhaftung durch den militärischen Chef der Bahnpolizei auch war, so geringe Aussicht hatten wir, seiner Willkür zu entrinnen. Jetzt war die Lage verzweifelt. Ohne jeden militärischen Schutz, der aufgeregten Bevölkerung preisgegeben, mit wenigen Zwanzigmarkstücken im Beutel, mußten wir selber für uns sorgen — was sollte das Ende sein? Wie lange kann ein moderner Krieg wohl dauern — 2 Monate oder 4? Wie wird man sich vor der Kälte schützen, denn keiner besaß mehr als sein Reisekostüm, wird die Wirtin selbst gegen Bezahlung für ihre Feinde kochen? Mit diesen Betrachtungen saßen wir brütend in dem heißen Zimmer, bis ich mich, von Hunger getrieben, entschloß, der Wirtin meine Dienste anzubieten, und dabei ihr Herz zu rühren, damit sie uns für gutes Geld eine Mahlzeit täglich gebe. Der Versuch gelang, und die steten Siegesnachrichten, nach denen die Franzosen bereits in Straßburg eingezogen waren, steigerten das Mitleid mit den „armen Deutschen". Man richtete sich so gut ein, wie's eben ging, und der Galgenhumor eines dicken Berliners und seiner witzigen, kleinen Frau brachten uns oft so zum Lachen, daß wir unsere Stimmen dämpfen mußten, um nicht von draußen gehört zu werden.

Da, eines Nachts, beim ersten Morgengrauen, klopft es dröhnend an unsere Tür. Der Gendarm befiehlt uns an die Bahn. Was hatte man mit uns vor? — in Paris wurden um diese Stunde die Spione erschaffen — wollte man uns nochmal internieren? Mein Mann und ich sind das erste Paar, das das Amtszimmer betritt, wo wir zu unserem Erstaunen statt des *Chef militaire* einen unscheinbaren jungen Mann finden, dessen Art den Subalternbeamten verrät. Wir geben ihm trotzdem die Ehre eines Machthabers. Er ist geschmeichelt, bemerkt im Gespräch, daß er Spanier sei, und beweist uns die Großmut seiner Nation mit den erlösenden Worten: „Nehmen Sie Billette nach Genf." Mein Mann stürzte zum Schalter. Ich blieb auf dem Bahnsteig stehen.

Fast begriff ich die Worte nicht. Gab es noch Wunder? Erstarrt stand ich da, keines Wortes mächtig. Ich sah, wie einige auf mich zeigten, hörte, wie die Menge hinter mir flüsterte, wie die Mitgefangenen totenbleich aus dem Amtszimmer kamen und in die Stadt zurückeskortiert wurden, aber ich sah es nur und begriff es nicht. Ich hatte das Gefühl, daß mein Herz im nächsten Augenblick zerspringen müßte. Mein Mann rief mich an — nachtwandlerisch folgte ich ihm — man nahm im Zuge Platz — aber selbst in Genf, wo französisch redende Beamte mit feindseligen Gesichtern unsere Pässe revidierten, wich jene Starrheit nicht von mir. Erst in Bern, wo deutsche Zeitungen uns die überwältigende Wahrheit kund taten, löste sich der Bann, und ich weinte vor Freude, eine Deutsche zu sein.



Digitized by Google

# Deutschlands Anrecht an den Suezkanal[1]).

Bei der eminent politischen Bedeutung des Suezkanals, bei seiner Wichtigkeit für die Beherrschung des Welthandels und hiermit gegebenenfalls für die Entscheidung des Krieges, ist es beinah unbegreiflich, wie wenig noch im allgemeinen es bekannt ist, welch hervorragenden Anteil deutsche Intelligenz und deutsches Kapital an seiner Entstehung hatten, und daß, auch ohne eine bewaffnete Bedrohung der von England usurpierten Wasserstraße, auf rechtlicher Grundlage seitens der Zentralmächte wohlbegründete Ansprüche geltend gemacht werden können, aus denen ihre vollkommene Gleichberechtigung neben Frankreich und England (letzteres käme sogar, wie wir sehen werden, soweit es sich um ein verdientes Recht handelt, kaum in Betracht) am Besitz und an der Verwaltung des durchaus internationalen Kanals einwandfrei hervorgeht. An Stelle der einen Stimme im Verwaltungsrat der Suezkanalgesellschaft (Compagnie Universelle du Canal Maritime de Suez), die ihm bisher zugestanden wurde, könnte Deutschland mit gutem Recht 5, Österreich sogar 7 beanspruchen.

Auch deutscherseits wird immer wieder als derjenige, dem die Welt den Suezkanal zu danken hat, Ferdinand de Lesseps genannt, und sein Denkmal auf der Hafenmole von Port Said scheint dem Recht zu geben.

Tatsächlich aber war es ein anderer Franzose, der als Oberhaupt der Saint-Simonisten bekannte „Père" Enfantin (Barthélemy-Prosper Enfantin), der den kühnen, seinen Zeitgenossen, wie so manche Idee von weltbewegender Bedeutung noch eine Utopie erscheinenden Gedanken der Vereinigung zweier Weltmeere faßte und in jahrelanger aufopfernder Tätigkeit vorbereitete. Ein österreichischer Ingenieur aber, Alois Ritter von Negrelli-Moldelbe, entwarf den genialen Plan, durch den der Traum Enfantins Wirklichkeit werden sollte.

In diesen beiden Männern, im Verein mit einer Reihe von Großkapitalisten und Industriellen, die für das Unternehmen gewonnen wurden, und unter denen namentlich Arlès-Dufour in Lyon und sein Vetter Albert Dufour-Feronce in Leipzig, der Großvater des Verfassers, als eifrige Förderer des Projekts genannt zu werden verdienen, gebührt Frankreich und Deutschland der Ruhm, das große Kulturwerk ersonnen und gemeinsam durchgeführt zu haben, und es ist charakteristisch für beide Nationen, daß die Initiative von einem Franzosen ausging, während durch die Gründlichkeit und Gediegenheit deutschen Wissens und Könnens die Gewähr zum Gelingen gegeben wurde. Ganz anders, aber gleichfalls sehr bezeichnend, ist die Rolle Englands, das ursprünglich in analoger Weise, wie Frankreich und Deutschland, sich beteiligen wollte und sollte. Da man zunächst in London durch die Eröffnung des neuen Seeweges eine Benachteiligung des indischen Handels und hiermit der eigenen Interessen befürchtete, tat man alles, um das Unternehmen zu hindern und Schwierigkeiten jeder Art in den Weg zu legen. Als dann trotzdem der Kanal zu Stande kam und sogar für die englische Kolonialpolitik unentbehrlich

[1]) Anm. des Verf. Wenn hier und im folgenden wiederholt die Bezeichnung: Deutschland, deutsch, an Stelle von: Deutschland und Österreich, deutsch-österreichisch pp. angewendet wurde, so lag natürlich die Absicht fern hiermit etwaige patriotische Empfindlichkeiten zu verletzen, es geschah lediglich der Kürze und Einfachheit des Ausdrucks halber, aber auch aus dem Grunde, daß in den Urkunden die Gründergruppe, mit der wir uns zu beschäftigen haben werden, und die sich aus Österreichern und Sachsen zusammensetzte, stets als „Groupe allemand" bezeichnet wird.

Digitized by Google

wurde, wußte man sich mit der Zeit, anfangs durch kluge finanzielle und diplomatische Schachzüge, später mit brutaler Gewalt in seinen Besitz zu setzen.

Was nun endlich Lesseps anbelangt, so kann ganz sicher nicht in Abrede gestellt werden, daß er mit der Leuten seines Schlages eigenen Geschicklichkeit und Energie manches dazu beigetragen hat die überaus umständlichen und langwierigen Verhandlungen mit der egyptischen Regierung und der Pforte zum Abschluß zu bringen, jedenfalls aber hat er das Vertrauen der Männer, in deren Auftrage er nach Egypten geschickt worden war, aufs schnödeste mißbraucht, und ein mit einem unserer Generation beinah unverständlichen Idealismus und vorbildlicher Uneigennützigkeit in Angriff genommenes Werk zu seinem persönlichen Vorteil und einer skrupellosen Spekulation ausgebeutet. Wie wenig dies im Sinne Enfantins war, geht aus einem von dessen Briefen an Negrelli vom 23. Januar 55 hervor; es heißt hier unter anderem: „Ich habe mich überzeugen können, daß Napoleon III. und seine Regierung die feste Entschlossenheit begrüßten, mit der wir uns auf einen höhern Standpunkt als den der Börse stellten, um zwar nicht die Banken, aber die sie oft umgebenden spielerischen Elemente auszuschließen."

Enfantin war ein Vertreter des verjüngten Frankreich, das aus dem Zeitalter der Revolution und Napoleons I. hervorging und in der Begeisterungsfähigkeit und Warmherzigkeit seines Idealismus befähigt schien, an der Spitze der Nationen zu marschieren, Lesseps einer der ersten jener gewissenlosen Arrivisten, die es verschuldet haben, daß von jener schönen und glückverheißenden Epoche nicht viel mehr übrig blieb als die leere und tönende Phrase. Der „Comte" de Lesseps, wie er sich später zu nennen beliebte, nachdem Napoleon III. es abgelehnt hatte ihm den Titel eines „Duc de Suez" zu verleihen, wurde vom Schicksal ereilt, als er beim Panamakanal das gleiche Spiel in vergrößertem Maßstabe wiederholen wollte. Lord Palmerston hatte ihn seinerzeit in einer Sitzung des englischen Unterhauses als Abenteurer gebrandmarkt und ist hiermit der Ehre dieses Mannes wohl kaum zu nahe getreten. Wenn er trotzdem immer noch vor der öffentlichen Meinung als der „große Franzose" und Begründer des Suezkanals dasteht, so ist dies nur ein Beweis dafür, in welch gewandter Weise er es verstanden hat, in seinen zahlreichen Veröffentlichungen den wahren Tatbestand und seine durchaus nicht einwandfreien Machenschaften zu verschleiern.

Um dem gegenüber endlich der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen, ist vor noch nicht langer Zeit eine Sammlung von „Urkunden zur Geschichte des Suezkanals" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1913) veröffentlicht worden. Ohne weiteres Kommentar als eine Einleitung von wenig Seiten wird dem Leser Einblick in einen Schrift- und Briefwechsel gegeben, der die Jahre 1845—62 umfaßt, und aus dem einwandfrei das Verdienst der bereits genannten Männer Enfantin, Negrelli, Arlès und Dufour hervorgeht. Gleichzeitig wird der Legende, die Lesseps zu verbreiten gewußt hat, ein für alle Male ein Ende gemacht. Die Herausgeber sind Geheimrat Dr. Georgi, dessen Vater dem Kreise der ersten Interessenten für den Kanal angehörte und namentlich als sächsischer Finanzminister zur Förderung des Unternehmens durch die königl. sächs. Regierung beitrug, und Albert Dufour-Feronce, ein Enkel des schon mehrfach erwähnten Großkaufmanns gleichen Namens.

Die Geschichte des Suezkanals ist mit wenig Worten die folgende: Das Problem eines Kanals zur Verbindung des Mittelmeeres mit dem nur durch

Digitized by Google

die schmale Landenge von Suez von ihm getrennten Roten Meer hat bereits seit der Zeit der Pharaonen die jeweiligen Beherrscher Egyptens beschäftigt und war durch die Expedition Napoleons I. von neuem aktuell geworden. Der Gedanke wurde von den Saint-Simonisten aufgegriffen, und 1833 begab sich Prosper Enfantin in Begleitung eines Stabes von etwa 50 ihm ergebener und unternehmungslustiger Männer aller Berufsklassen nach Egypten, um der dortigen Regierung freiwillig seine Dienste anzubieten. Der damalige Vizekönig (oder wohl richtiger Generalstatthalter) Mehmet Ali zog zu jener Zeit gerade die Vorschläge des französischen Ingenieurs Linant de Bellefont zur Anlage einer Nilbarrage in Erwägung und verhielt sich auch dem neuen Projekt einer Durchstechung des Isthmus von Suez gegenüber durchaus nicht ablehnend. Als Enfantin seinen Plan, für den er sich mit der ganzen ihm eigenen Impulsivität einsetzte, und in dem er ein Kulturwerk im edelsten Sinne des Wortes zu schaffen hoffte, hinreichend vorbereitet glaubte, kehrte er 1845 nach Europa zurück, um dort das nötige Kapital und die nötigen Mitarbeiter zu finden. Es berührt heute fast wehmütig, wenn man in seinem Bericht vom 28. Juni 1845 liest: „Wir haben das Bewußtsein, dieses große Werk so vorbereitet zu haben wie noch niemals ein großes industrielles Unternehmen vorbereitet wurde; nun müssen wir es auch so vollenden, das heißt ohne nationale Eifersüchtelei, durch das freundschaftliche Zusammenwirken der drei großen Völker, welche die Politik oft getrennt hat und die Industrie vereinigen muß."

Unter anderen gelang es ihm bald, seinen Freund Arlès in Lyon, eine Finanzgröße ersten Ranges des damaligen Frankreichs, zu interessieren, und dieser wieder machte seinen Vetter Dufour in Leipzig auf das Unternehmen aufmerksam.

Dufour, der einer alten Hugenottenfamilie entstammte, war in Frankreich fast ebenso heimisch wie in Deutschland und besaß ausgezeichnete Verbindungen in beiden Ländern, ebenso war er mit den Verhältnissen in England, wohin er später den Sitz seines Handelshauses verlegte, wohl vertraut. Da er, wie sicher nicht viele damals in Deutschland, sich mit den großen wirtschaftlichen Fragen, die den industriellen und kommerziellen Aufschwung Europas vorbereiteten, eingehend beschäftigte und an Unternehmungen beteiligt war, die weit über die Grenzen seiner Heimat hinausgingen, besaß er Kenntnisse und Erfahrungen, die für eine Gründung kosmopolitischen Charakters unschätzbar waren, und er kann wohl als Enfantins wertvollster und eifrigster Mitarbeiter angesehen werden. Mit klarem Blick erkannte er sofort die Schwierigkeiten, die von England zu befürchten waren, und als wirksamstes Gegenmittel eine starke Beteiligung englischen Kapitals. Der Rivalität Frankreichs und Englands neben dem berechtigten Mißtrauen Egyptens und der Pforte gegen beide Mächte suchte er durch unbedingte Wahrung des Internationalitätsprinzips zu begegnen und vertrat aus dem gleichen Grunde die Ansicht, daß die Anregung zu einer gemeinsamen Operation von Deutschland, als der an keinerlei kolonialem Besitz interessierten Macht, ausgehen müsse. Gleichzeitig wies er darauf hin, welche Gefahren dem europäischen Handel drohten, wenn durch eine engherzige Politik der Großmächte Zeit und Gelegenheit gegeben wurde, dem Suezkanal mit einem Panamakanal zuvorzukommen. Ein Mann von seiner Begabung und seinen Fähigkeiten war ganz der gegebene, um hervorragende und einflußreiche Persönlichkeiten für das Projekt Enfantins zu gewinnen; er setzte sich unter anderen mit Alexander von Humboldt und dem Präsidenten des österreichischen Lloyd in Triest, Baron Bruck, späterem Finanzminister in Verbindung, durch

Digitized by Google

deren Vermittlung es bald gelang, von dem damals noch allmächtigen Fürsten Metternich eine Zusicherung künftiger Protektion zu erhalten. Auch die Berufung Negrellis, der sich bereits durch den Bau von Gebirgsbahnen in der Schweiz und in Österreich einen Namen gemacht hatte und damals gerade in Sachsen beschäftigt war, ist Dufours Verdienst.

1846 bereits schien die Angelegenheit derartig gefördert, daß am 30. November des Jahres der Gesellschaftsvertrag der „Société d'Etudes du Canal de Suez" unterzeichnet werden konnte. Es wurde beschlossen, daß die neugegründete Gesellschaft ihren Sitz in Paris unter Leitung Enfantins haben sollte, und in Anbetracht ihres kosmopolitischen Gepräges aus drei Gruppen, einer englischen, einer französischen und einer deutschen, von je mindestens sieben und höchstens zehn Mitgliedern zu bestehen habe. Jede der Gruppen verpflichtet sich, den gleichen Anteil eines gemeinsamen Betriebskapitals zu finanzieren und einer jeden wurde ein Ingenieur des betreffenden Landes — Stephenson für England, Paulin Talabot für Frankreich und Negrelli für Deutschland — zugeteilt. Dem Ingenieur der egyptischen Regierung, Linant, wurde als langjährigem Kenner des Landes eine gewisse Kontrolle über die einzureichenden Pläne vorbehalten.

Dank der unermüdlichen Werbetätigkeit Dufours war der deutsche Zweigverein schon im Januar 1847 konstituiert und setzte sich seinerseits wieder aus 2 Unterabteilungen, einer sächsischen, bestehend aus 5 Privatleuten (Thieriot, Georgi, Harkort, Sellier, Dufour), und einer österreichischen, bestehend aus 5 Körperschaften (Österr. Lloyd in Triest, Handelskammer in Triest, Stadtrat in Triest, Österr. Gewerbeverein in Wien, Handelskammer in Venedig) zusammen. Jedes der hier genannten Mitglieder, Private wie Korporationen, erwarb durch Einzahlung von je 5000 Francs das Recht auf einen der 100 vorgesehenen Gründeranteile der künftigen Gesellschaft und eine Stimme im Verwaltungsrat, der 32 Stellen haben sollte. (Der Wert eines derartigen Gründeranteils würde beiläufig heute mit den aufgelaufenen Zinsen nach oberflächlicher Schätzung rund 4 Millionen Francs betragen.) Die gleichen Rechte wurden in Anbetracht besonderer Verdienste dem Ingenieur von Negrelli und, wenn ich recht unterrichtet bin, dem Minister von Bruck eingeräumt. Für Deutschland und Österreich waren mithin, wie schon eingangs erwähnt, mindestens 10, gegebenenfalls sogar 12 Stimmen in der Verwaltung des Kanals gesichert.

Gemäß der Zusammensetzung der deutsch-österreichischen Gruppe waren es in der Folgezeit die entsprechenden deutschen Regierungen, und zwar die kaiserl. österreichische und die königl. sächsische, welche ihren Einfluß für die Suezangelegenheit einsetzten. Ebenso war es der Gedanke des deutschen Ingenieurs Negrelli, im Gegensatz zu seinen Kollegen, die mit Rücksicht auf angebliche Niveauunterschiede zwischen Rotem und Mittelländischem Meer für die Notwendigkeit von Schleusen eintraten, die Möglichkeit einer geradlinigen und schleusenlosen Trasse des Kanals nachzuweisen, und hiermit die Kosten und Schwierigkeiten der Ausführung wesentlich zu verringern.

Im Gegensatz zu dieser Bereitwilligkeit in Deutschland, das gemeinsame Kulturwerk zu unterstützen, ist man britischerseits den eingegangenen Verpflichtungen niemals nachgekommen; die englische Gruppe bestand nur dem Namen nach, und die Tätigkeit des Ingenieurs Stephenson war mehr hinderlich als nutzbringend. Bezeichnend ist eine Äußerung Enfantins aus dem Jahre 1855, als man daran gehen wollte die Société d'études in eine Exekutivgesellschaft umzuwandeln; er

Digitized by Google

schreibt in dem bereits weiter oben zitierten Brief an Negrelli: Die englische Gruppe ist so schwankend, daß wir, Franzosen und Deutschen, uns so konstituieren müssen, daß wir den Engländern sagen können: die Tore sind euch geöffnet, eure Plätze reserviert, aber es geht auch ohne euch.

Ein verhängnisvoller Schritt war es, als man sich nach der Thronbesteigung Said Paschas, um von diesem die nötigen Vollmachten und Konzessionen zu erhalten, dazu entschloß, Ferdinand de Lesseps als Repräsentanten der Gesellschaft nach Egypten zu schicken. Er erschien Enfantin und Arlès als eine besonders geeignete Persönlichkeit, da er als französischer Vizekonsul in Kairo tätig gewesen war, zu jener Zeit schon zu dem neuen Herrscher, dem damaligen Prinzen Mohamed Said (dem er Reitunterricht erteilt haben soll), in persönlichen Beziehungen stand und diese während der Studienzeit des Prinzen in Paris weiter pflegen konnte. Da er des weiteren als Verwandter der schönen und intriganten Frau, die 1853 durch Napoleon III. zur Kaiserin der Franzosen erhoben wurde, persona grata in den Tuilerien war, glaubte man in der Tat keine glücklichere Wahl als ihn treffen zu können. Es gelang ihm denn auch sehr bald, im November 1854, den Erlaß eines Firman zu erwirken, in dem ihm, unter ausdrücklicher Wahrung bereits bestehender Rechte der Société d'études, die formelle Vollmacht erteilt wurde, eine Gesellschaft zum Zweck der Erbauung des Suezkanals zu organisieren, hinsichtlich deren Mitgliedern der Vizekönig die letzte Entscheidung sich vorbehielt, indem er sich selbst und eine Reihe hoher egyptischer Würdenträger an die Spitze der Subskribenten stellte. Ein späterer Firman vom Januar 1856 äußert sich im ähnlichen Sinne und fügt noch hinzu: Nach der von der egyptischen Regierung ausbedungenen Gewinnabgabe werden 10 Prozent des jährlichen Reingewinns an die Gründer und ihre Rechtsnachfolger ausbezahlt.

Besonders bedenklich war es bei den nicht ganz sauberen Charaktereigentümlichkeiten des Mr. de Lesseps, daß nach den Gepflogenheiten des Orients Konzessionen irgendwelcher Art nicht einer nach dortigen Begriffen nicht zu fassenden Gesellschaft, sondern nur einer einzelnen bestimmten Persönlichkeit erteilt werden konnten, mithin jede urkundliche Bestätigung aller Vereinbarungen und Abmachungen mit der egyptischen Regierung nicht auf den Namen des auftraggebenden Komitees, sondern auf den seines Vertreters Lesseps ausgestellt werden mußte. Dufour äußerte sofort seine Bedenken und bemerkt hierzu in einem Schreiben an den Triester Magistrat vom 27. Februar 55: „Die Konzession hat allerdings auf den Namen des Hr. de Lesseps gestellt werden müssen, weil man im Orient nicht gewöhnt ist, dergleichen Berechtigungen an anonyme Gesellschaften zu erteilen, es wird sich aber eine Form finden lassen, um die Übertragung auf unsere cosmopolitische Gesellschaft zu bewirken." Und am 27. Januar 55 schrieb er an Negrelli: „Es ist unglücklich, daß die Concession auf *einen* Mann und nicht auf unsere Gesellschaft lautet, — allerdings werde ich in dieser Beziehung von Leuten, die den Orient kennen, belehrt.... Das mag richtig sein, aber immerhin muß ein Mittel gefunden werden, das jetzt ausschließlich französische Gepräge der Sache in ein cosmopolitisches umzugestalten."

Es würde zu weit führen, hier bis in die Einzelheiten darauf einzugehen, wie Lesseps es verstand, diese durch die besonderen Umstände gebotene unklare Situation für seine Zwecke auszunutzen, und allmählig die Leute, in deren Dienst und Sold er nach Egypten gekommen war, zur Seite zu schieben. Jedenfalls war er in der Wahl seiner Mittel durchaus nicht wählerisch, und scheute sich

Digitized by Google

selbst nicht vor den plumpsten Fälschungen, was ihm dadurch wesentlich erleichtert wurde, daß die Verhandlungen in türkischer Sprache geführt wurden, mithin die Originaltexte erst ins Französische übersetzt werden mußten. Als er sich seiner Sache sicher fühlte, überwarf er sich mit seinen Auftraggebern und gebärdete sich von nun an als Konzessionär und Bevollmächtigter des Vizekönigs. Namentlich nach dem vorzeitigen Tode Negrellis, im Oktober 1858, der jederzeit in loyalster Weise für die Interessen der Société d'études eingetreten war, bekam er vollkommen freie Hand. Said Pascha selbst scheint das frivole Spiel durchschaut zu haben und suchte sich von Lesseps zu trennen; aber auch hier wieder kam der Tod dem Abenteurer zu Hilfe. Der Generalstatthalter starb im Januar 1863 an einem unaufklärbaren Leiden, und sein Nachfolger, Ismail Pascha, wurde durch den Schiedsspruch Napoleons III., der damals fast unumschränkter Herr von Europa war, gezwungen, die Arbeiten am Suezkanal mit Lesseps zu Ende zu führen.

Ob Lesseps direkt als Agent Napoleons III. gehandelt hat, ist nicht nachgewiesen, doch liegt der Verdacht hierzu wohl nicht allzufern. Jedenfalls war das Resultat, daß die durch Lesseps widerrechtlich gebildete Gesellschaft an Stelle einer internationalen eine französische geworden war; die Namen aber der legitimen Gründer deutscher und österreichischer Nationalität waren von der durch ihn aufgestellten Liste verschwunden.

England aber verstand es später meisterlich, die ständigen Geldverlegenheiten Ismail Paschas auszunutzen und 1875 durch einen genialen Finanzstreich Disraëlis auf dem Wege eines höchst vorteilhaften Ankaufs die Aktienmehrheit und hiermit den Löwenanteil am Besitz des Kanals sich anzueignen.

Die Ansprüche der seinerzeit aufs schnödeste hintergangenen Gründer des Kanals sind teilweise von den Erben geltend gemacht worden, und haben bereits den Gegenstand einer Reihe von Prozessen gebildet. Da aber hierfür die Pariser Gerichte zuständig waren, und es sich mit wenig Ausnahmen um Deutsche handelte, war natürlich, wenn auch formell die Rechte der Kläger anerkannt werden mußten, wenig Neigung vorhanden, zu ihren Gunsten zu entscheiden. Die Seele der meisten dieser Prozesse war Marie Grois, geb. von Negrelli, die Tochter des vielgenannten österreichischen Ingenieurs. Sie hat es sich geradezu zur Lebensaufgabe gemacht, dem Andenken ihres Vaters, als des eigentlichen Erbauers des Suezkanals, vor der Welt Anerkennung zu verschaffen und das verbrecherische Treiben, mit dem Lesseps fremden Ruhm und Gewinn sich anzueignen wußte, an den Pranger zu stellen. In jahrelanger Arbeit hat diese Frau mit bewunderungswürdiger Energie ein umfangreiches Belastungsmaterial angesammelt und namentlich durch eine Haussuchung bei den Hinterbliebenen des Lesseps, die 1902 auf ihre Veranlassung durch Waldeck-Rousseau angeordnet wurde und in Paris begreifliches Aufsehen erregte, Beweismittel kompromittierendster Art zu Tage gefördert.

Die Geschichte dieser Prozesse um die Gründerrechte der Suezkanalgesellschaft bildet ein Kapitel, das nicht gerade zu den rühmlichsten in den Annalen der Rechtspflege im modernen Frankreich gehört; die Berufs- und Pflichtauffassung mancher Größen des Pariser barreau, der bekanntlich so stolz auf seine Vorrechte und Überlieferungen ist, und aus dem die führenden Politiker des Landes hervorgehen, erscheint zum mindesten in einem recht zweifelhaften Lichte. Man kann wohl nicht direkt behaupten, daß die betreffenden, im landläufigen Sinne des Wortes, bestechlich sind, doch sind sie nicht unzugänglich für Beeinflussungen,

Digitized by Google

die sich nach unserem Begriff schwer mit dem Standpunkt eines Ehrenmannes vereinigen lassen; und die Suezkanalgesellschaft hat es bewiesen, daß sie die gleiche Skrupellosigkeit, der sie ihre Entstehung verdankt, auch weiterhin als erste Geschäftsmaxime beibehielt und zur Verteidigung ihrer bedrohten Existenz in Anwendung bringt. Wenn die erwähnten Prozesse auch vorläufig für die Kläger erfolglos ausgingen, so blieben sie doch in Paris nicht unbeachtet und haben in dem Intriguenspiel der inneren französischen Politik, in jener dem Lande so verhängnisvollen Jagd nach Einfluß und Stellen, eine Rolle gespielt, die beinah überraschen könnte.

Es mag nicht ohne Interesse sein, hier festzustellen, daß auch Mr. Poincaré im Beginn seiner politischen Laufbahn als Advokat die Klage der Frau von Regrelli vertreten hat, ihm aber, da seine Klientin allen Grund hatte an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, in durchaus nicht schmeichelhafter Weise der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde, so daß damals das Portefeuille des Ministerpräsidenten, zu dem der Prozeß das Sprungbrett sein sollte, ihm zunächst noch einmal entglitt. Die „Österr. Illustrierte Rundschau" (3. Jahrg., Heft 7) hat unlängst einen wohl von gut unterrichteter Seite inspirierten Artikel: „Poincaré als Anwalt der Frau von Regrelli", veröffentlicht, der recht merkwürdige Aufschlüsse über den Charakter des heutigen Leiters der Geschicke Frankreichs gibt. Auch auf den Artikel des gleichen Blattes: „Der Suezkanal" (3. Jahrg., Heft 14 und 15) sei an dieser Stelle hingewiesen.

Ich weiß sehr wohl, daß ein Teil der Reklamanten in der Suezangelegenheit mit einem beneidenswerten Optimismus der süßen Hoffnung sich hingab, die Machthaber des Suezkanals könnten als „anständige" (!) Menschen, wenn das Recht der benachteiligten Gründer so klar erwiesen sei, wie aus dem Aktenmaterial hervorgeht, garnicht anders handeln, als wie dies anzuerkennen und die Kläger, selbst ohne richterlichen Spruch, zum mindesten entsprechend zu entschädigen. — Allerdings war dies zu einer Zeit, als noch nicht der Prozeß der Madame Caillaux aller Welt die Augen über die Rechtspflege an den Ufern der Seine geöffnet hatte. Gewiß, — es ist bedauerlich, wenn man über eine derartige Auffassung lächelt, aber für jemand, der das Frankreich Mr. Poincarés nur einigermaßen kennt und die Moral seiner leitenden Kreise, könnte es wirklich kaum etwas komischeres geben, als eine derartige Voraussetzung.

Konstantinopel, im Juli 1916. Alfred Demiani.

---

## Aus Wilhelmshaven

wird uns geschrieben: „Für die Entschiedenheit, mit der Sie aus ethischen Gründen gegen die nachgebende Politik unserer jetzigen Regierung auftreten, werden Ihnen viele mit mir dankbar sein. Darf ich zu dem jetzigen Konflikt an ein Goethewort erinnern? (Noten zum westöstlichen Divan, unter ‚Israel in der Wüste'.)

‚Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Glaubens und Unglaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag'".

Digitized by Google

# Der erste deutsche Tauchbootplan.

## Von Dr. Josef Weiß, Geheimem Hausarchivar in München.

Das Vorgehen der Österreicher und die Haltung des Münchener Hofes veranlaßten am 11. März 1799 den Residenten der französischen Republik Charles Jean Marie d'Alquier (1752—1826) die Hauptstadt zu verlassen. Man sah ihn von München, wo manche der Intellektuellen mit den „Jakobinern" liebäugelten, nicht gerne scheiden. „Er war sehr populär, sprach aber sehr wenig und bedauerte oft in rührenden Ausdrücken die allgemeine Unordnung; er hatte einige Truhen voll Bücher bey sich und kaufte hier sehr viele; er las beständig." So schrieb Westenrieder in sein Tagebuch.

Alquier begab sich nach Straßburg. Seine Papiere gerieten unterwegs nach Heidelberg; daselbst fielen sie später französischen Soldaten in die Hände, wurden von diesen auseinandergerissen und zum Teil zerstört, worauf die pfalz-bayerische Regierung die Überbleisel sammeln, nach Mannheim und dann nach München bringen ließ, wo sie bis heute in einem Faszikel des Geheimen Staatsarchivs ruhen.

Vier Wochen vor seiner Abreise erhielt Alquier ein merkwürdiges Schriftstück in französischer Sprache von 11½ Folioseiten, das uns hier besonders interessiert. Die Absender zählten sich zu Alquiers engerem Bekanntenkreis. Sie hatten, wie sie sagten, vor Jahresfrist, am 30. Januar 1798, durch einen Vertrauensmann, dem kurz zuvor in Mainz eingetroffenen französischen Regierungskommissär Rudler, einem Elsässer, in einer Holzbüchse eine Denkschrift zur Vermittelung an das Direktorium in Paris überreichen lassen; außer der Empfangsbestätigung hatten sie aber seitdem nichts über das Schicksal dieser Denkschrift vernommen. Da sie nun fürchteten, daß die jüngsten Ereignisse — am 12. Februar 1799 erlitt Kurfürst Karl Theodor den todbringenden Schlaganfall — eine Krisis und Alquiers Abreise herbeiführen könnten, erneuerten sie noch an eben diesem Tage ihre Denkschrift und sandten sie diesmal an Alquier, damit er die Sache, derentwegen er sich schon an den französischen Kriegsminister gewandt habe, jetzt persönlich weiter verfolge. Doch das Schriftstück gelangte nicht in die Hände des Pariser Direktoriums, sondern kam mit den aufgehobenen Papieren des Gesandten nach seiner Abreise wieder nach München zurück. Es hat also bis heute seinen originellen Charakter bewahrt.

Die Denkschrift schien den Verfassern gerade im Januar 1798 besonders aktuell zu sein. Seit 1797 trug sich Napoleon mit dem Gedanken einer Landung in England, welche schon 1796 Hoche auf dem Seitenweg über Irland hatte ausführen wollen. Napoleon organisierte ein eigenes Heer, zu Beginn des Jahres 1798 lagen in den Häfen am Kanal die Schiffe zur Überfahrt bereit, allein die persönliche Inspektion der Küste im Februar belehrte ihn, daß sein Plan an der Unzulänglichkeit der französischen Flotte und der Beherrschung des Meeres durch die Engländer scheitern müsse. Tatsächlich schlugen auch vier Versuche der Franzosen im Sommer und Herbst 1798 den aufständischen Irländern Hilfe zu bringen fehl; der Roger Casement von damals hieß Theobald Wolfe Tone, der beim Landen festgenommen und in Ketten nach Dublin geschleppt wurde, wo er am 12. November durch Selbstmord seiner Hinrichtung zuvorkam.

Zum Gelingen dieses Landungsplanes, „eines der großen Nation würdigsten Unternehmens, berechnet die Gewaltherrschaft auf den Meeren zu zerstören", glaub-

Digitized by Google

ten die Verfasser der Denkschrift beitragen zu können, da sie im Besitze sicherer und billiger Mittel seien, um alle feindlichen Kriegsschiffe, die sich in einer gewissen Entfernung von einem Hafen befinden, zu vernichten und den Hafen von der Blockade zu befreien, ohne daß man über eine ebenbürtige oder überlegene Streitkraft zu verfügen oder einen Kampf zu wagen brauche. Ihnen, den Erfindern, komme es nur auf die Sache, die sie allerdings für epochemachend hielten, und nicht auf ihre Person an, weshalb sie auch in der ersten Denkschrift weder Namen und Wohnort angegeben, sondern lediglich als zwei deutsche Ingenieure und mit N. S. A. W. gezeichnet hätten. Da wahrscheinlich jenes Paket verloren gegangen sei oder die französische Regierung, damals überflutet mit chimärischen Vorschlägen, das anonyme Projekt, hinter dem keine Autorität stand, ohne weiteres abgelehnt habe, so erhofften sie nunmehr von Alquiers persönlichem Eintreten, der allein um den Plan wisse, einen Erfolg ihrer Denkschrift, die immer noch aktuell sei und mit deren Ausführung die Republik schon die geeigneten Leute betrauen werde.

„Der Gegenstand der Erfindung oder das zu lösende Problem ist die Erbauung eines kleinen Schiffes, in welchem 2 Personen in beliebiger Tiefe unter Wasser fahren, eine feindliche, vor einem Hafen liegende Flotte erreichen, sodann mit dem Schiff unter den Boden eines der feindlichen Schiffe schlüpfen und diesem beim Kiel ein Sprenggeschoß beibringen können, dessen Entladung sich dem Pulvermagazin mitteilen, das Schiff in die Luft sprengen oder, da sie ihm ein genügend breites Loch schlägt, es zum mindesten rettungslos zum Sinken bringen wird.

Es versteht sich zunächst, daß ein solches Manöver nur am hellen Tag und bei Windstille möglich ist.

Eine zweckdienliche Maschine muß also folgende wesentliche Eigenschaften besitzen:

1. Sie muß allseits luftdicht schließen, damit in keiner Tiefe ein Wassertropfen eindringen kann, und ihre Oberfläche muß gegen den Druck der höchsten Wassersäulen und gegen unvorhergesehene Dinge hinreichend widerstandsfähig sein.

2. Ihr absolutes Gewicht muß genau dem Gewicht des verdrängten Wassers entsprechen, d. h. das Schiff muß so leicht wie das Wasser sein, derart, daß es sich in jeder Tiefe halten und ohne Anwendung einer anderen Kraft weder steigen, noch sinken kann.

3. Der Schwerpunkt dieses Schiffes muß in seinem unteren Teil liegen, damit es stets dieselbe Lage einnehme und weder völlig umgeworfen werden oder sich nach der einen oder anderen Seite neigen könne.

4. Die Personen im Innern müssen die Mittel haben das Schiff beliebig zu führen und zu lenken, vorwärts oder rückwärts, aufwärts oder abwärts, nach der einen oder der anderen Seite.

5. Sie müssen genügend Licht im Innern haben, um alle nötigen Operationen auszuführen und von allen Seiten hinauszusehen.

6. Sie müssen im Innern genau die Tiefe berechnen können, in der sich das Schiff in jedem Augenblick befindet, oder die Größe des senkrechten Abstandes vom Meeresspiegel.

7. Da die Menge der im Schiff eingeschlossenen Luft durch die Atmung der

Digitized by Google

zwei darin befindlichen Personen bald verdorben sein wird, müssen sie die Mittel haben, um diese verbrauchte Luftmenge durch Zufuhr frischer Luft zu ersetzen und nach Bedarf zu erneuern.

8. Das Schiff muß auf seinem Rücken mit einem oder mehreren Sprenggeschossen von hinreichender Stärke ausgerüstet sein, die vom Schiffsinnern aus abgeschossen sowie an die Bodenfläche eines Kriegsschiffes ohne die geringste Gefahr für die Personen in der Maschine hingebracht werden können, und das Sprenggeschoß darf nicht eher losgehen, bis sich die Maschine, um nichts von der Explosionswirkung zu spüren, weit genug entfernt hat.

Sind diese Bedingungen alle erfüllbar, dann wird man ohne Zweifel mit einem derart konstruierten Schiff leicht unter dem Wasser auf eine Entfernung von mehreren Meilen fahren, an eine feindliche Flotte herankommen und eines oder mehrere Schiffe vernichten können, ohne daß deren Bemannung es gewahr werden oder sich verteidigen kann."

Die Einzelheiten der Konstruktion sind an der Hand von 6 Abbildungen, die leider abgehen, erläutert. Ihnen zufolge ist der Schiffskörper rund und von Metall (Kupfer), am Boden ist ein Ballast aus Blei, seine Lage und seine Bewegungen werden durch einen Mechanismus von Pumpen, Röhren und Steuerung bewerkstelligt, welcher zum Teil auf Daniel Bernouilli, den 1782 gestorbenen Baseler Physiker und Nautiker, zurückgeht, der in seiner „Hydrodynamica" das Prinzip unserer Reaktionspropeller anstrebte. Kleine Lucken aus dickem Glas sollen Licht gewähren, ein Apparat die Tiefe messen, ein anderer für die Lufterneuerung sorgen; die Anbringung und Entladung der Sprenggeschosse wird unter Hinweis auf das Unternehmen des amerikanischen Ingenieurs David Bushnell gegen die englische Flotte 1778 im Delawarefluß behandelt; die Besteigung des Tauchbootes sowie sein Hinausschaffen aus dem Hafen über Wasser zwischen zwei Kähnen oder unter Wasser durch einen Schlepper wird erklärt.

Wer sind diese „zwei deutschen Ingenieure aus München"? Ihre Unterschriften unter ihrer Eingabe an Alquier wurden von einer anderen Feder und Tinte bis zur Unleserlichkeit überkritzelt. Das geschah hinterher, vielleicht durch die Verfasser oder auch durch Alquier zur Vorsorge, um die beiden im Entdeckungsfall als „Jakobiner" gegen Unannehmlichkeiten seitens der pfalz-bayerischen Regierung zu sichern.

Die wiederholte Bezugnahme auf englische Technik sowie der Gebrauch englischer Benennungen legten mir die Vermutung nahe, daß die beiden Verfasser ihre Kenntnisse in England erworben hatten. Nun haben auf Veranlassung Rumfords und mit Unterstützung durch Kurfürst Karl Theodor der Techniker Joseph Baader aus München und der Artillerieleutnant Georg Reichenbach aus Mannheim — er wurde 1796 nach München versetzt — gemeinsam von 1791—95 in England geweilt, um unter anderem bei James Watt und auf den englischen Eisenhütten zu studieren. Eine Frucht dieses Aufenthaltes war die Akademierede, welche am 28. März 1798 der „churfürstliche wirkliche Hofkammerrath und Maschinen-Inspector beym churfürstl. Oberst-Berg- und Münzmeisteramt" Joseph Baader hielt „Ueber einige der wichtigsten Fortschritte, welche im Maschinenwesen seit dem Anfang des Jahrhunderts, besonders in England, gemacht worden sind, und über das langsame Fortrücken unserer Litteratur in diesem Fache" (München, Lindauer 1798); in dieser Rede, Seite 15, ließ er es auch nicht fehlen an einem besonderen Hinweis auf seinen „Freund, den churpfälzischen Artillerieleutnant und

Digitized by Google

Mechaniker Georg Reichenbach". Die Freundschaft währte allerdings nur bis zum Jahre 1807, als Baader sich mit Reichenbach wegen dessen Berufung in die Salinendirektion entzweite. Im Jahre 1797 hatte Baader in Bayreuth ein Buch erscheinen lassen: „Vollständige Theorie der Saug- und Hebepumpen und Grundsätze zu ihrer vorteilhaftesten Anordnung vorzüglich in Rücksicht auf Bergbau und Salinenwesen, nebst einer Beschreibung der in den englischen Bergwerken gebräuchlichen hohen Kunstsätze und einigen Vorschlägen zur Verbesserung der deutschen Wasserkünste." Zwischen diesem Buche von 1797 und der Rede von 1798 ist unsere Denkschrift am 30. Januar 1798 an den französischen Kommissär Rudler nach Mainz abgegangen; auch sie beruft sich wie die beiden anderen Abhandlungen auf das hydraulische System Bernouillis, auf das „stuffing-box" der Engländer u. ä. Damit rückte die Annahme immer näher, daß die damaligen Freunde und Studiengenossen Baader und Reichenbach die Verfasser unserer Denkschrift seien.

Nach wiederholten Versuchen mit der Lupe glaubte ich nach und nach unter der dicken Überkritzelung der Unterschriften auch Buchstabenteile zu erraten, die sich zu den Namen und Titeln der beiden Techniker zusammenfügen ließen. Schließlich gab mir der Handschriftenvergleich, bei dem mir die Herren Oberbibliothekar Dr. Freys und Bibliothekar Dr. Hilsenbeck dankenswerte Beihilfe leisteten, die unumstößliche Bestätigung, daß in der Tat Joseph Baader und Georg Reichenbach die Verfasser der Denkschrift sind und daß Joseph Baader dieselbe geschrieben hat, welcher mit der Feder besser umzugehen verstand.

Lohnt diese Entdeckung die aufgewandte Mühe? Gewiß, denn mit einem Schlage beleuchtet sie die uns bisher völlig unbekannte damalige Geistesrichtung und politische Gesinnung der beiden berühmten Männer; noch mehr: sie rückt ihre Namen mitten in die Erörterung von Fragen, die zu den brennendsten der Gegenwart zählen.

Die Probe auf den Tauchbootplan, den die Verfasser selbst einen „durchaus neuen" nennen, ist freilich nicht gemacht worden und ich kann nicht beurteilen, ob er nur ein Versuch mit untauglichen Mitteln war und ob er mit den Plänen Fultons in Zusammenhang steht. Immerhin ist ja den zwei Münchenern, Joseph von Baader (1763—1835) und Georg von Reichenbach (1771—1826), damals noch „ohne eine Autorität", längst ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Physik gesichert. Reichenbachs Bild, gestiftet vom Verein deutscher Maschinenbau-Anstalten, ziert den Ehrensaal des Deutschen Museums in München, und wie Baader ein Vierteljahrhundert vor der Eröffnung des ersten deutschen Schienenweges bereits für die Ausführung von Eisenbahnbauten sich bemüht hat und wie Reichenbach als Erster „die Züge der Büchsenläufe auf Kanonen übertrug", „die vorteilhaften Wirkungen der verlängerten Geschosse" erkannte und „die Geschoß-Expansion in den Bereich seiner Versuche" zog, so haben die Beiden nunmehr auch ein Recht auf die Priorität eines Ehrenplätzchens zeitlich vor ihrem bayerischen Landsmann Wilhelm Bauer (1822—75), dem Erfinder unseres Unterseebootes, und sicher neben dem Amerikaner Robert Fulton, der als Ahnherr der Tauchboot-Erfindung angesehen wird. Jedenfalls aber haben sie schon vor bald 120 Jahren unsere Unterseeboot-Parole uns vorgedacht: Befreiung von der Blockade und Zerstörung der Gewaltherrschaft auf den Meeren:

„débloquer" — „détruire la tyrannie des mers."

Digitized by Google

Das Vorhandensein der Denkschrift hat bereits Neudegger angemerkt bei seinem Abschnitt über den Geh. Archivar v. Eckartshausen im 7. Bd. der Archival. Zeitschrift A. F. Für die zeitgeschichtliche Litteratur, auch über Alquier, s. Doeberl, Entwickelungsgesch. Bayerns II, 254 f. u. 292 ff.; über Rudler s. Bockenheimer, Gesch. d. Stadt Mainz während d. franz. Herrschaft, S. 89 ff. und Remling, Die Rheinpfalz i. d. Rev. II, 392 ff.; über Baader und Reichenbach s. Allg. Deutsche Biogr. und Stumpf, Denkwürd. Bayern, und über Reichenbach neuestens A. v. Dyck. — Übrigens behauptete 1825 der Landshuter Univ.-Prof. der Medizin Jos. Aug. Schultes in Dinglers Polytechn. Journal 18 (179) und 27 (104), daß auch er schon 1792 für sich den Plan einer Tauch-Maschine entworfen und 1796 nach Paris geschickt habe (Nekrolog ebenda 42, S. 224); Baader, 1825 ebenfalls Mitarbeiter des gen. Journals, nahm zu diesen Fragen darin keine Stellung.

Für die folgende deutsche Übertragung der Denkschrift darf man nicht vergessen, daß die beiden Verfasser sich des Französischen nicht als ihrer Muttersprache bedienten und daß demzufolge besonders die Richtigkeit und Deutlichkeit ihrer Fachbenennungen von ihrer Gewandtheit im französischen Ausdruck abhängt.

„Vor 13 Monaten hatten die Unterzeichneten die Ehre, an das Exekutiv-Direktorium der französischen Republik einen Plan ihrer Erfindung zu senden nebst einer kleinen Denkschrift über sichere und wenig kostspielige Mittel, um alle in einer gewissen Entfernung von einem Hafen befindlichen feindlichen Kriegsschiffe zu zerstören und in der Folge den Hafen von der Blockade zu befreien, ohne daß man eine ebenbürtige oder überlegene Streitmacht hat oder einen Kampf wagt. Überzeugt von der Tragweite dieser Erfindung, welche in der Seetaktik Epoche machen würde und ohne welche die Ausführung einer damals erwogenen Landung fast unmöglich oder mindestens sehr gefährlich erschien, übergaben sie ihren Plan nebst Beschreibung in einer Holzbüchse verschlossen einem vertrauten Freund, der diese zum Kommissär Rudler nach Mainz am 11. Pluviose des Jahres 6 der französischen Republik brachte und hierüber die Empfangsbestätigung erhielt. Da den Erfindern ihr Schritt nur vom reinsten Eifer für die gute Sache sowie vom Wunsche ihrerseits beizutragen zum Erfolg eines der großen Nation würdigsten und auf die Zerstörung der Gewaltherrschaft zur See berechneten Unternehmens eingegeben war und sie keine Sonderinteressen verfolgten, haben sie es nicht für nötig erachtet, dem Exekutiv-Direktorium ihre Namen oder ihren Wohnsitz bekannt zu geben, und deshalb sich einfach: zwei deutsche Ingenieure genannt sowie ihre Denkschrift mit N. S. A. W. unterzeichnet. Da man aber seitdem nichts davon hörte, daß die französische Regierung einen Probeversuch ähnlicher Art gemacht habe, begannen sie zu fürchten, es könnte das Paket verloren gegangen sein oder das Exekutiv-Direktorium vielleicht keine Lust zur Annahme eines anonymen und auf keine Autorität gestützten Planes gehabt haben und der Plan sei demzufolge ohne genügende Prüfung verworfen worden und unter einem Haufen anderer größtenteils chimärischer Projekte, mit denen damals die französische Regierung von allen Seiten überschwemmt wurde, vergessen worden. — In dieser Ungewißheit und in steter Überzeugung vom unfehlbaren Erfolg ihrer Erfindung haben sie sich kürzlich an den Bürger Alquier, Minister der französischen Republik am Münchener Hof, mit der Bitte um unmittelbare Erkundigung bei seiner Regierung nach dem Schicksal ihres Planes gewandt und, da sie die Ehre haben, diesem Bürger vorteilhaft bekannt zu sein, schmeichelten sie sich, daß wohl seine Empfehlung das Exekutiv-Direktorium zur ernstlichen Beachtung eines Projektes bestimmen würde, welches das Ergebnis eines langen Studiums und einer reifen Überlegung ist, gerade unter den gegenwärtigen Umständen vom größten Nutzen wäre und dessen Ausführung, mag sie auch auf den ersten Blick chimärisch und untunlich

Digitized by Google

erscheinen, auf sicheren und unfehlbaren Grundsätzen beruht, was sich bei einer sorgsamen und strengen Prüfung ganz gewiß herausstellen würde.

Auf diesen Schritt hin hatten sich anfänglich die Erfinder vorgenommen die Antwort des Kriegsministers, an den sich der Bürger Alquier gewandt, abzuwarten, aber da vielleicht das erste Paket verloren ist und die jüngsten Ereignisse eine nahe Krisis ankündigen dürften, die möglichenfalls den Bürger Alquier zur Abreise veranlaßt, so haben sie weder Zeit noch Gelegenheit versäumen wollen, um ihren Plan wieder aufzugreifen und durch den Bürger Alquier, der sich verpflichtete selbst ihn zu überbringen, von neuem dem Exekutiv-Direktorium vorzulegen.

Der Gegenstand der Erfindung . . . (Text schon S. 740 bis S. 741): . . . oder sich verteidigen kann.

Die Bauart dieses Schiffes samt all seinen inneren Teilen und den für die Erfüllung all dieser Anforderungen erdachten Mitteln veranschaulicht der beiliegende Plan, auf welchem die 1. Figur den senkrechten Durchschnitt darstellt, die 2. Figur die Ansicht von oben, die 3. Figur den wagrechten Durchschnitt oder den Grundriß, die 4. Figur einen senkrechten Schnitt mitten durch die Linie *xy*, die 5. Figur die Außenansicht des Hinterteils, und die 6. Figur einen anderen senkrechten Schnitt, der das Schiffsinnere am Vorderteil zeigt, wo man auch eines der Sprenggeschosse sieht.

Um der ersten Bedingung zu genügen, ist der Schiffskörper aus zolldicken Kupfer- oder Metall-Platten zusammengesetzt, die durch Schrauben miteinander verbunden und deren Fugen gut auszementiert sind. Durch dieses Mittel wird das Eindringen des Wassers von außen vollständig verhindert und wird das Schiff, da jeder Schiffsabschnitt ein Kreis ist, von keiner äußeren Kraft weder zusammengedrückt noch beschädigt werden können.

Um die zweite Bedingung zu erfüllen, dürfte das absolute Gewicht, welches das Schiff mit seinem Gesamtinhalt haben muß, um sich im Meer in jeder Tiefe im Gleichgewicht zu halten, ohne steigen oder sinken zu können, leicht zu berechnen sein, sobald die Ausmaße des Schiffes und seiner inneren Teile gegeben sind, und man begreift zunächst, daß zum Ausgleich der spezifischen Leichtigkeit eines so großen Quantums von im Schiffe angesammelter Luft es nötig sein wird, am Boden ein entsprechendes Quantum Blei, in Partien (1. 2. 3.) 1. Figur versenkt, als Ballast anzubringen, der nach der Erfahrung reguliert ist.

Die 3. Bedingung wird durch diesen am Unterteil befindlichen Ballast von selbst erfüllt, der das Schiff immer gerade halten und am Umdrehen oder Umstürzen hindern wird.

Die 4. Bedingung ist am schwersten zu erfüllen, aber man kann ihr mit folgenden Mitteln durchaus entsprechen:

1. Um diesem Schiffe die wagrechte Bewegung zu geben, hat man die Gegenwirkung des Wassers benützt; ein bereits von Bernouilli anstelle der Ruder für ein gewöhnliches Schiff angewandtes und aus einleuchtenden Gründen hier allein zu Gebote stehendes Mittel. Zu dem Behufe ist eine Druck- und Saug-Pumpe am Vorderteil des Schiffes angebracht und so konstruiert, daß durch die Tätigkeit ihres Kolbens das Wasser gleichzeitig durch eine offene Röhre an der Schiffsspitze eingesogen und durch 2 andere an den beiden Seiten heraustretende Röhren ausgepufft wird. Man sieht in der 1. und 3. Figur die Bauart und Unterbringung dieser Pumpe, von der *AB* der Stiefel

Digitized by Google

(corps) oder Zylinder ist, *E* der solide Kolben (piston) mit einer gut gerundeten und geglätteten eisernen Pumpenstange (tige), die ohne den geringsten Wasserverlust durch eine in der Mitte des Deckels (*An*) angebrachte geschlossene Büchse geht. Die Konstruktion dieser Büchse, welche die Engländer stuffing-box nennen, ist den Hydraulikern genügend bekannt. Das Spiel des Kolbens wird durch einen eisernen Hebel *CF*, der auf seinem Zapfen *C* beweglich ist, bewirkt, und in Bewegung wird er gesetzt durch eine oder zwei Personen an der Handhabe *F*. In dieser Figur und im Grundriß in der 3. Figur ersieht man auch ohne Erklärung den Mechanismus, welcher der Kolbenstange die geradlinige Bewegung in der Richtung ihrer Achse geben und die kleine unvermeidliche Abweichung des sin. vers. des durch den Punkt *a* des Hebels *CF* beschriebenen Bogens korrigieren soll. — Die Kommunikations-Röhren, durch welche das Wasser eingesogen und ausgepufft wird, sind in der 1. und 3. Figur mit den Buchstaben *IK*, *LM*, *NO*, *KP* bezeichnet und man erblickt dort 2 große Hähne *G* und *H*, deren jeder mit einem für die Tätigkeit der Pumpe wesentlichen Pumpenzug (souspape) versehen ist. Nun ist es klar, daß, wenn die Hähne mit ihren Zügen so angebracht sind wie die 1. Figur zeigt, das Wasser, sobald das Spiel des Kolbens beginnt, an der Spitze des Schiffes durch das Rohr *IK* eintreten und durch die beiden Röhren *KP*, *KQ* abströmen muß, und man begreift, daß durch dieses gleichzeitig hervorgerufene und in derselben Richtung tätige Einsaugen und Abstoßen das Schiff einen Antrieb nach vorwärts und zwar von einer Schnelligkeit bekommt, die den Maßen der Pumpe, der Weite der Röhren und der dem Kolben verliehenen Kraft proportional ist. Aber wenn bisweilen, ohne daß man Zeit oder Raum zur Umdrehung des Schiffes hat, ein plötzliches Zurückgehen nötig werden sollte, dann dreht man die beiden Hähne *G* und *H* um einen halben Kreis, so daß die Pumpen-Züge sich im entgegengesetzten Sinne öffnen, die Tätigkeit der Pumpe umgekehrt, das Wasser durch die beiden Röhren *PK*, *QK* eingesogen und durch das Rohr *KI* ausgepufft und demzufolge das Schiff durch das nämliche Spiel des Kolbens nach rückwärts wird gestoßen werden.

Da die Erfinder hier nur eine allgemeine und gedrängte Beschreibung ihres Planes beabsichtigten und die volle Gewißheit haben, daß die Prüfung und Ausführung ja doch Kennern und Gelehrten übertragen wird, so hielten sie es nicht für nötig eine genaue Berechnung der für das Spiel der Pumpe erforderlichen Kraft oder der Schnelligkeitsbewegung beizufügen, die dem Schiff durch die beschriebenen Mittel wie durch die von einem oder zwei Männern angewandte Kraft verliehen werden kann. Sie wissen aber im voraus, daß diese Kraft hiefür ausreichen wird, da das Schiff weder sehr schnell oder sehr weit zu laufen braucht. Übrigens ist noch darauf zu achten, daß die Öffnungen der 3 Kommunikations-Röhren durch kleinlöcherige Seiher davor geschützt werden, daß mit dem Wasser Fremdkörper eindringen.

2. Um das Schiff zu drehen und überhaupt seine Fahrt zu lenken hat man an seinem Hinterteil 2 Steuerruder angebracht, deren eines *RS* (s. die Fig. 1, 2, 3 u. 5), drehbar auf einem senkrechten Zapfen (pivot), die wagrechten Richtungen bestimmt, während das andere *TV* mit einer wagrechten Achse zum senkrechten Antrieb des Schiffes dient, sei es um zu steigen, sei es um stufenweise zu sinken. Jedes der beiden Steuerruder ist mit sehr starken Eisenarmen *i*, *h*, *l* versehen und wird von innen aus durch Eisenhebel *o*, *p* gelenkt Fig. 1 u. 3; ihre konisch gedrehten und glatt polierten Zapfen stecken in kupfer-



Digitized by Google

nen Kragen (colliers), durch welche auch nicht der kleinste Wassertropfen eindringen kann. Um die Bewegung dieser beiden Steuerruder (deren Direktion übrigens nicht so oft gewechselt zu werden braucht) zu erleichtern und sie in jeder Stellung anzuhalten (retenir), ohne immer die Hände daran haben zu müssen, wird ihre Bewegung oder die der Hebel *o*, *p* mittels zweier mit der Hand drehbarer Schrauben *qr* Fig. 1u.4 bewerkstelligt, die so angebracht sind, daß ein einziger am Schiffshinterteil befindlicher Mann sehr bequem gleichzeitig die beiden Steuerruder dirigieren und durch die kleinste Bewegung des einen oder andern die Richtung des Schiffes wagrecht, nach rechts oder links bestimmen oder es steigen oder schräg sinken lassen kann, während sein Kamerad immer an der Pumpe *AB* arbeitet und das Schiff nach vorwärts treiben hilft.

Sollte aber das Schiff bisweilen plötzlich steigen oder sinken müssen, nicht in schräger Richtung, sondern lotrecht, ohne die geringste wagrechte Bewegung, dann kann dies nur durch beliebige Veränderung des Schiffsgewichtes erfolgen, indem man das Schiff plötzlich ein wenig leichter oder schwerer als sein Wasser-Volumen macht, und zwar auf folgende Weise:

Um das Schiff schwerer zu machen, läßt man mittels eines kleinen Rohrs mit einem Hahn, den man öffnet, eine kleine Wassermenge von außen ein, die sich in einem Schacht oder Behälter *U* Fig. 1 am Boden des Ballastes ansammelt, wo schon von Anfang an ein gewisses für den Stand des Gleichgewichts erforderliches Quantum Wasser vorhanden ist.

Um das Schiff leichter zu machen, entzieht man soviel Wasser, als man nötig hat, diesem Behälter bezw. läßt es mittels einer kleinen Pumpe *vxz* Fig. 1 und 3 entweichen, deren Konstruktion und Handhabung man bei Prüfung der Zeichnung leicht verstehen wird. Aber da der Widerstand, den der Wasserdruck von außen dem Absteigen des Kolbens dieser Pumpe entgegensetzt, sich mit der zunehmenden Tiefe, in der sich das Schiff befindet, vergrößert, so hat man das Mittel ersonnen, um das statische Moment des Widerstandes durch die Kombination von 2 Eisenhebeln *ss* und *tt* zu verändern, deren Verbindung in einer kleinen Querstange (Pinne, barre) *vv* besteht, die, wie man sieht, in verschiedenen Abständen von den entsprechenden Zapfen befestigt werden kann.

Um das Schiff nach rechts oder links zu drehen, dürfte die Tätigkeit des senkrechten Steuers *RS* in Verbindung mit dem Spiel der Pumpe *AB* hinreichen; möchte man aber das Schiff sehr kurz drehen, dann könnte man noch einen Hahn an jeder der Druck-Röhren *KP*, *KQ* befestigen und man würde unter Schließung des einen oder andern dieselbe Kraft der Pumpe anwenden, um dann das Schiff von einer beliebigen Seite abzudrehen.

Die 5. Bedingung wird erfüllt werden, wenn man eine gewisse Anzahl kleiner Löcher ($\alpha\alpha$) Fig. 1 u. 2, oben, vorn, hinten und an beiden Seiten des Schiffes anbringt, die luftdicht mit sehr dicken Gläsern verschlossen sind, durch welche hinreichend Licht eindringen wird, vorausgesetzt, daß das Schiff sich nicht in zu großer Tiefe befindet, und durch welche die 2 Männer stets an allen Seiten werden hinausschauen können.

Um der 6. Bedingung zu genügen d. h. um genau zu wissen, in welcher Tiefe sich das Schiff unter dem Meeresspiegel befindet, und ebenso um zu erkennen, ob es steigen oder sinken soll, befestigt man eine kleine wie ein Doppel-Heber gekrümmte Röhre *defg* Fig. 1, deren unteres Ende mit dem Wasser außen in der Tiefe kommuniziert und deren anderes Ende in der Höhe in einer ziemlich langen,

Digitized by Google

offenen Glasröhre endigt, die oben mit einer Quecksilbersäule *fg* angefüllt ist, welche immer der Wassersäule draußen das Gleichgewicht hält und auf einer genau eingeteilten Skala die senkrechte Entfernung des Schiffes vom Meeresspiegel angibt. — Um stets die Fahrtrichtung des Schiffes zu kennen, ist ein Kompaß *Y* Fig. 1 u. 3 am Hinterteil befestigt.

Bezüglich der 7. Bedingung, um allezeit zum Atmen taugliche Luft im Schiffskörper zu haben, ist zuvorderst zu beachten, daß ein Quantum von etwa 1000 Kubikfuß Luft in dieser Maschine, ohne erneuert zu werden, für die Atmung von 2 Personen mindestens auf 5—6 Stunden ausreichen wird; ein Zeitraum, in welchem meistenteils auch die Expedition eines solchen Schiffes wird beendigt sein können. Aber da vorkommenden Falles das Schiff auch längere Zeit unter Wasser bleiben muß, wird die vollständige Erneuerung der gesamten eingeschlossenen Luftmasse durch Ausstoßen derselben und Einführung einer gleich großen Menge frischer Luft anstelle der verbrauchten notwendig werden. Zu dem Endzweck bedient man sich zweier zylindrischer, gut gedrehter und an der Außenseite polierter Kupferrohre Θλ u. μφ Fig. 1, deren jede durch eine geschlossene Büchse (stuffing-box), ohne daß ein Wassertropfen eindringen kann, hindurchgestoßen und zurückgezogen werden kann. Beide Rohre sind am Fuß mit einem Hahn versehen und am unteren Ende der einen λ ist ein biegsames Rohr oder ein lederner Schlauch angebracht, dessen anderes Ende in den Umkreis des Kastens eines gewöhnlichen sich drehenden Ventilators β reicht, eines solchen wie man sie beispielsweise zum Fegen der Getreidekörner benützt. Wenn man nun die verdorbene Luft aus dem Schiffe ausströmen lassen will (falls es sich auf der Fahrt und noch ziemlich weit von der feindlichen Flotte befindet), so steigt man zuerst mittels des schon angegebenen Verfahrens bis zur Oberfläche des Wassers, dann schiebt man die beiden Rohre Θλ u. μφ genügend in die Höhe, damit ihre Mündungen hinreichend über das Wasser hinausragen; nachdem man alsdann die beiden Hähne geöffnet hat, beginnt der eine der beiden Männer die Flügel des Ventilators zu drehen, dessen reißende und zentrifuge Bewegung sogleich die inwendige Luft durch das Zentrum des Kastens β Fig. 1 anziehen und durch den Schlauch und die Mündung des Rohrs Θλ hinaustreiben wird, während die frische Luft von selbst durch das andere Rohr μφ eintreten muß. Da man aber mit diesem Behelf allein niemals dazu kommen würde, die gesamte verdorbene und stockende Luft aus den entlegenen Ecken des Schiffes zu ziehen wegen der natürlichen Trägheit dieses Fluidums, so muß am Mittelpunkt des Ventilators ein zweites biegsames Rohr oder ein Lederschlauch 6, 7, 8, Fig. 1 u. 3 angebracht werden, der durch einen spiralförmigen Metallfaden im Innern, um dem Druck zu widerstehen, verstärkt und ein wenig länger als die Hälfte des Schiffes ist, damit das andere offene Ende nach und nach durch alle Winkel des Schiffes oben und unten von dem einen der Männer geführt werden kann, während der andere den Ventilator bedient. Mit diesem Verfahren wird der ganze innere Schiffsraum bald mit frischer und reiner Luft erfüllt sein, worauf die Insassen die beiden Hähne schließen, die 2 Rohre zurückziehen, ihr Schiff wieder sinken lassen und ihre Fahrt fortsetzen. Es leuchtet ein, daß mit derartigen, von 5 zu 5 Stunden (oder nach Belieben in kürzeren Zwischenräumen) wiederholten Maßnahmen ein solches gut gebautes Schiffe ziemlich lange Fahrten ohne die geringste Gefahr für die eingeschlossenen Personen unternehmen könnte. In beträchtlicher Entfernung von feindlichen Schiffen (oder sogar in ihrer Nähe während der Nacht) könnte es mit den beiden geöffneten Rohren



Digitized by Google

stets an der Oberfläche des Wassers bleiben. Es wäre aber auch möglich für Erneuerung oder wenigstens Verbesserung der eingeschlossenen Luft sogar in dem Falle zu sorgen, wo man nicht wagen möchte an die Oberfläche zu gehen. Zu dem Behufe müßte man im Schiffe eine gewisse Anzahl von ziemlich starken kupfernen kugelförmigen Rezipienten unterbringen, deren jeder mindestens einen Kubikfuß faßt. Es würde ein leichtes sein, diese Rezipienten, jeden mit 30 oder 40 Fuß kondensierter Luft zu füllen mittels einer kleinen Druckpumpe, wie man sie für die Windbüchsen gebraucht. Sechs solcher Rezipienten könnten also, wenn man ihre Hähne der Reihe nach öffnet, ein Quantum von 240 Kubikfuß frischer Luft liefern, welche, vermischt mit der übrigen, ohne die Dichtigkeit zu empfindlich zu schädigen, genügen würde um die Luft im Notfall noch für eine Überstunde atmungsfähig zu machen. Die Wirkung dürfte noch weit beträchtlicher sein, falls diese Rezipienten mit kondensiertem Sauerstoff-Gas gefüllt wären. —

Wenn alle wesentlichen Bedingungen derart auf die befriedigendste Art erfüllt sind, dann kann kein Zweifel bestehen hinsichtlich der Möglichkeit mit einem solchen, sorgfältigst gebauten Schiff unter Wasser in jeder beliebigen Tiefe, nach allen Richtungen und selbst auf ziemlich beträchtliche Entfernungen mit ebensolcher Sicherheit und Leichtigkeit fahren zu können, mit der man in einem gewöhnlichen Boot an der Oberfläche fahren kann, vorausgesetzt daß das Meer nahezu still ist, welche Zeit man ja abwarten kann. Es erübrigt nur mehr die Erfüllung der letzten Bedingung, nämlich das Verfahren, um ein feindliches Schiff zu zerstören.

Zu dem Endzweck kann man wohl verschiedene Mittel ersinnen, aber das sicherste, kürzeste und am leichtesten ausführbare ist ohne Zweifel die Anbringung eines Sprenggeschosses am Boden des Schiffes, welches man zerstören will. Bekanntlich wurde dieses Mittel bereits von den Amerikanern in ihrem Kriege gegen die Engländer angewandt und es ist ihnen wirklich gelungen, eine englische Fregatte im Delaware-Fluß in die Luft zu sprengen; aber da sie kein unserer Erfindung gleichendes mechanisches Hilfsmittel besaßen und ihr Sprenggeschoß (welches sie „the american turtle" nannten) durch einen Mann, der tauchen und ziemlich lang unter Wasser bleiben konnte, angebracht werden mußte, haben sowohl die Schwierigkeit, diese Taucher zu finden, und die Gefahr, der letztere jedesmal ausgesetzt waren, wie die Unmöglichkeit, die Taucher im offenen Meer und in einiger Entfernung von einem Hafen zu gebrauchen, vollständig enttäuscht und die Weiterverfolgung dieser Idee in Vergessenheit gebracht. Mit der hier beschriebenen Maschine wird es aber im Gegenteil sehr leicht sein, beliebig viele Schiffe zu zerstören, ohne andere als alltägliche Menschen nötig zu haben und ohne einen einzigen von diesen zu verlieren.

Folgendes sind die zu dem Zweck nötigen Vorkehrungen: In 2 Vertiefungen an dem oberen Teil oder auf dem Rücken des Schiffes bringt man 2 Sprenggeschosse $C^1A^1D^1$ und $E^1B^1F^1$, $\alpha$ Fig. 1 u. 6 unter, die genau gleichförmig aus dünnem Kupferblech hergestellt, aber allseits luftdicht abgeschlossen sind. Der Hohlraum eines jeden Geschosses ist nur zu $^2/_3$ mit Pulver gefüllt, damit sein spezifisches Gewicht leichter als das Wasser sei, und alle beide sind in den Vertiefungen durch die Schrauben $A^1$ u. $B^1$ befestigt, deren Köpfe in gut verschlossenen Kragen (colliers) stecken und durch die Vertiefungen hindurch ins Schiffsinnere gehen. In der Mitte des Geschosses und zwar im Pulver selbst liegt ein Flintenschloß (fusil) (von der alten deutschen Konstruktion mit einem kleinen Stahlrad, das

Digitized by Google

sich bei der Umdrehung an einem Feuerstein reibt), dessen Drücker (detente), der nicht zu leicht gehen darf, in Verbindung steht mit einem kleinen durch einen wohlversicherten Kragen (collier) gehenden Metallschaft (tige); der Kragen ist an einem Ende mit einem 400 Fuß langen, auf einer kleinen beweglichen Rolle $G^1H^1$ aufgespulten Stricke verbunden, während die Rolle selbst in einer kleinen bei der Vertiefung angebrachten Büchse steckt.

Hat sich die Maschine, mit diesen 2 Geschossen bewaffnet (deren jedes außen mit 3 sehr scharfen Stahlspitzen versehen ist), dem Boden eines feindlichen Kriegsschiffes (welches bei Windstille ganz bewegungslos ist) genähert, dann wird sie von den 2 inwendig befindlichen Männern so gerichtet, daß sie ungefähr parallel und zwar so nahe als möglich an den Kiel zu liegen kommt. Sobald sie in dieser Lage in Ruhe ist, dann machen sie eines der Geschosse los, indem sie mit einem Schlüssel die dasselbe im Schiffsinnern festhaltende Schraube aufdrehen, worauf das Geschoß zufolge seines leichteren spezifischen Gewichtes alsbald senkrecht in die Höhe steigt und sich wider den Schiffsboden, der am Kiel fast immer wagrecht ist, mit einem dem Unterschied der spezifischen Gewichte proportionalen Drucke hinpreßt und in dieser Lage mittels der 3 Stahlspitzen sich vollkommen halten wird. Im nämlichen Augenblick wird unser Schiff, weil es durch den Verlust eines Körpers (Geschoß), der leichter als das Wasser ist, schwerer wurde, senkrecht abwärts zu steigen beginnen, und deshalb muß der eine der Männer zur Herstellung des Gleichgewichtes in eben dem Augenblick mittels der Pumpe *wxz* Fig. 1 eine kleine Wassermenge aus dem Behälter *U* auslassen, während der andere durch die Tätigkeit der Pumpe *AB* die Maschine in wagrechtem Sinne vorwärtstreibt. Damit daß sich die Maschine vom feindlichen Schiff und von dem diesem anhaftenden Geschoß entfernt, rollt sich der Strick auf der kleinen Rolle $G^1$ oder $H^1$ ab, straffte er sich schließlich, zieht den Drücker ab und schießt das Flintenschloß los, das mitten im Pulver im Hohlraum des Geschosses liegt: dieses platzt und, da die Masse, das Gewicht und die Trägheit des das Geschoß unten und auf den Seiten umgebenden Wassers ihm einen sehr starken Widerstand entgegensetzen, so wird die ganze Wirkung des zusammengehaltenen Pulvers dazu beitragen, ein ziemlich breites Loch durch den Schiffsboden zu schlagen und so das Schiff rettungslos zum Sinken zu bringen. — Die Erfinder sind überzeugt, das Quantum von 150 Pfund Pulver werde zur Hervorbringung dieser Wirkung vollständig genügen und trotzdem die Wirkung der Explosion auf die Entfernung von 400 Fuß kaum verspürt werden.

Es sei noch beigefügt, daß am Rücken des Schiffes, um die Männer ein- und aussteigen zu lassen, eine Öffnung $I^1K^1$ Fig. 1 u. 2 ist, breit genug um einen Mann durchzulassen, welche von außen schließt und zwar durch einen am Rande konisch gedrehten Kupferdeckel und einen in die Fuge eingelassenen kreisrunden Lederstreifen, um das Eindringen von Wasser zu verhindern. Der Deckel ist von innen befestigt und gesichert mittels einer Schraube $a^1b^1$ und des Holzriegels $c^1d^1$.

Will man vom Hafen aus eines dieser Schiffe an seinen Bestimmungsort schaffen, so muß man 2 gewöhnliche Boote durch Balken verbinden, die an den Enden festgemacht werden und einen Zwischenraum von 9—10 Fuß lassen. Auf diesen 2 Booten, deren Länge größer sein muß als die der Maschine, errichtet man ein sehr starkes Gerüst mit Schiffswinden, um das im Zwischenraum mit seinem Rücken über Wasser liegende Kupferschiff emporzuheben, worauf man den Deckel öffnen und die 2 Männer einsteigen lassen kann. Die erste Sorge der Beiden,

Digitized by Google

nachdem sie sorgsam ihren Deckel geschlossen, wird auf Herstellung des Gleichgewichts ihres Schiffes gerichtet sein, indem sie kleine Wassermengen ein- oder austreten lassen, bis sie den gewünschten Punkt ganz genau erreicht haben.

Man wird eine derartige Expedition erleichtern und sehr beschleunigen können, wenn man das Schiff bis auf eine bestimmte Entfernung unter Wasser aus dem Hafen hinausschleppt mit einem an einem Ruderboot befestigten Kabel.

Das sind die wesentlichen Punkte eines durchaus neuen Planes, den sich die Unterfertigten dem Exekutiv-Direktorium der französischen Republik anzubieten beehren. Seine außerordentliche Bedeutung bedarf keines Kommentars und sein Geheimnis ist keiner Menschen-Seele außer dem Bürger Alquier mitgeteilt worden. Sie schmeicheln sich ihre Gedanken durch diesen Plan und diese gedrängte Beschreibung hinreichend klargestellt zu haben, überlassen aber gerne dem Genie und den Talenten derjenigen, die mit der Ausführung dieses Projekts betraut werden dürften, das Verdienst die kleinen Einzelheiten zu ergänzen, welche ihre Denkschrift zu umfangreich gemacht hätten, und sie begnügen sich, gezeigt zu haben, daß durch die Mittel ihrer Erfindung das Projekt mit der größten Sicherheit ausgeführt werden kann.

Im übrigen würden sie sich zu glücklich schätzen, wollte die französische Regierung in ihrer Weisheit geruhen ihren Plan anzunehmen oder wenigstens ihren guten Willen und die Reinheit ihrer Absicht gutzuheißen.

München den 12. Februar 1799."

## Tagebuch.

Der Zielpunkt der Regierung bleibt immer das Erreichbare, der der Opposition das Wünschenswerte. Wenn eine Regierung gar keine Opposition verträgt, erweckt sie den Verdacht, unfähig zu sein, irgend etwas Wünschenswertes erreichbar zu machen.

Erst wägen, dann wagen. Es kommt aber nicht so sehr auf die Dauer der Erwägung an, als auf den, der sie anstellt. Manche erwägen einen Entschluß jahrelang, und schließlich treffen sie ihn doch übereilt.

Vertrauensfragen. A: Du wirst doch nicht so unbillig sein, mir heute dein Vertrauen zu entziehen, weil ich es vielleicht übermorgen nicht mehr verdienen könnte?

B: So unbillig bin ich nicht, lieber Freund. Ich denke nur an das, was du vorgestern getan hast.

A: Du mußt mir aber dennoch dein Vertrauen schenken, denn ich brauche es ja.

B: Aber brauche denn ich dich, lieber Freund?

Qui trompe-t-on? Die Deutschen, klagen manche hochstehende Leute, sind politisch noch unmündige Kinder. Wie aber, wenn dieselben Leute uns versichern, es sei höchste Zeit, daß diese Kinder sich nun endlich einmal demokratisch selbst regierten?

In gefährlichen Lagen sind zweierlei Leute ruhigen Gemütes: die ganz Besonnenen und die ganz Unbesonnenen. Die einen stehen über der Gefahr, die andern darunter: sie merken sie gar nicht.

Schwer zu verteidigende Fälle. Wenn die Politik anfangen muß, mit der eignen Kriegführung Krieg zu führen. Denn ihre Aufgabe ist es gerade, der Kriegführung die Bahn frei zu halten, daß sie unbehindert von der Politik ihre Ziele erreichen kann. v. M.

Digitized by Google

# Russen in Paris.

Von A. Schtschepetew.

Diesen Aufsatz entnehmen wir der in Moskau erscheinenden liberalen Monatsschrift „Rußkaja Mysl" (Juli 1912).

Bei jedem Quartalschluß, besonders aber im Herbst tauchen in den Pariser Straßen eigentümliche Gestalten auf, die müde und verlegen von der einen Straßenseite auf die andere gehen, in alle Sackgassen einkehren und vor jedem Hauseingange mit den Augen nach Vermietezetteln suchen.

Das sind Russen. Man kann sie sofort erkennen: weiche, weitkrempige Hüte, etwas vernachlässigte und stets schlecht sitzende Anzüge, nicht ganz saubere Wäsche, Bartstoppeln im Gesicht und vor allen Dingen der ganz eigentümlich nachlässige, schleppende Gang verraten sofort den Russen. Und selbst wenn sein Äußeres ihn nicht sofort verrät, kann man ihn leicht an seinen Mißerfolgen bei der Wohnungssuche erkennen: die Pariser Hausherren und Hausmeister vermieten ihre Wohnungen höchst ungern an Russen. „Haben Sie eine Wohnung frei?" „Jawohl, mein Herr, das heißt nein. Die Wohnung ist bereits vermietet, oder so gut wie vermietet," sagt höflich der Hausmeister, der sich in jedem ausländischen Akzent auskennt. Andere Hausmeister sind aufrichtiger: „An Russen vermieten wir nicht."

Das heißt, daß man in diesem Hause mit den Russen schlechte Erfahrungen gemacht hat. Man höre nur, wie eine dicke Hausmeisterin beim Gemischtwarenhändler predigt:

„Daß ich noch einmal Russen in mein Haus lasse?! Jamais de ma vie! Einmal und nie wieder! Urteilen Sie selbst: sie stehen auf um 12 Uhr und gehen um 3 zu Bett; den ganzen Tag haben sie Besuch, den ganzen Tag gibt's Spektakel und Geschrei; in der Wohnung ist es schmutzig; sie wischen sich niemals die Schuhe ab: die ganze Treppe haben sie mir schmutzig gemacht. In diesem Quartal haben sie den Mietzins ganze vierzehn Tage verschleppt. Ich danke schön! Solche Parteien kann ich nicht brauchen. Gestern habe ich ihnen gekündigt."

„Wenn man dabei noch bedenkt," sagt der Gemischtwarenhändler, „daß alle Russen Anarchisten sind. Sie werden noch in ihrer Wohnung Bomben fabrizieren, und dann haben Sie die Bescherung."

Es folgen noch einige Bemerkungen, die speziell gegen die russischen Damen gerichtet sind. Der Kaufmann verbreitet die Mitteilungen der Hausmeisterin unter seinen Bekannten und Kunden, und so ist der Ruf der Russen im ganzen Viertel bald gemacht.

Ich muß gleich hier betonen, daß die Rede ausschließlich vom linken Seine-Ufer ist, das heißt vom Quartier Latin und den angrenzenden Stadtteilen, wo die russischen Studenten und politischen Emigranten hauptsächlich hausen. Diejenigen Schichten der russischen Gesellschaft, die sich in Paris um die Botschaft und die russische Kirche gruppieren, ziehe ich nicht in Betracht. Diese setzen sich zum allergrößten Teil aus reichen Leuten und Beamten zusammen und werden in Paris gern gesehen. Sie bilden einen wesentlichen Bestandteil jener kosmopolitischen Gesellschaft, die sich Paris seit jeher zur Residenz auserkoren hat, haben sich den unpersönlich-internationalen Ton dieser Gesellschaft vollkommen angeeignet und bringen diesem Ton alle ihre nationalen Eigentümlichkeiten, sogar mit übertriebenem Eifer, zum Opfer. Jedenfalls sind sie für den eigentümlichen und für unser Nationalgefühl wenig schmeichelhaften Ruf, den die Russen in den breitesten Schichten der Pariser Bevölkerung genießen, in keiner Weise verantwortlich.

Digitized by Google

Diesen Ruf haben wir fast ausschließlich den Emigrantenkreisen in ihrer jüngsten Formation zu verdanken.

Es gab eine Zeit, als der russische Emigrant nicht nur in Paris, sondern in ganz Westeuropa eine große Achtung genoß. Diese Achtung wurde von den verschiedensten Kreisen der westeuropäischen Gesellschaft nicht nur den Führern der freiheitlichen und revolutionären Bewegung in Rußland, wie Herzen und Lawrow, sondern auch den ganz unbekannten und untergeordneten Emigranten entgegengebracht. Mit den russischen politischen Emigranten verband man stets den Begriff eines hohen Märtyrertums, von Selbstaufopferung und selbstloser Liebe zu seinem Volke.

Doch in diesem Verhältnis der europäischen Gesellschaft zu den russischen Emigranten trat im Jahre 1905 und in den folgenden Jahren eine jähe Wendung ein. Dies geschah aus durchaus begreiflichen und triftigen Gründen: die Zusammensetzung der Emigrantenkreise war auf einmal eine andere geworden.

Wir alle können uns noch an das unruhige Jahr 1905 erinnern. Das war die Zeit eines allgemeinen Rausches und zahlloser Wunder, eine Zeit, wo die Blinden sehend geworden waren, die Tauben zu hören anfingen und die Lahmen mit einer ganz unerwarteten Behendigkeit von ihren Lagern aufsprangen und in die Volksversammlungen eilten, um da zu predigen. In dieser allgemeinen Verwirrung kam alles durcheinander. Die hohe Obrigkeit erwartete von Minute zur Minute den allgemeinen Krach, die Revolutionäre hielten mit wahrer Wut Vorträge und glaubten, daß die Mauern Jerichos von den Posaunentönen allein einstürzen würden; schließlich fühlte auch der Spießbürger, der auf der nationalen Bühne bis dahin nur eine stumme Rolle gespielt hatte, seinen Geist plötzlich erleuchtet und begann „Resolutionen" aufzustellen und „politischen Parteien" beizutreten.

Dieses ganze Durcheinander währte übrigens sehr kurz. Die Obrigkeit befreite sich bald vom panischen Schrecken und begann, nachdem sie zur Einsicht gekommen war, daß eine Kompagnie Soldaten wirksamer ist als die ganze revolutionäre Eloquenz und Literatur, mit Strafexpeditionen und Standgerichten zu operieren. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen. In zwei oder drei Jahren war jede Revolution dermaßen vernichtet und ausgerottet, daß gewisse polizeiliche Institute sich genötigt sahen, hie und da Revolution zu inszenieren, um ihre eigene Existenzberechtigung nachzuweisen. Die Revolutionäre verschwanden von der Oberfläche: sie verkrochen sich, wie man sagt, „ins Kellerloch". Faktisch sind sie aber zum größten Teil ausgewandert. Dasselbe machten auch die unversehens in die Revolution hineingeratenen Spießbürger.

Man kann nicht sagen, daß sie sich hier sofort in ihrem Element fühlten. Da sie schon einmal in den Brei geraten waren, sahen sie sich verpflichtet, um ihre revolutionäre Tüchtigkeit zu dokumentieren, immer mehr nach links zu rücken, bis sie schließlich mit Gottes Hilfe die äußerste Grenze des reinsten Anarchismus erreichten. Und da sie noch nicht gelernt hatten, wie man mittels allerlei Sophismen den revolutionären Schein für revolutionäre Wirklichkeit ausgibt, schritten sie kurzerhand von theoretischen Sätzen zum praktischen Handeln. Sie stellten ein für alle mal fest, daß die „bourgeoise Republik" für sie ebenso unannehmbar sei, wie die heimischen Zustände, und begannen alle die Kampfmittel, die sie zu Hause anzuwenden pflegten, auch auf die republikanische Gesellschaft anzuwenden. Und sie gingen noch weiter. Da sie in den meisten Fällen keinerlei Subsistenzmittel hatten und ganz auf die revolutionäre Wohltätigkeit angewiesen waren, weder Sprach-

Digitized by Google

kenntnisse noch irgendwelche andere praktische Kenntnisse besaßen, beschlossen sie, alle Rücksichten auf das „Privateigentum“ und auf alle die „satten Bourgeois“ wie Hausmeister, Krämer usw. gänzlich abzulegen und die Rechnungen und Forderungen dieser Leute einfach zu ignorieren, wobei natürlich das Operationsfeld ab und zu gewechselt werden mußte.

Die russischen Emigranten in Paris waren auch früher nie reich gewesen, doch hatten sie vorher niemals zu solchen „heroischen“ Mitteln gegriffen: dank einer einigermaßen organisierten Selbsthilfe und Philanthropie hielten sie sich immer über Wasser und wurden von den guten alten, durch die Autorität der anerkannten Führer gefestigten Traditionen gehindert, auf Abwege zu geraten. Doch bei der großen Flut der politischen Flüchtlinge, die nach den Revolutionsjahren einsetzte, erwiesen sich die philanthropischen Organisationen als unzureichend, umso mehr, als auch das Niveau aller sozialer Gefühle und Unternehmungen gesunken war. Schließlich gerieten auch die „Autoritäten“ ins Wanken.

Der Spießer pflegte sich in seiner Einfalt die Führer der revolutionären Bewegung, wenn nicht direkt als Übermenschen, so doch jedenfalls als ganz besondere und von gewöhnlichen Sterblichen verschiedene Wesen vorzustellen. Und als er sie hier in ihrem häuslichen Kreise sah und wahrnahm, daß alle diese Götzen, in der Nähe besehen, die gleichen Spießer sind wie er selbst, daß sie den materiellen Gütern gegenüber durchaus nicht gleichgiltig sind, daß sie hier im Auslande genau so wie die andern Menschen leben, um das tägliche Brot sorgen, Wohnungen mieten, heiraten, Kinder zeugen und manchmal sogar — Gott sei ihnen gnädig! — eine Partie Karten spielen, — als er das alles sah, empörte er sich, erklärte die Götzen für abgesetzt und erhob die Fahne des Aufruhrs.

In einzelnen Fällen wurden viele von den revolutionären „Generalen“ den übrigen satten „Bourgeois“ gleichgestellt und zum Objekt der frechsten Erpressungen gemacht. Die Beziehungen zwischen den oberen und unteren Schichten der Kolonie nahmen schließlich eine durchaus eindeutige Form an: „Gib Geld her, oder ich haue dich in die Fresse!“ Wenn auch diese Formel keine allzu große Verbreitung gefunden hat, stellt doch die bloße Möglichkeit ihres Auftauchens eine in den Annalen der Emigration unerhörte und skandalöse Erscheinung dar. Es handelt sich ja auch nicht um Tatsachen, sondern um die Tendenz, die in den ärmeren Schichten der russischen Kolonie zweifellos vorhanden ist und sie von den einigermaßen besser gestellten Genossen trennt.

Diese Tendenz tritt bei den Wohltätigkeitsabenden (Bällen und Konzerten), die hier bald von der einen bald von der andern revolutionären Gruppe veranstaltet werden, besonders deutlich zu Tage. Es kommt selten vor, daß eine solche Veranstaltung nicht in einen Skandal ausartet; daher wollen die meisten Pariser Saalbesitzer ihre Lokalitäten an Russen nicht mehr vermieten. Die Sache spielt sich gewöhnlich so ab: Bald nach Mitternacht erscheinen im Saale mehrere angeheiterte Burschen, die ohne Eintrittskarten sich zum Büffet begeben und dieses einer gründlichen Plünderung unterziehen. Die Veranstalter und Ordner sind ihnen gegenüber machtlos. Die ungebetenen Gäste erklären: „Ihr seid satt und habt Geld. Wir haben nichts. Wir sind aber auch in Gefängnissen gesessen, haben unser Blut vergossen....“ Nachdem sie alle am Büffet vorhandenen Flaschen beschlagnahmt und geleert haben, veranstalten sie wüste Auftritte und Schlägereien. Es ist unsagbar schwer, solche gesellige Veranstaltungen zu besuchen. Diese verhetzten, gequälten Menschen, die, nachdem sie aus Mißverständnis in die Revolution hin-

Digitized by Google

eingeraten sind, jeden Halt verloren haben und sich unmöglich an die Verhältnisse des fremden Lebens gewöhnen können, machen in ihrer Wildheit, geistigen Armut, grenzenlosen Not und Unlust einen traurigen Eindruck. Ihrer sind jetzt in Paris furchtbar viele, und es gibt wohl keinen bürgerlichen Stand in Rußland, der unter den Pariser „Revolutionären" nicht vertreten wäre.

Wollen wir aber die Spießbürger, die es fertig bringen, selbst in die Welthauptstadt Paris ein Stück russischer Provinzatmosphäre mitzubringen, bei Seite lassen und uns den Revolutionären „von Beruf" zuwenden. Auch diese fühlen sich hier höchst unbehaglich. Wenn sogar noch manche von ihnen an eine kommende Erhebung glauben und von Stunde zu Stunde auf die große Revolution warten, müssen sie doch vor der Mutlosigkeit, Ungläubigkeit und moralischen Zersetzung der „Elitetruppen" verzweifeln. Und solche Gläubige sind wirklich an den Fingern abzuzählen. Die erdrückende Mehrheit besteht aus Enttäuschten und Ungläubigen. Manche gestehen das ganz offen ein und halten sich selbst von jener Scheinarbeit zurück, die den andern noch als Trost und Rechtfertigung dient. Die meisten verheimlichen aber ihre Ungläubigkeit und sind vor allen Dingen darum besorgt, daß nicht der Geringen einer geärgert wird. Doch das wahre Wesen ihres Optimismus kommt trotz aller Verheimlichungsversuche an allen Ecken und Enden ihrer politischen Weltanschauung zum Vorschein und erregt unter den Geringen viel mehr Ärgernis als ein offenes Eingeständnis der eigenen Ohnmacht.

Wie unnötig und unwirklich alles ist, was sie „Arbeit" nannten, haben die meisten schon längst eingesehen. Und als alle Parteiversammlungen mit ihren Diskussionen, Resolutionen und sonstigen Dingen allmählich ihre ganze Bedeutung und Zugkraft verloren hatten und niemand mehr interessierten, wurde beschlossen, neue, rein bourgeoise Geselligkeitsformen zu schaffen. So entstand der parteilose russische Klub. Seine Existenz war von kurzer Dauer. Gleich an einem der ersten Abende fanden sich einige Mitglieder zu einer Kartenpartie zusammen. Das erregte Ärgernis: „Was, Karten? Ist denn dieses bourgeoise Vergnügen in revolutionärer Gesellschaft zulässig?" Diese Frage wurde zur Diskussion gestellt und nach einer Reihe von Abstimmungen und Debatten verneint. Auch die Kartenspieler stimmten für die Unzulässigkeit des Kartenspiels. Da sie aber hinterdrein aus dem Klub austraten, starb dieser eines natürlichen Todes. An Stelle des Klubs trat ein Verein für Kunst, Literatur und Musik, dem sogar ein Kabaret angegliedert war. Die Mitglieder und die Tendenzen sind aber dieselben geblieben.

Es muß immerhin festgestellt werden, daß die „Schönen Künste" in Blüte stehen. Die überwiegende Mehrheit der russischen Kolonie in Paris ist der „Politik", das heißt der ewigen fruchtlosen Debatten müde geworden und verlegte ihr Interesse auf andere Erscheinungen. Ob dieses Interesse tatsächlich auf einem lebendigen Bedürfnisse beruht oder mehr Modesache ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich weiß nur, daß alle wirtschaftlichen, politischen und sozialen Probleme selbst in den durchaus revolutionären Kreisen jede Anziehungskraft verloren haben und von Problemen der Ästhetik verdrängt worden sind. Leute, die noch gestern über die Bedeutung des wirtschaftlichen Faktors in der Geschichte, über das Agrarprogramm und die Zulässigkeit der Expropriationen gestritten haben, sind heute in ihrer rückhaltlosen Anbetung der archaisierenden Malerei und modernistischen Literatur einig. Die früheren eifrigen Besucher aller politischen Vorträge und Gruppenversammlungen sind heute Stammgäste bei Durand-Ruel, Bernheim und in den Symphoniekonzerten von Colonne.

Digitized by Google

Der Held des Tages unter den Emigranten ist also nicht mehr der politische Theoretiker oder Praktiker, sondern der Ästhet. Dieser Ästhet entspricht natürlich dem ganzen Milieu, das heißt er ist zweiter Güte; dafür hat er aber einen zweifellosen Erfolg innerhalb der Kolonie, besonders bei deren schöneren Hälfte und führt mit Hilfe seiner Adepten, die er ständig anpumpt, das schönste Leben. Er ist Immoralist, Anhänger aller möglichen Extravaganzen wie in der Kunst so auch in der Liebe, ein wenig Anarchist (besonders wenn er philosophiert) und ein wenig Konservativer. Seine ästhetischen Bedürfnisse sind allerdings nicht leicht ins Praktische umzusetzen: er bekommt von seinem Papa, der als Kaufmann oder als kleinerer Gutsbesitzer in Rußland lebt, einen Monatswechsel von 50—60 Rubel, mit dem er keine große Sprünge machen kann. Da er aber sehr geschickt mit dem Geldbeutel seines Nächsten zu wirtschaften versteht, und sich seine sonstigen Vergnügungen auf fremde Kosten zu verschaffen pflegt, geht es einem solchen ausgezeichnet, umsomehr als sein Ästhetentum, wie gesagt, zweiter Güte ist.

Diese Ästheten, gewerbsmäßige Don Juans und ähnliche Übermenschen scheinen jetzt übrigens auch aus der Mode zu kommen. Denn man findet in der Kolonie immer weniger naive Menschen, das Leben tritt aber ständig mit seinen Forderungen heran. Die Revolution ist erledigt, die Jahre vergehen, also ist es Zeit, sein Leben praktisch zu gestalten. Niemand hat Lust, ewig mit 100 Francs monatlich zu wirtschaften. Also sieht sich ein jeder nach einem bürgerlichen Beruf außerhalb der russischen Kolonie um. Der eine arbeitet als Stenograph in einer Bank, der andere als Kontorist. Ich kenne einen Ingenieur, der als einfacher Arbeiter bei einer Automobilfabrik angestellt ist, einen Studenten, der den Beruf eines Kürschners ergriffen hat, und einen andern Studenten, der mit Kohle handelt. Einer meiner Bekannten, der vorher niemals eine Schere in der Hand gehabt hat, hat das Schneiderhandwerk erlernt und soll viel verdienen. Natürlich ist es für den Russen recht schwer, eine Anstellung in Paris zu finden, und noch viel schwieriger, sich in einer Stellung dauernd zu behaupten, besonders wenn er nach russischer Gewohnheit bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit den „Klassenkampf" demonstriert. Doch die Zeiten ändern sich. Wenn es ums tägliche Brot geht, vergißt auch der Russe den Klassenkampf und denkt nicht mehr an seine moralische Pflicht, das „Gewissen der Mitmenschen zu wecken". Auch beginnt schon auf ihn das Beispiel der Franzosen zu wirken. Die russische Kolonie in Paris lebt zwar noch immer abseits von der französischen Gesellschaft, doch läßt sich eine gewisse Fernwirkung des französischen Lebens auf sie nicht verkennen.

Der Russe kann von den Franzosen wirklich manches lernen. Erstens führen fast alle Franzosen ein äußerst geregeltes Leben, was wir von uns nicht behaupten können. Nicht nur in der Provinz, sondern auch im verderbten Paris stehen die meisten Leute beim Morgengrauen auf und gehen schon um elf Uhr zu Bett. Das berühmte Pariser Nachtleben existiert eigentlich nur für die Ausländer, die herkommen, um ihr Geld loszuwerden. Die Franzosen sind zwar keine Asketen, doch sind sie viel zu geizig, um an diesem Nachtleben teilzunehmen; und dann lieben sie es nicht, von den geregelten Lebenseinteilungen abzuweichen. Eine durchwachte Nacht bedeutet für sie einen vergeudeten halben Arbeitstag. Dann sind die Franzosen gewohnt, die Stunden ihrer Mahlzeiten peinlich genau einzuhalten. Sie essen nicht den ganzen lieben Tag, wie es in russischen Familien Sitte ist, sondern beschränken sich auf zwei Hauptmahlzeiten.

Vor allen Dingen wird aber in Frankreich jede Arbeit, wie die körperliche, so

Digitized by Google

auch die geistige, hoch geschätzt. Hier weiß man nichts von der falschen Scham, die den Russen, trotz aller seiner Dithyramben auf die „Heiligkeit der Arbeit" davon abhält, seine Wohnung aufzuräumen oder sonstige Hausarbeit zu verrichten. Darauf wird von Russen oft eingewendet, daß die Franzosen allzusehr das goldene Kalb verehren. Das ist auch wahr, wenn es auch dem oben Gesagten gar nicht widerspricht. Der Franzose hängt tatsächlich sehr am Geld und verkauft allzuleicht sein Gewissen und seine heiligsten Überzeugungen. Doch diese Anbetung des goldenen Kalbes hat bei ihm keinerlei moralische Begründung, während die allgemeine Hochachtung vor der Arbeit tiefe moralische Wurzeln hat.

So leben die breiteren Massen der Pariser Bevölkerung, und ihre Eigenschaften und Angewohnheiten drücken dem ganzen französischen Leben ihren Stempel auf. Nur soll man dieses Leben nicht in den Vergnügungslokalen und nicht in dem von ausländischen Studenten überfüllten Quartier Latin, sondern in der Provinz und in jenen Stadtteilen von Paris studieren, wo Franzosen leben. Und dieses Leben beginnt nun allmählich auch auf die russische Kolonie einzuwirken. Die Russen sind der Politik müde geworden, haben auch das Bohêmeleben satt und beginnen ihr Leben praktischer einzurichten, zu arbeiten und auch vernünftig zu lernen.

Das wichtigste Resultat unserer Berührung mit der französischen Kultur ist das Steigen individualistischer Tendenzen und die darauf beruhende höhere Einschätzung des persönlichen Lebens. Bisher war in den Kreisen der Revolutionäre die Persönlichkeit vollständig von humanitären und altruistischen Gefühlen erdrückt, sehr zu Schaden des Fortschrittes und der Kultur in unserem Vaterlande. Alles Individuelle war so sehr von sozialen Ideen unterjocht, daß die letzteren, statt sich in schöpferischer, bewußter Arbeit zu realisieren, nur zu durchaus passiven Formen der Selbstaufopferung führten. Die Persönlichkeit wurde nicht nur auf sozialem Gebiete, sondern auch in den alltäglichsten Dingen unterdrückt, und zwar einerseits durch das „kranke Gewissen", das das Streben nach Selbstaufopferung zu hypertrophischen Ausmaßen steigert, und andererseits durch die vom tiefen Niveau unserer Kultur bedingte ungenügende Wertschätzung des Lebens. Daraus resultierte der ewige Zwiespalt, das Bewußtsein der „Sündigkeit" seines Lebens, das ständige Streben nach Selbstaufopferung — eine Erscheinung, von der unsere ganze Literatur zeugt.

In den Ansichten und Sitten der Franzosen kann man nichts Ähnliches finden. Es gibt auch bei den Franzosen Altruismus und Philanthropie, doch diese sind hier in bestimmten staatlichen und gesellschaftlichen Formen festgelegt. Private Wohltätigkeit ist hier ein Privileg der wohlhabenden Leute. Der Franzose ist der Ansicht, daß der Mensch mit kleinem oder mittlerem Einkommen zunächst sein eigenes Leben ordentlich einrichten muß, ehe er sich um das Leben seiner Mitmenschen kümmern darf. Sogar der Sozialismus ist hier weniger ein Ausdruck altruistischer und humanitärer Gefühle als ein Beruf und Mittel, Karriere zu machen. Das bekannte Sprichwort: „Jeder für sich und Gott für alle" ist keine Übertreibung, sondern das Grundprinzip des durch und durch individualistischen Lebens der Franzosen. Dieser Individualismus, der oft in einen kleinlichen, harten und grausamen Egoismus ausartet, flößt uns Russen manchmal Ekel ein; andererseits dürfen wir aber nicht verkennen, daß er auf einer höheren Wertschätzung des Lebens beruht, auf einer wahren Liebe zum Leben, aus der die Franzosen so viel feine Empfindungen und Erlebnisse zu schöpfen wissen.

Digitized by Google

Bei dieser französischen Fähigkeit, das Leben auch unter den widrigsten Umständen anständig zu gestalten, fällt die Armut, Dürftigkeit, Unordentlichkeit und Unsinnigkeit des russischen Lebens besonders unangenehm auf. Wir verstehen noch nicht zu leben, verstehen nicht unser Leben zu schätzen und zu gestalten. Wir haben auch noch viel zu wenig Kultur angenommen. Diese Fehler werden jetzt von Vielen eingesehen, und das ist schon der erste Schritt zur Besserung. Daß die Pariser Hausmeister noch immer an ihrer Meinung über uns festhalten, ist kein Beweis dafür, daß wir uns noch nicht verändert haben. Die Franzosen haben für die Ausländer fertige, zum Teil veraltete Schablonen, die sie, bei ihrem bekannten Konservatismus, schwer und nur, wenn besonders gewichtige Gegenbeweise vorliegen, abändern. Trotz der ganzen Entwicklung, die wir in Paris durchgemacht haben, haben wir aber solche Gegenbeweise noch immer nicht geliefert.

---

## Frankreich und England 1791—1814.

Von Victor Hugo.

Der größte Kriegsmann der Neuzeit ist nicht Napoleon, das ist Pitt. Napoleon führte den Krieg, Pitt machte ihn. Alle Kriege der Revolution und des Kaiserreichs hat Pitt gewollt. Von ihm gehen sie aus. Man streiche Pitt und setze dafür Fox, kein Daseinsgrund mehr für diese ungeheuerliche Schlacht von dreiundzwanzig Jahren. Keine Koalition mehr. Pitt ist die Seele dieser Koalition gewesen, und diese Seele ist in dem Weltkriege geblieben, auch als er gestorben. Was Pitt England und die Welt gekostet hat, hier folgt's. Wir graben dieses Basrelief in das Fußgestell seines Denkmals.

Erstens, Ausgaben an Menschenleben. Von 1791 bis 1814 hat Frankreich allein, im Kampf gegen das durch England koalierte Europa, hat Frankreich, in Drang und Not, um kriegerischen Ruhm, und auch, fügen wir hinzu, in Verteidigung seines Gebietes, in Menschenschlächtereien fünf Millionen Mann verausgabt, macht auf den Tag 600 Mann. Europa, unter Einschluß der Ziffer Frankreichs, hat sechzehn Millionen sechshunderttausend Mann verausgabt, das heißt 23 Jahre lang Tag für Tag 2000 Tote.

Zweitens, Ausgaben an Geld. Leider haben wir hier nur für England die urkundliche Ziffer. Um Frankreich durch Europa niederwerfen zu lassen, hat es sich England 25 Milliarden dreihundertsechzehn Million vierhundertsechzigtausend und dreiundfünfzig Francs kosten lassen. Teilt diese Zahl durch die Zahl der Getöteten, auf Grund von zweitausend auf den Tag während 23 Jahren —, und ihr gelangt zum Ergebnis, daß jeder auf dem Schlachtfeld hingestreckte Leichnam England allein 1250 Francs gekostet hat.

Fügt dieser Ziffer die Europas hinzu; eine unbekannte, aber ungeheure Ziffer.

Mit diesen 17 Millionen Toter hätte man die Besiedlung Australiens mit Europäern durchführen können. Mit den in Kanonenschüssen verausgabten 25 englischen Milliarden hätte man das Antlitz der Erde verändern, überallhin die Zivilisation verbreiten, und auf der ganzen Erde Elend und Unwissenheit ausrotten können. England bezahlt 24 Milliarden für zwei Standbilder — Pitts und Wellingtons.

Aus Shakespeare, Buch 3, I, erschienen 1864. (Mitgeteilt und übersetzt durch Professor Michael Gött in Mannheim.)

Digitized by Google

# Vor dem Krieg.

Von Adolf Dirr.

In folgenden Zeilen soll in schroffen Strichen der Inhalt eines Artikels wiedergegeben werden, den Bjelorussow, der Pariser Korrespondent einer bedeutenden russischen Monatsschrift, des „Rußkoje Bogatstwo", im Juliheft 1914 veröffentlicht hat. Freilich sind seine Auslassungen durch die Ereignisse längst überholt, aber sie sind heute noch, nach zwei Jahren, interessant, weil sie zeigen, was vor Kriegsausbruch für Kräfte an der Arbeit waren. Sie beleuchten besonders das wahre Verhältnis Frankreichs zu Rußland. Sie machen ein zwar kleines, aber doch ein Loch ins Lügengewebe der Entente. Der Artikel ist überschrieben: „Militaristen und Pacifisten."

Bjelorussow konstatiert zunächst die Tatsache, daß die bedeutendste Erscheinung des Anfangs unseres Jahrhunderts die ungeheuer wachsenden Rüstungen sind. Den Grund dafür sieht er, teilweise im Einverständnis mit dem französischen Historiker Seignobos, in dem tiefen Mißtrauen der europäischen Nationen zu einander, im Antagonismus zwischen Frankreich und Deutschland, Österreich und Rußland, England und Deutschland. Als Grundlage für seinen Artikel nimmt er jedoch nur das Verhältnis zwischen uns und Frankreich. Da führt er denn Folgendes aus: Frankreich hat den Frankfurter Vertrag nur notgedrungen unterschrieben, innerlich aber nie anerkannt. Die Idee der Revanche war ihm nach der Niederlage unentbehrlich als Trost und Stimulus. Um sich den Sieg im bevorstehenden Kampfe zu sichern, verband es sich mit Rußland und benützte die erwachsende Konkurrenz zwischen England und Deutschland um mit ersterem seine Entente abzuschließen. Zwar fehlte es jenseits der Vogesen nicht an Versuchen, die Beziehungen zu Deutschland zu bessern; Ferry, teilweise Freycinet und Hanoteaux haben dies versucht. Dann kam die Dreyfußaffaire und mit ihr ein mächtiges Emporblühen der demokratischen Bewegung, damit auch die Verlegung des Hauptgewichtes auf innere Reformen. Die Idee der Revanche verlor an ihrer Schärfe; Chauvinismus und Militarismus, die in der „Affaire" schlecht abgeschnitten hatten, verloren an Bedeutung, es erstarkte die Idee einer friedlichen, arbeitsamen, demokratischen Republik; die Dienstzeit wurde auf zwei Jahre herabgesetzt und damit die Armee um ein Drittel verkleinert. Diese Schwächung der Armee (und, unter Pelletan, der Flotte) war durch keinerlei Maßregeln kompensiert worden. Dieser friedlichen innern stand aber eine ganz anders geartete äußere Politik gegenüber, die die Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland immer mehr verschärfte. Bald nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit entstand in militärischen Kreisen eine Agitation dagegen. Die Sozialisten hatten in der zweijährigen Dienstzeit nur ein Übergangsstadium zu etwas anderm gesehen, zur militärischen Ausbildung der Jugend, die nach ihnen schließlich zum Ersatz des stehenden Heeres durch eine Miliz führen mußte. Das hätte zur Unmöglichkeit jener aggressiven Politik geführt, in die Frankreich allmählich automatisch hineingezogen wurde, daher der Widerspruch der Militärpartei und der Konservativen. Die Reform fiel. Frankreich rüstete weiter. Bjelorussow konstatiert ausdrücklich, daß es nicht durch Deutschland zur Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit und zur Erhöhung der Flottenkredite gezwungen wurde, sondern durch seine eigene Aggressivität. Die Dauer des Dienstes in der Armee hängt also von seiner internationalen Politik ab. Diese Frage kann auf zwei

Digitized by Google

Weisen gelöst werden, einmal in der traditionellen, das heißt auf dem Wege der Zugehörigkeit zum Dreiverband, seiner Stärkung und Konsolidierung, dann aber auch auf einem andern Weg, der des Näheren zu besprechen ist. Gewiesen und besprochen haben ihn zuerst die Sozialisten. Es handelt sich darum, die eigentliche Ursache der heutigen Lage, die deutsch-französische Frage aus der Welt zu schaffen. Dies kann nur geschehen durch endgültigen Verzicht auf Revanche und Anerkennung der Reichslande als einen unlösbaren Bestandteil des Deutschen Reiches, die um so leichter wäre, als die Elsaß-Lothringer selbst erklären, daß sie im Verbande des Deutschen Reiches zu bleiben wünschen. Gerade diese Erklärung ist das Hauptargument der französischen Sozialisten zu Gunsten eines deutsch-französischen Bündnisses, das sie als Vorläufer einer europäischen Föderation betrachten. Dasselbe Bündnis würde Frankreich auch erlauben, sein stehendes Heer in eine Miliz, oder wie der Ausdruck jetzt lautet, in eine „bewaffnete Nation" umzuwandeln. Diese Idee, deren nähere Ausführung durch Bjeloroussow hier übergangen werden muß, hat nicht nur in Sozialisten-, sondern auch in Militärkreisen eifrige Vorkämpfer gefunden; hier sei nur der Mitarbeiter der Humanité, der unter dem Namen „Commandant Rossel" schreibt, erwähnt. Er hatte Schule gemacht — unter den Offizieren selbst berechnete er seine Anhänger auf fünf bis sieben Tausend —. Freilich steht ihm auf der rechten Seite eine ungefähr ebenso große Zahl überzeugter Gegner der neuen Ideen gegenüber. Wie aber verhält sich das französische Volk dazu? Die heurigen Wahlen haben eine linke Majorität ergeben, 309 Deputierte auf 600 gehören zu den Anhängern der Verkürzung der Dienstzeit. Trotzdem aber gaben 60 Prozent ihre Stimmen für die Erhaltung der dreijährigen Dienstzeit ab. Es ist aber nicht zu leugnen, daß in Frankreich eine starke Friedenspartei besteht; sie besteht aus Leuten der jüngeren Generation, denen wiederum die der älteren entgegenstehen. Das sind die Leute, die im Laufe der letzten 15 Jahre überall und hartnäckig den Interessen Deutschlands entgegengearbeitet haben, was, zusammen mit dem alten, durch die Wegnahme Elsaß-Lothringens hervorgerufenen Antagonismus eine der Hauptursachen der wachsenden Rüstungen ist[1]). Eine Annäherung an Deutschland würde aber weder eine Verminderung der Nationalwürde Frankreichs, noch ihres Einflusses auf die Weltpolitik bedeuten, sie würde im Gegenteil die Unverletztheit der französischen Grenzen und des französischen Kolonialbesitzes garantieren und zur Entmilitarisierung Europas führen. Was könnte Frankreich Deutschland und dieses wiederum Frankreich geben? Um nur einiges herauszuheben: Ökonomisches Zusammenarbeiten der beiden Länder auf dem Kontinent und in den Kolonien. Zulassung der deutschen Werte auf den französischen Börsen und Befruchtung der deutschen Industrie durch französisches Kapital. So denkt das progressive Frankreich — aber nicht das Parlament, nicht die Presse. Die deuten auf den deutschen Michel, auf seine wachsende Rüstung, auf die Ansprüche des teuren Verbündeten. Einführung der zweijährigen Dienstzeit bedeutet den Bruch mit Rußland, bedeutet, daß Frankreich sofort das Opfer eines deutschen Angriffs wird. Die Verwirklichung der dreijährigen Dienstzeit ist aber mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen und nicht ordentlich durchgeführt worden: die eilig und ohne ordentliche Kontrolle gebauten Kasernen

[1]) B. zitiert die Auslassungen eines von mehreren Franzosen gemeinsam verfaßten Buches: „La Paix armée et le problème d'Alsace dans l'opinion des nouvelles générations françaises."

Digitized by Google

waren zu klein, ungesund und unbequem. Es zeigten sich Epidemien. Die Soldaten sind schlecht bekleidet. Im Mai blieben von den 240 000 Ausgehobenen nur 96 000 übrig! Überdies wurde der für die neuen Verhältnisse schnell verbesserte Mobilisationsplan endgültig verdorben. Aus diesen Tatsachen schmiedeten sich die Gegner der drei Jahre ein Argument. Besser bereit zu sein mit zweijähriger, als nicht bereit mit dreijähriger Dienstzeit. Die Sozialisten und sonstigen Gegner der stehenden Armee benutzten die Lage, um von neuem zum Frieden mit Deutschland zu raten. Aber davon kann man schreiben und reden, aber eine diesbezügliche Erklärung im Parlament abzugeben, ist eine andere Sache. Das Parlament, das so etwas wagen würde, wäre im Nu weggefegt. Wegen Hochverrat! Also ist Frankreich noch nicht reif für solche Ideen. Es wird es sein — was heut noch grün, ist morgen reif. Die demokratische Partei in Frankreich wächst, die Logik des demokratischen Gedankens führt zu einer radikalen Wendung in der Politik Frankreichs .... Es öffnet sich das Tor zu einer besseren Zukunft.

Und nun wird Bjeloruſſow wirklich interessant. Ich kann mir nicht versagen, seinen Schlußpassus ganz herzusetzen:

„Gehen wir (das heißt Rußland) ein in dieses Tor? Werden wir im geeinigten Europa sein oder ausgeschlossen davon?

Das hängt von vielem ab. Zuallererst von dem Aufbau unseres innern Lebens und der Qualität unserer politischen Kultur. Jetzt, in der Zeit des alleuropäischen Militarismus, schätzen uns unsere französischen Verbündeten fast ausschließlich darum, weil wir die größte Faust in Europa sind. Und es bedurfte der ganzen Isoliertheit Frankreichs, inmitten seiner bewaffneten Nachbarn, damit es die Antipathie eines freien Kulturvolkes gegen ein rechtloses Volk von Leibeigenen überwinde. Wenn in Europa der „bewaffnete Friede" der Vereinigung und dem Bunde der Kulturländer weichen wird — dann braucht man unsere Faust nicht mehr und der aus utilitarischen Gründen unterdrückte Antagonismus wird frei und vertreibt uns hinter die Grenzen Europas. Natürlich, in dem Falle nur, wenn wir bis zu dieser, wie es scheint, nicht sehr fernen Zeit, es nicht verstehen sollten, unsere Reichsverfassung, unsere innere Politik und unser Kulturleben auf das allgemein europäische Niveau zu heben."

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Zwei Jahre, die mit jedem Tag deutlicher die ungeheuerliche Dummheit des modernen Frankreichs gezeigt haben.

---

## Tschitrakarna, das vornehme Kamel.

Diese im Amerikaheft abgedruckte Erzählung von Gustav Meyrink, so macht uns Landgerichtsrat Dr. Friedländer in Limburg an der Lahn dankenswerter Weise aufmerksam, geht zweifellos auf eine indische Geschichte zurück. Die, übrigens von Meyrink mit größter Freiheit und Originalität umgestaltete, Erzählung steht im Hitopadesa (Hertelsche Übersetzung bei Reclam, Seite 161). Nachdem in der siebten Erzählung des vierten Buchs der Geier den König belehrt hat

Gerät ein brünstiger Elefant auf falsche Bahn,
So tadelt man den Führer, der ihn leitet;
Geht auf verkehrtem Weg ein Fürst im Größenwahn,
Hat er dem Kanzler üblen Ruf bereitet

wird in der achten Erzählung übergeleitet zu Schönfarb, dem Kamel. Wie dieses vom Löwen und seinen Dienern — Tiger, Schakal und Rabe — infolge seiner Kulturpolitik gefressen wird, steht in der neunten Erzählung, der wohl ältesten Quelle unserer neuesten Geschichte.

Digitized by Google

# Erinnerungen an Gaston Maspero.

Es war an Bord der Alphée. Damals, im Winter 1880/81, brauchte ein Schiff von Marseille nach Alexandrien volle acht Tage und die Dampfer boten noch nicht alle jene Bequemlichkeiten, die heute dem Reisenden eine Überfahrt so kurzweilig gestalten. Für einen lebhaften Knaben, der sich auf dem einzigen Deck mit den anderen Passagieren einrichten sollte, eine harte Prüfung. Und nicht alle Mitreisenden sehen einem solchen Wildfang es nach, wenn er auf Deck umherlaufen will, als wär's der Garten des Hotel Britannique in Mentone, wo er soeben die Weihnachtstage verlebt hatte. Plötzlich kommt der Befehl des Kapitäns, das Laufen störe die Passagiere, der Knabe solle sich ruhig verhalten. Ich brauche die Wirkung des Ukases auf mich selbst und meine leidende arme Mutter nicht zu schildern. Da erhebt sich ein kleiner Herr mit Brillengläsern, der die reisende Familie mit ihrer französischen Schweizerin schon mehrfach beobachtet hatte, spricht mit dem Kapitän, und bald darauf mit einem Herrn im schwarzen Bart — dem Beschwerdeführer; er kommt zurück: „Madame, j'ai parlé au capitaine et à ce monsieur, votre garçon est libre de courir sur le pont." Das war meine erste Begegnung mit Maspero, der damals mit seiner jungen Frau, einer Verwandten des Baron d'Estournelles de Constant, zum ersten Mal nach Ägypten fuhr, um die Leitung des neu gegründeten französischen Instituts für orientalische Altertumswissenschaft zu übernehmen. Die Geschichte ist bezeichnend für den liebenswürdigen Charakter des Mannes, dem dabei jede Pose fern lag. Er wurde mit meinem Großvater und meiner Mutter befreundet, erzählte ihnen von den Wundern des alten Ägyptens, und aus Masperos Mund habe ich damals zuerst die Namen der alten Pharaonen und Ruinenstätten gehört. Die Beziehungen wurden nie ganz abgebrochen, aber Jahre vergingen, bis ich ihm persönlich wieder nahe trat. Er war Nachfolger Mariettes geworden, dann Inhaber der Lehrkanzel Champollions und de Rougés am Collège de France. Meine erste Arbeit hatte er nachsichtig für die von ihm redigierte Zeitschrift, der er einen internationalen Ruf verschafft hatte, angenommen. Ich kam nach Paris, um mein Material noch zu vervollständigen. In seinem geschmackvollen Heim an der avenue de l'observatoire ging ich aus und ein. Seine Frau besaß eine kleine Sammlung auserlesener Werke der ägyptischen Kleinkunst, er selbst ein paar Schränke voll „Dingen, die die Ägyptologen den alten Ägyptern nicht erlauben". Da waren jene seltsamen bemalten Töpfe, die wenige Jahre später als der ältesten Zeit Ägyptens angehörig erkannt wurden, Gegenstände mit Swastika-ähnlichen Ornamenten, seltene Göttertypen usw. Alles machte er mir zugänglich, abends gab es wohl gute Hausmusik oder Maspero erzählte von seinen Anfängen als politischer Flüchtling in Südamerika, von seiner Tätigkeit unter de Rougé und Mariette, von dem Arabiaufstand, den er mitgemacht und bei dem er einen nicht unbeträchtlichen Teil an der Rettung der französischen Kolonie genommen hatte. Auch die ersten Jahre des Mahdistenaufstandes hatten ihn noch in Ägypten gefunden: der Fall von Kartum war ihm drei Tage nach dem Ereignis bekannt geworden — die Botschaft war im Sudan und durch Nubien von Mund zu



Digitized by Google

Mund gegangen, aber sie fand bei den englischen Machthabern in Kairo keinen Glauben, und hätte ihren Überbringer beinahe in Ungelegenheiten gebracht. Der englische Oberbefehlshaber wollte Maspero, den Franzosen, wegen Verbreitung falscher Nachrichten beinahe verhaften. Assuan und Nubien standen damals unter ausschließlich militärischem Kommando. Maspero hat mir oft erzählt, und eine seiner letzten großen Veröffentlichungen ist diesem Nachweise im Grunde gewidmet, daß die Denkmäler zwischen dem 1. und 2. Katarakt nie so arg gelitten haben, als zur Zeit der englischen Militärokkupation. Den Soldaten schrieb er zum guten Teil den Zusammenbruch des großen Rameseskolosses von Ipsambul zu. In erster Ehe hatte Maspero eine Engländerin zur Frau gehabt: er kannte die Briten gut, gemocht hat er sie nie. Gewiß hatte er gute Freunde unter ihnen, wie fast unter den Gebildeten jedes Volkes. Er war durchaus international gebildet, empfänglich für alles Schöne, wo immer er es antraf, für jede Anregung, woher sie auch kam. So war er der geborene Leiter großer Kongresse (wie des Orientalistenkongresses zu Paris oder des Archäologenkongresses zu Kairo), unermüdlich helfend, ordnend, Schwierigkeiten beseitigend, Gegensätze mildernd. Ich habe ihn Stühle herbeischleppen sehen, wo sie fehlten, Blumen auf die Festtafel legen sehen. Er war ein geistvoller Redner, in der Akademie wie im Festsaal oder im trauten Familienkreis. Unter seinen kleinen Schriften sind besonders reizvoll die Ansprachen an die Schüler bei der Preisverteilung. Immer blieb er vornehm, überlegen, immer aber auch Franzose. An seinem Vaterlande hing er mit voller Seele, bitter empfand er das Vordringen englischen Einflusses in Ägypten. Er war im Jahre 1899 dorthin zurückgekehrt, um den Posten des Generaldirektors der Altertümer, den er schon einmal inne gehabt hatte, von neuem zu übernehmen, weil die Unfähigkeit seiner Vorgänger das Ansehen der französischen Altertumsverwaltung in Ägypten so schwer geschädigt hatte, daß nur dies Opfer es einigermaßen retten konnte. Damals war ich am Kairenser Museum als Hilfsarbeiter angestellt. So kam ich in dauernde amtliche Beziehung zu Maspero, die durch meine Tätigkeit als Mitglied des Comité d'Archéologie noch fruchtbarer wurde. Maspero war der Präsident dieses eigentlich zur Beaufsichtigung des Generaldirektors geschaffenen Komites. Aber wie wußte er die Mitglieder nach seinem Willen zu lenken, die Autorität des Komitees, in dem fast nur höhere anglo-ägyptische Beamte saßen, für sich dienstbar zu machen. Ich habe seine Geschicklichkeit oft bewundert, aber auch seine Unparteilichkeit. Er hat einmal von sich gerühmt, er möge gewiß manche mindere Begabung über Gebühr gefördert haben, daß er je eine echte Begabung unterdrückt hätte, glaube er nicht. Das hat zuweilen dazu geführt, daß er eifrige Dilettanten über Gebühr begünstigte, und wo ich mit ihm zusammengestoßen bin, hat es sich immer um derartiges gehandelt. Aber er überwand sich auch oft, selbst guten Freunden gegenüber wie Daninos Pascha, und trug den seit seinen ersten ägyptischen Grabungen bei den Pyramiden von Saqqara so sehr veränderten Anforderungen an wissenschaftliche Genauigkeit, wenn man es von ihm verlangte, Rechnung. Mit der englischen Verwaltung hat er mehr als einen Strauß ausgefochten, um wissenschaftliche Grabungen gegen private Unternehmungen zu schützen. Nicht immer ist er Sieger

Digitized by Google

geblieben. Und die Leiter wissenschaftlicher Grabungen haben ihm sein Eintreten für sie nicht immer leicht gemacht, indem viele von ihnen, im Gegensatz zu Privatleuten, wie etwa dem Amerikaner Davis oder Lord Northhampton, mit der Veröffentlichung ihrer Resultate arg im Rückstand blieben. War Maspero auch kein modern geschulter Ausgräber, so ging sein Urteil über die Leistungen selten fehl. Über Flinders Petrie, der fast gleichzeitig mit ihm selbst seine Arbeiten in Ägypten begonnen hatte, bemerkte er einmal: ich habe nie einen Mann gesehn, der mit so viel anscheinender Genauigkeit so ungenau sein konnte. Das trifft den Nagel auf den Kopf.

Maspero war vor allem ein wissenschaftlicher Organisator: wie er der erste gewesen ist, der die Geschichte des alten Orients nicht als eine Sammlung von Einzelgeschichten in der Art Diodors erzählt hat, sondern das Ineinandergreifen der Völker zu schildern versucht hat, und bei jedem Volk das Ineinandergreifen aller Faktoren, der äußeren Geschichte wie der Kultur und der sozialen Entwicklung, so hat er zuerst den noch heute bei den Orientalisten nur sehr teilweise anerkannten Grundsatz aufgestellt, ein Denkmal müsse in allen seinen Teilen, nicht nur in den Punkten, die seinen Entdecker gerade besonders anzögen, veröffentlicht werden. Seine größte Leistung ist wohl die Leitung des Generalkatalogs der Kairenser Denkmäler und der Herausgabe der Tempel Nubiens. Nichts ist bezeichnender für den Charakter der englischen Herrschaft in Ägypten, als daß diese beiden Unternehmungen, ebenso wie die von Maspero erst nutzbar gemachten Annales du Service gleich nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst unterbrochen wurden, wie mir neutrale Kollegen berichtet haben.

Wenige Stunden nach der deutsch-französischen Kriegserklärung verließ er Ägypten für immer: in einem Anfang Juli geschriebenen Brief hat er mir die Gründe dargelegt, die es ihm unter Lord Kitchener unmöglich machten, mit Ehren weiter den Posten eines Generaldirektors zu bekleiden. Er sah die Dinge seit langem kommen, und riet seit dem Vertrag von 1904, in dem er persönlich als Generaldirektor bestätigt wurde — damals, unter Sir Eldon Gorst, mit dem er persönlich befreundet war, ernannte ihn der König von England auch zum Baronet — der Komödie einer französischen Verwaltung in Ägypten bald ein Ende zu machen. Die Politik der Entente verlangte von ihm ein möglichstes Vermeiden jeden Streits mit den englischen Behörden. So gab er, unter dem Druck seiner eignen Regierung nach. Als das Maß voll war, nahm er seine Entlassung. Der Dampfer, der ihn nach Marseille bringen sollte, ging in den ersten Augusttagen: die Nachricht vom Kriegsausbruch traf ihn noch im Land der Pharaonen. Die Aufregungen dieser Tage untergruben seine ohnehin geschwächte Gesundheit, ein Schlaganfall warf ihn darnieder. Vielleicht hätte er sich erholt, wäre nicht sein Lieblingssohn, sein Jüngster, Jean, vor dem Feinde gefallen. Wohl vermochte er noch einige Zeit die Pflichten eines Sekretärs der Akademie der Wissenschaften zu erfüllen, manche Torheit seiner Kollegen soll er sich bemüht haben zu verhindern, und unzweifelhaft wäre er einer derer gewesen, die nach dem Krieg die alten Beziehungen wieder aufgenommen hätten. Er hat mir oft von seinen Erlebnissen während der Belagerung von Paris erzählt: ohne Bitterkeit, außer wo



Digitized by Google

er auf das Schicksal Deverias zu sprechen kam, dessen frühen Tod seiner Ansicht nach die Nöte der Belagerung verschuldet hatten. Jetzt hat ihn gewissermaßen das gleiche Schicksal erreicht.

Man hat gelegentlich bei uns von einer versteckten Feindschaft Masperos gegen Deutschland gesprochen. Daß er jeden deutschen Fachgenossen ohne Einschränkung geschätzt oder sympathisch aufgenommen hätte, soll gewiß nicht behauptet werden. Aber die Zahl derer, die er gefördert hat, ist sehr groß auch bei uns und die französische Regierung konnte keine bessere Wahl als ihn treffen, als sie ihn als ihren Vertreter zum Historiker-Tag nach Berlin sandte. Unsere Sammlungen, die Glyptothek in München, das Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, die Sammlung Pellizäus in Hildesheim verdanken seinem Wohlwollen viel, und im ganzen darf man behaupten, daß er in der ganzen Welt die öffentlichen Sammlungen gefördert hat. Niemals hat er mir bei der Erwerbung irgend eines Stückes die geringsten Schwierigkeiten bereitet. Er pflegte anzuerkennen, daß ich stets mit voller Offenheit vorginge. Seine Untergebenen, die französischen wie die englischen, haben ihm diese Freigebigkeit nicht selten verdacht, und ihm oft in letzter Stunde Knüppel zwischen die Beine geworfen. Von dem, was ich persönlich ihm danke, etwa als sein Gast auf einer Reise durch Nubien, will ich schweigen, aber wenn einmal die Geschichte der deutschen wissenschaftlichen Tätigkeit in Ägypten geschrieben wird, wird man an Masperos Anteil daran nicht vorbeigehen können.

Brüssel. Fr. W. von Bissing.

## Verantwortlichkeit.

Viele ehrenwerte und gewissenhafte Leute trauen sich nicht, ein selbständiges Urteil über die Lage zu bilden, weil ihnen die Verantwortung zu groß erscheint. Im Anfang des Kriegs war das Urteil ziemlich allgemein, daß unsere Diplomatie nichts tauge und das Blut des Volkes ihre Fehler büße. Im Verlauf des Krieges zeigte sich die suggestive Gewalt widerspruchslos vorgetragener Meinungen; man muß Vertrauen haben, hieß es, und dieselben Leute hatten zu denselben Leuten unbegrenztes Vertrauen, zu denen sie früher unbegrenztes Mißtrauen hatten. Dabei spielte gewiß die Notwendigkeit einheitlichen Handelns in Kriegszeiten mit. Jedermann sieht ein, daß der Soldat dem Führer gehorchen muß, selbst dann, wenn er etwas besser weiß oder zu wissen glaubt. Auch gibt es nichts Schöneres für ein Volk als sich in schwerer Zeit vertrauensvoll um seine Führer zu scharen. Nur wird die Verantwortlichkeit des einzelnen dadurch nicht geringer, daß er Vertrauen hat. Es wäre ja sehr angenehm, wenn man für sein eigenes Thun oder Unterlassen Entlastung erhielte durch das Gewissen von anderen. Aber die Verantwortlichkeit ist gleich groß für den, der zustimmt wie für den, der ablehnt. Möge jeder sich ein Urteil bilden, so gut er nach seinen geistigen Kräften und nach den beschränkten Informationsmöglichkeiten des einzelnen vermag, möge er seinen Erfahrungskreis so bescheiden wie möglich, den der Regierenden so groß wie möglich einschätzen — nur möge keiner glauben, daß Unterwürfigkeit unter Menschenwillen von Verantwortung befreie. In solchen Zeiten der Umwälzung spürt man am stärksten, daß es für den Menschen nur Einen festen Punkt gibt, sein eignes Gewissen.

Digitized by Google

# Wortschwall und Politik in Frankreich.

Von Alphons Schneegans, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

Es ist uns Allen in Deutschland geläufig, wie auf dem Gebiete der Politik Frankreich von Redensarten lebt, wie wenig ritterlich sich der Franzose in der Presse uns gegenüber benimmt, und wir kennen zur Genüge seinen Hang zur Äußerlichkeit. Daß aber selbst auf wissenschaftlichen Gebieten oder solchen, die allgemeine Kulturbewegungen berühren, unter dem Scheine des Idealismus sich Großsprecherei und Einseitigkeit bewegen, macht uns immer wieder stutzig, wenn wir darauf stoßen.

Vor zwei Jahren — am 20. Juli 1914 — war ich in Paris, um zu erforschen, wie dort die Kleinwohnungsfrage behandelt wird, sowie die damit zusammenhängenden Probleme der Gartenstadt und Ähnliches.

Durch die freundliche Vermittelung der Deutschen Botschaft waren mir verschiedene Namen von Persönlichkeiten bekannt, die sich besonders mit diesen Fragen beschäftigten.

Mein erster Besuch galt Herrn Benoit-Lévy, der sich wie es scheint, ausschließlich den Problemen der Gartenstädte widmet, der viel darüber schreibt, und nach allen Seiten Verbindungen unterhält. Er beabsichtigt nicht minder und nicht weniger als eine Verjüngung des Volkes durch die Gründung von Gartenstädten zu verwirklichen. Unter einem Wust von Drucksachen, die seine kleinen Geschäftszimmer in der rue Malebranche förmlich in den Zustand der heiligsten und genialsten Unordnung bringen, wurde ich freundlichst empfangen. Herr Benoit-Lévy übergab mir bereitwilligst eine große Anzahl Schriften, in denen er vor allen Dingen seine eigenen Werke anpreist, dann aber das Interesse der Leser auf die Gartenstädte zu richten sucht, wie sie in England bestehen.

„La cité-jardin" ist eine periodisch erscheinende Zeitschrift, in der die gewaltigen Vorzüge der Gartenstädte hervorgehoben werden sowie die Wichtigkeit der Hygiene in allen Tonarten gepredigt wird. Während nun bei uns derartige Unternehmungen ganz von Sachlichkeit durchtränkt sind, ist in Frankreich die Sprache derartig geschraubt, daß manches uns grotesk erscheint. Ein Beispiel dafür sei folgende Addresse an die Ungarische Gartenstadtgesellschaft, die von der Feder des Herrn Benoit-Lévy herrührt:

„Der ungarischen Nation, dem Volke der großen Geschicke, Heil! Heil im Namen unseres gemeinsamen Glaubens, unserer gleichen Hoffnungen, unserer Zukunftsphantasien, die den nämlichen Träumen entstammen.

Es ist auf dieser Welt ein Fähnlein von Rittern eines neuen Ideals, die Liebe und Schönheit predigen, den Liebreiz der Blumen, den Kult des Lebens. Sie, mein lieber Freund, gehören zu ihnen, und was Sie planen ist nichts anderes als eine Wiedererweckung der Tradition von Schönheit und Adel, aus der die Geschichte Ihres Landes besteht.

Sie haben recht, an die Gartenstädte zu glauben. Sie sind die Spenderinnen der Freude, jener tiefen und dauernden Freude, die ihre Quelle aus der körperlichen Entfaltung und geistigen Erweiterung der Individuen schöpft. Sie sind auch die Versöhnerinnen der großen menschlichen Familie, die immer und überall nach mehr Glück verlangt nnd nach mehr Brüderlichkeit. Langes Leben den Gartenstädten, die beides verbürgen! Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!

Digitized by Google

Im Namen der Vereinigung der Gartenstädte Frankreichs entbiete ich den Willkommgruß der Vereinigung der Gartenstädte Ungarns und ihrer Bundeszeitschrift. Mögen alle, die das Herz am rechten Fleck haben, zu ihrem Erfolg beitragen! Möge ihre Bestimmung so fruchtbar wie glänzend sein!"

Neben solchem Phrasenthum macht sich in diesen Schriften eine auffallende Hervorhebung von einzelnen Persönlichkeiten breit, von Geschäftsneuerungen, wie Badeeinrichtungen und dergl., was sicherlich nur zu Reklamezwecken eingesetzt ist und Geld einbringt. Es werden aber auch die Erfolge der Gartenstadtbewegung mitgeteilt, allerdings tritt das schöne Frankreich nur bescheiden auf, und Herr Benoit-Lévy muß schon bis nach Nizza, Tunis und Marocco uns führen, um etwas besonderes uns auftischen zu können. Es ist auch thatsächlich auf dem Gebiete in Frankreich fast kein Erfolg zu fassen.

Um so mehr aber wird das Ausland herangeholt, um die Ideale glänzend zu schildern. Natürlich spielt England die Hauptrolle, was begreiflich erscheint, wenn man die vielen Gartenstädte kennt, die dort entstanden sind. Italien, America, Rußland, Belgien, Holland, Spanien werden mehr oder weniger hervorgehoben, Deutschland wird vollständig todtgeschwiegen, obgleich unser Vaterland auf dem ganzen Gebiete der Gartenstadt und der Kleinwohnung England durchaus ebenbürtig ist und den anderen Staaten weit voraus.

Während also in diesen Schriften in wohlklingenden Phrasen von der Liebe der Völker, vom allgemeinen Frieden, von Verbrüderung und ewigem Glück gesprochen wird, ist der Grundton doch wieder die Politik, die alles Deutsche von sich weist und zu verkleinern sucht.

Die englischen Schriften, die ich kenne, zielen darauf, den Interessenten in seinen geschäftlichen Eigenschaften zu treffen, ihm geschäftliche Vortheile vor Augen zu führen, um ihn von der Bedeutung der Gartenstadt zu überzeugen, wobei der andere Kontrahent auch das Ganze als Geschäft betrachtet, um seine Taschen zu füllen.

Bei uns ist der Charakter solcher Schriftchen ganz sachlich, oft nüchtern zu nennen, und in den meisten Fällen ist die Gemeinnützigkeit die Grundlage des Unternehmens.

In Frankreich ist es ganz anders. An die Gemeinnützigkeit glaube ich allerdings auch nicht, denn dort tritt das Individuum nicht gerne zurück hinter das Wohl der Allgemeinheit. Wie aber schon die vorhin erwähnte Addresse an die Ungarische Gartenstadtgesellschaft darthut, so ist auf Schritt und Tritt ein Phrasenthum zu finden, das uns den Kopf schütteln läßt. Als Probe dafür diene das folgende Traktätchen in Übersetzung, das als Reklame für die Gartenstadt benutzt und vertheilt wird:

**Das Glaubensbekenntnis der Gartenstädter.**

Ich glaube an den Adel des Lebens.
Ich glaube an die Würde der Arbeit, der rechtschaffenen Arbeit, die freudig getan und gebührend entlohnt wird.
Ich glaube an den Nutzen der Muße und gesunder Erholung.
Ich glaube, daß jede Familie ihren Herd haben sollte, und jedes Haus seinen Garten.
Ich glaube an die Notwendigkeit einer guten Ernährung.
Ich glaube an den Kultus der menschlichen Existenz, an den Unterhalt der Gesundheit.
Ich glaube an den Liebreiz der Blumen, an die Harmonie der Natur.
Ich glaube an die Ehrfurcht vor der Frau, an die Heiligung der Kindheit.

Digitized by Google

Ich glaube an die selige Stadt.
Ich glaube an die siegreiche Macht der Schönheit.
Ich glaube an die Brüderlichkeit unter den Menschen.
Ich glaube an die Liebe und an die Güte.
Ich glaube, daß das Glück von dieser Welt ist.

Mit solchem unsinnigen Wortschwall wird das französische Publikum gefüttert!

Aber so ideal die Ausdrucksweise ist, die uns hier entgegentritt, so nüchtern ist dann die Wirklichkeit, der man begegnet, wenn man der Bewegung nachspürt, wie sie in Frankreich besteht.

Der Gedanke der Gartenstadt selbst hat dort so gut wie keine Erfolge. Aber auch die Kleinwohnungsfrage im Etagenhaus hat lange nicht die Bedeutung, die wir ihr in Deutschland beimessen. Im Großen und Ganzen ist sie sehr jung und erst wahrnehmbar, seitdem die Stadt Paris sich ihrer angenommen hat, um einer drohenden sozialen Krisis vorzubeugen.

In Frankreich gibt es nicht mehr Idealismus als wie in England, aber der Unterschied ist das Maulheldenthum, die Großsprecherei und das phrasenhafte Gethue, dem wir letzten Endes in Frankreich auf allen Wegen begegnen, mit dem sich das Volk selbst betrügt.

## Typische Illusionspolitiker

**sind in unseren Augen nicht nur diejenigen, die vom finanziellen Zusammenbruch Englands reden, sondern auch alle diejenigen, die in den letzten Monaten verkündigt haben, daß Frankreich in diesem Herbst zusammenbrechen müsse. Times vom 28. August 1916: Frankreich hat finanziell das zweite Kriegsjahr besser überstanden als das erste:**

Französische Ausfuhr im 1. Halbjahr 1914: 3.382 Mill. Frs.
1915: 1.415 „ „
1916: 1.718 „ „

Ein- und auslaufende Schiffe im 1. Halbjahr 1915: 16.167.000 Tonnen
1916: 16.968.000 „

Steuereingang im 1. Halbjahr 1915: 1.485 Mill. Frs.
1916: 1.702 „ „

Goldbestand der Bank von Frankreich am 28. 7. 1915: 4.129 Mill. Frs.
am 27. 7. 1916: 4.787 „ „
(trotz einer Goldausfuhr von ca. 1 Milliarde Frs.).

Stand der 5% französ. Kriegsanleihe am 25. 11. 1915: 88.—
am 28. 8. 1916: 89.95.

Digitized by Google

## Ein deutsches Dienstmädchen in französischer Gefangenschaft.

In der Münchner Post vom 22. November 1914 ist zu lesen:

„Ein Zimmermädchen, das bei Ausbruch des Krieges in Paris in Dienst war, erzählte unserem e-Mitarbeiter folgendes über ihre Erlebnisse in Frankreich:

Meine Herrschaft ließ mich leider nicht rechtzeitig abreisen, was für mich die übelsten Folgen hatte. In unserer Nachbarschaft wohnte ein älterer Mann, ein Elsässer, der gewohnt war, früh gegen 7 Uhr in einem Milchgeschäft Milch zu holen. Nach der Kriegserklärung lauerten ihm Leute aus der Nachbarschaft schon um 6 Uhr auf. Als er kam, wurde er niedergeschlagen und so zugerichtet, daß die Schutzleute ihn bewußtlos forttragen mußten. Am gleichen Tage sah ich, wie ein junger Mann von einer Menschenmenge verfolgt wurde. Man warf ihn mit solcher Wucht an eine Laterne, daß ihm der Kopf eingedrückt wurde. Er brach tot zusammen. Mißhandlungen waren an der Tagesordnung. Ich stellte mein Gepäck bei einer Bekannten ein und begab mich aufs Kommissariat, um zu fragen, wo ich hingehen solle. Man behielt mich aber gleich und ich sah, wie anderen Deutschen, die sich eingefunden hatten, alles abgenommen wurde, selbst die Hosenträger oder der Taschenkamm. Viele wurden dazu noch geschlagen. Nachmittags 5 Uhr wurden wir im Polizeiwagen zum Depot III, Quai d'Horloge, gefahren. Hier mußten wir Frauen uns in Gegenwart des männlichen Aufsichtspersonals vollständig ausziehen, sogar unsere Haare wurden gelöst und untersucht. Dann wurden wir — 120 Frauen — in einen großen Saal gesperrt, der ausbetoniert und sehr kalt war. Acht Tage lang mußten wir hier bei Wasser und Brot ausharren. Nachts bekamen wir einen Strohsack ohne Decke. Die ganze Nacht hindurch hörte man Hilferufe, denn man hatte auch die Kinder von den Müttern gerissen. Vielfach hörte man schießen und man sagte uns, es würden die erschossen, die nicht genügend Ausweispapiere hatten und die als Spione angesehen wurden. Die Schwestern, die bei uns die Aufsicht hatten, forderten uns auf, für die französischen Soldaten zu beten. Unter den Gefangenen befand sich ein Mädchen, das ein Verhältnis mit einem französischen Soldaten hatte. Dieser bewirkte schließlich, daß das Mädchen freigelassen wurde. Ein gefangener Ingenieur, ein Rheinländer, und seine zwei Söhne wurden als Spione bezeichnet und erschossen. Wir hörten früh 3 Uhr die Schüsse. Der Ingenieur hatte noch von uns Abschied genommen und gebeten, wir möchten seiner im Gebet gedenken. Die Schwestern bestätigten in der Frühe auch, daß die drei erschossen wurden. Die Angst unter den Frauen war so groß, daß zwei wahnsinnig wurden.

Nach acht Tagen wurden wir nach Sables d'Olonne am atlantischen Ozean befördert. Wir wurden in einem halb verfallenen ehemaligen Kloster untergebracht, das vorher als Kaserne benützt worden war. Drei Monate mußte ich hier unter den erbärmlichsten Umständen aushalten. In der Frühe bekamen wir schlechten Kaffee ohne Milch und ohne Zucker, dazu ein Stück Brot, mittags einen Teller Suppe und dazu gekochte schlechte Kartoffel, die man sonst an Schweine verfüttert, abends wieder Suppe und Kartoffel. Ab und zu gab es statt Kartoffel Leber, die war oft stinkend und wurde von uns kübelweise vergraben. Manche, die davon

Digitized by Google

aßen, wurden schwer krank. Ein Sergeant hatte die Aufsicht in der Küche; auf Anordnung des Präfekten durfte bei Zubereitung der Suppe kein Salz verwendet werden. Wir Frauen mußten in der Küche mithelfen, abspülen, Soldatenwäsche waschen und ausbessern. Im ganzen waren wir — Männer, Frauen und Kinder — 1500 Gefangene. Einer der Gefangenen hatte noch in Paris auf dem Kommissariat — wie ich selbst gesehen habe — 2000 Frs., sein erspartes Geld, abgegeben. Als wir weiter befördert wurden, erhielt er nur mehr 1500 Frs. Als er den Rest verlangte, erklärte man ihm: Wenn Sie nicht zufrieden sind, erhalten Sie nichts und bleiben im Depot (bei Wasser und Brot!). Viele Männer wurden nach den Kolonien verschleppt. In Sables d'Olonne durften wir kein Wort deutsch sprechen. Eine Ungarin, die die Wacht am Rhein sang, kam in Einzelhaft. Mit den Kleidern kamen wir sehr herunter, denn wir hatten nur, was wir am Leibe trugen. Ich hatte wohl gebeten, man solle an die Bekannte, wo ich mein Gepäck hinterstellt hatte, schreiben, aber es hieß, die sei verzogen, man wisse nicht wohin. Von uns Frauen wurden viele geschlagen, am gräßlichsten behandelte man aber die Männer. Und wir mußten dabei zusehen. Das setzte unseren Nerven fürchterlich zu.

Auf dem Wege des Austausches mit in Deutschland lebenden Franzosen wurden größere Gruppen an die Grenze befördert. Endlich schlug auch für mich die Stunde der Befreiung. Meine Gruppe begleitete eine starke Abteilung Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr zum Bahnhof. Der Zug war schon zur Abfahrt bereit. In jedem Abteil — sie sind größer wie bei uns — wurden 12—15 Personen und zwei Soldaten untergebracht. In meinem Abteil befanden sich nur fünf Mädchen und zwei Soldaten. Diese waren so betrunken, daß sie bei jeder Station — zu ihrer Erleichterung — aussteigen mußten. Zweimal während der Fahrt bekamen wir an Stationen, wo gehalten wurde, Fleischsuppe und etwas Fleisch. Auf einer dieser Stationen sahen wir jenseits des Bahnhofs in einem fabrikartigen Gebäude gefangene deutsche Soldaten. Wir winkten ihnen zu, als das bemerkt wurde, mußten wir aber sofort die Jalousien der Fenster herunterziehen. Als wir das zweitemal Suppe und Fleisch bekamen, sagte man uns spöttisch: „So jetzt kommt Ihr nach Berlin und könnt Euch von Eurem Wilhelm füttern lassen." Wie froh waren wir, als wir endlich in Genf anlangten.

Mit Schrecken denke ich noch an meine Gefangenschaft in Sables d'Olonne zurück. Der dortige Kommissar, ein naturalisierter Elsässer, zeigte einen ganz besonderen Deutschenhaß. Er beschimpfte uns fortwährend. Wenn wir zusammengeholt werden sollten, wurde ein Trompetensignal gegeben. Einmal holte uns auf diese Weise der Kommissar zusammen, verlas die Nachricht von einem angeblichen Sieg der Franzosen und forderte die Männer auf, die Kopfbedeckung abzunehmen und uns alle vive la France zu rufen. Wir schrien aber nicht mit.

Andere Zuschriften an uns unterstützen die Aussagen dieses Zimmermädchens. So schreibt eine Deutsche, die am 6. August mit 900 Personen, Männer, Frauen und Kinder, von Lyon nach Thiers und von da weiter nach anderen Orten verschleppt wurde, daß man sie wie Schwerverbrecher behandelt hat. In Thiers mußten sie nach ermüdeter Reise auf Stroh schlafen, die verabreichte Suppe war nichts

Digitized by Google

anderes als warmes Wasser mit Brotbrocken. In Clermont Ferrand wurden die Gefangenen vom Publikum überfallen und mißhandelt. Nach langem Marsche erreichten die Gefangenen endlich Soldatenbaracken auf einem Berge, wo sie, schlecht verköstigt, bis zum 6. September blieben. Dann transportierte man die Gefangenen in ein Seminar nach Cellule. Hier blieben sie drei Tage lang ohne alle Nahrung, ein paar Bund Stroh sollte für alle als Nachtlager dienen. Das Trinkwasser war ungenießbar, viele erkrankten. 150 Mädchen schliefen in einem Saal. Erst am 10. November wurden die gefangenen Frauen nach Genf transportiert. Mit Tränen in den Augen verließen sie ihren Kerker, in dem die männlichen Gefangenen zurückbleiben mußten."

Was der Deutsche bei solchen Nachrichten empfindet, bringt die Norddeutsche Allgemeine vom 20. November 1914 so zum Ausdruck:

„Infolge der an sich begreiflichen Erregung über das Schicksal unserer in feindlicher Gefangenschaft befindlichen Landsleute ist in einer vereinzelt gebliebenen Presseäußerung[1]) der Tod von feindlichen Ausländern in deutscher Gewalt, wie z. B. des jungen Delcassé oder des Bruders von Sir Edward Grey, gefordert worden, wenn das Los unserer Gefangenen sich nicht in kurzer Zeit bessere. Eine gerechte Erbitterung mag solche Äußerungen entschuldigen. Der Krieg wird aber gegen die feindliche Staatsgewalt geführt, nicht gegen den einzelnen Menschen, weil er Angehöriger eines feindlichen Landes ist. Sogar für gegnerische Kämpfer gilt, sobald sie verwundet oder gefangen sind, das christliche Gebot: Liebet eure Feinde! Dies verfolgen unsere braven Truppen, unsere unermüdlichen Ärzte, unsere Krankenpfleger und die gleich ihnen aufopferungsvollen Schwestern vom Roten Kreuz. Sie befolgen es nicht aus Rücksichten auf das Ausland, sondern aus ihrem Gewissen, aus dem Gebote der Selbstachtung. So verlangt es die Gesittung des deutschen Volkes. Darum kann auch nichts durch den zufälligen Umstand geändert werden, daß einzelne der in unsere Hände gefallene Ausländer Brüder oder Söhne feindlicher Staatsmänner sind."

## Die Aufgabe der französischen Mohren.

Der Korrespondent des „Daily Expreß" berichtet über die kürzlich wieder frisch importierten französischen Kolonialtruppen aller möglichen farbigen Rassen, welche an der Westfront gegen die Deutschen kämpfen sollen. Dann schreibt er: „Vor allem ist die feierliche Ansprache eines Mohren hervorzuheben, der zu uns in französischer Sprache redete und uns, die Alliierten, als Brüder ansprach und zum Ausdruck brachte, er wolle Frankreich zum Siege verhelfen und die Barbaren vernichten."

(Aus dem Jahresbericht des Schweizer Unterstützungs-Verbandes im Auslande.)

[1]) Gemeint ist wohl der Aufsatz von Karl Peters „Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer" in unserem Novemberheft 1914.

Digitized by Google

## Kulturpolitik.

Das „Industrieblatt für die Schweiz" vom 22. Juli d. J. meldet: „Die Funicolare del Monte Brè hatte vor nicht allzulanger Zeit von einer österreichischen Weltfirma ein Stahlseil bezogen. Leider zeigte dieses aber schon im vergangenen Winter höchst bedenkliche Stellen, die aus Gründen der Sicherheit schleunigst einen Austausch des Stahlseils notwendig machten. Die Gesellschaft tat das Zunächstliegende: Sie schrieb und telegraphierte nach Wien, mahnte, mahnte mehrmals, konnte aber trotz aller Bemühungen keinen zusagenden Bescheid bekommen. Warum? — Das weiß nur die Wiener Weltfirma. Als gute Schweizer wandten sich die Betroffenen nun an französische und danach an englische Firmen. Aber weder Frankreich noch England dachten daran, einzuspringen. Schließlich trat ein ortsansässiger Deutscher als „deus ex machina" auf den Plan und nahm sich der Sache an, und zwar gleich gründlich und richtig. Er schrieb ein Immediatgesuch an den Deutschen Kaiser, wurde gleichzeitig beim Reichskanzler vorstellig und ließ die dringende Lieferung des Stahlseils durch einflußreiche Männer warm befürworten. Und schon nach wenigen Tagen kam vom Reichskanzler eine Depesche, wonach auf Allerhöchsten Befehl die Funicolare del Monte Bré sofort ein funkelnagelneues Stahlseil bedingungslos erhalten solle, und zwar ohne die angebotene Kompensation (Schokolade und andere Dinge). Heute befindet sich das aus Köln gelieferte, 62 Doppelzentner schwere deutsche Stahlseil schon im vollen Betrieb."

(Aus der Bonner Zeitung.)

---

Als Gegenstück zu den vorstehenden Berichten deutscher Gefangener aus Frankreich veröffentlichen wir hier einen Brief an einen Münchner Arzt von einem durch ihn behandelten französischen Korporal (im Zivilberuf Versicherungsbeamten):

Cher Monsieur. D., 1. VI. 15.

Je suis heureux de profiter de l'occasion qui m'est offerte pour vous envoyer de mes nouvelles. Je suis très bien, c'est inutile de vous le dire, mais j'ai toujours les scrapnells dans ma jambe, cela m'est égal, ils ne payeront pas de loyer pour cela et je ne risque pas de les perdre. Je reçois souvent, par qui vous savez, un tas de délicates attentions, et je sais même que vous êtes comme une violette, trés modeste, vous voyez bien qu'il ne faut rien me cacher et que votre petit Raymond sait se débrouiller tout seul, d'ailleurs il n'est pas de Paris, ni caporal pour des prunes. Avez vous reçu une carte que je vous ai envoyé pour Pâque? Et avez vous beaucoup de travail au Lazarett? Si vous étiez bien gentil (et je n'en doute pas) vous me donneriez des nouvelles de là bas. Mais franchement et sous tous les rapports, je me trouve mieux au camp qu'à l'hôpital, toute liberté, je n'ai qu'à me laisser vivre et attendre la fin de la guerre ce qui entre nous ne vient pas vite! J'ai bien envie d'aller en Suisse[1]) après la guerre, mais j'ai aussi envie de me faire recasser la jambe[2]) à mon retour en France, enfin je ne sais rien au juste. Vous seriez bien aimable de me rapeller au bon souvenir de ces Messieurs Profs. C. et H., mais ma mère m'a dit de leur avoir écrit[3]). Je ne vous donne pas de nouvelles de Mm G.[4]), elle me dit que vous n'êtes pas bileu, que voulez vous, vous avez raison. Je vous quitte, cher Monsieur, et espèrant d'avoir le plaisir de vous lire, croyez en ma profonde reconnaissance.

Votre respectueux R. H.

[1]) Dorther bekommt er Liebesgaben von einer Dame. [2]) Das Bein ist verkürzt und nicht mehr zu verlängern. [3]) Einen Dankbrief. [4]) Obige Dame.

Digitized by Google

## Deutsche Mode.

Zu Ihrem prächtigen Artikel in einem früheren Heft gestatten Sie mir vielleicht zwei Bemerkungen noch nachträglich. Ich würde mir dieselben zu diesem bald schon abgedroschenen Thema nicht erlauben, wenn ich sie in irgendeiner der mir zugänglich gewesenen Ausführungen gefunden hätte.

I. Die von Ihnen so scharf und treffend gegeißelte Mode, die nun die deutsche sein soll oder sie mindestens heute leider noch ist, hat doch für uns Männer — ich meine insbesondere die unverheirateten — einen großen Vorteil, der gar nicht zu unterschätzen ist. Sie lehrt uns auf den ersten Blick und ohne viel Kopfzerbrechen die Gänse von den vernünftigen Frauenzimmern reinlich und schnell zu unterscheiden. Heiratet ein schwaches Mannsbild eine so geschmack- wie schamlose Modenärrin, so hat er es sich selbst zuzuschreiben, er ward ad oculos gewarnt, und zwar schon von weitem. Und er und sein Geldbeutel verdienen nichts Besseres und kein Mitleid. Wie schwer ist es sonst und unter normalen Umständen, ein Weib zu durchschauen und es wirklich kennen zu lernen — das sagt uns die Sprichwörterliteratur aller Völker. Das nun aber ist eine Probe, die niemals versagen wird. Und da wundert man sich noch und nimmt es, zumal in unserer Zeit überhandnehmender Ehescheue, hartgesottenen Junggesellen übel, daß sie um keinen Preis heiraten wollen. Ja, vor Flirt und Liebelei ist die dümmste und ausgelassenste Mode niemals ein Schlagbaum gewesen, wohl aber vor der Heirat, denn besonders heute überlegt sich jeder junge heiratslustige Mann zehn- und hundertmal, ob er auch nur imstande ist, eine Frau zu ernähren, vom kleiden ganz abgesehen. Bei einer solchen aber weiß er wenigstens gleich, daß, ist er nicht im Besitze eines besonders großen Einkommens, er dazu nicht imstande ist. Das ist doch gewiß ein großer Vorteil, der für die Mode spräche, und den selbst wir verheirateten Männer aus Mitleid und als Warnung für solche, die hereinfallen könnten, gelten lassen können.

II. Zum zweiten hat mich Eines jetzt und bei allen früheren Modenexzessen gewundert. Die Mode wäre unmöglich ohne den großen Nachahmungstrieb der Frau. Nun gibt es aber wohl wenige Frauen und Mädchen, die nicht lieber „nach oben" nachahmen als „nach unten", d. h. Frauen werden sich doch, sollte man denken, immer lieber nach dem richten, was sie von der gesellschaftlich höher gestellten — ich sage absichtlich nicht reicheren — Frau getragen sehen, als von der wirklich oder vermeintlich unter ihr stehenden, denn noch heute gilt, was Balthasar Gracian in seinem „Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit" vor 300 Jahren schrieb: „Alles hat heutzutage seinen Gipfel erreicht, aber die Kunst sich geltend zu machen, den höchsten." Es ist nun keine Frage, daß mindestens die Extreme unserer Moden reine Kokottenmoden sind. Dieselben Weiber, die sie aber heute tragen, sehen doch täglich unsere vornehmsten und auch oft reichsten Frauen, Angehörige des höchsten Adels und des Hofes in den schlichtesten, unauffälligsten Kleidern auf der Straße, im Theater usw. Warum, frage ich mich seit Jahren, ahmen sie diesen nicht nach? Fehlt es nur an Geschmack oder wähnen sie, jene verständen es nicht besser? Jede wahrhaft vornehme Frau — sie gehöre welchem Stande immer an — kann und konnte man zu allen Zeiten sofort und vor allem an ihrer

Digitized by Google

Unauffälligkeit erkennen: bei allen Nationen, auch in Frankreich, wo sie es immer verstanden hat, vielfach im Gegensatz zur deutschen Frau, sich im Hause für den Mann, auch für den Liebhaber und die Gesellschaft, oft raffiniert zu schmücken, für den Lärm der Straße aber sich möglichst unauffällig zu kleiden, wenn man eben eine geschmackvolle und anständige Dame war. Die deutsche Frau war von jeher geneigt, das Verhältnis eher umzukehren. Diese überall unter uns herumwandelnden Vorbilder wahrer Vornehmheit existieren aber offenbar für das blinde Modeweib nicht. Wie kommt dies, trotz allem nach oben Hinausstrebens? Es muß offenbar an irgend einem ethischen Manko liegen und vielleicht doch an der im weiblichen Unterbewußtsein schlummernden Vorstellung von dem „was man, im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, damit sie nämlich der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen können, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf zeitlebens in irgend einer Form ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen, die bloße vernünftige Überlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien." Aber diese Worte hat Schopenhauer in seinem bösen Kapitel „Über die Weiber" nicht auf das gemünzt, was die Damen anhaben, sondern vielmehr darauf, was schon die Natur aus ihnen gemacht hat: auf die persönlichen Reize, nicht auf die Kleiderreizungen. Die Mode ist also stets, bewußt oder unbewußt, eine unsichere Spekulation auf den umnebelten männlichen Instinkt. Gelingt sie, so tritt der unter I. besprochene Fall ein: es ist weiter kein Unglück geschehen, sondern nur ein geistig inferiores Mannsbild darauf hereingefallen.

Alfred Mensi von Klarbach.

---

## Tatsachen.

Die Frage des rücksichtslosen U-Bootskrieges hat mehrere Seiten, eine militärisch-technische, eine wirtschaftliche, eine politische. Darüber läßt sich sachlich reden — ließe sich sachlich reden, wenn der Zustand der politischen Meinungsäußerung in Deutschland noch der eines großen, mündigen, um sein Leben kämpfenden Volkes würdige wäre. Was statt dessen an sog. Argumenten umläuft, ist ein Gezücht von Verleumdungen, von ungeprüften Angaben und von Redensarten. Ich greife eine der letzteren heraus, die man nicht selten mit der Miene überlegener, eingeweihter politischer Weisheit aufgetischt bekommt: „Wir dürfen England doch nicht zum äußersten reizen!"

Wir wollen uns einmal erinnern, welche Leute das sind, von denen wir diese Weisheit hören. Es sind genau die gleichen Leute (z. B. Riezler vom Auswärtigen Amt), die vor dem Krieg, mit genau der gleichen überlegenen und eingeweihten Miene, einen Bruch mit England für unmöglich erklärten und die damals dafür waren, unsere Flotte langsam wieder abzubauen, um England nicht unnötig aufzuregen. Es sind genau die gleichen, die am 4. August 1914 aus allen Sätteln geworfen waren — sich aber rasch wieder fingen, weil die englische Kriegserklärung an uns ja offensichtlich nur ein kurzes Mißverständnis

Digitized by Google

sein konnte, und die deshalb eifrig Vorbereitungen trafen, um die Engländer mit liebenswürdigem Zuspruch zu bearbeiten, wenn sie dies Mißverständnis demnächst einsehen würden. Die gleichen, die dann vom September 1914 ab manchmal mit Schrecken bemerkten, daß die englischen Heere und die englische Flotte den Krieg doch schon ein wenig ernsthafter betrieben, als zu wünschen gewesen wäre, die aber doch immer wieder, all die zwei Jahre lang, auf ihre alten Füße fielen. Die gleichen, die von Anfang an über die Möglichkeiten der U-Bootswaffe und der Zeppeline erschraken, weil England auf diese neuen Kampfmittel doch nicht vorbereitet war und deshalb durch sie unfehlbar gereizt werden mußte, und die deren Anwendung daher höchstens auf gelegentlichen Strafexpeditionen in homöopathischen Dosen billigen konnten. Die gleichen, die heute noch der Meinung sind, daß wir am besten täten, unsere Flotte, vielleicht noch während des Weltkrieges, aufzugeben und die deshalb den Rücktritt von Tirpitz sozusagen als einen deutschen Sieg betrachten.

Wir fragen uns manchmal, ob diese Leute sich eigentlich dessen bewußt sind, was sie sagen. Sie sagen nämlich nichts anderes, als daß das im untern Volk so zersetzend umlaufende Gerücht Recht hätte, daß wir gegen den Feind, den das deutsche Volk in seiner überwältigenden Mehrheit als den eigentlichen Kernfeind in diesem Krieg betrachtet, nur einen Scheinkrieg führten, der von unsrer Seite gar nicht ernst gemeint wäre; daß wir nur mit der einen Hand so viel zuschlügen, als es sich gerade nicht vermeiden lasse, die andere aber immer noch, wie vor dem Krieg, liebenswürdig zur Freundschaft hinhielten, — während er uns schon fröhlich mit beiden Fäusten die Kehle zudrückt. Wir fragen uns manchmal, was diese Leute denn glauben, daß England gegen uns noch Furchtbares unternehmen würde, wenn es wirklich „zum äußersten gereizt" wäre. Wir fragen uns, wieviele deutsche Leben ihnen in ihrer listigen Berechnung dieser Scheinkrieg noch wert ist. Wir fragen uns, für welches Muster von gutmütiger Schafsgeduld sie das deutsche Volk halten. Und wir fragen endlich, wie sie, gerade sie, bei ihren Anschauungen von der Unbesieglichkeit Englands es zu diesem Krieg kommen lassen durften.

Digitized by Google

## Aphorismen von Görres.

Es gibt eine Politik, die man die reptile nennen muß, die an der Erde kriecht und Staub frißt, und von Niedertracht wohlbeleibt wird und fett. Ihr Wesen ist die reine Negativität, sie thut nichts, sie sitzt nur und wartet und lauert wie die Spinne, bis sich eine arme Fliege in ihrem Netze verfange. Furchtsam und verzagt ist dieselbe in all ihrem Wesen. Nun holt sie aus zu einem Schritt, dann zieht sie den Fuß wieder zurück. Jetzt geht sie einen Schritt vorwärts, dann einen halben zurück, biegt dann rechts aus, dann etwas links, steigt dann oben über und wirft wieder den Nacken zurück. Wenn die Gelegenheit kömmt, die beim Haar gefaßt sein will, hat sie immer zu sinnen, und sind die Gedanken ausgesonnen, so ist längst die eilende vorüber und hat beim Nachbar eingesprochen. Hat sie irgend einen Schlag vor, nimmt sie weit aus, mißt sorgfältig ab alle Distanzen, umgeht siebenmal die Stelle, visirt und schlägt endlich langsam zu, und schlägt just genau daneben. Demüthig, wenn sie stolz sein sollte, hochmüthig, wenn Nachgiebigkeit noth thäte, kömmt sie überall zu frühe oder zu spät. Darum ist ihre ernste, immer lächelnde Leerheit ein Gespötte für alle Welt.

Zehnmal kann in Teutschland ein Minister zu Schanden werden vor den Ereignissen, das Schicksal kann ihn hundertmal fassen und in den Koth treten: merkt er, daß die zürnende Hand sich entfernt, so lebt er geistig auf, klopft sich die beschmutzte, bestaubte Staatsuniform aus, setzt sein Gesicht wieder in die alte Hoffart zurück und treibt es nun, wo er es gelassen, bis zur nächsten Execution. Das ist, weil keine Ehre mehr in diesem Lande geblieben.

Mit Prügeln hat sie zuerst das Schicksal bedient, und sie haben verbindlich gedankt; Rippenstöße hat es ihnen dann mitleidig versetzt, und sie haben sich anmuthig geneigt; einige Schläge ans Ohr hat es ihnen darnach applicirt, und sie haben beifällig genickt; danach hat's ihnen Nasenstüber gegeben ohne Zahl, und sie lächeln mild und liebreich: was bleibt dem desperaten Zuchtmeister zuletzt? Er sendet den Zufall, seinen Knecht, der wirft sie zum Hause hinaus.

Es schreien die Kinder nach Brod; es wird ihnen bedeutet, nicht so ungestüm und zudringlich zu thun. Seht, wir worfeln und säubern schon aufs fleißigste die künftige Saat, die wird mit der Zeit unter die Erde gebracht. Hat sie dann den Winter unter dem Boden gelegen, dann werdet ihr eure Freude sehen, wie sie grünt und sproßt und reift, dann senden wir Schnitter und Drescher, dann geht's in die Mühle und dann in den Ofen; habt ihr alsdann noch Hunger, euch soll an Brod die volle Genüge dann werden. So trösten die Väter des Landes die Kinder; die Kinder aber singen: Und als das Brot gebacken war, lag das Kindlein auf der Bahr.

Ohne innern Halt und Gewißheit, in bodenloser Verwirrung zu taumeln, heute nach dem Irwisch zu laufen und morgen nach der Sternschnuppe zu jagen, in blöder Vergeßlichkeit am Abend nicht mehr zu wissen, was man am Morgen gewollt, nichts heilig zu halten als den eigenen Dünkel und Hochmuth, alles Wehrlose feige anzublasen und mit Koth zu bewerfen, an dem, was die Zähne weist, aber klüglich sich duckend vorüberzugehen, ohne Gesinnung und Grundsatz sich wie der Staub auf der Straße von jedem Winde umwirbeln zu lassen, plump und tactlos in alles hineintappen: das nennt ihr öffentliche Meinung! Ich nenne es öffentlichen Scandal.

Digitized by Google

Aller Tyranneien unerträglichste ist die einer kleinlichen, schwachen, furchtsamen Natur, die ihre Angst zur Gewaltthätigkeit treibt. Ein großartiger Tyrann drückt gewöhnlich nur auf die Masse, weil er Individuen verachtet, und da hilft Einer dem Andern tragen. Die Anerkenntnis großer Kräfte und Eigenschaften in der verhaßten Person beschwichtigt den gekränkten Stolz; wenn er viel fordert, so leistet er auch wieder seinerseits viel und er entschädigt für die Opfer, die er ansinnt, durch wirkliche oder eingebildete Güter; endlich indem er leicht und sicher und kräftig auf einer Linie zu seinem Ziele hingeht, macht er es der Heilkraft der Natur leicht, ihre Vorkehr zu treffen, und man sieht schon das Ende des Unerträglichen ab. Der schwache Tyrann aber fügt zu dem Drucke der Knechtschaft noch die Beschämung hinzu, von der Ohnmacht sich unter die Füße getreten zu sehen. Da seiner Beschränktheit die Masse gänzlich entgeht, richtet seine Gewalttätigkeit sich immer gegen besondere Fälle und Personen. Unfähig durch seine Person irgend eine Leistung zu machen, sinnt er immer andern nur an, und weiß weder dem Stolz noch der Liebe, weder der Entsagung noch den Talenten das mindeste für die Opfer zu bieten; immer schwankend, endlich immer abspringend, immer auf halbem Wege umkehrend, und wenn die Sache zur Spitze getrieben umbiegend, setzt er die Natur in Verzweiflung, die, wenn sie irgend eine heilsame Krise bereitet, im entscheidenden Augenblicke sich immer gestört sieht, und so reibt ein endlos verworrenes, kränkelndes, chronisches Siechthum alle Lebenskraft auf und macht alle Hoffnung zu Schanden.

(1822/23. Josef von Görres, Politische Schriften, Band 5.)

---

## „Wir haben die Sentimentalität verlernt."

(Bethmann-Hollweg.)

Wir möchten jedem Deutschen die Gabe wünschen, daß er seine Zeitungen einmal eine halbe Stunde lang mit den Augen eines Ausländers lesen könnte. Er würde erröten, wie jämmerlich und albern die moralischen Klage- und Anklagefluten aussehen, die sich alltäglich über die Schurkerei und die Treulosigkeit unserer einst verbündeten Feinde und ihrer Staatsmänner ergießen. Wir wollen uns einmal ganz ruhig die Frage vorlegen, welcher Staatsmann seinen Zweck besser erfüllt: ein sog. schuftiger, der die Ziele erreicht, die er für seinen Staat erstrebt, oder ein sog. ehrlicher, der sich und seinen Staat jedesmal daneben setzt.

Die oberste Pflicht jedes Staates, er sei groß oder klein, ist die Selbsterhaltung; das ist bei jedem Bündnisvertrag stillschweigend miteinverstanden, und hierin hat alle Treue im bürgerlichen Sinn ihre Grenze. Die Aufgabe der Staatsmänner ist es, die eignen Bündnisse so zu wählen und zu erhalten, daß sie sich im Gebrauchsfall wirklich auch mit dem Vorteil aller Beteiligten decken und daß die Beteiligten hievon auch immer überzeugt bleiben. Wer sich aber seiner selbst nicht sicher zeigt, der beleidigt lediglich die andern, wenn er von ihnen erwartet, daß sie so töricht sind, auf seine Karte zu setzen. Da bleibt dann nur mehr übrig, daß die Waffen noch einmal alle Rechnungen von Grund aus überprüfen. Und dabei kommt gottlob oft wieder etwas ganz anderes heraus, als die listigsten Rechenkünstler sich ausgetüftelt haben.

Digitized by Google

# Der gegenwärtige Stand des Weltkrieges.

Von D. Lloyd-George.

Manche Deutsche argumentieren, als ob es nur von der Bescheidenheit unsrer eignen Ziele abhinge, daß wir schon morgen den Frieden hätten. Sie scheinen vergessen zu haben, daß unsre Feinde ihrerseits den Krieg gegen uns mit ganz bestimmten (und nicht sehr bescheidenen) Zielen begonnen haben, und daß über den Umfang, in dem sie diese Ziele verwirklichen werden, nicht im mindesten unsre Kriegszielerörterungen, sondern einzig und allein der schließliche Ausgang des Krieges entscheiden wird. Wir wollen uns darüber nicht täuschen: Es gibt für uns keinen andern Weg zum Frieden als den Sieg. Denn wenn wir uns gleich entschließen wollten, die Partie nur mehr auf Remis zu spielen, so werden unsre Gegner ihre Anstrengungen um so sicherer auf unser völliges Matt setzen. Wenn wir sagen: „Wir wollen euch ja gar nicht besiegen, wir wollen nur durchhalten", so werden sie gerade daraus für sich die entgegengesetzte Folgerung ziehen. Denn unter ihnen sind einige von langem Atem und ausdauerndem Temperament. Die Hoffnungen, die schon die ersten feindlichen Erfolge jetzt im englischen Volk erweckt haben, haben sich am anschaulichsten in den Erörterungen gespiegelt, welches Schicksal die Briten künftig der hohenzollerischen Dynastie noch etwa vergönnen wollten. Das Folgende sind die Ausführungen des einflußreichsten Mannes im englischen Kabinett in der Unterhaussitzung vom 22. August 1916. Jeder Leser mag sich selbst überlegen, welche Wirkung es auf Lloyd George und seine Landsleute haben wird, wenn wir im jetzigen Augenblick unsre Friedenssehnsucht besonders betonen, und welche Deutschen in Wahrheit den Krieg verlängern: diejenigen, die weiter alle die Illusionen nähren, aus denen ein gutes Teil dieses Elends entsprungen ist, oder diejenigen, die der Wirklichkeit ins Auge sehen, auch wenn sie hart und grausam zu hören ist.

K. A. von Müller.

Ich komme zu den Betrachtungen, die sich mit dem Krieg im Ganzen befassen. Ich beabsichtige nicht, ein militärisches Urteil über die Lage abzugeben; aber ich möchte das Haus der Gemeinen auffordern, auf den Stand der Dinge vor einigen Monaten zurückzublicken und ihn mit den Bedingungen im gegenwärtigen Augenblick zu vergleichen. Damals hing das Schicksal Verduns in der Schwebe. Obgleich der Fall von Verdun vielleicht nicht von großer strategischer Bedeutung wäre, so wäre er doch moralisch ein sehr ernster Schlag für die Sache der Verbündeten. Die Österreicher schienen im Begriff, die italienische Ebene zu überrennen. Sie waren überall im Vorrücken und machten große Beute an Gefangenen, Geschützen und Material. Die Russen schienen offensichtlich im Osten festgehalten. Die Deutschen rüttelten an unsern Linien längs der ganzen Front mit entschlossenen Angriffen, von denen einige erfolgreich waren. Die neuen russischen Aufgebote waren, wie unsre eigne neue Armee, zu einem sehr großen Teil noch unerprobt, und niemand wußte, wie gut sie sich bewähren würden, wenn sie zur Probe kämen. Wie ist die Lage jetzt? In Ost und West ist die Initiative dem Feind entwunden worden, beinahe zum ersten Mal längs der ganzen Front. Es gibt vielleicht nur eine einzige Ausnahme, und das ist Mesopotamien, wo unser eignes Heer, ganz vornehmlich aus klimatischen Gründen, sich ruhig verhält — und das ist keine sehr wichtige Ausnahme. Nehmen Sie den Westen, längs unsrer Front und längs der französischen; nehmen Sie die östliche Front, wo die Russen so hervorragende Siege erfochten haben; nehmen Sie die bemerkenswerten



Digitized by Google

Siege, die die Italiener gewannen; nehmen Sie die großen Siege im Kaukasus — die ganze Lage hat sich vollständig verändert.

Ich habe viel Kritik über unsre Offensive gehört. Einige Kritiker sind der Meinung, daß sie nur dann gerechtfertigt wäre, wenn es ihr gelänge durchzubrechen. Nicht im mindesten. Der Feind hatte zwei Alternativen. Er hätte sagen können: „Nur zu, rücke nur vor; nimm Schützengraben nach Schützengraben. Wir werden euch eine dieser französischen Ortschaften nach der andern überlassen. Wir geben vielleicht noch einige französische Städte drein. Wir werden euch nicht nur Kilometer nach Kilometer räumen, wir können euch vielleicht sogar ganze Departements räumen, aber wir wollen Verdun nicht fahren lassen und wir werden unsre Streitkräfte nach der östlichen Front werfen, um den Auseinanderfall Österreichs zu verhindern." Der Feind hätte das tun können. Aber das würde ihn nicht befriedigt haben. Oder er konnte auf der andern Seite sagen: „Nein, lieber als euch hier durchbrechen und uns zurücktreiben zu lassen, wollen wir lieber Kanonen und Munition von Verdun wegnehmen; wir wollen unsre Truppen lieber gegen euch zusammenziehen als euch dies Gebiet überlassen." Er wählte dies letztere. Das war uns ganz recht. Es schwächte den Druck auf Verdun, es verhinderte den Feind, seine Kräfte zur Unterstützung der Österreicher zu ergießen, und der große Vormarsch General Brussilows schritt Woche für Woche mit gigantischen Erfolgen vorwärts.

Ich möchte, daß diejenigen, deren Gedanken über diese Offensive sich nur im Rahmen von Metern und Yards und Kilometern bewegen, sich die volle Wirkung dieser Großtat vergegenwärtigen. Durchzubrechen wäre ein Erfolg gewesen, aber den Feind zu zwingen, seine Heere von Verdun hieher zu verlegen, um unsern Durchbruch zu verhindern, war gleichfalls eine große Heldentat für uns. Diese letztere haben wir geleistet, und außerdem haben wir noch einen beträchtlichen Teil französischen Gebietes aus seinem Griff befreit (Beifall).

Das ist nicht das Ende. Niemand gibt vor, daß der Feind schon am Ende seiner Hilfsmittel ist. Ich stimme dem zu, was von meinem hochehrenwerten Freund (Mr. Churchill) gesagt worden ist, — daß seine Heere im gegenwärtigen Augenblick ebenso zahlreich sind wie sie je waren; seine Ausrüstung ebenso furchtbar wie sie je war. Das trifft aber nur auf die Deutschen allein zu. Es trifft nicht zu auf ihre Verbündeten; nicht im mindesten. Und wenn es auf ihre Verbündeten nicht zutrifft, so kommt das daher, daß wir in der Lage waren, so große Kräfte zusammenzuziehen, daß wir die deutsche Macht festgehalten haben, während die Russen mit einigen der Verbündeten beschäftigt waren. Das war unser Beitrag — ein großer Beitrag und ein kostspieliger Beitrag. Nicht so kostspielig, wie der Feind ihn ausgibt. Seine Berechnungen unsrer Verluste sind plump, lächerlich übertrieben gewesen. Im gegenwärtigen Augenblick drücken wir ihn über ein Gebiet zurück, dessen Wert nicht nach der Zahl der Yards berechnet werden kann, sondern eher nach der Wichtigkeit der Stellungen, die wir erbeuten, und jeder, der auf den Umriß der Karte gerade dieses Schlachtfeldes blickt, wird sehen, was das bedeutet, und unsre Verluste, wenn gleich bedauerlich, wie alle Verluste sein müssen, sind verhältnismäßig sehr gering, während der Feind, zu

Digitized by Google

Gegenangriffen über ein Gebiet gezwungen, das unsrer Artillerie ausgesetzt ist, schwer leidet.

Wir dürfen dies nicht betrachten, als ob es schon das Ende wäre. Wir stehen im Kampf gegen eine sehr große Militärmacht mit gigantischen Hilfsmitteln und einer gewaltigen Bevölkerung hinter sich. Lassen Sie uns das im Auge behalten. Niemand hat das besser im Auge behalten als der Feind selbst. Aber welch ein Wandel ist über den Geist der Szene gekommen! Er erfährt jetzt zum ersten Mal, daß seine Kräfte festgehalten werden — daß er sich jetzt in der Verteidigung befindet. Das macht einen großen Unterschied im ganzen künftigen Charakter des Feldzuges. Aber es sind noch viele Täler zu durchkreuzen; es sind noch viele Höhen zu erstürmen, bevor wir den endgültigen Sieg sehen. Wir werden noch mehr Leute, mehr Munition, mehr Geschütze, mehr Ausrüstung brauchen. Wir werden den ganzen Mut und die ganze Zähigkeit unsrer Rasse in jedem Teil der Welt brauchen, um das Werk, das begonnen worden ist, vornehmlich während der beiden letzten Jahre, in einen Sieg zu verwandeln, der wirklich ein endgiltiger und vollständiger Sieg sein wird (Hört, hört!).

Wir drücken jetzt den Feind zurück..... Wir haben uns jetzt das Übergewicht gesichert, anstatt daß wir zurückgedrängt werden, wie wir es vor Verdun wurden, Yard auf Yard, bis sie näher und näher an die Festung selbst herankamen. Jetzt drängen wir den Feind an der Somme zurück, und die Franzosen tun das gleiche. Bei Verdun gewinnen die Franzosen — anstatt Tag für Tag und Woche für Woche schrittweise zurückgetrieben zu werden — den Grund wieder, den sie vorher verloren hatten (Hört, hört!). All das ist ein Wechsel, aber um es zu einem wirklichen Sieg zu verwandeln, zu einem Sieg, der es uns ermöglicht, die Bedingungen aufzuerlegen, die es einzig und allein wert sind, daß wir uns dafür in diesen Krieg eingelassen haben, dazu ist es nötig, daß wir jede nur mögliche Unterstützung erhalten, die entweder dies Land oder die Dominions uns irgend zu geben vermögen. Von dieser Unterstützung, die wir bekommen, hängt ab, was mein hochehrenwerter Freund (Mr. Churchill) als so wichtig bezeichnet hat, die Ausrüstung Rußlands mit schweren Geschützen und schwerer Munition. Und niemand hat dem in all diesen verhängnisvollen Monaten größere Wichtigkeit beigemessen als ich. Der Feind weiß ganz genau, daß wenn Rußland mit schwererer Artillerie und Munition ausgerüstet gewesen wäre, daß dann der russische Fortschritt viel rascher gewesen wäre als er es während der letzten paar Monate war. Von Erwägungen dieser Art, die noch größere Opfer in sich schließen, noch größere Anforderungen an unsre Zähigkeit und unsern Mut stellen, von Fragen dieser Art wird die eine große Frage abhängen, ob wir im kommenden Jahr das Ende dieses Krieges sehen werden.

Wir haben die Höhe erobert, wir können jedenfalls den Verlauf des Feldzuges sehen, in grauer Ferne sehen wir das Ende. Der Feind ist aus der beherrschenden Lage geworfen worden, die er am Beginn des Krieges einnahm, und das ist an sich ein großer Erfolg. Die für ihn günstige Gelegenheit ist vorbei. Er hatte drei oder vier Länder sich gegenüber, die unvorbereitet waren, während er schon vorbereitet war. Er hatte Frankreich, das nicht vollständig gerüstet war,



Digitized by Google

obwohl es doch der Bestgerüstete von uns allen war. Das am besten organisierte Land in der Allianz war immer noch in gewissem Sinn unvorbereitet. Rußland war gleichfalls unvorbereitet, und Britannien ohne Heer (Ehrenwerte Mitglieder: „Oh"). Ja, praktisch ohne Heer. Ich meine im kontinentalen Sinn (Hört, hört). Wir hatten wohl ein Heer, um das Reich in Ordnung zu halten, aber wir hatten kein Heer im Sinn eines Heeres für einen großen kontinentalen Feldzug. Ich bin der letzte, das Werk herabzusetzen, das unser erstes Expeditionskorps geleistet hat, und ich zweifle nicht, wenn einmal die Geschichte des ganzen Krieges geschrieben werden wird, wird man sagen, daß die Taten dieser tapfern kleinen Streitmacht die Lage gerettet haben (Beifall). Aber trotzdem war dies Land, in kontinentalem Sinn, als ein Land, das mit Reichen in einen Krieg verwickelt war, die Millionenheere ins Feld stellen konnten, praktisch ohne Heer. Jetzt ist das vorbei. Frankreich ist ausgerüstet, und die Ausrüstung Rußlands nimmt rapid zu. Die Ausrüstung Italiens schreitet in einer Weise voran, die selbst seine besten Freunde in Erstaunen gesetzt hat.

Dann hatten wir die Geschichte unsrer eignen Ausrüstung. Wir haben jetzt eines der größten Heere im Feld, das irgend ein Reich befehligen kann. Deutschland hat seinen Vorteil verpaßt, und es ist sich dessen bewußt. Aber ohne daß ich mich im mindesten anmaße, Zeit und Gelegenheit zu prophezeihen, so wäre es ein Fehler von uns, zu früh den Sieg zu erwarten. Das können wir nicht erreichen; es wäre ein Fehler von uns, uns einen baldigen Sieg zu versprechen; das würde nur Enttäuschungen hervorrufen. Ich war immer einer von denen, die niemals die Größe unsrer Aufgabe unterschätzt haben, die nicht Sieg geschrieen haben, während wir in Wirklichkeit noch Niederlagen aushielten; ich habe es immer für besser gehalten, dem Volke offen und frei zu sagen, was vor sich ging, weil das Volk dieses Landes nicht von dem Schlag ist, sich durch irgendwelche Tatsachen einschüchtern zu lassen, und weil ich wußte, daß seine Anstrengungen sich im Verhältnis zur Schwierigkeit unsres Unternehmens halten würden. Dies war immer meine Meinung; und deshalb zögere ich jetzt, wenn ich die ganze Lage im Licht der wirklichen Tatsachen betrachte und nach dem Gutachten derer, die weit mehr im stande sind, darüber ein Urteil abzugeben als ich es bin — deshalb zögere ich jetzt nicht zu sagen, daß alles was dies Land und die Verbündeten noch zu tun haben, nur das ist, standhaft zusammen zu marschieren und ehrlich zusammen zu arbeiten, wie sie es bisher getan haben, dann wird der Sieg, der sichere Sieg in ihren Händen bleiben (Beifall).

Digitized by Google

# Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland.

## Von H. H. Asquith.

Von den Reden englischer Minister pflegen wir in unsern Zeitungen am häufigsten diejenigen ausgezogen zu finden, in denen sie den Mund am schallendsten und unverschämtesten aufmachen und die darum am geeignetsten erscheinen, bei uns Heiterkeit oder Entrüstung zu wecken. Daß der englische Premierminister Mr. Asquith diese volkstümlichen Töne beherrscht, ist uns im Verlauf des Krieges hinreichend bekannt geworden. Wir geben den Lesern dieser Hefte deshalb hier mit Absicht eine ganz nüchterne und sachliche Rede von Mr. Asquith zu lesen — eine Unterhausrede vom 2. August dieses Jahres — und machen dazu nur die folgende ganz allgemeine Anmerkung. Die Stärke der englischen Politik hat, wenn wir nicht irren, noch nie in ihren einzelnen Schritten, Unternehmungen, Kundgebungen gelegen; diese schwanken vielmehr oft nach der wechselnden Lage; sie scheinen oft weder besonders kühn, noch besonders groß, noch besonders umsichtig. Was ihre Kraft ausmacht, ist die Zähigkeit in der Grundrichtung. In den bestimmenden weltgeschichtlichen Krisen hat sie bisher eine Ausdauer, eine Großartigkeit, eine Entschiedenheit im Wesentlichen gezeigt, der all ihre Gegner schließlich erlegen sind — weil keiner noch denselben langen Atem der Ausdauer, Großartigkeit und Entschiedenheit im Wesentlichen aufgebracht hat. Heute macht sie diese Probe mit uns. Und davon können wir überzeugt sein: Wenn wir uns die Festigkeit dieser Einsicht in *einem* entscheidenden Augenblick untergraben, wenn wir uns den Atem der rücksichtslosen Entschlossenheit in *einem* entscheidenden Augenblick ausgehen lassen, dann haben auch wir das Spiel verloren. K. A. v. Müller.

Vor langer Zeit habe ich versprochen, dem Hause einen Bericht über die Verhandlungen auf der Pariser Wirtschaftskonferenz zu erstatten, und ich bin nun endlich in der Lage, dies Versprechen einzulösen. Es ist zunächst wünschenswert, die Absichten klarzustellen, mit denen die Regierung Sr. Majestät in diese Konferenz eingetreten ist. Die Hauptziele waren zwei. Das eine war, den Feind zu überzeugen, daß die Verbündeten, ungeachtet all ihrer individuellen Zwecke in wirtschaftlichen Dingen, entschlossen sind, diesen Krieg auf dem wirtschaftlichen Gebiet mit ebenso vollständiger Einheit und Entschiedenheit zu führen wie auf dem militärischen. Das zweite Ziel war, für die Zeit nach einem Friedensschluß solche Vorbereitungen zu treffen, wie sie den Verbündeten gegenüber der bekannten Haltung und Absicht Deutschlands wesentlich erschienen. Die Einleitung der Konferenzbeschlüsse, die das Weißbuch darbietet, enthält einige Worte, für die ich die Aufmerksamkeit des Hauses erbitten möchte. Ich nehme die Übersetzung von Seite 6 unter Titel 3 und zwar den vorletzten Paragraphen dieses Titels. Er lautet folgendermaßen:

„Angesichts einer so ernsten Gefahr halten es die Vertreter der verbündeten Regierungen nunmehr für ihre Pflicht, aus Gründen notwendiger uud rechtmäßiger Verteidigung, von jetzt ab alle die Maßregeln anzunehmen und durchzuführen, die dazu erforderlich sind, um auf der einen Seite für sich selbst und für die Gesamtheit der Märkte der neutralen Länder volle wirtschaftliche Unabhängigkeit und Achtung vor gesunden wirtschaftlichen Gewohnheiten zu sichern, und um auf der anderen Seite die Organisation ihres wirtschaftlichen Bündnisses auf einem dauernden Grund zu erleichtern."

Das ist der Grundton der ganzen Verhandlungen, und er legt Nachdruck auf die Tatsache, daß die Ansicht der Vertreter auf der Konferenz die gewesen ist, daß ihre Beratungen in erster Linie defensiv und nicht offensiv waren (Hört! Hört!).

Digitized by Google

Der Krieg hat uns die Augen geöffnet für die ganze Bedeutung und für die mannigfaltigen Folgen des deutschen Systems der wirtschaftlichen Durchdringung und der wirtschaftlichen und finanziellen Herrschaft in lebensnotwendigen Industrien sowie für den Nutzen, zu dem eine durch dies System erworbene überlegene Stellung im Kriege verwandt werden kann. Es ist schwer, ja ich glaube, es ist unmöglich, anzunehmen, daß Deutschland nach dem Krieg nicht fortfahren wird, vom gleichen Geist und von der gleichen Politik beseelt zu sein. Und es wird dann, das ist wohl zu beachten, das Rennen mit gewissen sehr offensichtlichen und beträchtlichen Vorteilen beginnen. In den überfallenen Gebieten, sowohl in Belgien wie in Frankreich, hat es Betriebe und Fabriken zerstört, und es hat große Mengen von Betriebsmaterial und Rohstoffen — um die Menschen nicht zu erwähnen (Hört! Hört!) — fortgeschleppt und nach den industriellen Mittelpunkten Deutschlands und Österreichs geschickt. Es hat eine große Handelsflotte — die zur Zeit sicher in seinen eigenen Häfen oder in den Häfen neutraler Länder eingeschlossen liegt. Aus den deutschen Wirtschaftszeitungen ist offensichtlich, daß die Deutschen auf diese Umstände rechnen, um die industrielle und wirtschaftliche Wiederherstellung der Verbündeten zu hindern. Sie sind bereits dabei, ihre Industrien zu organisieren und zwar — lassen Sie uns dagegen nicht blind sein — zu einem Angriff auf unsere verbündeten Märkte und zu einem kräftigen und wenn möglich siegreichen Wettbewerb auf neutralen Märkten. Es ist also nach unserer Ansicht — wenn ich sage nach unserer Ansicht, so meine ich die Ansicht aller verbündeten Mächte — notwendig, ernste Vorbereitungen für das Herannahen des Friedens zu treffen, und die Pariser Konferenz und die dort angenommenen Beschlüsse stellen den Versuch der Verbündeten dar, die allgemeinen Linien zu bestimmen, auf denen diese Vorbereitung vorschreiten soll.

Die Beschlüsse, die in diesem Weißbuch in Umlauf gesetzt worden sind, werden den ehrenwerten Mitgliedern, nehme ich an, vertraut sein. Sie teilen sich in drei Klassen. Erstens, Maßregeln für die Zeitdauer des Krieges; zweitens, Maßregeln für die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg; und endlich, dauernde Maßregeln gegenseitiger Unterstützung und Zusammenarbeit unter den Verbündeten für die Zeit nachher. Wenn ich die erste Klasse, Maßregeln für die Kriegszeit, hernehme, bezüglich deren drei Beschlüsse gefaßt worden sind, so stimmen diese völlig mit den allgemeinen Linien der britischen Gesetzgebung und Gewohnheit überein. Wenn sie angenommen werden, so werden sie in der Hauptsache den Erfolg haben, daß sie das Verfahren gewisser anderer verbündeter Regierungen auf die Stufe erheben, die Frankreich und das Vereinigte Königreich bereits eingenommen haben. Kraft dieser Beschlüsse, wenn man sich nach ihnen richtet, wird das bereits bestehende Verfahren in diesem Land in gewissem Grad verstärkt werden und zwar — darauf möchte ich besonders die Aufmerksamkeit lenken — durch den zweiten Beschluß unter Titel A, 2, nämlich das Verbot des Handels mit feindlichen Untertanen, gleichviel wo sie wohnhaft sind. Die Methode, durch die diesem Beschluß ein praktischer Erfolg gegeben werden kann, ist die, daß wir unsere Schwarze Liste ausdehnen müssen, und das kann ohne gesetzgeberische Maßnahmen gemacht werden, und es werden auch bereits Schritte unternommen, daß dies geschieht. Das ist alles, was ich über die erste Klasse unter Titel A der Beschlüsse zu sagen habe.

Digitized by Google

Sir E. Carson (Universität Dublin, Unionist): Bezüglich Titel 3 dieser Klasse, werden Schritte unternommen, um auch diesen auszuführen?

Mr. Asquith: Ja. Jetzt komme ich zu Klasse B, Übergangsmaßregeln für die sogen. Zeit des Wiederaufbaus. Der erste Beschluß in dieser Klasse wird sich, glaube ich, für jedermann selbst erklären. Lassen Sie mich ihn wörtlich lesen:

„Die Verbündeten erklären ihre gemeinsame Entschlossenheit, sich für die Wiederherstellung der Länder zu verbürgen, die unter Handlungen der Zerstörung, Plünderung und unrechtmäßigen Beitreibung leiden, und sie beschließen, gemeinsam die Mittel zu erwägen, diesen Ländern den Ersatz ihrer Rohstoffe, ihres industriellen und landwirtschaftlichen Betriebsmateriales, ihres Viehstandes und ihrer Handelsflotte als einen bevorzugten Anspruch zu sichern oder sie zu unterstützen, sich in diesen Hinsichten neu auszustatten."

Es ist kein Punkt, über den es in diesem Haus und im Land und unter allen verbündeten Nationen weniger Meinungsverschiedenheit geben wird, als der, daß es eine wesentliche Friedensbedingung ist, daß Belgien und Serbien wiederhergestellt werden und zwar nicht nur national, nicht nur politisch, nicht nur diplomatisch, sondern tatsächlich und wirtschaftlich, wiederhergestellt werden zu der Lage, in der sie sich vor dem Krieg befanden, und daß die verwüsteten und geplünderten Teile Frankreichs und Rußlands in gleichartiger Weise wieder mit dem Nötigen ausgestattet werden.

Der zweite Beschluß unter diesem Titel ist einer von hauptsächlicher Bedeutung. Ich will wieder, obgleich die Druckschrift den ehrenwerten Mitgliedern vorliegt, die bedeutungsvollen Worte lesen:

„Sintemal der Krieg allen Handelsverträgen zwischen den Verbündeten und den feindlichen Mächten ein Ende gemacht hat; und sintemal es von wesentlicher Bedeutung ist, daß in der Zeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, die dem Abbruch der Feindseligkeiten folgen wird, die Freiheit keines der Verbündeten gehemmt werden soll durch irgendeinen Anspruch der feindlichen Mächte auf Meistbegünstigung: so vereinbaren die Verbündeten, daß die Wohltat dieser Meistbegünstigung jenen Mächten binnen einer Reihe von Jahren, die durch gemeinsame Übereinkunft der Verbündeten festzusetzen ist, nicht gewährt werden soll."

Kraft dieses Beschlusses verpflichten sich also die Verbündeten, die Meistbegünstigung keiner der feindlichen Mächte zuzugestehen, weder im Friedensvertrag selbst noch auf irgendeine andere Weise, und zwar für eine bestimmte Frist von Jahren nach dem Krieg, und so, was von der größten Bedeutung ist, die Freiheit der Verbündeten zu sichern, untereinander oder mit neutralen Ländern alle ihnen ratsam scheinenden wirtschaftlichen Vereinbarungen zu treffen, ohne dabei durch die Verpflichtung gehemmt zu werden, irgendein Zugeständnis, das als Ergebnis einer solchen Vereinbarung gemacht wird, auch auf die feindlichen Mächte auszudehnen.

Der dritte Beschluß unter diesem Titel ist folgender:

„Die Verbündeten erklären ihr Einverständnis, für die ganze Zeit des wirtschaftlichen, industriellen, landwirtschaftlichen und maritimen Wiederaufbaus ihre natürlichen Hilfsmittel vor allen andern für die verbündeten Länder zusammenzuhalten, und sie nehmen es auf sich, zu diesem Zweck besondere Vereinbarungen für die Erleichterung des Austausches dieser Hilfsmittel zu treffen."

Digitized by Google

Was war das Ziel dieses Beschlusses? Sein Ziel war, den Anschlägen zu begegnen, die Deutschland, wie man glaubt, bereits gemacht hat, um sich Vorräte von Rohstoffen in neutralen Ländern zu sichern, sowie dem Anschlag, den es sicher machen wird, seine eigenen Vorräte unmittelbar nach dem Krieg wieder aufzufüllen. Die Verbündeten haben unserer Überzeugung nach die Pflicht und Schuldigkeit, jede praktische Maßregel zu ergreifen, um Hilfsmittel, die in ihren eigenen Gebieten erzeugt werden, für ihren eigenen Gebrauch sicherzustellen, und irgendeine deutsche Herrschaft, wie sie in einigen Fällen vor dem Krieg bestand, zu verhüten (Beifall).

Sir E. Carson: Erfordert das gesetzliche Maßnahmen?

Mr. Asquith: Ich glaube nicht, daß das der Fall ist. Ich habe sodann auf bestimmte Waren hingewiesen, bezüglich deren vor dem Krieg eine deutsche Herrschaft bestanden hat. Das Haus ist vertraut mit vielen davon, Farbstoffe, Zink, magneto-elektrische Maschinen und optische Gläser. Das sind nur Beispiele; es sind sehr bedeutungsvolle Beispiele. Wir haben uns, vor der Krieg ausbrach, nie vergegenwärtigt, keiner von uns, wie sehr wir uns selbst hinsichtlich dieser Waren, die für die Fortführung einiger unserer wichtigsten Industrien wesentlich sind, abgängig haben werden lassen von Ergänzungsquellen, die nicht nur nicht innerhalb unserer eigenen Herrschaft lagen, sondern die ganz und gar vom Feind beherrscht werden konnten. (Hört! Hört!) Das scheint mir, ist ein höchst wichtiger Punkt für die Entscheidung über die Mittel, um diesen Beschluß wirksam zu machen. Handelsverträge mit Neutralen werden in Betracht gezogen werden müssen, und jede Ware wird natürlich gesonderte Erwägung erfordern.

Der vierte Beschluß unter diesem Titel lautete folgendermaßen:

„Um ihren Handel, ihre Industrie, ihre Landwirtschaft und ihre Schiffahrt gegen wirtschaftlichen Angriff durch verschleuderndes Unterbieten (Dumping) oder durch irgendeine andere Art unlautern Wettbewerbes zu schützen, beschließen die Verbündeten, durch Vereinbarung eine Frist festzusetzen, während deren der Handel der feindlichen Mächte einer gesonderten Regelung unterliegen soll und während deren die Güter, die in jenen Ländern erzeugt werden, entweder Einfuhrverboten, oder einem besonderen System von wirksamem Charakter unterworfen sein sollen.

Die Verbündeten werden durch Übereinkunft auf diplomatischen Wegen die besonderen Bedingungen festsetzen, die während der obenerwähnten Frist den Schiffen der feindlichen Mächte auferlegt werden sollen."

Dieser Beschluß wurde einstimmig angenommen, angesichts der Vorteile, auf die ich bereits hingewiesen habe, die der deutsche Handel und die deutsche Industrie als Erfolg ihrer Plünderung des besetzten Gebietes und ihrer Behandlung der Handelsmarine genießen werden. Es ist auch beabsichtigt, dies Ergebnis zu sichern, für den Fall der Friede schon kommen sollte, bevor die verbündeten Länder als eine Gesamtheit oder einige unter ihnen das wirtschaftliche System, das nach dem Krieg angenommen werden soll, geregelt haben: daß nämlich dann hinreichende Zeit gegeben wird, um diese Vereinbarungen abschließen zu können, ohne die Gefahr einer unmittelbaren Erneuerung des Systems deutscher Durchdringung, das vor dem Krieg bestand.

Jetzt komme ich zu einem Punkt von lebensnotwendiger Bedeutung — zu den Beschlüssen unter der dritten Klasse, die den Titel trägt: „Dauernde Maßregeln

Digitized by Google

gegenseitiger Unterstützung und Zusammenarbeit unter den Verbündeten." Ich lenke besondere Aufmerksamkeit auf den ersten dieser Beschlüsse:

„Die Verbündeten beschließen, ohne Verzug die notwendigen Schritte zu tun, um sich von den feindlichen Ländern unabhängig zu machen, insoweit es die Rohstoffe und verarbeiteten Gegenstände betrifft, die für die normale Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wesentlich sind.

Diese Maßregeln sollen darauf gerichtet sein, die Unabhängigkeit der Verbündeten zu sichern, nicht nur insoweit es ihre Vorratsquellen betrifft, sondern auch hinsichtlich ihrer finanziellen, wirtschaftlichen und maritimen Organisation."

Dann kommen wichtige Worte. Das Ziel ist beschrieben worden; jetzt kommen wir zu den Mitteln:

„Die Verbündeten werden solche Maßregeln annehmen, wie sie ihnen am besten zur Ausführung dieses Beschlusses geeignet erscheinen werden, entsprechend der Natur der Waren und mit Rücksicht auf die Grundsätze ihrer Wirtschaftspolitik."

Mit andern Worten: die dauernden Maßregeln gegenseitiger Unterstützung und Zusammenarbeit unter den Verbündeten sind ihrer Diskretion überlassen. Nachdem die Ziele genau beschrieben und gemeinschaftlich gebilligt worden sind, wobei das hauptsächliche leitende Ziel die wirtschaftliche Unabhängigkeit gegenüber dem Feindesland ist, geht der Beschluß dazu über, Beispiele zu geben, — er beabsichtigt nicht, erschöpfend zu sein:

„Sie können z. B. entweder zu Unternehmungen greifen, die durch die Regierungen selbst unterstützt, geleitet oder beaufsichtigt werden; oder zur Gewährung finanzieller Unterstützung, um wissenschaftliche und technische Forschung und die Entwicklung nationaler Industrien und Hilfsmittel zu ermuntern; zu Zöllen, Steuern oder Einfuhrverboten, zeitweiligen oder dauernden Charakters; oder zu einer Verbindung dieser verschiedenen Methoden."

Die Wahl und Auslese zwischen irgendeiner solchen Verbindung ist der Diskretion der einzelnen Regierung überlassen. Der Beschluß endet:

„Welches immer die Methoden sind, die eingeschlagen werden, das Ziel, das die Verbündeten erstreben, ist dies, die Erzeugung innerhalb ihrer Gebiete als einer Gesamtheit bis zu einem Grad zu vermehren, der hinreicht, um sie instand zu setzen, ihre wirtschaftliche Stellung und Unabhängigkeit gegenüber den feindlichen Mächten festzuhalten und zu entwickeln."

Ich möchte im Vorübergehen ein Wort sagen über die Gewährung finanzieller Unterstützung, um wissenschaftliche und technische Forschung und die Entwicklung nationaler Industrien und Hilfsmittel zu ermuntern; weil dieser Punkt uns selbst besonders und in außergewöhnlichem Grad angeht. Seit Kriegsbeginn hat die Regierung den Fragen, die in dieser Anregung eingeschlossen sind, besondere Aufmerksamkeit gezollt; die entsprechende Arbeit — gegenwärtig noch nicht in einem ehrgeizigen Maßstab, aber doch von einer sehr fruchtbaren Art — ist begonnen worden, und ich darf hinzufügen, daß nicht beabsichtigt ist, den Friedensschluß oder das Ende der Übergangszeit, die die Konferenz ins Auge gefaßt hat, abzuwarten, um dieser Politik volle Wirksamkeit zu geben (Beifall). Die Vorzeichen sind bisher sehr ermutigend. Ich spreche jetzt vom Vereinigten Königreich. Eine große Anzahl britischer Industrien hat seit dem Kriegsausbruch eine außerordent-

Digitized by Google

liche Unternehmungslust und Anpassungsfähigkeit gezeigt. Unter den einzelnen Gewerbetreibenden ist eine größere Neigung sichtbar geworden, durch den Austausch von Gedanken zusammenzuarbeiten, ihre Handelsgeheimnisse, über die sie bisher eifersüchtig gewacht hatten, in einen gemeinsamen Schatz zusammenzulegen und alle erreichbaren wissenschaftlichen und mechanischen Hilfsmittel des Landes zum Zweck wachsenden Ertrages und verbesserter Organisation heranzuziehen (Beifall). In gewissen Betrieben, wird mir gesagt, und ich bin überzeugt, es ist richtig, haben bereits Veränderungen stattgefunden, die einer tatsächlichen Umwälzung gleichkommen, und es gibt kaum eine Industrie in diesem Land, die aus dem Gottesurteil des Krieges herausgekommen ist, ohne durch die besonderen Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, gestählt und angespornt worden zu sein.

Ich glaube, ich spreche nicht mit übertriebener Selbstgefälligkeit, wenn ich sage, daß die Geschichte des Krieges auf industriellem Gebiete in der Heimat die Geschichte schwerer und bedrohlicher Schwierigkeiten war, die mutig ins Auge gefaßt und erfolgreich überwunden worden sind. Vielleicht — dies ist eine Abschweifung, aber es ist ein wichtiger Punkt für uns hier — darf ich besonderen Nachdruck auf zwei Tendenzen legen. Die eine ist die Entwicklung von Handelsgesellschaften zu gemeinsamer Arbeit in der Heimat und draußen, die das normale Erzeugungsmaß heben. Die zweite und nicht minder wichtige ist die Erkenntnis der Versäumnis, die wir nachzuholen haben, bezüglich der wissenschaftlichen Forschung und der Ausnützung ihrer Ergebnisse und ihrer Verwertung für technische und industrielle Zwecke. In beiden Richtungen sind äußerst anspornende Entwicklungen eingetreten und laufen noch fort.

Ich will mich nicht verbreiten — denn das könnte das Gebiet der Diskussion ausdehnen, und sie in besondere und einzelne Kanäle ablenken — über die besonderen Maßregeln, die die Regierung annehmen kann oder annehmen soll, um gewisse Industrien zu schirmen, die lebensnotwendig sind, nicht nur für unsern Erfolg im Krieg, sondern auch für unser normales wirtschaftliches Leben. Aber ich möchte noch diese allgemeine Bemerkung anfügen. Die Regierung betrachtet sich selbst als verpflichtet, darnach zu streben, daß die Segnungen, die diese neue Politik zur Folge hat, in gerechter Weise allen Teilen der Gemeinschaft zugemessen werden (Hört, Hört!). Die Arbeiterschaft war auf der Pariser Konferenz nicht eigens vertreten. Aber die Regierung Sr. Majestät erwägt im Einvernehmen mit den Vertretern der Arbeiterschaft sorgfältig die Umrisse und die Grundlage unserer Sozial- und Industriepolitik nach dem Krieg, die darauf abzielen, eine gerechtere Verteilung der Erzeugnisse unserer Industrie unter alle Klassen zu sichern. Die Konferenz überließ es, meiner Meinung nach sehr weise, den verschiedenen Regierungen, die besonderen Maßregeln auszuwählen, die ihren eigenen industriellen und wirtschaftlichen Bedingungen zur Förderung der gemeinsamen Absicht angemessen sind. Eine Methode wird sich für die finanziellen und wirtschaftlichen Bedingungen des einen Landes eignen, und eine andere Methode für die eines andern Landes. Die Beschlüsse überlassen, wie ich gesagt habe, ausdrücklich jedem Land, die Methoden festzusetzen, die es annehmen will. Aber bevor ich mich von diesen Beschlüssen abwende, lassen Sie mich zum Schluß die Aufmerksamkeit noch auf einen lenken, der das gemeinsame Ziel der Konferenz in zweckdienlicher Weise zusammenfaßt:

Digitized by Google

„Sintemal die verbündeten Mächte, für die Ziele ihrer gemeinsamen Verteidigung gegen den Feind, übereingekommen sind, eine gemeinsame Wirtschaftspolitik anzunehmen, auf den Linien, die in den gebilligten Beschlüssen niedergelegt sind; und sintemal es anerkannt ist, daß die Wirksamkeit dieser Politik ganz und gar davon abhängt, daß diese Beschlüsse sogleich in die Tat umgesetzt werden: so übernehmen es die Vertreter der verbündeten Regierungen, ihren jeweiligen Regierungen zu empfehlen, ohne Verzug alle die, sei es zeitigen, sei es dauernden, Maßregeln zu ergreifen,die notwendig sind, um dieser Politik sogleich vollen und vollständigen Erfolg zu geben, und sich untereinander die Entscheidungen mitzuteilen, die zur Erlangung dieses Zieles erreicht werden."

Mein hochehrenwerter Freund (Mr. Bonar Law) hat dem Haus mehr als einmal erklärt, daß die Abgesandten auf die Konferenz kamen, um alle Maßregeln, die irgend vorgeschlagen werden würden, zu besprechen und zu prüfen, und daß die von der Konferenz angenommenen Beschlüsse, das war klar verstanden, den einzelnen Regierungen zur Zustimmung vorgelegt werden würden. Von der französischen Regierung sind sie bereits förmlich und öffentlich angenommen worden (Beifall). Der gleiche Weg wurde von der Regierung Seiner Majestät eingeschlagen, eine Entscheidung, die, wie ich hoffe, die Zustimmung des Parlaments finden wird (Beifall). Einige praktische Arbeit ist bereits begonnen worden. Das Handelsamt ist eifrig beschäftigt, Pläne auszudenken, um uns unabhängig von feindlicher Zufuhr zu machen in Bezug auf Farbstoffe, Zink und andere wichtige Waren. Ein staatlicher Plan zur Unterstützung wissenschaftlicher und industrieller Forschung wird eben ins Leben gerufen, ja er ist in der Tat schon ins Leben gerufen worden. Sachverständigen-Ausschüsse forschen den Bedingungen und Bedürfnissen einer Reihe von wichtigen Industrie- und Handelszweigen nach und ebenso den Finanzproblemen; und die Frage der Wirtschafts- und Industriepolitik im allgemeinen ist einem, wie ich glaube, gewichtigen Ausschuß überwiesen worden, der unter dem Gesichtspunkt zusammengestellt wurde, nicht so sehr die Interessen und Meinungen einer bestimmten Gruppe, sondern vielmehr jede Anschauung zu vertreten, die vernünftigerweise Anerkennung verlangen konnte, einem Ausschuß, dessen Vorsitzender Lord Balfour of Burleigh ist. Die Regierung steht ferner mit den Dominions und mit Indien über die Konferenzbeschlüsse in Meinungsaustausch, und wenn der Ausschuß Lord Balfours seinen Bericht erstatten wird, so ist beabsichtigt, hier Konferenzen mit den Vertretern der Dominions und Indiens über die ganze Frage der Handelspolitik des Imperiums unter dem Licht dieser Beschlüsse abzuhalten (Beifall).

Ich denke, der Umfang des Gebietes, das diese Beschlüsse umfassen, wird jedermann Eindruck machen, und ebenso die Tatsache, die nicht minder beachtenswert ist, daß diese Beschlüsse besprochen und einstimmig angenommen worden sind in der kurzen Frist von vier Tagen, angenommen durch eine Konferenz, in der die allerverschiedensten wirtschaftlichen Ansichten und Interessen vertreten waren. Diese Tatsache ist an sich ein sehr starker Beweis für die Gemeinsamkeit des Gefühls unter den Verbündeten und für ihre Entschlossenheit, ihre Meinungsverschiedenheiten oder kleineren Meinungsverschiedenheiten dem einen großen Ziel unterzuordnen, den Krieg zu gewinnen und Sicherheit nach dem Krieg zu verbürgen

Digitized by Google

(Beifall). Ich war selbst nicht auf der Konferenz zugegen, aber mein hochehrenwerter Freund (Mr. Bonar Law) war es, und ich bin überzeugt, er wird mir zustimmen und das Haus wird mir zustimmen, daß wir der Geschicklichkeit und dem Takt, mit dem M. Clémentel, der französische Handelsminister, die Verhandlungen leitete, den wärmsten Dank schuldig sind.

Es ist vielleicht richtig und sogar notwendig, daß ich die Enthüllung mache, daß drei der wichtigsten Beschlüsse — nämlich diejenigen, die sich beziehen auf die Meistbegünstigung, auf den Schutz gegen verschleudernde Unterbietung oder unlauteren Wettbewerb und auf die Annahme von Maßregeln, um die Verbündeten in Bezug auf wesentliche Industrien von feindlichen Ländern unabhängig zu machen, — von den britischen Abgesandten vorgeschlagen und von der Konferenz in der Form, in der sie beantragt worden waren, angenommen worden sind (Beifall). Ich verrate, denke ich, kein Geheimnis, wenn ich sage, daß diese von den britischen Abgesandten beantragten Beschlüsse entworfen worden sind von meinem hochehrenwerten Freund, dem Vorsitzenden des Handelsamtes, dessen Rückkehr zu aktivem politischen Leben wir alle heute mit Freude begrüßen (Beifall), daß sie dann gebilligt worden sind durch meinen hochehrenwerten Freund, den Kolonialsekretär, und später durch die beiden ausgezeichneten Vertreter unserer Dominions, Mr. Hughes und Sir George Foster, die an der Konferenz selbst teilgenommen haben.

Schließlich sind noch zwei wichtige Punkte, auf die ich für richtig halte die Aufmerksamkeit zu lenken. Der eine ist die Erklärung der gemeinsamen Entschlossenheit der Verbündeten, Wiederherstellung für das vom Feind besetzte Gebiet zu erlangen. Von dieser Entschlossenheit sind die Verbündeten nicht abgegangen, und in diesen Beschlüssen bekräftigen sie sie aufs neue. Der zweite ist, diese Beschlüsse sind in keiner Weise auf Neutrale gemünzt. Unsere Aufmerksamkeit ist darauf gelenkt worden, daß in neutralen Ländern und besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika einiges Unbehagen hinsichtlich der Folgen der Konferenzbeschlüsse entstanden zu sein scheint, und es scheint eine Empfindung zu bestehen, — ich sage nicht, daß sie weit verbreitet ist, — daß die Beschlüsse gegen neutrale Länder gerichtet und gemünzt sein könnten und diesen einzigartige, ungewöhnliche und unbillige Einschränkungen auferlegen würden, von seiten der verschiedenen Länder, deren Vertreter die Beschlüsse unterzeichnet haben. Das ist nicht der Fall. Die Beschlüsse fassen lediglich notwendige Maßregeln der Selbstverteidigung gegen einen wirtschaftlichen Angriff ins Auge, der die lebenswichtigsten Interessen der Verbündeten bedroht, und ich brauche kaum zu sagen, daß bei ihrer Ausführung jede Anstrengung gemacht werden wird, um sicherzustellen, daß Neutrale nicht zu leiden haben. In der Tat sind unsere Interessen und die Interessen der Neutralen in dieser Angelegenheit die gleichen. Die Entschlossenheit der Verbündeten, sich gegen Angriff von außen zu verteidigen, ist oder sollte wenigstens eine sichere Bürgschaft dafür sein, daß wir keine aggressive Politik gegen ein anderes Volk verfolgen werden (Beifall).

Ich höre, es besteht auch einige Besorgnis, nicht in neutralen Ländern, aber in unserem eigenen Land, daß die Verwirklichung dieser Beschlüsse vielleicht dazu führt, in einigen Punkten von unserer überlieferten Freihandelspolitik abzuweichen (Ironischer liberaler Beifall). Es gibt sehr wenige ältere und es gibt keinen eifrigeren Freihändler in diesem Haus als ich selbst es bin (Beifall).

Digitized by Google

Mr. Snowden (Blackburn, Arb.): Sie waren auch ein Anhänger des Grundsatzes der Freiwilligkeit und haben doch die Wehrpflicht eingeführt!

Mr. Asquith: Ich habe den Kampf für den Freihandel, ich glaube, das kann ich gerechterweise für mich in Anspruch nehmen, — ich werde meinen hochehrenwerten Freund hier (Mr. Bonar Law) fragen, ob er mir nicht zustimmt (Gelächter) — so tapfer fortgesetzt wie irgendein Mann in diesem Land und zwar für den größten Teil von zehn Jahren.

Sir C. Kinloch-Cooke (Devenport, Un.): Sie haben es sehr gut gemacht (Gelächter).

Mr. Asquith: Ich glaube, — und wenn ich das nicht glaubte, so würde ich heute nicht hier sprechen und das Haus darum ersuchen, die Politik der Regierung durch Billigung dieser Beschlüsse gutzuheißen — ich glaube, daß wir praktisch in diesem Land die Freiheit behalten haben, diejenige Politik zu verfolgen, die für unsere eigenen wirtschaftlichen und industriellen Bedürfnisse am meisten angemessen und geeignet ist (Hört, hört). Niemand, der ein wenig Einbildungskraft besitzt, kann sich doch überhaupt der Tatsache verschließen, daß dieser Krieg und alle die ungeheuren Erschütterungen der politischen, sozialen und industriellen Bedingungen, die er mit sich gebracht hat, uns, wenn wir ein vernünftiges und praktisches Volk sind, in vielen Beziehungen neue Probleme oder vielleicht Veränderungen in der Lösung von alten nahelegen muß. Ich würde es für vorsätzliche Blindheit gegenüber den Lehren der Erfahrung halten, wenn wir sagen wollten, daß wir durch einen Krieg wie diesen nichts vergessen und nichts gelernt hätten (Beifall). Ich gebe keine Überzeugung auf, die ich jemals gehabt habe. Ich bitte das Haus der Gemeinen und das Volk dieser Inseln, die neuen Bedingungen eines weltweiten Problems, um einen Ausdruck unserer Freunde über dem Kanal zu gebrauchen, ins Auge zu fassen. Ich bitte Sie, zusammen mit den Verbündeten, mit denen wir Schulter an Schulter ringen, in einem Kampf, den wir alle für wesentlich für die Erhaltung der Freiheit der Welt halten, daran teilzunehmen, um für die Zukunft nicht nur Schutz gegen die Möglichkeit militärischer Beherrschung, sondern auch wirkliche, festbegründete und dauernde wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern (Beifall). Keiner von uns, der an die Frage mit unvoreingenommenem Geist und mit den Lehren, die der Krieg uns gelehrt hat, herantritt, kann leugnen, — es ist dafür ganz gleich, ob es sich um ein schutzzöllnerisches oder ein freihändlerisches Land handelt — daß wir alle zu abhängig waren von Zufällen und Gefahren, die wir nicht hinreichend vorausgesehen und gegen die wir uns sicher nicht hinreichend vorgesehen haben. Ich vertraue und ich glaube, daß als Ergebnis dieses freien Meinungsaustausches zwischen den verschiedenen verbündeten Ländern, geeinigt, wie sie sich jetzt finden, in einer Sache, die ihnen allen gleichmäßig teuer ist, und deren Erfolg wir für wesentlich für die zukünftige Freiheit der Welt halten, daß wir da imstande sein werden, auf den allgemeinen Linien, die in den Beschlüssen dieser Konferenz niedergelegt sind, jeder in seinem eigenen Land und jeder nach Maßgabe der verändernden Bedingungen seiner eigenen besonderen wirtschaftlichen und industriellen Interessen, eine Politik gemeinsamen Handelns auszuarbeiten, die den Frieden, der am Ende dieses Krieges kommt, zu einem dauernden Frieden machen wird, und zu einem Frieden, der nicht nur dem Kredit unserer Waffen, sondern auch dem Bestand unserer Industrie und unserer Finanzen zugute kommen wird (Beifall).

Digitized by Google

# In eigener Sache.

Den Gegenstand des folgenden Briefwechsels bildet ein von mir aufgenommenes Protokoll, und damit eine Angelegenheit meiner persönlichen Ehre. Ich halte mich daher für berechtigt, die Korrespondenz zu veröffentlichen, ohne die beiden Korrespondenten um ihre Erlaubnis gebeten zu haben. D. H.

An den Reichskanzler Herrn v. Bethmann Hollweg.

St. Blasien d. 6. August 1916.

Euer Excellenz

beehre ich mich von folgender Angelegenheit in Kenntnis zu setzen:

Nach einer mir zugegangenen Mitteilung des mir persönlich unbekannten Professors Cossmann in München, hat der Professor Veit Valentin aus Freiburg i. Br. am 21. Juli vormittags diesem gegenüber, in Gegenwart eines anderen Herrn, Verdächtigungen gegen mich auf angebliche falsche Angaben meinerseits in der U-Bootangelegenheit ausgesprochen. Hierbei hat er zu erkennen gegeben, daß er zur Zeit im Auswärtigen Amt tätig sei.

Diese Unterredung ist protokollarisch aufgezeichnet worden. Prof. Veit Valentin hat seine Behauptungen an demselben Tage abends auch in Gegenwart des Professors Erich Marcks wiederholt. Nach von mir eingezogenen Erkundigungen bei der Universität Freiburg, ist Professor Valentin seit längerer Zeit diätarisch bezw. kommissarisch im Auswärtigen Amt angestellt.

Ähnliche Verdächtigungen meiner Person, und zwar besonders in bezug auf Angaben meines Vertreters im Bundesratsausschuß bei Beratung des Etats 1916 über die Zahl der verfügbaren U-Boote, sind mir von den verschiedensten, darunter auch sehr hohen Stellen, zum Teil unter Berufung auf amtliche Information zu Ohren gekommen. In einer dieser Angelegenheiten habe ich mich bereits genötigt gesehen mich unmittelbar an Sr. Majestät den Kaiser zu wenden.

Da ich in dieser ernsten Zeit keine anderen Mittel anwenden möchte, mich derartiger infamer Verdächtigungen zu erwehren, beehre ich mich Euer Excellenz zu ersuchen das erforderliche gegen den Prof. Valentin bezw. gegen den sonst Schuldigen zu veranlassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Euer Excellenz ergebener
gez. v. Tirpitz
Großadmiral.

Gr. Hauptquartier den 22. August 1916.

Euer Excellenz

beehre ich mich auf das gefällige Schreiben vom 6. d. M. anbei Abschrift einer Aufzeichnung des Leiters der Zentralstelle für Auslandsdienst, Botschafters a. D. Freiherrn von Mumm, sowie einer Äußerung des Professors Veit Valentin über die von Euer Excellenz gegen ihn erhobene Beschwerde zu übersenden. Professor Valentin hat bei dieser Gelegenheit gegenüber dem Botschafter Freiherrn von Mumm betont, daß seine vor seinem Dienstantritt, am 21. Juli d. J. in München gemachten Äußerungen in einer privaten und vertraulichen Unterhaltung gefallen seien und mit seiner Tätigkeit bei der Zentralstelle in keinerlei Zusammenhang ständen. Aus der Aufzeichnung des Freiherrn von Mumm wollen Euer Excellenz

Digitized by Google

entnehmen, daß mir übrigens über den Professor Valentin auch hinsichtlich dieser seiner Tätigkeit, keine Disziplinarbefugnisse zustehen würden.

Ich habe Professor Valentin mitteilen lassen, daß seine Äußerungen, die Angaben des Staatssekretärs von Capelle über die Zahl der verfügbaren U-Boote seien wesentlich von denen Euer Excellenz abgewichen, den Tatsachen nicht entspreche, daß vielmehr die von Euer Excellenz genannte Zahl der frontbereiten U-Boote die gleiche gewesen sei, wie die von dem Herrn Staatssekretär des Reichsmarineamts angegebene.

Eine weitergehende Aufklärung herbeizuführen bin ich nach Lage der Sache außer Stande.

gez. v. Bethmann Hollweg.

Berlin d. 11. 8. 16.

Zu der Beschwerde Seiner Excellenz des Herrn Großadmirals von Tirpitz habe ich zu bemerken:

Ich befand mich am 21. Juli d. J. in München auf der Reise nach Berlin, um meinen Universitätslehrer Professor Erich Marcks zu besuchen. Ich ging auch zu Professor Cossmann, einem alten Bekannten von mir. Cossmann empfing mich in Gegenwart eines anderen Herrn im Redaktionszimmer der Süddeutschen Monatshefte. Ich erzählte ihm, daß ich im Winter einen Auftrag vom Auswärtigen Amt gehabt hätte, und jetzt wieder nach Berlin ginge. Darauf begann er mir ohne weiteres zu entwickeln: Wir in München haben, nachdem wir von der gegenwärtigen Reichsleitung „fortgesetzt angelogen" worden sind, das Vertrauen zu ihr völlig verloren; wir vermögen nur in einem neuen System, wie es allein der Name Tirpitz bedeutet, die Möglichkeit einer Rettung Deutschlands zu erblicken.

Ich antwortete Herrn Professor Cossmann, daß ich seine Auffassungsweise völlig ablehnen müßte, daß ich ihn für falsch informiert hielte, und erzählte unter anderm (— was mir im Winter aus zuverlässigen parlamentarischen Kreisen bekannt geworden war —), daß die Angaben des Staatssekretärs von Capelle über die Zahl der verfügbaren U-Boote von denen seines Amtsvorgängers wesentlich abgewichen wären.

gez. Dr. V. Valentin
a. o. Professor an der Universität Freiburg i. B.

In dem Schreiben des Botschafters Freiherrn von Mumm, Leiters der Zentralstelle für Auslandsdienst
wird nachgewiesen, daß Professor Valentin seit dem 24. Juli d. J. bei der Zentralstelle für Auslandsdienst im Ausw. Amt tätig ist, daß dem Botschafter Freiherrn von Mumm aber keine Disziplinargewalt über Professor Veit Valentin zusteht, da letzterer nur durch Privatvertrag dem Auswärtigen Amt verbunden ist.

## Zum Artikel „Amerikanismus im Buchhandel"

haben wir von den Herren Stilke und Ullstein Zuschriften erhalten, die wir leider für das nächste Heft zurückstellen mußten.

Digitized by Google

# Verschiedene Physik.

Die Geschichte der Physik zeigt, daß eine falsche Theorie Jahrhunderte hindurch sich erhalten konnte, ohne durch die Tatsachen korrigiert zu werden; durch immer neue Hilfsannahmen wurde die alte Physik gestützt, um die Bahn der Gestirne mit ihr in Einklang zu bringen und mit allen Mitteln wurde die neue Physik bekämpft, die eine einfache mechanische Erklärung aus den Massen und ihrer Schwerkraft gab. Zwei physikalische Anschauungsweisen stehen sich in der Kriegspolitik gegenüber, man kann die eine als Drucktheorie, die andere als Zugtheorie bezeichnen. Die Drucktheorie nimmt an, daß maßgebend für die Entschließung von Staaten in Kriegszeiten der auf sie ausgeübte körperliche Druck, die Zugtheorie, daß maßgebend der auf sie ausgeübte seelische Zug ist. Nach der Druckphysik ist die Anwendung der im weitesten Sinn wirtschaftlichen Kräfte, also einschließlich der militärischen, allein bestimmend und entscheiden sich Regierungen nicht nach Gutdünken, sondern mit Notwendigkeit nach den Druckverhältnissen. Gerät ein kleiner Staat zwischen zwei kämpfende Großstaaten, von denen der eine Druck, der andere Zug ausübt, so wird schließlich der kleine Staat genötigt, dem Druck nachzugeben und sich gegen den Zug zu wenden. Rechtliche Auffassungen und diplomatische Vorgänge sind nach der Druckphysik Begleiterscheinungen, die an dem mechanischen Vorgang nichts ändern können.

Es stehen sich hier zwei Auffassungen gegenüber, von denen, wie in der Astronomie, weder die eine noch die andere den experimentellen Beweis für ihre Richtigkeit erbringen kann, da die Weltgeschichte ebensowenig rückgängig gemacht werden kann wie der Lauf der Gestirne. Es handelt sich also um verschiedene Grundauffassungen von der Natur des Stoffes, aus dem Mensch und Staaten gemacht sind. Im privaten Leben kann man durch seelischen Zug gewiß vorwärts kommen; der geistig oder wirtschaftlich oder sonstwie Schwächere wird oft gestützt, weil er ein nachgiebiger Mensch ist; schon im Geschäftsleben ist das anders: wer da immer nachgibt, wer nicht feste Forderungen aufstellt und auf jede Gefahr hin durchsetzt, der wird schließlich zu Grunde gehen. Im politischen Leben scheint uns das Bestreben einem Druck auszuweichen, diesen mit mathematischer Sicherheit herbeizuführen und zwar im unglücklichsten Augenblick, nämlich in dem, in welchem der Druckgegner ihn herbeiführt.

Der bisherige Verlauf des Weltkrieges hat der in England allgemein angenommenen Druckphysik recht gegeben. Von unsern Verbündeten Italien und Rumänien verlangten wir Neutralität, England verlangte von ihnen Krieg gegen uns. An unserer Stelle würde es den beiden Verbündeten in dem ihm passenden Augenblick ein Ultimatum gestellt haben. Von unserer Nachgiebigkeit gegenüber Amerika erwartet die Zugphysik, daß sie zur Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen führen muß, die Druckphysik, daß sie zum Krieg gegen uns führen muß. Die Zugphysik nimmt an, daß ein Zeitpunkt kommen wird, in welchem Amerika einsieht, daß wir nicht anders können, als uns mit allen Mitteln gegen die Aushungerung zu wehren und dann mit uns die Freiheit der Meere schützen wird, die Druckphysik, daß in einem solchen Augenblick Amerika genötigt sein würde, uns den Krieg zu erklären. Nationalistische Strömungen, auch wenn sie über das Erreichbare hinausschießen, werden nach der Druckphysik, der, soweit wir sehen, alle feindlichen Länder folgen, gefördert, nach der Zugphysik, die nicht nur der Staatssekretär des Äußern, sondern auch ein großer Teil des deutschen Volkes für richtig hält, unterdrückt. Nach jener wirken nationalistische Strömungen als Verstärkung des Druckes, nach dieser als Verminderung des Zuges.

Es liegt hier ein Auffassungsunterschied vor, der mit gutem oder schlechtem Willen nichts zu tun hat. Eines der Mißverständnisse, durch die das deutsche Volk zersetzt wird, ist eben dieses, daß Millionen guter Deutscher vermuten, es müsse Tatsachen geben, die, ihnen unbekannt, die Weltpolitik eindeutig bestimmen und nicht wissen, daß auf Grund der gleichen Tatsachen der Druckpolitiker und der Zugpolitiker zu entgegengesetzten Maßnahmen gelangen. Wer wie wir weiß, daß die Zugphysik Trugphysik ist, weiß, daß jede auf ihr beruhende Konstruktion und wenn sie mit dem besten Willen aus dem besten Material hergestellt wird, zusammenbrechen muß.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes — soweit nicht durch Fußnote zum Titel ausdrücklich verboten — den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie, Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

University of California
SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Return this material to the library
from which it was borrowed.

QL APR 09 1990
"REC'D LD-URL"

MAR 31 1992

Digitized by Google

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 352 537 5

Digitized by Google